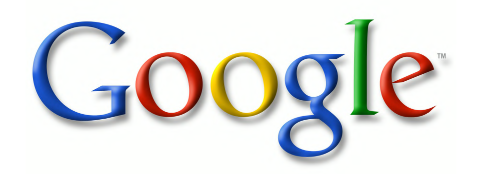
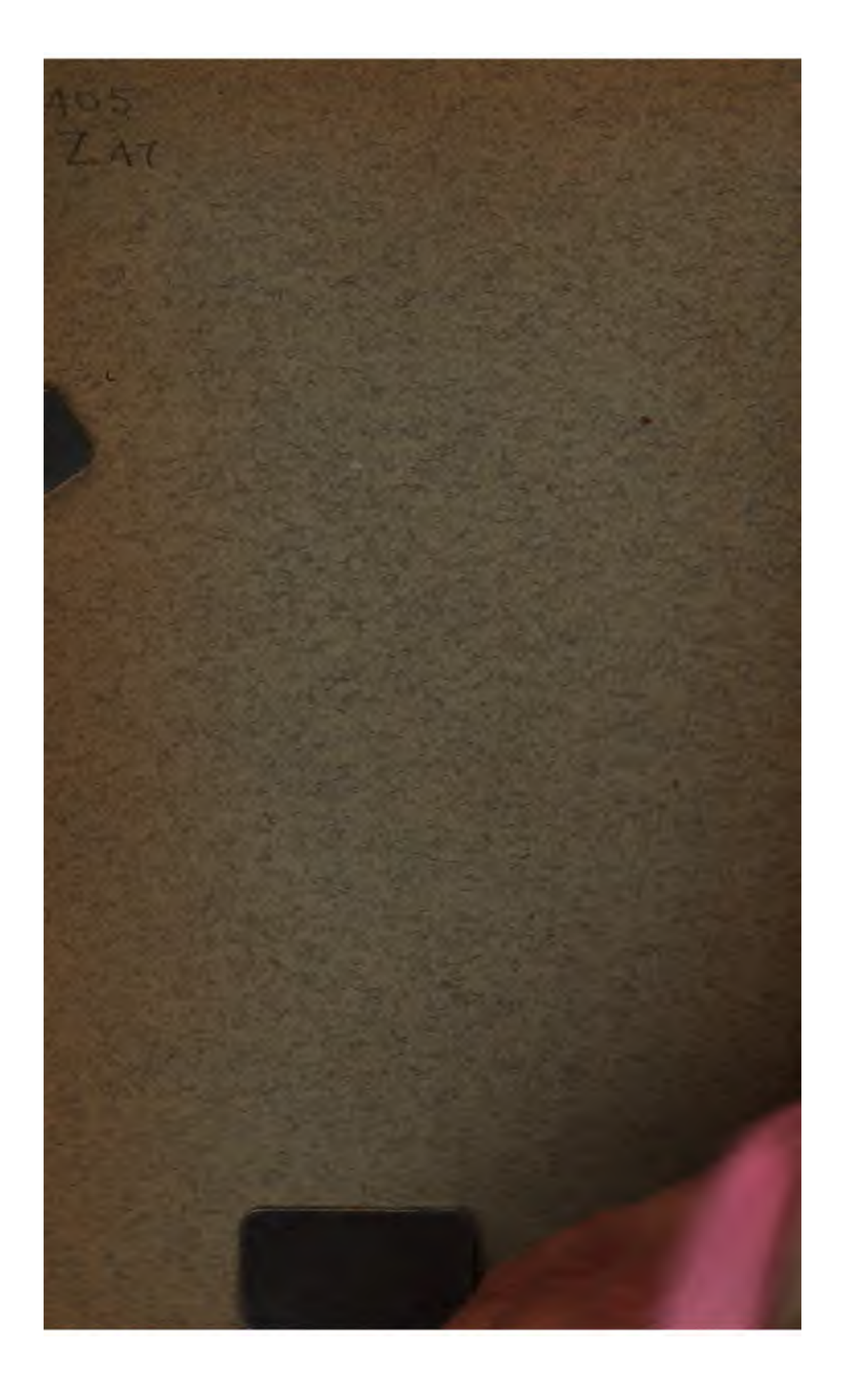




Stanford University Libraries
3 6105 026 465 307







ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIE

VERANTWORTLICHE REDACTEURE

K. SCHENKL, J. HUEMER, J. HAULER.

FÜNFZIGSTER JAHRGANG.

1899.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN

I., BARBARAGASSE 2.

Inhalt des fünfzigsten Jahrganges

der

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien

(1899.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Seite

Seite

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Seite

Programmenschau.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Das Öffentlichkeitsrecht für das Schuljahr 1898/9 wurde verliehen:

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Beiträge zur Schulhygiene.

Die gegenwärtige Unterrichtsarbeit basiert auf einer außerordentlichen Summe von Studien und Erfahrungen hervorragender Theoretiker und Praktiker, sie wird durch amtliche Einflüsse in verschiedenen Richtungen geregelt, eine reiche pädagogische Literatur bietet Anlässe zu neuen Fortschritten und Verbesserungen — kurz, es geschieht unleugbar viel, um auch in den Einzelheiten nichts unberührt zu lassen, was den unterrichtlichen Erfolg der Schule heben könnte.

Vergleicht man mit der philosophisch-pädagogischen Seite des Unterrichtsbetriebes die hygienische Seite alles dessen, was zur Schulung gehört, so findet man, dass dieses letztere Gebiet in doppelter Beziehung ein noch sehr weites Arbeitsfeld bietet: einerseits in der Erforschung der Optima, welche hinsichtlich verschiedener einschlägiger Einzelgebiete in Frage kommen, andererseits bezüglich praktischer Durchführung von Besserungen, für welche die schulhygienische Forschung bereits ausreichende Anhaltspunkte geliefert hat.

Diese beiden Momente können allerdings daraus erklärt werden, dass die exacte Forschung wie auf dem Gebiete der Hygiene überhaupt so auch auf dem schulhygienischen Theile desselben jüngeren Datums ist; immerhin kann aber die Thatsache nicht verschwiegen werden, dass die Schule heute bereits in praktischer Anwendung der Forschungsergebnisse mehr leisten könnte und sollte, als sie thatsächlich leistet. Erfreulich ist der Umstand, dass in den letzten Jahren die pädagogischen Zeitschriften den betreffenden Fragen nahezutreten beginnen, die pädagogischen Encyklopädien die bezüglichen Themen mit aufnehmen, dass eine Reihe größerer und kleinerer Compendien erscheint, welche speciell die Schulhygiene als wichtiges Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege behandeln usw. [1])

[1]) Es wäre zu wünschen, dass alle Publicationen schulhygienischen Inhaltes, welche nicht bloß philosophierend oder compilatorisch sind,

Wir erinnern uns sehr wohl, vor mehr als einem Dutzend Jahren eine ganze Reihe hervorragender pädagogischer Zeitschriften nach Artikeln modern-schulhygienischer Richtung vergebens durchsucht zu haben; dieser Zustand hat sich gebessert und ist dies umso freudiger zu begrüßen, als gerade die Schule dadurch, dass sie die hygienische Seite ihrer Aufgabe ernst nimmt, vieles leisten kann, weil sie derart nicht nur die gesunde Entwicklung des aufwachsenden Geschlechtes beeinflussen, sondern implicite — selbst wenn es zunächst unbewusst geschähe — durch erziehliche Angewöhnung an gesündere Verhältnisse eine wichtige Fernwirkung ausüben wird. Manche Einzelheiten, um welche es sich hier handelt, möchten vielleicht dem Fernerstehenden als ganz irrelevant erscheinen; sie sind nicht immer das Wichtigste, wohl aber mit Stücke jenes complicierten Ganzen, welches die körperliche Wohlfahrt beeinflusst. Nehmen wir ein Beispiel: die Fenstervorhänge decken einen Theil der Glasfläche am oberen Ende der Fenster, wie dies in der Hälfte aller Lehrzimmer unserer Gymnasien und Realschulen thatsächlich der Fall ist. Da sich der Schüler in der Schule nicht wie zu Hause zum Fenster setzen kann, wenn es ihm beliebt, sondern auch die fensterfernen Sitzplätze benützt werden müssen, so wird, wenn das für die Lichtspendung gerade so wertvolle obere Fensterstück verdeckt ist, ein entsprechend geringerer — bestimmt öfter nicht ausreichender — Lichtgenuss geboten; um die kleinen Objecte, welche gesehen werden sollen, genauer zu unterscheiden, bücken sich die betreffenden Schüler andauernd zu denselben herab; geschieht dies oft, so wird die Integrität des Sehorgans gefährdet, gleichzeitig durch diese gebückte Haltung die Athmung behindert, die Verdauung beeinträchtigt usw. — kurz, eine Reihe schädlicher Einflüsse wird hervorgerufen oder verstärkt — weil die Vorhänge nicht in der für Schulzimmer richtigen Weise angebracht sind. Wäre man der begründeten Anschauung, dass irgendein schädlicher Einfluss ähnlicher Tragweite den Unterricht s. s. tangiert, so hätten gewiss für den Unterricht interessierte Männer den Gegenstand längst erwogen und discutiert, die Behörde hätte solchen Erwägungen gewiss die Aufmerksamkeit nicht versagt, auch wenn die Frage, wie jene der Fenstervorhänge, keine solche hervorragendster Bedeutung gewesen wäre. Man darf aber auch annehmen, dass ein Schüler den sonst möglichen Maximalgewinn an Wissen und Können innerhalb seiner Studienzeit nicht erreichen wird, wenn organische Functionen so eminent wichtiger Art, wie z. B. Athmung und

---

sondern auf exactem Wege Gesuchtes und Gefundenes bieten, in oder mindestens mit in der von Dr. Kotelmann begründeten, gegenwärtig von Prof. Dr. Erismann in Zürich redigierten „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege" (Verlag von L. Voss in Hamburg, Preis halbjährlich 4 Mk.) erscheinen möchten.

Verdauung, irgendeine (vermeidliche) Behinderung erfahren, sei es auch — infolge unpraktisch eingerichteter Fenstervorhänge.

Diese Zeilen haben nur den Zweck, andeutungsweise zu constatieren, dass in manchen Einzelheiten, deren Behandlung dem flüchtigen Blicke als ganz überflüssig erscheint, auch Belangreiches liegen kann.

Niemand wird die Pflicht des Staates in Abrede stellen, für Schüler und Lehrer in der Schule gesundheitlich unschädliche Lebensbedingungen zu erstreben, umsomehr als andernfalls der Schüler sogar gesundheitsschädliche Angewöhnungen aus der Schule ins Elternhaus mitnehmen kann, um derart mittelbar durch die Schule bei der Arbeit für letztere auch noch zu Hause ungünstig beeinflusst zu werden. —

Gelegentlich der Vorarbeiten zur österreichischen Wohlfahrtsausstellung 1898 wurde nun in der I. Section, welche unter dem Präsidium Sr. Excellenz, k. u. k. Geheimen Rathes Dr. Ritter von Hartel stand, jener Fragebogen für die Gymnasien und Realschulen aufgestellt, welcher im Mai 1897 die Druckerei verließ und den Schuldirectionen zugekommen ist. Dieser Bogen enthielt u. a. auch zahlreiche auf die Schulhygiene als wichtiges Wohlfahrtsgebiet entfallende Fragen;[1]) a priori musste hiebei getrachtet werden, möglichst nur solche zu stellen, zu deren Beantwortung die allgemeine höhere Bildung genügt; ganz vereinzelte Fragen, welche ein bescheidenes Maß schulhygienischer Kenntnis voraussetzten, waren allerdings nicht zu umgehen. Unterricht im engeren Sinne des Wortes war nicht im Programm des Gesammtunternehmens gelegen. Waren nun von vornherein für die Abfassung des Fragebogens aus obigen Gründen Grenzen gezogen, so kam dazu noch jene Begrenzung der Fragestellung, welche mit Rücksicht darauf geboten erschien, dass die Beantwortung, auch bei Auftheilung des Pensums unter den Lehrkörper, nicht unbillige Arbeitsforderung involvieren möge. Die Berechtigung der Fragestellung überhaupt lag in dem Charakter, bezw. Anlass des Gesammtunternehmens. Der mit gebürender Beachtung obiger Momente von der betreffenden Commission (Obmann Hofrath Dr. Huemer) aufgestellte Bogen wurde nun von allen Mittelschulen mit Ausnahme von vier Privatanstalten (davon drei ohne Öffentlichkeitsrecht) beantwortet. Einige theilweise erledigt eingelaufene Fragebogen waren für die statistische Behandlung nicht verwertbar, weil die bezüglichen Schulen erst vor kurzem eröffnet worden waren, daher eine Reihe von Fragen unbeantwortet lassen mussten.

Mit Rücksicht auf den beträchtlichen Umfang der Ergebnisse konnte aus den mannigfaltigen Resultaten jener statistischen Auf-

---

[1]) Der Fragebogen ist auch abgedruckt erschienen in der hier S. 2, Note. erwähnten „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege“, XI. Jahrg. 1898, S. 100 ff.

nahme nur ein Bruchtheil für die Ausstellung sowie die Festschrift [1]) verwendet werden; der größte Theil der statistischen Ergebnisse, sofern diese speciell Schulhygiene betreffen, soll in dieser Zeitschrift veröffentlicht und discutiert werden, und zwar meint Berichterstatter richtig vorzugehen, wenn er für die verschiedenen in Frage kommenden wichtigen Einzelpunkte eine möglichst einfach gehaltene, sachliche Einleitung beigibt, sowie, wo nöthig, andeutet, in welcher Art Verbesserungen ungünstiger Verhältnisse durchzuführen wären, soweit solche Ameliorationen wesentlich im Machtbereiche der Verwaltung der einzelnen Schule liegen. Aus mehr als einem Grunde besteht hiebei die Absicht, sich im folgenden Texte ausschließlich auf jene Gruppe von Themen zu beschränken, welche speciell durch den Fragebogen berührt wurden, und die betreffenden Einzeldinge wesentlich unter einigen schulhygienisch wichtigen, größeren Gesichtspunkten zu subsumieren, wobei einzelnes nicht gerade streng unter jene Gesichtspunkte Fallende miteingeflochten werden soll. Die Resultate dürfen insofern einiges allgemeinere Interesse beanspruchen, als die Aufnahme mehrseitige Ergebnisse hinsichtlich einer größeren Anzahl von Schulen bietet, für die österreichischen Leser der Zeitschrift auch in dem Sinne, als die Ergebnisse speciell die Verhältnisse unserer höheren Schulen betreffen. Das ganze Gebiet der Schulhygiene — abgesehen von der rein ärztlichen Domäne der „Schulkrankheiten" — zu behandeln, hieße den Raum dieser Zeitschrift ungebürlich in Anspruch nehmen.

Die statistischen Resultate betreffen

192 Gymnasien [2])
87 Realschulen

also 279 Mittelschulen,

mit für den allgemeinen Unterricht bestimmten Lehrzimmern

1858 in den Gymnasien
750 „ „ Realschulen

also 2608 in den Mittelschulen.

Das Lehrzimmer für den allgemeinen Unterricht ist derjenige Raum, in welchem der Schüler den größten Theil der Unterrichtszeit verbringt, wo er also von den hygienisch belangreichen Momenten (Licht, Luft, Bestuhlung usw.) am meisten beeinflusst wird. Um die Arbeit für den Auskunftgeber zu vereinfachen,

[1]) Österreichs Wohlfahrts-Einrichtungen 1848—1898. Die Entwicklung und der gegenwärtige Stand derselben. Festschrift zu Ehren des 50jährigen Regierungsjubiläums Sr. k. u. k. Apostolischen Majestät des Kaisers Franz Joseph I. Herausgegeben von der Commission der Österreichischen Wohlfahrts-Ausstellung Wien 1898. Wien, Perles 1898—1899. Artikel „Gymnasien und Realschulen, Wohlfahrtseinrichtungen an denselben". (Wahrscheinlich im III. Bande der Festschrift.)

[2]) Die Realgymnasien sind mit Rücksicht auf ihre geringe Zahl unter den „Gymnasien" hier und überall im Folgenden eingerechnet.

wurde daher — außer für die Turnsäle — hinsichtlich der Räume für besondere Unterrichtszwecke (Physiksaal usw.) keine Frage aufgestellt; es konnte dies umsomehr unterlassen werden, als die gesundheitliche Güte der Specialsäle im großen Durchschnitt jener der allgemeinen Lehrzimmer sich nähern dürfte, da die Räume für besondere Unterrichtszwecke im einzelnen Falle an den günstigen oder ungünstigen Bedingungen der Gesammtanlage des Hauses participieren.

Die genannten Lehrzimmer für den allgemeinen Unterricht enthielten Sitzplätze für Schüler

in den Gymnasien	72.458
„ „ Realschulen	30.258
also in den Mittelschulen	102.716.

Unbesetzt waren Zimmer

in den Gymnasien	30
„ „ Realschulen	6
„ „ Mittelschulen	36.

Selten waren in vorhandenen Zimmern die Sitzgelegenheiten noch nicht eingerichtet; es wurde dann, wenn sonstige Angaben über das Zimmer vorlagen, die Zahl der wahrscheinlichen Zukunftsplätze (auf Grund der Dimensionen und Sitzplatzzahlen eingerichteter Zimmer desselben Hauses) in Rechnung gestellt. Gewisse statistische Resultate, welche von dieser Bestimmung der Sitzzahl tangiert wurden, werden dadurch nicht fehlerhaft. Die obigen 36 Zimmer wurden bezüglich des natürlichen und künstlichen Lichtes, der Lüftung, Bestuhlung, Fußbodenbeschaffenheit usw. in die Statistik einbezogen und nur hinsichtlich der auf einen Schüler zur Aufnahmszeit thatsächlich entfallenden Luftmenge nothwendig auch besonders behandelt.[1])

Die Gesammtzahl der in den leeren und unvollständig besetzten Zimmern verfüglichen unbesetzten Plätze betrug

in den Gymnasien	11.916
„ „ Realschulen	3.333
also in den Mittelschulen	15.249.

[1]) Nicht in Rechnung gezogen wurden bei den Gymnasien ein leerstehendes Zimmer (Niederösterr.) und 7 Classenzimmer, welche in einem Privathause untergebracht waren, bezüglich der Realschulen eine in einem Gymnasialgebäude untergebrachte Classe, sowie zwei in einer Knabenvolksschule exponierte (alle in Böhmen); diese Räume konnten nicht in Betracht gezogen werden, weil die näheren Angaben fehlten. Eingerechnet wurden hingegen bei den Realschulen vier eingemietete Classen, sowie ein Zeichen-, ein Chemiesaal und zwei Physiksäle (Krain, Böhmen), welche als allgemeine Lehrzimmer Verwendung fanden, weil bezüglich dieser Räume die Details in den betreffenden Fragebogen angegeben worden sind. — Eine Classe war als Wanderclasse eingerichtet (Böhmen, R.S.). — Aus diesen Bemerkungen ergibt sich schon, dass Schwierigkeiten hinsichtlich der Unterkunft nur sehr selten bestanden.

Die Zahl der öffentlichen Schüler betrug in den obigen 279 Mittelschulen zu Anfang des II. Semesters 1896/97

in den Gymnasien........... 60.542
„ „ Realschulen.......... 26.925
also in den Mittelschulen..... 87.467.

Die Zahl der Schulen mit Vorbereitungsclassen (*V*), einer (I), zwei (II) usw. bis acht (VIII) Classenstufen betrug:

	V	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII
Gymnasien[1])	13	3	5	1	14	2	3	2	163
Realschulen	3	1	3	4	11	—	1	67	—
Mittelschulen	16	4	8	5	25	2	4	69	163

[1]) Die Zahl der Gymnasien wird bei den vierclassigen und in toto, ebenso die Zahl der Mittelschulen überhaupt hier um eine Einheit größer, weil die Unterclassen der Realschule an der Staatsmittelschule in Reichenberg hier eingerechnet wurden: der bezügliche Fragebogen wurde für Untergymnasium und Unterrealschule zusammen beantwortet.

Es waren demnach, was die Anzahl von Classenstufen (abgesehen von Parallelabtheilungen) betrifft, vorhanden an den

	Vorbereit.-classen	Erste Classen	Zweite Classen	Dritte Classen	Vierte Classen	Fünfte Classen	Sechste Classen	Siebente Classen	Achte Classen	I.—VIII. Classen Summa
Gymnasien	13	193[1]	190[1]	185[1]	184[1]	170	168	165	163	1418
Realschulen	3	87	86	83	79	68	68	67	—	538
Mittelschulen	16	280	276	268	263	238	236	232	163	1956

[1]) Inclusive Unterclassen der Realschule an der Staatsmittelschule in Reichenberg.

I. Licht.

Die Zahl der in den verschiedensten Culturländern von Augenärzten zum Zwecke wissenschaftlicher Studien speciell auf Kurzsichtigkeit geprüften Schüleraugen geht in die Hunderttausende; kein anderes Organ als das Auge, keine andere Anomalie als die Kurzsichtigkeit hat solche Ziffern mit bestimmtem wissenschaftlichen Endzwecke untersuchter Schulbesucher aufzuweisen. Hiebei wurde u. a. wesentlich gefunden, dass die Zahl der Kurzsichtigen im Durchschnitt von Classe zu Classe, von Schulkategorie zu Schulkategorie steigt, je höher die Classe und Schulkategorie wird, d. h. je höhere Ansprüche an das Auge gestellt werden, und dass die höheren Grade der Kurzsichtigkeit in den höheren Classen

percentuell stärker vertreten sind.[1]) Wenn nun auch die zuständigen Gelehrten darüber noch nicht ganz einig sind, wie die Verlängerung der von vorne nach hinten ziehenden Augenachse eigentlich zustande kommt, wenn auch die wissenschaftliche Theorie des Zustandekommens der Kurzsichtigkeit ein noch immer nicht abgeschlossenes Gebiet der Forschung bildet, so stehen doch zwei Thatsachen fest, welche der Schule vollständig genügen, dem Gegenstande das ernsteste Interesse entgegenzubringen: dass die Kurzsichtigkeit mit und ohne möglichen, bezw. vorkommenden schweren und schwersten Folgeleiden ein Übel[2]) ist und dass sie bei anhaltender Naharbeit entstehen, bezw. in ihrer Entwicklung gefördert werden kann, besonders wenn diese Arbeit bei ungünstiger Beleuchtung vor sich geht. Daraus ergeben sich für die Schule dreierlei Desiderata: 1. Die Zeiten der Naharbeit an kleinen Objecten möglichst zu kürzen, bezw. zu unterbrechen, ein Punkt, welcher bei einem anderen Capitel dieser Darstellung noch flüchtig berührt werden könnte, sonst aber ein Gebiet für sich ist; hier sei nur bemerkt, dass diese Forderung bloß in allgemeiner Form gestellt werden kann und keine Aussicht hat, hinsichtlich eines bestimmten Ausmaßes und für die einzelnen Altersstufen genau präcisiert zu werden; 2. die kleinen Objecte thunlichst groß und sonst deutlich zu machen — ein Punkt, welcher durch amtliche Vorschriften bezüglich der Ausstattung der Lehrtexte in wichtiger Richtung wertvolle Berücksichtigung erfahren hat, und bezüglich dessen die Präcisierung der hygienischen Forderungen weit gediehen ist; 3. die Einrichtungen bezüglich des Lichtgenusses so gut als möglich zu gestalten. Dieser letzte Punkt ist derjenige, welcher nach den früheren Bemerkungen (S. 3) im Fragebogen berührt werden konnte und daher im Folgenden auf Grund der statistischen Belege nach verschiedenen Richtungen discutiert werden kann.

Von anderen Momenten hängt besonders noch die Schulbankfrage innig mit der Gesundheitspflege des Auges in der Schule zusammen; hierauf und auf andere die Augenfrage berührende Momente wird später reflectiert werden.

a) Natürliche Belichtung. Wenn man mit einer Normalkerze mattweißes Papier in der Entfernung von 1 m beleuchtet,

---

[1]) Die Resultate der in österreichischen Schulen vorgenommenen Augenuntersuchungen, von einem unserer hervorragendsten Oculisten zusammengestellt, waren in einem sehr instructiven graphischen Tableau in der Wohlfahrtsausstellung exponiert, und wird vom selben Autor (Prof. Dr. A. R. v. Reuß) auch in der Festschrift (s. oben S. 4, Note 2) über den Gegenstand referiert. („Übersicht der Augenuntersuchungen in den Schulen Cisleithaniens.“ Wahrscheinlich im III. Bande der Festschrift.)

[2]) Curiositatis causa sei kurz bemerkt, dass man die Kurzsichtigkeit auch schon als eine — zweckmäßige Anpassung des Auges an die Arbeitsqualität erklären wollte .... Über eine solche Auffassung ein richtiges Urtheil zu fällen, dazu genügt der gesunde Hausverstand.

so erhält man dort eine bestimmte Helligkeitsintensität, welche als Maßeinheit mit dem Terminus Meterkerze (MK) bezeichnet wird. Das Minimum der nothwendigen Helligkeit eines Schülerplatzes wurde nun durch entsprechende Beobachtungen bei zahlreichen Leseversuchen photometrisch bestimmt und es wurde derart gefunden, dass ein solcher nicht unter 10 MK Helligkeit haben soll; es ist dies eine recht bescheidene Forderung; um gutes Tageslicht zu ersetzen, wären 50 MK erforderlich.

Vor und nach Auffindung des vorstehend angedeuteten Minimums von 10 MK wurde auf verschiedenen Wegen versucht, die Forderungen bezüglich des Tageslichtes im Schulzimmer zu präcisieren; von diesen Forderungen sei nur die nachfolgende als trotz gewisser Schwächen am besten fundierte hier angedeutet.

Denkt man sich den größten Kreis einer Kugel in 360 Grade getheilt und über einem solchen ein Quadrat errichtet, so erhält man einen Quadratgrad (Qg); solcher Qg hat die Kugel über 41.000. Mittels eines sinnreichen Instrumentes vermag man nun die Zahl der Qg zu ermitteln, welche vom Himmelsgewölbe aus z. B. einem Schülerplatze zugute kommen; es handelt sich also um jenes dem Schülerplatze direct lichtspendende Stück Himmel, dessen Grenzstrahlen, die entsprechenden Fensterkanten des Schulzimmers und Dachkanten gegenüberliegender Häuser usw. streifend, sich auf der Pultplatte zu einer körperlichen Ecke vereinigen. Dieses directe Himmelslicht fällt unter verschiedenen Winkeln schräge auf die Schülerplätze ein; reduciert man die Qg noch auf eine horizantale Fläche (bezw. die Pultfläche des Schülerplatzes), so erhält man den reducierten Raumwinkel (RW).

Durch vergleichende Parallelversuche mit Raumwinkelmesser und Photometer hat man nun 50° RW als unterste Grenze eines Schülerplatzes auch bei trübem Wetter feststellen zu können gemeint; diese würden nämlich auch an trüben Tagen noch eine Platzhelligkeit garantieren, welche den eingangs genannten 10 MK entspricht.

Aller Mühe und allem Scharfsinne zum Trotze ist aber diese Formel nicht vollkommen einwandfrei, wenn sie auch den Kern der Sache weit besser trifft, als die älteren in dieser Richtung angewendeten Methoden und aufgestellten Forderungen; es handelt sich ganz wesentlich darum, nicht nur die Brauchbarkeit eines fertiggestellten Schülerplatzes zu taxieren, sondern darum, eine Formel zu finden, der von vorneherein, bei der Bauanlage, zu genügen wäre, um jedem Schülerplatze das Helligkeitsminimum zu garantieren und bei der Planung auch bis zu diesem Helligkeitsminimum herabgehen zu können.

In Bezug auf jene 50° RW hat sich nun gezeigt, dass Factoren, wie z. B. das reflectierte Licht der Schulzimmerwände, solches der gegenüberliegenden Häuser u. a., eine derartige Rolle spielen können, dass wenigstens bei hellem Wetter jene 50° RW

nicht als unter allen Umständen giltiges Minimum angesehen werden müssen. Ein Minimum jener Winkelgröße in dem Sinne, dass ein Schülerplatz, welcher desselben theilhaftig ist, vom Standpunkte der Augenhygiene nicht zu schlecht belichtet sein könne, ist aber derart zu haben, wenn auch Plätze, welche weniger als jene 50° RW aufweisen, unter sonst besonders günstigen Umständen noch genügend belichtet sein können.

Soviel ist ferner sicher, dass ein Schülerplatz an (diffusem) Tageslichte nicht zuviel haben könne, sowie, dass Plätze, auf welche kein Strahl directen Himmelslichtes kommt, gewöhnlich eine unzureichende Belichtung haben werden, dass dies auch bezüglich zahlreicher Plätze mit nicht genügender Menge directen Himmelslichtes gilt, und dass die himmelslichtlosen Plätze am schlechtesten wegkommen, wenn die betreffende Straße enge ist oder relativ hohe Gebäude dem Schulhause gegenüberliegen, oder der Tag trüb ist und nicht zum mindesten, wenn gar kein Schülerplatz des betreffenden Classenzimmers directes Himmelslicht genießt.

Soviel ist ferner auch sicher, dass man gut thun wird, solche Schülerplätze anzustreben, von denen aus ein recht großes Stück Himmel zu sehen ist. Es ist dies alles umso belangreicher, als die photometrische Untersuchung der Lichtgüte der Schülerplätze Resultate gibt, welche durch die Anwesenheit der Schüler selbst eine beträchtliche Herabsetzung ihres Wertes erfahren, da der allergrößten Zahl der Schüler durch Körperstücke ihrer Nachbarn ein Theil dieses Lichtes von der kritischen Partie der Pultplatte abgehalten werden wird.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen sollen nun die Resultate der Erhebungen an den Gymnasien und Realschulen Österreichs für die einzelnen, hinsichtlich der natürlichen Belichtung belangreichen Punkte angeführt werden.

Zunächst wird für den Tageslichtgenuss, übrigens auch für die Luftzufuhr die Lage des Hauses an sich von Belang sein; zu wünschen ist eine nach allen Seiten freie, recht günstig wäre auch noch eine solche, bei welcher das an andere Baulichkeiten stoßende Haus mit seinen freistehenden Flächen nicht in Straßen von gewöhnlicher Breite läge. Es müsste nun allerdings, wollte man in diesen Dingen genau sehen, für jede Front, bezw. jedes Frontstück mit Lehrzimmern die Längserstreckung der Front, die Breite der Straße und die Höhe des gegenüberliegenden Objectes bis zur unteren Dachkante in Metern notiert und noch eine ganze Reihe anderer wichtiger Momente einbezogen werden; mit Rücksicht auf die Maßenaufnahme und die Vielseitigkeit des nothwendig zu Erfragenden war ein solcher Weg von vornherein ungangbar; immerhin geben die nachstehenden Ziffern ein Bild der Lage.

	Gymnasien	Realschulen	Mittelschulen
Es lagen Häuser mit allen Fronten			
nach freien Plätzen von mehr als Straßenbreite	34	11	45
nach Straßen oder nach Höfen von nicht mehr als Straßenbreite	13	9	22
Die übrigen Häuser (außer vorstehenden) besitzen zusammen Zahl der Fronten			
nach einem freien Platze (geräumigen Hof)	294	123	417
nach Straßen oder nach Höfen von nicht mehr als Straßenbreite	268	128	396

Der Umstand, dass fast ein Viertel aller Häuser (67 = 24%) ganz frei steht, wäre erfreulich, wenn nicht fast genau ein Drittheil dieser nur durch die gewöhnliche Straßenbreite von gegenüberliegenden Bauobjecten getrennt wäre, was recht bedauerlich ist; dass von allen übrigen 212 Häusern zusammen die Zahl der nach freien Plätzen gelegenen Fronten nur um ein Geringes größer ist als die Zahl der nach Straßen oder engen Höfen gerichteten, macht gleichfalls den sehr berechtigten Wunsch rege, es möchten diese Verhältnisse in absehbarer Zukunft sich günstiger gestalten; wie die Dinge stehen, hat aber für längere Zeit ein solcher Wunsch keine Aussicht auf Realisierung, weil sich nach den bezüglichen Auskünften der Fragebogen die Verhältnisse der Lagefreiheit für die nachfolgende Zahl der Schulhäuser

	Gymnasien	Realschulen	Mittelschulen
bessern	21	12	33
gleichbleiben	151	67	218
verschlechtern	20	8	28

werden, d. h. nur sehr wenig Besserung zu erwarten ist. Hiebei spielen unglückliche veraltete Bauordnungen der Städte gewiss eine Hauptrolle, indem derart manches erträglich gelegene Gebäude immer mehr in seinem Lichtgenusse beeinträchtigt wird. Die Verbesserung ist wesentlich von Neubauten an Stelle elend situierter Häuser zu erwarten.

Manche Schulgebäude liegen allerdings in Bezug auf Licht- und Luftgenuss entzückend schön, wie das des Staats-Real- und Obergymnasiums in Teplitz, dessen Bild in der Ausstellung unter Glas und Rahmen exponiert war.

Es ist keine Verschwendung, wenn man ein Schulhaus frei situiert, so dass es für Licht und Luft zugänglich wird; Generationen verbringen in dem Gebäude einen beträchtlichen Theil ihrer Jugendzeit, werden in ihrer Gesundheit durch die Art dieses Aufenthaltsortes beeinflusst und hiebei gewöhnt — oder nicht gewöhnt —, Licht und Luft als selbstverständliche Beigabe eines Arbeitszimmers zu betrachten; sofern die Mittelschulbesucher hiebei

in Betracht kommen, ist ferner noch besonders zu beachten, dass diese Schüler, mit den Volksschülern verglichen, die längste Arbeitszeit in den Schulen haben und dass gerade diese Schüler dereinst fast ausschließlich die amtliche Verwaltung des Staates und zum größten Theile die Vertretung des Volkes liefern, d. h. eine Erziehung durch die That zu gesundheitsgemäßen Lebensgewohnheiten und Anschauungen gewiss eine weit höhere als bloß individuelle Bedeutung hat.

Von beträchtlichem Belange für die Belichtung der Zimmer ist ferner die Orientierung der Fensterseiten. Auch ohne Sonnenschein ist z. B. die Leuchtkraft des südlichen Himmels größer als die des nördlichen. Wenn einzelne Autoren die Nordlage der Schulzimmerfenster mit Rücksicht auf das gleichmäßige, ruhige Licht befürwortet haben (was für Zeichensäle zugegeben werden kann), so muss doch auf Grund des heutigen Wissensstandes für sonnenseitige Lagen der Fenster der allgemeinen Unterrichtszimmer plaidiert werden. Die Gründe hiefür sollen hier nicht weitschweifig angeführt werden, doch seien einige kurze Bemerkungen gestattet. Außerdem, dass ceteris paribus die Platzhelligkeit in sonnenseitigen Schulzimmern größer ist als in anderen — weshalb diese Frage überhaupt hier abgehandelt wird —, ist die Besonnung der Aufenthaltsräume von großer gesundheitlicher Bedeutung, nicht zum mindesten für die Jugend. Die Alten hatten bereits empirisch den hygienischen Wert der Besonnung erfasst; der neueren Zeit war es vorbehalten, das italienische Sprichwort von Sonne und Arzt durch eine Reihe exacter Untersuchungen und statistischer Ergebnisse mehr und mehr wissenschaftlich zu begründen: so fand man vermehrte Kohlendioxyd-Ausscheidung und vermehrte Sauerstoffaufnahme unter dem Einflusse des Sonnenlichtes, statistisch mehr Erkrankungen in Nord- als in Südzimmern usw., und in den letzten 20 Jahren sind zudem überaus belehrende Forschungen hinsichtlich der entwicklungshemmenden und vernichtenden Wirkung angestellt worden, welche das Sonnenlicht auf eine Anzahl gefährlicher Krankheitserreger, wie die Bacillen des Typhus, der Cholera usw. ausübt.

Nach dieser kleinen Abschweifung von der Tagesbelichtung, welche durch die allgemeine hygienische Seite der Orientierungsfrage entschuldigt sein möge, seien nun die thatsächlichen Verhältnisse unserer Lehrzimmer angeführt.

Über ein Zimmer fehlte die Auskunft; von den 2607 übrigen haben 2294 = 88% die Fenster nur nach einer Himmelsgegend, 308 = 11·8% nach zwei und 5 = 0·2% nach drei.

Theilt man die Zimmer in drei Gruppen, nämlich 1. in solche, deren Fenster nach den Richtungen von SW über S bis SO gehen, 2. solche mit Fenstern von ONO über O bis OSO und von WNW über W bis WSW, endlich 3. solche, deren Fenster von NW über N bis NO orientiert sind, so erhält man:

1. stark besonnte Lagen: Fenster nach S, SSO, SO, SSW, SW;
2. mäßig besonnte Lagen: Fenster nach ONO, O, OSO, WNW, W, WSW;
3. sonnenlose oder sonnenarme Lagen: Fenster nur nach N, NNW, NW, NNO, NO.

In unseren Mittelschulen sind allgemeine Lehrzimmer **stark besonnt**:

	Gymnasien	Realschulen	Mittelschulen
S....	203	117	320
SO....	134	23	157
SW....	98	40	138
SSO....	38	18	56
SSW....	68	22	90
Summa....	541	220	761 Zimmer,

d. h. für die Mittelschulen überhaupt 33·2% der 2294 einseitig belichteten; rechnet man hiezu diejenigen Zimmer, welche, nach **zwei** oder **drei** Himmelsrichtungen Fenster besitzend, unter diesen Richtungen eine oder zwei starkbesonnte Lagen haben, so gehören hieher eine Reihe verschiedener, meist geringfügiger Zahlen aus den Orientierungscombinationen: N u. S, O u. S, S. u. W, NO u. SO, NO u. SW, SO u. SW, SO u. NW, SW u. NW, NNO u. SSW, ONO u. SSO, OSO u. SSW, SSO u. WSW, SSO u. NNW, SSW u. WNW, SW u. WNW, N u. S u. O, N u. S u. W; im ganzen für die

	Gymnasien	Realschulen	Mittelschulen
	126	59	185
dazu obige.	541	220	761
Totale	667	279	946 Zimmer,

d. h. für Mittelschulen überhaupt 36·2% starkbesonnter Zimmer von allen 2607.

In unseren Mittelschulen sind Zimmer **mäßig besonnt**:

	Gymnasien	Realschulen	Mittelschulen
O....	241	123	364
W....	226	68	294
ONO....	44	17	61
OSO....	35	22	57
WNW....	26	11	37
WSW....	57	22	79
Summa....	629	263	892 Zimmer,

d. h. für die Mittelschulen überhaupt 38·9% der 2294 einseitig belichteten. Rechnet man hiezu noch jene zweiseitig belichteten Zimmer, welche, bei den starkbesonnten nicht berücksichtigt, nach einer oder zwei der vorstehend genannten Lagen Fenster haben, so finden sich folgende Orientierungscombinationen, welche mit bescheidenen Zahlen beitragen: N u. O, N u. W, O u. W, NNO u. OSO, NNO u. WNW, ONO u. WSW, ONO u. NNW, OSO

u. WSW, OSO u. NNW, WSW u. NNW, NW u. WSW, NW u. ONO, N u. WNW. Sie geben in Summa Zimmer der

	Gymnasien	Realschulen	Mittelschulen
	85	37	122
dazu obige.	629	263	892
Totale	714	300	1014 Zimmer,

d. h. für die Mittelschulen überhaupt 38·9% aller 2607 Zimmer, für welche Angaben vorlagen.

Sonnenlose oder sonnenarme Zimmer waren in

	Gymnasien	Realschulen	Mittelschulen
N....	221	72	293
NO....	72	36	108
NW....	87	28	115
NNO....	65	15	80
NNW....	25	20	45
Summa....	470	171	641 Zimmer,

d. h. für die Mittelschulen überhaupt 27·9% der 2294 einseitig belichteten Zimmer. Rechnet man dazu noch die wenigen Zimmer, welche, zweiseitig belichtet, dennoch der 3. Gruppe angehören (NO u. NW), so erhält man für die

	Gymnasien	Realschulen	Mittelschulen
	6	—	6
dazu obige.	470	171	641
Totale	476	171	647 Zimmer,

d. h. für Mittelschulen überhaupt sonnenlose 24·8% aller 2607.

Es liegt also mehr als ein Drittheil aller Zimmer in starkbesonnten Richtungen, gegen 40% in mäßig besonnten und etwa ein Viertheil in sonnenlosen oder sonnenarmen; die starkbesonnten plus mäßig besonnten machen für die einseitig belichteten Zimmer 72% aller, für die ein- und mehrseitig belichteten zusammen 75%, also drei Viertheile der Zahl aller Zimmer aus; ist dieses Verhältnis auch recht merklich vom idealen entfernt, so ist es doch relativ günstig, und es scheint die Annahme berechtigt, dass man bei der Plananlage des Hauses und der Vertheilung der Räume zu ihren Sonderzwecken die gesundheitliche Wohlthat der Besonnung in vielen Fällen beachtet hat; diese Vermuthung erhält dadurch eine Stütze, dass für die starkbesonnten Lagen die einseitig belichteten Zimmer mehr als ein Drittheil aller bilden, während das betreffende Compasstück nur ein Viertheil des Kreises einnimmt.[1]) Ähnlich für die mäßig besonnten.

---

[1]) Der Berichterstatter war bestrebt, die Richtigkeit der statistischen Resultate durch die möglichen Controlen zu prüfen; hinsichtlich des vorliegenden Punktes wurde nun u. a. auch verglichen, ob die erhaltenen Ziffern mit jenen übereinstimmen, welche aus der Summierung der Angaben gewonnen wurden, die sich auf den Lichteinfall für den Schüler von links, rechts, links und hinten, links und rechts usw. ergaben (worüber später noch genauer referiert wird); hiebei fand sich, dass laut

Leider wird die Befriedigung über diese Resultate dadurch geschwächt, dass nicht alle in puncto Orientierung günstigen Zimmer die Wohlthat der Besonnung auch wirklich genießen: dies hängt natürlich von der Lagefreiheit der Front ab; es gibt aber gewiss Zimmer, welche zwar vortheilhaft orientiert sind, aber auf Grund ihrer Lage in engen Gassen mit hohen Häusern jener Wohlthat vollständig oder doch in verschieden hohem Grade verlustig werden; dass dies aber vollständig nicht in vielen Fällen vorkommen wird, beweist eine bezüglich der Belichtung überhaupt höchst wertvolle Thatsache. Es werden nämlich

in den Gymnasien..........	89·85%
„ „ Realschulen.........	89·37%
„ „ Mittelschulen........	89·71%

d. h. in toto fast 90% aller über 100.000 (S. 5) Schülerplätze in größerem oder geringerem Ausmaße überhaupt vom directen Himmelslichte getroffen. Es ist also für fast neun Zehntel der

---

Angabe in den Fragebogen den Schülern bloß von einer Seite (links, bezw. rechts) Licht zufiel in 2294 Zimmern, von mehr als einer Seite in 818 Zimmern; für ein Zimmer fehlte die Angabe (Summa 2608). Bei der Zählung der Angaben bez. der Orientierung nach Himmelsrichtungen fanden sich aber 2320 Zimmer = 89% als nach einer Richtung gelegen angegeben, nur 282 = 10·8% nach zwei und 5 = 0·2% nach drei; für eines fehlte die Angabe, Summa 2608. Eine kritische Nachprüfung der Fragebogen ergab, dass die Bogen von 7 Gymnasien und 4 Realschulen in Bezug auf zusammen 26 Zimmer „links und hinten" u. dgl. angaben, bei der Frage nach der Himmelsrichtung aber nur eine solche Richtung anführten; für einige Zimmer wurde die Art der Schreibung der zwei Richtungen (z. B. S, O statt S. u. O) als Grund der unrichtigen Übertragung gefunden; bei den Zimmern mit der Angabe „links und hinten" usw. und factisch nur einer Orientierungsrichtung wurde nun die wahrscheinlichen zweiten Richtungen in Rechnung gestellt und derart die oben gebotenen Ziffern gewonnen. Diese Ziffern hätten sich ohne jene Correctur gestellt, wie folgt:

	Gymnasien	Realschulen	Mittelschulen			
starkbesonnte Zimmer:						
einseitig belichtete.	551	224	775	= 33·4%	der 2320	Zimmer
zwei- bis dreiseitig belichtete.......	115	55	170			
Totale...	666	279	945	= 36·3%	„ 2607	„
mäßig besonnte:						
einseitig belichtete.	631	266	897	= 38·7%	„ 2320	„
zweiseitig belichtete	78	31	109			
Totale...	709	297	1006	= 38·6%	„ 2607	„
sonnenarme und sonnenlose:						
einseitig belichtete.	474	174	648	= 27·9%	„ 2320	„
zweiseitig belichtete	8	—	8			
Totale...	482	174	656	= 25·2%	„ 2607	„

Die Unterschiede sind derart, dass die statistischen Resultate durch das vielleicht nicht in allen 26 Einzelfällen correcte Einsetzen der wahrscheinlichen zweiten Himmelsrichtung in keiner wesentlichen Art beeinflusst werden.

Sitzzahl überhaupt etwas von dem S. 8 besprochenen Raumwinkel vorhanden. Auch die Befriedigung über dieses Verhalten wird allerdings durch manches noch zu erwähnende Moment beträchtliche Verminderung erfahren. Zu bemerken ist hinsichtlich der angeführten Procentzahl, dass zwei Gymnasien mit zusammen 19 und zwei Realschulen mit zusammen 23 Classen die betreffende Frage nicht exact beantworteten, sondern nur mit „Mehrzahl" oder „fast alle Plätze"; für diese vier Schulen musste gelegentlich der Berechnung des Totale die Zahl der Schülerplätze nach unten abgerundet werden; es ist also die gewonnene Ziffer nicht vollkommen exact, nähert sich aber weitgehend der Wahrheit.

Classen, in welchen kein Schülerplatz vom directen Himmelslicht getroffen wurde, waren in den

Gymnasien..	58 = 3·1% aller	mit	2609 Plätzen	= 3·6% aller
Realschulen .	17 = 2·3% „	„	568 „	= 1·9% „
Mittelschulen	75 = 2·9% aller	mit	3177 Plätzen	= 3·1% aller.

Wie die procentischen Ziffern zeigen, sind es bei den Gymnasien stärker besetzte Classen als bei den Realschulen. Procentisch sind die bezüglichen Ziffern sehr gering, etwa jede 35. Classe befindet sich in diesem elenden Zustande; diese 75 Classen schreien jedoch nach Cassierung. Jene Classen befinden sich vielfach in alten Gebäuden; als ein überaus trauriges Factum muss aber constatiert werden, dass sogar Gebäude aus jüngster Zeit, für die betreffenden Schulen gebaut, solche ganz und gar unzulässige Zustände aufweisen; so hat von den Gymnasien ein in einer Großstadt 1894 erbautes Haus fünf Classen, in welchen auf keinen Sitzplatz ein Strahl directen Himmelslichtes fällt(!), eine 1896 von einer kleineren Stadtgemeinde erbaute Realschule hat in zwei Zimmern solche Verhältnisse. Die älteren, sowie die nicht für Schulzwecke erbauten Häuser zeigen natürlich noch häufiger derartige unglückliche Zustände; so ist z. B. unter den Gymnasien eines mit 12 Classen ohne jedes directe Himmelslicht (Großstadt), ein anderes Gymnasium mit mehr als 600 Schülern bietet in 12 Classen keinem Schüler solches, eines mit über 700 Schülern überhaupt keinem, ein öffentliches und ein privates Gymnasium in kleineren Städten lassen in je vier Classen, d. h. in einem der Fälle in sämmtlichen auf keinen Platz directes Himmelslicht kommen usw. Zuweilen wird bei solchen elenden Häusern für die Zukunft noch Verschlechterung als zu erwarten angegeben. Nur ganz vereinzelte Schulen sind so unglaublich miserabel, dass auf keinen ihrer sämmtlichen Schülerplätze directes Himmelslicht gelangt.

Classen, in welchen nicht alle Plätze, sondern nur ein größerer oder geringerer Theil derselben sich im Genusse directen Himmelslichtes befindet, sind

in den Gymnasien	354	= 19% aller
„ „ Realschulen ...	169	= 22·5% aller
„ „ Mittelschulen ..	523	= 20·1% aller;

gewiss befindet sich unter diesen Classen eine Anzahl solcher, die zu cassieren wären; in den meisten derselben dürfte die Belichtung nicht ganz zulänglich sein. Hier handelt es sich aber schon um jede 5. Classe; wenn nun auch manche dieser Classen wegen günstiger Nebenbedingungen erträgliche Tagesbelichtung haben können, so ist doch nicht zu übersehen, dass gewiss von jenen fast 90% aller Schülerplätze, auf welche directes Himmelslicht gelangt (S. 14), gar mancher ungenügend belichtet wird, weil der betreffende Raumwinkel zu gering ist (S. 8) und glückliche Nebenumstände fehlen. Sehr bedauerlich ist, dass die künstliche Beleuchtung in den schlechtbelichteten Classen eine möglichst schlechte ist; auf diesen Punkt kommen wir später ausführlich zurück.

Da die Farbe des Anstriches von Häusern, welche den Lehrzimmerfronten gegenüberliegen, beträchtliche Bedeutung für die Helligkeit der Schülerplätze hat, so wäre zu wünschen, dass solche Häuser hell (aber, besonders wenn sie während der Schulstunden besonnt sind, nicht grellweiß) gestrichen wären. Als Mittel zur Besserung der Verhältnisse in ungünstig belichteten Classen könnte daher seitens der Schulleitungen angestrebt werden, dass das dem Schulgebäude gegenüberliegende Haus gelegentlich eines Neuanstriches hell getüncht würde; ein Mittelschuldirector wird in der Regel leicht in der Lage sein, durch persönliche Beziehungen in der Umgebung eine solche gemeinnützige Besserung zu erreichen, welche ihm persönlich keinen Nutzen bringt und dem Hausbesitzer keine andere Auslage macht, als jene, für welche er ohnehin aufkommen muss. In der Zukunft neu erbaute Schulhäuser werden hoffentlich solcher Nachhilfen nicht bedürfen. Ferner wäre besonders in solchen schlecht belichteten Classen auf Helligkeit der Schulzimmerwände zu achten; wir werden diesen Punkt noch bei der Garderobefrage berühren. Endlich wäre wohl manche Direction in der Lage, aus dem laufenden Budget der Anstalt allmählich jene außerhalb der Fenster angebrachten Spiegel anzuschaffen, wie sie Kaufläden in engen Straßen längst benutzen. Es ist zu empfehlen, die Spiegel so zu stellen, dass sie die Strahlen nach der recht hell getünchten Decke des Schulzimmers werfen; man erhält dann (allerdings mit etwas Verlust) einen milden und gut vertheilten Lichtzuschuss.

Wien. Dr. Leo Burgerstein.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

P. Corssen, Die Antigone des Sophokles, ihre theatralische und sittliche Wirkung. Berlin, Weidmann 1898. 8°, 75 SS.

Die Schrift beginnt mit einem Kampfe in entwickelter Gefechtslinie gegen G. Kaibels Göttinger Universitätsprogramm vom Jahre 1897, in welchem V. 905—915 unseres Stückes nicht bloß als sophokleisch vertheidigt, sondern sogar als eigentlicher Angriffspunkt der gesammten höheren Exegese hingestellt werden. Den Beweis, dass Kaibels Rettungsversuch missglückt sei, hat der Verf. durchaus nicht erbracht. Unsere Stelle ist bekanntlich eine Doublette von Herod. III 119, und es kann, um deren Unechtheit darzuthun, nicht genügen, wenn auf eine gewisse Inconcinnität, die ja wirklich vorliegt, hingewiesen wird. Denn hier war die Absicht, dem befreundeten Historiographen Ehre anzuthun, für den Dichter ein höherer Beweggrund, der selbst für den Fall die Oberhand beibehielt, wenn im einzelnen nicht alles vollkommen stimmte. Nur dann, wenn auch äußerlich, in sprachlicher Beziehung gewichtige Bedenken geltend gemacht werden können, haben wir ein Recht, die Verse zu verdächtigen: hierin aber Kaibel zu widerlegen, der mit größter Sorgfalt das ganze sprachliche Gefüge untersucht und als einwandfrei befunden hat, schien dem Verf. ganz überflüssig. Freilich vermag ich auch selbst nicht, Kaibels Gesammtauffassung der Antigone mir zueigen zu machen, und zwar schon aus dem Grunde nicht, weil die obige Stelle vielzusehr den Stempel des Gelegentlichen an sich trägt, als dass sie gleichsam den Schlüssel für das Verständnis des ganzen Stückes abgeben könnte. — Nach der Polemik gegen Kaibel sucht der Verf. zu beweisen, dass die That der Antigone eine Erfindung des Sophokles sei. Weder das Epos, Oidipodie und Thebais, noch Aischylos wüssten etwas von dem verweigerten Begräbnis des Polyneikes: denn Aisch. Sept. 1005—1078 seien nacheuripideisch. Aber auch hier hat mich der Verf. nicht zu überzeugen vermocht. Die Aussprüche V. 1070

u. 1044, die dem Verf. auf jene Zeit gar nicht zu passen scheinen, besitzen eben ganz allgemeine Giltigkeit, die Behauptung, dass *ἔξω* V. 1014 vag sei (es habe heißen sollen *τῆσδ' ὅρων ἔξω χθονός*) ist völlig unbegründet, endlich die Erklärung des V. 1024 in hohem Grade gekünstelt.[1]) Warum die Sieben des Aischylos nicht mit dem gewünschten festen Schlussaccorde aufhören, sondern gleichsam ins Ungewisse verhallen, das gilt es zu erklären (eine Parallele für einen solchen Schluss bietet bekanntlich Schillers 'Wilhelm Tell'), gewiss darf man aber diese Thatsache nicht einfach zu einer Athetese ausbeuten. Für den Beweis, dass vor den großen Tragikern das Polyneikesproblem nicht bestanden habe, ist aber auch Pindar Ol. 2, 47 ff. unbrauchbar: denn es ist sattsam bekannt, dass Pindar in seinen Preisgesängen solche Züge der Sage, welche den Gefeierten hätten unangenehm berühren können, gar gerne verschweigt (s. Wiener Studien XVIII [1895], S. 13).

Auf S. 35 erfahren wir, weshalb es eigentlich dem Verf. sosehr daran gelegen ist darzuthun, dass Sophokles die Fabel der Antigone selbständig erfunden habe: denn in diesem Falle sei es gestattet, 'lediglich aus der Zeit des Dichters und seiner Individualität zu beurtheilen, warum er die Fabel so und nicht anders gestaltet habe'. Also wieder das Bestreben, ein Kunstwerk, das doch stets als ein *κτῆμα εἰς ἀεί* gelten will, in seiner Grundidee an die Gegenwart festzuschmieden, ein Princip, über welches ich mich in diesen Blättern Jahrg. 1896, S. 985 ff. geäußert habe. Zur Zeit des Sophokles habe es als Gesetz gegolten, den Todten unter jeder Bedingung zu bestatten. Wenn Kreon die Bestattung des Polyneikes verbot, so habe er, ein eigenmächtiger Tyrann, ein unlösbares Gesetz verletzt, er sei ein Staatsverbrecher, und somit vertheidige Antigone ein heiliges Gesetz gegen Tyrannenwillkür. 'Auf Antigones Seite ist Recht, Pflicht, Staat und Religion, auf Kreons Einzelwille, Willkür, Tyrannei und Gottlosigkeit' (S. 52). Worin liegt aber, wenn dem so ist, die 'tragische Schuld' der Antigone? Wie gekünstelt ist bei dieser Auffassung die Erklärung des Verf.s dafür, dass Antigone sterben muss! Stürbe sie nicht, sagt er, so bliebe auch Haimon am Leben, und somit gienge Kreon straflos aus, was er als der eigentlich Schuldige nicht dürfe (S. 55). Ich meine, die Sache steht vielmehr so. Kreon hat als Selbstherrscher ein allgemein giltiges Gesetz, freilich ohne die Folgen zu erwägen, für einen speciellen Fall aufgehoben. Die Bürgerschaft beugt sich vor seinem grausamen Gebote, ihr ist des Königs Wille Gesetz. Nur so erklären sich die Worte der Ismene V. 78 f.

τὸ δὲ
βίᾳ πολιτῶν δρᾶν ἔφυν ἀμήχανος.

---

[1]) Denselben Vorwurf erhebe ich gegen die Erklärung von V. 1080 ff. der Antigone (S. 48, Note).

Anders Antigone. Ihre tragische Schuld ist die, dass sie mit unbeugsamem Starrsinne (V. 603 *λόγου τ' ἄνοια καὶ φρενῶν ἐρινύς*), als *γέννημ' ὠμὸν ἐξ ὠμοῦ πατρός*, [1]) daran festhält, im Widerspruche zum Königswillen den *ἄγραφα νόμιμα* zum Siege zu verhelfen, sei es auch auf die Gefahr hin, sterben zu müssen. Sie zeigt sich damit als echte tragische Heldin, und als solche muss sie fallen. Was unser Mitleid erweckt, ist, dass der Untergang der edlen Labdakidenjungfrau, der vom Schicksal über sie verhängt ist, eben dadurch herbeigeführt wird, dass sie als muthige Streiterin für eine heilige Sache einsteht.

Ist also auch das Endziel unserer Schrift verfehlt, so enthält sie doch nicht wenige gute Gedanken. So ist die Figur des Kreon und das Bild seines ganzen Thuns vortrefflich gezeichnet (S. 44—51), sehr richtig ist die Bemerkung S. 57, dass der Dichter 'mit dem, was auf der Bühne vorgeht, den Zuschauer so sicher packt, dass dieser gar nicht dazu kommt, sich Gedanken über das zu machen, was hinter der Bühne vorgehen musste, damit das, was er auf der Bühne sah, zustande kam', wodurch mit einem Schlage den gewohnten kleinlichen Raisonnements über tausenderlei Einzelheiten der dichterischen Mache ein jähes Ende bereitet wird, richtig die Erklärung, weshalb Antigone mit keinem Worte ihrer Liebe zu Haimon gedenkt (S. 66 f.), und ebenso unanfechtbar die Ausführungen über die Bedeutung des Chors im Drama, dass er durchaus nicht der 'ideale Zuschauer', sondern handelnde Person ist, und dass die Chorlieder nicht Schritt für Schritt und Wort für Wort zur Erklärung der Handlung herangezogen werden dürfen, dass sie vielmehr als Ruhepausen aufgefasst werden wollen, in welchen, von dem jeweiligen Stande der Dinge ausgehend, ganz allgemeine Betrachtungen niedergelegt sind.

Wien. Hugo Jurenka.

Demosthenes' Reden für den Schulgebrauch ausgewählt und bearbeitet von Christian Harder. I. Theil: Text, 160 SS. II. Theil: Commentar, 51 SS. 8°. Münster i. W., Aschendorff'sche Buchhandlung 1897.

Die Aschendorff'sche „Sammlung lateinischer und griechischer Classiker" hat nun auch Demosthenes in der vorliegenden Bearbeitung aufgenommen. Der 1. Theil enthält neben einer gutgeschriebenen biographisch-historischen Einleitung (31 SS.) den Text der gegen Philipp gehaltenen Staatsreden nebst einem Stücke aus der Kranzrede (§§. 169—210), sodann in einem Anhange einige auf die Person des Redners bezügliche Stellen aus Plutarch

[1]) Gewiss beziehen sich die Schlussworte *τὸ φρονεῖν εὐδαιμονίας πρῶτον ὑπάρχει* auch auf Antigone, nicht, wie der Verf. S. 58 will, bloß auf Kreon.

und Athenaios, endlich Abschnitte aus Isokrates, Aischines und Hypereides, welche als Material für schriftliche Übersetzungen aus dem Griechischen dienen sollen. Der Text verlässt nur in wenigen Fällen, wo bewährten Verbesserungen stattgegeben wurde, die handschriftliche Grundlage und strebt durch Zerlegung in möglichst viele Abschnitte, durch Interpunction und hie und da auch durch hervorhebenden Druck einzelner Wörter Übersichtlichkeit an. Von Druckversehen scheint er frei zu sein; jedoch hat sich die aus älteren Ausgaben herrührende Schreibung *ἐπηρμένον* in Phil. I 49 (statt *ἐπηρμένον*) auch hier eingeschlichen und ist umgekehrt bei *σῴζειν* in Ol. I 17 das Jota subscr. abgesprungen. Die äußere Ausstattung ist vorzüglich.

Im Commentar beschränkt sich der Herausgeber mit Recht auf möglichst knappe Anleitungen zu richtigem Erfassen schwierigerer Constructionen, passender Wiedergabe im deutschen Ausdruck und Erklärung des Gedankenzusammenhanges. Sie sind dem unmittelbaren Bedürfnisse des Schülers angepasst und verfallen nicht in den Fehler anderer ähnlicher Präparationsbehelfe, die Schulbehandlung des Autors ersetzen zu wollen und die Thätigkeit des Lehrers auf ein mechanisches Abfragen der erklärenden Angaben des Commentars herabzudrücken, oder dem Schüler jede geistige Arbeit zu ersparen. Es ist daher nur zu loben, wenn die Sacherklärung sich in sehr engen Grenzen hält. Im einzelnen ließen die Noten allerdings manche Besserung zu (vgl. Ol. I 12, wo die Übersetzung von *εὐτρεπίζειν* mit 'trefflich einrichten' nicht für die Stelle passt; ibid. nicht *προιέναι*, sondern das Medium hat den Sinn von prodere; Phil. II 3 „*ὅτι πάντες* dass wir alle — dann spaltet er das in die Redner und das Volk", oder Ol. I 27 „alles, wovon es nöthig ist, dass Biwakierende es nehmen"!), doch kann im ganzen der Commentar als brauchbares Hilfsmittel den Schülern empfohlen werden. — Zum Verständnis des Gesammtinhaltes der einzelnen Reden sind in die Einleitung Inhaltsübersichten eingestreut.

Wien. Franz Slameczka.

Philonis Alexandrini opera quae supersunt, ediderunt Leopoldus Cohn et Paulus Wendland. Vol. II edidit P. Wendland. Berolini, Typis et impensis Georgii Reimeri 1897. gr. 8°, XXXIV u. 314 SS. Preis 9 Mk.

Dank der Arbeitstheilung rückt die neue Philo-Ausgabe doppelt rasch vorwärts. Nach kaum Jahresfrist lässt der unermüdliche Paul Wendland nachfolgende neun Schriften in neuer Bearbeitung erscheinen: De posteritate Caini, De gigantibus, Quod deus sit immutabilis, De agricultura, De plantatione, De ebrietate, De sobrietate, De confusione linguarum, De migratione Abrahami. Nachdem Cohn in den grundlegenden Prolegomena des ersten Bandes, den wir in dieser Zeitschrift (1897, S. 42—47) ausführlich

angezeigt haben, die Handschriften classificiert und die für die Kritik des Philotextes maßgebenden Leitsätze aufgestellt hatte, durfte sich Wendland hierüber umso kürzer fassen.

Es sind die bereits von Cohn besprochenen Manuscripte MUFGAHPL, nach denen der Text der vorliegenden Schriften constituiert wird. Zu den schon im 1. Bande benutzten Excerpthandschriften R und N kommen die bereits von F. Cumont in seiner Ausgabe der Schrift „Von der Unzerstörbarkeit des Weltalls" herangezogenen Codices zum Cento De mundo hinzu, der aus den Tractaten Philos De confusione linguarum, De nobilitate, De plantatione, De gigantibus, Quod deus sit immutabilis und dem vorgenannten Werke De incorruptibilitate mundi erst im 15. Jahrhunderte zusammengestoppelt wurde. Eine Sonderausgabe dieses Flickwerkes wird mit Recht abgelehnt; es soll nur am passenden Orte für die Kritik verwertet werden. Auch die secundären Quellen werden ausgeschöpft: so Clemens Alexandrinus, Eusebius, Ambrosius Bücher De Abraham für die Schrift De migratione Abrahami, die Sacra Parallela des Joannes Damascenus, wobei auch die von Papadopulos-Kerameus aus einem codex Hierosolymitanus jüngst herausgegebenen Philofragmente nicht übersehen werden, ein Florilegium in einem Codex der Bibliotheca Barberina in Rom saec. XI, endlich ein wertvoller Kettencommentar des Nicetas Serranus zum Lukasevangelium, der an einer längeren Stelle De sobr. §. 49, 50 sechs- oder siebenmal die richtige Lesung bietet, und noch eine Catena im Codex Vaticanus-Reginensis 77.

Was die herausgegebenen Tractate selbst anlangt, so ist das Buch De posteritate Caini nur in einer einzigen Handschrift Vat. 381 saec. XIII (U) überliefert. Aus dieser hat sie Mangey zum erstenmal (1742) herausgegeben und den Text durch einige scharfsinnige Conjecturen gefördert, die seitdem durch Lesarten in den Sacra parallela ihre Bestätigung gefunden haben, während Tischendorf in seiner Neuausgabe der Schrift (Philonea 1868, p. 84—148) und der Holländer Holwerda infolge ihrer oberflächlichen Kenntnis des philonischen Sprachgebrauches oft in die Irre geriethen. Die Stellen, die einer Erklärung oder Emendation bedürfen, hat Wendland in einem besonderen Aufsatze (Philologus LVII, N. F. XI, 1898, S. 248—288) gründlich behandelt. Die Schrift De ebrietate (vgl. Wendland, Neu entdeckte Fragmente Philos, Berlin 1891, S. 15—28) hat nach Eusebius zwei Bücher enthalten. Ist das erste oder das zweite verloren gegangen? Bei Ioannes Damascenus finden sich Citate aus dem 2. Buche, die sich aber in dem uns erhaltenen *Περὶ μέθης λόγος πρῶτος* — dies der Titel in F — identificieren lassen. Wendland weist aus inneren Gründen überzeugend nach, dass Ioannes Damascenus die Ordnung verkehrt und das erste Buch sich erhalten hat. Als neues Hilfsmittel für die Kritik dieser Schrift wird des Philosophen Herennius *Ἐξήγησις εἰς τὰ μετὰ τὰ φυσικά* verwertet, ein Werk, das von

Heitz als eine vielleicht erst im 16. Jahrhunderte gefertigte Compilation aus Philo und anderen Schriftstellern erwiesen wurde.

Der Herausgeber, der seine genaue Bekanntschaft mit Philo schon wiederholt glänzend bewiesen hat, darf neben Cohn als sospitator Philonis bezeichnet werden. Seine Vorschläge, die er in kritischen und exegetischen Bemerkungen im Rhein. Mus. Bd. LII, 1897, S. 465—504; LIII, 1898, S. 1—36 gerechtfertigt hat, stützen sich auf scharfe Beobachtung des Sprachgebrauches Philos, „der in seinen exegetischen Schriften einen verhältnismäßig beschränkten Gedankenkreis in fast stereotypen Sprachformen wiederholt.“ Das kritische Verfahren wurde Wendland nach eigenem Geständnisse durch die Benützung des ziemlich vollständigen Philo-Lexikons aus dem handschriftlichen Nachlasse Chr. L. G. Grossmanns, der in den Fünfzigerjahren eine Philo-Ausgabe geplant hatte, sehr erleichtert.

Schließlich sei noch bemerkt, dass gleichzeitig mit der großen Ausgabe zwei Bändchen einer sehr wohlfeilen (das Bändchen Mk. 2) editio minor erschienen sind, die auf den kritischen Apparat verzichtet und bloß den gereinigten Text liefern will. In der Praefatio findet sich jedesmal ein knappes Verzeichnis von Vermuthungen zu verdächtigen oder verderbten Stellen. An Druckversehen sind von der großen in die kleine Ausgabe (vol. II) übergegangen: p. 28, 31 *τέσσαρος* für *τέσσαρας*. p. 54, 13 *συγκρίματυς* für *συγκρίματος*. p. 67, 21 *μερὶ* für *περὶ*. p. 126, 4 *συνέχεσθα* für *συνέχεσθαι*. p. 193, 5 *ἀλλὰ* (sic) für *ἀλλὰ*.

Prag. Siegfried Reiter.

Tulliana. Der Text des Thesaurus linguae Latinae zu Cicero de oratore in ausgewählten Stellen besprochen von Th. Stangl. Programm des kgl. Luitpold-Gymn. in München 1897/8.

Die Schrift ist eine Festgabe, vom Lehrkörper des Luitpold-Gymnasiums dem verdienten Gymnasialrector Dr. Markhauser gewidmet, und sie ist durch die Trefflichkeit und Gediegenheit ihres Inhaltes wohl geeignet, als Festschrift zu dienen. Es wäre nur dringend zu wünschen, dass die Fülle lehrreicher Beobachtungen, die uns Stangl in diesem Programme bietet, nicht das gewöhnliche Schicksal der Programmabhandlungen erfahre, sondern auch in weiteren Kreisen gelesen und insbesondere von jüngeren Philologen benützt werde, denen sie durch die mustergiltige Methode des textkritischen Verfahrens ein vortrefflicher Wegweiser sein kann. In der 60 Seiten umfassenden Schrift, auf deren reichen Inhalt schon der sorgfältig gearbeitete dreifache Index schließen lässt, wird eine größere Anzahl von Stellen — überwiegend aus Cic. de oratore — besprochen, indem Stangl seine schon in die Prager kritische Ausgabe (Tempsky 1893) aufgenommenen Conjecturen oder

solche, die er hier zum erstenmale vorträgt, ausführlich zu begründen sucht. Somit bietet uns St. in dieser Schrift eine hochwillkommene Abschlagszahlung auf seinen von der philologischen Welt immer noch mit Begierde erwarteten kritischen Apparat zu der genannten Prager Textausgabe. Es ist nicht möglich, in dem engen Rahmen eines Referates alle Resultate der Schrift zu besprechen. Nur an einem oder dem anderen Beispiele sei es hier gestattet, das streng methodische kritische Verfahren Stangls zu beleuchten, durch das es ihm zumeist gelingt, seine Vorschläge in überzeugender Weise zu begründen. — de or. I 30 wird an der Stelle *neque vero mihi quicquam praestabilius videtur quam posse dicendo tenere hominum c o e t u s*, *mentis adlicere, voluntates impellere, quo velit* von fast allen neueren Herausgebern *coetus* gestrichen, weil es nicht bloß in der im allgemeinen vertrauenswürdigeren Hss-Classe M fehle, sondern auch bei Cassiodorus Senator *Variae* VI 5, 3, und weil angeblich durch Ausscheidung dieses Accusativs eine ebenmäßigere Satzgliederung erzielt werde. Hier zeigt nun St. vor allem, dass dem Fehlen in M durchaus kein entscheidendes Gewicht beizumessen sei — wobei er sich auf die Darlegungen von F. Marx in den Prolegg. zur Ausgabe des Auct. ad Herenn. stützt —, dass andererseits die hdschr. Beglaubigung der Lesart ganz und gar nicht gering anzuschlagen sei, weiters, wie die Einfügung des schwierigen und in den rhetorischen Schriften Ciceros seltenen Wortes kaum zu erklären wäre, und geht dann endlich zu dem Nachweise über, dass *hominum coetus* in dem Sinne 'ganze Versammlungen, große Menschenmengen' hier geradezu ein nothwendiger Begriff sei, gefordert von dem Zusammenhange der Stelle und insbesondere von der ganzen Auffassung Ciceros über den vollkommenen Redner, der mit dem Isokratischen *rhetor umbratilis* nichts zu thun hat, sondern die Fähigkeit besitzen soll, die Masse zu fesseln und zu beherrschen. Dies wird durch eine ganze Anzahl von Cicerostellen bewiesen. Endlich zeigt St. noch, wie diese Auffassung der Wirksamkeit des Redners, welche sich bei Cicero findet, von Platos Gorgias[1]) abhängig sei, der auch von den Zuhörern, die er sich denkt und wünscht, in ähnlichen Ausdrücken spreche. So erscheint denn jenes '*coetus*' zum Schlusse gegen alle weiteren Anfechtungen wohl gesichert. — In ähnlicher Weise wird auch zu *de orat.* I 32 die Schreibung *provocare iniquos* für das überlieferte *provocare integros* zunächst in glänzender Beweisführung als im Sinne der Stelle erwiesen, durch Parallelstellen aus Platos Gorgias gestützt, dann der substantivische Gebrauch von *iniqui* mit anderen Cicerostellen treffend

---

[1]) Im Programme von Cleve 1885 hatte F. Saltzmann wie für andere Dialoge Ciceros, so besonders für die Bücher *de oratore* zahlreiche Beziehungen zu Platos Gorgias nachgewiesen. Dessen Beobachtungen werden hier nun von Stangl zum Theil ergänzt.

belegt und endlich im Hinblicke auf gewisse Schreibversehen in M auch als eine paläographisch ganz naheliegende Änderung dargethan. — Die Zahl der in diesem Programme von St. zum erstenmale vorgetragenen Conjecturen zu Cic. de or. beträgt 26. Darunter ist eine ganze Anzahl sicherer Besserungen. Ich nenne von diesen noch II 147 *et sic quoniam sunt,* Friedrich *quom sint,* II 210 *quae si iam* (aus *quae suam* M, Vulg. *quae si quam*) mit wertvollen stilistischen Bemerkungen über den Gebrauch von *si iam* = *si maxime* = εἰ δή, ἐὰν δή, III 115 *an id etiam aliquis facile possit,* Vulg. *a. i. e. a. facere p.,* III 207 *relatio et regressio,* Vulg. *r. e. digressio.* — Auch zum auct. ad Her. IV 11, 16 bietet St. eine prächtige Emendation, indem er für das überlieferte *sine verbis et articulis,* das die Vulg. in *s. nervis et a.* ändert, herstellt *sine membris et articulis,* gestützt auf zahlreiche Belege, insbesondere aber auf de or. III 186 *articulis membrisque distincta.* — Von nicht geringerem Werte für die Kritik sind auch die ausführlichen Begründungen solcher Lesearten, die bereits in die Prager Ausgabe Stangls Aufnahme gefunden haben, so III 78 *homines Stoici,* III 79 *Stoicos nostros,* III 90 *perpetuitate et quasi contextione verborum* u. v. a. Allein nicht bloß auf textkritischem Gebiete liefert Stangls Arbeit reichen Ertrag; es fällt dabei auch manche lehrreiche sprachliche und stilistische Beobachtung ab, so die bereits genannte über den Gebrauch von *si iam,* über Fälle, wo ein Adjectiv oder Pronomen trotz verschiedenen Geschlechtes der Substantiva nur einmal gesetzt wird u. v. a. — Es sei zum Schlusse die an Resultaten mannigfacher Art reiche Abhandlung allen Fachgenossen wärmstens empfohlen!

M. Tulli Ciceronis Cato maior de senectute. With notes by Charles E. Bennett, professor of latin in Cornell University. Boston 1897.

Diese Ausgabe des Cato maior ist durch gewissenhafte Sorgfalt in der Benützung des hdschr. Apparates und der gesammten einschlägigen Literatur, wie durch unbeirrte Selbständigkeit des Urtheils sowohl in kritischen wie exegetischen Dingen in nicht gewöhnlichem Grade bemerkenswert. Eine kurze Einleitung orientiert über die Abfassungszeit und die Personen des Gespräches. Dem Texte folgt ein eingehender sachlicher und sprachlicher Commentar, an den sich dann eine 12 Seiten umfassende Critical appendix anschließt. Der reichhaltige Commentar bietet neben der Erläuterung sachlich und sprachlich schwierigerer Stellen auch nicht selten sinngemäße Übersetzungshilfen.

In den einleitenden Worten zur adnotatio critica bezeichnet Bennett die Ausgabe C. F. W. Müllers als the best critical edition of the de senectute; doch trotz dieses wohlbegründeten Urtheils wahrt sich der amerikanische Herausgeber auch Müller gegenüber

jederzeit die Selbständigkeit des Urtheils. Die Zahl der Abweichungen vom Texte C. F. W. Müllers ist ziemlich beträchtlich. Die mehr oder weniger ausführlichen Begründungen derselben in der adn. cr. zeigen, wenn man ihnen auch keineswegs immer beipflichten kann, doch stets von dem Streben des Herausgebers, die Sachlage gründlich zu prüfen, fußen zumeist auf sorgfältiger Beobachtung des ciceronischen Sprachgebrauches und sind fast immer anregend. Ich will nun die wichtigsten dieser Abweichungen vom Texte Müllers hier anführen: §. 1 *si quid te adiuvero*, M. *s. q. ego adiuvero*. §. 2 *et te et me ipsum*, M. *et te e. m. etiam i.*, doch scheint hier das steigernde *etiam* schwerlich entbehrt werden zu können, wenngleich B. die Seltenheit der Verbindung *et* — *et etiam* dagegen geltend macht. §. 3 erklärt B. *Ceus* als die ciceronische Schreibung, *Cius* hingegen als die Schreibweise der Kaiserzeit. Die Handschriften freilich, auch der Fehler *Chius* im Leid., zeugen für *Cius*. §. 4 entscheidet sich B. gegen Müller und die besseren Handschriften, welche *adepti* bieten, für *adeptam* als die *lectio difficilior*. ib. *nulla consolatione*, M. *n. consolatio*. §. 8 wird von B. ohne Noth gegen die besseren Handschriften *esses* eingefügt hinter *si Atheniensis*. §. 10 *plusque magisque* nach Bernays, M. und Vulg. *postque magisque*. §. 11 *fuerat in arce*, M. *fugerat in arcem*. §. 14 wird die Schreibung *suasi*, die allerdings auch Müller billigt, gut vertheidigt. §. 15 fordert B. mit Hinweis auf den durchgehenden Gebrauch in Ciceros Reden und philosophischen Schriften die Stellung *omnibus fere*, nicht, wie M. nach den codd. bietet, *fere omnibus*. §. 17 *non facit* — *at facit*, M. *non faciat, at faciat*. §. 20 *in Naevii poetae Lupo* (nach Ribbeck), M. *i. N. p. Ludo*. — Geistreich, wenn auch kaum probabel ist B.s Versuch, §. 25 in dem Verse des Caecilius *sentire ea aetate eumpse esse odiosum alteri* dieses *alteri* nicht substantivisch = 'dem Nächsten' zu fassen, sondern = *alteri aetati* mit Bezug auf das vorausgehende *ea aetate*. — §. 28 wird die von B. bevorzugte Schreibung *facitque persaepe ipsa* (M. *f. per se ipsa*) auch durch die Lesung des trefflichen cod. Ashburnh. (vgl. Sommerbrodt 12. Aufl. z. St.) nunmehr bestätigt. §. 29 *senectuti relinquimus*, M. *s. relinquemus*. ibid. verlangt und schreibt B. *ista ipsa* nach der von Cicero sonst stets — in 33 Fällen — beobachteten Stellung dieser Pronomina, während M. und die übrigen Herausgeber, durch die Übereinstimmung von P L bestimmt, *ipsa ista* schreiben. — §. 34 ändert B. die Schreibung der besten Handschriften *non sunt in senectute vires*, die auch M. festhält, in *ne sint in s. v.* — sicher mit Unrecht. Gegen die indicativische Fassung der Thesis in dem Sinne 'zugegeben, dass das Alter keine Körperkraft besitzt' ist nicht der geringste Einwand zu erheben. Ich verweise, wenn es da überhaupt eines Nachweises bedarf, auf ein ganz ähnliches Beispiel: Rosc. Am. §. 55: *innocens est quispiam, verum tamen, quamquam abest a culpa, suspicione*

tamen non caret. — §. 35 *quid mirum, si — sunt,* während M., der Autorität der besten Handschriften folgend, *q. m. s. sint* liest, vgl. Müller z. St. — ibid. hätte B. doch die bestbeglaubigte Lesart *contra morborum vim,* die entschieden hier auch *difficilior lectio* ist, der Schreibung *contra morbum* mit Müller vorziehen sollen. — §. 49 *exerceri videbamus in studio dimetiendi paene caeli*, Vulg. *mori videbamus i. st.*, das M. als corrupt bezeichnet. Mir scheint, wenn man nur die von Orelli empfohlene Umstellung vornimmt; *mori paene videbamus i. st. . . .*, der Gedanke vielleicht etwas kühn und ungewöhnlich ausgedrückt, keineswegs aber eine tiefere Verderbnis des Textes vorzuliegen. Treffend verweist Sommerbrodt z. d. St. auf *immoritur studiis* (Hor. ep. 1, 7, 85). — §. 52 *requietem*, M. nach L allein *requiem*, doch weist B. mit Recht darauf hin, dass Cic. sonst mit Ausnahme von p. Arch. 13 *requietem* schreibe. — §. 55 *ea ipsa,* M. (nach L.) *haec ipsa.* — ib. *non longe a mea* (nach Mähly), M. *n. l. a me.* — §. 56 *quam dixi*, M. *de qua d.* — §. 58 *id ipsum, ut lubebit* (nach Reid), M. *i. i. utrum l.* — §. 61 hält B. mit richtigem Urtheile an dem von den besten Handschriften gebotenen *totum* (*notum est totum carmen*) fest, während M. das Wort ausscheidet. Auch cod. Ashburn. (vgl. Sommerbrodt z. d. St.) zeugt für *totum.* — §. 68 *quoniam id, quod ille sperat* (nach Reid), von B. gut vertheidigt gegen M. *quod id q. i. s.* — §. 71 sind die sehr verständigen Gründe beachtenswert, die B. für die hdschr. Lesart *vi evelluntur* ins Treffen führt, die bekanntlich von allen neueren Herausgebern geändert wird in *vix evelluntur.* — §. 72 *possis*, M. *possit.* — §. 77 *equidem non video* mit geringeren Handschriften und Sommerbrodt, M. *non enim video.* — ib. *tuum, Scipio, tuumque, Laeli,* M. *P. Scipio tuque, C. Laeli.* — §. 82 *multo melius*, M. nach den besten Handschriften *melius multo.* B. beobachtet nämlich, dass Cicero in 200 Fällen des Gebrauches jenes *multo* nur dreimal dem Comparativ nachsetze. Es gibt also doch einige Beispiele dieser Stellung, und wir haben kein Recht, diese ungewöhnliche und jedenfalls significante Stellung, zumal sie hier fast durch die Einstimmigkeit der besten Handschriften geschützt wird, anzufechten. — §. 85 *defatigationem*, M. *defectionem.* — Wir müssen schließen. Ein frischer Zug geht durch das Verfahren des amerikanischen Herausgebers, der bei aller Selbständigkeit seines Urtheils dennoch die Bahn methodischer Kritik nicht verlässt. Die Ausgabe wird gewiss auch bei dem deutschen philologischen Publicum die verdiente Beachtung finden.

Wien. A. Kornitzer.

Alfred Kunze. Sallustiana. 3. Heft, 2. Theil: Die Stellung, Wiederholung und Weglassung der Präpositionen. Leipzig, Simmel u. Co. 1898. gr. 8°, 352 SS.

In diesem Schlusshefte der Sallustiana, wo über die Stellung, Wiederholung und Weglassung der Präpositionen gehandelt wird, betritt Kunze ein Gebiet der lateinischen Grammatik und Stilistik, das ziemlich unvollständig bebaut ist und gar manche dunkle Punkte aufweist. Auch speciell für Sallust war bisher in dieser Beziehung wenig geleistet worden; denn sowohl in den Commentaren als auch in den grammatischen Arbeiten wurden die betreffenden Sprachgewohnheiten desselben nur mangelhaft berücksichtigt oder auch ganz außeracht gelassen, so dass eine ausführliche und erschöpfende Besprechung dieser Partie seiner Grammatik durchaus erwünscht sein musste. Diese Lücke will nun Kunze durch die vorliegende Arbeit ausfüllen. Indem er alle betreffenden Stellen aus Sallust vorführt, sucht er die sich hierin offenbarenden Gesetze festzustellen und klarzulegen. Damit begnügt er sich jedoch nicht, sondern, da ein richtiges Verständnis von Sallusts Schreibweise erst durch den Vergleich mit anderen, besonders gleichzeitigen Prosaikern erzielt werden kann, zieht er vernünftiger Weise bei jeder Erscheinung, die in Betracht kommt, auch diese heran und zeigt, inwiefern jener mit ihnen übereinstimmt oder von ihnen sich unterscheidet. Dadurch erklärt sich auch der größere Umfang dieser Schrift. Am häufigsten vergleicht Kunze Cicero, Caesar, Livius, und da er auch zahlreiche Stellen aus ihnen bespricht, hat sein Buch auch für sie einige Bedeutung. Wie in den vorhergehenden Theilen, sind auch hier Kunzes Sammlungen äußerst genau und berichtigen in sehr vielen Fällen die Angaben älterer Forscher. Seine Erörterungen sind durchweg interessant; sie zeugen von feiner Beobachtungsgabe sowie von scharfem grammatischen Sinne und gesundem Urtheil. In mancher Hinsicht wird dieses bisher finstere Gebiet der Grammatik durch sie nicht unwesentlich aufgehellt, jedenfalls weiteres Forschen angeregt und vorbereitet.

Übrigens zeigt sich auch in dieser anscheinend bedeutungslosen Partie dasselbe Bild des sallustischen Stiles wie in den Theilen, welche im vorhergehenden Hefte zur Sprache kamen, nämlich die allmähliche Vervollkommnung und der fortschreitende Ausbau desselben. Während man z. B. im Catilina und Jugurtha bei adjectivischem Attribut nur die einfache Stellung Präposition-Attribut-Substantiv oder Präposition-Substantiv-Attribut findet, lässt sich für die Historien die gewähltere Zwischenstellung Attribut-Präposition-Substantiv öfters nachweisen. Ebenso dürfen wir mit dem Verf. annehmen, dass in diesem letzten Werke die Vorausstellung des substantivischen Gen. attrib. vor die Präposition als neue Errungenschaft des Stiles auftrat, während sich Sallustius vorher stets mit der schlichten Stellung nach der Präposition oder auch nach dem regierenden Substantiv begnügte.

Selbstverständlich sind die hier vom Verf. gewonnenen Resultate auch für die Gestaltung vieler in kritischer Beziehung zweifelhaften Stellen beachtenswert und dürften theilweise zur Ermittlung der richtigen Lesart führen. Kunze selbst hat von diesem Standpunkte aus einige schwierige Stellen unseres Autors eingehend (so namentlich Iug. 78, 2; vgl. S. 25—40) behandelt und dankenswerte Beiträge zur Texteskritik desselben geliefert. Um nur einiges hervorzuheben, ist schon nach dem oben Erwähnten die handschriftliche Überlieferung in den Historien ep. Mithr. 14 „apud Cyzicum magno cum exercitu in obsidio moranti frumentum detuit“ als richtig anzusehen und keineswegs mit Graeber in „apud Cyzicum cum magno exercitu“, wodurch obendrein die Kakophonie -cum cum entstünde, zu ändern. Ebensowenig darf man Cat. 60, 2 mit Jacobs an die Umstellung des cum zu „maximo cum clamore“ denken; vgl. S. 8 f. Aber nicht mit allen Ausführungen des Verf.s kann ich mich einverstanden erklären. Nichts ändere ich z. B. Cat. 35, 1 an der besten Überlieferung: „grata mihi magnis in meis periculis“; denn die Stelle entstammt einer Urkunde, so dass Sallust jene ungewöhnliche Wortstellung ihrem Original entlehnt haben kann. In dieser Annahme bestärkt mich auch der Umstand, dass man etwas weiter §. 4 der für denselben Autor ebenfalls ungewöhnlichen Wortfolge „opes — dignitatis conservandae sum secutus“ (für „secutus sum“) begegnet. Auch Iug. 78, 8 halte ich an der „etwas radicalen“ Meinung fest, dass in tempestate zu streichen sei, wie schon vor mir, was ich nicht wusste, Cornelissen gethan hat.

Auszusetzen wäre an der Schrift eine gewisse Breite in der Darstellung und ein zu geringes Maßhalten im Anführen von fremden Schriften. Aus den zahlreichen Citaten ersieht man jedoch, dass der Verf. die grammatische Literatur in großem Umfange beherrscht, dass er sowohl die neuen Arbeiten, als auch ältere, selbst in Vergessenheit gerathene Werke kennt und für seine Schrift verwertet hat. Somit sei das offenbar mit großem Fleiße geschriebene Buch allen Fachgenossen, den Grammatikern nicht minder als den Kritikern, zum Studium bestens empfohlen.

Prag. Rob. Novák.

Johann Kelle, Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zum 13. Jahrhundert. 2. Band. Berlin, W. Hertz 1896. 8°, 403 SS.

Ich theile im Folgenden mit, was ich Neues in dem Buche gefunden habe, gebe Berichtigungen und Nachträge. Auf diese Art ist es wohl eigentlich nicht möglich, einem Buche gerecht zu werden, dessen Hauptverdienst in der Überschau über ein gewaltiges Material, in der Zusammenfassung und ständigen Rück-

sichtnahme auf die zeitgenössische lateinische Literatur und die gleichzeitige Geschichte besteht. Hier aber kann der Ref. doch ohnehin nichts Besseres thun, als in kurzen Worten eingestehen, dass er durch das Werk vielfach angeregt und gefördert worden ist. Der Wert des Buches bleibt sich natürlich nicht in allen Partien gleich, gegen das Ende ist ein sichtliches Erlahmen zu constatieren, vielleicht auch nur, weil der Stoff hier dem Arbeitsgebiete des Verf.s ferner lag — jedenfalls sehen wir dem S. 206 uns in Aussicht gestellten dritten Bande mit freudiger Erwartung entgegen.

Spielleute S. 2, bei Erwähnung der Spottlieder auf Gebhard wäre zu verweisen gewesen auf Kraus, Zs. f. d. ö. Gymn. 1894, S. 132. — Jünglinge im Feuerofen S. 7 will K. 7, 14. 15 streichen. Müllenhoff und Roediger, dem sich Steinmeyer anschließt, haben die Strophe herzustellen versucht, indem sie einzelne Zeilen, die nicht aufeinanderfolgen, für interpoliert erklären. Das ist immer misslich. Sicher freilich darf die Strophe nicht mehr als zehn oder zwölf Zeilen haben. Am besten hält man wohl die sechs letzten Zeilen für einen Zusatz. Dass 7, 7. 8 in 8, 7, 8 wiederkehren, kann ich nicht mit Roediger als Grund für ihre Athetese ansehen, da das Gedicht zu kurz ist, um etwas über seinen Stil aussagen zu können. Wegen der überzeugenden Herstellung der dritten Strophe wäre Kraus a. a. O. 138 zu erwähnen gewesen. — Ezzo S. 8 ff. Die über die Quelle dieses Gedichtes aufgestellten Hypothesen sind überzeugend widerlegt von v. d. Leyen, Kleine Beiträge zur deutschen Litgesch. im 11. u. 12. Jahrh., S. 9 ff. Über die Erschaffung Adams aus acht Theilen wird S. 12 f. richtiger gehandelt als bei Kögel, Gesch. d. d. Lit. I 1, 42 f. Die Identification der Namen Icco und Ezzo S. 16 ist wohl abzuweisen. — Genesis S. 22 ff. Der Nachweis des Avitus als Quelle scheint mir nicht gelungen. Die betreffende Behauptung hat übrigens nicht, wie v. d. Leyen a. a. O. S. 6, Anm. meint, Vogt zuerst ausgesprochen, sondern sie findet sich bereits bei Diemer, Beitr. VI, LXV, und nach ihm bei Scherer, QF. I 17. Aber ich halte sie für ebenso unrichtig als dass Avitus die Quelle der altsächsischen Genesis sei. Schon dass die beiden Gedichte in dem Zuge vom Falle des Teufels durch drei Tage übereinstimmen, müsste vorsichtig machen. Für die altsächs. Genesis hat schon Jellinek, Anz. f. d. Alt. 21, 221 Zweifel ausgesprochen, die sich leicht begründen ließen. Für das altdeutsche Gedicht beweisen mir die von K. in den Anmerkungen beigebrachten Parallelstellen das Gegentheil dessen, was er beweisen will. Die Übereinstimmungen sind doch recht gering und meist von der Art, wie sie sich überall finden. Höchstens der Vergleich Gottes mit dem Wachsbildner hat mehr Anspruch auf Beachtung, aber auch er liegt sosehr im Wesen des Verglichenen, dass sehr wohl zwei Leute unabhängig auf den Einfall kommen konnten. Genesis 26,

1 f. hat mit der S. 23. 256 damit zusammengebrachten Avitusstelle gar nichts zu thun; denn sie stimmt einfach zu Gen. IV 11, nur dass eine falsche Lesung *maledicta erit terra* statt *maledictus eris super terram* (unter Einfluss von III 17) anzunehmen und der Zug von der Jungfräulichkeit der Erde zugesetzt ist, welche beiden unterscheidenden Züge sich gerade bei Avitus nicht finden. Hiemit kann also die Gleichheit des Verfassers für den „Kain" gewiss nicht bewiesen werden, wenn mich auch die Gründe, die dagegen angeführt wurden, nicht überzeugen. S. 24 wird das Bild vom Schwitzen der Thäler auf Avitus zurückgeführt; aber *arida maduere* heißt doch allgemein „das Trockene wurde feucht" und enthält kein Bild. Anderes wird aus Hrabanus Maurus hergeleitet, theilweise mit gleich geringer Überzeugungskraft. Genesis 26, 10 ist doch nicht von Giganten die Rede. Die Exemplification der Sprachenverwirrung (S. 25) stimmt theilweise näher zu anderen Fassungen als zu Hrabanus, s. Strauch zu Enikels Weltchronik S. 65. Die Übergehung der Geschlechtsregister hat nichts Auffallendes, da sie dem sonstigen Brauche des Dichters entspricht, braucht also nicht auf Hraban zurückgeführt zu werden, der in der Begründung auch nicht eigentlich stimmt. Die Zeitbestimmung S. 27 ist nicht annehmbar, da die Laieninvestitur bereits 1065 von Alexander II. verboten wurde (Can. Per laicos 20. C. 16. Q. 7), s. Philipps, Lehrbuch d. Kirchenrechtes, 2. Aufl., S. 296. Die innerösterreichische Zehentangelegenheit, auf die die Anspielung Genesis 74, 37 gedeutet wird (S. 28), hat mit derselben nichts zu thun; während es sich dort um einen Conflict zwischen Bischof und Bischof handelt, dreht es sich hier um Staatsgewalt und Immunität, vgl. Schröder, Lehrb. d. deutsch. Rechtsgesch., 1. Aufl., S. 525: „Aufgekommen sind die Beden zunächst in den Immunitäten, als immer wiederkehrende Unterstützungsgesuche der Stiftsvögte an die Vogtleute, die anfangs lebhaft bekämpft, seit dem 12. und 13. Jahrh. ..... anerkannt wurden." — Exodus S. 29. Es wird ohne Grund für dieses Gedicht der gleiche Verfasser angenommen wie für das vorige. Dass man derartige sachlich zusammenhängende Gedichte gerne in einer Handschrift vereinigte, kann doch nichts beweisen, s. Jellinek a. a. O. 225. Der Stil ist ein ganz anderer, die Hervorhebung des Heldenhaften nicht wie dort auf einzelne Ausdrücke beschränkt, die erst, vom Standpunkte des Nhd. aus gesehen, diesen Effect machen. — Memento mori S. 32. Es wird Beeinflussung durch Petrus Damianus behauptet, aber die angeführte Übereinstimmung ist sehr schwach, während umgekehrt die von K. abgelehnte mit Gregor sehr überzeugend ist. 4, 2 *vil selten* ist übrigens mit „nie" zu übersetzen, und damit entfällt die S. 261 beigebrachte Parallele aus Augustin. — Meregarto S. 41, wird 1, 65 ff. übersetzt „er wäre einmal nach Island gefahren, wo er großen Reichthum an Mehl, Wein und Erlenholz fand"; es heißt aber viel-

mehr „er wäre mit Mehl, Wein und Erlenholz nach I. gefahren, wo er gute Geschäfte machte“, denn „dort ist Holz selten“ und sein Erlenholz verkauft er daselbst 1, 81 zu 1 Pfennig das Scheit. — Sequenz von Muri S. 46 wird der gegenwärtige Verbleibsort der Handschrift nachgewiesen. S. 47 scheinen mir die ästhetischen Kriterien, infolge deren K. das Denkmal an die Wende des 11. und 12. Jahrh. setzt, viel weniger stichhältig als die metrischen, nach denen man es bisher später ansetzte. — Sequenz von S. Lambrecht S. 48 ebenfalls früher angesetzt als bisher, wofür das oben Bemerkte gilt. — Predigt MSD LXXXVI A 1; Quelle S. 51 in des Augustinus sermo de viduitate servanda nachgewiesen. — Hartmann, vom Glauben S. 63. Es ist mittlerweile eine neue Ausgabe dieses Gedichtes durch v. d. Leyen veranstaltet worden (Germanist. Abhandlungen ed. Vogt. XIV. Breslau 1897). Der Herausgeber hat S. 4, Anm. gefunden, dass K. S. 66 „unwiderleglich“ bewiesen habe, Hartmann sei ein Laienbruder gewesen. Die Unwahrscheinlichkeit solcher dichtender Laienbrüder im allgemeinen hat schon Kochendörffer, Zs. f. d. Alt. 35, 304 hervorgehoben und bei dem (bis dahin) „einzigen Vertreter dieser Gattung“, Heinrich von Melk, durch geistreiche Deutung den Nachweis geliefert, dass es unzulässig sei, derartiges anzunehmen. Auch für unseren Hartmann haben wir keinen Anlass zu solcher Annahme, wie Jostes in der Recension von v. d. Leyens Ausgabe, Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1898, gezeigt hat. — Arnsteiner Marienleich S. 76, weist die Geschichte der Entstehung des Zusatzes zum Salve regina ins Reich der Legende. — Norberts Tractat S. 81, wird nachgewiesen, dass dieser fälschlich dem Stifter des Prämonstratenserordens zugewiesen werde, vielmehr der Anfang einer Schrift Alcuins sei. — Heinrich von Melk S. 88. Dass nach dem Concil von Tours 1163 der simonistische Verkauf der Sacramente aufgehört habe, scheint mir eine gewagte Behauptung: so wendet sich z. B. noch die St. Pöltner Synode gegen diejenigen *qui sacramenta ecclesiastica vendunt* (Seemüller zu Seifried Helbling II 790). Kochendörffers erwähnten Artikel scheint K. nicht zu kennen: durch denselben erledigt sich manches von ihm Behauptete. Richtig wird S. 90 hervorgehoben, dass man nicht immer annehmen müsse, der Dichter spiele auf Erlebtes an. Die Stelle über das Paradies stimmt näher zu Remigius als zu den S. 91. 296 beigebrachten Parallelen. Mit guten Gründen werden S. 93 die meisten der angenommenen Berührungen mit Honorius für irrelevant erklärt; Erinnerung 127 ff. scheint mir aber allerdings mit der von Heinzel citierten Stelle des Honorius mehr als zufällig übereinzustimmen. Für die Höllenstrafen (S. 94) verweist Kraus, Deutsche Ged., S. 184 (zu VIII 14) noch auf Wernher von S. Blasien. Die Frage, ob Erinnerung und Priesterleben von einem Verfasser seien, lässt K. S. 96 in suspenso: für mich ist Priesterl. 388 ff. neben Erinnerung 181 ff. trotz Kochendörffer für die Einheit entscheidend; Prl. 388

kann freilich das heißen, was er will, aber es müsste ein seltsamer Zufall sein, wenn es hier das hieße. Die Abfassungszeit der Gedichte ist von ihrer Reihenfolge in der Handschrift natürlich ganz unabhängig. S. 98 wird Prl. 618 ff. (vgl. Heinzels Ausgabe S. 35) auf die Cistercienser gedeutet: aber 611 ist ausdrücklich von pfaffen, Weltgeistlichen, die Rede. — Wahrheit S. 99 wird Zusammenhang mit dem Ezzoleich bestritten. Zu erwähnen wäre die Ausgabe von Weede gewesen (Kiel 1891) und die von Waag als Nr. XI seiner kleineren deutschen Gedichte des 11. und 12. Jahrh. (Altd. Textbibl. ed. Paul, Nr. 10. Halle 1890). Dass, wie S. 100 gesagt wird, Vers 90, 1 ff. „immer ganz falsch“ aufgefasst worden ist, ist nicht richtig; denn schon Mhd. Wb. II 2, 225 steht das Wahre. Die Beschränkung der Verse auf die Geistlichkeit will mir aber nicht einleuchten; *also manech wip unde man* scheint mir vielmehr auf den Kleiderluxus der ganzen Menschheit zu gehen, besonders da in den angezogenen Synodalerlässen von Nonnen nicht die Rede ist. — Silvester S. 105. Kraus hat S. 38 seiner Ausgabe nach vorgängiger genauer Untersuchung die Ansicht ausgesprochen, dass der Trierer Silvester auf keine „gute alte Handschrift der Kaiserchronik“ zurückgehe, sondern vielmehr „nach dem Gedächtnisse arbeitete“, wobei er nebenher die Vita des Mombritius zurathe zog. Bei der Erwähnung der anderen in der Kchr. benützten kleinen Gedichte wäre dann auf Schröder, Kchr. S. 58, Kraus, Deutsche Gedichte S. 115 zu verweisen gewesen. — Anno S. 105 wird Schröders überzeugende Hypothese (zu Kchr. 381) angenommen, dass die Kchr. das Annolied benützt habe, „freilich nicht die Überlieferung, die wir kennen, sondern eine bessere“. Derselben Ansicht ist wohl auch Kraus, wenn auch sein Ausdruck „das uns überlieferte Annolied“ (Zs. f. d. ö. Gymn. 1896, S. 233) irreführen könnte. Wilmanns (Anz. f. d. Alt. 23, 349) nähert sich, mehr als nöthig ist, der Kettner-Rödiger'schen Ansicht. In Beziehung auf die Quelle des Annoliedes bleibt K., ohne sie zu begründen, bei der Kettner'schen Ansicht, dass die Vita von 1105 dieselbe darstelle, während Rödiger sich in seiner Ausgabe S. 110 ff. der Wilmanns'schen Hypothese von einer älteren Vita als gemeinsamer Quelle angeschlossen hat. K. scheint auch nach einer Bemerkung S. 106 den Dialect des Gedichtes mit Kettner und Schröder (Kchr. S. 51) für rheinisch zu halten, während Rödiger a. a. O. 88 ff. den Dichter für einen Bayern erklärt, was Kraus a. a. O. 234 für wahrscheinlich hält. Ich möchte mit Wilmanns a. a. O. 358 mit einem non liquet schließen. — Kaiserchronik S. 107. Nicht sechs, sondern sieben Handschriften kennen wir durch Bruchstücke, da das, was uns von der 1870 zugrunde gegangenen Straßburger Handschrift überliefert ist (vgl. Schröder, Kchr. S. 13), mitgezählt werden muss. — Vorauer Genesis S. 111 wohl die wichtigste That des ganzen Werkes, die Befreiung von der sogenannten Abälar-

dischen Trinitätsformel. Ich gestehe, dass ich nach der Anmerkung MSD. II 257 (vgl. ib. S. 223. Anz. f. d. Alt. VII 179) ohnehin nie gewusst habe, was ich mir darunter denken sollte. Hingegen glaube ich K. seinen neuen Nationalheiligen Rupert von Deutz, auf den er alles und jedes zurückführt (S. 112), ebensowenig wie er der Scherer'schen Schule ihren Honorius. Die Übereinstimmungen, die er findet, sind derartige Gemeinplätze (vgl. Pseudo-Eucherius ed. Wottke 24. B. v. Regensburg I 345. Paulus, Römer 5, 14. 1 Corinther 15, 45. Hebräer 7, 3. Schönbach, Altd. Pred. I 437), dass aus ihnen keine Schlüsse gezogen werden können. Dass aber nach 16, 19 „von Agar Christi Geschlecht abstamme", ist nicht wahr; denn unter dem schönen Weibe, das ihm der König Abimelech nahm, kann natürlich nur Sarah gemeint sein (Genesis Cap. XX). Richtig wird S. 113 festgestellt, dass im Verhältnisse zur Wiener Genesis nur von einer Benützung, nicht von einer Bearbeitung geredet werden könnte, und wird der Zusammenhang mit der Summa theologiae abgewiesen. — Exodus S. 114 theilt K. dem gleichen Dichter zu wie das vorhergehende, großentheils wegen der Benützung der angeblich gleichen Quelle. Gegen diese ist vielfach dasselbe einzuwenden wie oben, vgl. Schönbach a. a. O. III 389. Salzer, Sinnbilder und Beiworte Marias S. 517. Enikel, ed. Strauch S. 171. Andererseits muss er selbst eingestehen, dass der Dichter in seinen Ausführungen oft von Rupert abweicht; über die „rabbinische Sage" s. Enikel S. 130. Die nach K. 115 selbständige Deutung der drei Tagereisen ist doch wohl nicht so ganz selbständig, s. B. v. Regensburg II 247. Über Pharao gleich Teufel s. MSD. II 179. Salzer a. a. O. 498. 504. 506. — Josua S. 117: die Deutung der ehernen Schlange ist weit verbreitet und findet sich schon bei Ambrosius. Die Übertragung des Stabwunders von Moses auf Josua lag nahe, und wurde ebenso leicht vollzogen, wie die vom Stillestehen des Jordans auf Jesus in den bekannten Segen; bei Rupert findet sie sich übrigens gerade nicht, sondern nur ein Vergleich des Wunders, das Gott durch Moses, mit dem, das er durch Josua gewirkt hat. — Joseph S. 118. Das Verhältnis hat auch K. nicht befriedigend aufgeklärt: die bei der Deutung des Jacobssegens und bei der Deutung des Schicksales von Lots Frau stehenden gleichlautenden Zeilen sollen an letzter Stelle ursprünglich sein. Aber sie stehen auch im Wiener und Millstätter Joseph. Also hätten auch die die Vorauer Genesis benützt? Wie stimmt das zu K.s eigener Chronologie, nach der die Wiener Genesis vor-, die Vorauer nachscholastisch ist? Zu der S. 321 citierten Stelle aus Rupert ist übrigens noch Migne 168 col. 668 zu fügen. — Balaam S. 119 wird auf Grund von Widersprüchen einem andern Dichter zugeschrieben. Aber solches, resp. Benützung verschiedener Quellen ohne Ausgleichung derselben, erscheint auch sonst, so wenn 66, 4 Josua auftritt und 67, 18 als Jesus neu eingeführt wird u. a. m. — Lob Salomos S. 120.

Dass die Deutung des Hofstaates Salomos auf die Bischöfe nur bei Pseudo-Eucherius vorkomme, ist unrichtig, s. Williram §. 51. Über den Schamir wäre noch auf meinen Aufsatz Zs. f. d. Alt. 35, 183 f. zu verweisen, wo nachzutragen ist Renner 18756. Zs. f. d. Alt. 41, 367. Sehr willkommen ist der Nachweis der *Archely* des Hieronymus S. 121. — Jerusalem S. 122. Hier mag man sich mit dem Quellennachweis aus Ruprecht begnügen und auch den aus Hugo von Folieto, resp. Beda S. 123 dankbar annehmen. Aus Vorwürfen von Predigern etwas auf die Sitten der Zeit im allgemeinen zu schließen, sollte man aber lieber unterlassen. — Trudperter Hoheslied S. 124 theilt nicht nur mit Rupert von Deutz und Ph. v. Harweng seine Auffassung der Sponsa als Maria, sondern drückt damit eine weitverbreitete Anschauung aus, s. Salzer a. a. O. 133. Immerhin wird S. 126 wahrscheinlich gemacht, dass nicht die Hohenburger Äbtissin Rilindis die Verfasserin sei, zu welcher Annahme übrigens schon Steinmeyer MSD[3] II 257 ein Fragezeichen gesetzt hat. — Paternoster S. 128 wäre der Quellennachweis von Kraus, Zs. f. d. ö. Gymn. 1894, S. 140 zu beachten gewesen. S. 129 wird nachgewiesen, dass Albinus de septem sigillis kein Originalwerk sei und mit Unrecht seinen Autornamen führe. — Siebenzahl S. 131 wird dem gleichen Verfasser wie das vorige zugeschrieben. Das ist unwahrscheinlich: wenn wir von drei Stellen (1, 4. 2, 1. 6, 8) absehen, an denen das zweite Gedicht unter dem Einflusse des ersten (8, 8. 16, 1. 3) steht, so finden sich in den beiden Gedichten nirgends die gleichen Reime verwendet, während sie sich innerhalb der Gedichte allerdings wiederholen, s. im ersten *-heit : -heit* 1, 1. 9, 5. 11, 5. 20, 3; *got : gebot* 1, 5. 9, 3. 15, 5; *rât : hât* 3, 5. 15, 1; *nôt : tôt* 5, 9. 7, 11; *tage : magen* 7, 5. 20, 5; *-lîche : rîche* 8, 1. 9, 7; *gaist : flaisch* 10, 9. 11, 7; *got : prôt* 12, 1. 12, 7; im zweiten *gescriben : siben* 1, 7. 5, 11; *lîp : wîp* 3, 7. 8, 11. Allerhand theologische Parallelen S. 132, darunter wieder Rupert von Deutz. S. 134 weist K. mit Recht eine Zeitbestimmung ab, die man aus der Lehre von den sieben Sacramenten gewinnen wollte. Aber diese findet sich nicht erst, wie er meint, bei Hugo von S. Victor, sondern weit früher, s. Mignon, Les origines de la scolastique II 124 f. — Wernher vom Niederrhein S. 135 richtiger Hinweis auf Rupert und Wolbero. — Summa theologiae S. 135 Ausführung des scholastischen Charakters. Dass der Dichter aber *necessitas sive impossibilitas* mit *unmûzzi und arbeit* (S. 139) verdeutscht habe, scheint mir ausgeschlossen. Wie früher auf Rupert von Deutz wird hier alles auf Hugo von S. Victor zurückgeführt, vgl. aber Meyer, Eddische Kosmogonie S. 48. 112; Mignon a. a. O. I 329. 343. Dass 12, 1 *Der engili minna* soviel wie „engelgleiche Liebe“ bedeuten soll (S. 138), ist mir höchst unwahrscheinlich. Eine ähnliche Verbindung von Sintflut und dem Wasser aus Christi Seite setzt auch

die Deutung in der Wiener Genesis voraus, s. Scherer, QF. 1, 22. Im ganzen gilt, was K. S. 139 f. gegen die Herleitung aus Honorius sagt, auch gegen seine Zusammenstellung mit Hugo von S. Victor. Als Sammlung von Parallelstellen behält derartiges immerhin seinen Wert, einen größeren darf es nicht beanspruchen. Dass 8, 10 nicht (S. 141) beweist, dass die Summa nicht zum Singen bestimmt gewesen sei, zeigt Sievers, Altgerm. Metrik S. 21. — Anegenge S. 144 gute Parallele aus Rupert. Über *gula, avaritia, superbia* s. meine Anm. in Abh. z. germ. Philol., Festgabe f. Heinzel 1898, S. 392 und die Commentare zu Dante Inferno I, auf die mich Suchier verweist. Überzeugende Zusammenhänge mit Hugo von S. Victor werden S. 146 aufgezeigt. Dass der Verfasser die Bibel für Dinge citiere, die ihr fremd sind (S. 148), möchte ich nicht zugeben; einerseits ist unter dem *buchstap* 21, 25. 65 eine andere Quelle zu verstehen, andererseits citiert 25, 36 „des fremdartigen Geschmackes halber, und wie es den Weingärten die Schrift an verschiedenen Stellen zuschreibt, trank er eines Tages so viel, dass er die Vernunft verlor", nur auf etwas ungeschickte Weise Ecclesiast. 19, 2 *Vinum et mulieres apostatare faciunt sapientes et arguunt sensatos*. Die Herleitung der Erzählung der Höllenfahrt aus der Osterpredigt des Cäsarius von Arles wird widerlegt. 34, 51 wird aber nicht, wie bei den S. 149 angezogenen Parallelen, Adams Schuld an Evas gemessen, vielmehr wird ein ganz anderer Gedanke ausgeführt: es könnte die Schuld, einen Apfel gegessen zu haben, klein scheinen, doch war sie groß in Anbetracht der Heiligkeit des Ortes. S. 153 polemisiert K. gegen die Annahme von Zusammenhängen deutscher Gedichte untereinander auf Grund von formelhaften Wendungen. Aber einmal müssen doch diese Formeln zuerst gebraucht worden sein? Das kann freilich auch in verlorenen Gedichten geschehen sein. — Jüngere Judith S. 155 corrigiert den Lapsus Scherers QF. 7, 57, der die Freilassung der Abra eine Zuthat des Dichters sein lässt. — Ava S. 156. Dass Ava die erste Frau war, die deutsch dichtete, glaube ich sicher nicht: Frauenlieder haben wir, wie uns völkervergleichende Parallelen lehren, gewiss schon für die älteste Zeit anzusetzen. Warum soll es ausgeschlossen sein, dass sich die Stelle, in der ihr Name genannt wird, nur auf das Gedicht „vom jüngsten Gericht" beziehe? Etwa weil es *buoch* genannt wird und das Gedicht nur 406 Zeilen hat? Aber das mhd. *buoch* verlangt gar keinen bestimmten Umfang: *büechel* und auch *kleinez buoch* (Frauendienst 44, 8) nannte man die Liebesbriefe, ein *buoch* nennt sich wenigstens indirect die Visio Philiberti von 590 Zeilen, die Khull (Zur Überlieferung und Textgestaltung von Gottes Zukunft, Graz 1886) als selbständiges Gedicht erwiesen hat, direct der S. Oswald von 1465, das Buch der Rügen von 1656 Zeilen. S. 157 heißt es: „dass „Das Leben Johannes" nicht, wie angenommen wurde, erst später dem „Das

Leben Jesu" (sic!) beigefügt worden ist, ergibt sich deutlich schon daraus, dass beide einander ergänzen .... In „Das Leben Jesu" fehlt die Geburt des Johannes, weil sie in „Das Leben Johannes" erzählt ist." Aber kann man nicht gerade umgekehrt sagen: der Johannes ist gedichtet, um das Leben Jesu zu ergänzen? die Geburt wird dort erzählt, um die Lücke hier auszufüllen? Ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen Johannes und Leben Jesu besteht, wie es nicht in den Werken eines Dichters zu walten pflegt, man beachte Johannes 121—128 gegen L. Jesu 41—44 (42 ist *sus* nur Besserung der Görlitzer Handschrift) und 62—66, Johannes 237—240 gegen L. Jesu 359—362 (nach Piper, Zs. f. d. Ph. 19), wo beidemale Johannes directe Rede, L. Jesu Erzählung oder indirecte Rede hat, Johannes die glattere, L. Jesu die unbehilflichere Form, was freilich auf die Überlieferung des Johannes in der Görlitzer Handschrift allein zurückgehen mag. Obwohl ich mich durchaus nicht für die seinerzeit modern gewesene Zertheilung als Ganzes überlieferter Gedichte erwärmen kann, möchte ich doch hier sogar der Scherer'schen Zweitheilung des L. Jesu das Wort reden; denn 526 *Da mit si div rede verendet* ist ein deutlicher Schluss, und 527 *Nv geb vns got die sinne Daz wir für bringen* ein typischer Anfang. Ob ein oder zwei Verfasser anzunehmen sind, ist freilich eine andere Frage. Für die 6$^1/_2$ Jahre, die nach L. Jesu 382 die h. Familie in Ägypten zubringt (S. 158), ist zu verweisen auf die sieben Jahre in der Vita beate Marie rhythmica ed. Vögtlin, S. 88. Honorius als Quelle lehnt K. wieder ab. Dass dem Verfasser des Johannes wenigstens die Vulgata vorgelegen habe, kann man direct beweisen; denn das eine Missverständnis, das ihm wirklich vorzuwerfen ist, dass er nämlich den Zacharias in einer Stadt *Abyas* wohnen lässt, erklärt sich nur aus dem Grundtext Lucas 1, 5, wo er *vico* statt *vice* gelesen oder verstanden haben muss. Ob er dann aus Eigenem oder fremder Autorität folgend diesen fabelhaften Ort bei Nazareth localisierte, wissen wir nicht. Die Missverständnisse der Bibel aber, die im L. Jesu gefunden werden, erledigen sich durch einen Blick auf die Lesarten der Görlitzer Handschrift. S. 161 werden mehrere Nonnen Namens Ava nachgewiesen und innere Gründe für Versetzung der Gedichte nach Kärnten oder Steiermark beigebracht. — Priester Arnold S. 168 (ebenso 172) wird Zusammenhang mit älteren deutschen Gedichten abgelehnt. Was K. den Dichter 353, 10 ff. sagen lässt, kann er nicht haben sagen wollen, nachdem er bedauert hat, dass wir zum Zeichen unserer Treulosigkeit *ismahelite* heißen, aber *wir scolten heizen Israhêle, Behielten wir unser êwe.* Ich weiß mir nicht anders zu helfen, als indem ich 353, 11 *heidenscaft* statt *cristenheit* und 353, 20 *iudisciu* für *heidenisce* lese. Alle Hypothesen K.s entfallen somit. S. 170 wird Zusammenhang mit Honorius verworfen und auf Werner von S. Blasien verwiesen, ebenso S. 171 auf Beda. — Messgebete

S. 174 werden als solche erwiesen und die übliche Deutung als „Gesang zur Messe“ abgelehnt. — Deutung der Messgebräuche ebenda; dazu wäre Kraus, Vom Rechte und die Hochzeit, S. 50 ff., 88 ff.; Deutsche Gedichte, S. 149, Anm.; Schröder, Anz. f. d. Alt. 17, 295 zu citieren gewesen. — Litanei S. 177 wird Honorius als Quelle abgelehnt, die Selbstanklage als typisch bezeugt, S. 178 die Straßburger Fassung als eine Umarbeitung der S. Lambrechter überzeugend nachgewiesen, S. 179 aus der Legende von Koloman, den die Handschrift fälschlich Kolumban nennt, der Schluss gezogen, dass die Umarbeitung in die Passauer Diöcese gehöre, S. 180 wird gezeigt, dass der Abt Engelbrecht, auf dessen Veranlassung diese Legende eingeschoben wurde, der Probst von S. Florian dieses Namens war, der zur Führung des Abttitels berechtigt war und davon auch Gebrauch machte. — Vorauer Sündenklage S. 183. Zugegeben wird Zusammenhang mit dem Anegenge, abgelehnt der mit Ezzoleich, Summa theologiae und Honorius. S. 184 wird das Typische des Sündenbekenntnisses betont. Zu verweisen wäre noch auf Schröder, Zs. f. d. Alt. 35, 417 ff. — Milstäter Sündenklage S. 184; zu citieren wäre gewesen Kraus, Vom Rechte, S. 85 f. Zusammenhang mit Hartmanns Credo wird S. 186 abgelehnt. — Rheinauer Paulus S. 187 wird die richtige Erklärung für das Heidenthum des Paulus gegeben. Zu der Bezeichnung des Job als Heide, die Kraus, Deutsche Gedichte 79, Anm., aus Willehalm 307, 1 ff. beibringt, vgl. noch Gottes Zukunft 4712 ff. — Frauengebete S. 188; zu erwähnen wäre noch das von Bachmann, Zs. f. d. Alt. 32, 50 herausgegebene Bruchstück. — Zukunft nach dem Tode und Paulus S. 193, wäre zu sagen, dass schon Batiouchkof, Romania 20, 31, und Kraus, Deutsche Ged. S. 188 erkannt haben, dass beide éin Gedicht seien. Zu erwähnen ist gegenwärtig der Nachtrag von Kraus, Anz. f. d. Alt. 23, 114. — Albers Tundalus S. 195 zu erwähnen Kraus a. a. O. 158, Anm. — Patricius S. 195, Kraus' ausführliche Quellenforschung a. a. O. wäre zu berücksichtigen gewesen. — Wilder Mann S. 198, übersehen ist die neuere Ausgabe von Köhn, Die Gedichte des wilden Manns und Wernhers vom Niederrhein (Schr. z. germ. Phil. ed. Roediger VI. Berlin 1891). — Wernhers Marienleben S. 200; zu citieren wäre noch Steinhäuser, W.s Marienleben in seinem Verhältnisse zum Liber de infantia (Rostocker Diss. Berlin 1890) und wegen des Hinweises auf die Quelle meine Recension, Deutsche Litzeit. 1892, col. 1269 f. — Wernher vom Niederrhein S. 205, s. Köhns citierte Ausgabe. — Herzog Ernst S. 208: interessante Nachweise über die byzantinische Herkunft des „Waisen“ gibt die Anm. zu dieser S. 385 f. — Salman und Morolf S. 216. Über die Unsicherheit der angenommenen Abfassungszeit aller dieser Gedichte, verweise ich auf Anz. f. d. Alt. 17, 124. — Oswald S. 216, nachzutragen wäre mein Aufsatz Zs. f. d. Alt.

85, 177. — Orendel S. 217, nachzutragen wäre E. H. Meyer, Zs. f. d. Alt. 37, 321; Laistner, ib. 38, 113; Tardel, Untersuch. z. mhd. Spielmannspoesie (Rostocker Diss. Schwerin 1894); mein Buch über Apollonius von Tyrus, Halle 1895, S. 3—15; in neuester Zeit noch Benezé, Orendel, W. v. Orense und Robert d. Teufel. Halle 1897. — Rother S. 221, nachzutragen die Ausgabe von Bahder, Altd. Textbibl. ed. Paul, VI, Halle 1884. L. Singer, Zur Rothersage, Progr. d. ak. Gymn. in Wien 1889. — Heinrich der glîchezâre S. 223, nachzutragen die Ausgabe von Reissenberger, Halle 1886. Voretzsch, Zs. f. rom. Phil. 15, 126. 344. 16, 1. Büttner, Der Reinhart Fuchs und seine französ. Quelle, Straßburg 1891. Sudre, Les sources du Roman de Renart, Paris 1893.

Bern. S. Singer.

Englische Unterrichtsbücher.

1. Literaturgeschichte.

Hilfsbüchlein für das Studium der englischen Literaturgeschichte. Von O. Bräunlich, Rector. Leipzig, G. Freund 1898. kl. 8°, 38 SS.

Dieses „Hilfsbüchlein", zu dessen Abfassung, wie auf S. 5 zu lesen ist, unter anderen die bekannten Werke von Hettner, Körting, Scherr und Wülker benützt worden sind, behandelt I. die altenglische (angelsächsische) Periode auf S. 7—9, II. die mittelenglische Periode auf S. 9—12 und III. die neuenglische Periode auf S. 12—35. Das 19. Jahrhundert umfasst S. 23—35; die letzten drei Seiten davon sind einigen nordamerikanischen Dichtern gewidmet. Ein „alphabetisches Namen-Register" beschließt das Büchlein.

Mit wie wenig Überlegung der Verf. zuwerke gegangen ist, folgt schon daraus, dass er S. 5 als den Endpunkt der „altenglischen (angelsächsischen) Literatur" „etwa 1100" ansetzt, während er sie S. 7 bis zum 13. Jahrhundert fortführt und noch Robert Gloucester, Layamon, Robert Mannyng of Brunne, ja auch die Arthur-Romanzen und die Balladen von Robin Hood in diese Periode verlegt. Im einzelnen ist auch manches zu bemängeln. So fehlt unter den Werken Cynewulfs (S. 8) die Dichtung „*Andreas*". Das Hauptwerk Occleves wird S. 10 „*The Covernail of Princes*" genannt; dass *Covernail* statt *Governail* kein Druckfehler ist, beweist die Umschrift „Te Kowernehl of Prinsses". Unter den Schriftstellern des 15. Jahrhunderts fehlen Caxton und Malory. Das allegorische Gedicht Michael Draytons heißt nach dem Verf. „*Nymphydia of the court of the Fairics* (in der Umschrift Fäриks). William Shakespeare wird S. 15 mit folgenden vier Zeilen erledigt: „W. S. lebte von 1564—1616.

Er ist der größte Bühnendichter, schrieb 36 Dramen, außerdem 154 Sonnetten (sic!) und mehrere epische Gedichte." Hierauf werden einige seiner Dramen nach folgendem Eintheilungsgrunde aufgezählt: 1. „Dramen aus der alten Geschichte", 2. „Dramen aus der englischen Geschichte", 3. „Novellistische Dramen". In der ersten Gruppe wird *Coriolanus* verschwiegen, während *Timon of Athens* und *Pericles* genannt werden. In den beiden anderen Gruppen fehlen die Meisterwerke *Hamlet, Macbeth* und *Othello*! Auffallend ist auch die Schreibung der Wörter Antony, Venise. Von Milton heißt es S. 17: „Er ist einer der bedeutendsten Lyriker, Epiker und Dramatiker." Unter den Autoren des 18. Jahrhunderts fehlt Lawrence Sterne! Bei Swift (S. 19) fehlt sein Hauptwerk *Gulliver's Travels.* In dem Satze (S. 20—21) „15 Lieder Ossians, eines Sohnes Fingals, der im 3. Jahrhundert n. Chr. in Schottland dichtete", ist zwischen „der" und „im" das Wort „angeblich" zu setzen. Der erste Vers des bekannten Liedes von Robert Burns heißt nicht „*My Heart is in the Highlands*" (S. 23), sondern „*My Heart's in the Highlands*". Unter den vom Verf. aufgezählten Romanen Walter Scotts (S. 23) fehlen die berühmtesten, wie *Waverley, Ivanhoe, Kenilworth*! Unter den poetischen Erzählungen Byrons (S. 25) hätten auch *The Siege of Corinth* und *The Prisoner of Chillon* erwähnt werden sollen. — Das Buch „*Sketches of London*" von Dickens wird S. 30 ein Roman genannt!

Wenn sich so das „Hilfsbüchlein" in sachlicher Beziehung als wenig vertrauenerweckend herausstellt, so gilt dies noch mehr von der Aussprachebezeichnung, die der Verf. hinter die Namen der Schriftsteller und ihrer Werke in Klammern setzt. Statt sich an irgendeine Transscriptionsart der vielen englisch-deutschen Wörterbücher zu halten, legt er sich eine eigene Transscription zurecht, die an Inconsequenz das Möglichste leistet. So wird z. B. der Laut e[i] durch vier (eh, ee, eeh, äh), der Laut ô gar durch fünf (á, ah, ôh, ó, o) verschiedene Zeichen umschrieben: S. 10 Tales (Tehls), S. 8 Layamon (Lee-âmon), S. 18 Gray (Greeh), Bale (Bähl); S. 9 Chaucer (Tschászer), S. 14 Raleigh (Rahli), S. 13 Hall (Hôhl), S. 14 Court (Kohrt), S. 18 Shore (Shor'). Andererseits steht ein und dasselbe Zeichen für mehrere verschiedene Laute; so vertritt ä nicht nur den Laut ä, sondern auch die Laute a, e und o(!): S. 15 Gamer (Gämer), S. 10 Parlament (Pärlement), S. 12 Seven (Säwen), S. 11 Wallace (Uäläss). Mit der Umschreibung der Consonanten steht es nicht besser wie mit der der Vocale. Zwischen stimmhaften und stimmlosen Consonanten wird überhaupt nicht unterschieden: S. 12 Sins (Sins), S. 24 Pleasures (Pleschers), village (villätsch). Das Zeichen ss, das sonst den stimmlosen Laut zu bezeichnen pflegt, verwendet der Verf. für stimmhaftes s, ja sogar für stimmhaftes th (!): S. 27 Tennyson (Tennyss'n), S. 28 prison (prissen), S. 30 Chuzzlewitt

(Tschössl'witt); S. 13 Mother (Mosser), S. 16 that (ssätt), S. 25 Southey (Sausseh). Sonst wird ss für das stimmlose th verwendet: S. 15 Richard III. (ssöhrd), S. 18 Death (Dess); aber auch s wird zur Bezeichnung dieses Lautes benützt (!): S. 12 Thistle (Sissl), S. 18 Thoughts (Sahts). Haarsträubend ist es aber, wenn der bestimmte Artikel *the* im ganzen Buche durch *te* umschrieben wird (!). Es fehlt auch nicht an ganz unrichtigen Angaben: S. 14 Bacon (Bäken), S. 10 Parlament of Foules (Fuhls), S. 8 Gloucester (Glösster), S. 9 Geoffry (Shoffry), S. 9 Hood (Huhd), S. 14 Hooker (Huhker), S. 26 to (tuh), S. 22 foot (fuht), S. 14 Udall (Judäll), S. 30 words (wohrds !), S. 24 Wordsworth (Wohrdswohrss !), S. 10 Ploughman (Ploamän), S. 27 Elizabeth (Eleisebeth), S. 29 Michael (Mickel), S. 31 Mary (Merry !), Marryat (Merryät), S. 18 Jane (Dschän), S. 27 Childe (Dscheild), S. 20 ancient (ähntschent), S. 21 good (gut), S. 30 Christmas (Christmess).

Wie es der Verf. wagen kann, im Vorworte zu erklären, dass seine systemlose, irreführende und zum großen Theile unrichtige Aussprachebezeichnung den „strebsamen Schülern und Schülerinnen", denen sein Buch gewidmet ist, „eine gewiss erwünschte Handreichung" bietet, ist mir einfach unbegreiflich. Es kann vor dem Ankauf dieses „Hilfsbüchleins", wie es uns jetzt vorliegt, nicht genug gewarnt werden.

2. Textausgaben.

Charles Dickens, The Cricket on the Hearth. A Fairy Tale of Home. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Hans Heim. I. Theil: Einleitung und Text. II. Theil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit 12 Abbildungen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1898. XVI u. 239 SS. Preis beider Theile geb. 1 fl. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.)

Prof. Heim, den wir schon als kundigen und sorgfältigen Herausgeber von Dickens' *Christmas Carol*[1]) kennen gelernt haben, beschenkt uns hier mit einer ebenso gediegenen Ausgabe des *Cricket on the Hearth*, einer Weihnachtsgeschichte, die im Jahre 1845, also zwei Jahre nach dem *Christmas Carol*, erschienen ist. Dem Texte, der nach der Ausgabe letzter Hand, der sogenannten *Charles Dickens Edition* (1867—1873) gedruckt ist, geht eine Einleitung voran, in der wir über das Leben des Verf.s, sowie über die Entstehung und die Sprache des *Cricket on the Hearth* näher unterrichtet werden. Die „Anmerkungen" (S. 123—169), in denen sich der Herausgeber zum großen Theile auf frühere Ausgaben, besonders auf die Hoppes stützen konnte, lassen weder in sprachlicher noch in sachlicher Beziehung irgendeine dunkle Stelle im Texte übrig; die beigegebenen 12 Abbildungen tragen zur Kenntnis der Realien wesentlich bei. Zu bemängeln ist

---

[1]) Siehe diese Zeitschrift, Jahrg. 48, S. 369.

nur, dass darin auch einige Anmerkungen lexikalischer Art stehen, die im „Wörterverzeichnis" wiederholt werden: S. 124 „*at all* überhaupt"; „*not on any account whatever* unter gar keinen Umständen, um keinen Preis"; „*but for* wenn nicht gewesen wäre, ohne"; S. 132 „*live* lebendg"; S. 135 „*I dare say* wohl, gewiss". Die Bemerkung S. 128 „*won't* (fam.) = *will not*" ist überflüssig. S. 156 „*pavement* (Straßenpflaster) ist das gebräuchlichste Wort für Trottoir, Bürgersteig"; es hätte hinzugefügt werden sollen, dass der volle Ausdruck *foot-pavement* lautet. S. 166 „*in* fam. statt *into* nach Verben der Bewegung". Diese Anmerkung bezieht sich auf die Stelle S. 111, Z. 3–4: „*Miss Slowboy", said Tackleton. „Will you have the kindness to throw that in the fire? Thank'ee.*" Der Gebrauch der Präposition *in* nach den Verben des Legens, Steckens und Werfens ist gar nicht familiär, sondern durchaus schriftmäßig. Vgl. Krüger, Schwierigkeiten des Englischen, II. Theil (Dresden u. Leipzig, C. A. Koch 1898), S. 119 f., §. 273: „In einer Anzahl von Fällen setzt der Engländer *in*, wo wir *into* erwarten, weil wir da „in" mit Accusativ brauchen. Bei *to put, to place, to lay, to stick, to thrust, to throw, to drop* und ähnlichen Zeitwörtern steht *in*; *into* nur dann, wenn ein planmäßiges Hineinlegen, -werfen usw. bezeichnet oder ausdrücklich hervorgehoben werden soll, dass der gelegte Gegenstand tief hineingesteckt oder verborgen werden soll." Wie die „Anmerkungen", so verdient auch das „Wörterverzeichnis", was Vollständigkeit und Genauigkeit betrifft, alles Lob. Zu der Aussprachebezeichnung ist nur zu bemerken, dass in ăn'swer, exăm'ple, expănd' das nordenglische ă statt des südenglischen â angegeben ist, ferner dass in den Wörtern canā'ry, vā'rioŭs eher â als ā gelesen werden soll. Druckfehler: benēath' (statt th), crī'sis (statt crĭ'sis).

Diese neue Ausgabe wird dem in den deutschen Schulen vielgelesenen Dickens'schen Buche gewiss neue Freunde schaffen.

Modern English Writers. II. Autobiography of a Slander by Edna Lyal, and Abraham Lincoln. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Camilla Hammond, engl. Lehrerin I. K. H. der Prinzessin Pauline von Württemberg. IV u. 93 SS. Anmerkungen und Wörterbuch dazu 27 SS. Preis geh. 80 Pf. — III. Great Englishmen. Biographien. Für den Schulgebrauch mit Anmerkungen und mit einem Wörterbuche herausgegeben von Prof. Dr. F. J. Wershoven. 82 SS. Anmerkungen und Wörterbuch dazu 36 SS. Preis geh. 80 Pf. Wolfenbüttel, Julius Zwissler 1898.

Die Texte dieser neuen Sammlung bestehen, wie die vorliegenden Bändchen zeigen, theils aus leichten Erzählungen, die aus der Feder beliebter englischer Jugendschriftsteller stammen, theils aus gutgeschriebenen Lesestücken mehr lehrhafter Natur, die verschiedenen englischen Schulbüchern entnommen sind. Dem Texte jedes Bändchens sind kurze „Anmerkungen" und ein „Wörterbuch" beigegeben. Das Wörterbuch zu dem 1. Theile des 2.

Bändchens hätte etwas sorgfältiger ausgearbeitet sein können. Es fehlen darin Wörter und Phrasen, wie *bliss* (S. 44, Z. 26), *pass by* (S. 16, Z. 8), *pass on* (S. 18, Z. 9), *rather* „ziemlich" (S. 15, Z. 18), *small hours* (S. 32, Z. 21), *stuffy* (S. 13, Z. 27). Das Substantiv *remembrance* heißt nicht nur „Erinnerung", sondern auch „Empfehlung, Gruß" (S. 35, Z. 26 *With kind remembrances to your father*), und das Verb *stir* kommt außer in der intransitiven Bedeutung „sich rühren" auch in der transitiven „rühren", „begeistern" vor (S. 27, Z. 7 *capable of stirring the hearts of a great audience*). Irrig ist die Angabe „*summon* Ruf, rufen; denn als Substantiv kommt nur die Form *summons* vor. Druckfehler im 2. Bändchen: S. 4, Z. 22 *eye* (st. eyes), S. 12, Z. 1 Miso (st. Miss), S. 14, Z. 8 trough, S. 17, Z. 22 confess. (st. confess,), S. 33, Z. 20 night (st. might), S. 37, Z. 27 hept (st. kept). Die sprachlich leichten Texte dieser Sammlung eignen sich als Classen- oder Privatlectüre schon auf der Unterstufe des englischen Unterrichtes.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Strack Max L., Die Dynastie der Ptolemäer. Berlin, Hertz 1897. 8°, 294 SS.

Diese vortreffliche Arbeit kommt den durch Inschriften- und Papyrusfunde neubelebten Studien über die Geschichte Ägyptens während der Ptolemäerzeit überaus erwünscht. Gestützt auf dieses Material insbesondere stellt der Verf. für eine künftige Geschichte der Dynastie grundlegende Untersuchungen an. Die Qualification des Herrschers, wie sie sich in der Titulatur ausprägt, die Thronfolge und das Erbrecht, die Namen und Beinamen der Regierenden und die chronologischen Grundlagen der Ptolemäergeschichte bilden den Hauptinhalt des Buches. Ein Anhang enthält eine chronologische Übersichtstabelle und ein zweiter eine Sammlung aller griechischen Inschriften aus ptolemäischer Zeit.

Die wichtigsten Ergebnisse, zu denen St. gelangt ist, sind folgende. Weder die Führung des Namens Ptolemaios, noch die Bezeichnung *βασιλεύς*, noch auch die Apotheosierung und die Einrichtung eines Cultes können als Distinctiv des Herrschers betrachtet werden. Dieses ist einzig und allein in der Zählung der Regierungsjahre gegeben. Dabei stellt sich heraus, dass die Frauen der Herrscher allmählich sich das gleiche Recht mit den Königen erkämpft haben. Seit Kleopatra II. treten sie mit dem Anspruch auf die Herrschaft auf und setzen ihn durch; auch ihre Regierungsjahre werden gezählt und die letzte Kleopatra duldet sogar nur mehr Scheinkönige neben sich. Der Verf. entscheidet sich ferner dafür, dass es in dem ptolemäischen Ägypten eine geregelte Thronfolge und ein Erbrecht gegeben habe: die Krone

sei im Mannesstamme für die im Purpur geborenen Söhne erblich gewesen; seit Kleopatra II. hatte die überlebende Königin die Verpflichtung, mit der Übernahme der Krone mindestens ein männliches Mitglied zur Mitherrschaft zu berufen. Mit diesem Erbrechte ist aber die Theilung der Gewalt im Reiche ohne Rücksicht auf die Rechte der Erstgeburt verbunden. Dieses ptolemäische Erbfolgerecht entspricht, abgesehen von den später hinzukommenden Ansprüchen der Königinnen, durchaus dem griechischen Privatrechte. Mit dem altägyptischen Thronfolgerechte haben diese Grundsätze gar nichts zu thun. Auch die göttliche Verehrung ist griechischen Ursprunges und hat mit den altägyptischen Anschauungen nichts gemein. Die Beinamen der Könige, die zur leichteren Unterscheidung ein sehr wesentlicher Behelf geworden sind, waren nach des Verf.s Ansicht durchwegs Individualnamen, von denen allerdings die meisten dann als Cultnamen weitergeführt werden.

Absolute Daten für die Ptolemäergeschichte haben wir nicht, allein die Gruppen relativer, untereinander zusammenhängender Zeitbestimmungen, die erhalten sind, gestatten doch, zu einem mit dem Königskanon ganz genau übereinstimmenden, chronologischen Gerüst zu gelangen, und auf Umwegen ist es möglich, mit großer Sicherheit für dieses Gerüst sichere Fixpunkte zu gewinnen.

Die Sammlung der ptolemäischen Inschriften, an sich eine höchst erwünschte Bereicherung dieser Darlegungen, enthält auch bisher Unveröffentlichtes und neue Vergleichungen bereits bekannter Steine. St. hat nicht versäumt, im Verlaufe seiner Darlegungen auf die zahlreichen Lücken unserer Kenntnis und die großen Schwierigkeiten, die sich ihrer Ausfüllung entgegenstellen, aufmerksam zu machen. Den Revenue-papyrus konnte der Verf. noch benützen, die zweite Publication der Flinders-Petrie papyri von Grenfell und Hunt nicht mehr. Doch scheinen mir die darin enthaltenen Urkundenpräscripte, die vollständige Aufzählungen der zehn ersten Ptolemäer bieten, die von St. ausgesprochene Ansicht, dass bei der Fassung solcher Präscripte die Willkür der Redactoren einen ziemlichen Spielraum gehabt hat, lediglich zu bestätigen. Neben der neuen Ausgabe von Lumbrosos Buch, L'Egitto dei Greci e dei Romani und der freilich mehr die Interessen des großen Publicums berücksichtigenden, aber auch viele Ergebnisse eigener Forschung enthaltenden Arbeit Mahaffys, The empire of the Ptolemies, hat das Werk von Strack einen selbständigen und besonderen Wert. Wer sich mit dessen Gegenstand oder mit den Inschriften und Papyris der Ptolemäerzeit befasst, wird seiner auf Schritt und Tritt bedürfen und es mit Nutzen zurathe ziehen.

Graz. Adolf Bauer.

Römische Geschichte. 2. Aufl. neu bearbeitet von Dr. Julius Koch. Leipzig, Göschen 1898. (Sammlung Göschen.)

Der gewaltige Inhalt der römischen Geschichte wird in diesem für ein großes Publicum bestimmten Handbuche in äußerst knapper, aber ansprechender Form wiedergegeben. Der Verf. hat es mit Geschick zuwege gebracht, die wechselvollen Schicksale des Römervolkes und Römerstaates von den Anfängen historischer Kunde bis zur Entthronung des Romulus Augustulus auf 205 Kleinoctavseiten übersichtlich und doch verständlich darzustellen, indem er allein die für die historische Entwicklung entscheidenden Thatsachen berücksichtigte: nur die Vorgeschichte ist wohl etwas allzu summarisch behandelt. Dass der wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung, die in derartigen Handbüchern fast immer völlig vernachlässigt wird, nur mit wenigen Worten gedacht ist, hat vermuthlich seinen Grund in der Knappheit des Raumes, der dem Verf. zur Verfügung stand. Bezüglich der Verfassungsgeschichte verweist Koch auf die in derselben Sammlung erschienene römische Alterthumskunde von Dr. Leo Bloch.

Im einzelnen ist Folgendes zu bemerken: zu S. 8: die Literatur hat nun wieder durch den ersten Band der Storia di Roma von Ettore Pais (Turin 1898) eine Bereicherung erfahren. — S. 28: die Quästur existierte bereits vor dem J. 447 v. Chr. — S. 29: Sp. Cassius war nicht Volkstribun, sondern Consul. — S. 34: auch das Priesteramt der Salier blieb den Patriziern. — Die auf S. 42 behandelten etrurisch-gallischen Kämpfe hätten von dem zweiten Samniterkrieg (S. 39), mit dem sie eng zusammengehören, nicht getrennt werden sollen. — S. 43: die Überschrift des 6. Capitels lautet besser: „Die Erwerbung der Oberherrschaft in den Mittelmeerländern.“ — S. 133: die völlige Verschiedenheit zwischen dem ersten und zweiten Triumvirat sollte doch hervorgehoben werden. — S. 138: der Vater Neros hieß Domitius Aenobarbus, nicht Domitius Nero. — S. 150: Maecenas hat den Gentilnamen Cilnius wahrscheinlich nicht geführt. — S. 163: das Jahr 69 n. Chr. war ein Vierkaiser-, und nicht ein Dreikaiserjahr. — S. 164: Vespasian stammte nicht aus ritterlichem Geschlecht, sondern war der Sohn eines einfachen Pächters. — S. 170: auch Sueton wäre unter den hervorragenden Autoren zu nennen, die zur Zeit Traians lebten.

Wien. Edmund Groag.

Vorlesungen über Differential- und Integralrechnung von Emanuel Czuber, o. ö. Professor an der techn. Hochschule in Wien. 1. Band. Mit 112 Figuren im Text. Leipzig, Teubner 1898.

Entsprechend dem Streben des Verf.s, ein Buch zu schaffen, das in erster Linie für Studierende an technischen Hochschulen

bestimmt sein soll, wurde der Stoff ausgewählt und dessen Grenzen abgesteckt. Im speciellen trachtete der Verf. seine Ausführungen den modernen Forschungen anzupassen und dem Studierenden jene Kenntnisse zu vermitteln, die „zu einer wissenschaftlichen Erfassung und Behandlung der Probleme der Technik, zum Verständnis der reichen Literatur auf diesem Gebiete erforderlich sind". Aus diesem Grunde wurden auch in den Aufgaben, welche den einzelnen Abschnitten angeschlossen sind, mehrfach Probleme der Mechanik, Physik und der Geodäsie herangezogen und auf den praktischen Wert und die praktische Bedeutung der Lösungen aufmerksam gemacht. Doch auch jener, der Mathematik zum Berufsstudium erwählt hat, wird in der Art der Darstellung, welche der Verf. dem zu behandelnden Stoffe gegeben hat, volle Befriedigung finden. Besonders anerkennend hervorzuheben ist der Umstand, dass die Ergebnisse der Analyse fast durchwegs geometrisch interpretiert wurden, und in dieser Beziehung ist der Verf. den Traditionen seines berühmten Vorgängers an der technischen Hochschule in Wien, Professors Winkler, der als Lehrer nicht minder als als Forscher bedeutend war, treu geblieben. Auch manche schöne, synthetische Erwägung, die an die analytische Betrachtung angeschlossen wird, verdient genannt zu werden, so z. B. jene zu den Aufgaben über Maxima und Minima der Functionen. Hier wie überall finden wir viele originelle Erörterungen, wodurch das vorliegende Buch sehr gewonnen hat.

Im ersten Abschnitte wird nach eingehender Erörterung der Entwicklung des Zahlbegriffes der Begriff der Variablen und der Functionen dargelegt und namentlich dem Grenzwerte der Variabeln und dem einer Function bei einem Grenzübergange der Variabeln, ferner der Stetigkeit, deren Definition und analytische Merkmale gegeben werden, besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Durch zahlreiche, passend gewählte Beispiele werden die theoretisch gewonnenen Sätze illustriert. Im zweiten Abschnitte finden wir die Betrachtungen über die Differentiation von Functionen einer Variablen, wobei jederzeit die geometrische Deutung der Ergebnisse ins Auge gefasst wurde. Die Differentiation von Functionen mehrerer Variabeln, die dem dritten Abschnitte vorbehalten blieb, setzt den Verf. in die Lage, die verschiedenen Fälle der Transformation der Variabeln zu betrachten, Fälle, welche in den weiter folgenden Studien oft gebraucht werden.

Wir billigen sehr den Vorgang, dass der Abschnitt über Reihen, der zumeist der algebraischen Analysis einverleibt wurde, in dem Rahmen dieses Buches selbst Aufnahme fand, ferner dass demselben ein großer Raum geschenkt wurde und er eine streng wissenschaftliche Behandlung gefunden hat. Durch diese Entwicklungen werden jene über die Formeln und Reihen von Taylor und Maclaurin vorbereitet, deren mannigfaltige Anwendungen bei der Entwicklung der Functionen in Reihen gezeigt werden.

Vom Belange sind die Theoreme über die elementaren Functionen einer complexen Variabeln, welche aufgenommen wurden. Von weiteren Anwendungen, welche im vierten Abschnitte zur Behandlung gelangen, sind die theoretischen Erörterungen über unbestimmte Formen zu nennen.

In dem Abschnitte über Maxima und Minima der Functionen finden wir sehr belangreiche praktische Fragen zur Sprache gebracht.

In meisterhafter Weise ist der Abschnitt über die Anwendung der Differentialrechnung auf die Untersuchung von Curven und Flächen behandelt. Namentlich sind die Fälle der sogenannten singulären Punkte eingehend betrachtet worden. Auch dem Asymptotenprobleme wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Im Anschlusse an die Theoreme über Krümmung ebener Curven finden wir sehr wesentliche Deductionen über Evoluten und Evolventen nebst zahlreichen Beispielen. Praktisch wichtig sind auch die Erläuterungen über die einhüllenden Curven.

Der zweite Theil dieses Abschnittes handelt von der Theorie der Raumcurven und der Flächen. Die Ausführungen über das Krümmungsproblem bei den Raumcurven haben durch die Einbeziehung der Frenet'schen Formeln sehr gewonnen, was die Übersichtlichkeit und Eleganz der Darstellung betrifft.

In sehr fesselnder Weise wird der geometrische Unterschied zwischen einer devellopablen und einer nichtdevellopablen Fläche dargelegt; es werden für die abwickelbaren Flächen in einfacher Weise die Differentialgleichungen erster und zweiter Ordnung gewonnen. Wichtig und Interesse erregend sind die auf die Polarfläche einer Raumcurve bezugnehmenden Deductionen. In eleganter Weise werden auch die Sätze über die Krümmung von Curven auf krummen Flächen abgeleitet und als specielle Curven dieser Art eingehender besprochen die Niveaucurven oder Schichtenlinien und die zu diesen normal liegenden Fallinien, welche die Bahnen von Punkten zeigen, die unter dem Einflusse der Schwere allein auf der Fläche sich bewegen. Im Anschlusse an die bekannten Entwicklungen von Gauss über das Krümmungsmaß von Flächen wird die Theorie der Krümmung dieser Gebilde besprochen. Zum Schlusse finden wir die Theorie der geodätischen Linien angegeben.

Der Verf. hat bei der Abfassung seines ausgezeichneten Werkes die besten Quellen benützt und diese dem Zwecke des Buches entsprechend in demselben verwertet. Wir freuen uns aufrichtig, dieses Buch, dessen zweitem Theile nur mit Erwartung entgegengesehen werden kann, mit allen Sympathien begrüßen zu können und geben uns der sicheren Hoffnung hin, dass es weit über Österreichs Grenzen hinaus Verbreitung finden wird.

Die Mechanik in ihrer Entwicklung historisch-kritisch dargestellt von Dr. Ernst Mach, Professor der Universität in Wien. Mit 250 Abbildungen. 3. verb. u. verm. Aufl. Leipzig, Brockhaus 1897.

„Die Mechanik in ihrer Entwicklung historisch-kritisch dargestellt", dieses in seiner Anlage und Durchführung einzige Buch über diesen Gegenstand, hat schon beim ersten Erscheinen dem Leser Interesse abgerungen und durch die Art der Darstellung fesselnd, belehrend und anregend gewirkt. Der berühmte Verf., welcher den Kern der Gedanken der Mechanik in der Untersuchung sehr einfacher, besonderer Fälle mechanischer Vorgänge erblickt und betont, dass die historische Analyse der Erkenntnis dieser Fälle immer das wirksamste und natürlichste Mittel bleibt, jenen Kern bloßzulegen, hat sehr viel dazu beigetragen, dass gegenwärtig erkenntnistheoretische Fragen mit Aufmerksamkeit und Theilnahme verfolgt werden, dass durch die Beantwortung dieser Fragen die Grundlagen der Wissenschaft sichere und festere geworden sind. Seit dem Erscheinen des Buches im Jahre 1883 sind mehrere und unter diesen ganz bedeutende Arbeiten über die Grundlagen der Mechanik veröffentlicht worden, unter denen H. Hertz' Anschauungen wohl eine der ersten Stellen einzunehmen berufen sind. Dadurch, dass der Verf. in seiner vorliegenden Schrift auf die Geschichte der einzelnen Probleme eingieng, gelang es ihm, die Aufgaben, welche die Mechanik sich seit ihrem Bestehen gestellt hat, in klarer Weise darzulegen und zu zeigen, wie die Erkenntnis einer Thatsache fördernd auf die einer Reihe von anderen eingewirkt hat und wie auf diese Weise das Band hergestellt werden kann, welches die Erscheinungsgruppen verbindet. Überall zeigt der Verf., dass die bedeutenden Forscher auf dem Gebiete der physikalischen Wissenschaft bei der Betrachtung des Einzelnen stets das Ganze berücksichtigt haben, dass von einer im wahren philosophischen Sinne vor sich gehenden Behandlung einer Wissenschaft nur dann die Rede sein kann, wenn deren Ergebnisse mit dem feststehenden Gesammtwissen in Zusammenhang und Einklang gebracht werden. An allen Stellen strebt der Verf. an, von den einzelnen Errungenschaften der Wissenschaft ausgehend höhere Gesichtspunkte zu gewinnen und allgemeine Principien abzuleiten. So wird — um nur eines der vielen Beispiele zu erwähnen — im Anschlusse an dynamische Fragen (Wurfbewegung) die Methode der Zusammensetzung einer Erscheinung aus voneinander unabhängigen Theilerscheinungen, die Zerlegung der Vorgänge in voneinander unabhängige Theile betont. Diese beiden Vorgänge, welche von Volkmann in seinen „Erkenntnistheoretischen Grundlagen der Naturwissenschaft" zutreffend als Superposition und Isolation bezeichnet worden sind, gestatten „uns erst stückweise zu begreifen, oder in Gedanken zu reconstruieren, was uns auf einmal unfassbar ist". Als geradezu meisterhaft ausgearbeitet muss

der Abschnitt bezeichnet werden, welcher von der Entwicklung der Principien der Dynamik handelt; was Galilei, Huygens, Newton Fundamentales geleistet haben, wird klar auseinandergesetzt und so ein Bild des Entwicklungsganges der Wissenschaft geliefert, wie es kaum anziehender hätte gestaltet werden können. Die Kritik der einzelnen von diesen Forschern vorgenommenen Aufstellungen ist im hohen Grade beachtenswert. In Bezug auf das Trägheitsgesetz werden die „physikalischen Grundlagen der Mechanik“ von Streintz und „die geschichtliche Entwicklung des Bewegungsbegriffes“ von L. Lange besprochen und kritisiert. Der Anschauung, welche von dem erstgenannten Physiker ausgesprochen wurde, dass man eine absolute Drehung von einer relativen unterscheiden könne und dass man somit jeden Körper ohne absolute Drehung als Bezugskörper für den Ausdruck des Trägheitsgesetzes wählen kann, tritt Prof. Mach entgegen. Er nimmt den Standpunkt ein, das Trägheitsgesetz zunächst als eine hinreichende Annäherung zu betrachten, dasselbe räumlich auf den Fixsternhimmel, zeitlich auf die Drehung der Erde zu beziehen, und die eventuelle Correctur, beziehungsweise Verschärfung desselben von einer erweiterten Erfahrung abhängig zu machen. Sehr beachtenswert ist der in dem Buche aufgenommene Rückblick auf die Entwicklung der Dynamik, in dem auch ein allgemeines Programm einer künftigen Mechanik angegeben wird. In diesem Abschnitte spricht sich Prof. Mach über die Mechanik von Hertz aus. Er ist der Ansicht, dass wegen der in manchen einfachen Fällen schon nothwendigen, sehr umständlichen, oft unbedenklichen Fictionen zum Ersatze der physikalischen Kräfte Schwierigkeiten in der Anwendung dieser Mechanik eintreten, und bezeichnet auch die Hertz'sche Mechanik zur Zeit im wesentlichen noch als Programm, „wenn auch ein sehr ins Einzelne ausgeführtes und ebenso geistreiches“. Die von Hertz angebahnte Umwandlung in der Auffassung der Fernkräfte dürfte auch durch die interessanten Forschungen von Seeliger „Über das Newton'sche Gravitationsgesetz“ beeinflusst werden. Derselbe hat gezeigt, dass das strenge Newton'sche Gesetz mit der Annahme einer unbegrenzten Masse des Weltalls unvereinbar ist.

Ganz besonders fruchtbar zeigen sich die Principien der Mechanik in den verschiedenen, weiter angeführten, speciellen Fällen; die Gesetze der Erhaltung der Quantität der Bewegung, der Erhaltung des Schwerpunktes und der Erhaltung der Flächen werden auf Grund der Newton'schen Principien in scharfsinniger Weise betrachtet und durch gelungene Versuche illustriert. Sehr gewürdigt erscheinen die Arbeiten des Prof. Markus Marci, eines Zeitgenossen Galileis, welcher in seiner Abhandlung „de proportione motus“ einige Ergebnisse seiner Untersuchungen über den Stoß veröffentlicht hat. Wie sich die Vorarbeiten ge-

staltet haben, die zum Theorem von d'Alembert führten, wird im weiteren erläutert. Die Kürze und scheinbare Einfachheit dieses Satzes der Dynamik beruht nach der Ansicht des Verf.s des vorliegenden Buches nur auf der Anreihung an schon vorhandene Erfahrungen. Diesem Theoreme ist nach Prof. Mach ein ökonomischer Wert insoferne zuzuerkennen, weil durch ihn nicht sosehr das Durchblicken der Vorgänge, als die praktische Bewältigung derselben gefördert wird. Beachtenswert sind die Anwendungen, welche der Verf. von dem Satze des kleinsten Zwanges gegeben hat, der durch Gauss in die Wissenschaft eingeführt wurde; er lässt sich aus dem Theoreme von d'Alembert deducieren und kann als mit demselben inhaltlich, aber nicht formell gleichwertig betrachtet werden. Was das Princip der kleinsten Wirkung von Maupertuis betrifft, so zeigt der Verf. in überzeugender Weise, dass dasselbe gar nicht verdiene, als Princip bezeichnet zu werden, sondern dass man nur von „einer verschwommenen symbolischen Formel sprechen könne, welche mit Hilfe großer Ungenauigkeit und einiger Gewalt verschiedene bekannte Fälle unter einen Hut bringt"; doch haben diese Anregungen befruchtend auf Eulers Ideen eingewirkt, wie im Folgenden gezeigt wird. Die trefflichen Ausführungen über die Anwendungen der Principien der Mechanik auf hydrostatische und hydrodynamische Probleme sind in der neuen Auflage des Buches fast gar nicht geändert worden. Mit großer Befriedigung und äußerst angeregt wird man immer wieder gern den betreffenden Abschnitt lesen, der im echten Sinne des Naturphilosophen verfasst ist. Dasselbe gilt von dem Abschnitte über die formelle Entwicklung der Mechanik, die durch eine besondere Art von mathematischen Problemen beeinflusst wurde; zu diesen gehören wohl in erster Linie die Isoperimeterprobleme, welche auch die Variationsrechnung vorbereiteten. „Der Blick in Bezug auf allgemeinere Eigenschaften von Systemen überhaupt und auf Maximum-Minimumeigenschaften insbesondere wurde durch die Beschäftigung mit diesen Problemen so geschärft, dass man derartige Eigenschaften an mechanischen Systemen sehr leicht entdeckte." Was die Beziehungen der Mechanik zur Physik betrifft, so gelangt der Verf. zur Ansicht, die auch mehrfach in seinen „Principien der Wärmelehre" ausgesprochen uns entgegentritt, dass die Analogien und Unterschiede in den einzelnen physikalischen Begriffen uns zu einer vergleichenden Physik führen, welche schließlich einen zusammenfassenden Ausdruck sehr großer Gebiete von Thatsachen ohne willkürliche Zugaben gestatten wird. „Man wird dann zu einer homogenen Physik auch ohne Zuhilfenahme der künstlichen Atomtheorie gelangen." Der Verf. tritt auch der so vielfach verbreiteten Meinung entgegen, dass erst durch die mechanische Naturansicht ein großer und weiter Blick in die Naturwissenschaft hineingekommen ist. Wertvoll ist in der neuen

Auflage des Buches die Erweiterung des Registers, das aber noch immer nicht den Anspruch auf Vollständigkeit machen kann.

Wir empfehlen auch diese neue Auflage der „Mechanik" Prof. Machs wärmstens allen jenen, die Sinn und Vorliebe für kritisch-historische Studien auf dem Gebiete der Naturwissenschaften haben. Das an allen Stellen geistvoll geschriebene Buch wird jedermann befriedigen, der die Forschungen des scharfsinnigen Autors zu würdigen versteht.

Theorie of electricity and magnetisme. By Charles Emerson Curry, ph. Dr. With a preface by Ludwig Boltzmann, professor of theoretical physics in the university at Vienna. London, Macmillan and Co. 1897.

Prof. Boltzmann hat in seinen Vorlesungen über Maxwells Theorie der Elektricität und des Lichtes (1891—1893) einen Auszug seiner Vorlesungen gegeben, welche er an der Münchener Universität in den Jahren 1892—1893 gehalten hat. In dem Buche wurden die Entwicklungen, welche in den Vorlesungen ausführlich und breiter gegeben wurden, kurz gehalten und auch manche Beispiele weggelassen. Der Verf. des vorliegenden Buches hat nun die Vorlesungen Boltzmanns demselben zugrunde gelegt, er hat die Entwicklungen der einzelnen theoretischen Arbeiten auf diesem Gebiete in vollständiger Weise ausgeführt, um so dem Studierenden die Einführung in den Boltzmann'schen Ideengang leichter zu gestalten. Dennoch unterscheidet sich das vorliegende Werk sowohl von den Vorlesungen Boltzmanns als auch von dessen Werke durch Hinzufügung einiger neuer Artikel. Prof. Boltzmann hat in einem dieser Schrift beigegebenen Vorworte sich sehr anerkennend über die Arbeit Currys ausgesprochen und kundgegeben, dass dieselbe eine sehr klare und bündige Auseinandersetzung nicht nur seiner Vorlesungen über Magnetismus und Elektricität, sondern im speciellen auch der Principien und der Auffassungen enthält, welche der elektromagnetischen Lichttheorie zugrunde gelegt wurden. Der Verf. hat in seinen Erörterungen scharf unterschieden zwischen den Eigenschaften des Äthers, also zwischen den Wirkungsgleichungen von Maxwell, welche den Zustand des Äthers definieren, und den mechanischen oder dynamischen Analogien, welche constant in Anwendung gebracht werden, um die mannigfaltigen Erscheinungen und Eigenschaften zu illustrieren, welche durch gewisse besondere Integrale der Maxwell'schen Differentialgleichungen ausgedrückt werden. Nach einer gehaltvollen Einleitung und nach Aufstellung der fundamentalen Ausdrücke und Annahmen, sowie nach Ableitung der Grundgleichungen von Maxwell, welche im Folgenden auch als empirisch gegeben betrachtet werden, wird die Analogie zwischen den elektrischen und den Lichtschwingungen auseinandergesetzt und die Theorie der Hertz-

schen Schwingungen aufgestellt. Von besonderem Interesse ist die Untersuchung der Eigenschaften der Integrale, welche zu verwerten sind, um die Theorie der Hertz'schen Schwingungen zu erläutern. Die Anwendung der vorgetragenen Principien auf Probleme der Aerostatik und Elektricität, das Studium der asonischen und aphorischen Bewegungen ist bemerkenswert. Die nun folgenden Theile sind der Elektrostatik gewidmet. Dann werden die Gesetze der stationären Strömung aufgestellt, wobei die Analogie zwischen Elektrostatik und der Theorie der stationären Strömung gegeben wird. Die Anwendung der Theorie der elektrischen Bilder in diesen Problemen erweist sich sehr ersprießlich. Die ferneren Untersuchungen beziehen sich auf die Theorie des Magnetismus und des Elektromagnetismus, wobei auf das Theorem von Stokes besonders aufmerksam gemacht wird. Dasselbe bewährt sich in der Lehre vom Elektromagnetismus sehr fruchtbar. Im Folgenden erörtert der Verf. das Ampère'sche Kraftgesetz zwischen den Elementen von elektrischen Strömen und deduciert die Formeln für das bezügliche Potential, wie sie von Neumann, Weber und Helmholtz angegeben wurden. Eingehend auf den Mechanismus zur Erläuterung der elektromagnetischen Erscheinungen setzt der Verf. die Cyklentheorie auseinander und stellt die betreffende Gleichung der Bewegung von Cykeln von Lagrange auf. Besondere Aufmerksamkeit wird der praktischen Construction des bicyklen Mechanismus gewidmet; auf die Arbeiten von Maxwell, Lord Rayleigh und Boltzmann wird nun eingegangen. Im Anschlusse daran finden wir eine Erklärung der magnetischen Erscheinungen unter der Annahme des Nichtvorhandenseins von wirklichem Magnetismus. Die Gesetze der Induction werden nach dem Vorgange von Neumann und Thomson abgeleitet, die Maxwell'schen Gleichungen deduciert und der Übergang von diesen auf die Helmholtz'schen Gleichungen gezeigt. Letztere werden auch direct aus empirischen Gesetzen abgeleitet. Die Gleichungen von Helmholtz werden auf die einfachste Form gebracht und die Grenzbedingungen an der Trennungsfläche zweier aneinanderstoßenden Medien aufgestellt.

Die bezüglich der Röntgen'schen Strahlen aufgestellte Theorie von Longitudinalwellen rechtfertigte eine kurze Auseinandersetzung derselben. Longitudinale elektrische Schwingungen geben keinen Anlass zu magnetischen Störungen. Immer sind sie begleitet von dem Erscheinen freier Elektricität, während in den transversalen elektrischen Schwingungen dieselbe nicht auftritt. Dies folgt direct auch aus den aufgestellten Gleichungen. Der Ausdruck für die Geschwindigkeit der Fortpflanzung der longitudinalen Ätherschwingungen wird geprüft. Es werden an dieser Stelle auch die astronomischen Untersuchungen erwähnt, welche geeignet sind, die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Gravitation zu finden. Die Bedenken, welche von Seeliger gegen das

Newton'sche Gesetz ausgesprochen werden, sind in entsprechender Weise erörtert worden. Weiters wird die Modification der Maxwell'schen Gleichungen durch Jaumann in Erwägung gezogen; diese Theorie wurde von dem letztgenannten Physiker im Jahre 1895 aufgestellt. Im letzten Abschnitte finden wir Maxwells Gleichungen der elektrischen und magnetischen Wirkung für bewegte Körper entwickelt; dabei bot sich die Gelegenheit, in kurzer Weise auf die Experimente von Rowland und Röntgen mit schnell rotierenden Ebonitscheiben einzugehen und auf das Verhalten der wirklichen Elektricität und des Magnetismus aufmerksam zu machen. Schließlich finden wir auf Grund der Maxwell'schen Forschungen eine geeignete Einführung in die Theorie der Elektro- und Magnetostriction und die Deduction der Maxwell'schen Gleichungen für allotropische Körper.

Jedem, der die neueren Theorien auf dem Gebiete der Elektricitätslehre studieren will, kann dieses klar und übersichtlich geschriebene Buch bestens empfohlen werden; dasselbe wird vortheilhaft weiteren theoretischen Studien auf diesem Wissensgebiete zugrunde gelegt werden können.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Matthias von Wretschko, Vorschule der Botanik für den Gebrauch an höheren Classen der Mittelschulen und verwandten Lehranstalten neu bearbeitet von Dr. Anton Heimerl. 6. verb. Aufl. Wien, C. Gerolds Sohn 1898. 8°, 219 SS. Mit 642 Einzelbildern in 271 Textfiguren. Preis geb. 1 fl. 20 kr., in Leinw. geb. 1 fl. 40 kr.

Unter den Lehrbüchern der Botanik für die höheren Classen unserer Mittelschulen nahm Wretschkos Vorschule der Botanik eine hervorragende Stellung ein. Die Methodik des Buches war jedenfalls eine empfehlenswerte und insofern konnte das Buch auch als gutes gelten. Unserer Ansicht aber durfte demselben der Vorwurf nicht erspart bleiben, dass es allzu weitläufig abgefasst war und über das Auffassungsvermögen der Mittelschüler weit hinausgieng. Dass auch die im Jahre 1891 edierte 5. Auflage mannigfache Unrichtigkeiten und noch viel zahlreichere Unklarheiten enthält (vgl. die SS. 10, 31, 37, 40, 57 usw.), dürfte wohl kaum einem Lehrer entgangen sein. Es war daher mit großer Freude zu begrüßen, dass ein Fachmann auf dem Gebiete der Botanik, dem außerordentlich wertvolle pädagogische Erfahrungen zur Verfügung standen, nämlich Prof. Heimerl, die Neuauflage des an so vielen Anstalten benützten Buches in die Hand nahm. Diese Neuauflage musste nothgedrungen zur völligen Neubearbeitung werden. Was nun der Verf. neu geschaffen hat, verdient die vollste Anerkennung. Mit glücklichem Wurfe hat er das Richtige getroffen, ein Lehrbuch, das vor allem klar und leicht verständlich

ist, geschrieben, das nichts Überflüssiges enthält und doch dem Lehrer den nöthigen Spielraum gewährt, und das nach unserer Anschauung den richtigen Weg weist, wie Botanik in der Mittelschule methodisch gelehrt werden müsse, um in dem Schüler Interesse für die scientia amabilis zu erwecken.

Heimerl beginnt demnach nicht wie andere Bücher mit der Besprechung der Sporenpflanzen, sondern mit einem Abschnitte über die Zelle als Elementarorgan der Pflanzen und flicht darin das Allerwichtigste über die Lebensvorgänge der Pflanze ein. Mit diesem Wissen muss der Schüler ausgestattet sein, um die „Darstellung der wichtigsten Abtheilungen des Pflanzenreiches" begreifen zu können, welche nach wenigen Worten über die Grundeintheilung des Pflanzenreiches als zweiter Abschnitt behandelt wird. Bei den Sporenpflanzen werden die einzelnen Hauptordnungen kurz und gut erläutert und erst bei den Gefässkryptogamen ist die Anatomie der Pflanzen weitergeführt. Bei den Samenpflanzen wird der Morphologie der Blütenorgane und den vegetativen Theilen eine zusammenfassende Behandlung zutheil.

Es gereicht dem Buche zu großem Vortheile, dass es in diesem Theile nicht zu weit geht, dass nur die wichtigsten Familien behandelt, insbesondere jene, in welchen Nutzpflanzen von Bedeutung sich vorfinden, und dass nur 55 von den 156 Holzschnitten der früheren Auflage aufgenommen wurden. Als Ersatz hiefür gelang es dem Verf., zahlreiche gute Textfiguren aus anderen Werken zu entlehnen, so dass die Neuauflage nunmehr viel reichlicher und besser illustriert erscheint. Die Holzschnitte lassen auf diese Weise nur sehr wenig zu wünschen übrig, etwa mit Ausnahme der verbesserungswürdigen Abbildungen 247 b und d (die übrigens von Schimper stammen), 200, 98 und Figur 24, wo *sp* (Sporen) wohl richtiger als Grenzzellen zu bezeichnen wären. Die Speciesnamen, mit Ausnahme der auf Personennamen bezugnehmenden, durchwegs klein zu schreiben, den lateinischen Namen Betonungszeichen zu geben (das Buch soll ja auch an Realschulen usw. Eingang finden), erscheint uns erwünscht. Ebenso dürfte die Benennung der Holzgewächse nach der Frucht, wie z. B. Haselnuss statt Haselstrauch, Mandel statt Mandelbaum u. a. (vgl. S. 147, 177—179), nicht ungetheilten Beifall finden.

Doch das sind Kleinigkeiten, wie sie jedem Buche mehr minder anhaften, durch deren Hervorhebung der hohe Wert dieses neuen Lehrbuches nicht vermindert werden soll, denn rückhaltslos können wir Heimerls Botanik als eines der besten und zweckmäßigsten Lehrbücher für die österreichischen Mittelschulen, die leider mit so wenig Lehrstunden aus der Botanik zu rechnen haben, zählen und wärmstens anempfehlen.

Wien. Prof. Dr. G. v. Beck.

Alpenblumen des Semmering-Gebietes. Colorierte Abbildungen von 188 auf den niederösterreichischen und nordsteirischen Alpen verbreiteten Alpenpflanzen. Gemalt und mit kurzem Texte versehen von Dr. Günther Ritter Beck von Mannagetta, k. k. Univ.-Professor. Wien, Verlag von Carl Gerolds Sohn 1898. Ladenpreis 3 fl.

Bei dem Blättern in diesem Büchlein mag uns wohl die Erinnerung an so manche, herrliche Wanderstunden beschleichen, welche wir auf der Suche nach den lieblichen Kindern Florens im niederösterreichisch-steirischen Alpengebiete verbrachten. Da stehen sie wieder vor uns, die unvergleichlichen Blumen, welche das pflanzenreiche Gebiet unserer Alpenregionen schmücken! In voller Farbenpracht und getreuester Wiedergabe führt sie der Autor vor, welcher, unterstützt von einem ungewöhnlichen Zeichentalent, auf Grund der zahllosen Ausflüge, welche er der Erforschung unserer heimischen Pflanzenwelt widmete,[1]) die vorliegenden treuen und lieblichen Bilder auszuführen in der Lage war.

Univ.-Prof. v. Beck stellt sich, wie er in der Vorrede ausführt, die Aufgabe, Naturfreunden, welche aller botanischen Kenntnisse entbehren, die Möglichkeit zu bieten, sich in bequemer Weise mit den Namen der schönsten Voralpen- und Alpenpflanzen des Semmering-Gebietes, des Schneeberges, der Rax-, Schnee- und Veitschalpe, dann auch der angrenzenden Schieferberge (Wechsel, Stuhleck) bekannt zu machen. Zu diesem Behufe enthält das Werk, nach einer sechs Seiten umfassenden, trefflichen Schilderung der Vegetationsverhältnisse, auf 18 Tafeln farbige Darstellungen von 188 der verbreitetsten Alpenpflanzen, über deren Naturtreue und packende Wiedergabe nur eine Stimme der vollsten Anerkennung herrschen kann. Jeder Tafel ist eine ganz knapp gehaltene Erläuterung in der Weise beigegeben, dass der lateinische und deutsche Name der einzelnen Arten angeführt und daran einige Angaben über besonders auffallende Kennzeichen, über Vorkommen usw. angeknüpft werden; da hiebei auch des öfteren auf Unterschiede von verwandten, nicht abgebildeten Arten hingewiesen wird, so erhöht sich dadurch die Verwendbarkeit in zweifelhaften Fällen.

Wir halten das in jeder Hinsicht trefflich und zum praktischen Gebrauche bequem ausgestattete Büchlein der wärmsten Empfehlung für Lehrer- und Schülerkreise wert. In der Hand des Lehrers, der vielleicht nicht mit den Einzelheiten der Alpenflora des bezeichneten (oder eines ähnlichen) Gebietes vertraut ist, gestattet es eine rasche Orientierung auf Ausflügen oder bei Auskünften gegenüber den Schülern. Von letzteren kann es mit großem Erfolge bei Ausflügen in das Gebiet der Kalkalpen (Nieder- oder Oberösterreichs, Salzburgs usw.) gebraucht werden, und

---

[1]) Bekanntlich erschien als Ergebnis eingehender Studien die vortreffliche Flora von Niederösterreich dieses Autors in den Jahren 1890—1893. (3 Bände. Wien, Carl Gerolds Sohn.)

ermöglicht es, neben der leichten Bestimmung der auffallendsten Gewächse, auch im vorhinein, den Blick für diese Alpenblumen zu schärfen, und in der freien Natur umso leichter bestimmten Arten die Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wien. Dr. Anton Heimerl.

Dr. Rudolf Hoernes, Bemerkungen zu einem von Herrn Oberbergrath Dr. E. Tietze in der Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien am 23. November 1897 gehaltenen Vortrag. Graz 1898.

Der Verf. nimmt gegen die Kritik, welche Oberbergrath Tietze an einigen Beschlüssen des 7. internationalen Geologencongresses geübt hat, Stellung. Unter diesen Beschlüssen ist der Antrag auf Einführung, resp. Erweiterung des geologischen Unterrichtes an den Mittelschulen für diese Blätter von Interesse, gegen welchen Tietze unter anderem den Einwand erhebt, dass das Gymnasium lediglich ein pädagogisches Ziel verfolge. Der Verf. ist jedoch der Meinung, dass es nicht nur möglich, sondern auch wünschenswert sei, die geologischen Kenntnisse der Gymnasialschüler zu erweitern. Mit Freude stimmt Ref. dieser Ansicht zu; er hat es nie unterlassen, diesen Zweig des naturgeschichtlichen Unterrichtes auf Kosten des trockenen, die allgemeine Bildung wenig fördernden mineralogischen Unterrichtes zu begünstigen, und die Erfahrung gemacht, dass die Schüler der Geologie das größte Interesse und ein selten versagendes Verständnis entgegenbringen. Befremdend wirkt es aber, dass der Verf. gerade bei dieser Gelegenheit die in gewissen akademischen Kreisen üblichen Angriffe auf die Leistungen des Gymnasiums in dem alten Satze erneuert: „Dass mit Ausnahme der Philologen wohl alle aus dem Gymnasium Hervorgegangenen in weitaus überwiegender Zahl der Überzeugung sind, dass sie durch die Mittelschule weder ausreichende allgemeine Bildung, noch auch entsprechende Vorübung für ihren späteren Beruf erhalten haben.“ Dabei zieht der Verf. die Ausführungen des Hofrathes Prof. Schnabl und des Docenten Dr. Herz in der „Wage“-Enquête an: — ein nicht sehr glücklicher Griff.

Dr. Herz hat seine Erfahrungen (wie man in der Mittelschul-Enquête der „Wage“: „Was leistet die Mittelschule?“ 1898 lesen kann) an einem sonderbaren Gymnasium gesammelt, an dem der Schüler nie etwas von Projection und Querschnitt gehört hat, an welchem Experimentalphysik nicht vorkam, an dem der Physiklehrer einige überraschende Kunststücke gemacht, sonst aber nur unliebsame Explosionen verschuldet hat, an dem Schüler, anstatt gelobt zu werden, durchfielen, wenn sie in Mathematik einen „andern“ Beweis erbrachten oder „etwas zu ersinnen“ imstande

waren — und trotz alledem hat er den akademischen Lehrstuhl erklommen! Hofrath Schnabel bekommt die Studenten erst im 7.—9. Semester medicinischer Schulung unter seine Leitung. Wenn nun diese längst emeritierten Gymnasiasten noch immer „stumpfe Sinne, ein lahmes Einbildungsvermögen, unfähige Hände" haben, ein „niederschlagend wirkendes Benehmen vor den Kranken zeigen, nichts sehen trotz der offenen Augen, Worte aussprechen, mit denen sie keinen Begriff verbinden, in der Luft vorüber an dem Gegenstand operieren, ja, wie Dr. Teleky in derselben Enquête sagte, selbst wenn sie von der Schule des Prof. Schnabel herauskommen, nicht imstande sind, eine Schere oder ein Messer zu führen, dann darf man wohl fragen: Ist es den Meisterhänden in vier Jahren nicht möglich, die im Gymnasium „durch Nichtübung verkümmerten" Fähigkeiten der Studenten zur Entwicklung zu bringen durch intensive Übung, fortgesetzte Schulung, liebevolle Individualisierung, wie es in der Periode des Glanzes war? Warum in der Luft vorüberoperieren?

Wien. St. Fellner.

Abriss der Logik und die Lehre von den Trugschlüssen. 3. Aufl. von Otto Flügel. Langensalza, H. Beyer u. Söhne.

Dieses Werkchen ist eine Schrift Dr. Allihns, welche unter dem Titel: Antibarbarus logicus (1850) bekannt ist, in neuem Gewande. Der erste Theil, ein Abriss der allgemeinen Logik, ist, wie O. Flügel selbst sagt, „ohne erhebliche Änderungen" wiedergegeben. Die Änderung besteht vornehmlich darin, dass die in der 1. Auflage enthaltene, gegen Hegel gerichtete Polemik vielfach fallen gelassen ist. Der eigentlichen Absicht des Verf.s dient der von den Trugschlüssen handelnde zweite Theil (S. 56—110), „Beispiele für die Trugschlüsse zu bringen, welche das Denken der Gegenwart bestimmen und vielfach noch nicht ... als Trugschlüsse erkannt sind."

Wenn man nun auch wohl einer gewissen Pietät für den Verf. der 1. Auflage es wird zuschreiben müssen, dass der allgemeine Theil so ziemlich die unveränderte Wiedergabe des betreffenden Theiles des Antibarbarus logicus ist, so hätten wohl nach dem Dafürhalten des Ref. Fußnoten, welche den Fortschritten der Logik seit 1850 in manchen Punkten Rechnung getragen hätten, das Ansehen des Büchleins von Allihn nicht geschmälert, den Nutzen dieser neuen Auflage aber bedeutend erhöht. Es sei gestattet, nur auf einige Beispiele hinzuweisen.

So ist nach der „Lehre von den Begriffen" (S. 9) der Begriff „mehr ein Ideal als etwas bereits fertig zustande Gebrachtes". Es soll dadurch die „Anstrengung" erklärt werden, sich den Begriff vorzustellen. Die Schwierigkeit liegt aber darin, wie nament-

lich von Meinong und Höfler gezeigt ist, dass der Begriff durch Abstraction gebildet, daher unanschaulich ist und zur Veranschaulichung erst des anschaulichen Substrates bedarf. Um die Begriffe von den schwankenden, nicht begrifflich fixierten Vorstellungen zu unterscheiden. sind (S. 10) die Termini „klar, deutlich, unklar, undeutlich" verwendet, welche schon Locke [1]) als Ausdrücke charakterisiert hat, die „alle Welt im Munde führt, die jedoch ..... nicht jedermann, der sie anwendet, versteht".

Dass weiter der Satz (S. 13) „Inhalt und Umfang stehen im verkehrten Verhältnisse" sowohl in dieser Formulierung als auch in dieser allgemeinen Form nicht richtig oder wenigstens ungenau ist, hat Höfler [2]) nachgewiesen.

Die Behauptung, „allgemeine Begriffe heißen auch abstracte Begriffe" (S. 14), lässt „allgemein" und „abstract" als identisch erscheinen, während doch auch Individualbegriffe, schon weil sie Begriffe sind, abstract sind. Übrigens haben auch die Individualbegriffe nicht „keinen Umfang", wie es S. 13 heißt, sondern den Umfang = 1. Das große, interessante Gebiet der Relationsbegriffe fand begreiflicherweise in der Ausgabe von Allihn keine Bearbeitung, wohl aber konnte in einer neuen Auflage darauf hingewiesen sein.

Unrichtig ist es weiter zu sagen, „der Begriff Kreis ist immer derselbe" (S. 16), da, wenn ihn „dieser oder jener Mensch" denkt, doch der Denkact nicht derselbe ist. Man kann also nur von „gleichen Begriffen" sprechen. Abgesehen von der im Buche vertretenen Verknüpfungstheorie des Urtheiles, welche die Existenzialurtheile nicht berücksichtigt, ließen sich auch noch manche Bemerkungen auf dem Gebiete der Urtheile und des übrigen allgemeinen Theiles des Buches machen.

Ref. wollte aber nur durch diese wenigen Hinweise zeigen, dass die Scheu des Herausgebers dieser neuen Auflage, an der alten Gestalt dieses Theiles etwas zu ändern, vielleicht sich daraus erklären lässt, dass er befürchten musste, ein ganz neues Buch an die Stelle des alten setzen zu müssen. Allerdings ist bei dem allzu conservativen Verhalten gegenüber der 1. Auflage die Gefahr vorhanden, dass der Leser des Buches zu dem Glauben kommt, der Verf. der neuen Auflage halte manche, wie Ref. zu zeigen versuchte, unrichtige Ansicht aufrecht.

Was nun den zweiten, über die Lehre von den Trugschlüssen handelnden Theil betrifft, dessen Bearbeitung ja das eigentliche Ziel dieser Ausgabe ist, so nimmt er insoferne ein doppeltes Interesse in Anspruch, als er nicht bloß die gewöhnlichen Schulbeispiele für Trugschlüsse bearbeitet und so dem Propädeutikunterrichte dienstbar ist, sondern auch auf dem Gebiete der Wissenschaft, insbesondere der Philosophie, Trugschlüsse nachweist.

---

[1]) Versuch über den menschl. Verstand (Brief an den Leser).
[2]) Phil. Propäd. S. 36 f.

Der Eintheilung der Trugschlüsse liegt die des Aristoteles zugrunde, in solche *παρὰ τὴν λέξιν*, wobei der Fehler im sprachlichen Ausdrucke liegt, und in solche *ἔξω τῆς λέξεως* (materielle Trugschlüsse). Wenn auch die Darlegung des Fehlerhaften in den meisten angeführten Beispielen von Trugschlüssen zutrifft, so sei doch auf Beispiele hingewiesen, wo dies dem Ref. nicht der Fall zu sein scheint. In der ersten Gruppe gibt der Verf. eine Widerlegung des Schlusses, durch welchen Hegel das principium identitatis zurückzuweisen sucht, nämlich: A ist nicht B, A und B sind verschieden, also ist A ein Verschiedenes und B ein Verschiedenes oder A und B sind als Verschiedene identisch, d. h. Identität ist zugleich Verschiedenheit. Flügel findet, der Fehler liege darin, dass eine Schlussform mit zwei Terminis vorliege. Der vermisste dritte Terminus scheint Ref. aber der Begriff des „Verschiedenen“ zu sein. Der Fehler Hegels liegt vielmehr in einer mangelhaften Vorstellung von relativen Begriffen. Der dritte Satz kann demgemäß nicht heißen: „also ist A ein Verschiedenes und B ein Verschiedenes“, sondern nur „also ist A ein Verschiedenes von B und B ein Verschiedenes von A“. Dann wird aber der daraus entnommene Satz „A und B sind als Verschiedene identisch“ und auch der Schlussatz hinfällig.

Eine „fallacia syntaxeos, wo die Zweideutigkeit in der Wortstellung liegt“, enthält nach Flügel folgender Schluss: „Dieses Buch, welches in Deiner Bibliothek steht, ist die Metaphysik des Aristoteles, folglich gehört sie nicht Dir, sondern des Aristoteles Erben.“ Mit der Bezeichnung „fallacia syntaxeos“ kann man ja einverstanden sein; nicht recht begreiflich ist es aber, warum, wie die Parenthese besagt, der Fehler in der Wortstellung liegen soll. Es ist vielmehr der Fehler in der verschiedenen Relation zu suchen, nach der im ersten Satze der Genitiv „des Aristoteles“ auf das „Urheberverhältnis“ geht, im zweiten Satze aber das „Besitzverhältnis“ vorliegt, in ähnlicher Weise, wie etwa in dem Schluss: „Der Rock, den ich besitze, ist mein Rock. Und da der Rock ein Kleidungsstück ist, so ist er mein Kleidungsstück. Ebenso nun ist ein Hund, den ich besitze, mein Hund. Und wenn der Hund ein Vater ist, so ist er mein Vater“, der Fehler in der Verwendung des „mein“ für „possessive und verwandtschaftliche Beziehung“ liegt.

Im übrigen kann das Büchlein besonders als Lehrbehelf für das Gebiet der Trugschlüsse sowie demjenigen, der an treffenden Beispielen das Wesen derselben kennen lernen will, nur bestens empfohlen werden.

Wien. Gustav Spengler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Der VIII. allgemeine deutsche Neuphilologentag in Wien.

Ehe auf die Verhandlungen selbst eingegangen werden soll, ist es vielleicht, da eine solche Versammlung eben zum erstenmal in Österreich stattgefunden hat, nicht überflüssig, die Frage zu beantworten, was die Neuphilologentage[1]) sind und was sie neben den allgemeinen Philologentagen wollen, welchem Bedürfnisse sie entsprechen, und wie sie ihr Ziel bisher zu erreichen gesucht haben. Ihre Berechtigung und Nothwendigkeit neben der allgemeinen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hat der erste Vorsitzende des VIII. Neuphilologentages, Hofrath Prof. Dr. Schipper, in seiner Eröffnungsrede vom 31. Mai v. J. mit folgenden Worten dargethan: »Die allgemeine Philologenversammlung und der 'Verband der deutschen neuphilologischen Lehrerschaft' verfolgen zwar verwandte, aber keineswegs die gleichen Ziele: die neuphilologischen Sectionssitzungen der allgemeinen Philologenversammlung sind vorwiegend der Behandlung der wissenschaftlichen Erörterungen sowie der Pflege des ununterbrochenen, wertvollen Zusammenhanges der neueren mit der altclassischen Philologie und den verwandten Disciplinen gewidmet, während die genannten Verbandstage die neuphilologische

---

[1]) Diese Bezeichnung empfiehlt sich zwar durch ihre Kürze, ist auch schwer durch eine andere zu ersetzen, aber doch nicht recht glücklich gewählt, da sie einen Gegensatz vermuthen lässt, der nicht beabsichtigt ist. Geradezu hässlich aber ist der Ausdruck »Neusprachler«, und man begreift nicht, wie jemand sich selbst damit bezeichnen konnte; er ist außerdem nicht zutreffend, da er Philologen und nicht Sprachmeister benennen soll, und würde auch deshalb besser vermieden, weil er Vorwürfe, die man neueren Unterrichtsmethoden mit oder ohne Recht gemacht hat, schon ohne näheres Zusehen als berechtigt erscheinen lassen müsste. Auch die neuphilologische Section der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden hat in ihrer letzten Sitzung dieser Empfindung Ausdruck gegeben.

Wissenschaft und Praxis enger, als es früher der Fall war, in ihren Vertretern und in ihren Bestrebungen zusammenführen, sowie für die Behandlung der praktischen Fragen etwas größeren Spielraum zu gewinnen suchen sollen.« Die beiden übrigen Fragen beantworten die §§. 1 und 2 der Satzungen des 'Verbandes' vom 4. October 1886, denenzufolge diese Vereinigung die Pflege der neueren Philologie, der germanischen wie der romanischen, und insbesondere die Förderung einer lebhaften Wechselwirkung zwischen Universität und Schule, zwischen Wissenschaft und Praxis bezweckt und dieses Ziel durch Gründung von neuphilologischen Vereinen, durch gemeinsame Unterstützung aller auf die Hebung des neusprachlichen Studiums gerichteten Bestrebungen im In- und Auslande und vor allem durch regelmäßig wiederkehrende Versammlungen zu erreichen sucht, auf welchen wissenschaftliche und praktische Fragen aus dem Gebiete der neueren Sprachen erörtert werden. Die Neuphilologentage sind demzufolge die regelmäßigen Verbandstage der deutschen neuphilologischen Lehrerschaft; sie stehen also in keinem wie immer gearteten Gegensatze zu den allgemeinen Philologenversammlungen, sondern haben sich vielmehr aus diesen letzteren naturgemäß entwickelt, indem sie Gegenstände, für welche hier nicht immer Zeit und Raum blieb, in eigenen Zusammenkünften behandeln. Die neuere Philologie hat sich eben bereits derart entwickelt, dass die ersten Bande, welche einst das junge Pflänzchen vorsorglich an die altclassische Stütze knüpften, seit einiger Zeit schon sich als zu eng erwiesen haben und das alte Schutzverhältnis in ein auf gegenseitiger Förderung beruhendes Bündnis umgestaltet werden konnte. So hat sich denn im Jahre 1886 zu Hannover ein großer Theil der neuphilologischen Lehrerschaft zu einer eigenen Vereinigung (jetzt 728 Mitglieder) zusammengethan, ohne damit im entferntesten den Boycott der großen Philologenversammlung auszusprechen oder stillschweigend zu bethätigen, wie schon aus dem Umstande hervorgeht, dass beide Versammlungen von Jahr zu Jahr abwechseln und deren Mitglieder nach Möglichkeit beiden anwohnen. Der Neuphilologentag ist also keine Secession! Er hat, wenn diese Institution auch verbesserungsfähig ist, seine volle Berechtigung! Neben der Erörterung praktischer Fragen kamen rein wissenschaftliche Vorträge auf allen bisherigen Neuphilologentagen vor; dass aber diese letztere Seite noch stärker zu entwickeln sein wird, hat Herr Geh. Regierungsrath Münch (Berlin) in Übereinstimmung mit wohl den meisten Theilnehmern hervorgehoben. Es ist indessen auch darauf hingewiesen worden, dass man diesen Versammlungen in gewissen Kreisen noch immer mit einem ungerechtfertigten Misstrauen zu begegnen scheine, und das wäre recht bedauerlich. Eine große und wohl die nächste Aufgabe der führenden Persönlichkeiten in der Vereinigung ist es, die wissenschaftlichen Kreise mehr als bisher zu gewinnen und vor allem den Anschein zu vermeiden, als wäre der Verband nur ein Lehrerverein, einzig von 'Reformern' gebildet oder nur für solche bestimmt; es müsste nachdrücklich zum Bewusstsein gebracht werden, dass alle Fachgenossen, Gelehrte wie Schulmänner jeder Richtung, willkommen seien und ihre An-

schauung frei bethätigen könnten. Der Verband kann nach den Statuten eigentlich gar nicht radical sein; denn da eine bloße Anmeldung zum Beitritte genügt, haben jederzeit diejenigen — infolge ihrer Überzahl freilich die Schulmänner — das Heft in der Hand, welche geistig regsam sind und sich an der Erörterung von wichtigen Unterrichtsfragen betheiligen, diejenigen also, welche thatsächlich berufen erscheinen, einen Einfluss auszuüben. Wer sich schmollend oder gleichgiltig fern hält, verwirkt, wie überall im Leben so auch hier, sein Recht, selbst das der Kritik! Es ist indessen zu hoffen, dass mit der Zeit die Gegensätze sich ausgleichen und allzu radicale Bestrebungen einzelner an dem Widerstande der Mehrheit scheitern werden. Bisher sind die Erfolge der Neuphilologentage schon recht erfreuliche und verdienstliche gewesen.

Die VIII. Hauptversammlung des Verbandes fand nun zu Pfingsten v. J. in den Räumen der Universität zu Wien statt. Der aus dem Wiener Neuphilologischen Vereine gewählte Ortsausschuss hat sich alle Mühe gegeben, für die Gäste einen würdigen Empfang vorzubereiten; sie wäre aber ohne das weitgehende Entgegenkommen der hohen Unterrichtsverwaltung, der k. u. k. General-Intendanz der Hoftheater, des Gemeinderathes, sowie anderer Factoren vergeblich gewesen. Das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht hatte außer der moralischen Unterstützung bei allen vorbereitenden Schritten noch den namhaften Beitrag von 1500 fl. gewährt, so dass es hiedurch möglich geworden war, drei Festschriften herauszugeben, und zwar einen 17 Bogen starken Band wissenschaftlichen Inhaltes mit Beiträgen von Professoren aller österreichischen Universitäten,[1]) dann eine Sammlung:

[1]) Festschrift zum VIII. allgemeinen deutschen Neuphilologentage in Wien, Pfingsten 1898. Verfasst von Mitgliedern der österreichischen Universitäten und des Wiener Neuphilologischen Vereines. Herausgegeben von J. Schipper. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1898. gr. 8°, VIII u. 251 SS. Preis im Buchhandel 3 fl. (5 Mk.). Der Inhalt gliedert sich, abgesehen von Schippers als Prolog vorangestelltem „Festgruss" (vgl. Verhandl. S. 11), in drei Abtheilungen: *a*) Zur deutschen Philologie: J. Minor, Die Lesarten zu Goethes Bearbeitung von „Romeo und Julia". R. M. Werner, Unbekanntes aus Friedrich Hebbels Frühzeit. E. W. Kraus, Zur Aussprache des mhd. *s*. H. Lambel, Zu Konrad Flecks Flore und Blanscheflor. Ein neugefundenes Bruchstück einer älteren Handschrift. J. E. Wackernell, Ein Lied Bürgers im Volksmunde. R. Wolkan, Zu den Türkenliedern des XVI. Jahrhunderts. *b*) Zur englischen Philologie: K. Luick, Über die Verwertung der Lautgeschichte im englischen Sprachunterrichte. A. Pogatscher, Altenglisch *br* aus *sr*. R. Fischer, Thomas Middleton, eine literarhistorische Skizze. W. Creizenach. Greene über Shakespeare. R. Brotanek, „Philotus", ein Beitrag zur Geschichte des Dramas in Schottland. A. Brandeis, Das englische Heer und sein Dichter (Rudyard Kipling). *c*) Zur romanischen Philologie: W. Meyer-Lübke, Aphorismen zur französischen Grammatik. J. Cornu, Zweihundert altspanische Sprichwörter. J. U. Jarnik, Beitrag zur Phraseologie von *da* im Rumänischen. M. Friedwagner, Die Ashburnham-Handschrift des „Songe d'Enfer" von Raoul de Houdenc. M. Kawczynski, Über das Verhältnis des Lustspiels „Les Contents" von Odet de Turnèbe zu „Les Ebahis" von Jacques Grévin und beider zu den Italienern.

„Neuphilologische Abhandlungen aus Jahresberichten österreichischer Gymnasien und Realschulen",[1]) endlich eine Chronik des Wiener Neuphilologischen Vereines.[2]) Eine Festnummer der Chronik des Wiener Goethe-Vereines sowie Geschenke verschiedener in- und ausländischer Verlagshandlungen schlossen sich diesen Festgaben an. Ein Plan von Wien diente praktischen Zwecken. Die Festkarte selbst trug das Bild der Wiener Alma Mater zur Erinnerung an den Versammlungsort. So durften sich diese Veranstaltungen schon anfangs denen der Vorgänger in anderen Städten mindestens gleichstellen. Ein eigener h. Ministerial-Erlass hatte die Beurlaubung von Lehrpersonen zum Zwecke des Besuches dieser Versammlung angeordnet. Daher konnte man erwarten, dass recht viele eine so seltene Gelegenheit, im eigenen Lande den Verhandlungen beiwohnen zu können, nicht ungenützt vorübergehen lassen würden. An Aufrufen hatte es nicht gefehlt, auch waren in Österreich alle deutschen und anderssprachlichen Universitäten, Mittel-, Gewerbe- und Handelsschulen, alle Landesschulinspectoren und viele andere interessierte Persönlichkeiten eigens eingeladen worden. Der Erfolg entsprach aber leider nicht völlig all diesen Vorbereitungen. Die Reichsdeutschen bildeten beinahe ein Drittel der Anwesenden (47). Von 154 eingeschriebenen Theilnehmern entfielen noch 3 auf die Schweiz, 1 auf Russland, 78 auf Wien und 25 auf die Provinz. Der nicht sehr zahlreiche Besuch ist an sich schon bedauerlich, noch mehr aber darum, weil die Listen im Auslande commentiert werden könnten. War doch Wien gerade deshalb und mit vieler Mühe zum Vorort gewählt worden, damit auch die Österreicher eine bequeme Gelegenheit fänden, einen Einblick in die Bestrebungen der reichsdeutschen Collegen zu thun.[3]) Ob die damaligen Gehaltsverhältnisse oder aber Gleichgiltigkeit schuld war, das soll hier nicht untersucht werden. Erfreulich aber und im Interesse

---

[1]) Den Theilnehmern am VIII. allgemeinen deutschen Neuphilologentage gewidmet vom Wiener Neuphilologischen Verein. Wien, Selbstverlag des Vereines 1898. Inhalt: Prolog: Austria. Von F. H. Hedley frei aus Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende" ins Englische übersetzt. R. Scheich, Über Grillparzers Dichtungen als Schullectüre. F. Wollmann, Zur Quellenfrage von Gotters „Erbschleicherin". L. Kellner, Altenglische Spruchweisheit, alt- und mittelenglischen Autoren entnommen. J. Subak, Die Conjugation im Neapolitanischen. E. Hrkal, Die Mundart von Clairvaux. A. Nemeček, Die französische Conjugation als Anschauungsunterrichtsmittel. — Die erste Abhandlung ist gleichzeitig in einem Gymnasial-Programme, alle übrigen sind in Realschul-Programmen erschienen.

[2]) Den Theilnehmern am VIII. allgemeinen deutschen Neuphilologentage als Festgabe dargebracht vom Vereins-Ausschuss. Wien, Selbstverlag des Vereines 1898.

[3]) Um die Verhandlungen dennoch fruchtbar zu machen, hat der Wiener Neuphilologische Verein 300 Exemplare des nun bei G. Prior in Hannover erschienenen Berichtes angekauft, an die deutschen Mittelschulen und die hervorragendsten Schulmänner Österreichs unentgeltlich vertheilt und die Directoren um die schließliche Einreihung der 9 Bogen starken Schrift (Preis im Buchhandel 2 Mk.) in die Lehrerbibliotheken ihrer Anstalten ersucht.

des Standesbewusstseins wäre es gewesen, bei dieser Gelegenheit alle Neuphilologen sich enger aneinanderschließen zu sehen und dem Vorurtheile begegnen, als wären sie nicht auch des edelsten Strebens voll wie ihre Collegen von der classischen Philologie. Mag man nach welch immer für einer Methode unterrichten: keine ist so schlecht wie die eines Lehrers, der sich vorzeitig von jedem belebenden Hauche abschließt! Der Irrende auf einsamem Pfade steht viel höher in seinem Streben, als wer auf breitem, ausgefahrenem Wege gleichmüthig dahinwandelt! Trotzdem verlief der VIII. Neuphilologentag in durchaus befriedigender Weise, und er wurde beim Festmahl vom Vertreter des h. Unterrichtsministeriums, Herrn Landesschulinspector Dr. Huemer, in seinem Trinkspruche als ein Markstein in der Geschichte unseres Schulwesens bezeichnet. Das genügt dem geschäftsführenden Ausschusse, wie es auch alle Theilnehmer ehrt. Die Ergebnisse der Verhandlungen werden hoffentlich auch in nicht zu ferner Zeit praktisch verwertet werden.

Der officiellen Eröffnung der Versammlung gieng am 30. Mai abends eine gesellige Zusammenkunft im städt. Cursalon (Stadtpark) voraus. Herr Hofrath Schipper begrüßte die Erschienenen mit herzlichen Worten und gab einen kurzen Rückblick auf die Bestrebungen und bisherigen Erfolge auf dem Gebiete der modernen Philologie in Wissenschaft und Schule. Er schloss seine mit großem Beifall aufgenommene Rede mit dem Ausdruck der Hoffnung, dass man mehr und mehr die hohe culturgeschichtliche Mission, die dem Studium der neueren Philologie innewohnt und als die edelste Aufgabe derselben bezeichnet werden müsse, erkennen und die unumgänglichen Consequenzen daraus ziehen werde. Hierauf trug Herr Hofschauspieler Lewinsky einen (wie erst am nächsten Tage bekannt wurde) von Hofrath Schipper verfassten poetischen »Festgruß« vor, der den hohen geistigen Gehalt der neueren Sprachen und Literaturen hervorhebt, die wichtigsten Erscheinungen kurz charakterisiert und schließlich die Verkündiger dieser reichen Geisteswelt in ihrem schönen Streben durch folgende, von edlem Pathos getragenen Worte ermuthigt:

Doch Heil sei Euch . . . .
. . . . und Heil dem Jüngling auch,
Von Euch belehrt, der ihren Stimmen lauscht!
Nicht mehr ein Fremdling auf dem Erdenrund
Fühlt er sich künftig: ihm gehört die Welt.
Wohin auch immer ihn sein Schicksal führt,
Sei's dorthin, wo der mächt'ge Lorenzstrom
Zum Niagarafall die Fluten wälzt,
Sei es nach Algiers sonnig-heißer Küste,
Sei's hin nach Indiens altem Wunderland,
Selbst wo Australiens Inselwelt sich dehnt, —
Von Euch belehrt grüßt ihn vertrauter Laut,
Beut sich dem Fremdling dar die Bruderhand;
Denn nicht allein die Sprache lehrt Ihr ihn
Des fremden Volks, auch seine Eigenart,
Sein ganzes Wesen lehrt Ihr ihn versteh'n.

Was in der alten, in der neuen Welt
Des Menschen Geist ergründete, erschuf,
Mit Eurer Hilfe macht er sich's vertraut.
Ihr zeigt den Weg ihm, Ihr erleuchtet ihn,
Ihr führet ihn der Menschheit Höhen zu!
Wohl klingt sie stolz, die Sprache Latiums,
Wohl ist erhaben schön der Griechen Welt:
Doch schäumt auch Euch der Wein im Goldpocale!
Heil Euch! Auch Ihr dient hohem Ideale!

Der ersten allgemeinen Sitzung, die von Hofrath Schipper als erstem Vorsitzenden [1]) am 31. Mai, vormittags 9 Uhr, eröffnet wurde, wohnten als Ehrengäste bei: Se. Excellenz Herr Sectionschef Dr. W. Ritter von Hartel in Vertretung des Herrn Ministers für Cultus und Unterricht, Herr Vicepräsident des n.-ö. Landesschulrathes Dr. Erich Wolf in Vertretung des Herrn Statthalters, Herr Vicebürgermeister Dr. Neumayer als Vertreter des Gemeinderathes, Herr Decan Prof. Dr. Gegenbauer und die Herren Landesschulinspectoren Dr. Huemer, Kapp, Dr. Maurer und Dr. Tumlirz (Czernowitz). Von den Mitgliedern der Versammlung sind unter anderen besonders die Herren Hofrath Prof. Dr. R. Heinzel, Hofrath Prof. Dr. A. Mussafia, die Proff. Bouvier (Genf), Fischer (Innsbruck), Jarnik (Prag), Koch (Breslau), Kölbing (Breslau), Luick (Graz), Maurer (Lausanne), Meyer-Lübke, Minor, Geh. Regierungsrath Münch (Berlin), Schröer (Freiburg i. B.), Vietor (Marburg i. H.) als Vertreter der Universitäten, die Gymnasialdirectoren Regierungsrath Ziwsa, Dr. Loos und Zycha und die Realschuldirectoren Döll und Fetter als Vertreter ihres Standes hervorzuheben. Aus Deutschland waren acht Directoren anwesend, aus St. Petersburg Staatsrath Prof. Loev.

Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden ergriff Se. Excellenz Herr Sectionschef R. v. Hartel das Wort zu folgender Ansprache:

„Mir ist der ehrenvolle Auftrag zutheil geworden, Sie, geehrte Mitglieder der VIII. Neuphilologenversammlung, die zum erstenmale in Wien tagt, im Namen des Ministeriums für Cultus und Unterricht herzlich zu begrüßen. Noch lebt in unser aller lebhafter Erinnerung die XLII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, welche zu Pfingsten des Jahres 1893 nach Wien berufen worden war. Wir empfinden noch heute die moralische und intellectuelle Nachwirkung jener Versammlung, nicht bloß rücksichtlich der Anregungen, welche das Mittelschulwesen ihren Verhandlungen, dem regen Gedankenaustausche der Fachgenossen, ihren darüber hinaus gesponnenen persönlichen Beziehungen verdankt, sondern auch deshalb, weil es uns Österreichern nach langer Zeit wieder einmal vergönnt war, auswärtigen Fachgenossen einen Einblick in unsere Schulzustände, unsere Reformen, unsere Bemühungen um das Schulwesen zu ermöglichen; und die uns gewordene

[1]) Herr Director J. Fetter (Wien) und Herr Prof. Dr. Wendt (Hamburg) führten im weiteren Verlaufe abwechselnd den Vorsitz und bildeten mit Herrn Hofrath Schipper den Vorstand des VIII. Neuphilologentages.

Anerkennung hob den Muth und das Vertrauen unserer Mitarbeiter, die hier zu Hause mit Lob gerade nicht verwöhnt zu werden pflegen. Wir erwarten den gleichen Ertrag für unsere engeren Interessen von Ihrer Versammlung, deren eigentliche Ziele dadurch nicht werden beeinträchtigt werden. Sie finden dafür den Boden in Österreich nicht ganz unvorbereitet. Die Pflege der neueren Sprachen, welche den Mittelpunkt Ihrer Verhandlungen bildet, die wissenschaftliche Pflege, hatte von altersher hier ihre Stätte, zu einer Zeit, da die neueren Sprachen für die Organisation unserer Schulen noch nicht jene besondere praktische Bedeutung erlangt hatten wie heute. Ich darf hier wohl erinnern an einen Namen, an den Namen Ferdinand Wolf, der mit Recht ja als einer der hervorragendsten Forscher auf dem Gebiete der romanischen Philologie und als Mitbegründer dieser Wissenschaft gefeiert wird, gefeiert allerdings, wie das nun schon so zu geschehen pflegt, mehr im Auslande als im Inlande. Seine stille Gelehrtenthätigkeit hatte eine weitreichende Bedeutung; allerdings hat diese sich zunächst im Auslande geltend gemacht, da die Universitäten vormärzlicher Organisation für so unpraktische Wissenschaften wie die neueren Sprachen keinerlei Raum hatten. Aber als mit der Neuorganisation der Universitäten, mit der Errichtung der philosophischen Facultät, für alle Disciplinen Raum geschaffen war, wurden auch Lehrstühle errichtet für die neueren Sprachen, für deutsche, für romanische und zuletzt für englische Philologie, und da die Reform unseres Realschulwesens eine größere Zahl von Lehrern der modernen Sprachen verlangte, so wurde durch die Errichtung von Seminaren und anderen Organisationen intensiver und extensiver für den Betrieb dieser Studien gesorgt, die auf dem jungfräulichen Boden erfreulich gediehen und literarische Früchte in reicher Zahl zeitigten, so dass die Vertreter dieser Fächer an unseren Universitäten und Mittelschulen nicht unwürdig befunden werden dürften, heute neben ihren auswärtigen Collegen ehrenvoll genannt zu werden. Und dabei müssen einigermaßen in Anschlag gebracht werden die ungünstigen Verhältnisse, unter welchen sich diese Disciplinen in Österreich emporzuarbeiten hatten. Die neueren Sprachen haben nicht jene uneingeschränkte Geltung bei uns wie in Deutschland; nur an den Realschulen sind sie obligat, und hier muss das Englische und das Italienische mit den Landessprachen einen harten Kampf kämpfen, und selbst wo die neueren Sprachen obligat sind, müssen sie sich mit einem bescheidenen Stundenausmaße genügen lassen, das erst in jüngster Zeit durch den neuen Normallehrplan etwas zu erweitern gelungen ist. An den achtclassigen, mit zahlreichen Unterrichtsgegenständen überhäuften Gymnasien ist für die neueren Sprachen in obligater Stellung kein Raum, doch wird immer mehr und mehr durch Errichtung inobligater Curse für einen intensiveren Betrieb derselben gesorgt. Diese Noth der Verhältnisse hat aber auch manches Gute, dessen dürfen wir uns rühmen, gezeitigt. Es galt, das knappe Ausmaß der Zeit wettzumachen durch eine kluge, gewissenhafte Ausnutzung derselben, durch Verbesserung und Verfeinerung der Methode, durch welche der bildende Gehalt der modernen Sprachen und Literaturen ohne wesentlichen Verlust der studierenden Jugend zu-

gänglich gemacht werden soll. Neben wissenschaftlichen Problemen sind es vor allem also Fragen der Methodik und Didaktik, welche unsere Schulmänner beschäftigen, und die Reform des neusprachlichen Unterrichtes steht im Vordergrunde ihrer Interessen. Wir befinden uns inmitten einer an gesunden Gedanken und ephemeren Einfällen reichen Bewegung. Allenthalben gährt der Most, aber er verspricht einen kräftigen Wein. Diese Verhältnisse nun haben auch nach der XLII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, oder richtiger gesagt, aus derselben, den Wiener Neuphilologenverein entstehen lassen, in welchem sich die Neuphilologen Österreichs einen Sammelpunkt ihrer Bestrebungen, eine autoritative Organisation gegeben haben, und welcher Ihrer Versammlung wacker vorgearbeitet hat. Während die neuphilologische Section des allgemeinen deutschen Philologen- und Schulmännertages die wissenschaftliche Seite Ihrer Disciplin zunächst betonte und berücksichtigte, so ist es mehr die praktische Seite, die angewandte Wissenschaft, die Methode der schulmännischen Verwertung, welche Gegenstand Ihrer Berathungen ist und in Ihrer Versammlung, die soeben eröffnet wurde, zu fruchtbarer Discussion Anlass geben wird. Ich brauche nach den gegebenen Andeutungen nicht zu wiederholen und noch einmal zu betonen, dass für die Unterrichtsverwaltung diese Discussion von großer Bedeutung ist. Die Fragen, die auf der Tagesordnung stehen, sind actuell, und unsere Entscheidungen werden, mit Recht, zumeist von Ihrem Urtheil abhängen. Ihre Versammlung, welche aus hervorragenden Vertretern der Wissenschaft und erfahrenen Schulmännern besteht, verbürgt durch diese Art ihrer Zusammensetzung ein verlässliches Urtheil über diese controversen Dinge. Denn der Fortschritt jedes Schulwesens hängt doch wohl von zwei Bedingungen ab: von dem Fortschritte der Wissenschaft und von der wachsenden Kunst, die Ergebnisse der Wissenschaft in wirksamster Weise der Schule zuzuführen. Wissenschaft und Gelehrtheit, an sich hohe Güter, bleiben ohne diese Kunst für die Schule ein todter Besitz: die seelennährende Kunst aber, welche sich nicht fort und fort aus dem Jungbrunnen der Wissenschaft speist, verkümmert und sinkt herab zu einer Fertigkeit, zu einer bloßen Fertigkeit ohne Bildungswert. (Lebhafter Beifall.) Sie, meine hochgeehrten Herren, vereinigen diese Bedingungen jeder in sich, indem Sie als Gelehrte lehren, und Sie werden so den richtigen Compromiss zwischen Wissenschaft und Schule finden, dessen es in unserer Zeit so dringend bedarf, um unberechtigte Angriffe gegen das moderne Schulwesen zurückzuweisen, einen Compromiss, eine Verbindung, welche für unser gesammtes Schulwesen, für Gymnasien und Universitäten, so segensreich und wohlthätig gewesen ist, und welche Verbindung im Interesse beider dauernd erhalten bleiben muss. Die der neueren Philologie von allen Seiten zukommende Anerkennung, deren Position dadurch der alten Philologie gegenüber eine günstigere ist, bürgt Ihnen auch für das allgemeinste Interesse, welches man Ihren Verhandlungen entgegenbringen wird, und zumal auf dem vielsprachigen Boden Österreichs. Indem Ihre Wissenschaft uns lehrt, fremdes Volksthum zu verstehen und neue Gedanken in Kunst und in

Literatur, wo immer sie erdacht, in welcher Sprache immer sie ausgesprochen worden sind, dem geistigen Besitze der eigenen Nation zu verleihen, befreien Sie uns von engherzigen Vorurtheilen, erweitern unseren geistigen Blick und ebnen, so Gott will, für die Zukunft den Boden für eine auf gegenseitiger Achtung und Duldung beruhende Verständigung (Beifall). In diesem Sinne und mit diesen Wünschen seien Sie noch einmal herzlichst willkommen geheißen!« (Stürmischer Beifall.)

Nach der Ansprache des Herrn Vicebürgermeisters Dr. Neumayer gelangte ein Begrüßungsschreiben Sr. Magnificenz des Herrn Rectors Hofrath Dr. Toldt zur Verlesung, worauf Hofrath Schipper seine gehaltreiche Eröffnungsrede hielt. Er wies zunächst auf die Thätigkeit des jungen, aber schon über 80 Mitglieder zählenden Wiener Neuphilologischen Vereines hin und gab dann einen kurzen Abriss von der Entwicklungsgeschichte des Studiums der neueren Sprachen in Österreich während der letzten 50 Jahre. Er zeigte, wie schon nach dem Wortlaute des Organisationsentwurfes des Unterrichtsministers Grafen Leo Thun die Einführung der französischen und englischen Sprache als obligater Lehrfächer an den Gymnasien dem Geiste der Begründer unserer heutigen Mittelschule vorgeschwebt habe, und drückte die Hoffnung aus, »dass es unserer einsichtsvollen und zielbewussten Unterrichtsverwaltung gelingen werde, die nicht minder in unseren staatlichen Verhältnissen wie in der historischen Entwicklung unseres Unterrichtswesens liegenden bedeutenden Schwierigkeiten zu überwinden und dem neusprachlichen Studium innerhalb des gesammten Unterrichtswesens diejenige Geltung zu verschaffen, die es ihm im Universitätsunterricht bereits eingeräumt hat, und die für diesen erst die nothwendige Vorbedingung ist, um einer vollen und gedeihlichen Wirksamkeit sich erfreuen zu können«. Schließlich gedachte der Vorsitzende noch der völkervereinigenden und versöhnenden Wirkungen der Wanderversammlungen, die bald da, bald dort tagen und die Geister, die sich auf anderen Gebieten oft feindlich gegenüberstehen, zusammenführen zur Vereinigung und Förderung gemeinsamer hoher Aufgaben und Ziele.

Auf diese bedeutungsvolle Rede Schippers folgte der Vortrag von Geh. Regierungsrath Prof. Dr. W. Münch (Berlin): »Die Bedeutung der neueren Sprachen im Lehrplane der preußischen Gymnasien.« Der Redner führt aus: »Die Frage der Lehrpläne gehört zu den Nöthen der Zeit. Die Schulmänner können sie nicht allein entscheiden. Es lässt sich kein Bildungsideal aufstellen, das lediglich auf sich selbst ruht. An jedem Unterrichtsgegenstande soll zugleich das stofflich Utilitarische, das formal Schulende und das ideal Bildende zur Geltung kommen. Aber nicht alle Unterrichtsgebiete haben nach allen drei Seiten hin die gleiche Bedeutung. Dass jedes Fach recht nach seiner Art und seinem Vermögen in anderer Weise Kräfte in Anspruch nimmt und ausbildet, das macht die Mannigfaltigkeit nicht bloß erträglich, sondern wertvoll.« Der Redner schildert kurz die dem Englischen und dem Französischen durch die neuen Lehrpläne zugewiesene Stellung. »Zu den Fächern, die im Rahmen des Gesammtlehrplanes der Gymnasien

nur eine bescheidene Rolle spielen, gehören die neueren Sprachen. Gleichwohl ist ihre Schätzung an diesen Schulen in Preußen im ganzen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gestiegen. Die jetzt geltenden, vom 6. Januar 1892 stammenden Lehrpläne haben wenigstens den wahlfreien (unobligaten) Betrieb des Englischen an allen Gymnasien angeordnet, das früher auf wenige, namentlich nordwestdeutsche Gymnasien beschränkt war; und während bis jetzt freilich an manchen Orten die wirkliche Theilnahme sich auf eine Minderzahl der Gymnasialschüler beschränkt, nimmt anderswo an diesem wahlfreien Unterrichte bereits die große Mehrzahl theil. Dem Französischen, das schon seit den Dreißigerjahren allgemein obligat ist, haben die neuen Lehrpläne eine etwas vollere Stundenzahl zuerkannt, derart, dass es im dritten Jahre mit vier wöchentlichen Lectionen einsetzt und drei weitere Jahre hindurch mit je drei Wochenstunden getrieben wird, um dann in den drei obersten Classen noch mit je zwei Stunden fortgesetzt zu werden (zusammen also 19 wöchentliche Unterrichtsstunden). Und kaum ist irgendwo über diese Neuerung Klage geäußert worden .... Die Überzeugung von der Nothwendigkeit einer gewissen — und einer nicht ganz verächtlichen, nicht bloß äußerlich scheinbaren — Ausbildung nach dieser Seite ist eben doch allgemein geworden; auch der weltfremde Büchermensch hat nicht so weltfremd bleiben können, um sich ihr zu verschließen. Dazu hat aber, ebenso wie das Bedürfnis dieses Besitzes gefühlt wird, unverkennbar die Vervollkommnung des Unterrichtsbetriebes gewirkt, wie sehr auch die Meinungen über das allerbeste Verfahren noch auseinandergehen, und wie verschieden die thatsächliche Übung im Lande überhaupt noch ist. Dem Ernste, mit welchem die neusprachliche Lehrerschaft die Fragen ihres Faches, die kleinen wie die großen, gegenwärtig nimmt, dem Eifer des Suchens und Versuchens, der opferwilligen Bemühung und den doch auch immer deutlicher hervortretenden Ergebnissen haben wohl auch die außerhalb Stehenden sich nicht auf die Dauer scheelsuckend gegenüberstellen können, wenn auch in vertrauter Berührung und in enger Bücherkammer noch etliches Naserümpfen sich vollziehen mag, wovon ja aber nichts in der Welt umgestoßen wird. »Artem non odit nisi ignarus« liest der Besucher der deutschen Reichshauptstadt über dem der bildenden Kunst gewidmeten Museum; es gilt nicht minder von allerlei anderen Künsten .... Noch in den letzten Monaten war zu beobachten, wie die unserem Gebiete geltenden, von leisem Spotte begleitenden Zweifel in dem guten Buche eines unserer hervorragendsten Schulmänner doch selbst bei denjenigen seiner öffentlichen Beurtheiler auf Widerspruch stießen, die im übrigen nur begeisterte Zustimmung für den Inhalt des Buches hatten.«

»Die preußischen Lehrpläne bezeichnen das Gesammtziel für das Französische mit sicherlich maßvollen Worten: »»Verständnis nicht zu schwieriger bedeutender Schriftwerke der letzten drei Jahrhunderte und einige Geübtheit im praktischen mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache.«« Sie fordern weiterhin unter den Aufgaben der einzelnen Classen: »»Erwerbung einer richtigen Aussprache von Anfang an, Sprech-

übungen durch alle Classen von der untersten bis zur obersten, in der Hauptsache immer auf Fragen und Antworten beschränkt, nicht bloß im Anschluss an Gelesenes, sondern auch über Erscheinungen des täglichen Lebens, Aneignung eines angemessenen Wort- und Phrasenschatzes, Lectüre vorzugsweise moderner Prosa.«« Sie vertheilen den Stoff der Grammatik bestimmt auf die einzelnen Stufen, sie regeln die schriftlichen Arbeiten im großen und ganzen, sie fordern für die »Herübersetzung« gutes Deutsch, für die theoretische Belehrung bescheidenes Maß und Anschluss an die Lectüre, bei der Lectüre selbst ernstliche Würdigung der inhaltlichen Seite. Für das Englische lautet die amtliche Zielforderung: »»Sicherheit der Aussprache und erste auf fester Aneignung der Formen, der nothwendigsten syntaktischen Gesetze und eines ausreichenden Wortschatzes beruhende Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache, sowie Verständnis leichter Schriftsteller.«« Sorgfältige praktische Einübung der Aussprache wird nachher noch einmal betont, ein wesentlich empirischer Betrieb für den ganzen Unterricht dieser Sprache gefordert, inductive Behandlung der grammatischen Regeln, Anschluss möglichst aller Belehrung an die Lectüre.«

»Die neueren Sprachen haben weder an den Realanstalten, noch gar an den Gymnasien die gleiche Aufgabe wie die alten Sprachen. Daher ist nicht das gleiche Verfahren am Platze. Die amtlichen Forderungen sind mit Rücksicht auf die Anschauungen gestellt, die sich innerhalb der letzten 15 Jahre bei den lehrenden Schulmännern selbst entwickelt haben. Der amtliche Ausdruck ist noch nicht das Mittel, das Beste innerhalb des wirklichen Unterrichtes hervorzurufen. Selbst zur rechten Auffassung der aufgezeichneten Vorschriften ist ein schon vorhandenes inneres Verständnis der Aufgabe nöthig. Und es ist durch beides zusammen, die amtliche Forderung und das fachliche Streben, die sichere Richtung — auch für die besondere Aufgabe an den humanistischen Gymnasien — im Grundsatz gewonnen. Wer noch in alten Gepflogenheiten feststeht, von grammatischen Regeln vor allem ausgeht, in ihnen schwelgt, in alle Breite und Tiefe sich ergehen will, beständig hin- und herübersetzen lässt, herkömmliche Schriftwerke von abstractem und einseitigem Inhalt zur Lectüre nimmt, allerlei lehrt und wenig Leben entzündet, allerlei Wissen schafft und wenig mattes, zaghaftes, schwerfälliges und fragwürdiges Können, der kann der ehrenwerteste Mensch und selbst ein sehr gewissenhafter Beamter sein, aber er zählt in seinem Fachkreise nicht eigentlich mehr mit. Auch der Druck, den hie und da wissenschaftlich-akademische Autorität — zu stolz, um sich die wirklichen Bedürfnisse des Schulunterrichtes vor Augen zu stellen, und zugleich besorgt, dass der wissenschaftliche Sinn über den praktischen Bestrebungen zuschanden werde — den solche Autorität in einem jener Richtung ungünstigen Sinne auf einen Theil der Lehrerkreise ausübt, behält doch auf die Dauer keine Wirkung .... Das Neue also, das echt Lebendige, setzt sich durch .... Es besteht, wie gesagt, ein Unterschied in der Aufgabe der neueren und der alten Sprachen im Unterrichte.«

»Es ist soviel Klage, dass auch die Besten unter unseren Zeitgenossen im gereiften Alter nicht mehr die edlen Schriftwerke der Alten zu lesen pflegen, nicht immer wieder lesen wollen, und man d a r f darum klagen: es wäre sehr schön, wäre heilsam als Gegengewicht gegen die geistige Unruhe und die Herrschaft des fertigen Wortes und der Phrase, wenn es auch reichlich geschähe. Aber nicht alles, was schön und gut und heilsam wäre, vermag sich zu behaupten. »»Auch das Schöne muss sterben««, muss sich mindestens zeitweise verscheuchen und ersetzen lassen. Gut, wenn hier ein Ersatz wenigstens insofern sich findet, dass Empfänglichkeit für die unserem heimischen Wesen doch auch eigenartig gegenüberstehende Geisteswelt der g l e i c h z e i t i g e n größten Culturvölker gewonnen wird. Wieviele der Tüchtigsten und Redlichsten haben es doch auch beklagt, dass ihnen diese Pforte verschlossen blieb, dass sie ihnen wenigstens nicht weit genug geöffnet wurde![1]) Oder ist das Gefährdung des nationalen Geistes? Ist es nicht vielmehr Spiegelung desselben in dem fremden und damit doch auch Klärung vor sich selbst? Es ist nicht die tiefere Gründung der Begriffe, nicht die anschaulichere Gestaltung der Gedanken, wie sie an der Beschäftigung mit den Alten gewonnen wird. Ich halte es für ganz thöricht, diese schwerwiegenden Vorzüge der alten Sprachen leugnen oder vergessen zu wollen. Aber es ist E r w e i t e r u n g der Denkformen und des Gesichtskreises.«

»Wieviel die Schulung der Sinne im Aufnehmen und Nachbilden, Überwinden und Beherrschen der fremdartigen Lautwelt, überhaupt Schulung der Persönlichkeit bedeutet, das ist freilich noch nicht allen Philologen bekannt geworden, aber dem Kundigen darum doch unzweifelhaft. Nöthigung zum Raschen, Lebendigen, Praktischen ist uns heilsam. Eine Nation bleibt stets im Wettbewerb. Ein nationaler Utilitarismus ist daher berechtigt. Die Bekanntschaft mit der Geisteswelt der gleichzeitigen größten Culturvölker kann für die freilich beklagenswerte Vernachlässigung der classischen Literatur durch die humanistisch Gebildeten wohl einen Ersatz bieten. W e i l d e r W e c h s e l b e f r e i e n d w i r k t, i s t e i n e Ü b e r b ü r d u n g d u r c h d i e n e u e r e n S p r a c h e n i m G y m n a s i u m n i c h t z u f ü r c h t e n. Auch dürfte das Französische dem Lateinischen schon nach einem Jahre folgen. Die Prüfungsziele der Gymnasien sind zur Zeit in einer Weise formuliert, die sowohl mit den natürlichen Zielen als auch mit der angeordneten Unterrichtsweise nicht eigentlich zusammenstimmt, und die Überwindung dieses Widerspruches bildet unverkennbar eine Aufgabe der nächsten Zeit. Die Verachtung der angeblichen »méthode du perroquet« beruht auf Nichtwürdigung des thatsächlichen psychologischen Processes bei der nachahmenden Sprechübung. Aber nicht alle werden sich in gleicher Richtung hervorthun.

[1]) Ein Professor der classischen Philologie an einer österr. Universität schrieb: »Von meinen Reisen und Studien her kenne ich die unschätzbaren Vortheile, welche die Kenntnis neuerer Weltsprachen gewährt, und ich betrachte die Pflege der Verbindung der altclassischen Philologie mit der neueren als beiderseits wichtig und wertvoll.«

Je nach der Persönlichkeit des Lehrers muss ihm eine gewisse Freiheit der Bewegung bleiben.«

Der Redner betont zum Schluss den Gewinn durch Austausch der Erfahrungen und Ansichten auch zwischen den deutschen und österreichischen Fachmännern und hofft auf diesen Austausch für die Zukunft. (Lebhafter Beifall.)

Hierauf sprach Realgymnasial-Director M. Walter (Frankfurt a. M.) über »Schulreform und Reformschulen in Deutschland«. Der Vortragende gab zunächst ein Bild der Organisation der höheren Schulen Preußens: Es gibt dort Oberrealschulen, Realgymnasien und Gymnasien. Diese höheren Schulen haben neun Jahrgänge. In die unterste Classe werden Kinder aufgenommen, welche drei Jahre lang eine mit einer höheren Schule verbundene Vorschule oder die Volksschule besucht haben; allerdings werden die Volksschüler meist erst mit dem vollendeten vierten Schuljahre zugelassen. Gymnasium und Realgymnasium unterrichten Latein von Sexta auf (in Österreich Prima genannt), also vom ersten Jahrgange ab; im dritten Jahrgange tritt das Französische dazu, und im vierten das Griechische auf dem Gymnasium, das Englische auf dem Realgymnasium. Die Oberrealschulen beginnen im ersten Jahrgange mit dem Französischen, im vierten mit dem Englischen. Nach dem sechsten Jahrgange findet — seit den neuen Lehrplänen von 1892 auch an den neunclassigen Schulen — eine Abschlussprüfung statt, durch welche die Schüler die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienste erwerben. Dadurch soll jetzt der Zudrang von den neunclassigen Anstalten zu den sechsclassigen lateinlosen Schulen (Progymnasien, Realprogymnasien und Realschulen) hinübergeleitet werden. Wegen des Freiwilligenrechtes spielt der sechste Jahrgang eben in Deutschland eine so große Rolle.

Die »Reformschulen« wollen der bisherigen Scheidung gegenüber eine einheitliche Verbindung zwischen den einzelnen Anstalten für möglichst lange Zeit hergestellt erhalten, den Übergang von der einen zur andern erleichtern und die Folgen etwaiger Missgriffe bei der Wahl der Schule nach Thunlichkeit abschwächen. Naturgemäß wird ein Vater diejenige Schulgattung bevorzugen, welche seinem Kinde die meisten Berechtigungen gewährt, das ist die Lateinschule, insbesondere das Gymnasium, während die Berechtigung der lateinlosen Anstalten trotz einer erheblichen Erweiterung durch die neuen Lehrpläne immer noch viel zu gering ist, daher auch in den kleinen Städten der Zudrang zu den Gymnasien so groß und das Drängen nach Errichtung solcher Schulen seitens der Beamten und einflussreichen Persönlichkeiten, die ihren Kindern alle Lebenswege eröffnen möchten, so allgemein. Manche Orte gehen dabei über ihre Leistungsfähigkeit hinaus, und doch zählen derartige Anstalten gar oft nur wenige Schüler. Von der ganzen Anzahl der die höhere Schule besuchenden Schüler macht nur ein Viertel die Schule durch, während die anderen drei Viertel auf halbem Wege oder noch früher endigen. Die Erläuterungen zu den Lehrplänen von 1892 sagen hierüber: »Bei einer Gesammtfrequenz von 135.337 Schülern aller höheren

Lehranstalten Preußens traten 1889/90 ins Leben über 20.038, und zwar *a*) mit dem Zeugnis der Reife 4105, *b*) mit dem Zeugnis für den einjährigen Dienst 8051, *c*) ohne Erreichung dieses Zieles 7882, d. h. an allen höheren Schulen erreichten nur 20·5% das Ziel der betreffenden Anstalten, 40·2% begnügten sich mit dem Zeugnis für den einjährigen Dienst und 39·3% verließen selbst ohne dieses die Schule. Aus der Untersecunda allein schieden mit dem Zeugnis für den einjährigen Dienst aus 4997, d. h. 25% aller abgegangenen Schüler, von denen nur 368 als Zöglinge der höheren Bürgerschule eine abgeschlossene Bildung erreicht hatten. Trotz dieser lautredenden Zahlen waren bisher alle höheren Schulen mit Ausnahme der höheren Bürgerschule so organisiert, dass lediglich das Bildungsbedürfnis jener 20·5% von Schülern für die Gestaltung des Lehrplanes maßgebend war.« Die preußische Unterrichtsverwaltung hat diese Übelstände klar erkannt und die Vornahme von Versuchen mit der sog. »Reformschule« gestattet. Bisher sind in Deutschland 30 (in Preußen allein 22) solcher Anstalten eingerichtet worden.

Diese Reformschulen sind folgendermaßen organisiert: Der fremdsprachliche Unterricht beginnt mit Französisch; drei Jahre hindurch wird bloß eine fremde Sprache gelehrt. An diesen gemeinsamen Unterbau schließt sich von Untertertia ab das Latein, nach der Realschulseite hin das Englische; so wird der Unterricht zwei weitere Jahre hindurch geführt, ohne dass eine neue Sprache aufgenommen würde. Nach dem Frankfurter Plan wird dann im sechsten Jahrgange auf dem Gymnasium das Griechische, auf dem Realgymnasium das Englische aufgenommen. So ist also im 4. und 5. Jahre der Unterricht auf dem Gymnasium und dem Realgymnasium noch ganz oder doch fast ganz derselbe, was den Übergang von einer Anstalt in die andere ermöglicht. Es besteht demnach für diese beiden Anstalten jetzt ein gemeinsamer Unterbau von fünf Jahren, was einen außerordentlichen Vortheil gewährt. Auf dem Gymnasium wird das Englische als nichtobligates Fach bisher von Untersecunda ab gelehrt; an dem Frankfurter Reformgymnasium soll es erst nach zwei weiteren Jahren, von Prima an und zwar mit drei Stunden wöchentlich, gelehrt werden.

Mit dem Französischen anstatt des Lateinischen wird deshalb der Anfang gemacht, weil die Fähigkeit des Kindes, eine Sprache durch Imitation sprechen zu lernen, ausgenützt werden muss: es soll die fremde Sprache wie die Muttersprache sprechen lernen. Das hat doch schon Comenius vorgeschlagen. Nach drei Jahren lernen die Schüler das Lateinische aus dem Französischen. Sie kennen schon eine Menge französischer Vocabeln, woraus ihnen die Beziehungen beider Sprachen dargelegt werden können (bene-bien; melior-meilleur usw.), außerdem sind ihnen eine Menge grammatischer Begriffe klar; das Vorgehen im Lateinischen ist jetzt außerordentlich erleichtert. Die Schüler lernen auf inductivem Wege die Grammatik und sind recht wohl vorbereitet. Was das Griechische anlangt, so liegen hier größere Schwierigkeiten vor. In dem einen Jahre vor der Abschlussprüfung kann sicherlich nicht soviel

gelernt werden, dass die Schüler einen Gewinn hätten, wenn sie damit in das Leben hinaustreten. Das Griechische ist zum Abschluss in Untersecunda nicht geeignet. Redner möchte vorschlagen, dass diejenigen Schüler, welche nach der Abschlussprüfung fortgehen, an Stelle des griechischen einen englischen Cursus bekommen, während die anderen ihren griechischen Cursus aufnehmen und fortsetzen und erst in den letzten zwei Jahren Englisch erhalten. Von vielen wird gerathen, das Englische und Griechische überhaupt erst in der Obersecunda zu beginnen. Bezüglich des Englischen möchte Redner sich aber dagegen entschieden wehren; die Schüler, welche nach der Abschlussprüfung weggehen, brauchen dringend das Englische. Bei etwas verbessertem Lehrplane lernten sie in diesem letzten Jahre genug Englisch, um später Nutzen davon zu haben. Walter weist auch die übrigen Einwürfe zurück, besonders den, dass er und seine Anhänger Latein aus der Sexta verdrängen und dadurch dieses Fach schädigen wollen. Die gymnasialen Collegen würden im Gegentheil eine Erleichterung verspüren. Die Schüler bringen schon ein gereiftes Verständnis für das Latein mit und die Erklärung der Sprache geht dann ungleich schneller als in der Sexta vor sich. Viele Oberrealschüler gehen jährlich zum Realgymnasium über. In Frankfurt kommen die absolvierten Oberrealschüler als Hospitanten in die Obersecunda, und innerhalb eines oder zweier Jahre werden sie auf Grund einer Prüfung als ordentliche Schüler aufgenommen. Diese außerordentliche Mehrleistung haben sie alle bewältigt, keiner ist gescheitert. Die Altphilologen sollten daher der Verlegung des Lateins nach Untertertia keine Schwierigkeiten bereiten, dann gewinnt das humanistische Gymnasium wieder, was es durch die neuen Lehrpläne verloren hat.

Die Reformschulen empfehlen sich besonders für kleine Orte, weil die Eltern ihre Kinder bis zum sechsten Jahrgang zuhause behalten können, was eine rechte Wohlthat wäre, von den Kosten ganz abgesehen, die die Unterbringung an anderen Orten verursacht; die Schüler könnten sich möglichst lange der Erziehung im Elternhause erfreuen und frische Luft athmen. Welcher sociale Ausgleich würde ferner herbeigeführt werden, wenn die Kinder solange als möglich zusammenblieben, wenn nicht die Schüler des Gymnasiums allzu leicht ein Gefühl der Überlegenheit äußerten, in dem Glauben, dass sie wegen der größeren Berechtigungen feiner als ihre Kameraden wären!

Auch pädagogische Gründe sprechen für die Reformschule: anstatt des Nebeneinander kommt das Nacheinander, der Weg führt vom Leichteren zum Schwereren, von der Imitation zur Reflexion. Das Endziel wird die Gleichberechtigung aller Schulen mit gemeinsamer Organisation sein müssen. Diese Forderung findet ja immer mehr Anerkennung. (Rauschender Beifall!)

Im Anschlusse an diese beiden von der Versammlung unter allgemeiner Zustimmung angehörten Vorträge wurden über Antrag der Univ.-Proff. Vietor (Marburg i. H.) und Schröer (Freiburg i. Br.) folgende Resolutionen einstimmig gefasst: „1. Der VIII. Neuphilologentag in Wien

hält es für dringend erforderlich, dass die englische Philologie an allen Universitäten deutscher Zunge durch ein etatmäßiges Ordinariat vertreten sei; 2. das Englische und Französische sind als Unterrichtsgegenstände in den Lehrplan aller deutschen und deutsch-österreichischen Gymnasien einzuordnen; 3. der dermalige Vorstand wird ersucht, diese dringenden Wünsche den Unterrichtsverwaltungen in Deutschland und Österreich im Namen des Verbandes ungesäumt zur geneigten Beachtung zu empfehlen.« Aus den Debatten wäre noch die Bemerkung Dr. Klinghardts (Rendsburg) hervorzuheben, dass man in Schweden seit einer langen Reihe von Jahren die besten Erfahrungen mit der Einheitsschule gemacht habe und nicht daran denke, davon wieder abzukommen. Dort sei in nächster Zeit sogar zu hoffen, dass man auch den Oberrealschülern — mit nur einem ganz geringen Lateincursus — den Zutritt zu allen Privilegien gewähren werde.

Herr Privatdocent Dr. Arthur Farinelli (Innsbruck) hielt zum Schlusse dieser Sitzung seinen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag: »Über Leopardis und Lenaus Pessimismus«, in welchem er das Wesen dieser beiden geistesverwandten unglücklichen Dichter charakterisierte und die Ursache ihres Weltschmerzes zu ergründen suchte. Wir müssen, da diese psychologische Analyse eine summarische Darstellung nicht verträgt, auf den vollständigen Abdruck des Vortrages in den »Verhandlungen« selbst hinweisen. Der äußere und unmittelbare Anlass zu dieser Studie war der 100. Geburtstag des großen Italieners.

Die zweite allgemeine Sitzung wurde durch die Vorträge der Univ.-Proff. Bouvier (Genf) und Maurer (Lausanne) über die »Organisation und Methode der französischen Feriencurse an den dortigen Universitäten« eröffnet. Hierauf sprach Prof. Dr. G. Wendt (Hamburg) über die »Reformmethode in den oberen Classen der Realanstalten«. Er fasste den Inhalt seiner Ausführungen in folgende zwölf Thesen: 1. Die Beherrschung der fremden Sprache ist das oberste Ziel des Unterrichtes; den Unterrichtsstoff bildet das fremde Volksthum. Die fremde Sprache ist das naturgemäße Mittel, um in dessen Erkenntnis einzudringen. — 2. Die Unterrichtssprache ist französisch oder englisch. — 3. Die fremde Sprache wird nicht getrieben, um daran die Muttersprache zu lernen. — 4. Das Übersetzen in die Muttersprache beschränkt sich auf die Fälle, wo formelle Schwierigkeiten dazu zwingen. — 5. Das Übersetzen in die Fremdsprache ist nur gelegentlich zu üben. — 6. An Stelle der Grammatik wird — im Anschlusse an die Lectüre — die stilistisch-idiomatische Seite der fremden Sprache betont und für die Synonymik das Verständnis geweckt. — 7. Die Classenlectüre — im Mittelpunkte des Unterrichtes stehend — berücksichtigt vorwiegend die moderne Prosa. Die Auswahl ist nach folgenden Gesichtspunkten zu treffen: *a*) Die Classenlectüre hat in erster Linie die Kenntnis des fremden Volksthums — der Realien — zu vermitteln, möglichst mit Verwendung von Bildern. Es empfiehlt sich: Für Obersecunda: die feste Einprägung des äußeren geschichtlichen Rahmens, der Geo-

graphie des Landes und Topographie der Hauptstadt; für Prima: die Einführung in die für die gegenwärtigen Zustände entscheidenden Perioden der Geschichte; Besprechung bedeutsamer Tagesereignisse; *b*) das Technologische ist in bescheidenem Umfange zu berücksichtigen; *c*) den Dichtern ist nicht mehr als ein Semester zu widmen; zu bevorzugen sind Werke mit nationaler Färbung. — 8. Literaturgeschichte ist in jeder Form ausgeschlossen. — 9. Die Privatlectüre kann neben (vorwiegend modernen) Literaturwerken aller Art auch wissenschaftliche und technische Abhandlungen umfassen. — 10. Declamationen, besonders dramatischer Scenen, bei Schulfeiern erscheinen als ein wesentliches Förderungsmittel. — 11. Die schriftlichen Arbeiten sind in kürzeren Zwischenräumen anzufertigen, etwa zur Hälfte unter Clausur: sie sind nur freie und tragen ausschließlich den Charakter der Nacherzählung oder Nachbildung. Zwischendurch empfehlen sich Dictate. — 12. Der VIII. Verbandstag erklärt die Revision der Ordnung für die Abschlussprüfung wie für die Abiturientenprüfung für eine dringende Nothwendigkeit.

Da die Debatte darüber mit der Besprechung des nächstfolgenden Vortrages verknüpft worden war, konnten diese zwölf Punkte nicht entsprechend durchberathen werden, und so begnügte sich der Vortragende für diesmal (eine Fortsetzung wird der IX. Neuphilologentag in Leipzig bringen) mit einer principiellen Zustimmung zu §. 12. Mehrere Punkte wurden lebhaft bekämpft, und es ist in der That manches bedenklich (vgl. §§. 7 *a*, *b*, *c*, 8), die §§. 1 und 2 auch wohl in dieser Fassung nicht ganz durchführbar. Der Nützlichkeitsstandpunkt darf für Schulen, die eine allgemeine Bildung bezwecken, nicht einzig und allein maßgebend sein. Bezüglich der Höhe der Forderung (§§. 1 u. 2) bemerkte Oberlehrer Dr. Klinghardt (Rendsburg), der sonst ganz mit Wendt übereinstimmt, dass nicht alles wörtlich zu nehmen sei. »Wenn man ein Programm aufstellt, nimmt man den Mund ganz gehörig voll.« Auch er glaubt, dass es nicht möglich sei, die Schüler jemals bis zur Beherrschung der fremden Sprache zu bringen. Ref. möchte diesen Zweifel auch noch rücksichtlich §. 2 äußern. Man darf eben nicht Übermenschen, sondern nur Durchschnittsmenschen im Auge haben. Etwas anderes ist es, sich in einer fremden Sprache ziemlich geläufig ausdrücken, als darin etwas an sich Schwieriges einem vielleicht geistig unbeholfenen Schüler begreiflich machen. Und das will doch das Wort »Unterrichtssprache« besagen. Es scheint, als habe der Vortragende zunächst Englisch und die niederdeutschen Gegenden im Auge, wo seine Forderung allerdings leichter erfüllbar ist. Dir. Walter hat freilich erstaunliche Resultate auch in Frankfurt erzielt. In vielen Fällen muss die Muttersprache zuhilfe genommen werden, besonders in der Grammatik, ohne die sich trotz §. 6 keine fremde Sprache, und Französisch am allerwenigsten, lernen lässt. Die Berathung dieser Thesen in Leipzig wird wohl reichlich einen Tag in Anspruch nehmen!

Es folgte nun der Vortrag von Prof. A. Winkler (Mähr.-Ostrau): »Hat die analytisch-directe Methode die Lehrerschaft be-

friedigt?« Redner führte in seinem Vortrage aus: »Die Berichte über die Erfahrungen mit der neuen Methode sind über die ersten Unterrichtsjahre außer sich vor Entzücken. Über die Leistungen der späteren Jahrgänge, der Abiturienten, die noch viel großartiger sein müssten, wird Stillschweigen beobachtet. Auch in den in Deutschland erschienenen Berichten ist nirgends etwas über die Endresultate zu lesen. Dr. M. Hartmann in seinem belehrenden Vortrage »Die Anschauung im neusprachlichen Unterrichte« hat gleichfalls keine längere eigene Erfahrung zugrunde gelegt. Doch nicht alle Berichte sind so des Lobes voll. Es wird besonders, mehr oder weniger deutlich, zugegeben, dass die schriftlichen Leistungen gering sind; am aufrichtigsten ist in dieser Beziehung Prof. Weitzenböck, der die traurigen schriftlichen Ergebnisse in der Untersecunda zugibt. Auffällig ist auch, dass gerade jetzt, wo nach der neuen Methode unterrichtet wird, die Stundenzahl erhöht werden musste.«

Dies, sowie eigene Erfahrungen und solche von Collegen, gäben dem Vortragenden das Recht zu constatieren, dass die analytisch-directe Methode den Erwartungen nicht voll entsprochen habe. Die Gründe hiefür seien zweifacher Art: psychologische und rein pädagogisch-didaktische.

»Es sei zunächst die von Dr. Hartmann in dem erwähnten Vortrage zum Unterschiede von der Anschauungsmethode als »Lesebuchmethode« bezeichnete Methode ins Auge gefasst. Sie beruht beim Anfangsunterrichte auf einem psychologischen Irrthum. Das von ihr verkündete Princip, die Natur nachzuahmen, ist zwar richtig, der Ausführung desselben liegen jedoch oberflächliche Beobachtungen der Art und Weise, wie die Kinder ihre Muttersprache erlernen, zugrunde .... Der erste Unterricht, den das Kind von seiner Umgebung erhält, beruht auf Anschauung, jener aber nicht; der erste Unterricht der Natur beginnt mit einzelnen Worten, jener mit ganzen Sätzen, ja sogar mit complicierten Satzgefügen. Im zweiten Stadium lernt das Kind kurze Sätze, vor allem Befehlssätze verstehen. Am meisten lernt es dabei, dass es direct angesprochen und so gezwungen wird, eine Antwort zu geben. Auch Gemüthsstimmungen, alle physischen Bedürfnisse, wie Hunger und Durst, drängen es, sich zu äußern. Die Natur geht vom Wort zu kurzen Sätzen über und begleitet vollständig verstandene Handlungen mit den entsprechenden Ausdrücken, die Lesebuchmethode will unverstandene Sätze so lange an das Ohr des Schülers schlagen lassen, bis er sie erlernt. Die Schüler sollen dadurch den Satzton erlernen. Als ob dies möglich wäre, bevor der Sinn des Satzes bekannt ist!«

»Auf dem Irrthum der unbewussten Aufnahme der Sprache beruht auch die ungeeignete Auswahl der Lesestücke in vielen Lesebüchern. Über den häufig schwierigen Satzbau soll dann ein geschmackloser, für 6—7jährige Kinder berechneter Inhalt hinweghelfen. Solche Fehler gegen die Grundprincipien der Pädagogik sollte man doch nicht für möglich halten!«

»Dieses papageiartige Memorieren beruht auf dem psychologischen Irrthum, dass das Kind die Sprache unbewusst lerne. Es stehen aber, selbst wenn man die größere Intelligenz des Schülers in Rechnung zieht,

zwei wichtige Behelfe der Natur dem Unterrichte nicht zugebote: das Erwecken einer hinlänglich intensiven Vorstellung und die Zeit. Das Abfragen der Lesestücke kann ihres minderwertigen Inhaltes wegen nicht jene intensive Vorstellung des Kindes beim Sprechen ersetzen; außerdem steht es unter keinem inneren Drange, sich in der fremden Sprache ausdrücken zu müssen; es antwortet nur auf Fragen über ihm gleichgültige Vorkommnisse. Auch in den schriftlichen Aufgaben kommt die Forderung der Natur nach Intensität der Vorstellung nicht zum Ausdruck. Die Versetzung eines Lesestückes z. B. aus einer Zeit in die andere ist eine rein mechanische Arbeit.«

»Wegen dieser Mängel der Lesebuchmethode geht das moderne Streben dahin, die mangelnde Intensität durch mittelbare oder unmittelbare Anschauung zu ersetzen — wozu noch die geistige Anschauung kommt, die Gouin lehrt, und die darin besteht, dass eine Handlung in ihre Unterabtheilungen logisch zerlegt wird. Dass eine so hervorgebrachte Vorstellung viel stärker ist als eine etwa durch ein Hölzel'sches Bild hervorgerufene, wird niemand bestreiten wollen. Die gewöhnlichen Vorgänge und Gegenstände, die auf den Bildern dargestellt sind, können keine starke Vorstellung entstehen lassen, wenn der Unterricht nicht immer wieder darauf zurückkommt; in diesem Falle wird aber nur Gedankenlosigkeit anerzogen. Die Stellung der Hölzel'schen Bilder im Unterrichte kann nur die sein: als Substrat zu dienen für Conversationsübungen, zu denen der Wortschatz schon anderweitig erworben worden ist. Solche Bilderbesprechungen sollten nicht länger als eine Viertelstunde dauern, und ein Bild sollte, wenn es einmal vollständig erledigt ist, nie mehr in die Schule gebracht werden. Auf solche Bilder den Unterricht vollständig zu stützen, hätte nur dann einen Sinn, wenn es gälte, den Zöglingen einer Anstalt für Idioten ein paar fremde Brocken beizubringen.«

»Auch der unmittelbaren und der geistigen Anschauung sollte nur ein solcher Platz im Unterrichte eingeräumt werden, denn die Schule kann bei der Menge der Schüler, ihrer verschiedenen Begabung, ihrer Inanspruchnahme durch andere Unterrichtsgegenstände, die Bedingungen nicht erfüllen, an welche bei diesen Methoden der Erfolg geknüpft ist.«

»Die analytisch-directe Methode — Lesebuch- wie Anschauungsmethode — muss weiter daran scheitern, dass ihr durchaus die nöthige Zeit fehlt, damit das Kind alles in seinen Geist aufnehmen kann, was es bis zum 6. Jahre im Hause und dann in der Schule lernt, wenn anders es die Sprache beherrschen soll. Die paar eingelernten Fragen und Antworten, die einen Laien wohl täuschen können, bedeuten noch durchaus nicht das Sprachgefühl, das zu erwecken sich die Analytiker rühmen. Dieses ist vielmehr nur auf Grund von sehr viel Lectüre zu erwecken. Erst wenn man 100 Bände französischer Schriftsteller mit großer Aufmerksamkeit durchgelesen hat, kann man von einem erwachenden Sprachgefühl reden. Bringen wir also unsere Schüler dahin, dass sie die französischen Texte mit Leichtigkeit lesen können, dann haben wir ihnen ein Mittel an die Hand gegeben, wenn sie Zeit und Lust haben,

die fremde Sprache vollkommen beherrschen zu lernen. Das bischen Conversation im Anfangsunterrichte ist nicht im geringsten gleichbedeutend mit Sprachkenntnis; denn ein solches Wissen ist bald verraucht, wenn zum beständigen Üben keine Gelegenheit vorhanden ist. Dagegen lernt derjenige, der die Sprache grammatisch und lexikalisch beherrscht, in der kürzesten Zeit sprechen, wenn er es einmal brauchen sollte.«

»Die Hauptsache ist das Eindringen in den fremden Satzbau, wobei das Conversieren und Besprechen des Gelesenen in der fremden Sprache nicht ausgeschlossen ist, aber nur als Nebenzweck behandelt werden darf, schon deshalb, weil Schülern, die kein Gehör haben, das Betonen dieses Sinnes allein zum Erfassen der Sprache nicht genügt. Ich halte es für wenig human, Staatsbürger, weil sie kein Gehör haben, am Studium hindern zu wollen, indem man ihnen dadurch, dass man sie in der fremden Sprache durchfallen lässt, die Möglichkeit nimmt, sich die höchste Bildung in den anderen wissenschaftlichen Fächern, wozu ihnen doch die Kenntnis ihrer Muttersprache vollkommen genügt, zu erwerben. Deshalb muss auch entschieden davor gewarnt werden, als schriftliche Arbeiten für obere Classen die freie Ausarbeitung von Themen anzusetzen; das Höchste, was verlangt werden kann, sind Nacherzählungen. Inhaltsangaben sollte man nur mündlich geben lassen.«

»Auch auf dem Gebiete des Unterrichtswesens herrscht die Phrase. Eine solche ist es, wenn Dir. Fetter sagt: »»Die erste und wesentliche Aufgabe eines jeden Sprachunterrichtes ist die Erziehung zum Guten, Wahren und Schönen««, wenn andere durch den Sprachunterricht in die Kenntnis des fremden Landes und Volkes einführen, oder — wie die besonders in Deutschland wuchernde Phrase lautet — Land und Leute kennen lernen lassen wollen. Das sind angenehm klingende Worte, die vor der Wirklichkeit wie glänzende Seifenblasen in Nichts zerplatzen; denn alles, was die Schüler in der fremden Sprache lernen, ist nur ein Tropfen in das Meer im Vergleich zu dem, was ihnen in der Muttersprache geboten wird.«

»Also fort mit allen Phrasen! Setzen wir das Ziel auf ein vom Durchschnittsschüler erreichbares Maß herab, und eine gute Methode wird leicht zu finden sein, wenn der Lehrer den Lehrstoff nicht überhasten muss; die besonders talentierten Schüler werden dabei auch nicht schlecht fahren.«

»War die alte Methode so ganz unnatürlich, wie von den Reformern behauptet wird? Ihre Grundlage und stärkste Seite ist die Analogie, der von der Natur neben dem Gehör eine Hauptrolle zugewiesen worden ist. Ohne Analogie gibt es keine Sprache. Aber gerade sie wird von der analytisch-directen Methode nicht intensiv genug geübt, und daher stammen auch die Misserfolge in der Übersetzung aus der Unterrichtssprache.«

»Auch die andere Hauptforderung der Natur, die Intensität der Vorstellung, wurde bei der alten Methode nicht vernachlässigt. Der Fehler lag nur in der schlechten Auswahl des Übersetzungsstoffes, der Regeln, und in dem Umstande, dass ununterbrochen übersetzt wurde.

Statt aber die Methode, die sich bereits mehrere Jahrzehnte entwickelt hatte, zu verbessern, haben die Reformer damit einfach tabula rasa gemacht.«

»So schlecht war es also mit der grammatischen Methode nicht bestellt, dass man sie vollständig beiseite hätte schieben müssen. Schon aus einem Gefühl der Dankbarkeit nicht, weil wir doch alle nur ihr unsere Sprachkenntnis verdanken. Es kann ganz sicher vorausgesagt werden, dass, wenn die grammatische Methode in Vergessenheit gerathen könnte, sie nach einigen Jahrzehnten wieder neu entdeckt werden müsste.«

Der Redner geht nunmehr mit dem an österreichischen Schulen noch bestehenden Brauche täglicher Einzelprüfungen und täglichen Classificierens der Schüler ins Gericht, einer »Barbarei aus alter Zeit, grausamer als die Ruthe«, und weist die verhängnisvollen Folgen dieser Einrichtung eingehend nach. Schließlich fasst er die von ihm für richtig befundenen Grundsätze in folgende Thesen zusammen:

1. »Der Sprachunterricht muss gleich vom Anfang an eine streng logisch-grammatische, auf Lesestücken ruhende Unterlage haben; die Grammatik ist jedoch nach den Vorschlägen bewährter Fachmänner von allem überflüssigen Ballast zu befreien. Ganz besonders ist aber der Wortbildung eine große Rolle zuzuweisen.«

2. »Die Übersetzung aus dem Deutschen wird der Oberstufe vorbehalten, von dem Ausarbeiten freier Themen und Inhaltsangaben jedoch ist vorläufig abzusehen.«

3. »Die Conversation begleitet als Nebenzweck den Unterricht, und es sind täglich eine Viertelstunde lang cursorische Sprechübungen über den durchgenommenen Stoff oder nach einer der drei Anschauungsmethoden, wobei die Gouin'sche in den höheren Jahrgängen zu berücksichtigen wäre, vorzunehmen.«

4. »Alle Vorbereitungen, die ein logisch richtiges Denken erfordern, haben in der Schule unter Aufsicht des Lehrers zu geschehen; das Auswendiglernen des Lehrstoffes in geringem Ausmaße erfolgt erst nach seiner gründlichen Analyse und ist nur dem Hause zu überlassen.«

5. »Das gedankenlose Abschreiben von Lesestücken als Hausübung ist zu unterlassen.«

6. »Das beständige Prüfen der Censur wegen ist zu vermeiden.«

7. »Der Unterricht soll womöglich nur dialogisch geführt werden, in der Art, dass jeder Schüler fortwährend glauben muss, er sei angesprochen worden.«

Diesem in einer eigenen Broschüre vollständig gedruckten Vortrage folgte eine lange Debatte, die sich noch bis in die dritte allgemeine Sitzung hineinzog. Die stellenweise etwas zu temperamentvolle Sprache des Redners erweckte einigen Widerspruch, doch stimmten ihm alle darin bei, dass das in Deutschland nicht mehr übliche beständige Prüfen und Censurieren von nachtheiligen Folgen begleitet sei und die methodische Durcharbeitung des neuen Lehrstoffes nicht recht aufkommen lasse. Ein jeder Lehrer könne auch ohne dieses regelmäßige Prüfen seine Schüler richtig beurtheilen. Das ewige Prüfen sei ein großer Zeitverlust.

Auf die weiteren Debatten kann hier nicht weiter eingegangen werden. Zum Schlusse erklärte Prof. Dr. Scheffler (Dresden) Molières Bühne und das kursächsische Komödienhaus in Dresden an ausgestellten Modellen und Bildern. Als neuer Vorort wurde für das Jahr 1900 Leipzig und als Vorstand Univ.-Prof. Dr. Wülker (Leipzig), Gymn.-Prof. Dr. Hartmann (Leipzig), sowie der bisherige erste Vorsitzende Hofrath Prof. Dr. Schipper (Wien) gewählt.

An geselligen Veranstaltungen wären besonders das Festmahl im 3. Kaffeehause im Prater, der großartige Empfang durch den Herrn Bürgermeister Dr. K. Lueger im Rathhause und die Festvorstellungen in den k. k. Hoftheatern und im Deutschen Volkstheater zu nennen. Den Schluss bildete ein recht gelungener Tagesausflug mit Sonderzug auf den Hochschneeberg, den das herrlichste Wetter begünstigte. Alle diese Veranstaltungen wurden durch die Anwesenheit vieler Damen verschönt. Nach dem allgemeinen Urtheile hätte der Wiener Neuphilologentag hinsichtlich der festlichen Veranstaltungen alle seine Vorgänger in den Schatten gestellt. Möchten auch seine sachlichen Ergebnisse für die Zukunft bedeutungsvoll werden!

Wien. M. Friedwagner.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Zu den Bibliotheksferien.

Sämmtliche Mittelschullehrer und Lehramtscandidaten Österreichs sind für ihre wissenschaftlichen Arbeiten in letzter Linie auf die Wiener Universitätsbibliothek angewiesen, die vom 15. August bis zum 15. September Ferien hält. Aber auch während dieser Zeit müssen einige Beamte den Dienst versehen (die Diener sind mit der Revision beschäftigt), während andererseits die Beamtenurlaube schon früher beginnen. Ist doch von Mitte Juli an die Zahl der Besucher eine geringe; es sind zum größten Theile Professoren oder Supplenten der Provinz, die ihre Ferien ganz oder theilweise auf Arbeiten verwenden, die nur am Sitze einer großen Bibliothek ausgeführt oder doch abgeschlossen werden können. Für diese wäre es aber von großem Werte, die ganzen Ferien oder einen beliebigen Theil derselben in der Bibliothek verbringen zu können; gerade nach Schluss des Schuljahres ist manchem eine kleine Erholungspause erwünscht. Ich glaube ferner, dass mancher 'Ungeprüfte' sich eher zur Übernahme einer Supplentur in der Provinz verstünde, wenn er wüsste, dass ihm die Wiener Universitätsbibliothek für die Prüfungsarbeiten während der ganzen Ferien offensteht.

Der Bibliothek kann es nach dem oben Gesagten kaum bedeutende Schwierigkeiten machen, ihren kleinen Lesesaal permanent offen zu halten. Eine eventuelle Beschränkung auf diejenigen, die nachweislich nur während der Ferien in Wien arbeiten können, ist hier leicht durchführbar; andererseits könnte der große Lesesaal vielleicht schon am 1. August geschlossen werden. Die Bücher, welche die erwähnten Leser benützen, bilden im Verhältnis zum Gesammtbestande eine so geringe Zahl, dass auch für die Revision, etwa durch Einlage besonderer Zettel, leicht Vorsorge getroffen werden könnte.

Für andere Universitätsbibliotheken ähnliche Vorschläge zu machen, ist Sache der betreffenden Collegen.

Iglau. Dr. Wilh. Weinberger.

Die deutsche Gesellschaft für Alterthumskunde in Prag versendet eben ihren sechsten Jahresbericht. Wir entnehmen aus demselben, dass die Zahl der Mitglieder 42 beträgt und dass die neun Monatssitzungen neben Berichten 15 Vorträge boten. Außerdem fanden noch in Prag und anderen Städten Böhmens von der Gesellschaft veranstaltete Vorlesungen für ein größeres Publicum statt, wie denn auch an der deutschen Universität in Prag drei volksthümliche Unterrichtscurse unter reger Betheiligung abgehalten wurden. Die Bemühungen der Gesellschaft verdienen volle Anerkennung.

An der Universität in Grenoble ist ein Cursus der französischen Sprache für Auswärtige eingerichtet worden. Neben dem Jahrescursus vom 1. November bis 30. Juni ist auch ein Feriencursus von vier Monaten, vom 1. Juli bis 31. October, eröffnet. Auch hat sich ein Comité gebildet, das nicht bloß die Aufgabe hat, für die gute Unterbringung der fremden Besucher Sorge zu tragen, sondern ihnen auch in jeder Beziehung fördernd zur Seite stehen soll. Fremde, welche in Grenoble studieren wollen, mögen sich an den Präsidenten dieses Comités, Herrn Marcel Reymond (4 place de la Constitution), wenden.

Literarische Miscellen.

H. Magnus, Die antiken Büsten des Homer. Eine augenärztlich-ästhetische Studie. Breslau 1896. 8°, 70 SS.

Der Verf. kommt auf Grund einer Prüfung der vorhandenen Homerbüsten zu dem Schlusse, dass der Schöpfer dieses Typus ein Modell benützte, das an der im Süden weitverbreiteten ägyptischen Augenkrankheit litt. Dieser Schluss beruht aber auf einem sehr unsicheren Grunde. Einmal besitzt der Verf. nur eine unzureichende Kenntnis des archäologischen Materiales, wie denn der von ihm besonders berücksichtigte Kopf des Palazzo Doria-Pamfili in Rom wertlos ist. Dann haben wir bloß römische Copien des griechischen Originales, die keineswegs eine getreue Wiedergabe desselben sind. Endlich ist kaum zu denken, dass der griechische Künstler streng realistisch gearbeitet hat; er wird sich bloß mit einer aus allgemeiner Beobachtung geflossenen Andeutung begnügt haben, die für den Mediciner kein Substrat bildet.

Eclogae poetarum latinorum in usum gymnasiorum composuit Samuel Brandt. Editio altera emendata. Lipsiae in aed. Teubneri 1898, 8°, VII u. 136 SS.

Diese zweite Auflage unterscheidet sich von der vor 16 Jahren erschienenen ersten durch einige nicht wesentliche, doch praktische Änderungen in der Auswahl und durch eine dankenswerte Erweiterung der 'Adiumenta interpretationis'. Wir hätten nur gewünscht, dass die Auswahl aus Lucrez, welcher noch immer über 40 Seiten einnimmt, um ein Bedeutendes gekürzt worden wäre. Vielleicht machte der Herausgeber mit seinen Schülern Erfahrungen, die ihn bewogen, die zahlreichen Partien 'gravioris argumenti quodque in reconditioribus philosophiae partibus versatur' beizubehalten; unseren Schülern könnte man eine solche Kost, zumal in diesem Quantum, nicht bieten, wollte man ihnen nicht gründlich den Appetit verderben. Und offen gesagt, unseres Erachtens ist das auch nichts für die Jugend. Lieber wäre uns statt dessen eine mäßige Auswahl aus Lucan, etwa auch eine oder die andere leicht verständliche Stelle aus einem Komiker. Im übrigen bietet das Büchlein auch in seiner gegenwärtigen Gestalt so viel des Brauchbaren und spricht auch durch die Kürze und Knappheit der Einleitungen und Anmerkungen so an, dass wir es auch unseren Gymnasien, an denen die Privatlectüre gegenwärtig mit großem Eifer betrieben wird, bestens anempfehlen können.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Lateinisches Lese- und Übungsbuch für die unteren Classen der Gymnasien und Realgymnasien von Dr. Franz Fassbaender. 2. Abtheilung: Für die Quinta. 3. Abtheilung: Für die Quarta. Münster i. W., Druck u. Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung 1895.

In der 2. Abtheilung ist das Pensum der II. Gymnasialclasse recht verständig und maßvoll behandelt. Allerdings finden sich auch hier noch Einzelheiten, die man den Schülern ohneweiters ersparen kann; auch liest man hie und da Sätze, die inhaltlich für eilfjährige Knaben kaum ganz entsprechend sind; aber im ganzen ist das Büchlein nicht übel und bietet für die methodische Behandlung gute Anhaltspunkte.

In der dritten Abtheilung werden zuerst in 71 Stücken die Regeln der Casuslehre eingeübt, dann folgen Übungsstücke im Anschlusse an die Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. Auch hier herrscht große Einfachheit, namentlich sind die Anforderungen an die Schüler aus der Moduslehre mit Recht gering.

Vorlagen zum Übersetzen ins Lateinische in fortlaufendem Anschlusse an Vergils Äneis von Dr. J. Schapler, kgl. Gymnasial-Oberlehrer. I. Heft. (Vergili lib. I. u. II.) Paderborn, Druck u. Verlag von Ferd. Schöningh 1898.

Im ersten Augenblicke mag man Bedenken haben gegen das Beginnen, den Inhalt der Aeneis in Prosa wiederzugeben und zur Übersetzung ins Lateinische zu verwenden; denn zweifellos werden sich die Wendungen des Dichters einstellen und den richtigen prosaischen Ausdruck verdrängen. Allein, wer das Heftchen durchsieht, wird zugestehen, dass der Versuch mit Liebe und Verständnis gemacht ist, und aus diesem Grunde mag er zur Benützung oder Nachahmung empfohlen werden.

Lateinisches Übungsbuch. Entworfen und begonnen von Dr. Paul Harre, fortgeführt von Max Giercke. 1. Theil: Sexta. In zwei Abtheilungen. Leipzig, G. Freytag 1898.

Das Büchlein besteht aus zwei Abtheilungen; die erste enthält Übungsstücke nebst einer Zusammenstellung der eingeübten Formen, die zweite die Wortkunde nebst alphabetischem Wörterverzeichnisse. Die Vertheilung des Lehrstoffes ist nicht uninteressant. Es geht nämlich die Einübung der Declination und Conjugation nebeneinander, begonnen wird mit der zweiten Declination und dem Perfect. Nr. CIV lesen wir das Gedicht »O Argentoratum«, eine Übersetzung der ersten sechs Strophen des bekannten Volksliedes im Tonfalle des Originals, also sangbar. Das Buch scheint zunächst für die Bedürfnisse der Gymnasien in den deutschen Reichslanden bestimmt zu sein.

Übungsstoff für die Mittelstufe des lateinischen Unterrichts. Unter Zugrundelegung der »Aufgabensammlung zur Einübung der latein. Syntax« von Dr. Ferdinand Schultz bearbeitet von Dr. Anton Führer, Director des Progymnasiums zu Wattenscheid. 1. Theil für Quarta und Untertertia. Paderborn, Schöningh 1898.

Alphabetisches Wörterbuch zum vorigen. Ebenda.

Die wichtigsten Regeln der Casus- und Satzlehre werden zunächst jedesmal in Stücken, die aus einzelnen Sätzen bestehen, dann in zusammenhängenden im Anschlusse an Nepos und Cäsar zur ausgiebigen Einübung gebracht. Zum Schlusse folgt eine Wortkunde zu den einzelnen Stücken. Separat ist noch ein alphabetisches Wörterbuch erschienen.

Das Büchlein zeichnet sich durch maßvolle Anforderungen an die Schüler aus. Die Einzelsatzstücke dienen flotter mündlicher Einübung; die zusammenhängenden sind gut deutsch und verbinden Autorlectüre und grammatischen Unterricht in zweckentsprechender Weise. Die Auswahl ist zu loben; sie zeigt von Verständnis für das Wesentliche, das der systematischen Einübung bedarf.

Sollen denn die »Städte«namen gar nicht verschwinden können? »Die Stadtnamen« sagt doch alles und schützt vor dem sinnlosen Singular: ein Städtename.

Wien. A. Scheindler.

Verhandlungen der vierundvierzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden 1897. Im Auftrage des Präsidiums zusammengestellt von Dr. Reinhart Albrecht. Leipzig, Teubner 1897. 8°, VII u. 213 SS.

Die Aufgabe des Ref. über die vorliegende Schrift muss wesentlich eine andere sein, als die des Berichterstatters der Versammlung selbst; es wird ihm nicht zukommen, über den Gang der Verhandlung, über den Inhalt der Vorträge, über die Hauptergebnisse der Verhandlungen zu sprechen. Er darf sich nur ein Wort über die äußere Einrichtung des officiellen Berichtes über die Versammlung gestatten. Dieses Wort wird nun in dem vorliegenden Falle nicht frei von jedem Tadel sein können, der jedoch keineswegs den Herausgeber treffen kann, dem ja wohl die Marschroute vorgeschrieben war. Ein Versammlungsbericht wie der vorliegende soll einestheils ein bleibendes Denkmal sein des von den versammelten Gelehrten Gebotenen und Geleisteten; er soll anderentheils allen denjenigen, welchen es nicht vergönnt war, der Versammlung beizuwohnen, ein klares Bild von den Leistungen derselben schaffen. Beide Zwecke werden nicht erreicht, wenn das Hauptsächlichste, die gehaltenen Vorträge, nur in Auszügen gebracht werden und die Leser ein- um das anderemal vertröstet werden, dass der Vortrag selbst später einmal da oder dort veröffentlicht werden wird. Wer also sich gründlich darüber unterrichten will, was die 44. Philologenversammlung leistete, wird von der Redaction des Berichtes freundlich eingeladen, den Inhalt der folgenden Hefte der 'Neuen Jahrbücher', der 'Deutschen Rundschau', des 'Philologus', der 'Zeitschrift für das Gymnasialwesen', des 'Hermes', des 'Humanistischen Gymnasiums', der 'Zeitschrift für den deutschen Unterricht', des Roscher'schen Lexikons, der 'Münchener Allgemeinen Zeitung', der 'Zeitschrift für Bücherfreunde', der Zeitschriften der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft und des Deutschen Palästinavereines, der Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, der indogermanischen Forschungen, der Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten, des 'Börsenblattes für den Deutschen Buchhandel' zu beachten; dort wird er die betreffenden Vorträge finden; bisweilen heißt es nur allgemein, der Vortrag wird 'an anderer Stelle' oder 'in Buchform' erscheinen. Ja, wer nur Muße und Gelegenheit hätte, sich um all das zu bekümmern! Man wende nicht ein, dass bei der vollständigen Veröffentlichung der Vorträge der Umfang des Berichtes bedeutend angewachsen wäre. Was thäte es, wenn der Bericht einen oder auch zwei stattliche Quartbände füllte? Es wäre dies ein würdigeres Denkmal der Geistesarbeit von mehr denn 700 deutschen Gelehrten, als das vorliegende schmächtige Octavheft. Auch die Geldfrage kann in einem solchen Falle nicht in Betracht kommen. Eine Verlagsfirma, die dem Fleiße deutscher Gelehrten Millionen verdankt, würde gewiss in dieser Hinsicht großes Entgegenkommen zeigen.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Der deutsche Unterricht. Eine Methodik für höhere Lehranstalten von Rudolf Lehmann. 2. durchges. u. erweit. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1897. XIX u. 460 SS. Preis geb. 9 Mk.

Ein eingehendes Referat über dieses Buch zu geben, kann hier nicht meine Sache sein, da es sich um die 2. Auflage eines seit 1890 in Fachkreisen allbekannten und hochangesehenen Werkes handelt, umso weniger als wesentliche Änderungen nicht vorgenommen wurden. Selbstverständlich wurde die Neuausgabe zu formellen Verbesserungen und zahlreichen Zusätzen benutzt, wie zum Aufsatzwesen, zum mittelhochdeutschen Unterricht (S. 128 ff., 241 ff.). Bei letzterem Anlasse wird ebenso wie bei grammatischen Fragen u. ö. auf unsere österreichischen Instructionen und Methodiker gebürend Rücksicht genommen. Speciell den Bestrebungen und Leistungen unserer Schulmänner auf philosophisch-propädeutischem Gebiete wird wiederholt warme Anerkennung gezollt. (Vgl. Vorwort S. XII.) Man muss sich wundern, dass einem so breit angelegten und tief gedachten Werke in der eigenen Heimat des Verf.s kein maßgebender Einfluss auf die Neugestaltung des Deutschunterrichtes, wie sie seit etwa sieben Jahren daselbst angebahnt wird, eingeräumt wurde. Wenigstens lassen wiederholt eingestreute, kritische Bemerkungen Lehmanns darauf schließen. Andererseits hat sich der verdiente Autor nach jeder Richtung vollkommene Selbständigkeit und Denkfreiheit bewahrt, was dem Buche nach wie vor seine allgemeine Bedeutung sichert. Diese Anerkennung, die wir dem Buche verdienterweise zollen, schließt natürlich nicht aus, dass der Leser, zumal der Fachgenosse, in Einzelheiten zu anderen Anschauungen kommen mag, abgesehen davon, dass ja bei solchen Fragen auch örtliche Verhältnisse mitbestimmend sind. So hat von den Zusätzen der Neuauflage das Schlusswort „Die Stellung des deutschen Unterrichts im Lehrplan unserer höheren Schulen" nicht durchaus meinen Beifall gefunden. Hier will es mir scheinen, als käme der Verf. — im Gegensatze zu anderen Partien — über allgemeine Redensarten nicht hinaus, sowie mich auch seine Polemik mit Hildebrand u. a. nicht recht überzeugen konnte. Ich fürchte überhaupt, dass die Entwicklung der Verhältnisse auch Lehmann von seinem allzu conservativen Standpunkte Schritt für Schritt hinwegdrängen werde.

Neue Sprichwörter-Sammlung. Die Weisheit auf der Gasse. Herausgegeben von Heinrich Leineweber. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1897. XV u. 232 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

„Das vorliegende Werkchen will in seinem ersten Theile dazu beitragen, dass 'die Weisheit auf der Gasse' — — immer mehr bekannt und gewürdigt werde, und in seinem zweiten Theile dazu verhelfen, dass die landläufigsten Formeln und Wendungen richtig aufgefasst und mit Verständnis gebraucht werden." Wirkliche Sprichwörter also und sprichwörtliche Redensarten werden theils zusammengestellt, theils mehr oder minder ausführlich erläutert. Der Verf. sowohl wie bekannte Autoren (z. B. J. P. Hebel) haben zu letzterem beigesteuert. Der Inhalt ist ein überreicher, durch geschickte Zusammenstellung übersichtlich geordnet und leicht auffindbar. Viel Fleiß und Liebe wurde an das Buch gewendet, die Sprache ist frisch und packend, den Kern der Sache treffend. Die vielfach gegebene Anregung und Belehrung wird auch als Aufsatzquelle sich fruchtbar erweisen.

Freytags Schulausgaben classischer Werke für den deutschen Unterricht. (Inland.) Goethe. Clavigo. Herausgegeben von G. Bötticher. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. 64 SS. Preis geb. 50 h.

Ob es nöthig war, 'Clavigo' in diese Sammlung aufzunehmen, bleibe dahingestellt. Abgesehen davon ist die vorliegende Ausgabe mit

Sorgfalt hergestellt, auch Einleitung und Anmerkungen dürften widerspruchslos hingenommen werden.

Schiller, Wallenstein. Herausg. von Franz Ullsperger. 336 SS. Preis geb. 1 K 60 h.

Die Herausgabe des W. setzt bedeutende historische Vorarbeiten und genaues Abwägen des für Dichtung und Schule Verwertbaren voraus. U. hat hiebei die nöthige Kenntnis und Geschicklichkeit bewiesen. Die umfangreiche Einleitung spricht über die Entstehung der Tragödie, gibt eine sehr nützliche chronologische Übersicht über W.s Leben, geht hierauf über zu W. in Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges, bespricht das Verhältnis zur Geschichte, behandelt sodann die Frage, ob W. eine Schicksals- oder Charaktertragödie sei, wobei er sich natürlich für letztere entscheidet, und erörtert die Gliederung der Handlung in einleuchtender Weise. Den Schluss bilden die üblichen Bemerkungen über Metrum, Stellung des Dichters zu seinem Werke, Bedeutung des 'Wallenstein' in der dichterischen Entwicklung Schillers, literarische Beziehungen, Aufnahme der Tragödie. Ganz an den Schluss der empfehlenswerten Ausgabe sind verwiesen: Anmerkungen (darunter eine Gliederung des Prologs) und ein Kärtchen.

Wien. Dr. R. Löhner.

Theodor Waitz' Allgemeine Pädagogik und kleinere pädagogische Schriften. 4., durch Beigaben vermehrte Aufl. herausgegeben von Dr. O. Willmann, Professor in Prag. Braunschweig. Vieweg u. Sohn 1898.

Es ist ein erfreuliches Zeichen des zunehmenden Interesses für die bessere pädagogische Literatur, dass von Waitz' Allgemeiner Pädagogik, deren Abfassung nunmehr fast ein halbes Jahrhundert zurückliegt, eine 4. Auflage nothwendig geworden ist. Von einer Erweiterung des Textes wurde auch in dieser Auflage Umgang genommen, dagegen hat sie weitere dankenswerte Zugaben erfahren. Aufgenommen wurde nämlich Waitz' Lebensbeschreibung aus der Deutschen Biographie, verfasst von Dr. G. Gerland, und die inhaltsvolle Anzeige der allgemeinen Pädagogik von C. G. Scheibert (Pädag. Revue, Bd. 31, Zürich 1852, S. 301 ff.)

Die neue Ausgabe schmückt das gelungene Porträt des Verfassers mit dem gehaltvollen Motto „Einsicht gibt Ruhe, Arbeit gibt Kraft". Die neue Ausgabe sei hiemit den interessierten Kreisen bestens empfohlen.

Langenscheidts Litterarischer Abreiß-Kalender 1899.

Die bekannte Verlagsbuchhandlung bietet hier statt der sonst üblichen buchhändlerischen Annoncen einen sehr hübsch ausgestatteten Kalender, dessen einzelne Blätter mit Bildnissen berühmter Männer und Frauen, Dichter, Künstler, Schriftsteller, kühner Entdecker usw. geschmückt sind. Dazu kommen noch Sprüche aus poetischen und prosaischen Werken und historische Daten über die Geburts- und Todestage hervorragender Männer und Frauen. Kurz man kann, indem man den Tagen des Jahres folgt, manches lernen oder ins Gedächtnis zurückrufen. Die Rückseite der Blätter bietet theils ausführliche biographische Notizen oder auch Empfehlungen der Artikel des Langenscheidt'schen Verlages.

Die Activitätsbezüge der k. k. Staatsbeamten und Staatslehrpersonen. Nach den neuesten gesetzlichen Bestimmungen zusammengestellt von Hermann Scherer. Wien, Selbstverlag (IX., Strassnitzkygasse 7) 1898. Preis 30 kr.

Wie schon aus dem Titel zu entnehmen ist, kommt diese Publication einem gegenwärtig bestehenden Bedürfnisse rechtzeitig entgegen. Es genügt hier, auf das Erscheinen derselben aufmerksam gemacht zu haben. Die Einrichtung des Schriftchens ist ganz zweckentsprechend.

Programmenschau.

1. **Bill Hermann, Zur Entwickelungsgeschichte des dritten Falles der griechischen Bedingungssätze.** Progr. des k. k. deutschen Staats-Obergymn. in Kaaden 1897, 8°, 18 SS.

Ludw. Langes Schrift »Der homerische Gebrauch der Partikel εἰ« in den Abh. d. kgl. sächs. Gesellschaft d. Wissensch., VI. Bd., beschränkt sich auf die Sätze mit εἰ c. opt., εἴ κεν c. opt. und εἰ ohne verbum finitum. Wie sie durch Klarheit, Gründlichkeit und Vollständigkeit die Frage nach der historischen Entwicklung der εἰ-Sätze für die genannten Fälle einer kaum anzuzweifelnden Lösung zugeführt hat, so wirkte sie auch anregend. Gestützt auf die Erkenntnis, dass der Modus stets nur aus der ψυχικὴ διάθεσις des Sprechenden zu erklären sei, gelangte Lange zu folgenden Ergebnissen. Die Entwicklung der εἰ-Sätze mit dem Optativ gieng von selbständigen Wunschsätzen aus, an diese reihen sich als zweite Stufe die parataktischen Wunschsätze mit εἰ c. opt. in präpositiver Stellung an. Die hypotaktischen präpositiven εἰ-Sätze mit dem Optativ zerfallen wieder in bedingende Wunschsätze und bedingende Fallsetzungssätze. Die postpositive Stellung entwickelte sich aus der präpositiven, da sich unter 97 Beispielen nur zwei zweifelhafte Fälle von Parataxis finden. Die Sätze mit εἰ κεν (ἄν) c. opt. treten erst auf, als die εἰ-Sätze mit dem Optativ aus Haupt- zu Nebensätzen zu werden anfiengen, daher kommen sie weder absolut noch parataktisch vor. Lange veröffentlichte die auf die übrigen εἰ-Sätze sich erstreckende Fortsetzung seiner Arbeit nicht mehr; aber aus gelegentlich in jene Abhandlung eingestreuten Andeutungen geht hervor, dass er ungefähr dasselbe Ergebnis auch aus der Untersuchung der εἰ- und εἴ κεν (ἄν)-Sätze mit dem Conjunctiv und der εἰ-Sätze mit dem Indicativ geschöpft hatte. Von Langes Abhandlung ausgehend und an sie anschließend, veröffentlichte G. Vogrinz 1890 in dieser Zeitschrift, Bd. 41, S. 97 ff. eine übersichtliche Sammlung der Homerstellen, an denen εἰ und εἴ κεν mit dem Conjunctiv vorkommt, mit einer summarischen Übersicht über die Ergebnisse seiner Untersuchung und 1893 im XXII. Jahresberichte des 2. deutschen Obergymnasiums in Brünn eine Untersuchung über die εἰ-Sätze mit dem Indicativ mit einer alle Formen der homerischen εἰ-Sätze zusammenfassenden Schlussbetrachtung, in welcher er in einigen Punkten von Lange abweicht. H. Bill nimmt nun nochmals in einer mehr ausführlichen Weise die εἴ κεν (ἄν)- und εἰ-Sätze mit dem Conjunctiv unter die Lupe, indem er an einzelnen herausgegriffenen Stellen mit Hilfe ausführlicher Interpretation die verschiedenen Gebrauchsweisen darzulegen und durch tiefes Eindringen in den Sinn der Worte eine noch im Dunkeln schwebende grammatische Frage aufzuhellen sich bemüht. Seine Methode birgt aber die Gefahr einer allzu starken, manchmal ungerechtfertigten Betonung einzelner Stellen in sich und führt so leicht zu falschen Schlüssen, unter ihr muss auch die Vollständigkeit und die logische

Übersichtlichkeit leiden. Lange sagt mit Recht (S. 12): »Soll durch Beobachtung des homerischen Sprachgebrauches eine wirklich solide Grundlage gewonnen werden, so ist absolute Vollständigkeit der Beobachtung und genaue Erörterung jedes einzelnen Beispieles unbedingt nothwendig. Nur dann sind numerische Angaben über das Vorkommen der einzelnen Gebrauchsweisen, die ihrerseits wichtig sind für die Unterscheidung absterbender und aufblühender Entwicklungsreihen, möglich: ebenso kann keine Ansicht über die Grundbedeutung der Partikel *εἰ* und über ihre Entwicklung im Gebrauche als eine bewiesene gelten, wenn sie nicht an allen Beispielen ihre Probe bestanden hat.« Ref. vermisst deshalb auch die Hervorhebung des numerischen Verhältnisses der Stellen der Ilias zu denen der Odyssee, dem Lange gerade die überraschendsten Ergebnisse verdankt. Was den Inhalt im allgemeinen betrifft, so ist an dem Alter der postpositiven parataktischen, nach Vogrinz halbabhängigen Erwartungssätzen mit *αἴ κεν* c. coni. nicht zu zweifeln. Aber nicht leicht wird man sich, vorausgesetzt, dass es richtig ist, für alle nach dem Modus des Verbums verschiedenen *εἰ*-Sätze je eine eigene Entwicklungsreihe anzusetzen, aus diesen Sätzen die präpositiven hypotaktischen Sätze entstanden denken können. Nun finden sich aber selbständige *εἴ κεν*-Sätze mit dem Conjunctiv an fünf Stellen, nämlich *Λ* 580. *Φ* 567. Χ 111. 120. *φ* 260. Man fasst sie in den Ausgaben als Anantapodota auf und ergänzt gewöhnlich eine dem Sinne nach passende Apodosis. Wohl nicht mit Recht; denn von anderen Gründen abgesehen, finden sich noch andere Fälle, in denen zwar ein Nachsatz vorhanden ist, dieser aber ein keineswegs so festes Gefüge mit dem Vordersatze bildet, wie es das Verhältnis zwischen Bedingung und Bedingtem erheischt. Der Sprechende deutet dies manchmal durch Partikeln, wie *δέ, ἔπειτα, τότε, αὐτίκα* u. ä. in der Apodosis an; auch die Fälle mit dem prohibitiven *μή* c. coni. in der Apodosis gehören hieher, vgl. *ε* 466. *μ* 299. *π* 255. Somit wird man eine Entwicklungsreihe von jenen selbständigen Sätzen ausgehen lassen müssen. Von Einzelheiten sei erwähnt, dass der Verf. es ab und zu liebt, bei Citaten statt des griechischen Textes die deutsche Übersetzung anzuführen. Ref. hält dies in einer solchen Arbeit für unstatthaft. Der Auffassung, als sei das den parataktischen postpositiven Erwartungssatz einleitende *αἰ* eine sich mit dem deutschen hinweisenden »da« deckende locale Partikel (S. 5), widerspricht der Charakter des Erwartungssatzes. Einen Unterschied in der Bedeutung der gleichlautenden Nachsätze in *Θ* 282 und *Λ* 797 (S. 7) vermag Ref. nicht einzusehen. Floss etwa die Erkenntnis desselben aus der verschiedenen Art der Übersetzung beider Stellen bei Voss? Die Erklärung von *Δ* 353 (S. 10) ist gekünstelt, denn die gleichen Worte kehren *Ι* 359 wieder und lassen hier nicht dieselbe Erklärung zu. Dass der Verf. oft nur die Anzahl der gleichartigen Beispiele angibt, ohne die Stellen selbst zu citieren, erschwert die Benützung seiner Arbeit. Dieselbe hätte auch gewonnen, wenn die *εἴ κεν*-Sätze von den bloßen *εἰ*-Sätzen getrennt behandelt worden wären. — Von Versehen und Druckfehlern notierte sich Ref. folgende: S. 1 liest man »16. Jahrgang« für 46., »junggrammat. Streifzüge S. 48« für 43, »bei beiden Sätze« für Sätzen; S. 3 »das Subject in dem Erwartungssatze« für in diesem Theile des Erwartungssatzes; S. 6 »*πραέτω*« für *προέτω*; S. 7 »*ρ* 51/22« für 50/51; S. 8 sind »*αἴ κ' ἐλεήσῃς*« und »*αἴ κ' ἐλεήσῃ*« vertauscht; S. 10 liest man »Annahme, das« für dass; S. 11 »Echenos« für Echeneos, »I 427« für 429, »Ω 392« für 592, »*σκυδαίνεμεν*« für *σκυδμαίνεμεν*; S. 12 »*Δ* 455« für *Λ* 455, »*αἰτὸς φθίεται*« für *αὐτός*, »in den drei postpositiven« für präpositiven, »*Η* 348« für *μ* 348; S. 14 »Negotion« für Negation; S. 16 »*σαώσετοιν*« für *σαώσετον*

Ried im Innkreis. Ernst Sewera.

2. **Tauber Georg, Über die grundverschiedene dramatische Verwertung des Iphigenienstoffes durch Euripides und Goethe.** Progr. des k. k. Neustädter deutschen Obergymn. 1896, 8°, 26 SS., 1897, 22 SS. (Fortsetzung).

Der Verf. knüpft an Gervinus' Gedanken an, Goethes Iphigenie trete trotz des antiken Stoffes aus der Reihe der übrigen Werke des Dichters keineswegs heraus, und will folgerichtig nachweisen, dass Stimmungen und persönliche Erlebnisse des deutschen Dichters diesen veranlassen konnten, wegen einer gewissen inneren Verwandtschaft den antiken Stoff zu bearbeiten. Der Verf. zeigt im Laufe seiner Darstellung scharfsinnig, dass es völlig verfehlt ist, anzunehmen, beide Dichter hätten denselben Stoff behandelt; denn wenn ein moderner Schriftsteller eine antike Sage bearbeitet, so wird diese schon dadurch verändert. Auch ist es falsch, den Inhalt des Goethe'schen Dramas aus einer abstracten Idee herauswachsen zu lassen; vielmehr muss gesucht werden, zu zeigen, dass Goethe auch hier Selbsterlebtes in seinen dichterischen Gestalten zu verkörpern suche. — Wir sind der Lösung dieser Frage in der Iphigenie durch die Veröffentlichung der Originalbriefe Goethes an Frau von Stein in der Weimarer Goethe-Ausgabe viel näher gerückt. Diese Schriftstücke, die Grundlage der späteren italienischen Reise, in welcher die persönlichen Beziehungen aber getilgt sind, lassen den wahren Grund erkennen, warum es Goethe in Deutschland nicht mehr aushielt. Es war dieser die heftige Leidenschaft zu Frau von Stein.

Sodann ist bei dem Vergleiche der beiden Dramen zu betonen, dass Euripides stets in einem ungünstigen Lichte erschien. Ihm war es jedoch nicht darum zu thun, das Problem der Blutrache und der Entsühnung zu behandeln, was wohl Goethe anlocken mochte. Jenem kam es darauf an, leidenschaftliche Scenen und die Erkennung der Geschwister in dramatisch bewegter Handlung darzustellen und daneben seinen hellenischen und athenischen Patriotismus zu bekunden. Aus der Analyse der Sage und des griechischen Dramas wird dies im ersten Theile des Aufsatzes gezeigt. Man kann diesen eine Rettung des Euripides nennen.

In der Fortsetzung kommt es dem Verf. besonders darauf an, nachzuweisen, dass Goethe den Iphigeniestoff nicht, nachdem er ihn aller bloß zeitlichen und örtlichen Momente entkleidet hatte, zur Darstellung einer der modernen Weltanschauung entsprechenden Idee verwertete, sondern Iphigenie und Orestes freie Phantasieschöpfungen sind, welchen von Mythus und Griechenthum kaum mehr als die Namen verblieben. Der Beweis dafür wird dadurch geliefert, dass gezeigt wird, der Dichter habe die stoffliche Einheit nicht gewahrt. Die Veranlassung dieser auffallenden Erscheinung beruht in dem Umstande, dass Goethe sein Liebesverhältnis zu Frau von Stein in die durch den Mythus gegebene Situation zwischen Orestes und Iphigenie einkleidete. Dabei geschah es ihm unbewusst, dass er in der Dichtung die Standpunkte wechselte, ähnlich wie dies im Faust bei der Auffassung des Mephistopheles geschieht. Dem Schlusse der interessanten Abhandlung sieht Ref. mit Spannung entgegen.

Wien. Dr. F. Prosch.

---

3. **Wollmann Franz, Zur Quellenfrage von Gotters „Erbschleichern“.** Progr. der Staats-Realschule im I. Bezirke Wiens 1896, 8°, 16 SS.

Der als Freund Goethes und gewandter Theatermann bekannte Gothaner Friedrich Wilhelm Gotter (1746—1797) hat 1786 oder früher ein fünfactiges Lustspiel »Die Erbschleicher« (zum erstenmale gedruckt

1789) verfasst, das etwas mehr literarhistorisches Interesse als die übrigen flachen Schöpfungen Gotters beanspruchen könnte, wenn es wirklich, wie Tieck (Schriften XI: XVIII) annahm, aus der Epicoene und dem Volpone Ben Jonsons, resp. aus französischen Bearbeitungen dieser Dramen verschmolzen worden wäre: wir hätten dann in den »Erbschleichern« eines der frühesten Zeugnisse für das Capitel: »Ben Jonson in Deutschland«. Indes hat Tieck Unrecht; seine ungeheuere Belesenheit hat ihn an der viel näher liegenden Quelle Gotters, an dem von Jonson völlig unabhängigen »Légataire universel« (1708) des Regnard vorbeigeführt. Schade, dass es dem Verf., dessen sorgfältiger und klarer Beweisführung wir diese auch methodisch wichtige Erkenntnis verdanken, nicht gelungen ist, jene beiden französischen Umgestaltungen der Lustspiele Ben Jonsons, welche Tieck offenbar eingesehen oder bei einem verlässlichen Gewährsmanne erwähnt gefunden hat, zu identificieren. — Warum schreibt W. consequent: »Gödeke«?

Wien. R. F. Arnold.

---

4. **Katz** Eberhard, Cyrus, des Perserkönigs Abstammung, Kriege und Tod, nach den gewöhnlichsten überlieferten Sagen. Progr. des Stifts-Untergymn. zu St. Paul 1895, 8°, 42 SS.

In ähnlicher Weise, wie M. Duncker in seiner Geschichte des Alterthums zuerst der Reihe nach in chronologischer Abfolge die antiken Überlieferungen anzuführen pflegt und daran eine Kritik derselben knüpft, ist auch der Verf. dieses Aufsatzes verfahren. Von den Inschriften, auf denen Cyrus sich als König von Anzan bezeichnet, und von denen, die seine Thaten darstellen, hat der Verf. keine Kenntnis; den Sagen gegenüber nimmt er einen rationalistischen Standpunkt ein. Es ist ferner schwer, sich vorzustellen, dass K. die Schriftsteller, die er citiert, auch wirklich gelesen habe, denn Fr. 18 des Anaximenes citiert er S. 17 folgendermaßen: Anax. von Lampsacus-coaevus Alex. M. fragmenta, coll. Müller, Paris 1846, pars histor. III c. 2 de mortibus regum p. 38, und S. 18, wo eine Stelle aus dem Euagoras des Isokrates gemeint ist, heißt es gar Isagoras (Tom. II orat. euvag.).

5. **Blank** F. A., Charakteristik des athenischen Demos bei Aristophanes und Thukydides. Progr. des n. ö. Landes-Real- und Obergymn. in Stockerau 1895, 8°, 26 SS.

Den Inhalt dieses Aufsatzes, der auf guter Kenntnis der Aristophanischen Komödien und des Geschichtswerkes des Thukydides ruht, kennzeichnet der Titel. Der Verf. hat eine gute Anzahl zutreffender Beobachtungen darin zusammengefasst, jedoch die Figur des Demos in den Rittern zu wenig als poetischen Typus genommen und darum eine vollständigere Charakteristik der Athener in ihr gesucht, als sie enthält. Ich hebe aus dem Aufsatz noch die Bemerkung hervor, dass die Darstellung der Verhandlungen in Athen vor der Expedition nach Pylos von B. als eine tendenziöse Entstellung des wahren Sachverhaltes durch den Gewährsmann des Thukydides bezeichnet wird. Die Gründe, die der Verf. dafür vorbringt, haben mir nicht eingeleuchtet.

6. **Mair** G., Ἑλληνικά. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Villach 1896, 8°, 14 SS.

Unter diesem Titel hat der Verf. zwei durch seine Betheiligung an den von Dörpfeld geleiteten Reisen angeregte Aufsätze zusammen-

gefasst, von denen der erste über die verschiedenen antiken Stadien, der zweite über die Sage von Laomedon und die Ruinen von Hissarlik handelt. M. vertritt die Ansicht, dass allen Stadien, da sie Wegmaße waren, nicht der Fuß, sondern der Schritt von 0·74 m zugrunde liegt und dass ihre Reduction auf das Fußmaß späteren, gelehrten Ursprunges sei. Nur das attische Stadium von 177 m. das spät erst bezeugt ist, war von anfang an ein Vielfaches des attischen Fußes von 0·296 m. In dem zweiten Theile will der Verf. zeigen, dass der Befund der untersten Schichten auf Hissarlik, die Etymologie des Namens Laomedon und die von diesem erzählte Sage in Übereinstimmung sind, so dass also die Kunde vorhomerischer geschichtlicher Vorgänge in der Troas in dieser Fassung sich noch erhalten hätte.

7. Králiček A., Die sarmatischen Berge, der Berg Peuke und Karpates des Claudius Ptolemaeus. II. Theil. Progr. der Landes-Oberrealschule in Kremsier 1895, 8°, 32 SS.

Diese Abhandlung setzt die im Programme des Vorjahres begonnenen Studien fort und tritt auf Grund einer sehr eingehenden Besprechung der erhaltenen Nachrichten über das Gebirge Peuke und Karpates, sowie der Angaben über die Wohnsitze der Völker dieser Gegend, für die Identificierung von Peuke mit den mittleren und östlichen Karpathen, von der Weichselquelle bis zur unteren Donau, und von Karpates mit dem karpathischen Waldgebirge ein, so dass also, da diese beiden Bezeichnungen sich theilweise decken, daraus die Unsicherheit der dem Ptolemaeus zugebote stehenden geographisch-topographischen Nachrichten erhellt. Seine Vorlage interessierte sich in erster Linie für die ethnographischen Verhältnisse.

Graz. Adolf Bauer.

---

8. Nerad Fr., Samo a jeho říše (Samo und sein Reich). Progr. der Landes-Oberrealschule in Teló 1896, 8°, 18 SS.

Diese Abhandlung entstand aus der historischen Schule des Univ.-Prof. Goll. Ein junger Forscher versucht hier auf Grund von Seminarübungen die Lösung der dunklen Samo-Frage und revidiert dabei die ganze Literatur des Gegenstandes. Aus der Quellenanalyse ergibt sich, dass für die Samo-Frage Fredegar die einzige Quelle ist und alles, was später geschrieben wurde, entweder auf dieser Chronik fußt oder ohne festen historischen Boden in die Fabelwelt gehört. Die dabei angewendete Methode ist vortrefflich und nur das ist zu bedauern, dass dem Verf. die nichtböhmischen slavischen Forscher Osoliński, Bogusławski, Kętrzyński, Finkel, Regel und auch einige Südslaven unbekannt geblieben sind. Sonst ist die Literatur fast vollständig. Der Verf. resumiert seine Untersuchung in dem Schlusse: Die einzig thatsächliche Quelle, welche uns über Samo und sein Reich belehrt, ist die Chronik Fredegars; alle übrigen Schriftsteller — Anonymus de conversione, Gesta Dagoberti I, Aimoin, Anonymus de vita S. Virgilii — schöpften ihre Nachrichten über Samo aus dieser Quelle. Nach Fredegar war Samo ein Franke, welcher des Handels wegen zu den Čechen aus der Senonischen Gegend kam, welche nicht mehr auffindbar ist. Die Čechen lehnten sich eben zur selben Zeit gegen die avarische Knechtschaft auf und besiegten mit Samos Hilfe die Bedrücker. Aus Dankbarkeit erkoren sie Samo zu ihrem Könige. Die Entstehung eines größeren slavischen Reiches an der Ostgrenze erweckte naturgemäß eine Beunruhigung der fränkischen Könige, weil dadurch der Expansion des fränkischen Reiches ein Ziel gesetzt worden ist. Unbilden, welche beiderseitigen Kaufleuten angethan wurden,

führten zum Kriege; Samo besiegte die Franken, welchen die Langobarden und Baiern Hilfstruppen sandten, bei der Burg „Wogastisburc" wahrscheinlich bei Kaaden an der Stelle der jetzigen Burberg. Man glaubt gewöhnlich, dass, weil die Langobarden die Franken unterstützt haben, auch die karantanischen Slaven dem Reiche Samos angehörten. Es ist möglich, aber nöthig ist es nicht. Weder Fredegar noch Paulus Diaconus erzählen uns darüber etwas Sicheres. Wir wissen nur, dass Dervan, ein Fürst der Lausitzer Sorben, sich an die Seite Samos stellte. Aus diesem Grunde können wir die Grenze dieses Reiches nicht einmal annähernd bestimmen. Samos Reich ist aus der böhmischen Tradition verschwunden, Cosmas weiß von Samo nichts. Darum glauben einige Forscher, und zwar nicht ganz ohne Grund (?), Samo wäre mit Přemysl dem Ackersmann identisch. Sei es so oder so, gewiss ist es, dass Samos Bedeutung für die böhmische Geschichte sehr groß ist. Samo war der erste Gründer eines bedeutenden čechischen Staates, und obwohl dieser Staat nach dem Tode seines Begründers zerfallen ist, so wurde doch den Čechen ein Weg gewiesen, wie sie sich am besten und erfolgreichsten gegen die äußeren Feinde wehren und damit ihre nationale Individualität bewahren könnten (vgl. Palacký I 199). — Die Form Kroko ist nicht nach dem Lateinischen (S. 7), und počíná hat andere Bedeutung als počíná se; sonst ist die Sprache correct, nur die Satzbildung ist etwas schwerfällig.

9. Jansa Fr., Piaristé a jejich školy v Lipníku (Die Piaristen und ihre Schulen in Leipnik). Progr. der böhm. Privatrealschule in Leipnik 1896, 8°, 41 SS.

Schon an einem anderen Orte habe ich darauf hingewiesen, dass Ortsgeschichten zu Programmarbeiten sehr geeignet sind, weil der Verf. zu ihrer Bearbeitung keiner großen Bibliothek bedarf, welche er nur in großen Städten finden kann. Die Wahrheit dieser Behauptung beweist auch die Abhandlung des Directors Jansa, welche vollständig gelungen ist, obwohl sie keinen Historiker, sondern einen Mathematiker zum Verfasser hat. Derselbe schildert uns kurz die religiösen und politischen Verhältnisse in Leipnik seit dem J. 1621, als Fürst Dietrichstein die Stadt vom Kaiser zum Geschenk erhalten hatte, geht zur Gründung des Piaristenklosters in einem ehemaligen Hause der böhmischen Brüder in der Vorstadt über und verfolgt dann die Schicksale der Schulen bis zum J. 1884, in welchem sie in die Hände der Ursulinerschwestern übergegangen sind. Von einem weiteren Interesse ist die Darstellung der „Arithmetica", einer Separatclasse, in welcher die Schüler fürs praktische Leben vorbereitet wurden, denn wir finden da 12—23 Jahre alte Schüler, ja sogar Soldaten vom Harrachischen Regimente. Der Verf. zeigt an einem Schüler, wie es in der Schule durchs ganze Jahr zugieng, und bespricht Stoff, Methode, Stundenplan und Prüfungen in dieser Schulclasse. Weiter findet man in einer Tabelle alle Rectoren, Präfecten und Lehrer, sowie auch die Zahl der Schüler einer einzigen Classe in den J. 1741—1777. Den Anhang bildet „Die Instruction für die Ordensschulen". Diese Instruction ist sehr rhetorisch und warm gehalten; sie zeigt den besten Willen des Pater Provincial, Comenius wird hier als zierlicher Lateiner an erster Stelle empfohlen. Sonst lässt sich jedoch nicht verkennen, dass die Instruction nur das Äußere der Bildung, nicht aber den Grund und Kern angeht. Bei der Correctur wurden nur einige Schreibfehler übersehen (dvéřmi st. dveřmi, im suburbio, Stražnice, vycháno st. vynecháno u. a.).

Kgl. Weinberge. V. J. Dušek.

10. **Mandybur, Dr. Th., Olympia.** Progr. des k. k. I. Staatsgymn. in Lemberg (ruth.) 1897, 8°, 16 SS.

Der Verf. hat seine Arbeit in vier Abschnitte getheilt. In Behandlung der vorgeschichtlichen Zeit, die sich einigermaßen um den Wettkampf zwischen Pelops und Oinomaos gruppiert und sich auf den sowohl den einheimischen Pelasgern, wie auch den einwandernden Doriern gemeinsamen Zeuscultus beschränkt, war der Verf. sehr vorsichtig. Eine genaue Beschreibung der geschichtlich bekannten und von ganz Griechenland gefeierten olympischen Wettkämpfe füllt den zweiten Abschnitt aus. Den dritten Hauptabschnitt seiner Abhandlung widmet der Verf. einer genauen Prüfung der bis jetzt erhaltenen und von Dörpfeld ausgegrabenen Baureste des Altishaines, während er im letzten Theile seiner Erzählung die weiteren Schicksale der weltberühmten Ortschaft dem Leser vor die Augen stellt. Der Verf. hat ein wahres Verständnis des von ihm besprochenen Themas, das er wiederholt studiert haben muss, bewiesen. Die anmuthige Stilart bis auf ein geringes Versehen, an dem ich ernstlich keinen Anstoß nehmen will, lässt die Abhandlung an die ruthenischen Schülerbibliotheken aufs Beste empfehlen.

Krakau. St. Rzepiński

Landesschulinspector Michael Glavinić †.

Einen großen, tief beklagenswerten Verlust hat sowohl die Schule, als die Wissenschaft in diesem Jahre durch den frühzeitigen Tod des noch in voller Lebenskraft stehenden langjährigen Landesschulinspectors für Dalmatien, **Michael Glavinić**, erlitten. — Der Verblichene wurde am 14. October 1833 zu Makarska in Dalmatien geboren. Nachdem er die Gymnasialstudien mit glänzendem Erfolge zurückgelegt hatte, widmete er sich an der Wiener Universität dem Studium der classischen Philologie. Nach Absolvierung der Universitätsstudien kam er im Jahre 1858 als Lehrer an das Gymnasium in Spalato, an welcher Anstalt er 25 Jahre theils als Lehrer, theils (seit 1878) als Director bis zu seiner 1883 erfolgten Ernennung zum Landesschulinspector für die Mittelschulen Dalmatiens wirkte. Sowohl als Lehrer, wie als Director und Inspector wusste sich Glavinić durch sein taktvolles, freundliches und vertrauenerweckendes Benehmen die Liebe und Achtung seiner Schüler und Untergebenen zu erwerben. Besonders zeichnete er sich durch Scharfsinn in der Auffassung aller auf seinen Beruf sich beziehenden Fragen aus.

Nicht weniger bedeutend als seine Verdienste auf dem Gebiete der Schule sind jene auf dem Gebiete seines Lieblingsstudiums: der Archäologie. Zu dieser Wissenschaft wurde er noch als junger Lehrer durch den täglichen Anblick der herrlichen römischen Überreste in Spalato hingezogen. Seinem heißen Wunsche, sich diesem Fache widmen zu können, kam die Regierung bereitwillig entgegen, indem sie ihm die Mittel gab, seiner wissenschaftlichen Ausbildung in Berlin obzuliegen. Hier gelang es dem jungen Dalmatiner, durch seine vorzüglichen Geistesgaben und seinen Frohsinn die Liebe seiner Lehrer zu gewinnen; auch Mommsen beehrte ihn mit seiner Freundschaft und erinnerte sich seiner stets mit Freude. Später trat er auch mit anderen Zierden der archäologischen Wissenschaft und mit vielen Gelehrten, wie Bonitz, Benndorf, Conze u. A. in freundschaftliche Beziehungen.

In seine Heimat zurückgekehrt, wurde er im Jahre 1872 zum Leiter des Museums und Conservator in Spalato ernannt. In dieser Eigenschaft entfaltete Glavinić eine rühmenswerte Thätigkeit, welcher wir außer den vielen Gegenständen, mit welchen er das Museum bereicherte, insbesondere die Entdeckung und Bloßlegung eines bedeutenden Theiles des

bekannten Coemeterium legis sanctae Christianae in praedio Asclepiae verdanken. Diese Entdeckung erregte in hohem Maße die Aufmerksamkeit der christlichen Archäologen, unter anderen des berühmten Commendatore Rossi, und trug nicht wenig dazu bei. Spalato-Salona zu einem beliebten Wallfahrtsorte für die Archäologen zu machen. Glavinićs erfolgreiches Wirken wurde auch von Seiner Majestät anlässlich der Bereisung Dalmatiens gewürdigt und durch Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone belohnt.

Im Jahre 1878 gründete Gl. im Vereine mit dem Landesgerichtsrathe Alačević das anfangs von ihm, später von seinem Nachfolger, dem nunmehrigen Musealdirector Bulić, trefflich redigierte »Bulettino di Archeologia e Storia Dalmata«. Das Programm zu dieser Zeitschrift hatte Gl. schon am 30. November 1877, dem Tage der Sexagenarfeier seines Freundes Mommsen, veröffentlicht. Gerührt durch diese Aufmerksamkeit, beglückwünschte Mommsen Glavinić in einem in der ersten Nummer der Zeitschrift veröffentlichten Briefe zu dem Unternehmen, und wünschte diesem alles Glück und Gedeihen. Durch die Herausgabe des Bullettino hat sich Gl. ein großes Verdienst erworben, indem hauptsächlich durch dasselbe die wissenschaftlichen Kreise auf die Wichtigkeit Dalmatiens in archäologischer Beziehung aufmerksam gemacht wurden.

Zum Landesschulinspector ernannt, musste Gl. nach Zara übersiedeln, wo ihm nicht mehr ein so dankbares Gebiet offen stand. Doch wusste seine Begeisterung für sein Lieblingsfach auch hier ein ergiebiges Feld für seine unermüdliche Thätigkeit zu finden, indem er die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Ruinen von Nona und Asseria lenkte und eine umfangreiche Ausgrabung dieser Stätten unternahm. Ferner erwirkte er für das Museum von Zara eine ständige Unterstützung, welche es ihm ermöglichte, dasselbe mit vielen Kunstschätzen zu bereichern, hauptsächlich aber jene reiche Münzsammlung anzulegen, welche heute so sehr die Bewunderung der Besucher erregt. Die Ordnung und Classificierung dieser Münzen bildeten besonders in den letzten Jahren seine Hauptbeschäftigung, welcher er seine ganze freie Zeit widmete. Um sich ganz und ausschließlich seinen geliebten Studien hingeben zu können, beabsichtigte der Verewigte im nächsten Jahre um seine Versetzung in den Ruhestand anzusuchen; es war ihm aber nicht vergönnt, die Erfüllung dieses Wunsches zu erleben, denn ein tückisches Leiden, eine anfangs unscheinbare Ohrenkrankheit, die er sich in der Ausübung seiner Dienstpflicht zugezogen hatte, machte am 21. August seinem Leben ein jähes Ende.

Mögen diese wenigen Zeilen dazu beitragen, das Andenken eines Schulmannes und Gelehrten zu ehren, der als ein Muster treuer Pflichterfüllung und unermüdlicher Thätigkeit in den Herzen seiner zahlreichen Freunde und Verehrer stets fortleben wird.

Ragusa. Dr. J. Posedel.

Worte der Erinnerung an Gymnasialdirector Dr. Wilhelm Biehl.

Wilhelm Biehl wurde am 25. August 1826 zu Weidenhahn in Nassau als Sohn eines Gutsbesitzers geboren. Nachdem er die Gymnasialstudien theils in Limburg, theils in Weilburg, theils in Hadamar zurückgelegt hatte, studierte er zu Giessen und München Theologie. Philologie und Philosophie. Nach abgelegter Lehramtsprüfung war er vom Mai 1853 bis Ostern 1855 Supplent am Gymnasium in Hadamar, von Ostern 1855 bis Herbst 1855 Supplent an der Realschule in Höchst, vom Herbste 1855 bis Ostern 1856 Supplent am Gymnasium in Wiesbaden. Da er in seinem ersten Vaterlande,

in welchem es nur zwei katholische Gymnasien gab, geringe Aussicht auf baldige feste Anstellung hatte, so trat er nunmehr in den österreichischen Staatsdienst über, wie es bekanntlich unter dem Ministerium Thun bei dem in Österreich herrschenden Mangel an philologischen Lehrkräften manche deutsche Schulmänner thaten. Vom 7. April 1856 bis zum 20. September 1857 stand er am St. Anna-Gymnasium in Krakau als Supplent in Verwendung. Sodann wurde er zum wirklichen k. k. Gymnasiallehrer ernannt, und zwar für das Gymnasium in Marburg, wo er drei Schuljahre wirkte. Nachdem er weitere 2½ Jahre am Salzburger Gymnasium, 1½ Jahre am Linzer Gymnasium, fünf Jahre am Triester Gymnasium und drei Jahre am neu errichteten II. Staatsgymnasium in Graz gedient hatte, wurde er am 29. August 1872 zum Director des Staatsgymnasiums in Innsbruck ernannt. Diese Stellung hatte er sechs Jahre lang inne. Zugleich war er durch sechs Semester Privatdocent der Philosophie an der Innsbrucker Universität. 1875 erwarb er sich an der Universität Tübingen den philosophischen Doctorgrad, welcher sodann nostrificiert wurde. 1878 als Gymnasialdirector nach Wiener-Neustadt versetzt, verblieb er dortselbst kein ganzes Jahr, denn schon am 30. Juni 1879 wurde er zum Director des neu zu errichtenden Staatsgymnasiums im IV. Bezirke Wiens ernannt. Als diese Lehranstalt mit dem Schuljahre 1885/6 innerlich vollständig aufgebaut war und am Schlusse desselben die erste Maturitätsprüfung abgehalten hatte, trat der nunmehr Sechzigjährige nach zurückgelegter 30jähriger Dienstzeit in den bleibenden Ruhestand, bei welchem Anlasse ihm die Allerhöchste Anerkennung für seine vieljährige verdienstliche Wirksamkeit im Lehramte ausgesprochen wurde. Den Ruhestand brachte Biehl in Graz zu, wo er am 3. November 1898 sein inhaltreiches irdisches Dasein schloss.

Biehls geistiges Wesen zeigte eine schöne Verschmelzung herrlichster Eigenschaften zu einem harmonischen Ganzen. Er besaß, um dies zuerst zu erwähnen, gründliches und ausgebreitetes Wissen, das er stets noch mehrte, da sein reges wissenschaftliches Interesse das ganze Leben hindurch bis zum Ende währte. Sein Hauptfach war die Philosophie, sowohl die alte als die neue, wie schon seine Privatdocentur an der Alma mater Carolina Francisca zeugt. Auch seine Kenntnis der altclassischen Sprachen war gründlich und umfassend. Eine Vereinigung beider Wissensgebiete zeigen auch seine literarischen Leistungen. Diese sind: De beatitudine humana Aristotelis doctrina. Gymnasialprogramm von Marburg 1858. — Über den Begriff *νοῦς* bei Aristoteles. Gymnasialprogramm von Linz 1864. — Die Idee des Guten bei Platon. Programm des II. Staatsgymnasiums von Graz 1870. — Die Erziehungslehre des Aristoteles. Gymnasialprogramm von Innsbruck 1877. — Die umfangreichsten Leistungen datieren aus dem Lebensabende; er edierte bei Teubner: Aristotelis de animi libri tres. 1884, schließlich im letzten Lebensjahre 1898 ebendaselbst: Aristotelis parva naturalia, wozu er gründliche Vorstudien — zum Theile an der Münchener Bibliothek — gemacht und u. a. die nach Graz entlehnte Pariser Handschrift verglichen hatte.

Da Biehl die Geselligkeit liebte, betheiligte er sich auch gern an wissenschaftlichen Vereinen und Versammlungen und an den Verhandlungen derselben. So besuchte er 1862 die Philologenversammlung zu Augsburg und hielt einen Vortrag über die Aristotelische Definition der Seele. Als im Herbste 1874 die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Innsbruck tagte, war er Vicepräsident derselben. Im Jahre 1876 besuchte er den Philologentag zu Tübingen, wo er einen Vortrag über die Materie nach dem Platonischen Timaeus hielt. Zu Wien war er Mitglied des Vereines „Mittelschule", zwei Jahre hindurch, 26. November 1881 bis 24. November 1883, auch Obmann desselben. Biehl war auch ein ausgezeichneter Schulmann, ausgezeichnet sowohl nach der theoretischen als auch nach der praktischen Seite. Welch

guten Namen als Schulmann er bereits im Jahre 1870 genoss, erhellt daraus, dass er ein Mitglied der Gymnasial-Enquête-Commission war, welche im Herbste jenes Jahres, vom h. k. k. Ministerium f. C. und U. einberufen, in Wien tagte. Seine Tüchtigkeit speciell auf dem Gebiete des Unterrichtes in den altclassischen Sprachen zeigte er auch noch gegen das Ende seines activen Wirkens in seiner ausführlichen Besprechung der auf Latein und Griechisch bezüglichen Theile der Instructionen in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1885, S. 305—314 und 379—398. Bereits längere Zeit im Ruhestande, veröffentlichte er ebendaselbst, Jahrg. 1889, S. 421—431. Anzeigen der Lateinischen Schulgrammatik von Scheindler und des Lateinischen Lese- und Übungsbuches für die I. Classe von Steiner-Scheindler. In der Schule zeigte sich so recht eine seiner herrlichsten Fähigkeiten, die ihn in jeder Umgebung auszeichnete: die Fähigkeit, Geist zu wecken und anzuregen, sittlich zu fördern. Im übrigen seien zur Charakterisierung seiner Thätigkeit als Director die Worte hieher gesetzt, die sein Amtsnachfolger, Regierungsrath A. Fleischmann, im II. Jahresberichte des Staatsgymnasiums im IV. Bezirke Wiens, 1887, geschrieben hat: »Herr Director Biehl, als ausgezeichneter Schulmann bewährt und weithin bekannt, ein Mann von altem Schrot und Korn, war durch Allerhöchste Entschließung vom 30. Juni 1879 zum Director des im IV. Bezirke zu errichtenden Staatsgymnasiums ernannt worden. In bescheidener und geräuschloser Weise führte er mit fester und sicherer Hand den Bau auf, von dem er nunmehr nach dessen Vollendung schied. Er war Allen, Lehrern und Schülern, ein Vorbild in getreuer Pflichterfüllung, ein mit seltenem Wohlwollen ausgestatteter, aufrichtiger und vielerfahrener Freund und Berather, seinen Amtsgenossen ein eifriger Mitarbeiter an dem schönen Werke der Erziehung und des Unterrichtes, den Schülern ein umsichtiger Führer zu allem Wahren, Guten und Schönen. Das Wohl der Anstalt gieng ihm über alles; dieses förderte er mit Herz und Kopf mit bestem Fühlen und Wissen. Sein Name wird darum von der Anstalt nie vergessen werden, Lehrer und Schüler werden stets mit der innigsten Verehrung und Dankbarkeit sein gedenken.«

Nicht bloß als Gelehrter und Schulmann ragte Biehl hervor, sondern er war auch ein Charakter von durch und durch edler Männlichkeit. Auf die äußere Form hielt er wenig, unendlich höher stand ihm die innere Sache. In angestrengter Geistesarbeit und harter Lebensschule hatte er sein Inneres zur höchsten Blüte der Humanität entfaltet. Als das Schönste an ihm ist wohl sein offenes und gerades, bei aller Offenheit und Geradheit herzliches und feines Wesen zu bezeichnen sowie das allen entgegengebrachte Wohlwollen, das zugleich von keinem Eigennutze getrübt wurde. Das war es auch, was ihm so viele Freunde sowohl im In- als auch im Auslande gewann.

In Biehl ist ein tüchtiger Gelehrter, ausgezeichneter Schulmann und edler Charakter, seinen Freunden auch ein lieber Freund geschieden. Er wurde am 5. November 1898 auf dem St. Peterfriedhofe in Graz zur ewigen Ruhe bestattet.

Wien. J. Rappold.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Geographische Messungen und Vergleiche.

II. Theil.[1])

Asien.

C. Buru-C. Tscheljuskyn = 2 mal Creta-Nordkyn (1. Nanschan).

Bab el Mandeb-Ostcap = 2 mal C. Vincent-Petschoramündung (1. Obquelle).

Die Breite Asiens unter 40° n. B. = 3 mal Madrid-Constantinopel (1. China, 2. Lopnor, 3. Golf von Tschili).

Der Ob, länger als die Wolga, reichte von der Nordspitze des Asow'schen Meeres bis zur Nordspitze des bottnischen Meerbusens.[2])

Jenissei, 2 mal so lang als die Donau, = Wolgaknie bei Zarizyn-Nordkyn.

Lena, etwas länger als der Ob, = Süd-Norderstreckung Skandinaviens.

Amur (= Lena) = C. de Creus (Ostende der Pyrenäen)-Donaumündung.

Hoang-ho (= Lena) = C. S. Vincente-Neapel.

Jang-tse-kiang, fast 2 mal Donau, = C. Finisterre-Adrianopel.

Me-khong (= Jenissei) = Stavanger-C. Matapan.

Ganges (= Donau) = Berlin-Donaumündung (Calcutta = Bukarest, Benares = Budapest).

Der Aralsee würde von Augsburg bis Turin reichen.

Nord-Süderstreckung des Kaspisees = Großglockner-C. Passaro.

---

[1]) Vgl. diese Zeitschr. Jahrg. 1898, S. 692.

[2]) Die erste Angabe: „... länger als die Wolga" bezieht sich auf die Stromlänge, die zweite auf die directe Entfernung von der Quelle zur Mündung.

Der Baikalsee = Krakau - Triest (Irkutsk = Laibach).

Der Kaukasus = Eger - Kronstadt.

Unter der Pause Europas reicht Kleinasien von Dover (C. Baba) bis über Thorn a. d. Weichsel (Batum). Der Verlauf der Küste ist durch die Orte Helder in Nordholland (Scutari), Schwerin (Synope), Amiens (Smyrna), Illerquelle (Südspitze, Cypern gegenüber) und Linz (Bai von Iskanderun) gegeben. Brussa entspräche dann Utrecht, Angora Cassel, dem Erdschias das Fichtelgebirge; Erzerum läge bei Lodz in Russisch-Polen, der Euphrat flöße von hier über Breslau und Glatz gegen Wien, dann in südöstlicher Richtung, um bei Constantinopel zu münden; die Quelle des Tigris läge bei der Marchquelle, er flöße über die Oderquelle (Diarbekr), Debreczin (Mosul) und den Vulkanpass (Bagdad) nach dem bulgarischen Hafen Burgos am Schwarzen Meere, um sich hier mit dem Euphrat zu vereinen. Damascus fiele mit Fiume zusammen.

Die Ausdehnung Arabiens wird durch folgende Punkte veranschaulicht: Südspitze Siciliens (Straße von Bab el Mandeb), Landenge von Perekop (Ras el Hadd), Berditschew (Straße von Ormus), Mündung des Dunajec in die Weichsel (Bahreininseln), Eisenbahn von Danzig nach Stettin (Nordende des persischen Golfes), Skagens Horn (Bagdad), Edinburgh (Jerusalem), Bristol (Südspitze von Sinai) Akabah = Liverpool, Medina = Maasquelle, Mekka = Gran Paradiso.

Legt man die Pause von Europa so auf Vorderindien, dass die Indusmündung auf Zaragoza, der östliche Gangesarm in die Gegend von Constantinopel fällt, dann ist der Ursprung des Indus westlich von Olmütz, sein nördlichster Punkt westlich von der Elbemündung zu suchen. Der Sedletsch entspringt bei Brünn und vereinigt sich mit dem Indus südlich von Orleans. Lahore liegt westlich von Mainz. Der oberste Lauf des Ganges fällt mit dem Regen zusammen. Der Fluss wendet sich über Regensburg nach Triest, Fiume und Serajewo (Benares). Calcutta liegt am Ägäischen Meere (Maritzamündung), Delhi am Reschen. Der Sangpo entspringt östlich von Brünn, fließt bis zum Asow'schen Meere, dann als Brahmaputra wieder gegen Westen bis zu dem Punkte, wo die Donau die letzte große Biegung gegen Norden macht (bei Silistria), und vereinigt sich dann mit dem Ganges. Der Himalaja zieht von Oldenburg über Regensburg, Wien und Budapest zum Asow'schen Meere. Der Gaurisankar ist ein Gipfel des siebenbürgischen Erzgebirges, der Kantschindschinga bei Mediasch an der Großen Kokel, der Dhaulagiri bei Budapest, der Dapsang (Karakorum) bei der Elbemündung. Madras liegt südlich von der Südspitze Siciliens in Tripolis, Bombay bei Philippeville (östlich von Algier), Haidarabad westlich von Malta.

Hinterindien reichte von Skagens Horn bis zur Südspitze Calabriens; Sumatra erstreckte sich vom caledonischen Canal bis

Wien (oder von Berlin bis Constantinopel),[1]) Java von Wien bis zur Dnjestrmündung; die Ausdehnung Javas kann man auch noch in folgender Weise veranschaulichen: es würde von Amberg (nördlich von Regensburg) bis zur Ostspitze der Bukowina reichen; die Lage von Batavia entspräche dann jener von Prag, die Lage Surabayas jener von Sambor. Die Breite Javas und Galiziens stimmt ziemlich überein. — Die Erstreckung Borneos ist durch die Punkte Genua, Königsberg, Basel und Draumündung gegeben, die vier Spitzen von Celebes durch die Weichselquelle, Marburg, Ancona und durch die Straße von Bonifacio. — Die Breitenerstreckung der Philippinen kommt der Entfernung Stettin - Südspitze Montenegros gleich; Luzon würde von Stettin bis an die Donau (zwischen Passau und Gran) reichen. Manila käme auf Prag zu liegen. Selbst die scheinbar kleine Insel Timor reichte von Olmütz bis Innsbruck.

Das japanische Inselreich hat eine Ausdehnung, die der Entfernung C. Tarifa (Südspitze Formosas) - Ostspitze Kolas (Südspitze Kamtschatkas) gleichkommt; Nagasaki = Dijon, Tokio = Breslau. Denkt man sich die Insel Nippon so gegen Osten verrückt, dass sie von Turin bis Warschau reichte, so wäre Yokohama bei Fünfkirchen zu suchen.

Die Halbinsel Korea würde sich von Neapel bis zum Golf von Triest erstrecken, das Nordende des Königreiches aber wäre bei der Weichselquelle zu suchen. — Die Ausdehnung Kamtschatkas entspricht der Strecke Prag - Stockholm (vgl. Großbritannien).

Damit man sich einen richtigen Begriff von der Ausdehnung des chinesischen Reiches mache, bedenke man, dass die große Mauer südlich von den Scilly-Inseln (bei der Südwestspitze Englands) begänne, an Nantes vorbei gegen Poitiers und Paris, dann über Dijon, Straßburg, Würzburg und Prag bis zur Granquelle zöge; der Hoang-ho, der sie mehrmals quert, müsste sie zuletzt mit dem meridionalen Theile seines Laufes — der von Frankfurt a. M. bis San Remo reichte — bei Karlsruhe durchschneiden. Von San Remo flöße der Hoang-ho bis über Ravenna gegen Osten. Östlich von Ravenna wäre der Punkt zu suchen, von dem sich der Fluss zeitweise gegen Nordosten, zeitweise gegen Südosten wendet; die jetzige Mündung läge bei Szegszard (nordöstlich von Fünfkirchen), die alte beim Dormitor in Montenegro — die Entfernung der beiden Mündungen entspricht der Strecke Prag-Marburg a. D. Wien fällt dann mit Tientsin, Iglau mit Peking zusammen, die Meeresküste ist bei Pressburg zu suchen. Port Arthur wäre bei Debreczin, Wai-hei-wai an der Schwarzen Körös nahe der siebenbürgischen Grenze. Kiautschou befände sich an der Theißmündung, Nanking bei Brindisi, Canton am Golfe von Gabes

[1]) Es erreicht in seinem südöstlichen Theile eine Breite, die der Entfernung Regensburg - Breslau entspricht.

(Tunis). Bei diesem Vergleiche ist aber doch nur das eigentliche China herangezogen!

Afrika.

C. Blanco - C. Agulhas = 2 mal Nordkyn - Creta.
C. Blanco - Kamerun = Nordkyn - Athen.
Damiette-Südende des Victoria Njansa = Nordkyn-C. Matapan.
C. Verde - C. Guardafui < 2 mal Brest - Astrachan.[1]
C. Lopez - Jubamündung = Brest - Astrachan.

Der Niger müsste, wenn er am Mont Blanc entspränge, über Genf, Basel, Eger (Segu), Bromberg (Kabara)[2] zum Spirding-See fließen, wo er seinen nördlichsten Punkt erreichte; von hier wendete er sich gegen SSO, um bei Constantinopel zu münden.

Das Atlasgebirge ist etwa doppelt so lang wie die Alpen; vom Durchbruch der Donau bei Pressburg (C. Bon) müsste es sich bis zur Sa. da Estrella erstrecken (Ifni = Coimbra); Wien entspräche dann Tunis, Ried Bone, Wörgl (südlich von Kufstein) Constantine, Basel Algier, Nevers (Mündung der Allier in die Loire) Oran, Ile d'Yeu (westlich von der Vendée) Tanger, die Nordspitze von Médoc Fez, Burgos Marokko; der Dschebel Aiaschin[3] müsste am Westende der Pyrenäen stehen; der Zug des Großen Atlas käme dann etwa den Centralalpen gleich.

Die Ausdehnung des Canales von Moçambique kann man in folgender Weise darstellen: das portugiesische Gebiet verliefe von Murcia (Lorenzo Marquez) über Valencia (Limpopomündung), Limoges (Sambesimündung) und Speyer (Moçambique) bis zum Dollart; der Umfang der Insel Madagascar ist durch die nördlich von Palermo gelegene Insel Ustica (C. St. Marie), den Tiberursprung, den Groß-Venediger (Westspitze), Braunau, die Oderquelle, Warschau (C. Ambre), die Dnjestrquelle (Ostspitze) und Szegedin (Tamatava) gegeben. Die engste Stelle des Canales (fast 400 km) breitet sich dann zwischen Speyer und Braunau a. Inn (über 350 km) aus; die Comoren liegen in der Umgebung von Berlin, die Amiranten südlich von St. Petersburg bei Nowgorod am Ilmensee, die Insel Reunion zwischen Rustschuk und Burgos (um Schumla) und Mauritius südöstlich von der St. Georgsmündung der Donau.

Abyssinien nimmt unter der Pause von Europa den Raum zwischen dem Breitengrade von Breslau und jenem von Rom ein; der Tsąnasee (in der Höhe des Schafberggipfels) breitet sich westlich von Wien bis Melk aus, Gondar liegt bei Znaim; der Lauf

---

[1] C. Verde - Tsadsee = Brest - Asow'sches Meer; Tsadsee - C. Guardafui = Brest - Astrachan. In directer Entfernung käme die Strecke C. Verde - C. Guardafui der Strecke Brest - Bogdo-ola (im Thien-schan) gleich.

[2] Timbuktu läge in der Mitte zwischen Bromberg und Danzig.

[3] Dieser Gipfel ist im Atlas v. Haardt und Schmidt mit 4500 m angegeben, käme also an Höhe dem Matterhorn gleich.

des Blauen Nil ist durch Wiener-Neustadt, Zakany, Agram, den Predil, München, Würzburg (Sennar) und Soest (Chartum) gegeben; der Weiße Nil fließt von Corsica nach Toulon und Grenoble, wo er links den Gazellenfluss aufnimmt; die Vereinigung mit dem Sobat erfolgt westlich von Turin; dann führt der Lauf über den St. Gotthard, Constanz, Stuttgart und Frankfurt a. M. nach Soest, endlich über Verden nach Hamburg; hier vereinigt er sich mit dem Atbara; am Südrande der Lüneburger Heide sind die Ruinen von Meroë zu suchen. Der Atbara führt von seinem Ursprung bei Erlau über die Waagmündung nach Troppau, dann gegen Westen nach Aussig; von hier fällt sein Lauf beläufig mit dem Elbelauf zusammen. Der Juba hat seine Quelle bei der Mündung des Lim in die Drina. — Die afrikanische Küste verläuft von Bornholm (Suakim) gegen Lodz (Massaua), dann über die Sanmündung zur Pruthquelle (Bab el Mandeb), über die Quelle des Schwarzen Czeremocz (Obok), den Oitozpass, Odessa, die Dnjeprmündung bis Jeisk am Asow'schen Meere (Guardafui); Sokotra liegt an der Mündung des Manytsch in den Don, Perim bei Kolomea. — Harrar ist bei Maria Theresiopel, Adua bei Ratibor an der Oder, der Ras Daschan (= Monte Rosa) am Nordostende des Marsgebirges zu suchen.

Betrachten wir schließlich noch das Nildelta und die angrenzenden Gebiete. Legen wir die Pause mit Wien auf Suez, dann liegt Port Saïd unter Tischnowitz (nördlich von Brünn), Kairo bei Ybbs, Alexandrien beim Further Pass, Rosette bei Pilsen, das Labyrinth bei Admont; die Südspitze der Halbinsel Sinaï bei Mohacs, Akabah bei Jaszberény (östlich von Budapest), Jerusalem bei Wiliczka.

Amerika.

Legt man die Pause von Europa so auf Nordamerika, dass der Meridian 20° östl. v. Gr. auf den Meridian 100° westl. v. Gr. fällt, und dass die Orte unter 45° n. Br. unter den entsprechenden Theil des gleichen Breitenkreises fallen, dann liegt C. Murchison etwas nördlich vom Nordcap, New Orleans etwas südlich von Alexandrien, die Landenge von Panama bei Harrar (südöstlich von Abyssinien); Ft. Yukon (Alaska) liegt an der NW-Spitze Islands, C. Charles (Labrador) am obersten Tobol; das Südende der Hudsons-Bai, die James-Bucht, reicht bis in die Gegend von Woronesch (am Don), während der Fox-Canal bei der Halbinsel Kola zu suchen ist;[1]) die größte Breite der Bai ist durch die Orte Nischnii Nowgorod und Reval (Ft. Churchill) gegeben. Brest deckt die Stadt Victoria auf der Insel Vancouver, Granada aber San Francisco. Halifax erscheint als eine Stadt am West-

[1]) Oder die Hudsons-Bai würde von Lemberg bis Tornea und von St. Petersburg bis Christiania reichen.

ufer des Aral-Sees, Boston liegt etwas östlich von Derbent (Kaspisches Meer), New York ist eine Stadt am Kura unterhalb Tiflis, Baltimore und Washington sind bei Eriwan zu finden; C. Hatteras fällt mit dem Südostende von Kurdistan zusammen, C. Sable, die Südspitze Floridas, auf Medina. Montreal ist westlich von Astrachan. Der Michigan-See reicht von Perekop bis an die Nordküste Kleinasiens, der Obere See vom Asow'schen Meere bis an den Pruth. Das Felsen-Gebirge läuft von der Malta-Gruppe (Santa Fé) über Policastro (Denver), Florenz, Mailand, Brüssel gegen Nord-Schottland und die Ostspitze Islands; der wegen seiner meteorologischen Station öfter genannte Pikes-Peak[1]) fällt auf den Stromboli. Das Mississippi-Missouri-System wird durch folgende Punkte gekennzeichnet: der Missouri nimmt seinen Lauf von Genua über Turin, die Rhonequelle, den Bodensee zum Semmering, wo er sich mit dem Yellowstone R. vereint, dann über Budapest, Mohacs, Sophia zum Athos, wo er den Platte R. aufnimmt; an der Quelle des Hermos etwa ist St. Louis zu suchen. Der Mississipi, dessen Quellen ungefähr mit jenen der Goldenen Bistritz zusammenfallen, fließt durch die Walachei — St. Paul liegt südwestlich von Braïla — gegen Constantinopel und zur Hermosquelle; der Illinois hat seine Quelle bei Synope. Bei Adalia mündet der Ohio; er entspringt bei Poti und fließt an Kaisarie (Cincinnati) vorbei. Die Mündung des Mississippi liegt etwa bei den Pyramiden von Gizeh.

G r ö n l a n d, das von 83° n. Br. bis 60° n. Br. reicht und eine Breite von etwa 1200 km besitzt, käme in Bezug auf die Länge der Strecke Nordkyn-Wien, in Bezug auf die Breite der Strecke Bregenz-Kronstadt gleich. Mit Rücksicht auf die Fläche ist es am besten mit Arabien zu vergleichen (Haleb 36° n. Br., Aden 13° n. Br., Akabah-Basra 1200 km).[2])

B a f f i n s - L a n d, größer als die österreichisch-ungarische Monarchie, reichte von Constantinopel bis Stettin.

N e u - F u n d l a n d, das Island an Größe gleichkommt, würde, auf die Monarchie übertragen, von Triest (Südwestspitze) bis Olmütz (Nordspitze) und Neusatz (St. John) reichen.

Die Entfernung von der Coloradomündung bis Panama ist noch etwas größer als die Entfernung der Insel Valencia (an der Südwestspitze Irlands) von Jerusalem. Mexico fiele auf Rom, die Mündung des Rio grande del Norte läge bei Wien. Die Landenge von Tehuantepec hat die ansehnliche Breite Triest-Graz.

Der gewaltige Bogen der A n t i l l e n reichte von Brest (C. Catoche auf Yucatan) bis Constantinopel. Cuba reichte von der Insel Jersey bis gegen Wels. Calais entspräche Havana,

---

[1]) 4300 m = Finsteraarhorn im Berner Oberland.

[2]) Ich halte den Vergleich mit Arabien für besonders wichtig. weil durch die Karten nach Mercators Projection über das Größenverhältnis von Grönland und Arabien meist falsche Vorstellungen geweckt werden.

Rocroy (an der belgischen Grenze) dem oft genannten Cienfuegos, Mannheim dem Orte Puerto Principe, München aber dem vielumstrittenen Santiago de Cuba. Kai West, das Pola der Vereinigten Staaten von Amerika, müsste dann bei Yarmouth in Ostangeln (England) liegen.[1]) Ödenburg fällt auf Cap Haïti, während die Hauptstadt der Republik Haïti, Port au Prince, südlich von St. Gotthard a/Raab liegt und San Domingo, die Hauptstadt der 2. Republik auf der gewaltigen Insel Haïti, welche hier im Süden den ganzen Raum vom Predil bis an den Fuß des siebenbürgischen Erzgebirges einnähme, auf Szegedin fällt. Ponce, eine wichtige Stadt auf Portorico, trifft mit Hermannstadt zusammen. Jamaica breitet sich über Tessin und Veltlin aus.

C. Froward - P. Gallinas = 2 mal Athen - Nordkyn.

C. Froward - Arica (Chile) = Creta - Nordkyn.

C. Pariña - C. Branco = 2 mal Madrid - Constantinopel.

Wir legen die Pause von Europa so auf die Karte von Südamerika, dass der Breitenkreis von Salzburg auf den Äquator fällt. Wir betrachten zunächst das Gebiet des Amazonas:

Cerro de Pasco = Algier.

Marañon: Quelle nördl. von Algier, westlichster Punkt bei der Mündung des Arragon in den Ebro, Borga = Bayonne, Mündung des Ucayali = Mündung des Rhone, Mündung des Ica = Mündung des Po, Manaos (Mündung des Rio Negro) = Alt-Orsova, Obidos (etwas oberhalb der Tapajozmündung) = Kilia, Mündung des Amazonas am Westende des Asow'schen Meeres.

Die Quellen des Madeïra, dessen Mündung zwischen Alt-Orsova und Bukarest ist, liegen in Tripolis, die des Tapajoz an der Küste von Barka, die des Xingu südwestlich von Cypern; der Yapura entspringt bei Cherbourg, der Rio Negro als Uaupes bei Dover, der Rio Branco an der Bobermündung.

Der Ursprung des Orinoco liegt bei Olmütz, bei Teplitz zweigt der Cassiquiari ab, der gegen Taus führt; bei Eisenach biegt der Fluss gegen Norden, nimmt bei Falster den Apure auf und breitet sein Delta zwischen Tilsit und Gotland aus; die Llanos würden sich von Genf bis Kopenhagen ausdehnen.

Der Magdalenenstrom entspringt bei Cherbourg und mündet bei der Nordspitze Schottlands. Bogotá liegt bei Norwich (Ostangeln), Quito bei Lorient (Bretagne), Rio de Janeiro bei Medina, Bahia bei Hamadan (Persien), Cayenne bei Orel a/Oka (südlich von Moskau), Caracas bei Göteborg.

Wie arm die Selvas an größeren Orten sind, wird man dann recht einsehen, wenn man etwa Manaos, eine Stadt mit beiläufig 10.000 Einwohnern, unter Wien legt und nachsieht, wo die nächsten, gleich großen Orte liegen: Obidos, der nächste nennenswerte Ort

[1]) Key West ist von Havana 170 km entfernt, mithin so weit wie Olmütz von Wien.

stromabwärts, läge an der Dnjestrquelle, Tabatinga dagegen, stromaufwärts, läge südlich von Orléans; Obidos ist in der Luftlinie 500 km, Tabatinga 1100 km von Manaos entfernt!

La Plata. Paraguayquelle (Diamantino) - Buenos Aires = Norrköping - Palermo; Asuncion = Bruck a/Mur, Mündung des Paraná bei Triest, Rio de Janeiro (südöstlich von der Paranáquelle) = Poltawa, Quelle des Pilcomayo bei Hull a/Humber (England), Valparaiso (Chile) = Valencia (Spanien). Das Stromgebiet des la Plata nimmt eine Fläche ein, die einem großen Theile Europas entspricht.

Australien.

Steep Pt. - C. Byron = Landsend - Uralmündung.
C. York - C. Wilson = H. J. Kola - Urmiasee.

Der Lauf des Murray würde, wenn die Quelle des Flusses an der NW-Ecke der Balkanhalbinsel wäre, bis zur Rhonemündung reichen; die Quelle des Darling wäre dann bei Thorn, die Vereinigung mit dem Murray beim Mont Blanc.

Neu-Guinea würde sich von Calais bis zur Donaumündung ausbreiten; die Doppelinsel Neuseeland reichte von der Südspitze Tirols bis Stockholm, die Cookstraße würde dann von Stettin gegen Breslau laufen. — Neu-Caledonien = Pressburg - Eger.

Wien. Dr. Julius Mayer.

Über einen einfachen Weg zur Ableitung der Pendelformel für den Unterricht an oberen Mittelschulen.

A) Nach der Entwicklung der Gesetze der kreisförmigen Bewegung kann man

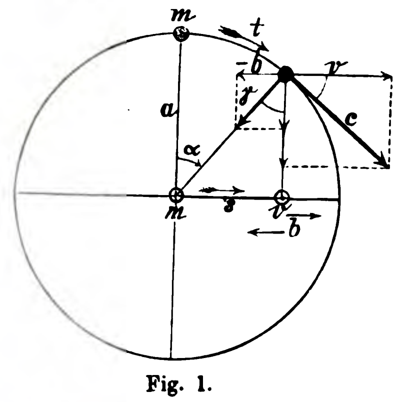


Fig. 1.

B) die Untersuchung der Gesetze der Bewegung der Projection eines mit constanter Geschwindigkeit kreisenden Körpers auf einen Durchmesser der Bahn einleiten und nachträglich erklären, dass die gewonnene Eigenschaft $P = -\left(\frac{2\pi}{T}\right)^2 m \, . \, s$ die Schwingungen elastischer Medien darstellt, woraus der Name der Bewegung und die spätere Verwendung. Es ist das von äußerst großer Einfachheit im Verhältnisse zum schwerfälligen directen Verfahren.

Am leichtesten kann diese Ableitung so geschehen:

Aus Fig. 1 ist $\begin{cases} s = a \sin \alpha \\ v = c \cos \alpha \\ -b = \gamma \sin \alpha \end{cases}$ Als die dem Durchmesser parallele Componente der Geschw. u. Beschl. des kreisenden Körpers erklärt.

Da aus *A*) $\gamma = \frac{c^2}{a}$, aus Figur $c = \frac{2a\pi}{T}$ u. $\alpha = 2\pi\frac{t}{T}$ ist, wo T die Umlaufszeit des kreisenden Körpers und zugleich die Schwingungszeit der Projection bedeutet, so hat man für diese schwingende Bewegung die Gleichungen:

$$\begin{cases} 1.\ s = a \sin 2\pi \frac{t}{T} \\ 2.\ v = a\frac{2\pi}{T} \cos 2\pi \frac{t}{T} \\ 3.\ -b = a\left(\frac{2\pi}{T}\right)^2 \sin 2\pi \frac{t}{T} \end{cases}$$

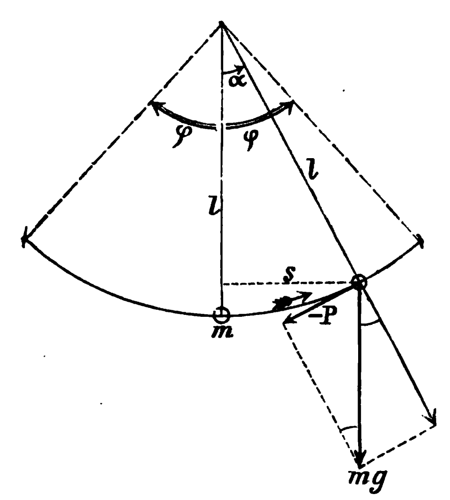


Fig. 2.

Aus 3. und 1. folgt: 4. $b = -\left(\frac{2\pi}{T}\right)^2 . s$

oder 4'. $P = -\left(\frac{2\pi}{T}\right)^2 m . s$, woraus die Einführung der Benennung folgen kann.

Aus 4. ist wieder: 5. $T = 2\pi\sqrt{\frac{s}{-b}}$.

Wenn $\beta = -\left(\frac{2\pi}{T}\right)^2$ die Beschleunigung der Masse 1 in der Entfernung 1 vom Ruhepunkt bedeutet, hat man auch:

$$(4)\quad b = \beta s$$

$$(4') \quad P = m\beta s$$

$$(5) \quad T = 2\pi\sqrt{\frac{1}{-\beta}}$$ (also unabhängig von der Amplitude).

Da kann die Discussion der Bewegung folgen.

C) Die Gesetze der Pendelschwingung folgen jetzt aus 5. äußerst leicht.

Die Fallkraft in der Bahn ist hier (Fig. 2):

$$6. \quad -P\,(= -mb) = mg\sin\alpha = mg\,.\,\frac{s}{l}$$

woraus $\quad 6'.\ b = -\frac{g}{l}\,.\,s.$

Angenommen nun, die Amplitude φ sei sehr klein, so fällt s immer mit dem Bogen (Tangente im Ruhepunkt) zusammen und man hat, laut 6'., eine schwingende Bewegung obiger Art. Darnach ist

aus 5. $\quad T = 2\pi\sqrt{\frac{s}{-b}} = 2\pi\sqrt{\frac{l}{g}}$

oder, da $T = 2\tau$, wie man bei Pendelschwingungen zählt:

$$7. \quad \tau = \pi\sqrt{\frac{l}{g}}.$$

Wien. E. Locchi.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Georg Autenrieth, Wörterbuch zu den homerischen Gedichten. Für Schüler bearbeitet. Mit vielen Holzschnitten und zwei Karten. 8. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1897. XVI u. 382 SS.

Die fünfte Auflage dieses Wörterbuches ist im Jahre 1887 erschienen und in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1888, S. 27 ff., von A. Th. Christ besprochen worden. Die siebente Auflage ist 1893 erschienen. Das Buch ist, wie allbekannt, sehr verbreitet unter den Schülern, für die es ausdrücklich bestimmt ist. Bei gegenwärtiger Besprechung soll zuerst dasjenige hervorgehoben werden, was im Vergleiche zur 7. Auflage neu ist, dann sollen die Wortableitungen des Verf.s einer, wie es scheint, bisher noch nicht angestellten genauen Beurtheilung unterzogen werden.

Der Verf. hat sich im allgemeinen Winke der Kritik zur Verbesserung des Buches zunutze gemacht, und insbesondere für die Realerklärung die Forschungen unseres Landsmannes W. Reichel verwertet. In vielen Fällen scheinen ihn abweichende Meinungen nicht überzeugt zu haben oder aber es war bei der Eile, in welcher die neue Auflage hergestellt werden musste, nicht möglich, umfassend zu bessern. Doch in dubiis libertas!

Von Abbildungen ist Reichel entnommen: die Figur von der mykenischen Kriegervase S. 60, Nr. 25. Unklar ist es, wie in dem Verzeichnisse der Abbildungen bei Autenrieth p. XIII diese Figur dreimal erwähnt werden konnte (einmal mit der falschen Seitenangabe 160 st. 60), während sie im Buche auf Taf. XVI die Nr. 104 trägt. Unter Nr. 42 des Abbildungenverzeichnisses erscheint jetzt bei *ἐνταυύω* statt des früheren „Inghirami Gall. Om." Reichel S. 181, wo ein bogenspannender Krieger dargestellt ist. Die frühere Tafel VIII mit dem Thürschloss und seinen Theilen ist jetzt ersetzt durch die Tafel gleicher Nummer, den Grundriss des *μέγαρον* in Tyrins nach Schliemann wiedergebend. Der Thürverschluss ist unter VIII[a] nach Hensells Modell vorgeführt. Auf S. 371 sollte es heißen „Erklärung zu Tafel XI

und XII", denn beide Tafeln mit Bildern der Bewaffnung werden 371 und 373 erläutert; auf diese Erläuterung hat Reichels Arbeit hauptsächlich verändernd gewirkt; Punkt 4 zumal, welcher den Schild behandelt, ist soweit beeinflusst als man ohne Liebhaberei für seine eigene Entdeckung gehen kann. In der Erklärung zu Taf. XVI ist die schon oben erwähnte Figur aus Reichel S. 60 aufgenommen und die frühere Nr. 104 weggefallen, an deren Stelle ist Taf. VIII getreten.

Gleich hier muss des Zusatzes in der 7. Auflage gedacht werden, der nach Schneider in Görlitz einige Schreibungen wiedergab, welche von jenem in seinen „Beiträgen zur homerischen Wortforschung" I. empfohlen worden sind. Diese Schreibungen sind jetzt dem Texte einverleibt worden mit Ausnahme von *δημιοβόρος* *Α* 231 und *δημιόθεν* *τ* 197, wofür Autenrieth sich nicht entscheiden mochte. Dies führt uns auf die Etymologie der Wörter, welche meist nur in Klammern beigefügt ist. Auf diesem Felde ist der Verf. nicht immer mit Glück thätig gewesen, abgesehen davon, dass in einem für Schüler bestimmten Buche die ars nesciendi in ganz anderem, stärkerem Maße geübt werden muss, als in einem für Fachgenossen berechneten. Die angedeuteten Zusammenstellungen sind zum Theile Gewährsmännern von zweifelhafter Verlässlichkeit entnommen; zum Theile scheinen sie persönlicher Meinung des Verf.s entsprungen, wie z. B. der Ansatz einer Wurzel *jικ-* für die Bildungen, welche man sonst allgemein auf *Fικ-* zurückführt. Die Form *ειοικυῖαι* *Σ* 418 wird nach W. v. Christ als *jεjικυῖαι* geboten, während die Annahme des Ref., dass eine missverstandene Form *εὐοικυῖαι* zugrundeliegt, mehrfach gestützt werden kann.

In wirklich zweifelhaften Fällen enthält sich der Ref. eines Urtheils, welches Rechthaberei oder Missgunst verriethe.

Unter dem Titel *ἀ*-protheticum, formativum (die Berechtigung dieses Ausdruckes muss bezweifelt werden) sind Beispiele aufgehäuft, welche untereinander verschieden sind; einem Vorgange wie in den romanischen Sprachen kommt nur der Vorschlag eines *ἀ-* bei *ἀσπαίρω*, *ἄσταχυς*, *ἀστεμφής*, *ἀστήρ* gleich; die Wörter *ἀ-λείφω* (salbe), *ἀείρω* (*ἀήρ*, *ἄορ*), *ἀ-μέλγω*, *ἀ-μύνω*, *ἀ-νεψιός*, *ἄ-ποινα* zeigen ein *ἀ-*, welches anderen Ursprungs sein muss; in *ἀ-μύνω* und *ἄ-ποινα* scheint es auf *ἀπό* zurückzugehen, in den anderen Wörtern (*ἀμεύω* ist gar nicht homerisch) ein Präfix zu sein, welches dem *ο-* gleichsteht in den Wörtern *ὀ-μίχλη*, *ὀ-μόργνυμι*, *ὄ-νομα*, *ὀ-τρύνω*, *ὀ-φρύς*; dieses o ist aber nicht bloß lautlicher Vorschlag, wie Autenrieth S. 235 meint, sondern ursprüngliche Präposition (s. auch Brugmann, Gr. Gramm.[2] 220), deren Vorhandensein auch in *ὀ-φέλλω* zu vermuthen ist. Das -o-, welches dem *ἀ* (= *σα*) entspricht, dürfte nicht nur in *οἰετέας* (nur *Β* 765, das vielleicht mit *οἶος* zusammengehört), *ὄκατρος*, *ὄτριχας* zu suchen sein, sondern auch in *ὀ-κηδός*, *ὀ-πάζω*

(schwache Wurzelform zu *κοδ*, *πηδ*) 'als Begleiter mitgeben'. Auch das *ο* in *ὀρέγω* (*ὄργυια*) müsste abgetrennt werden, wenn man *por-rigo* und recken vergleicht, wie A. mit Recht thut.

Die Zusammenstellung von *ἄγγελος* mit gallus, gellen Nachtigall ist ohne jeden Halt; die Tradition der alten Gramm. bezüglich des Subst. gen. masc. *ἀγγελίης* verdient nicht jene Wertschätzung, die ihr zutheil wird. Ein *ἀδρότης* anzunehmen ist kein ausreichender Grund vorhanden, indem das Schriftbild von *ἀνδρότητα* dem Lautgehalte innerhalb des Verses nicht entspricht. Für *ἀζ-ηχής*, aber nicht für *ἀ-ζηχής* lässt sich eine Ableitung beibringen; *O* 24 liegt eine unpassende Übertragung vor. Bei *αἰγί-λιψ* denkt man jetzt an *λίψ· πέτρον* und lat. lapis. Über *αἰγίοχος* und *αἰγίς* liest man die sattsam bekannten Ansichten; dazwischen wird anerkannt, dass die Vorstellung nicht ganz geklärt ist — dies gilt für viele Köpfe, aber zum Glück nicht für alle. Dass die Lesart *B* 318 nicht aufzuklären ist, sei zugegeben, aber *ἀίζηλος* mit „viell. aus *δjαιδjηλος*" zu begleiten, hat keinen Sinn. Das vereinzelte *αἰν-αρέτη* *Π* 31 heißt doch nur „Unglücksheld" (vgl. das lat. virtus für „Held") und der Sinn der Stelle spricht dafür; wozu da erläutern: *αἰνὰ ἀρτύων*? Unter *ἀμάω* war neben *ι* 247 auch die Stelle *ι* 135 zu erwähnen, wo das *α* in der Überlieferung Länge zeigt. Bekker hat in der 2. Auflage *ἀμόωεν* verlangt (s. Ludwichs Apparat). Auch unter *ἀμέρδω* wäre die Stelle *ι* 512 zu erwähnen, wo die Conj. Nabers von Ludwich mitgetheilt wird; *ἀμαρτήσεσθαι* gibt dort nur dann einen Sinn, wenn wir es in der Bedeutung „nicht theilhaftig werden, verlieren" nehmen; der Spir. asper muss aufgeklärt und die Form *ἁμαρτῇ* *χ* 81 in ein angemessenes Verhältnis dazu gesetzt werden. Bei *ἄναξ* war, wenn schon Etymologie getrieben wird, die dialectische Form *βανά* für *γυνή* zu erwähnen. Das deutsche Schwert, engl. sword erlaubt ein griech. *ἀ-σϝορ*, aber nicht ein *ϝα-σϝορ*, womit nichts anzufangen ist. Die Praep. in *ἀπο-μηνίω* kann das Verbum nicht in der Weise bestimmen, dass sie den im Simplex liegenden Sinn verstärkt, sondern sie enthält den Gedanken des „Fernseins", vgl. *ἀφ-ήμενος* *O* 106, auch *διαβάς* *M* 458; in *π* 378 zeigt sich formelhafte Verwendung. Die Etymologie von *ἀπτοεπές* ist unverständlich; für das vereinzelte Beiwort ist noch keine befriedigende Erklärung gefunden. Aus der Stelle *κ* 463 scheint hervorzugehen, dass in *ἀ-σκελής* ein *ἀ-στερητικόν* steckt; dann gehört es zu *σκέλλω* dörren und heißt „immer frisch, unermattet, unverwelkt". Wenn *ἀταλός* zu *τᾶλις* gehört, müsste doch *ἀ-* abgetrennt werden, es wird aber neuerdings zu *ἄττα* in Beziehung gesetzt „zum Vater gehörig, kindlich". *Βλεμεαίνω* zeigt seine Grundbedeutung *M* 42, diese Stelle war also vorauszunehmen. Bei *βρότος* finden wir eine ganz unglaubliche Zusammenstellung *μύρω*, mare, ein Beleg unter vielen für die oben ausgesprochene Behauptung, dass die ars nesciendi vom

Verf. nicht geübt worden ist. Warum ist bei γαμφηλῇσι nicht auf γόμφος verwiesen? Bei δάμαρ ist auf mancipium zu verweisen, woraus sich auch das Neutr. für eine Person erklärt. Mit der Theilung δα-σ-πλῆτις ο 234 ist nichts geholfen; das σ ist unerklärt; für Schüler wäre es am besten, wenn man δας an δᾴς anknüpfen könnte (vgl. δεσ-πότης Hausherr) und übersetzen ließe, wie Schenkl im Wörterbuche hat, „fackelschwingend". Die Etymologie von δικασπόλος wird jetzt anders dargestellt, als es bei Autenrieth geschieht. Unter einem sei erwähnt μογοσ-τόκος: „Rechtsverwalter" und „Wehen bringend" sind doch klare Anschauungen? Warum bei δίκη δjίκη angesetzt ist, sieht man nicht recht ein; δίκη heißt „die Weisung", δείκ-νυ-μι „weisen". damit kommt man aus; διά geht auf δϝιά aber nicht auf δϝά zurück. Die Übersetzung von δι-ερέσσω entspringt einem an sich richtigen Grundsatze, der aber nicht übertrieben werden darf, in dem διά liegt hier der Sinn, den Schiller so ausdrückt: theilt mit starkem Arm die Woge (H. u. L.) oder „und theilt mit gewaltigen Armen den Strom" (Bürgschaft); anders ist δι-όλωλε β 64 aufzufassen, wo aber im Wörterbuch keine Andeutung gegeben ist. Κῆδος heißt Sorge, Kummer; die Nacht macht dem Odysseus Sorge ε 466, deshalb heißt sie δυς-κηδής, worin δυς- das Schlimme und Widrige des Sorgens hervorhebt, also „angstvoll, sorgenvoll" ist die Bedeutung des Epithetons. Für δύστηνος wird jetzt als Bedeutung „im schlimmen Stande (in schl. Lage)" angenommen *δυσ-στηνος mit mehr Recht als die Vermuthungen bei Autenrieth. Die Wörter ἑᾰνός und ἑᾶνός (εἱανοῦ nur Π 9, an εἷμαι, εἷμα angelehnt) werden wir nicht trennen wollen. Den Ansatz bei A. *ϝεσανϝός verstehe wer kann; *ἱκανϝω kommt nicht in Betracht. Die etymolog. Andeutungen bei ἐγ-γυαλ-ίζω sind wertlos. Was ἐθείρω (nur Φ 347) mit θέρος zu thun haben soll, sieht man nicht ein. Woher bei ἔδω ein ϝ kommen soll, weiß außer dem Verf. auch niemand; er lässt drucken εἶδαρ (ἐδϝαρ). Eine brauchbare Untersuchung der mannigfaltigen Grundlagen des Diphthongs ει in der epischen Sprache steht noch aus; ist ει ein echter Diphthong, so wäre engl. oat „Hafer" zu vergleichen.

Für ἑλίκ-ωψ ist aus (σελικ.) gar nichts gewonnen; das Wort gehört, wie auch das folgende ἕλιξ, zu ἑλίσσω und deutet auf eine Krümmung, auf eine geschwungene Linie; letztere wird beim Auge durch die Brauen gebildet, welche bei den asiat. Joniern durch Schminken verstärkt wurden von Frauen und Männern. Auch das ὑπογράφειν kann man hinzunehmen, dann entsteht ein auffallendes, kreisrundes Auge. Die βόες sind „die Füße drehend" nach Osthoff; sie könnten aber auch von den geschwungenen Hörnern ἕλικες heißen. Warum ist in ἐ-λαχύς nicht prothet. ε angenommen, obwohl die verwandten Sprachen dies erweisen? Die Trennung ἐνα-λίγκιος ist neben ἀ-λίγκιος nicht zu

billigen. *Ἐνδυκέως* möchte von *ἀ-δευκής* zu trennen sein; letzteres dürfte mit dialect. *δεῦκος* = dulce (andere Form für *γλυκύ*) zusammenhängen. Die W. deuko sorgen ist eine Erfindung. Wenn *ἐπίστιον* zu *ἵσταμαι* gehört, dann ist doch zu trennen *ἐπ-ίστιον* und nicht *ἐπί-στιον*. Das *ἐρύω* Nr. 2 ist in seiner Besonderung nicht gerechtfertigt, mit *ὀρύσσω* kann es nichts zu thun haben trotz des Vergleiches von *κ* 303 mit 305. Mit dem Ansatze *ϝΑΣ*, *ἰαύω* zu *εὐνή* ist jedenfalls Schülern nicht gedient, die Quelle dieses Ansatzes ist keine lautere. In *ἐχθοδοπέω* war der Theilungsstrich folgerichtig anzubringen; vielleicht ist *δοῦπος* verwandt.

Das nur *Σ* 505 vorliegende *ἠεροφώνων* soll „lautrufend" heißen. Dies ist für Herolde wohl passend, doch der erste Bestandtheil bleibt ganz unberücksichtigt; man denkt ans latein. a(h)enea vox und fragt sich, ob es im Griechischen keine Entsprechung für indogerm. ăyĕs „Erz, Metall" gibt; wenn irgend wann, wäre hier ein Widerschein des Wortes für Erz, aes zu erwarten. Der erste Bestandtheil von *ἠλί-βατος* scheint mit *ἅλιος* „vergeblich" gleich zu sein; dann bekämen wir die Bedeutung „unersteiglich".

Was nützt die Etymologisierung von *ἠνίκα*? Der Gottname *Ἥρη* wird jetzt gleichgestellt dem avest. haurva schützend (lat.: servare); dies sagt dem Ref. besser zu als die Ableitung von einem Stamme, der „glänzend" heißen soll. Von *θοός* ist offenbar *θοόω* abgeleitet; nun heißt das Verbum „zuspitzen", also dürfte das Adj. in erster Linie „spitz" heißen, was auch auf Schiffe passt; die auffallendste Übertragung ist die auf *νῆσοι* *ο* 299. Von einem **jοινα* vor *ἵνα* weiß z. B. Brugmann in seiner gr. Gr. nichts. *Ἶρις* wird von Fröhde in Bezzenb. Beitr. XXI 3 anders und einleuchtender abgeleitet, als es A. thut; Regenbogen und das was wir „Hof" bei Mond und Sonne nennen, sind gewiss mit einem Namen bezeichnet worden. Es muss nicht alles, was glänzt oder leuchtet, davon auch den Namen tragen.

Die aeol. Formen *κέννος* und *στέννος* (jon. *κεινός* und *στεινός*) werden bei Meister, D. gr. Dial. I, 142 zweifelnd auf **κενιος* und **στενιος* zurückgeführt. Man möchte meinen, dass sich die Formen *κεινός* und *κενεός* nur so vermitteln lassen, dass man jenes **κενιος* annimmt. Die kypr. Formen beweisen nichts dagegen. Warum *κορύσσω* heißen soll „erregen, vergrößern" sieht man nicht ein. Von den Wogen heißt es im Med. „sie erheben sich mit ihren Kämmen" (vgl. *Δ* 424 und 442 und *Ι* 7 *κορθύεται*). Bei *κρή-δεμνον* wäre das lat. re-dim-ire beizubringen. Die Form *λεϝίεσσι* conj. st. *λείουσι* *Ε* 782, wobei ein † steht, Zeichen für nur einmal vorkommende Formen, ist unverständlich. Die Form erscheint auch *Ο* 592 und wir werden annehmen, dass einmal *λεύουσι* vorhanden war. Zu *λήγω* gehört lat. languor und engl. slack, nicht aber sleep. Bei *λιαρός* hätte auf *χλιδή*

verwiesen werden sollen, das ist einleuchtender als daneben schreiben (χ)λιαρός. Übrigens wird zu λιαρός skt. asrêman „nicht ermattend" verglichen. Zu μέτασσαι war nichts zu bemerken oder die Etymologie Giles' (jetzt in seiner Grammatik übers. v. Hertel S. 363), welche von Brugmann gebilligt wird, darzulegen: μέτασσαι (ασσαι ein Partic. v. St. ἐσ sein).

Für die Stelle ε 222 mit dem auffallenden ναῖον von ναϝ- bedauern wir, bei van Leeuwen im 'Enchiridion' keine Aufklärung gefunden zu haben. Über νε-κτέρες bei νέκταρ muss man sich billig wundern, weil es unverständlich ist; ebenso über „κνεφ" bei νεφέλη, während bei κνέφας, welches doch nur gemeint sein kann, δνοφερός als verwandt angeführt wird. Bei νέφος ist κνέφας und δνοφερός angeführt. Die Vorsilbe νη- dürfte aus *νε und den Vocalen des Anlautes entstanden und dann übertragen worden sein (vgl. das lat. nĕ in ne-queo). Die Wörter νῖκη und ἀνάγκη haben sicherlich nichts miteinander zu schaffen. Was bei νόθος ἀνέθω soll, ist ebenfalls unklar; νίσσομαι geht aus *νινσιομαι hervor, nicht aus *νεσjομαι; νόσϝος ist ohne Halt; ebenso die Zusammenstellung: νωλεμές (νη-ορεμές, ἠρέμα). Ὀαρίζω gehört zu ὄαρ (soror), damit ist dessen Etymologie erledigt; die Annahmen A.s sind hinfällig. In ὀ-δάξ ist das ὀ von ὀδούς übertragen (anders Brugmann). Ein ϝοιξ hat es nie gegeben, οἴκαδε ist dem ἄλαδε nachgebildet. Zu ὄμβρος gehört wohl imber, aber μύρεσθαι? — Wenn ὀρίνω mit „rinnen" verwandt sein soll, muss es von ὄρ-νυ-μι getrennt und das ὀ- als Praefix abgelöst werden; ersteres ist der Bedeutung halber misslich, letzteres deutet A. nicht an. Odyssee ν 295 wird παιδόθεν neben πεδόθεν von zahlreichen Handschriften gegeben bei Ludwich; es passt aber nicht in den Vers; πεδόθεν ist als *funditus* ganz gut zu verstehen. Über περι-πευκής, πευκεδανός und ἐχεπευκής muss unter einem gehandelt werden; sie haben alle mit πεύκη 'Fichte', ahd. fiochta zu thun, mit πικρός jedoch nichts. Sie sind auf die Fichte als Stoff zu beziehen, woraus eine Waffe gemacht ist; darum bezeichnen sie das verletzende; zwei von den dreien kommen übrigens nur je einmal vor. Der Acc. von πόλις πόλιας ist statt des älteren πόλῑς eingesetzt; es ist also nicht -ιας „zu sprechen" ῑς, sondern eher jας. Der Einfall Wecks über ὦ πόποι kann aus einem ernst zu nehmenden Buche wegbleiben. In der Stelle ε 281 ist ῥινόν jetzt von Reichel, Ü. hom. W., S. 21 ausreichend erklärt worden, worauf A. Rücksicht nimmt. Fröhde bringt *ϝρισνον mit ῥίον zusammen und Faesi hatte hier ὅτε τε ῥίον (om. ἐν) vermuthet. Unter ῥυτός hat A. eine Verbesserung vorgenommen gegen die 7. Auflage. Die Σελλοί sind auch nicht frageweise mit σέλας in Verbindung zu bringen. Bei τῇ ist immer noch τῆθι erwähnt und τῇ statt τῇ, wie es bei A. heißt, wird aber doch als alter Dativ ausgegeben; es ist kein Grund gewesen, τῇ zu verkennen, wohl aber war umgekehrt

ein älteres τῇ (Instrum.) in τῇ umzudeuten. Das Wort für Käse τυρός wird durch die slav. Sprachen besser erläutert, als durch τορέω, welches zur Wzl. tar, tṛ gehört. Die Wörter χήν, lat. hanser, χαίνω χα-τέω, -τίζω, χῆτος gehören zusammen, ihre Grundbedeutung ist „den Mund aufsperren" (vgl. χά-τις und af-fatim). Dagegen gehören χήρη und Verwandtes zu χέρηες; die an sich schon relative Natur des Wortstammes „der mindere, untergebene" brachte es mit sich, dass noch zwei Comparativformen dazugebildet worden sind: χερε-ίων und χερειότερος mit unveränderlicher Bedeutung.

Hiemit sind die hauptsächlichsten Bemerkungen, die sich der Ref. bei der Durchnahme des Wörterbuches aufgezeichnet hat, wiedergegeben, sowohl um die Fachgenossen zur Wortforschung anzuregen, als auch um den Verf. oder einen zukünftigen Herausgeber zur eingehenden Durchsicht dieser Angaben zu veranlassen, wobei auf das Fassungsvermögen der Jugend gebürende Rücksicht genommen werden möge.

Villach. G. Vogrinz.

Studien zum antiken Drama von Claes Lindskog. I. Über die Composition in den Dramen des Euripides, II. Zu den Tragödien des Seneca. Lund 1897. 8°, 175 u. 84 u. 24 SS.

Es ist eine längst erkannte Thatsache, dass die Dramen des Euripides an zahlreichen Stellen deutlich wahrnehmen lassen, wie die Kraft der eigenen Überzeugung des Dichters in Dingen der Religion, der Ethik und Politik mächtig gegen den Zwang sich aufbäumt, welcher ihm durch die Verpflichtung auferlegt war, an der durch die Tradition geheiligten Sagenform im großen und ganzen nicht zu rütteln. Die nächste Folge dieses Widerstreites ist die, dass die Harmonie des Ganzen sichtlich gestört ist, indem die einzelnen Theile nicht mehr alle in den Dienst einer einzigen einigenden Idee gestellt sind, vielmehr der Eindruck der Totalität durch das selbständige Hervortreten einzelner Scenen beeinträchtigt wird. Dem Dichter ist so reichliche Gelegenheit geboten, seine großartige Kunst in der Erfindung mächtig packender dramatischer Situationen zu bewähren, aber seine Dramen bekommen dadurch bisweilen den Charakter des Episodenhaften — und die episodenhaften Stücke sind nach Aristoteles die schlechtesten —, und meistens sieht er sich, um der Form der Sage halbwegs gerecht zu werden, genöthigt, durch das Gewaltmittel des deus ex machina die verlangte Lösung zu erzwingen.

Dies ist der Eindruck, den der unbefangene Leser von den Dramen des Euripides empfängt, und dieser wirkt so überzeugend, dass es gar nicht nöthig erscheint, ihn durch Heranziehung einzelner Stellen erst besonders nachzuweisen. Sehr richtig ist, was

der Verf. S. 164 sagt, dass wir uns, „wenn wir die euripideischen Dramen kritisch prüfen, nicht pedantisch an Kleinigkeiten halten und dieselben als große Trümpfe ausspielen dürfen“. Und doch nimmt man bei der Lectüre des Buches leider nur zu oft wahr, wie der Verf. von der Höhe unzweifelhaft richtiger allgemeiner Ausführungen immer wieder zu einzelnen Stellen herabsinkt, die er wirklich als Trümpfe ausspielt. Sofort, nachdem er S. 149—163 in wirklich überzeugender Weise die Argumente, welche gegen den Schluss der Phönissen vorgebracht worden sind, Punkt für Punkt widerlegt und nachdem er so gezeigt hat, dass er die Eignung besitze, ein Verfechter der immer mehr an Boden gewinnenden conservativen Richtung in der philologischen Kritik zu sein, fällt er S. 164 ff. über den Schluss der taurischen Iphigenie her und bestreitet dessen Echtheit mit Argumenten, welche in ihrem Wesen gar sehr jenen ähneln, die er eben erst bekämpft und deren Beweiskraft er kurz vorher in der Echtheitsfrage der Prologe des Ion und der Troades bezweifelt hatte. Um ein Beispiel anzuführen, so sehe ich durchaus nicht ein, weshalb jenes *τήνδε* Troad. V. 36 anstößig sein sollte: warum soll Hekabe nicht auf der Bühne anwesend sein dürfen (da ihre Jammergestalt doch nur dazu dient, den Worten des Poseidon gewissermaßen zur Illustration zu dienen), ohne von dem Publicum schon während des Prologs als handelnde Person angesehen zu werden. Ebensowenig begreife ich, warum der Gott bei der Beschreibung des Missgeschicks dieser Frau nicht auch auf Unglücksfälle hinweisen dürfe, die sie schon getroffen haben, ohne dass sie davon etwas weiß (den Tod der Polyxene). Es ist und bleibt in hohem Grade bedenklich, am einzelnen Verse zu haften, dessen Sinn zu pressen und daraus weitgehende Folgerungen zu ziehen. Gleich auf S. 12 finden wir einen solchen Fall. Dort wundert sich der Verf., wie ein Satyr zu Odysseus sagen könne, *οὐδεὶς μολὼν δεῦρ' ὅστις οὐ κατεσφάγη*, da er doch der sprechendste Beweis vom Gegentheil sei. Aber wer hätte dies denn sagen sollen, wenn es einmal gesagt werden sollte? Bei der Besprechung der Alkestis (S. 37 ff.) dient dem Verf. zum Beweise, dass wir es mit einer wirklichen Tragödie zu thun haben, die einzige, wie er meint, tiefernste Stelle V. 1143—1146: wie sollen aber diese wenigen Worte (*πρὶν ἂν θεοῖσι τοῖσι νερτέροις | ἀφαγνίσηται καὶ τρίτον μόλῃ φάος*), deren Sinn nicht einmal völlig klar ist (sie scheinen mir übrigens die Verspottung einer Mysterienlehre zu enthalten), gegen den allgemeinen Eindruck aufkommen, den jeder Leser von dem Doppelcharakter der Alkestis (als Tragikomödie) erhält?

Aber auch in Fragen von allgemeinem Charakter wird man dem Verf. nicht überall beipflichten können. Er findet es z. B. unbegreiflich, wie Orestes, der sich doch im ersten Theile des gleichnamigen Drama so todesmuthig gezeigt, auf einmal, als er sterben soll, eine so außerordentliche Angst vor dem Tode an den

Tag legen kann. Das ist aber psychologisch ganz richtig. Auch Antigone sagt bei Sophokles, ihr liege nichts am Leben, ja es sei für sie der Tod ein Labsal, aber dennoch finden wir ihre Todtenklage auf dem letzten Gange gar sehr begreiflich: ὁ γὰρ προφανὴς θνατοῖσιν ἔχθιστος φόνων (Bakchyl. 3, 51). — Ganz und gar unrichtig scheint mir die Behauptung, dass die Forderung der Einheit der dramatischen Handlung für Euripides noch nicht vorhanden gewesen sei, da sie Aristoteles erst auf dem Wege der Abstraction aus den Dramen des Sophokles gewonnen habe (S. 84 ff.). Jenes Erfordernis bestünde auch ohne theoretisches Gesetz, weil damit die Einheitlichkeit eines Kunstwerkes aufs innigste verknüpft ist; Anfang und Ende sind nur denkbar, wenn die Handlung einheitlich ist.

Ref. will es dem Verf. nicht verdenken, dass er seine vielfach anregenden und in einzelnen Theilen auch ganz sicher richtigen Ausführungen (so besonders die über den deus ex machina S. 70 ff.) in deutscher Sprache und nicht in seiner Muttersprache, der schwedischen, abgefasst hat: nur hätte es sich empfohlen, vor der Drucklegung durch einen der deutschen Sprache Kundigen die ärgsten Verstöße ausmerzen zu lassen.

Wien. Hugo Jurenka.

Lateinische und griechische Schulausgaben herausgegeben von H. J. Müller und O. Jäger. Ciceros Reden. Auswahl für den Schulgebrauch bearbeitet und erläutert von J. H. Schmalz. 4. Heft. Rede für Sex. Roscius aus Ameria. Text und Commentar. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1897. Text 80 Pf., Commentar 75 Pf.

Schmalz hat den in dieser Sammlung bereits von ihm edierten Reden Ciceros nunmehr auch die Rosciana folgen lassen. Dem Text ist auch hier der etwas allzu knapp gerathene Abriss des Lebens Ciceros vorausgeschickt. Es folgt ein Abschnitt, der über den Anlass der Rede orientieren soll. Die am Schlusse dieses Abschnittes gegebene Würdigung der Rede ist gut und treffend; doch sonst lässt die Darstellung in diesem Theile an Klarheit manches zu wünschen übrig. So ist es wohl befremdlich, dass das so compromittierende Verhalten der beiden Roscier, Magnus und Capito, nach der Ermordung des Roscius pater mit keinem Worte erwähnt wird, da gerade sie es waren, durch die Chrysogonus die Kunde von der Ermordung des Roscius und den Impuls zu seinem weiteren Vorgehen erhielt. Zu beanstanden ist auch die Fassung einer Stelle (S. XII): 'Besonders scheint Sullas Günstling Chrysogonus sich auf diese Weise (nämlich durch die Proscriptionen) bereichert zu haben' (das dürfte denn doch mehr als bloßer Schein sein). 'Dies beweist der Tod(!) des Sex. Roscius aus Ameria' — soll wohl heißen: sein Verhalten nach der Er-

mordung des Sex. Roscius. — Der Text beruht auf C. F. W. Müllers Recension, doch fanden auch die seither erschienenen Bearbeitungen der Rede Beachtung. §. 24 schreibt Schm. nach Novák und A. Eberhard: *bonorum ademptio flagitiosa, flagitiosior possessio.* §. 141 hätte die vortreffliche Emendation Cratanders: *experrecta nobilitas,* die von fast allen neueren Herausgebern gebilligt wird, m. E. Aufnahme in den Text verdient. — Der im 2. Bändchen enthaltene Commentar ist mit Benützung der bisher erschienenen erklärenden Ausgaben abgefasst, ohne dass sich jedoch der gelehrte Herausgeber des selbständigen Urtheiles begeben hat. Einen besonderen Vorzug des Commentars bilden zahlreiche treffliche stilistische Bemerkungen und die schönen Winke für eine sinngemäße und dabei gut deutsche Übersetzung des lateinischen Ausdrucks. Hervorgehoben zu werden verdienen einige gute und treffende Erläuterungen, so §. 8 zu *ignoscendi ratio* über solche Umschreibungen fehlender Substantive mit *ratio,* §. 45 zu *at enim,* wo, wie ich glaube, richtig auf die ursprünglich versichernde Bedeutung des *enim* in dieser Verbindung hingewiesen wird, §. 64 zu *servus quisquam,* §. 70 zu *cum sanxerit* über die Wahl dieses Tempus. Treffend und scharf werden §. 100 die beiden Fassungen *si prodierit* und *cum prodierit* erläutert und auseinandergehalten. §. 127 wird *passus non sit* im Gegensatze zu den vorausgehenden Coniunct. imperf. *ut ementiretur, fingeret, diceret* in der nach meiner Meinung allein richtigen Weise erklärt, dass nämlich mit *passus non sit* das Schlussergebnis aller Umtriebe des Chrysogonus ausgedrückt werde, während die meisten Erklärer fälschlich an eine Bezeichnung wiederholter Handlungen und einer einmaligen Handlung bei jener Verschiedenheit der Tempora denken. — Überflüssig ist doch wohl §. 4 die Bemerkung: *utrumvis* von *utervis.* §. 6 soll es richtig heißen *centenis milibus sest.,* nicht *centum m. s.* (nach *sexagiens*!). — Unrichtig ist wohl die Anmerkung §. 8 zu den Worten *in senatum propter dignitatem — delecti.* Hiezu bemerkt nämlich Schm.: 'Nach einem alten Gesetze sollte *optimus quisque ex omni ordine* in den Senat gewählt werden.' Doch ist in Ciceros Worten schwerlich irgendeine Beziehung auf jene übrigens controverse Bestimmung der *lex Ovinia* (vor d. J. 312) enthalten. Die Worte beziehen sich vielmehr darauf, dass Sulla den durch die Bürgerkriege zusammengeschmolzenen Senat durch 300 Ritter ergänzte, über deren Würdigkeit er das Volk entscheiden ließ. Indirect, d. h. durch die Wahl zu Quästoren, entschied ja auch bezüglich der Würdigkeit der übrigen Senatoren das Volk. — Völlig unverständlich ist mir eine Anmerkung §. 15 zu den Worten: *Sex. Roscius, pater huiusce genere et nobilitate — sui municipii facile primus.* Die Anmerkung lautet: 'Roscius stammte aus einer altadeligen Familie, deren Mitglieder zugleich auch hohe Ämter bekleidet hatten.' Wie soll man diese merkwürdige Notiz verstehen? Was soll bei Roscius die Bezeichnung

'altadelig'? Was die weitere Angabe, dass Mitglieder seiner Familie hohe Ämter bekleidet hatten? Wenn die Worte überhaupt einen Sinn haben sollen, so scheint es, dass Schm. bei den Worten '*genere et nobilitate facile primus*' an die 'Nobilität' im römisch-technischen Sinne gedacht hat. Aber davon kann ja hier gar keine Rede sein, sondern Cicero will nichts anderes sagen, als dass Roscius ein *municeps* aus sehr geachtetem Hause war. So wird auch *in Verr.* IV 29 *Phylarchus Centuripinus* ein *homo nobilis* genannt, desgleichen IV 32 *Pamphilus Lilybitanus.* — §. 16 ist die Notiz *fautor* von *faveo* sicher sehr überflüssig. — §. 30 könnte zu *adaugeo,* desgleichen §. 113 zu *concredere* neben dem dort Gesagten noch bemerkt werden, dass beide Wörter der Umgangssprache angehören. — §. 46 wäre zu *patre certo* eine die Ironie der Stelle erläuternde kurze Note erwünscht. — §. 53 dürfte die Erklärung: qui, 'Modalis des Relativs' von den Schülern kaum verstanden werden. — §. 57 vermisse ich eine ausreichende Erklärung der Worte *litteram illam — accusare possitis.* — §. 58 fasst Schm. in der Stelle *in istam fraudem impulit* das Wort *fraus* als Selbsttäuschung (wohl nach Seyffert zu Lael. §. 89). Mir scheint jedoch hier diese Bedeutung wenig passend, viel sinngemäßer *fraus* = 'tückisches, hinterlistiges Vorgehen'. — §. 76 übersetzt Schm. *causa dicitur* 'die Anklage wird erhoben'. Das reicht jedoch nicht aus. Es muss heißen: 'Wir haben uns gegen die Anklage zu rechtfertigen.' — §. 95 ist das über *de illorum praeda* (statt *de sua pr.*) Gesagte gewiss richtig; doch wäre vielleicht auch darauf hinzuweisen, dass für die Wahl jenes *illorum* auch die Hervorhebung des Gegensatzes zu *de huius maleficio* maßgebend war. — §. 103 wird zu den Worten '*si diceret, non crederetur*' bemerkt: 'Persönliches Passiv: er würde keinen Glauben finden; gewöhnlich sagt man nicht *credor,* sondern *mihi creditur.*' Dasselbe besagen auch die Noten bei Fleckeisen und Landgraf. Aber ich halte diese Erklärung für nicht zutreffend. Nichts zwingt uns zur Annahme, dass sich hier Cicero die Singularität jener dichterischen Construction '*credor*' gestattet habe, sondern *crederetur* ist hier einfach, wie Laubmann ganz richtig zu der Stelle bemerkt, absolut gebraucht, aber keineswegs persönlich. — §. 117 lautet die Note zu *ornatus*: Beachte, dass *ornare* nicht = 'schmücken', sondern = 'versehen, ausstatten' ist. So allgemein gefasst ist die Notiz doch schief und unrichtig. Es sollte richtig heißen, dass die ursprüngliche Bedeutung des Wortes nicht = 'schmücken' sei. Der vorliegenden Fassung widerspricht natürlich der thatsächliche Sprachgebrauch und schon eine Stelle derselben Rede: §. 138, wo Schm. selbst *ornabitur* übersetzt: 'wird herrlicher dastehen'. — § 120 ist es unerwünscht, dass Schm. zu den Worten *quam ob causam recusaris* so ergänzt: *servos in quaestionem dare,* da doch die Grammatik den Infinitiv nur nach negiertem *recusare* zu setzen empfiehlt. — §. 131 halte ich die Erklärung

des *placet igitur* nicht für richtig. Schm. übersetzt unter Hinweis auf Sall. Catil. 51, 34 'Ist's also euere Ansicht, dass übersehen werde? Nein, es ist dies keine Ansicht, sondern geradezu eine Nothwendigkeit.' Mir scheint in diesem Gedankengange etwas Hartes und Unvermitteltes zu liegen, während die herkömmliche Übersetzung: Ist's also recht und billig, dass — übersehen werde? mit dem Sinne vortrefflich im Einklange ist. Mit jenem *placet igitur* der Sallust-Stelle hat unsere Stelle m. E. nichts gemein, vielmehr verweisen die Herausgeber mit Recht auf Cic. *de nat. deor.* III §. 11 *placet igitur tantas res opinione stultorum iudicari?* Wenn auch Ref. an den eben besprochenen Stellen die Ansicht des Herausgebers nicht zu theilen vermag, so muss hier doch das eingangs ausgesprochene Urtheil wiederholt werden, dass der Commentar, namentlich was stilistische Anmerkungen und Anleitungen zu sinngemäßer und einwandfreier deutscher Übersetzung betrifft, eigenartige Vorzüge aufweist, die der Ausgabe sicherlich zahlreiche Freunde verschaffen werden.

Der Druck und die äußere Ausstattung beider Bändchen sind geradezu mustergiltig.

Aschendorffs Sammlung lateinischer und griechischer Classiker. Ciceros Rede für Sex. Roscius aus Ameria für den Schulgebrauch herausgegeben von Konrad Roßberg. Münster i. W. 1897. 60 SS. Preis 75 Pf.

Das nett ausgestattete Bändchen bietet bloß den Text der Rede nebst einer Einleitung und einem Namensverzeichnisse. Ein zweites Bändchen, das den Commentar enthalten wird, soll demnächst folgen. Dass gerade diese Rede Ciceros zunächst Aufnahme fand, wird damit begründet, dass mit derselben in Deutschland die Cicerolectüre zu beginnen pflegt. Es ist also ganz angemessen, dass ihr ein Abriss des Lebens Ciceros vorausgeschickt wird, der den Schüler mit den allerwichtigsten Ereignissen aus Ciceros Leben bekannt macht. Diese Einleitung ist recht frisch und lebendig geschrieben. Doch hätte auch Ciceros Stellung zur Philosophie und die Bedeutung, die er als philosophischer Schriftsteller hat, mit ein paar Strichen gekennzeichnet werden sollen. Ein zweiter Abschnitt der Einleitung gibt noch eine kurze Skizze des historischen Hintergrundes der Rosciana, des Bürgerkrieges vom Jahre 88—82. Interessant ist die hiefür im Vorworte gegebene Begründung: 'Da nach der Einführung der neuen preußischen Lehrpläne (vom Jahre 1892) der Untersecundaner keinen Unterricht in alter Geschichte erhält, außer in Quarta, seit dieser Classe aber von dem ohnehin nur in großen Umrissen mitgetheilten Stoffe natürlich viel vergessen hat, so ist die Unwissenheit in Jahreszahlen und Thatsachen oft geradezu erschreckend. So konnte mir von 24 Untersecundanern nur ein einziger die Zeit des peloponnesischen Krieges angeben, die Regierungszeit Alexanders des Großen

keiner, nur wenige wussten das Jahr der Schlacht von Cannae, keiner konnte das 1. oder 2. Triumvirat datieren.' Bei uns in Österreich steht die Sache doch einigermaßen günstiger, da zur Zeit, da die Rosciana gelesen wird, die Schüler auf der Oberstufe neuerlich in ziemlich gründlicher Weise mit den bezüglichen historischen Verhältnissen vertraut gemacht werden. Endlich werden in der Einleitung auch noch Disposition und Gedankengang der Rede in eingehender Weise erörtert. Gegen dieses Hilfsmittel habe ich mich wiederholt ausgesprochen und möchte hier neuerlich betonen, dass hiedurch dem Schüler die Sache gar zu bequem gemacht wird. Die Auffindung der Disposition ist denn doch eine Denkarbeit, die dem Schüler nicht erspart werden, die er vielmehr mit Unterstützung des Lehrers selbst leisten sollte. Der Text der Rede beruht auf C. F. W. Müller. Von bemerkenswerten Schreibungen an kritisch bedeutsamen Stellen notiere ich folgende: §. 11 *remedio esse sperant futurum.* §. 24 *emptio vitiosa, flagitiosa possessio,* wie es scheint, nach eigener Vermuthung, doch scheint mir Landgrafs *emptio falsa* besser begründet zu sein. ib. *ardere illa omnia.* §. 26 *deinde (aliquanto lentius) nihil agere.* §. 55 *qua de causa huc in iudicium venias,* Vulg. *huc inimicus.* Ich kann nicht finden, dass irgendein ernster Grund zur Tilgung des überlieferten *inimicus* oder zu einer sonstigen Änderung an der Stelle vorliege. 'Jedermann weiß, sagt Cicero, dass eine eigentliche Feindschaft zwischen dir, Erucius, und dem Angeklagten nicht besteht, und doch, fährt er fort, sehen wir alle ein, weshalb du mit feindseliger Gesinnung hieher kommst: sein Geld stachelt dich.' Hier scheint mir alles in Ordnung zu sein. Daher ist die Conjectur *in iudicium,* die auch paläographische Schwierigkeiten böte, abzuweisen. §. 77 streicht R. nach A. Eberhard und Landgraf das zweite *quod* vor *innocentibus.* — §. 89 schreibt er nach Fleckeisen *pugna illa Cannensis.* §. 106 bietet er eine schöne und scharfsinnige Vermuthung zur Heilung einer schwierigen, viel behandelten Stelle; er schreibt nämlich *hic nihil ist, quod suspicionem aucupetis,* codd. *quod suspicionem hoc putetis,* wozu die mannigfachsten Änderungsvorschläge gemacht worden sind. Mir scheint die paläographisch sehr naheliegende und dem Sinne trefflich entsprechende Emendation R.s die beste Lösung der Schwierigkeiten zu sein. Die auf den ersten Blick befremdliche Activform *aucupetis,* die sich nur im älteren Latein findet, während die classische Prosa nur das Deponens kennt, passt ganz gut in den Rahmen dieser Rede, die noch andere ähnliche stilistische Eigenthümlichkeiten aufweist. — Das Verzeichnis der Eigennamen bietet knappe, doch ausreichende erläuternde Notizen. s. v. *Erucius* bemerkt R. 'Vocativ Eruci auf der drittletzten Silbe betont!' Das ist jedoch zuverlässig falsch. Denn nach dem ausdrücklichen Zeugnisse der lateinischen Grammatiker ist bei den contrahierten Vocativen und Genetiven der Accent auf der Paenultima, auch wenn diese kurz ist, also *Vergíli, Valéri, Augúri* (Serv.

z. Verg. Aen. I 451, Prisc. I 301. Nach Gellius wollte freilich Nigidius Figulus den Vocativ *Váleri* vom Genetiv *Valéri* unterscheiden; doch bemerkt hierüber Gellius N. A. XIII 26 *si quis nunc Valerium appellans in casu vocandi secundum id praeceptum Nigidii acuerit primum, non aberit, quin rideatur*; vgl. Lindsay 'Die lateinische Sprache' übersetzt von H. Nohl, S. 188. — Der Druck ist correct; nur auf dem — Einbanddeckel selbst findet sich ein seltsames Versehen. Die Überschrift lautet nämlich: Ciceros Rede, Text — sonst nichts. Es fehlt die Bezeichnung der Rede.

Wien. A. Kornitzer.

Tacitus. I. Theil: Germania und Auswahl aus den Annalen. Für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben von Dr. Josef Franke und Dr. Eduard Arens. Commentar. Münster i. W., Aschendorff 1896. 8°, IV u. 115 SS. Preis 1 Mk.

Zu dem im Jahre 1896 erschienenen ersten Theil ihrer Auswahl aus Tacitus veröffentlichten die Herausgeber noch in demselben Jahre einen sprachlich-grammatischen Commentar für die häusliche Vorbereitung der Schüler. Nach dem Vorwort wollten die Erklärer mit Rücksicht auf die Kenntnisse und Fähigkeiten eines Durchschnittsprimaners lieber ein Zuviel als ein Zuwenig geben. Das ist ihnen sehr häufig gelungen. Ein Zuviel ist es, wenn fortwährend auf Ergänzungen von esse, est, erat, des Subjectsaccusativs, auf den historischen Infinitiv aufmerksam gemacht wird; ein Zuviel sind Bemerkungen, wie I 1, 3 '*ultra biennium*, über zwei Jahre', II 25, 12 '*invictos*, unbesiegbar', XIII 54, 21 '*patres* = senatores', XIV 38, 2 '*ad reliqua belli perpetranda*, um den Rest des Krieges zu beendigen'. Wenn es zu II 41, 9 *vecta spolia, captivi, simulacra montium* heißt '*vecta* hat sich nach dem nächsten Subjecte *spolia* gerichtet, gehört aber auch zu den folgenden', so fragt man, was wohl sonst bei dieser Wortstellung möglich gewesen wäre. Entbehrliches enthält XII 32, 9 *in reliquos data venia* 'ordne datā veniā in reliquos', XIV 34, 7 *levis circum armatura* '*levis* verbinde mit *armatura*', XIV 51, 6 '*noxio medicamine*, mit einem schädlichen Mittel', XV 38, 1 '*forte*, durch Zufall', XV 39, 8 '*acciperet*, aufnehmen'. — Gleichwohl ist auch ein Zuwenig zu constatieren, und das namentlich bei schwierigeren Stellen, von denen Ref. sich eine stattliche Anzahl notiert hat.

Im ganzen ist alles, was das Buch Gutes enthält, 'sogen. erklärenden Schulausgaben', namentlich denen von Zernial und Nipperdey-Andresen (NA.) oder Übersetzungen entnommen, und es ist mithin nicht ganz erschöpfend, wenn solche Bücher 'als an sich überaus trefflich und schätzenswert' charakterisiert werden. Aber auch die Anschauung, dass solche Ausgaben mehr für angehende Philologen bestimmt seien, ist schon mit Rücksicht

auf den Stoff, den sie, wenn auch ungenannt, für Schüler-Commentare liefern, nicht zutreffend, und dann enthalten sie doch manches, worüber selbst absolvierte Philologen straucheln können. Belege dafür sind NA. gegenüber die Bemerkungen zu I 7, 11 'das Edict begann also: Tiberius tribuniciae potestatis dicit' und I 36, 11 '*exauctorari* hier Dienstfreiheit gewähren'. Dienstfreiheit (vacatio munerum) gewähren ist nicht ausrangieren, in Reserve stellen. II 41, 11 *augebat intuentium visus* 'es steigerte den Anblick der Zuschauer, die Erhabenheit des Schauspiels' NA.; dafür geistreich in unserem Commentar 'es steigerte die Blicke der Zuschauer, d. h. die Erhabenheit des Schauspiels'. Bei NA. sind III 40, 9 *conciliabula* Orte, an denen Leute zu bestimmten Zeiten zusammenzukommen pflegen, hier solche Orte, wo die Verschworenen sich gewöhnlich treffen. Man traut kaum den eigenen Augen, wenn man zu XII 35, 12 liest '*ferentarius* ist ein alterthümlicher Ausdruck = gravis (miles)'. Aber das Unglaubliche wird dadurch erklärt, dass beim Abschreiben aus NA. in höchst leichtfertiger Weise um zwei Zeilen gekürzt wurde. — Zuweilen ist auch kritiklos nachgeschrieben, z. B. G. 37, 17 '*simul* zugleich in e i n e m Kriege'. I 1, 12 ist die Ansicht, dass *falsae* Apposition zu *res* sei, dem Schüler verdeutlicht durch die Umschreibung quae florentibus ipsis ob metum falsae erant, und damit unbewusst der Beweis für ihre Unrichtigkeit erbracht; denn die Geschichte der betreffenden Kaiser konnte verfälscht dargestellt werden, nie an und für sich verfälscht oder unwahr sein. — In sprachlich-grammatischer Hinsicht befremdet I 5, 8 zu *dubium an quaesita morte* die Bemerkung 'man wusste nicht recht, ob er den Tod gesucht'. Desgleichen kann selbst ein Primaner stutzig werden, wenn er zu XIII 50, 2 liest '*dubitavit*, war im Zweifel, dachte daran'. Um dubitare an handelte es sich, und diese Verbindung erst ergibt den Sinn 'daran denken, ob nicht'. II 44, 7 'zu *verterant* ist als Subj. Germani zu denken'. Trotz NA. darf niemand, der *Suebi praetendebantur, auxilium adversus Cheruscos orantes* gelesen hat, betreffs des Subjectes im Zweifel sein. II 63, 11 soll es in einem Schülercommentar zu *perinde* nicht heißen 'nämlich quam Maroboduum' und III 1, 16 zu *defixit oculos* nicht 'nämlich solo'. XIII 57, 2 *gignendo sale fecundum* passt die Erklärung 'für Salzgewinnung ergiebig' zu g. sali f., der Vermuthung bei NA. zu VI 23 (vgl. Her. zu Hist. II 92). Was soll endlich selbst ein Durchschnittsprimaner von Erklärern denken, für die XII 56, 6 *undeviginti hominum milia* 21000 Mann sind? — Auch hinsichtlich der Wortbedeutung finden sich Schwächen, die sich mit Hilfe eines Wörterbuches vermeiden ließen. So liest man II 43, 31 '*inconcussi*, unzerstörbar', XIV 52, 10 '*detrectare,* spotten', woran das folgende *illudere* schuld sein mag. Arge Flüchtigkeiten sind G. 45, 14 'sucinus (Adj.!), Bernstein', zu I 41, 10 calīga, XII 30, 3 '*illic* = in campos'. I 36, 11 kann '*exauctorari* sonst = vom Fahnen-

eid entbinden, gänzlich entlassen; hier (im Gegensatz zu missionem dari) = Dienstfreiheit gewähren' den Schüler verleiten, *exauctorari* für ein Deponens zu halten. Tadelnswert ist G. 24, 7 '*temeritate*, tolle Leidenschaft', 28, 8 '*significat*, bestätigt', 30, 14 '*fortuita*, zwecklos'. I 51, 13 ist '*porrigeretur*, sich lang hinziehen' unpassend; es bedeutet 'vorwärts gerichtet wurde' = 'marschierte' oder mit Knoke 'sich fortbewegte'. Ebensowenig wird jemand, der mit per und regere vertraut ist, I 51, 17 *pergere* mit 'sich anstrengen' übersetzen. Falsch ist II 5, 13 '*possessio*, Besitz', XIV 20, 11 '*lascivia*, Genussucht'. XII 34, 3 führt '*enimvero*, denn fürwahr' zu einer unglaublichen Gedankenlosigkeit. Was soll denn erklärt oder begründet werden? Im lex. Tac. war doch die Bedeutung zu lesen. XIII 3, 4 ist die auch sonst bedenkliche Erklärung *regente eo* (Claudio) = regnante eo für einen Schülercommentar unpassend. I 69, 9 bedeutet nach NA. *simplices* 'arglos', an anderen Stellen dagegen 'offen, aufrichtig'; der Commentar gibt ohne Rücksicht auf Semikolon bei NA. zu unserer Stelle 'arglos, offen, aufrichtig'. Ähnlich steht es XVI 30, 11 *steteruntque diversi ante tribunal consulum grandis aevo parens, contra filia intra vicesimum aetatis annum.* Für die einen ist *diversi* 'abgesondert, getrennt', für NA. 'einander gegenüber'. Unsere Erklärer geben 'getrennt, einander gegenüber', vielleicht ahnungslos, dass man trotz eines so vorsichtigen Verfahrens das Richtige verfehlen kann. Ohne besonderes Nachdenken nämlich ergibt sich *diversi* = 'getrennt' als müßiger Zusatz, da es für die Situation ganz gleichgiltig war, ob Vater und Tochter getrennt oder beisammen standen; gegenüber aber standen sie nicht einander, sondern dem Tribunal der Consuln. *Diversi* erklärt der Text selbst durch die Gegenüberstellung *grandis aevo parens* und *filia intra vicesimum aetatis annum* und zum Überfluss noch durch *contra* dazwischen: 'es standen vor dem Tribunal der Consuln als Gegensätze ein hochbetagter Vater und seine Tochter in der Blüte der Jahre'. — Im Folgenden mögen noch einige Fälle verfehlter Erklärung hervorgehoben werden. G. 26, 10 '*intellectum ac vocabula*, Begriff und Benennung'. Da nicht gemeint sein kann, dass man für die genannten Jahreszeiten Begriffe hat, was *vocabula* besagt, so bedeutet *intellectum habent* 'sie haben ein Begriffen-, Erkannt-, Unterschiedensein' = 'sie werden unterschieden'. Falsch ist G. 31, 10 *iamque canent insignes* erklärt durch iamque sunt, qui caneant; der Sinn ist plurimis Chattorum hic habitus ita placet, ut iam caneant insignes. 34, 9 ist *in claritatem eius referre* nicht 'seinem Ruhm beimessen', sondern 'mit dem ruhmreichen Hercules oder Gott in Verbindung bringen' (vgl. *Πριάμοιο βίην*). Wer zu I 9, 13 *multa Lepido concessisse* bemerkt 'in manchem habe er bloß dem Lepidus zuliebe nachgegeben', der steht noch nicht auf der Höhe eines Erklärers. Wenn man I 31, 20 *multa seditionis ora* übersetzt 'der Aufruhr hatte viele Gesichter', so sagt

man, dass der Aufruhr in vielen Gestalten zutage trat. I 41, 1 f. wird übersetzt 'dies Bild von dem Cäsar, das ihn nicht in seiner glücklichen Zeit zeigte und so aussah, als ob er sich nicht im eigenen Lager, sondern gleichsam in einer besiegten (Römer-)Stadt befände'. Da würde die Aufmerksamkeit einzig auf den Cäsar concentriert, dessen Lage an die eines Kriegsgefangenen erinnerte, und nicht, worauf es ankommt, auf die Vorgänge im Lager, die an Scenen gemahnten, wie sie sich etwa nach Livius bei der Zerstörung von Alba Longa abspielten. I 50, 11 kann Ref. der Auffassung von *obstantia silvarum amoliri* 'Hindernisse in den Wäldern, auf den Waldwegen forträumen' nicht beistimmen. Falsch ist IV 5, 2 '*praesidebant* mit Acc., sie lagen vor der Küste'. Die italischen Flotten lagen vor Misenum und Ravenna (*Misenum apud et Ravennam*), die gallische vor Forum Iulium. *Italiam praesidebant* = praesidium Italiae agitabant kann nicht local, sondern nur vom Gesichtspunkte des inneren Accusativs aus erklärt werden. XII 28, 9 wird die Frage, die selbst bei NA. nicht bestimmt gelöst ist, ob *gloria* Nom. oder Abl. sei, dem Schüler vorgelegt, der sie vermöge seiner Kenntnisse nicht beantworten kann. Da die vorausgehende Apposition zu *triumphalis honos* für die Frage gleichgiltig ist und Tac. praecellere stets mit persönlichem Subjecte construiert (was auch von XIII 54, 19 gilt), so liegt auf Grund des Sprachgebrauches ein Ablativ vor. Wie mangelhaft es hie und da mit dem Urtheile bestellt war, zeigt XII 37, 6 ff. *habui equos viros, arma opes: quid mirum, si haec invitus amisi? nam si vos omnibus imperitare vultis, sequitur, ut omnes servitutem accipiant?* Der letzten Frage gegenüber konnten die Erklärer, wie es scheint, sich nicht zurechtfinden; denn sie setzten nach *accipiant* Punctum und wollen von *amisi* an den Gedankengang 'aber ich habe diese Güter verloren und bin jetzt ein Unfreier; denn bei eurer Weltherrschaft müssen alle anderen Knechte werden'. Abgesehen davon, dass man bei dieser Willkür quamvis invitus erwarten könnte, hätte Caratacus bei solcher Überzeugung den Kampf mit Rom gar nicht aufnehmen dürfen. XII 40, 14 *callidisque Cartimandua artibus fratrem ac propinquos Venutii intercepit. inde accensi hostes, stimulante ignominia, ne feminae imperio subderentur, ... regnum eius invadunt.* '*Ne subderentur* gehört zu accensi'. Das ergäbe eine Ungereimtheit. Zwei Motive liegen vor, Erbitterung wegen eines Ereignisses und Furcht vor einem solchen. Letzteres ist gegeben mit *stimulante ignominia, ne ...*; denn ignominia bestand erst mit feminae imperio subditum esse (vgl. NA. zu XI 15). XV 38, 14 ist die Lesart aufgenommen *fessa aetate aut rudis pueritiae aetas* und übersetzt 'das durch die Jahre ermattete oder das hilflose Alter der Jugend'. Ref. glaubt, nicht passender schließen zu können als mit dieser fessa aetate aetas.

Mehr und mehr häufen sich die Klagen über den Rückgang der classischen Disciplinen auch an den deutschen Gymnasien.

Das eine steht fest, dass Hilfsmittel solcher Art, mögen sie mit treuherzigen oder pomphaften Worten auch noch so viel versprechen, dem Übel nicht Einhalt thun, sondern es rapid steigern werden, und es wäre wahrlich wünschenswert, wenn Männer, denen es mit der Sache noch ernst ist, Erscheinungen dieser Art gegenüber entschiedener Stellung nehmen möchten, als dies im allgemeinen leider bisher geschehen ist.

Wien. Franz Zöchbauer.

Prameny dějin řeckých v českých překladech. Pro české střední školy, zvláště realky a četbu soukromou upravil Timothej Hrubý. (Quellenbuch zur griechischen Geschichte in böhmischen Übersetzungen. Für böhmische Mittelschulen, insbesondere für Realschulen und die Privatlectüre zusammengestellt von Timotheus Hrubý.) Prag, Druck u. Verlag der Buchdruckerei Dr. Ed. Grégr 1897. 8°, IV u. 291 SS. Preis geb. 2 K 80 h.[1])

Der strenge Kritiker würde sich leicht etwa zu folgendem Urtheile über das vorliegende Buch bestimmen lassen: der Verf. war bestrebt, seine Idee, ein in seiner Art neues geschichtliches Quellenbuch in die böhmische Schulliteratur einzuführen, so zu realisieren, dass er das von Weidner (Quellenbuch zur alten Geschichte für obere Gymnasialclassen von W. Herbst, A. Baumeister und O. Weidner, Leipzig, Teubner 1874/82) gesammelte Material mit den biographischen Zusammenstellungen von G. Šuran (Přehled dějin řecké literatury. Prag, Otto) zu verschweißen suchte.

Ref. will einen anderen, gerechteren Standpunkt einnehmen. In der warm geschriebenen Vorrede stellt der Verf. als Ziel, das er verfolgte, auf, die Vertiefung des altgeschichtlichen Unterrichtes an der Realschule unter gleichzeitiger, möglichst weitgehender Beseitigung der demselben anhaftenden (von J. Nedoma im III. Jahrgange des „Věstník českých professorů" aufgezählten) Schwierigkeiten (man vgl. auch meine Anzeige von Hrubýs Auswahl in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1896, S. 903 ff.). Ob nun auch die Mittel, die er zur Erreichung dieses Zieles verwendete, durchgehends zweckdienlich sind, bleibt zu untersuchen. In stofflicher Auswahl schloss er sich, wie schon angedeutet wurde, an Weidners Quellenbuch so ganz und gar an, dass er nebst dem Material nicht nur die Anlage, sondern auch die meisten Fußnoten herübernahm. Gleichwohl sind in Anbetracht des gebotenen Lesestoffes zwei gewichtige Fragen aufzuwerfen: Ist das Weidner'sche, vor 16 Jahren erschienene und „lediglich für die beiden obersten Gymnasialclassen"

---

[1]) Der Verf., ein wackerer Schulmann und unermüdlicher Arbeiter, ist inzwischen durch einen frühzeitigen Tod seinem Wirken entrissen worden.

berechnete Quellenbuch auch noch heute als Vorbild für Arbeiten geeignet, bei denen man es auf die Realschulen und Lehrerbildungsanstalten abgesehen hat? Oder wäre nicht etwa die schwierige Aufgabe besser durch Zugrundelegung von Pütz-Asbachs weit verbreiteten, für alle Kategorien der Mittelschulen gleich verwendbaren „Darstellungen und Charakteristiken" zu lösen gewesen, zumal sie der sich immer mehr zu würdiger Gleichberechtigung mit der politischen Geschichte emporringenden Culturgeschichte die gebürende Rechnung tragen und im Gegensatze zu den früheren ähnlichen Sammlungen (somit auch der Weidners) „nicht mehr aus einer Reihe einzelner abgerissener Aufsätze ohne inneren Zusammenhang bestehen" (man vgl. das Vorwort zur 2. Auflage), sondern eine organisch gegliederte Darlegung aller Hauptbegebenheiten ihr eigen nennen. Was den ersten Theil meiner Bemerkung betrifft, verweise ich nur auf folgende Titel: (46) Anfänge der Dichtung, (48) Leben und Kunst im homerischen Zeitalter, (58) Charakter der Griechen, (68) Charakteristik des Kimon, (70) Blüte der Wissenschaften und Künste in Athen, (81) Sokrates und die Sophisten, (88) Charakteristik Alexanders des Großen, (95) Der Hellenismus u. a. m. Damit ist freilich nicht gemeint, dass Pütz alles bringt, was etwa bei den stark auseinandergehenden Ansichten gewünscht werden könnte. Dem Einwande, das Quellenbuch müsste sodann geradezu seinen Titel einbüßen, begegne ich im vorhinein mit dem Hinweise auf das geänderte Gewand, die Übersetzung an sich, die, zumal wenn sie nicht wörtlich ist (wie dies Hrubý von der seinen in der Vorrede selbst zugesteht), sich füglich als ein Mittelding zwischen Quelle und Charakteristik herausstellt.

Für den Fall einer 2. Auflage unseres Quellenbuches wünscht Ref. dringend die Aufnahme der Reden der Kerkyräer und der Korinthier in Athen (Thukyd. I 32 ff.), die, abgesehen auch von ihrer logischen Meisterschaft, die vielbesprochene, aber trotzdem nicht immer richtig verstandene „Veranlassung" des peloponnesischen Krieges so trefflich beleuchten. Perikles' berühmte Leichenrede, eine Schilderung der nach dem genannten Kriege in Athen eingerissenen politischen, socialen und religiösen Zustände, eine Darstellung der Sophistik im Gegensatze zu Sokrates' Lehren wird man ebensowenig vermissen dürfen. Dann sollte auch die Philosophie Platons und Aristoteles in ihren Grundzügen (etwa nach Überweg oder Schwegler) charakterisiert werden, falls man dem Realschüler, der in diesem Wissenszweige im Vergleiche zum Gymnasiasten ohnehin vielfach im Nachtheile ist, nicht auch noch den kümmerlichsten Anhalt für gewisse Partien der mittleren und neueren Geschichte entziehen oder gar die Vielseitigkeit des Interesses in ihren Rechten beeinträchtigen will. Um den für solche Einschaltungen erforderlichen Raum ist dem Ref. nicht bange. Der Verf. scheide nur alles Sagenhaft-Poetische aus — worüber ja jedes Geschichtsbuch den nöthigen Aufschluss gibt — und theile es dem

Lesebuche zu, welches nach dem Normalplane für die Realschulen ohnedies für die Lectüre epischer und lyrischer Gedichte Sorge zu tragen hat, oder er lasse hiefür seine „Auswahl" aufkommen. Eine sorgfältige Prüfung würde einer gleichmäßigen Vertheilung des Materials nur förderlich sein und besonders lästige Wiederholungen verhindern. So findet man aber das bekannte Tyrtäische Kriegslied (*῎Αγετ', ὦ Σπάρτας* ....) sowohl in der „Auswahl" als auch hier vor, einmal unter dem Titel „Válečná píseň Spartanů", das anderemal mit der Überschrift „Z písní válečných". In gleicher Weise trägt desselben Dichters Schlachtgesang (Anthol. lyr. v. Bergk-Hiller Nr. 8) dort die Bezeichnung „K boji", hier wiederum „Bitevní píseň". Mit einem Worte, der nöthige Raum lässt sich leicht erreichen, wenn man die Seiten 1—36, dann 46—48 („Solon als Dichter") und 104—115 („Aus Äschylos' Persern") streicht — lauter Stücke, die dem Titel „Quellenbuch" nur wenig entsprechen; bei Weidner freilich, der mit seinem Buche gleichmäßig auch philologische Zwecke verfolgt, ist das Sagenhafte recht wohl am Platze. Eine weitere Raumersparnis ließe sich durch umsichtige Kürzung des biographischen Beiwerkes erzielen. So fällt es auf, dass die Lebensgeschichte des Aristoteles nicht weniger als $3^1/_4$ Seiten einnimmt. Dieses breitspurige, von Vychodil für ganz andere Zwecke berechnete Lebensbild des Philosophen wird von einer bloß 28 zeiligen Textprobe aus dessen Politica (III 6 u. 7) begleitet, die in recht trockenem Tone die einzelnen Staatsformen aufzählt. Dann folgt gleich wieder eine weit ausholende Biographie Plutarchs, die sich füglich auf die fünf letzten Abschnitte mit einer kleinen Zugabe am Anfange reducieren ließe. Und noch etwas. Unter dem Titel „Sparta" in Fettdruck steht unmittelbar „Aristoteles" in Sperrdruck. Drängt sich da nicht etwa ganz ungerufen die Frage auf, ob der Verf. seine „Quellen" nach der Zeitreihe der geschichtlichen Thatsachen, oder aber nach den Berichterstattern eingetheilt hat.

Der Herausgeber fand für die meisten Stücke des Weidner'schen Materials bereits fertige Übersetzungen anderer vor, so dass er nur dort, wo solche fehlten, selbst als Übersetzer auftreten musste. Ref. ist mit dieser Verwertung der Arbeiten anderer umsomehr einverstanden, als der Verf. gewisse Unebenheiten, die sich dabei herausstellten, glücklich beseitigt hat. Als besonderes Verdienst sei erwähnt, dass der Verf., der beiläufig den fünften Theil an eigenen Übersetzungen geliefert hat, in den poetischen Stücken das accentuierende Princip statt des quantitierenden zur Anwendung brachte. Bloß in einem Falle musste dies auf ausdrücklichen (für uns schwer fasslichen) Wunsch eines der Mitarbeiter unterbleiben (S. 50 f.). Allerdings ist dieser Befreiungsprocess nicht immer glücklich abgelaufen. Bei einer Neubearbeitung sollten unverhältnismäßig häufige bukolische Diäresen, nichtssagende Füll- und Flickwörter (p r y č neutíkejte, prchaje ... p r y č, neprchej ...

pryč, pak — pak, tak také i, rovněž) gemieden, nicht mehr Verse ohne Cäsur und Diärese zugleich (Slava hrdiny v. 27) zugelassen werden. Bei genauem Abwägen des urtextlichen Ausdruckes werden Trivialitäten, wie Tyrt. I u. II: rozkroč se každý (anst. nakroč ...), oder: nuž tedy rozkroč se již nicht mehr vorkommen. Auch wird man auf die Feinheiten der Überlieferung zu achten haben, um den ursprünglichen Sinn nicht in seinen Gegensatz zu kehren (I 9). Verschroben ist die Wiedergabe der beiden auf die in den Thermopylen Gefallenen verfassten Inschriften.[1]) Mit der Umschrift der griechischen Eigennamen sowie mit der Bezeichnung ihrer Quantität ist Ref. diesmal mehr zufrieden; durch die sachlichen, knapp gehaltenen Fußnoten wird das Verständnis des Textes erheblich gefördert. Über die Art, wie das Buch zu gebrauchen sei, erfährt man so gut wie nichts.

Indem Ref. seine Besprechung unter voller Anerkennung des nahezu fehlerfreien Druckes sowie der sonstigen, trotz des mäßigen Preises sehr gefälligen Ausstattung beschließt, betont er nachdrücklich — und dies ist sein Gesammturtheil —, dass dasselbe seinem inhaltlichen Theile nach einer strengen Revision bedarf, bevor es mit Erfolg den Schulzwecken zugeführt werden kann.

Wall.-Meseritsch. Dr. Franz Kovář.

Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter von Richard Heinzel. (Beiträge zur Ästhetik herausgeg. von Theodor Lipps und Richard Maria Werner. IV. Bd.) Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss 1898. gr. 8°, VIII u. 354 SS. Preis 9 Mk.

Es kann mir nicht in den Sinn kommen, Heinzels Buch zu kritisieren, das stünde mir als Herausgeber des betreffenden Bandes unserer „Beiträge“ nicht zu. Wenn ich trotzdem auf ausdrücklichen Wunsch der Redaction in dieser Zeitschrift das Werk bespreche, so geschieht es nur, weil m. E. das Verständnis nicht ganz leicht ist, und ich wünschen möchte, dass im Leserkreise der Gymnasialzeitschrift möglichst reges Interesse für die Untersuchungen Heinzels herrschte. Heinzel ließ bekanntlich schon im Jahre 1880 eine „Beschreibung der isländischen Saga“ (WSB. 97, S. 107—308) erscheinen, die vielleicht infolge des Beobachtungsmaterials nicht so allgemein berücksichtigt wurde, als sie es verdient hätte; jedenfalls blieb sie den Ästhetikern unbekannt, sonst hätte man doch Stellungnahme zu Heinzels Methode, wenn nicht directe Nachfolge seiner Arbeitsweise bemerken müssen. Nun

[1]) Poutníče, laskavě vyřiď to Lakedajmonským, že tuhle ležíme poslušni tak zákonův otčiny své anst. etwa: Poutníče, poselství vyřiď nám v Lakonův obci, že jejich | zákonů plníce řád, tuhle jsme poklesli v hrob.

behandelt er ein Thema, das nicht so fern liegt, wie jene isländischen Romane, hoffentlich wird nun die große Bedeutung seiner Arbeit immer allgemeiner erkannt werden. Es lässt sich freilich nicht bestreiten, dass Heinzel auf ein genau mitarbeitendes Publicum rechnet, dass er sehr viel bei seinen Lesern voraussetzt und darum Gefahr läuft, nicht vollkommen erfasst zu werden. Selbst Johannes Bolte hat (Jahresbericht für germ. Philologie 19, S. 240 f.) nicht genügend klar hervorgehoben, worauf es Heinzel ankommt.

Dass die Beschreibung des geistlichen Schauspiels gerade in den „Beiträgen zur Ästhetik" veröffentlicht wird, beruht nicht auf Zufall, weder von Seite Heinzels, noch von unserer Seite. Heinzel leistet nämlich etwas, wovon in der Ästhetik bisher nur Spuren vorhanden waren; er will den Eindruck erforschen, der durch ein Werk der Dichtkunst auf das Publicum ausgeübt wird. Dabei unterscheidet er viel feiner als die bisherige Ästhetik zwei Momente, wodurch er auch seine frühere Untersuchung bedeutsam vertieft: einen ersten und einen zweiten Eindruck, wie er es nennt. Auf den ersten Blick könnte es nun scheinen, dass damit der primäre und der associative Factor Fechners gemeint sei, doch ist dies nicht der Fall, wenigstens deckt sich der zweite Eindruck nicht mit dem associativen Factor. Heinzel zerlegt schon den primären Factor beim Drama in zwei psychologisch geschiedene Momente. Unter den ersten Eindrücken fasst er alles zusammen, was vom Publicum direct durch die Sinne aufgenommen wird, noch ehe es zum vollen Verständnis der Mittheilung gelangt ist. Bei einer mündlich vorgetragenen Erzählung bestünden diese ersten Eindrücke nur in dem Gesichtseindruck: das Publicum sieht einen Erzähler vor sich, und in dem Gehörseindruck: in einem bestimmten Metrum, einer bestimmten Melodie Abgefasstes, mit Pausen und Wechsel im Ausdruck Vorgetragenes. Man sieht, wieviel geringfügiger dieses Moment sein wird, als die ersten Eindrücke bei einem aufgeführten Drama. Denkt man gar an einen still gelesenen Roman, dann schrumpft der erste Eindruck fast gänzlich ein, höchstens böte die Druckausstattung, das Aussehen der gelesenen Handschrift einen ersten Sinneneindruck, der von ästhetischer Wirkung begleitet sein kann. Hebbel notiert in einem ungedruckten Theile seines Tagebuches 1835 einen Ausspruch des reichen Hamburger Gönners Jenisch, da ihm Hebbels Gedichte im Manuscript vorgelegt werden: „Hübsche Handschrift!" Das wäre der erste Eindruck. Im 17. Jahrhundert wurde bekanntermaßen mit der malerischen Anordnung von Versen ein besonderes Spiel getrieben, jedenfalls doch um einer ästhetischen Wirkung willen. Und die moderne Schule Richard Dehmels lässt ihre Verse nicht mehr drucken, wie wir es gewöhnt waren, so, dass die Anfänge Eine Linie bilden, sondern symmetrisch um eine Mittelachse gruppiert. Noch weiter geht Ernst Schur in seiner Gedichtsammlung „Seht es sind Schmerzen, an denen wir leiden" (Berlin 1897). Ich er-

wähne diese Thatsachen nur, um zu zeigen, dass Heinzel die ersten Eindrücke beim gelesenen Werke zwar mit Recht unscheinbar nennt, aber nicht ganz vernachlässigt. Gerade in der neuesten Richtung, in der Décadence, wird mit diesem Eindrucke gespielt, man braucht nur an Scenen im Romane Gabriele d'Annunzios „Piacere“ und in Huysmans Roman „à rebours“ zu erinnern.

In den bildenden Künsten erkennt Heinzel eine noch größere Mannigfaltigkeit als im Drama; bei ihnen geht den ersten Eindrücken des Dramas noch etwas vorher, denn bei einem gemalten oder gezeichneten Bilde würden zuerst die Farben und ihre Grenzen, die Linien- und Punktsysteme oder Licht- und Schattenstellen sinnlich aufgefasst werden; dann erst käme das Moment, was durch diese Zeichen sinnlich ausgedrückt wird, ob Menschen oder Thiere, Bäume oder Gegenstände, Wasser oder Himmel. Diesem zweiten Moment entsprechen im Drama die ersten Eindrücke, während das erste Moment dabei nur schwach mitwirkt. In den bildenden Künsten käme dann erst als drittes Moment das, was Heinzel unter den zweiten Eindrücken des Dramas versteht, nämlich die Erfassung der als Menschen usw. erkannten Farben oder Linien in ihrer besonderen Bedeutung, ein historischer Vorgang, ein bestimmter Zustand, eine näher zu bezeichnende Landschaft. Wir könnten also wohl mit Ausdrücken der Psychologie die ersten Eindrücke als ästhetische Perception, die zweiten als ästhetische Apperception begreifen; jedenfalls war es vorsichtiger von Heinzel, von dieser Parallele ganz abzusehen, denn mehr als eine Parallele darf darin nicht gesehen werden.

Den ersten Eindrücken, reinen Folgen der Gesichts- und Gehörreize, folgen nun beim Drama die zweiten Eindrücke, die das volle Verständnis vor allem der Zusammenhänge zur Voraussetzung haben. Es ist keineswegs richtig, dass die ersten Eindrücke dem Standpunkte eines naiven, ungebildeten Zuschauers entsprechen, die zweiten dagegen dem eines reflectierenden Betrachters, wie Bolte meint. Wenn in Heinzels Darstellung die beiden Momente scheinbar so weit auseinanderrücken, darf man sich nicht darüber täuschen, dass sie nothwendig zusammengehören. Heinzel hat selbst durch die sorgfältigsten Verweisungen die Continuität herzustellen gesucht; bei der Überfülle von Beobachtungen, die er vorzulegen hatte, ließ sich die Theilung eben nicht anders treffen und schriftstellerisch anordnen. Er bespricht einen psychologischen Vorgang, den er des vollen Verständnisses wegen beim Drama in zwei Momente zerlegt; aber er betont es ausdrücklich, dass sie nur durch einen verhältnismäßig kurzen, wiewohl messbaren Zeitraum voneinander getrennt sind.

Nehmen wir einmal an, wir sähen Schillers „Räuber“ zum erstenmal, ohne von dem Werke das Geringste zu wissen. Schon das Theater, das Äußere des Raumes, wird zum ersten Eindruck hinzugehören, wie sehr, fühlen wir z. B. bei einem ungewöhnlichen

Schauplatze, etwa beim Anblick der Meraner Volksschauspiele; mit diesem Theile des ersten Eindruckes müssen wir beim griechischen und mittelalterlichen Drama sehr stark rechnen, Richard Wagner hat dieses Moment beim Bühnenweihfestspiele in Bayreuth künstlerisch mit in Betracht gezogen. Nun geht im Theater der Vorhang auf, wir sehen Decorationen, die wir als einen Saal erfassen müssen. Ein alter Mann in bestimmter Kleidung, ein junger stehen nebeneinander. Ihre Physiognomie, ihre Bewegungen. Der Junge beginnt zu sprechen: „Aber ist Euch auch wohl, Vater?" Damit stellt sich schon ein Theil des zweiten Eindrucks ein, obwohl der erste Eindruck noch weiter geht, denn es wird einige Zeit brauchen, bis wir das Verhältnis zwischen den beiden Sprechenden richtig erfassen, vielleicht erst im Monolog nach dem Abgang des Alten wird ein Theil des Schleiers weggezogen. Wie bedeutsam dieses Ineinandergreifen von ersten und zweiten Eindrücken sein kann, habe ich kürzlich an mir selbst erlebt und gebe diese Erfahrung wieder, weil nur durch solche Beobachtungen in der Ästhetik etwas erreicht werden kann. Bei einer Aufführung von Davids ergreifendem Schauspiel „Neigung" im Wiener Burgtheater hatte ich keinen Theaterzettel bei mir, sah also nicht, dass Jos. Liborius von Köstler als „Kassierer" bezeichnet sei. Zwar sagt er bald nach seinem Auftreten, er arbeite im Amte ums tägliche Brot, da aber fortwährend von seinen Erfindungen die Rede ist, sie die Hauptrolle spielen, kam es mir gar nicht zum Bewusstsein. Ich hielt also Köstler für eine Neuauflage des Hjalmar Ekdal in Ibsens „Wildente" und wurde durch den weiteren Verlauf des Stückes nicht aufgeklärt, so dass mir dann der dritte Aufzug, der Köstlers Defraudation enthält, überraschend kam; nun erst gieng mir ein Licht auf, das in meiner Erinnerung auch das Vorangegangene erhellte. Hier liegt die Schuld an David, der zu wenig exponiert hat, was für den Verlauf von Wichtigkeit ist. Aber die Thatsache erscheint mir für die Beobachtungen, die Heinzel anstellt, instructiv.

Heinzel beschreibt nun genau alles, was im altdeutschen Drama die beiden Eindrücke hervorruft. Man kommt nicht aus dem Staunen heraus, mit welcher Sorgfalt, welcher Feinfühligkeit die Beobachtungen angestellt sind, und mit welchem weitüberschauenden Geschick sie geordnet wurden. Hier wird nicht bloß der Ästhetik reichstes Material dargeboten, auch die Literaturgeschichte wird davon Gewinn ziehen müssen; jene, weil Heinzel zwar von der einen Gattung ausgeht, aber seinen Blick auf sie als Zweig der Kunst überhaupt richtet; diese, weil er durch das altdeutsche Drama gleichsam einen Querschnitt zieht und seine Eigenthümlichkeiten bis zu jenem Zeitpunkt ergründet, da sich die Einflüsse der Antike fühlbar zu machen beginnen. Dass Heinzels Methode sich auch auf andere Gattungen anwenden lässt, beweist mir die Arbeit eines meiner Schüler, der in Anlehnung an die

„Beschreibung der isländischen Saga“ noch vor dem Erscheinen des zweiten Heinzel'schen Werkes auf meinen Rath eine Beschreibung der Novellen in den Wanderjahren zustande gebracht hat.

Was mir nun in dem neuen Werke noch besonders wertvoll erscheint, ist die Ergänzung der Lehre vom künstlerischen Schein, die durch Heinzels Andeutungen am Schlusse des Buches wesentlich gefördert wird. Man muss sich der Unklarheiten erinnern, die neuerlich Eduard von Hartmann in seiner Ästhetik bei der Frage der „Scheingefühle“ angerichtet hat, um sich der tiefen Einsicht in das Wesen des ästhetischen Genusses bei Heinzel zu erfreuen. Die Ästhetik darf an diesen Partien nicht vorübergehen, sie wird aus ihnen Gewinn ziehen müssen, wenn endlich einmal der künstlerische Schein gründlich erforscht werden soll. Es wäre zu wünschen, dass Heinzel möglichst viele Nachfolger fände, damit das Material bald aufgearbeitet und für weitergehende Untersuchungen bereitgelegt werde. Das böte gerade den Verfassern von Programmen und Dissertationen reichen Stoff, denn hier lassen sich auch an einem verhältnismäßig engbegrenzten Stoffe wichtige Resultate gewinnen. Vor allem wäre zu wünschen, dass die Lyrik in Betracht gezogen würde, wofür bei Scherer, von Waldberg und anderen schon Vorarbeiten zu finden wären. Es kann von einer Vertiefung in das Wesen der Heinzel'schen Methode fruchtbringende Arbeit erwartet werden, nur darf der Leser nicht übersehen, dass sich Heinzel fast durchwegs mit Andeutungen begnügt, deren Verständnis sich nur einer nachschaffenden Versenkung erschließt. Vielleicht könnte man mit Abt Terrasson (Kants Kritik der reinen Vernunft, Hartensteins Ausgabe 1853, S. 11) sagen, dass sein Werk viel kürzer wäre, wenn es nicht so kurz wäre, aber man würde ungerecht, wenn man Heinzel nicht das Recht einräumte, sich an selbständig denkende, auch verborgene Feinheiten herausfindende Leser zu wenden. Ich kann nicht umhin, seine „Beschreibung des altdeutschen Dramas“ als eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Ästhetik zu bezeichnen, gerade weil sie sich so sehr bescheidet. Heinzel bietet Gold in Barren, andere können es ausmünzen.

Lemberg. R. M. Werner.

Dr. Ferdinand Khull, Des Ritters Hans von Hirnheim Reisetagebuch aus dem Jahre 1569. 27. und 28. Jahresbericht des II. Staats-Gymnasiums in Graz 1896 u. 1897. 32 u. 32 SS.

Khull hat 1897 im Verlage Styria in Graz auch das Reisetagebuch des Begleiters des Ritters von Hirnheim, des Pfarrers von Öttingen, Wolfgang Gebhardt, dieses leider in modernisierter Form, herausgegeben, so dass wir jetzt die vollständige Beschreibung der Pilgerfahrt dieser feuchtfröhlichen Reisegesellschaft seiner Für-

sorge verdanken. Nach dem kurzen Auszuge bei Röhricht und Meißner (Deutsche Pilgerreisen nach dem h. Lande, 447 ff.) war der vollständige Abdruck des vielen, culturhistorisch interessanten Materials wegen entschieden willkommen. Die Anmerkungen Khulls würde man gleichmäßiger ausgearbeitet wünschen. So schweigen sie zu Anfang der Reise ganz. Und doch ist es nicht so selbstverständlich, dass unter Sinnach zwischen Groß-Aitingen und Mindelheim das heutige Siebnach zu verstehen ist. (In dem Satze „und nach Linnach geritten ist, ungevehr 2 teutscher ... Meil Wegs“ ist das Komma vor „ist“ zu setzen.) Der Weg von Lindau nach Feldkirch führt über Füessen und Baurn: ist das Fussach und Dornbirn, älter Dornburren? Die Grenze zwischen dem grauen Bund und Österreich verläuft zwischen Maienfeld und einem Schloss des Erzherzogs Ferdinand, das erst Ruettenberg, dann Guetenberg genannt wird: welches ist das richtige? Vom Splügen an greifen die Anmerkungen zu Gebhardt helfend ein: man erfährt, dass Adung am Comer-See Dongo, nicht aber, dass Anes ebenda Nesso, dass Schera Gera bedeutet. Mit Voghera fangen die Anmerkungen zu Hirnheim an. Für Seravalle, wie Khull zu Hirnheim, oder Ceravalle, wie er zu Gebhardt angibt, ist wohl besser Serravalle zu schreiben. Die Flüsse Selzo, Banara, Sauiterna und Lauiola bedürften einer Erklärung: die ersten drei heißen heute Secchia, Panaro und Santerno, den letzten kann ich vorläufig nicht identificieren. In der Mitte zwischen S. Casciano und Siena nennt Hirnheim Ponschevons, Gebhardt aber Pontsenis: Khull erklärt das erste als Poggibonsi, das zweite als Ponzano, eines von beiden muss falsch sein, und zwar halte ich das letztere dafür. Der Fluss Carbia zwischen Siena und Buonconvento ist die Arbia, la Paylla aber der Paglio, die Negra bei Narni die heutige Nera, la Kinthe der heutige Chienti. Merkwürdig ist die Notiz über die Abruzzen, die irrthümlich als auf der linken Seite liegend genannt werden, während sie Gebhardt richtig als auf der rechten Seite liegend nennt, sie seien „keine rechte Landschaft aneinander, sondern lauter getailte Inseln“. Und was ist das für ein Monte Carun, auf dem die Sybilla gewesen sein soll? Der Wind Jeponente ist natürlich il ponente, die Landschaft Aquilia nichts anderes als Apulia. Von den Bocche di Cattaro nach Süden fahrend sehen sie zur linken Hand „2 Berg Casino genannt“: das ist wohl die Insel Saseno mit dem gegenüberliegenden Cap Glossa oder Linguetta. „Und ligt allernächst dabei die Stat Vulano; da hat es einen gewaltigen Port“; das kann unmöglich Salona sein, wie Gebhardt schreibt und Khull für richtig hält, vielmehr ist die Bucht von Valona gemeint mit der Stadt Valona oder Avlona. Bemerkenswert ist die Notiz über die giftigen Weiber auf Kandia (denn auf die Männer ist die Vorstellung, wie aus dem Wortlaute wahrscheinlich wird, erst vom Berichterstatter oder dessen Gewährsmann ausgedehnt), vgl. W. Hertz, Die Sage vom Giftmädchen, München 1893.

Die bei Candia liegenden Inseln Cosa major und minor sind Gavdos (Gozzo) und Gavdo pulon. Der Golf Setteliae ist nach den Parallelstellen bei Röhricht und Meißner der heutige Golf von Adalia. Die Landschaft Caramia gegenüber von Cypern ist natürlich das heutige Karaman, das alte Lykaonien, der Hauptttheil des Vilajets Konia. Es von der See aus zu sehen, wie behauptet wird, ist freilich kaum denkbar. Das türkische Sprichwort „wann sie einem hart trohen wöllen: man muss dich in Caramia schicken“ sieht aus wie ein Missverständnis des antiken „si quid cum periculo experiri velis, in Care id potissimum esse faciendum“ (Otto, Sprichwörter der Römer, S. 75). Die Gegend Carpofa auf Cypern ist das antike Carpasia, das heutige Risocarpasso, Salines daselbst ist Salamis (Röhricht und Meißner a. a. O. 512); wenn Hirnheim einen Ort Parolemni nennt, Gebhardt denselben aber Byla, so hat der letztere den Berg (Pyla) mit dem Flecken, der daran lag, verwechselt. Folkloristisch interessant ist die Meldung über das Haaropfer in der Kreuzfindungscapelle in Jerusalem. Ist das Dörflein Lemasothu zwischen Limissos und Salamis auf Cypern das heutige Masoton? Das in Lüften schwebende Kreuz bei Nicosia erinnert an den in Lüften schwebenden Sarg Mohammeds oder das in Lüften schwebende Sonnenbild im Serapeion in Alexandria (Burckhardt, Zeitalter Constantins, S. 196). Über die Paradiesäpfel bei Pavo (Paphos) und Thima (das heutige Ktima, nach Röhricht und Meißner sonst Retimo genannt) s. Abhandlungen z. germ. Philologie, Festgabe für R. Heinzel 1898, S. 400, Anm. Die Insel Scarpa ist das alte Karpathos, heute Scarpanto oder Kerpe. Der Stripelao, der „vor Zeiten Helepontus gehaissen“, ist natürlich der Archipelagus; was von ihm erzählt wird, weist auf die Quelle von Marlowes Jew of Malta, s. L. Kellner, Engl. Studien 10, 80 ff. Capo de Hallo bei Modon ist Capo Gallo, Mago nach Röhricht und Meißner Umago, Gravo in Friaul Fehler für Grado, die Flecken Grin und Tena zwischen Feltre und Trient sind Grigno und Tenna, Martera zwischen Sterzing und Innsbruck ist doch wohl nichts anderes als Matrei, Zoia vor Denklingen Schwabsoien, nicht Bayersoien.

Bern. S. Singer.

Deutsches Lesebuch für bayerische Mittelschulen in fünf Bänden für die 1.—5. Classe. Herausgegeben von den Gymnasiallehrern Dr. A. Ipfelkofer (I: X u. 190 SS., II: X u. 196 SS.), Dr. J. Schmaus (III: IX u. 169 SS.), Dr. A. Weninger (IV: IV u. 222 SS.) und J. Flierle (V: VIII u. 240 SS.). Bamberg, C. C. Buchner Verlag (Rudolf Koch) 1898.

Die Zahl der Lesebücher, die an deutschen Schulen in Verwendung stehen, ist in den letzten Jahren beträchtlich groß geworden. Wenn es aber zu den Hauptaufgaben des Unterrichtes

in der Muttersprache gehört, mit der Liebe zur Sprache auch die Liebe zur Heimat, zu dem Boden, auf dem jene geworden ist, zu befestigen, so wird diese Thatsache niemand wundernehmen. Die Herausgeber dieses bayerischen Lesebuches habe ihre Aufgabe in sehr befriedigender Weise gelöst. Es gewährt dem Fachmanne ein Vergnügen, ihren Intentionen, die überall vorhanden sind, nachzuspüren und die Planmäßigkeit der Anlage zu erkennen.

In jedem Bande sind Prosa und Poesie getrennt. Die Prosastücke, an Umfang zumeist das Vierfache des poetischen Theiles, zerfallen im 1. Bande in sieben Abtheilungen: I. Märchen, Fabeln, Legenden, II. Aus Sage und Geschichte, III. Erzählungen aus dem Menschenleben, IV. Bilder aus Natur und Menschenleben, V. Bilder aus der Heimat, VI. Lehrhaftes, VII. Briefe. Die zweite Hälfte des Buches bringt I. Erzählende Gedichte *a*) Fabeln, *b*) Aus Sage und Geschichte, *c*) Aus dem allgemeinen Menschenleben (ein nicht gerade glücklich gewählter Titel!), II. Lyrische Gedichte (Gott — Natur — Mitmenschen — Vaterland), III. Lehrhaftes, Räthsel. Schon diese Anführung lehrt, dass ein Parallelismus beider Theile vorhanden ist. In der That bilden die Prosastücke in vielen Fällen die Vorbereitung für die poetischen Stücke, wodurch ein reinerer Genuss der Gedichte ermöglicht wird. In den folgenden Bänden ist die Anlage ähnlich. Im II. Bande sind die Märchen spärlicher vorhanden, im III. verschwinden sie ganz aus dem Buche, dafür kommen im II. Bande die Parabeln als eine neue Gattung hinzu. Im III. Bande fehlen die Briefe, im IV. und V. sind die Prosastücke nur mehr in zwei Hauptabtheilungen (I. Sage, Geschichte, Menschenleben, II. Natur, Länder- und Völkerkunde) gegliedert; auch die Poesie bietet nur Epik und Lyrik.

Die Auswahl ist durch mancherlei Rücksichten bedingt. Selbstverständlich wird der Concentration des Unterrichtes durch die geschichtlichen, geographischen und naturwissenschaftlichen Lesestücke Rechnung getragen. Nicht nur in den poetischen Stücken, was näher liegt, auch in der Prosa wird vielfach neueren Autoren ein Platz eingeräumt. und man freut sich, neben den bekannten Namen auch solchen zu begegnen, die wir in Schullesebüchern selten oder gar nicht antreffen (Gregorovius, V. Hehn u. a.). Das patriotische Moment tritt stark hervor, ohne aufdringlich zu sein, bayerischer Sage und Geschichte, bayerischem Volksthum und bayerischen Autoren ist ein breiter Raum gegönnt. Dabei werden die Großthaten des deutsch-französischen Krieges durch zahlreiche Aufsätze und Gedichte in lebendiger Erinnerung erhalten. Aber auch ein Blick auf die Nachbarländer wird nicht verschmäht. Andreas Hofer und Kaiser Josef haben ihre Stelle, Tirol und die Pussta, die Donau bis Wien, die Adelsberger Grotte usw. werden gelegentlich vorgeführt. Auch österreichische Autoren, volksthümliche zumal wie Rosegger und unser College Wichner, finden mehr Berücksichtigung als in unseren Lesebüchern. Nicht die Pedanterie des

Schulmeisters, der nur bestimmte Schulzwecke vor Augen hat, sondern ein freierer Geist hat die Herausgeber in richtiger Weise geleitet. Die Liebe zum Volksthum und zur Landschaft tritt überall anmuthend hervor, und an bedeutsamen Stellen wird es nie versäumt, die Blicke der Schüler auch auf die höheren Dinge zu lenken, auch das religiöse Bedürfnis findet die gehörige Berücksichtigung.

In vielfacher Weise haben die Herausgeber auch den stilistischen Zwecken des deutschen Unterrichtes gerecht zu werden gesucht, doch wie mir vorkommt, mehr in den ersten zwei Bänden als in den übrigen. Der Lehrer wird eine Fülle passenden Stoffes zu Nachbildungen vorfinden und, da er an die Reihenfolge nicht gebunden ist, auch in gehöriger Steigerung der Anforderungen vorgehen können. Sehr zweckmäßig ist die Anlage des Inhaltsverzeichnisses. Lampels feinsinnig angelegtes Lesebuch für die österreichischen Mittelschulen, dem die Herausgeber — das sei kein Tadel! — mehr als einmal Anregungen verdanken, gruppiert die Stücke um bestimmte Ideen, Pflichtenkreise usw. Die Herausgeber haben diese Anordnung, die dem Lehrer eine gebundene Marschroute vorschreibt, verschmäht, dafür aber im Inhaltsverzeichnis die Zusammengehörigkeit gewisser Stücke angedeutet. Sie haben ferner unter jedem Lesestücke die Quelle nachgewiesen, ein Vorgang, der zu loben ist, weil er beweist, dass sie selbst darauf zurückgegangen sind und sorgfältigen Text zu bieten bemüht waren. Auch auf Anschauungsmittel, die beim Unterrichte zu verwenden sind, wird gelegentlich hingewiesen.

Zum Schlusse nur einige Bemerkungen, durch die ich den Wert des Buches nicht herabsetzen möchte. In den ersten Bänden scheint mir der tändelnden Gattung des Räthsels zuviel Raum gegönnt, wir haben genug zu thun, die Jugend in diesem Alter von Tändeleien abzulenken. Bd. I, St. 8, 9, 10. Diese Stücke, die, wie mir vorkommt, der Phantasie des Kindes Gewalt anthun, halte ich für wenig passend. Ein Fingerhut erzählt seine Geschichte, muss aber dabei fortwährend auf Verhältnisse zurückgreifen, in denen er noch kein Fingerhut war, sondern nur ein Stück Eisen. Einem Minister, der in Finanznöthen ist, werden die Kinder wenig Verständnis entgegenbringen, ebensowenig einem Stiefelknechte, der mit seinem bescheidenen Lose zufrieden ist. St. 18 „Der Mops und der Mond" hat sehr schlechte Prosa, es ist offenbar aus einem Gedichte entstanden, zum Theile sind noch die Reime stehen geblieben, überdies fast durchwegs der jambische Rhythmus: Es war einmal ein dummer, fetter Mops, der gieng bei hellem Mondschein einst spazieren. Da kam ein Graben in die Quer usw., nein — hinein, leid gethan — Himmelsbahn. S. 44 sie beschlossen, sich einander zu verderben, S. 110 schnappen — sich einander weg (dieses hässliche „sich einander", bei Rosegger häufig, finde ich auch bei Gutzkow). Bd. II, St. 45. Reineke Fuchs. Der

Übelthäter wird zum Schlusse wirklich gehängt. Diese Umdichtung ist zwar unleugbar höchst moralisch, ob aber mit Rücksicht auf Goethes Gedicht zweckmäßig, bleibt fraglich. Bd. III, St. 8 scheint mir aus Gründen, die ich hier nicht erörtern kann, nicht unbedenklich.

Wien. Franz Spengler.

Groag E., Zur Kritik von Tacitus' Quellen in den Historien. XXIII. Supplementband der Jahrbb. f. class. Philol. S. 711—799. Sonderabdruck. Leipzig, Teubner 1897.

In dem ersten Abschnitte handelt der Verf. dieser gewissenhaften und fleißigen Untersuchung über das dem Tacitus zugängliche und von ihm auch gelegentlich in den Annalen citierte urkundliche Material: die Senatsacten, die Stadtzeitung, von deren Beschaffenheit man einiges weiß, und über die commentarii principum, das kaiserliche Cabinetsarchiv, von dem man nichts weiß, das daher auch als Quelle des Tacitus aus dem Spiele gelassen wird. G. bemüht sich, aus den in den Historien dargestellten Senatsverhandlungen die Benützung der acta senatus auf innere Gründe hin für eine ziemliche Anzahl von Stellen zu beweisen. Als äußeren Grund bringt der Verf. nur vor, dass die dem Tacitus und Plutarch gemeinsame Quelle die Darstellung der Vorgänge im Senate nicht enthalten haben könne, weil diese bei Plutarch fehlen; die inneren Gründe laufen zumeist darauf hinaus, dass Tacitus diese Vorgänge ohne alle Schwankungen erzählt, dass sich diese Sicherheit auch auf geheime Sitzungen erstreckt, folglich Excerpte aus den Acten vorliegen. G. glaubt ferner, dass die Senatsacten einfach und unverfälscht die Thatsachen verzeichneten und dass die Reden der Senatoren, die Äußerungen der Kaiser, die Referate von Beamten jedenfalls wörtlich darin aufgenommen waren. Damit wird auch für die taciteische Wiedergabe derselben ein hoher Grad von Zuverlässigkeit in Anspruch genommen.

Diese Auffassung bedarf sehr erheblicher Einschränkungen. Wie solche Gestionsprotokolle ausgesehen haben, wenn auch nicht gerade die des Senates, das kann man aus den Papyri römischer Zeit ersehen; sie enthielten kurze Angaben der wichtigsten Vorgänge und kurze Auszüge aus den gehaltenen Reden. Der Aufsatz U. Wilckens über die Hypomnematismoi, sowie der erste Band der Berliner Papyrusedition und die Papyri über die Verhandlungen alexandrinischer Gesandtschaften mit Claudius und Trajan, die an verschiedenen Stellen veröffentlicht sind, bieten dafür sehr lehrreiche Beispiele. Die letzteren liefern zugleich aber wenigstens nach meiner Meinung den Beweis, dass nicht einmal die Form des actenmäßigen Berichtes, geschweige also die historische Bearbeitung, eine Garantie für die Authentie des Inhaltes bietet. Mir scheint

nämlich, dass die eben angeführten Verhandlungsberichte alexandrinischer Juden und Judengegner am kaiserlichen Hoflager — jüngst ist in den Oxyrhynchos papyri noch ein neues Stück hinzugekommen —, da sie zum Theile sehr viel spätere Abschriften sind, zum Theile in verschiedenen Fassungen vorliegen, mindestens zum Theile als Tendenzschriften und nicht als Acten oder Protokolle bezeichnet werden müssen. Die Form actenmäßiger Berichterstattung scheint in dieser Tendenzliteratur, die man heidnische Märtyreracten nennen darf, wie in den ältesten christlichen aus den ursprünglichen Aufzeichnungen festgehalten zu sein.[1]) Allein selbst zugegeben, dass die acta senatus die Reden vollständiger enthielten als die Hypomnematismoi, dass z. B. besonders wichtigere Enunciationen des princeps, wie z. B. die Rede des Claudius für das Bürgerrecht der Gallier, wörtlich — sammt den jetzt aus den Protokollen unseres Abgeordnetenhauses verbannten Zwischenrufen — wiedergegeben waren, so folgt doch daraus noch keineswegs deren getreue Wiederholung durch Tacitus. Im Gegentheile, gerade die Wiedergabe der in ihrem Wortlaute durch die Lyoner Tafel bekannten Rede des Claudius bei Tacitus zeigt die weitgehende Stilisierung des amtlichen Textes auch in solchen Fällen, wo er wirklich benützt ist. Die gleiche Beobachtung lässt sich aber auch an allen anderen Reden, die Tacitus eingefügt hat, machen. Es gibt keinen antiken Schriftsteller, der die Erzählung der Ereignisse und die darin eingelegten Reden so einheitlich gestaltet hat wie Tacitus, keinen, bei dem so vielfach in der Rede auf vorher Erzähltes Bezug genommen wird wie bei diesem; von authentischer Wiedergabe der Reden kann also nicht gesprochen werden. Urkundliche Genauigkeit, eindringliche Forschung ist keineswegs sein oberster Zweck, die Stärke seines Werkes liegt nicht darin. Ich bezweifle gar nicht, dass Tacitus solche urkundliche Quellen gekannt und für sein Geschichtswerk auch verwertet hat, allein der Nachweis für deren Benützung an bestimmten Stellen lässt sich m. E. nicht überzeugend führen. Es ist besonders misslich, zwischen der Benützung der Senatsacten und der acta diurna zu unterscheiden und die Senatsverhandlungen betreffenden Abschnitte den ersten zuzuweisen, wie dies G. thut, da an der einzigen Stelle, die uns über die Benützung der acta diurna direct Aufschluss bietet, Plinius den Tacitus gerade bezüglich einer den Senat betreffenden Sache nicht auf die Senatsacten, sondern auf die acta diurna verweist.

Die zahlreichen Übereinstimmungen zwischen den fünf ersten Büchern der Historien und Plutarchs Biographien erklärt G. aus der Benützung einer beiden Autoren gemeinsamen lateinischen Quelle. Diese Ansicht, die bereits von mehreren Forschern ver-

[1]) Hierüber bringt ein Aufsatz in U. Wilckens „Archiv für Papyrusforschung und Verwandtes“ nächstens eingehendere Nachweise.

treten wird, hat der Verf. deshalb nochmals eingehend begründet, weil er der Meinung ist, dass Tacitus dieser gemeinsamen Quelle nicht so vieles entlehnt hat, als bisher angenommen wurde. Er hebt daher besonders jene Punkte hervor, an denen Tacitus mehr bietet als die ihm mit Plutarch gemeinsame Quelle und wo sich bei Tacitus Spuren von Kritik an deren Angaben erkennen lassen. Auch in diesem Abschnitte kann im allgemeinen die Richtigkeit der Ansicht des Verf.s zugegeben werden, ohne dass darum im einzelnen alles das bei Tacitus, was nicht der gemeinsamen Quelle angehört, gerade aus anderen Berichterstattern stammen muss. Wiederholt macht G. die größere Klarheit der taciteischen Darstellung als Grund für die Benützung anderer Quellen neben der gemeinsamen geltend. Dieser Grund ist aber keineswegs zwingend, ja nicht einmal wahrscheinlich, weil dieser Unterschied der Anschaulichkeit ebensowohl durch die verschiedene Befähigung und die verschiedenen Absichten des Tacitus und Plutarch bedingt sein kann.

Für Sueton kommt G. zu dem Ergebnisse, dass er aus der Plutarch und Tacitus gemeinsamen Quelle, aus Tacitus selbst und mindestens noch einem dritten Berichterstatter geschöpft habe. Der Verf. beschränkt sich darauf, die für die directe Benützung des Tacitus bei Sueton beweisenden Stellen zu besprechen. Er sucht dann die Abfassungszeit, Umfang und Beschaffenheit der Plutarch und Tacitus gemeinsamen Quelle zu bestimmen, handelt hierauf über die von Tacitus citierten Autoren: Cluvius Rufus, Plinius, Vipstanus Messalla und Fabius Rusticus, von denen die beiden ersten als die gemeinsame Quelle Plutarchs und des Tacitus bereits in Betracht gezogen worden sind, um dies bezüglich aller in Abrede zu stellen; für Fabius Rusticus als diese Quelle spricht nach seiner Meinung nur eine „entfernte Möglichkeit". Auf andere literarische und mündliche Quellen wird kurz hingewiesen und schließlich eine zusammenfassende Schilderung der Quellenbenützung des Tacitus gegeben, in der wie in der Untersuchung selbst darauf besonderes Gewicht gelegt wird, dass Tacitus immer diejenige unter seinen zahlreichen Quellen bevorzugt habe, die er für die bestunterrichtete hielt, und dass er nirgends einer Vorlage blindlings gefolgt sei, sondern sie immer mit Hilfe anderer Berichte ergänzt und vervollständigt habe. Ich glaube, dass damit eine Seite der Thätigkeit des Tacitus, sein Streben nach wissenschaftlicher Genauigkeit, in den Vordergrund gestellt wird, die bei ihm nur eine untergeordnete Rolle spielt; dass er, wie G. sagt, die Gabe großer Geschichtschreiber besessen habe, unter seinen zahlreichen Quellen die jeweilig beste herauszufinden, muss geradezu in Abrede gestellt werden; Tacitus ist darum doch einer der größten antiken Geschichtschreiber, denn deren Größe beruht eben nur ausnahmsweise in der wissenschaftlichen Kritik der ihnen vorliegenden Berichte.

Öhler Raimund, Der letzte Feldzug des Barkiden Hasdrubal und die Schlacht am Metaurus. Berliner Studien f. class. Philologie und Archäologie. N. F. II. 1. Berlin, Calvary 1897. Preis 3 Mk.

Der Verf. sucht die nicht sehr klare und zuverlässige Überlieferung, die über das Zusammentreffen des Heeres des Hasdrubal mit dem römischen bei Sena und den darauf folgenden Rückmarsch des Karthagers an den Metaurus vorliegt, durch ein genaues Studium des Geländes aufzuhellen; er hat die Gegend sowohl selbst besucht als auch die darüber vorliegende ältere Literatur und die neuesten Studien des Hauptmannes V. Pittaluga herangezogen.

Vor allem vertritt Ö. mit diesem die Ansicht, dass der Ritt der vier gallischen und zwei numidischen Reiter durch fast ganz Italien und deren Gefangennahme im tarentinischen Gebiete, wie bei Livius berichtet wird, ins Bereich der Fabel gehört. Diese Reiter, die Hasdrubals Depesche, worin Narnia als der Ort der Zusammenkunft bestimmt war, an Hannibal befördern sollten, seien vielmehr von den in Nord- und Mittelitalien stehenden römischen Truppen abgefangen worden, und der Consul Cl. Nero habe also auch den Marsch von Canusium nach Sena nicht aus eigener Initiative unternommen und diese 370 km lange Strecke nicht in sechs Tagen zurückgelegt, sondern er erhielt von Rom aus dazu den Auftrag, den er in etwa 15 Tagen ausgeführt hat. Die Annahme einer solchen, die Wirksamkeit des Cl. Nero verschönernden Fälschung findet ihre Bestätigung darin, dass in dem Berichte über die Schlacht selbst, für den wir neben Livius auch Polybios besitzen, bei Livius dem Cl. Nero sein Umgehungsmarsch allerdings als eine große Leistung noch einmal angerechnet erscheint, während er nach Polybios nur etwas selbstverständliches thut.

Dies scheint mir ein gesichertes Ergebnis der Kritik, wenn ich auch nicht glaube, dass der Befehl an Cl. Nero gerade vom Senat ausgegangen ist. Bei dieser Annahme spielt nämlich die moderne Vorstellung eines großen Hauptquartiers, von dem aus die verschiedenen Armeen die Befehle erhalten, herein. Die Aufforderung an Nero zur Mitwirkung bei Sena mit einem Theile seiner Truppen kann meines Erachtens auch von einem der in Mittelitalien Commandierenden ausgegangen sein.

Die auf der Karte des Schlachtfeldes eingezeichneten Stellungen des Hasdrubal und seiner römischen Gegner halte ich für minder sicher, wie denn die beiden sachverständigen Kenner des Geländes, Pittaluga und der Verf., sich über diesen Punkt auch nicht ganz haben einigen können. Doch liegt das in der Natur der Aufgabe begründet, nur mit Hilfe von Schilderungen der Schlacht, die in topographischer Hinsicht und was ihre Vollständigkeit betrifft, so gut wie alles zu wünschen übrig lassen, in einem verhältnismäßig doch recht ausgedehnten Gebiete die Aufstellungen festzulegen.

Wenn Ö. endlich für die herkömmliche Auffassung des Umgehungsmarsches der Abtheilung des Nero in der Schlacht vom

rechten auf den äußersten linken Flügel der ganzen römischen Aufstellung gegen die abweichende Deutung Pittalugas vom rechten auf den linken Flügel seiner eigenen Truppen eintritt, so wird ihm und Hultsch darin beizustimmen sein.

Schmeding-Duisburg, Die neuesten Forschungen über das classische Alterthum, insbesondere das classische Griechenland. Osterwieck (Harz), Zickfeldt 1897, VIII u. 56 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Auf den Verf. dieser Schrift hat das schon 1882 erschienene, ihm also offenbar sehr verspätet bekannt gewordene Werk von J. Schvarcz über die Demokratie von Athen einen so nachhaltigen Eindruck gemacht, dass er unter unzutreffendem Titel den Lesern jetzt einen Auszug daraus bietet. Schm. will dazu beitragen, dass dieses Werk in die Hände der allgemein Gebildeten, der praktisch thätigen Lehrer, in die Schulbibliotheken der höheren Lehranstalten, in die maßgebenden pädagogischen Kreise gelange und die unhaltbaren Anschauungen über die Griechen und die daraus folgenden verderblichen Einrichtungen beseitigen helfe.

Diese unhaltbaren Anschauungen bestehen darin, wenn man glaubt, dass die Griechen außer auf dem Gebiete der Kunst und Dichtung irgend etwas Bewundernswertes geleistet hätten; an ihre Stelle hat der Abscheu vor hellenischem Trug, Falschheit, Arglist. Grausamkeit zu treten. Die verderblichen Einrichtungen bestehen darin, dass die unhaltbaren Anschauungen in der Schule gelehrt und im Publicum verbreitet werden.

Die maßlosen Übertreibungen, Einseitigkeiten und Irrthümer des Buches von Schvarcz, die der Verf. dieser Schrift nachbetet und um einige eigene vermehrt, erschweren das Zugeständnis, dass thatsächlich eine verschönende Auffassung der griechischen Geschichte besteht, die bekämpft werden muss und in der dem Verf. nicht bekannten „neuesten Forschung" auch thatsächlich bekämpft wird. Ganz verkehrt ist es aber, die das Hellenenthum idealisierende Richtung nun durch das entgegengesetzte Extrem ersetzen zu wollen, moderne Gesichtspunkte für das Urtheil und das Pathos sittlicher Entrüstung als Maßstab, noch dazu oft an unrechter Stelle, anzuwenden. Weder auf diesem noch auf jenem Wege kommen wir zu einer wirklich richtigen Anschauung. Wie dies zu geschehen hat, ist eine Frage, die lediglich die Wissenschaft angeht; der Verf. dieser Schrift gibt zahlreiche Beweise, dass ihm dieses Gebiet fremd ist, verlangt aber ohneweiters die Nutzanwendung seiner Darlegungen in der Schule, deren Berechtigung selbst dann noch als zweifelhaft gelten müsste, wenn J. Schvarcz an Stelle der unhaltbaren Anschauungen wirklich haltbarere gesetzt hätte.

Graz. Adolf Bauer.

Adalbert **Breuer**, Elementar entwickelte Theorie und Praxis der Functionen einer complexen Variablen in organischer Verbindung mit der Geometrie. Ein Handbuch für Lehrer und Freunde der Mathematik. Mit 84 Figuren. Wien, C. Daberkow 1898. gr. 8°, VIII u. 205 SS. Preis 3 fl. = 5 Mk.

Der Verf. reproduciert hier mehrere seiner vor einigen Jahren erschienenen Arbeiten über complexe Zahlen und geometrische Constructionen in erweiterter und zusammenhängender Form. Um möglichst viele Leser zu gewinnen, hielt er es für geboten, auch die Elemente der Functionentheorie und die Principien der neueren Geometrie in das Buch aufzunehmen.

Um die Behandlung des Stoffes zu charakterisieren, dürfte es genügen, zwei Punkte hervorzuheben.

Im §. 1 wird die Construction der „surdischen" Zahlen, d. h. der Zahlen von der Form $a + \sqrt{b}$ besprochen und dabei bemerkt: „Um algebraisch-irrationale Zahlen abzubilden, bedient man sich eines Kreises usw.", ferner: „Durch Fortsetzung dieses Verfahrens lässt sich das System der surdischen Zahlen beliebig erweitern und die Zahlenlinie in Gedanken unendlich-eng punktieren." Dies klingt gerade so, als könnte man beliebige irrationale Zahlen mit Zirkel und Lineal abbilden, also die alten Probleme der Verdopplung des Würfels, der Dreitheilung des Winkels und der Quadratur des Kreises durch geometrische Constructionen lösen.

Im §. 2 gelangt der Verf. auf dem Wege der Analogie mit der Construction der surdischen Zahlen zu einer geometrischen Darstellung der complexen Zahlen, welche, genau genommen, nicht neu ist.[1]) Aber auch abgesehen davon, ist die Kritik der von Gauss herrührenden geometrischen Interpretation der complexen Zahlen sowohl dem Inhalte als der Form nach zu missbilligen. Durch die Äußerungen (S. 7 u. 8): „Allerdings müsste mit der schon sehr stark eingewurzelten Gauss'schen Auffassung in der Geometrie, welche bloß für das graphische Rechnen ihre Berechtigung hat (!), ein für allemal gebrochen werden", ferner: „Es ist sehr zu beklagen, dass ein Genie wie Gauss bei der Darstellung des Imaginären insoferne eine Unterlassung begieng, als er seine richtigen Figuren nicht von beiden Gesichtspunkten aus erläuterte und dadurch die Geometrie in ihrer Entwicklung hemmte (!)" beweist der Verf., dass er die Bedeutung der Gauss'schen Darstellung der complexen Zahlen für die Algebra, die Integralrechnung und insbesondere für die Functionentheorie nicht zu würdigen weiß und ihr nur eine Berechtigung für das „graphische Rechnen" zuerkennt, womit wohl die geometrische Darstellung der Rechnungsoperationen mit complexen Zahlen gemeint ist.

---

[1]) Vgl. Salmon-Fiedler, Analytische Geometrie der Kegelschnitte (S. 25, 64 usw. der 4. Auflage), wo auch die ältere Literatur dieses Gegenstandes erwähnt ist.

Dr. August Föppl, Vorlesungen über technische Mechanik. 3. Band: Festigkeitslehre. Mit 70 Figuren. Leipzig, Teubner 1897. gr. 8°, XVI u. 472 SS. Preis 12 Mk.

Der an der technischen Hochschule in München wirkende Verf. gedenkt seine Vorlesungen über technische Mechanik in vier Bänden zu veröffentlichen, welche die Einführung in die Mechanik, die graphische Statik, die Festigkeitslehre und die Dynamik enthalten sollen. Zunächst erschien im Jahre 1897 der dritte Band, welcher die Lehre von der Festigkeit und der Elasticität behandelt, dann folgte im vorigen Jahre der erste Band mit der Einführung in die Mechanik, während der zweite und der vierte Band im Laufe der nächsten zwei Jahre erscheinen sollen.

Der vorliegende dritte Band enthält in eilf Abschnitten Folgendes: Allgemeine Untersuchungen über den Spannungszustand. Elastische Formänderung. Beanspruchung des Materials. Biegung des geraden Stabes. Die Formänderungsarbeit. Stäbe mit gekrümmter Mittellinie. Stäbe auf nachgiebiger Unterlage. Die Festigkeit von ebenen Platten, die am ganzen Umfange unterstützt sind. Die Festigkeit von Gefäßen unter innerem oder äußerem Überdrucke. Die Verdrehungsfestigkeit. Die Knickfestigkeit. Grundzüge der mathematischen Elasticitätstheorie.

Der Verf. benützt bei der Bearbeitung dieses Bandes zahlreiche Versuche, welche er in dem zu seinem Lehrstuhle gehörenden Laboratorium angestellt hat. (Die Nothwendigkeit und Nützlichkeit solcher Laboratorien für die technische Mechanik, für den Maschinenbau usw. ist auch in Österreich längst erkannt und wiederholt betont worden, jedoch bisher leider ohne Erfolg.) Über den Wert der Versuche für die technische Mechanik sagt der Verf. S. 56: „Dass ein zweckmäßig angelegter und sorgfältig durchgeführter Versuch mehr Beweiskraft hat als eine theoretische Entwicklung, soll hier noch ausdrücklich ausgesprochen werden. Man hat dies in technischen Kreisen lange Zeit hindurch verkannt, die Anstellung von Versuchen unterlassen und nur auf die herkömmliche Berechnung vertraut. Heute hat sich das Blatt gewendet; es ist aber ebenso ungerechtfertigt, wenn man, wie es nun zuweilen geschieht, die theoretischen Betrachtungen geringschätzig beurtheilt. In der That kann vielmehr ein Versuch nur von jenem zweckmäßig angelegt und richtig gedeutet und verwertet werden, der die Theorie beherrscht."

Das Werk ist außerordentlich klar geschrieben und durch 46 zum Theile vollständig durchgerechnete Übungsbeispiele erläutert. Mehrere derselben sind von allgemeiner Bedeutung und dienen auch zu einer wesentlichen Ergänzung des Textes. Ref. ist überzeugt, dass nicht bloß Studierende, sondern auch in der Praxis stehende Techniker dieses Werk mit großem Nutzen gebrauchen können, und empfiehlt es daher aufs beste.

Graz. Dr. Fr. Hočevar.

Jakob Steiners Vorlesungen über synthetische Geometrie.

2. Theil. Die Theorie der Kegelschnitte gestützt auf projective Eigenschaften. Auf Grund von Universitätsvorträgen und mit Benützung hinterlassener Manuscripte Jakob Steiners bearbeitet von Heinrich Schröter. 3. Aufl., durchgesehen von Rudolf Sturm. Mit 103 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1898.

In der vorliegenden Auflage finden wir gegenüber der vorhergehenden keine Modificationen in inhaltlicher Beziehung, wohl aber in Bezug auf äußere Änderungen, Kürzungen, Umstellungen und Veränderungen in der Terminologie. Der in den „Aufgaben und Sätzen" enthaltene Übungsstoff wurde um die Ableitung einiger metrischen Beziehungen vermehrt. Schröter hat für die Veranstaltung der 2. Auflage einige Notizen vorbereitet; durch die Kürzungen, welche an der 3. Auflage angebracht wurden, wurde Raum geschaffen, um einigen weiteren Notizen Schröters Eingang zu verschaffen. Von weitergehenden Änderungen seien erwähnt: die Einführung der von Kegelschnitten getragenen projectiven Punktreihen und Strahlenbüschel und deren Anwendung sowie das intensivere Eingehen auf die Fälle der Ähnlichkeit von zwei Kegelschnitten. Die Anordnung des Stoffes ist dieselbe geblieben: Zuerst werden die projectiven Beziehungen von Punktreihen und Strahlbüscheln aufeinander dargestellt, dann wird der Kegelschnitt als Erzeugnis projectiver Gebilde betrachtet, wobei am Schlusse dieses Abschnittes einige sehr bemerkenswerte metrische Beziehungen der Kegelschnitte deduciert werden; im weiteren Verlaufe finden wir Erörterungen über Kegelschnittsbüschel und Kegelschnittsscharen, dann über das Polarsystem und das Kegelschnittsnetz. Außer den früher genannten Aufgaben und Sätzen, welche dem Buche beigefügt sind, hat der jetzige Herausgeber eine kurze Biographie der beiden Verfasser des Buches, Jakob Steiner und Heinrich Schröter, entworfen.

Wir sind der Verlagsbuchhandlung und dem Herausgeber zu Dank verpflichtet, dass sie eine Neuauflage des berühmten Buches veranstalteten, das seit mehr als drei Decennien den Studierenden der synthetischen Geometrie der Kegelschnitte ein sicherer Führer und Rathgeber gewesen ist.

Elementare Vorlesungen über Elektricität und Magnetismus.

Von Silvanus Thompson, Professor der Physik am Technical College zu London. Autorisierte deutsche Übersetzung auf Grund der neuesten Auflage des Originales von Dr. A. Himstedt. 2. Aufl. Mit 283 im Texte befindlichen Abbildungen. Tübingen, H. Laupp 1897. Preis 7 Mk.

In dem Zeitraume von zehn Jahren, seitdem die erste deutsche Ausgabe der vortrefflichen elementaren Vorlesungen über Elektricität und Magnetismus von Prof. Thompson erschienen ist, hat gerade die Forschung auf dem Gebiete der theoretischen und angewandten Elektricität so bedeutende Fortschritte gemacht, dass die nunmehr

mit der Aufnahme derselben bedachte neue Auflage, die uns nun vorliegt, von den Fachgenossen, aber auch von solchen, welche gewohnt sind, gute elementare Darstellungen physikalischer Lehren zu lesen, freudigst aufgenommen werden wird. Der Text wurde an vielen Stellen verbessert und erweitert. In dieser Beziehung wollen wir im Folgenden das Wesentlichste erwähnen. Unter den Methoden, den elektrischen Zustand darzustellen, finden wir auch mit Vortheil jene der Kraftlinien angewendet, die wie elastische Fäden zwischen den positiv und negativ elektrisierten Körpern gespannt sind. Diese Vorstellung leistet bekanntlich die besten Dienste. Ausführlicher als in der 1. Auflage sind diesmal die Elektrisiermaschinen und deren Wirkungsweise auseinandergesetzt worden. Von den Influenzmaschinen werden jene von Töpler, dann die von Wimshurst und jene von Holtz ausführlich beschrieben und in sehr klarer Weise die Grundsätze auseinandergesetzt, welche bei der Erörterung der Wirkung derselben im Auge zu behalten sind. In der Theorie des Magnetismus wurde auch jener von Ewing gedacht, derzufolge die Molecüle eines Magnetes gegenseitig aufeinander einwirken. Interesse dürfte der Versuch erregen, der im §. 131 beschrieben ist, demgemäß eine Compassnadel mittelst einer passenden Anordnung durch den einen Pol eines Magnetes abgelenkt werden kann. In kurzer Weise ist auch die Theorie des Ablenkungs-Magnetometers erklärt worden. Die Eintheilung der galvanischen Elemente in solche mit mechanischer Depolarisation, mit chemischer Depolarisation und mit elektrochemischer Depolarisation ist jedenfalls eine vollkommen zweckentsprechende und übersichtliche. Auch die Lehre von den Galvanometern hat einige Ergänzungen erfahren. Für die Bestimmung der Richtung der Inductionsströme ist zu wiederholtenmalen die Daumenregel in Anwendung gebracht worden. Wie in der vorigen Auflage ist der zweite Theil des Buches der elementaren Theorie des Magnetismus und der Elektricität gewidmet. Wie man mit einem Quadranten-Elektrometer Potentialdifferenzen von 1000 Volt und darüber bestimmen kann, wird in §. 285 gezeigt; ebenso wird an derselben Stelle des Multicellular-Voltmeters gedacht. Die Beobachtungen über atmosphärische Elektricität sind gut skizziert, doch vermissen wir eine Darstellung der Theorien der Entstehung der Luftelektricität. Die magnetischen Eigenschaften des Eisens und Stahles wurden in der vorliegenden Auflage ausführlicher als in der ersten dargestellt, so die sogenannten Residuum-Wirkungen, die Theorie der Magnetisierungscyklen und der Hysteresis; ebenso ist das Princip des magnetischen Kreises eingehend behandelt worden. Neu aufgenommen ist auch die kurze Skizze, welche von den elektrodynamischen Stromwagen Kelvins handelt. Der Abschnitt über elektrische Messungen ist in meisterhafter Weise ausgearbeitet.

Der Abschnitt über Selbstinduction weist diesmal eine größere Vollständigkeit als in der früheren Auflage auf. Recht klar und mit weiser Beschränkung ist das theoretische Detail über die Wechselströme aufgenommen worden; namentlich ist gezeigt worden, in welcher Wechselbeziehung Capacität und Selbstinduction zueinander stehen. Die Arbeiten von Tesla hätten in dem vorliegenden Buche Berücksichtigung finden sollen. Neu hinzugekommen ist der schön ausgeführte Abschnitt über elektrische Wellen, sowie über Energiepfade nach den Forschungen von Poynting. Der Übersetzer musste anhangsweise das Wichtigste über die Röntgen'schen Strahlen hinzufügen, da der englische Autor diesen Forschungen gegenüber sich schweigend verhielt.

Wir empfehlen diese neue Auflage des bestens anerkannten Buches von neuem jenen, welche gründliche Kenntnisse in der elementaren Elektricitätslehre sich erwerben wollen.

Magnetische Kraftfelder. Die Erscheinungen des Magnetismus, Elektromagnetismus und der Induction dargestellt auf Grund des Kraftlinien-Begriffes von H. Ebert, Professor der Physik an der Universität Kiel. II. Theil. Mit 47 Abbildungen im Text und auf einer Tafel. Leipzig. J. A. Barth 1897.

Entsprechend dem Plane des Verf.s, die Lehre vom Magnetismus und der Elektricität dem neuesten Standpunkte der theoretischen Erkenntnis gemäß aus den Fundamenten zu entwickeln, hat der Verf. — wie schon bei der Besprechung des ersten Theiles hervorgehoben wurde — den Kraftlinienbegriff, den Begriff der magnetischen und elektromagnetischen Feldenergie und den der Symmetrie eines von magnetischen Kräften erfüllten Mediums scharf betont. Er hat die qualitativen Erscheinungen vor den quantitativen auseinandergesetzt und dadurch dem experimentellen Theile der vorgetragenen Lehren in ganz entsprechender Weise Rechnung getragen. Wertvoll ist auch die an vielen Stellen des Buches vorgenommene Einführung von Modellen zur Erläuterung des Zustandekommens der einzelnen Erscheinungen und zur lichtvollen Darlegung der eingeführten Theorien. Im 3. Abschnitte des Buches werden die Erscheinungen der Induction behandelt. Zuerst bespricht der Verf. das Schneiden der Kraftlinien, dann die Energetik des Inductionsvorganges, wobei im Anschlusse an die Betrachtungen von Helm und Ostwald die Eigenschaften der Energiefactoren auseinandergesetzt werden. Wichtig für die späteren Untersuchungen war die Erläuterung der Beziehungen zwischen magnetischer und elektrischer Kraft durch ein kinematisches Modell. Im Anschlusse an die Einführung der Energiefactoren sind die wesentlichsten Typen der Generatoren und Transformatoren elektrischer Energie auch durch entsprechende Modelle erläutert vorgeführt worden. Im weiteren Verlaufe werden die Coefficienten der Selbstinduction und der wechselseitigen In-

duction physikalisch gedeutet und die Erscheinung der Selbstinduction durch die Bewegung eines Monocykels, jene der wechselseitigen Induction durch ein Dicykelmodell illustriert. Die von Helmholtz aufgestellte Cykelntheorie hat sich auch bei der Veranschaulichung der Erscheinungen der Transformation elektromagnetischer Feldenergie in Wärme und des Stromverlaufes in Gleichstrom- und Wechselstromkreisen in bester Weise bewährt.

Der 4. Abschnitt handelt zuerst von der Wanderung und Anhäufung elektrischer Feldenergie; als mechanisches Beispiel der Energiewanderung wird das Modell des elastisch gekoppelten Cykels vorgeführt; dann wird die Regel von Poynting für die Energiewanderung im elektromagnetischen Kraftfelde betrachtet. Aus der allgemeinen Stromgleichung für einen Träger mit Inductanz, Resistenz und Capacität wird die Theorie der elektrischen Schwingungen entwickelt, wobei auch immer an den mechanischen Analogien festgehalten wurde. Die allgemeinen Feldgleichungen, wie sie nach der Theorie von Maxwell-Hertz Geltung haben, werden zunächst in Form von Vectorgleichungen, dann in Coordinatendarstellung angegeben und auf die Aufgaben der Elektrooptik in Anwendung gebracht. Für das Streben, den neueren Anschauungen eine theoretische Verallgemeinerung und Vertiefung zu geben, musste zu der Theorie allgemeiner Zustandsänderungen übergegangen werden. Zu diesem Zwecke wird die Energetik von Systemen eingeführt, deren Zustand durch beliebig viele allgemeine Coordinaten oder Parameter bestimmt ist. Weiter wird die Energetik polycyklischer Systeme behandelt, auf die Energie und Arbeitsleistungen derselben eingegangen und gelegentlich der Erörterung der Energetik der Monocykeln der Entropiebegriff verwendet. Ein Kraftfeld, das von beliebig gestalteten und beliebig vertheilten Magneten, sowie von Leitungs- oder Verschiebungsströmen innerhalb des Feldmediums herrührt, kann vollkommen mit Theilchen erfüllt gedacht werden, deren Zustand achsialen Charakter hat; diese Theilchen stellen somit in ihrer Gesammtheit ein polycyklisches System allgemeinster Art dar. Als Haupttypen polycyklischer Bewegungssysteme werden die adiabatisch cyklischen und die isocyklischen Bewegungsformen entsprechend den Forschungen von Hertz auf diesem Gebiete eingeführt. Bei ersteren bleiben alle cyklischen Momente dauernd constant, bei letzteren bleiben die cyklischen Intensitäten dauernd constant. Die Kräftefunctionen dieser beiden Bewegungssysteme werden erörtert und auf den Energieumsatz derselben näher eingegangen. Der Zusammenhang der Theorie der adiabatischen Cykelbewegungen und des Franz Neumann'schen Gesetzes der Induction wird ins klare Licht gesetzt und die allgemeinste Fassung des Lenz'schen Gesetzes aufgestellt. Bei der adiabatischen Zustandsänderung eines cyklischen Systems erleiden die cyklischen Intensitäten stets Änderungen in solchem Sinne, dass die von diesen

Änderungen hervorgerufenen Kräfte die erzeugende Zustandsänderung aufzuhalten streben. Im letzten Abschnitte wird auf die reciproken Eigenthümlichkeiten cyklischer Systeme aufmerksam gemacht. Dadurch, dass der Verf. die von Hertz in seinem Werke „Die Principien der Mechanik" behandelten Untersuchungen ausführlich dargestellt hat, weil sie — wie er sehr richtig bemerkt — in dem gegenwärtigen Zeitpunkte in gewissem Sinne den Gipfel in der Entwicklung der theoretischen Anschauungen überhaupt über das Erscheinungsgebiet darstellen, hat er sich den Dank der Studierenden in hohem Grade verdient.

Das vorliegende Buch stellt wohl von allen bisher erschienenen Schriften über denselben Gegenstand eine der besten Entwicklungen des neuesten Standes der theoretischen Elektricitätslehre auf mechanischer Grundlage dar.

Allgemeine und physikalische Chemie. Von Dr. Max Rudolphi. Sammlung Göschen. Leipzig, Göschen'sche Verlagsbuchhandlung 1898.

Die große Bedeutung der physikalischen Chemie, welche dieselbe in unseren Tagen namentlich in Bezug auf das Studium der molecularen Erscheinungen erlangt hat, rechtfertigt vollkommen die Aufnahme der Grundzüge ihrer Lehre in die Göschen'sche Sammlung. Namentlich sind bei der Ausarbeitung dieser recht klar verfassten Schrift die Werke von Nernst, Ostwald und Lothar Meyer herangezogen worden. Theoretische Details mussten mehrfach berücksichtigt werden, das Verständnis derselben ist durch klare und bündige Sprache, durch Vermeidung längerer und schwierigerer mathematischer Entwicklungen wesentlich erleichtert worden. In der Einleitung werden den Grundpfeilern der heutigen Naturwissenschaft, dem Gesetze der Erhaltung der Energie und dem der Erhaltung des Stoffes, einige Betrachtungen und Erörterungen gewidmet. In dem Abschnitte über allgemeine Chemie werden nach Vorausschickung der Grundgesetze und fundamentalen Begriffe der allgemeinen Chemie die Eigenschaften der drei Aggregatzustände vom physikalischen Standpunkte aus betrachtet und auf die Errungenschaften der Moleculartheorie eingegangen. Experimentelle Methoden kommen nur insoferne zur Sprache, als dieselben für die Erweiterung und Ausbildung der Theorie sich erforderlich erwiesen; dies gilt z. B. von den Methoden zur Bestimmung der Dampfdichten der Körper. Die kinetische Theorie der Gase finden wir in ihren Grundzügen in den Rahmen der Betrachtungen einbezogen. In den Abschnitten über das periodische System der Elemente, die Wertigkeit der letzteren, die chemische Verwandtschaft, den chemischen Umsatz, das Gesetz der Massenwirkung (Guldberg-Waage), demzufolge im Gleichgewichtszustande die Umsetzungsquotienten in einem constanten Verhältnisse zueinander stehen, tritt der Verf. in das Gebiet der neuesten Forschungen in der physikalischen Chemie ein.

Er zeigt, wie das Gesetz der Massenwirkung experimentell geprüft werden kann, und erörtert im Folgenden die Gleichgewichtsbedingungen zwischen einem festen Körper und einem Lösungsmittel, dann die Dissociationserscheinungen, die Änderungen des Gleichgewichtszustandes mit Temperatur- und Druckänderungen, die Affinitätscoefficienten, deren Bestimmung und deren Abhängigkeit von der Natur und Constitution der Stoffe. Allerdings konnten bei der kurzen Darstellung, die dem Verf. geboten war, fast nur die Ergebnisse der Forschungen mitgetheilt werden. Die weiteren Partien der kleinen Schrift sind der Thermochemie, der Photochemie, der Elektrochemie und der Erörterung der magnetisch-chemischen Erscheinungen gewidmet worden. Die Grundzüge der Wärmetheorie sind — soweit sie der Verf. benöthigt — klar dargelegt worden; die Gesetze der photochemischen Wirkungen sind auf Grund aktinometrischer Versuche in entsprechender Weise vorgeführt.

In dem über Elektrochemie handelnden Abschnitte wurden die galvanischen Elemente und die Secundärelemente besprochen, ferner auf die Theorie der elektrolytischen Dissociation, auf die moleculare Leitfähigkeit von Elektrolyten, die Wanderungsgeschwindigkeit der Jonen, auf das Ostwald'sche Verdünnungsgesetz, auf die Analyse durch Elektrolyse näher eingegangen; nur kurz konnte die Anwendung der Elektrochemie in der Elektrotechnik berührt werden. Endlich wird der paramagnetischen und diamagnetischen Erscheinungen gedacht und der Begriff des Molecular- und Atommagnetismus dem Leser klargemacht.

Jedenfalls muss anerkennend hervorgehoben werden, dass es der Verf. verstanden hat, die Grundzüge der allgemeinen und physikalischen Chemie, deren Forschungskreis heute ein schon bedeutender geworden ist, in so k u r z e r Darstellung dem Verständnisse des Lesers nahezubringen.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften. Nr. 88, 89, 90, 91, 92. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1897.

In dem ersten und zweiten Bänchen, welche uns vorliegen, wird die Arbeit von Johann Friedrich Christian H e s s e l über K r y s t a l l o m e t r i e, K r y s t a l l o n o m i e und K r y s t a l l o g r a p h i e aus G e h l e r s physikalischem Wörterbuche besonders abgedruckt und mit Anmerkungen von E. H e s s, dem Herausgeber dieser Bändchen, versehen. Der größte Theil des Buches enthält allgemeine, von rein geometrischem Gesichtspunkte ausgehende Untersuchungen über die Gleichwertigkeit der Theile irgendeines Raumgebildes in Bezug auf eine Achse und eine Lösung des Problemes, die sämmtlichen möglichen Arten der Symmetrie eines derartigen Raumgebildes zu bestimmen. Ein wichtiges Resultat der Arbeiten H e s s e l s ist wohl das, dass er die Aufstellung der 32 allein möglichen Krystallclassen zuerst methodisch ableitete.

Auf die schönen Untersuchungen von Hessel wurde durch Sohnke und namentlich durch Schoenflies in dem Werke „Krystallsysteme und Krystallstructur“ besonders aufmerksam gemacht und von dem letzteren betont, dass zwischen den Hesselschen Untersuchungen und den rein mathematischen der Gruppentheorie Beziehungen bestehen, so dass diese Arbeit auch für den Mathematiker einige wertvolle Bemerkungen und Anregungen enthält.

Nr. 90 umfasst die wichtige Abhandlung von A. Bravais über die Systeme von regelmäßig auf einer Ebene oder im Raume vertheilten Punkten, übersetzt und herausgegeben von C. und E. Blasius. Auch diese Arbeit muss als eine krystallographische bezeichnet werden. Der Herausgeber hebt hervor, dass diese Arbeiten sowie die anderen krystallographischen Abhandlungen des französischen Forschers nicht nur die Anregung zu der weiteren Entwicklung auf dem Gebiete der Theorien von der Krystallstructur gegeben haben, sondern auch heute noch als ein sehr wesentlicher Bestandtheil dieser Theorien aufgefasst werden müssen. Die mathematische Darstellung, welche wir in dem vorliegenden Buche antreffen, ist jene überaus anregende, welche uns aus den anderen Schriften desselben Autors bekannt ist.

In dem folgenden Hefte sind die Untersuchungen über verschiedene Anwendungen der Infinitesimalanalysis auf die Zahlentheorie von G. Lejeune-Dirichlet herausgegeben von R. Haussner. Bekanntlich war Dirichlet der erste, welcher analytische Methoden in die Zahlentheorie einführte. Der Ausgangspunkt für diese zahlentheoretischen Untersuchungen war der von Dirichlet geführte Nachweis, dass jede unendliche arithmetische Progression, deren Glieder nicht sämmtlich einen gemeinschaftlichen Theiler haben, unendlich viele Primzahlen enthält. Eulers Arbeit, bezugnehmend auf die Existenz von unendlich vielen Primzahlen, veranlasste Dirichlet, unendliche Reihen und Producte von ähnlicher Gestalt für seine Zwecke zu verwenden. Als besonderes Ergebnis der Anwendung der Analysis auf die Zahlentheorie ist die Bestimmung der Classenanzahl quadratischer Formen für beliebige Werte ihrer Determinante zu betrachten. Auch der Frage nach der Anzahl der wirklich existierenden Geschlechter der quadratischen Formen und nach der Vertheilung dieser letzteren in die einzelnen Geschlechter tritt Dirichlet näher. Als eine Frucht der Methoden dieses Forschers ist auch das Theorem zu betrachten, dass durch jede quadratische Form, deren drei Coefficienten keinen gemeinschaftlichen Theiler haben, unendlich viele Primzahlen darstellbar sind, ferner die Bestimmung asymptotischer Gesetze der Zahlentheorie und die Anwendung auf Formen mit complexen Coefficienten und Unbestimmten. Die der Schrift beigegebenen Anmerkungen unterstützen das Studium der ersteren wesentlich.

Nr. 92 enthält, herausgegeben von Ernst v. Meyer, die Abhandlung von H. Kolbe „Über den natürlichen Zusammenhang der organischen mit den unorganischen Verbindungen, die wissenschaftliche Grundlage zu einer naturgemäßen Classification der organischen chemischen Körper“. Kolbe, der namentlich durch seine Experimentaluntersuchungen der Wissenschaft ausgezeichnete Dienste geleistet hat, spricht den Hauptgedanken der vorliegenden Abhandlung in dem Satze aus: Die chemischen organischen Körper sind durchwegs Abkömmlinge unorganischer Verbindungen und aus diesen zum Theil direct durch wunderbar einfache Substitutionsprocesse entstanden. Wenn auch mehrere in der vorliegenden Schrift ausgesprochene Ansichten hinfällig geworden und durch neuere Erfahrungen überholt sind, so z. B. bei der Constitution der ungesättigten Kohlenwasserstoffe, so muss diese Arbeit als die Chemie ungemein fördernd und als originell und scharfsinnig in jeder Beziehung bezeichnet werden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Physiologische Anatomie des Menschen. Eine Darstellung des Baues und der Verrichtungen des menschlichen Körpers mit besonderer Berücksichtigung des Bewegungsapparates für Turnlehrer, Turnlehramts-Candidaten, Mittelschullehrer, sowie für Gebildete aller Stände von Dr. L. Dalla Rosa, k. k. a. o. Professor der Anatomie an der Universität zu Wien. I. Theil. Der Bewegungsapparat in 25 Vorträgen mit 116 in den Text eingeschalteten Holzschnitten, wovon 100 Originalabbildungen. gr. 8°, VIII u. 390 SS. Leipzig u. Wien, Fr. Deuticke 1898.

Der vorliegende erste Theil des Werkes behandelt den Bewegungsapparat. Zunächst werden nach einem Vorworte, welches u. a. eine Selbstkritik des Autors enthält, einleitend in einem Vortrage die thierische Zelle, die thierischen Gewebe vorgeführt und die Organsysteme aufgezählt. Das erste große Inhaltsstück gilt in 14 Vorträgen dem Skelet, wobei wieder speciell einführend Aufbau und Entwicklung desselben, Gestalt und Gefüge der Knochen, die Beinhaut und Terminologisches besprochen werden. Nach einer Skizze des Bauplanes und der Gliederung des Körpers werden die Wirbelsäule, der Brustkorb, das Becken, dann die Gesammtgestalt und der Mechanismus der Wirbelsäule, endlich der Schädel und die Extremitäten behandelt.

Der zweite Haupttheil des Bandes bespricht in neun Vorträgen den activen Bewegungsapparat in ähnlichem Umfange, wie der erste den passiven, und zwar nach einer allgemeinen Einführung in die anatomischen und physiologischen Verhältnisse der Muskeln in besonderen Stücken die Rückenmuskeln, Halsmuskeln, Brustmuskeln, Bauchmuskeln, sowie jene der Extremitäten und ihrer Aufhängegürtel.

In einem ausführlichen Schlussvortrage wird das Stehen und die Ortsbewegung behandelt, wobei der Verf. u. a. seine eigene Auffassung der Gehbewegung ausführlich darstellt.

Die vorstehende Inhaltsangabe zeigt schon, dass der Verf. nicht etwa bloß die Absicht hatte, die Zahl der vorhandenen Lehrbücher verwandten Inhalts um ein weiteres zu vermehren. Die Eintheilung des Stoffes innerhalb der beiden großen Abschnitte bindet sich, ohne die logische Gliederung des Inhalts im einzelnen zu verlassen, nicht an das usuelle Schema, sondern ist mit specieller Rücksicht auf den Lernenden angelegt. Nicht alle einschlägigen Capitel sind mit gleicher Freigiebigkeit behandelt (so z. B. Schädelskelet — Gesichtsmusculatur); wahrscheinlich wird manches bei der eigenartigen Anordnung des Stoffes gelegentlich der Behandlung anderer Organsysteme noch ausgiebige Behandlung erfahren; zum Theile erklärt der Verf. die verschieden weitgehende Erörterung einzelner Stücke damit, dass er das Werk nicht nur für Turnlehrer schreibt.

Das Buch ist sehr inhaltsreich; vielen, welche es in die Hand nehmen werden, wird es mehr bieten, als sie nothwendig brauchen, und es wäre vielleicht möglich gewesen, minder Wesentliches vom Wichtigsten durch theilweise Verwendung von Borgissatz zu scheiden; zum Verständnis der besonderen Einrichtungen und Vorgänge wäre wohl manches Detail in der Beschreibung ebenso entbehrlich wie mancher Terminus, wenn auch natürlich mit einem genaueren Eingehen in die Einzelheiten die Möglichkeit einer weiteren Förderung des Verständnisses fürs Ganze, wie bei anderen Vorwürfen, auch bei diesem gegeben ist; das Buch ist durch die erklärliche Tendenz des Verf.s, etwas wissenschaftlich Gutes zu bieten, weit über ein Lehrbuch für Turnlehrer hinausgewachsen.

Sehr wertvoll sind die Berücksichtigungen des physiologischen Moments, die Hinweise auf Verhältnisse des Organismus, welche die einzelnen Altersstadien mit charakterisieren.

Die Sprache des Buches ist klar, was für die Darstellung anatomischer Verhältnisse von ebenso großer Wichtigkeit als Schwierigkeit ist; leichte Lectüre bietet es nicht — was ja in der Natur des Gegenstandes liegt.

Die Illustration ist vorzüglich — man werfe nur z. B. einen Blick auf die Bilder, welche das Kopfskelet betreffen — und die Abbildungen sind bis auf ganz wenige schematische, welche v. Langer entlehnt wurden, durchaus Originale. Die Ausstattung des Buches entspricht überhaupt den rigorosesten Anforderungen.

Falls der Verf. am Schlusse der ganzen Arbeit ein ausführliches Sachregister beigibt, wird er dadurch die Brauchbarkeit seines schönen Werkes im Sinne eines Nachschlagebuches mit Rücksicht auf die eigenartige Anordnung des Stoffes und den gewünschten Leserkreis merklich erhöhen.

Wien. Dr. L. Burgerstein.

Die Maus. Anregende Betrachtungen über den Einfluss der Körpergröße auf Bau und Leben der Säugethiere. Für die Jugend von Josef Pohl. 54 SS. Znaim, Fournier u. Haberler (Karl Bornemann) 1897.

Der Verf. knüpft an die Schilderung der körperlichen Einrichtungen der Maus eine Fülle von vergleichenden physiologischen, biologischen, physikalischen, ja selbst mathematischen Betrachtungen. Neben vielen sehr richtigen und interessanten Bemerkungen findet sich auch manches Selbstverständliche und manche allzu teleologisch gefärbte Auffassung, was bei dem Bestreben, alles und jedes erklären zu wollen, nicht verwundern kann. Es darf eben nie übersehen werden, dass nach den Principien der modernen Entwicklungslehre alles Bestehende ein in der Zeit „Gewordenes" ist, und daher bloße Vergleiche mit anderen bestehenden Objecten zur Erklärung keineswegs ausreichen, sondern dass auf die Gesetze von der Erhaltung des Passendsten durch natürliche Zuchtwahl und von der Anpassung an gegebene Lebensbedingungen immer Rücksicht genommen werden muss. Dem Schlussatze der Schrift: „— nicht ein Lebensbedürfnis ist es, sondern ein mathematisches Verhältnis, das den kleinsten und größten Säugethieren die besonderen Formen ihrer Leiber und ihrer Lebensäußerungen aufzwingt" werden wohl nur wenige Naturforscher zuzustimmen geneigt sein.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dr. O. Wünsche, **Die Pflanzen Deutschlands.** Eine Anleitung zu ihrer Bestimmung. Die höheren Pflanzen. 7. Aufl. Leipzig, Teubner 1897. kl. 8°, 559 SS. Preis in biegsamem Leinwandband 5 Mk.

Nachdem der Verf. durch Aufnahme aller deutschen Farne und Blütenpflanzen eine sehr willkommene Erweiterung seiner verdienstvollen, an dieser Stelle wiederholt anerkennend besprochenen „Schulflora von Deutschland" geschaffen hat, nahm er auch obige Neubenennung des Buches vor, das auch insoferne eine Änderung aufweist, als die Anordnung und Umgrenzung der Familien und Gattungen nach den „Natürlichen Pflanzenfamilien" von Engler und Prantl durchgeführt wurde. Wir halten Wünsches Buch für das beste analytische Bestimmungsbuch für die Flora Deutschlands.

Dr. M. Krass und Dr. H. Landois, **Lehrbuch für den Unterricht in der Botanik.** Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten. 4., nach den neuen Lehrplänen verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1897. 8°, 310 SS 310 Abbildungen im Text. Preis 3 Mk., geb. 3 Mk. 40 Pf.

Durch Einfügung einiger biologischer Bemerkungen und einer ansehnlichen Anzahl guter Textfiguren hat die neue Auflage

dieses bekannten Lehrbuches wohl manches gewonnen, nichtsdestoweniger wären manche Stellen im beschreibenden Texte sowie einige Abbildungen (z. B. Fig. 36 f., 102, 123, 125 b) dringend einer Correctur bedürftig.

Dr. Robert Hartig, Die anatomischen Unterscheidungsmerkmale der wichtigeren in Deutschland wachsenden Hölzer. 4. Aufl. München, M. Rieger 1898. 8°, 42 SS., 21 Holzschnitte. Preis 1 Mk.

Die 4. Auflage dieses für jedermann leicht fasslichen praktischen und billigen Büchleins aus der Hand des berühmten Forstbotanikers, welches bekanntlich in zahlreiche fremde Sprachen übersetzt wurde, hat in seiner Neuauflage durch Zugabe einer eng zusammengefassten Bestimmungstabelle der wichtigsten Nutzhölzer noch weiters in seiner Verwendbarkeit gewonnen und kann deshalb nur wärmstens empfohlen werden.

S. Schlitzberger, Die Culturgewächse der Heimat mit ihren Feinden und Freunden in Wort und Bild dargestellt. V. Serie: Getreidepflanzen Leipzig, Amthor 1897. 2 Wandtafeln in Farben, 24 SS. Text. Preis 2 Mk.

Vorliegende Tafeln, welche die Getreidepflanzen mit ihren Feinden und Freunden aus der Thier- und Pflanzenwelt darstellen, schließen sich nach ihrer Ausführung ganz jenen der früheren Serien an. Die Darstellung der Objecte ist eine lebendige und farbenreiche. In Bezug auf Correctheit ließe sich aber wohl manches ausstellen, das nicht sosehr die gesammte bildliche Darstellung als die Detailfiguren trifft. So glauben wir, dass für jene Kreise, für welche diese Tafeln als sehr zweckmäßiges Anschauungsmittel bestimmt sind, es ganz gleichgiltig sein kann, ob die Keimungsstadien des Getreiderostes oder Getreidebrandes in riesiger Größe dargestellt erscheinen oder nicht. Wenn sie aber schon abgebildet werden, dann müssen sie mikroskopisch correct sein, nicht wie auf Taf. 10, Fig. 4 u. 5 total unrichtig. Auch der Durchschnitt eines Weizenkorns, in welchem der ganze Keimling fehlt (Taf. 9), hätte vermieden werden können. Der Text bedarf ebenso wie jener der früheren Lieferungen einer strengen Correctur. Wenn Kotyledon mit Blatt übersetzt wird (S. 1) oder, wie beim Roggen (S. 5) zu lesen ist, „In der Blüte sieht man ..... ein Fruchtblatt (Stempel) mit federartiger Narbe und einen eiförmigen Fruchtknoten. Dieser ist von zwei zarten Häutchen eingehüllt, die später mit ihm fest verwachsen“, so zeigt dies wenig Vertrautheit mit den Blütenverhältnissen unserer wichtigsten Getreidepflanze. Die „Wurzeln saugen die Feuchtigkeit des Bodens .... und Luftarten ein“, „Der im Wasser aufgelöste Kiesel (Sand) wird zur Bildung des Halmes .... verwendet“ heißt es auf S. 5 weiter! Aus welchen Quellen mag da der Verf. geschöpft haben?

Dr. Franz Söhns, Unsere Pflanzen hinsichtlich ihrer Namenserklärung und ihrer Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Leipzig, Teubner 1897. 8°, 92 SS. (Auch in O. Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 11. Jahrg. 1897, enthalten.)

Ein ungemein anziehend geschriebenes Büchlein, das einen recht weiten Leserkreis namentlich bei unserer Jugend verdiente! Wie viele stehen so manchen bedeutungsvollen, deutschen Benennungen unserer Gewächse fremd gegenüber und wie vielen Schülern ist der Pflanzenname, wie der Verf. mit vollem Rechte hervorhebt, „Rauch und leerer Schall". Man zergliedert in den Schulen sehr wohl die lateinischen Namen, vergisst aber die deutschen, viel tiefsinnigeren Bezeichnungen zu erläutern, die durchaus nicht so willkürlich verwendet werden, wie etwa Linné mit der lateinischen Gattungsnamen verfügte. Darum wird sich des Verf.s sehr empfehlenswerte Arbeit gewiss den wohlverdienten Lohn holen, sie wird beitragen, unsere deutschen Pflanzennamen zu ergründen.

Franz Bley, Botanisches Bilderbuch für Jung uud Alt. I. Theil, umfassend die Flora der ersten Jahreshälfte. Text von H. Berdrow. Berlin, G. Schmidt 1897. gr. 8°. 96 SS. 216 Pflanzenbilder in Aquarelldruck auf 24 Tafeln.

Jung und Alt will der Verf. durch sein Bilderbuch zwanglos in das Reich der Pflanzen einführen. Dazu dienen ihm in meisterhaft technischer Vollendung ausgeführte Abbildungen der nach der Blütezeit und nach Monaten geordneten Pflanzen, denen ein Text beigegeben ist, welcher die Lebensäußerungen der Pflanzen ihre Beziehungen zur Thier- und Menschenwelt, ihre Nutzbarkeit, ihr Auftreten in Glauben und Sitte des Volkes schildert. Den guten Text begleiten die genannten vorzüglichen, richtigen, wenn auch bilderbuchmäßigen Abbildungen. Geradezu reizend kann die größere Anzahl derselben genannt werden, zierlich sind sie alle. Doch eines stört, der ungleiche Maßstab, den die Reproduction bedingte, was auf den zu neun auf einer Octavseite zusammengestellten Täfelchen im Ausmaße von 46 : 34 mm sich eben nicht verhindern ließ. Auch ein elegantes Äußere gereicht diesem „botanischen Bilderbuche" zur Zier.

Dr. Karl Kraepelin, Leitfaden für den botanischen Unterricht. 5. verb. Aufl. Leipzig, Teubner 1898. 8°, 123 SS. 215 Textfiguren.

In einigen Abschnitten gekürzt, in anderen erweitet und vielfach, wenn auch nicht wesentlich umgearbeitet erscheint dieser gute und knappe Leitfaden in neuer Auflage.

Wien. G. v. Beck.

Dr. Al. Höfler, Grundlehren der Psychologie. Lehrtext und Übungen für den Unterricht an Gymnasien. Wien u. Prag. Tempsky, Leipzig, Freytag 1897. 186 SS. Preis 1 fl. 10 kr., geb. 1 fl. 35 kr. (Approb. m. Erl. d. h. M. f. C. u. U. v. 17. Jan. 1898, Z. 15.535.)

Schon im Jahre 1891 empfand es Ref., der Höflers „Grundlehren der Logik" in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1892, S. 153—157) zu besprechen hatte, beim Unterrichte in der Logik unangenehm, dass bei den Verweisungen in diesem Lehrbuche auf des Verf.s Psychologie diese noch nicht vorlag. Ihr Erscheinen war aber umso wünschenswerter, als die üblichen Lehrbücher der Psychologie zu dem psychologischen Theile der Logik Höflers manchen Widerspruch aufwiesen. Der weithin bestens bekannte Name des Verf.s ließ nur Gediegenes erwarten. Diese Erwartungen sind nun in dem Grade durch das Erscheinen der „Grundlehren der Psychologie", welche ähnlich, wie die „Grundlehren der Logik" die große Ausgabe der Logik, ein ausführliches Werk „Psychologie" zum wissenschaftlichen Gegenstücke haben, befriedigt worden, dass er nach Durchsicht der Bücher über die Arbeitskraft und Akribie des Verf.s geradezu staunen muss.[1])

In der „Allgemeinen Einleitung in die Psychologie" hat H. in den drei Abschnitten (I. Gegenstand, Aufgabe und Methode der Psychologie, II. Vorblick auf die Hauptclassen psychischer Erscheinung und auf das System der Psychologie, III. Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Physischem und Psychischem) die Frage behandelt, welche Grundclassen der psychologischen Phänomene zu unterscheiden und in welcher Reihenfolge sie systematisch zu behandeln sind, was aber zur Voraussetzung hatte, dass der Begriff „psychische Erscheinung" zuerst entwickelt werde. Diesen Zwecken dienen die zwei ersten Abschnitte. Unter II. ist zunächst auf die

---

[1]) Es war ursprünglich meine Absicht, die große und kleine Ausgabe der Psychologie an dieser Stelle im Zusammenhange zu besprechen. Ich beschränke mich aber zunächst auf eine gesonderte Anzeige der »Grundlehren der Psychologie«, um das Missverständnis zu vermeiden, als sei die Kenntnis der großen Ausgabe eine unentbehrliche Vorbedingung für die didaktische Benützung des kleineren Buches im Unterrichte. Indem ich mir vorbehalte, meine Aufzeichnungen über die größere Ausgabe in dieser Zeitschrift erst dann zu veröffentlichen, wenn ich Gelegenheit gehabt habe, einmal nach den »Grundlehren der Psychologie« zu unterrichten und dabei zu erproben, wieviel und was von dem wissenschaftlichen Inhalte der großen Ausgabe der von dem Verf. beabsichtigten Belebung und Vertiefung des psychologischen Gymnasialunterrichtes im einzelnen nutzbar zu machen ist, verweise ich für jetzt nur auf die bis jetzt (Ende 1898) erschienenen literarischen Besprechungen (Mind London] Juli 1897 [Heymans]; Münchener Allgem. Zeitung, Beil. 12. Jan. 1898 [Sr. = Sander, Bremen]; Vierteljahrsschr. f. wiss. Philosophie [Ehrenfels, Prag]; Österr. Litteraturblat, VI. Jahrg. 1897, 13 [Twardovsky, Lemberg]; Göttinger Gelehrtenanz. 1898 [Martinak, Graz]: Zeitschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinnesorgane, Bd. XVI [Witasek, Graz]; Zeitschr. f. Phil. u. phil. Kritik 1898 [Pfleiderer, Tübingen] u. s. f.).

nur in den zwei ersten Gliedern mit Brentanos Darstellung übereinstimmende, sonst aber verschiedene Eintheilung der psych. Phänomene in 1. Vorstellungen, 2. Urtheile, 3. Gefühle, 4. Begehrungen aufmerksam zu machen, sowie auf die sehr klare Darstellung der psych. Dispositionen, wobei es allerdings wünschenswert ist, dass man mit der Logik des Verf.s bekannt ist. Unter III. interessiert besonders, dass der Verf. Gegenstände schon im allgemeinen Theile behandelt, welche sonst den Schluss der psychol. Darstellung oder vielmehr einen besonderen Theil der speciellen Psychologie auszumachen pflegen, z. B. Schlaf und Traum (§. 18), Hypnotische Zustände (§. 19), Physiognomik, Naturell, Temperament (§. 21), welche sich eben als Beispiele der Beziehungen zwischen phys. und psych. Erscheinungen, aber auch zwischen seelischen und leiblichen Dispositionen an die vorhergehenden Capitel passend anschließen.

Es folgt nun der erste Theil der speciellen Psychologie, welcher zerfällt in: I. Die Vorstellungen, II. Die Urtheile und III. Einige besondere Classen von Vorstellungs- und Urtheilsinhalten. Schon in der psychol. Einleitung zu der Logik des Verf.s ist die Eintheilung der Vorstellungen, die hier verwertet ist, ausgeführt, nach welcher *A.* Wahrnehmungsvorstellungen von phys. Inhalten (*a.* Empfindungen, *b.* die zusammengesetzten Vorstellungen der äußeren Wahrnehmung), *B.* Phantasievorstellungen von phys. Inhalten und *C.* Wahrnehmungs- und Phantasievorstellungen psych. Inhaltes zu unterscheiden sind.

In dem im §. 22 dargelegten „Arbeitsplane für die psychologische Empfindungslehre" wird nicht den Haupteigenschaften der Empfindung (1. Qualität, 2. Intensität, 3. räumliche, 4. zeitliche Bestimmungen), wie sonst in den Psychologielehrbüchern, der Gefühlston coordiniert, weil es H., wie in der Gefühlslehre (§. 60) näher begründet wird, für nothwendig erachtet, ihn von den Eigenschaften der Empfindung auszuschließen. Der Verf. ist nämlich der ganz richtigen Ansicht, dass der „Gefühlston" als emotionale Erscheinung keinen Platz in der Beschreibung der Empfindungen als Erscheinungen des intellectuellen Lebens finden könne und solle.

Mit Rücksicht darauf, dass den Schülern der obersten Gymnasialclasse nur die Gesichts- und Gehörsempfindungen aus der physikalischen Akustik und Optik schon näher getreten sind, führt H. den angegebenen Arbeitsplan für die Empfindungslehre nur an diesen zwei höchsten Sinnen näher durch, was als typisches Beispiel für die Einführung in die moderne Psychologie jedenfalls genügt. Als Beispiel dafür, wie der Verf. den Schüler anregt, den ihm aus der Physik bereits bekannten Lehrstoff noch einmal von der specifisch psychol. Seite her ins Auge zu fassen, seien erwähnt die Darstellung der Tonhöhenreihe als eindimensionale durch eine gerade Linie, ferner dass im §. 24 „physikalische Stille" und „physikalische Finsternis" als Nullzustände scharf der psychol.

Finsternis als positivem Inhalte entgegengesetzt werden, während die psychol. Stille ebenfalls ein Nullwert ist.

Sehr belehrend ist ebenda der Hinweis auf die physikalisch-physiologische und auf die psychologische Bedeutung der Ausdrücke „Grund- und Mischfarben". Zur Veranschaulichung der Contrasterscheinungen werden einige Experimente angeführt, deren Vorführung beim Unterrichte dem sonst überall schon angenommenen Principe der Anschauung im Unterrichte durchaus angemessen ist.

Auf dem Gebiete der Geschmacks- und Geruchsempfindungen und des Tastsinnes ist der Verf. bemüht, die Grenzen des wissenschaftlich Sichergestellten nicht zu überschreiten und das Gebotene ebenfalls wieder durch veranschaulichende Experimente klar zu machen.

Webers und Fechners psychophysische Gesetze finden eine derartige Darstellung, dass sie Anregung zu tiefergehender theoretischer Verarbeitung desselben geben, ohne sich auf die bekanntlich noch nicht abgeschlossene theoretische Deutung der an sich so einfachen Thatsachen auf dieser Stufe schon einzulassen (umso tiefer gehen in dieser Hinsicht die §§. 29 und 39 der großen Ausgabe).

Bei der Besprechung der Empfindungs-Complexe wird der Begriff „vorfindliche Complexion" von dem der „erzeugbaren Complexion" unterschieden. Diese Meinong'sche Unterscheidung wird sofort angewendet, insoferne der Begriff Anschauung eine solche vorfindliche Complexion voraussetzt.

Mit seiner Definition der „Anschauung", die auf Grund einer durchaus sicheren Darlegung, welche die Begriffe „Anschauung" und „anschaulich" distinguiert, gewonnen wird, hat H. viele Unklarheiten vermieden, die gerade durch diesen terminus in die verschiedenen psychologischen Lehrbücher sich eingeschlichen haben. Neu eingeführt ist in die Schulpsychologie zur vollständigen Beschreibung der zusammengesetzten Vorstellungen der Begriff der „fundierten Inhalte" oder, wie sie Ehrenfels nannte, der „Gestaltqualitäten", nämlich jener höheren Vorstellungsgebilde, die trotz der „transponierten" Elemente bleiben, so z. B. das Ähnliche des Vorstellungsinhaltes derselben Melodie in C-dur und Fis-dur.

Auf Meinongs bekannter Darlegung über „Phantasie und Phantasievorstellung" beruht die vielfach neue Behandlung der Phantasievorstellungen. Sie zerfallen in Vorstellungen aus reproductiver Phantasie (Erinnerungsvorstellungen) und in Vorstellungen aus productiver Phantasie (Phantasievorstellungen im engeren Sinne).

Bemerkenswert ist die Art, wie H. im Anschlusse an die reproductiven Phantasievorstellungen von Vergessen, Erinnern, Reproduction usw. spricht. Nicht, wie die „Identitätstheorie" Herbarts lautet, bleibt die vergessene Vorstellung „dieselbe" und sinkt nur unter „die Schwelle des Bewusstseins", um beim Erinnertwerden „über die Schwelle" zu tauchen, sondern von der ursprüng-

lichen Vorstellung bleibt nach H.s Dispositionstheorie nicht ein wirklicher actueller Vorstellungsact oder -Inhalt, sondern nur eine Vorstellungsdisposition übrig. Auf diese Dispositionstheorie baut dann der Verf. die Beschreibung des Gedächtnisses als einer Vorstellungsübung und der „Association" auf. Die Besprechung der Arten und Leistungen der Association und des „Gedächtnisses" gibt dem Verf. Gelegenheit, ganz allgemein die Begriffe „Ermüdung" und „Erholung" als Dispositionsbegriffe darzustellen.

Die Vorstellungen der productiven Phantasie sind charakterisiert durch die zwei Merkmale der Anschaulichkeit und der Spontaneität, welch letztere darin besteht, dass sie Vorstellungen sein müssen, die dem Subjecte nicht vergleichsweise von außen, sondern durch Vorwiegen subjectiver Theilbedingungen ins Bewusstsein kommen.

Die Phantasievorstellungen psychischen Inhaltes, für deren neuestens wiederholt bezweifelte Existenz die Möglichkeit einer Psychologie überhaupt spricht, finden eine den Phantasievorstellungen physischen Inhaltes analoge Behandlung.

In dem Cap. II, welches die Urtheile behandelt, beruht die Definition: Wahrnehmung = Wahrnehmungsvorstellung und Wahrnehmungsurtheil einerseits auf der schon in der Logik gegebenen Charakteristik des Urtheils, andererseits aber auf der Erwägung, dass wir in solchen Fällen von Hallucinationen, in denen wir die Hallucinationen als solche erkennen, doch bloße Wahrnehmungsvorstellungen haben können, so dass weder „Wahrnehmungsurtheil" noch „Wahrnehmungsvorstellung" allein für die Definition der „Wahrnehmung" genügen.

Nachdem in einer ausführlichen Weise, wie sie bis jetzt in einer Schulpsychologie noch nicht versucht wurde, über die Bedeutung der Vergleichsurtheile, von denen indes doch nur der kleinste Theil der überaus eingehenden Darstellung im gleichlautenden Paragraphen der großen Ausgabe in die kleine übergegangen ist, gesprochen ist, analysiert der Verf. die Erinnerung als Erinnerungsvorstellung + Erinnerungsurtheil.

Das Capitel der Urtheilsdispositionen enthält nach einer Darlegung der Dispositionsbegriffe Verstand, Vernunft eine neue Definition des schwierigen Begriffes der Aufmerksamkeit, welche lautet: „Aufmerken heißt bereit sein zu geistiger Arbeit", und auf Ausführungen zurückgeht, die der Verf. in seiner Abhandlung über „Psychische Arbeit" [1]) geboten hat.

Mit dem Begriffe der „inneren Wahrnehmung" im Zusammenhange spricht der Verf. von Bewusstsein und entscheidet auch die Frage, ob es unbewusste psychische Vorgänge gebe, in der Weise, dass er sagt: „Es gibt (actuell) unbewusste psychische Vorgänge

---

[1]) Zeitschrift f. Psychol. von Ebbinghaus, VIII. Bd. Auch als Sonderausgabe (128 SS.), Voss, Hamburg.

und Zustände, aber es gibt keine (potentiell) unbewusst psychischen Vorgänge."

Zu den „besonderen Classen von Vorstellungs- und Urtheilsinhalten" (III. Abschnitt) zählt der Verf. zunächst die „Raumvorstellungen und Raumurtheile", denen die SS. 81—96 gewidmet sind. Es ist nicht möglich, die reichen Darbietungen, welche das Buch gerade über diesen schwierigen Gegenstand bietet, im Detail zu besprechen, so dass Ref. sich begnügen muss, nur auf einiges hinzuweisen. Zunächst erhält der Leser, mehr als es sonst geschieht, dadurch den Eindruck einer gründlichen Behandlung, dass H. die Beschreibung der Raumvorstellung an dem auch schon bei allen anderen Vorstellungsclassen bewährten Leitfaden der siebenerlei Eintheilungen von Vorstellungen vornimmt. Die Raumvorstellungen als Vorstellungen vom physischen Inhalte besprechend, beleuchtet er die alte Frage, warum wir trotz des verkehrten Netzhautbildes nicht verkehrt sehen, und setzt an die Stelle der Projectionstheorie Herings Gesetz der identischen Sehrichtungen. Besonders klar ist dort, wo der Verf. von anschaulichen und unanschaulichen Raumvorstellungen spricht, die Analyse der Vorstellung von „unendlichem und leerem Raum".

Dieser rein descriptiven Behandlung der psychologischen Raumlehre folgt dann „der psychologische Ursprung der Raumvorstellungen", „die logische Bearbeitung der Raumvorstellungen durch die Geometrie" und „die Unräumlichkeit psychischer Erscheinungen".

Von der Gewohnheit, die Lehre von der Zeit, die nun folgt, bloß in Analogien mit dem Raume zu behandeln, weicht H. ab, indem er gerade die charakteristischen Unterschiede klar hervorhebt. Es folgt die Analyse der Begriffe Veränderung, Dauer, leere und unendliche Zeit und schließlich der Bewegungsvorstellungen.

Unter *C.* beantwortet H. vier Fragen, welche sich auf das Problem des Ursprungs und der weiteren Entwicklung der Vorstellung von der Außenwelt beziehen, ausgehend von einer Beschreibung des naiven Realismus. Als die Brücke, welche von den unmittelbar gegebenen psychischen Vorgängen zur Außenwelt führt, erscheinen dem Verf. indirecte Vorstellungen mittelst der Causalrelation.

Zum Schlusse des III. Abschnittes unter *D.* unterzieht der Verf. das Ich-Problem einer psychologischen Analyse, aus welcher ihm das Ich nicht als das bundle or collection Humes, sondern als Complexionsform hervorgeht, die viel inniger als eine bloße Summe von Vorstellungen die sogenannte Einheit des Bewusstseins darstellt. In inhaltlicher Beziehung constituiert sich das „Ich" auch als gemeinsame Eigenschaft, gleichsam als einheitlicher Stil zu den einzelnen oder allen zu einem Individuum angehörigen Phänomenen und stellt sich so als die ausgeprägte Individualität dar.

Wir gelangen zum 2. Hauptteile der speciellen Psychologie des Gemüthslebens. Bekanntlich leidet gerade die psychologische Theorie der Gefühle trotz des aus der großen Zahl der auf dieselben bezüglichen Adjectiva ersichtlichen außerwissenschaftlichen Interesses an großen Unvollkommenheiten. Weder eine Definition, noch allgemeine Gesetze für die Entstehung der Gefühle lassen sich geben. Trotz dieser Verhältnisse wusste der Verf. diesen Gegenstand den Interessen des Schülers anzupassen und nahezubringen. Die für die ganze Darstellung der Gefühle grundlegende Eintheilung ist die in Vorstellungs- und Urtheilsgefühle. letztere gliedern sich in Wissens- und Wertgefühle. Besonderes Interesse nimmt die der Behandlung der ästhetischen, logischen und ethischen Gefühle vorausgeschickte Analyse des Begriffes des „Wertes" der Werturtheile und Wertgefühle in Anspruch.

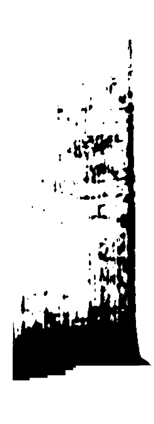
Die ästhetischen Gefühle werden nicht allein negativ dadurch bestimmt, dass sie keine Begehrungs-, auch keine Urtheils-, sondern dass sie Vorstellungsgefühle seien. Als besonderes charakteristisches Merkmal ästhetischer wertvoller Vorstellungen wird die Spontaneität und Anschaulichkeit hervorgehoben. Im Anschlusse an diese und andere Bestimmungen der ästhetischen Gefühle gibt der Verf. ein eindringliches Gesammtbild von den ästhetischen Gefühlen und Absichten, die dem schaffenden Künstler als letzte Motive zugeschrieben werden, und der Stimmung des Nachgenießenden, die er durch die Worte kennzeichnet: „Nur so Erschautes ist schön."

Bei den logischen Gefühlen ist lehrreich der Hinweis auf die nur zu häufig übersehene Äquivocation im Terminus Interesse, das bald actuelle Gefühlszustände bezeichnet, bald im Sinne einer Disposition gebraucht ist, wie z. B. „einer Sache Interesse entgegenbringen", wozu dann noch zahlreiche von Martinak aufgedeckte Anwendungsarten dieses Begriffes kommen.

Die Kernfrage der Ethik „Was ist gut?" beantwortet der Verf. in dem Capitel „Ethische Gefühle" so, dass er durch eine streng logische Prüfung der Theorien, welche in Gut und Böse Beziehungen zu menschlichem Wohl und Wehe finden, zu dem Satze gelangt: „Gut ist diejenige Gesinnung, welche sich als selbstlose Antheilnahme an Wohl und Wehe der Mitmenschen bethätigt." Darauf analysiert er gegenüber dem Altruismus den Begriff des Egoismus. Eine kurze eindringliche Charakteristik des religiösen Gefühles beschließt die Gefühlslehre.

Als 2. Abschnitt der Lehre vom Gemüthsleben folgen die Begehrungen. Nach einer Beschreibung dieser gibt der Verf. eine Reihe höchst vorsichtig gehaltener, aber treffender Charakteristiken und Gegenüberstellungen von Wollen und Wünschen, Streben, Wollen und Wählen, Wollen und Trieb, Gelüste, Begierde, Neigung, Hang und Leidenschaft.

Im Capitel „Wirkungen des Wollens" gibt der Verf. zunächst eine Abgrenzung der gewollten und ungewollten Bewegungen und



eine Beschreibung der verschiedenen Arten der Bewegungen, um dann die Ausdruckbewegungen, insbesondere die Lautsprache näher zu erörtern. Mit Bezug auf diese macht er es gegen Steinthal wahrscheinlich, dass die Bewegungen der Stimmuskel am Anfange einer artikulierten Lautsprache schon gewollte Bewegungen seien. Einen besonderen Paragraphen widmet der Verf. den sonderbarerweise häufig überhaupt übersehenen psychischen Wirkungen des Wollens: Einfluss des Wollens auf unsere Vorstellungen, unser Urtheilen, Gefühle und sogar auf das Wollen selbst.

In dem sogenannten Probleme der Willensfreiheit, das in dem Capitel „Ursachen des Wollens" zur Erörterung gelangt, ist psychologische, metaphysische und sittliche Willensfreiheit unterschieden, was für ein klares Erfassen der Willensfreiheit unentbehrlich ist.

Motiv, Charakter, sittliche Freiheit, sowie das Problem der Zurechnung und Verantwortung erfahren nach verschiedenen Seiten hin genaue theoretische Erwägungen.

Den Schluss bildet die Darstellung der Entwicklung des Charakters und der Hinweis darauf, wie die psychologische Analyse der mittelbaren und unmittelbaren Willensdispositionen für die Vervollkommnung der Erziehung überhaupt und insbesondere aber auch der Selbsterziehung nothwendig sei.

Hat Ref. nun durch die flüchtige Skizze einen Überblick über den reichen Stoff, den im engen Rahmen H.s Lehrbuch enthält, zu geben versucht, so will er nun seinem oben gegebenen Versprechen gemäß auf einige vornehme Züge des Lehrbuches aufmerksam machen, welche dasselbe über das Niveau der anderen gangbaren Schulpsychologien emporhebt, und das Buch zugleich in pädagogisch-didaktischer Hinsicht einer Beurtheilung unterwerfen.

Ein didaktischer Zug des Buches bei aller wissenschaftlichen Strenge zeigt sich besonders darin, dass der Verf. didaktische Mittel, wie er sie selbst in der Vorrede zu seiner großen Psychologie angibt,[1]) nicht verschmäht, so „das Ausgeben von concreten Fällen und die Anwendung auf Beispiele, das Einstreuen von Übungsfragen, sowie typographische Behelfe für die rasche Orientierung über den Inhalt". Eben diese Mittel aber sind eine nicht zu unterschätzende Hilfe für eine erotematische Art des Unterrichtens, die ja geradezu die Seele des propädeutischen Unterrichtes, also auch des psychologischen genannt werden muss. Nichts kann den Unterricht in der Psychologie eher auf eine Stufe herabdrücken, auf welcher es vorzuziehen wäre, ihn ganz fallen zu lassen, als eine Förderung jener Art des Unterrichtens durch das Lehrbuch selbst, welche den Gegenstand als einen einfachen Memoriergegenstand, wenn ich so sagen darf, erscheinen läset. Gegen einen solchen Missbrauch sucht offenbar der Verf. des vorliegenden Lehr-

[1]) Vorrede S. VI.

buches, abgesehen von den oben angegebenen Mitteln, durch die ganze Gestaltung des Lehrtextes anzukämpfen. Der Text enthält in zwar sehr klarer, aber doch knapper Form die Ergebnisse eindringender Beschäftigung mit dem eigenen und fremden Seelenleben; und zu solchem Studium seelischer Thatsachen, nicht zum Auswendiglernen bloßer Wörter sieht sich also der Schüler durch Inhalt und Form des Buches immer von neuem angehalten. Die Zahl der Freunde, die sich der propädeutische Unterricht gerade hiedurch unter den Schülern gewinnen wird, dürfte durch solche Bücher am sichersten sich vergrößern, da ein Abiturient immerhin schon zur Einsicht kommen kann, dass ein Unterricht, der ein consequentes, ununterbrochenes Verfolgen des Gedankenganges erfordert und gleichsam durch eigenes, geistiges Bemühen gewonnene Früchte abwirft, für seine Zukunft mehr tauge als jede bloß passive Beschäftigung mit dem Unterrichtsfache, mehr bloß dem Namen als der Sache nach.

Ein abschließendes Urtheil über das Lehrbuch kann Ref. allerdings erst auf Grund künftiger, praktischer Beobachtungen im Unterrichte zu geben hoffen. Doch kann er auch heute schon anknüpfend an seine Anzeige der Logik Höflers in dieser Zeitschrift und die darauffolgenden jahrelangen Erfahrungen, welche er mit diesem Lehrbuche im logischen Unterrichte gemacht hat, die Erklärung abgeben, dass er niemals das Logiklehrbuch als für die Schüler zu schwierig befunden habe, sondern sogar von diesen selbst directe oder indirecte Äußerungen vernahm, dass sie das Buch gerne als Lernmittel verwendeten. Der vorläufige Gesammteindruck der „Grundlehren der Psychologie" nun war für den Ref. der, dass sie nicht nur im äußeren Umfange kürzer, sondern auch in der Darstellung leichter seien als die „Grundlehren der Logik", insoweit sie auch alle zusehr ins einzelne gehenden Reminiscenzen an den mathematischen und physikalischen Unterricht, über welche in der Logik manchmal geklagt wird, vermieden haben.

Nach alledem glaubt Ref. schon jetzt das Buch als ein solches hinstellen zu sollen, aus dem nicht nur der Psychologe, der Propädeutiklehrer, der Lehrer und Erzieher überhaupt, sondern jeder Gebildete viel, sehr viel lernen kann, wenn er es nur versteht, dem Verf. auf seinen mit großer Mühe und Sorgfalt aufgesuchten Pfaden zur Wahrheit zu folgen.

Wien. Gustav Spengler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Briefe aus Amerika.

Von Dr. Karl Raab in St. Louis.

III.[1])

Zum deutschen Sprachunterrichte in der Mittelschule. Obere Stufe.

Drei Zwecken hat der Unterricht in der Muttersprache seiner Natur nach zu dienen: Erstens das Medium, durch das alle Erkenntnis aufgenommen und verarbeitet wird, zu klären und anpassungsfähig zu machen; zweitens die formale Bildung, wie jeder Sprachunterricht, zu fördern; und drittens zur Veredlung des Gemüthes beizutragen.

Soweit wird die Aufgabe auf der Oberstufe kaum eine andere als auf der Unterstufe sein können; sie vertieft sich nur mehr und mehr dem vorschreitenden Alter des Schülers entsprechend. Doch hat der Unterricht auf der Oberstufe eine Eigenthümlichkeit, ohne die er nicht wohl bestehen kann.

In den Jahren, die man als untere Stufe zu bezeichnen pflegt, muss der deutsche Unterricht von allen anderen Fächern so unabhängig als möglich sein. Die Handhabung der Muttersprache soll gefestigt werden, aus sich heraus, durch Weckung des Sprachgefühles und der Sympathie für diesen wertvollen Besitz, den das Elternhaus dem Kinde auf seinen Lebensweg mitgibt. Der Schüler muss auf dieser Stufe in der Empfindung bestärkt werden, dass die Muttersprache an sich ein wertvolles Gut sei.

Diese subjective Seite des Unterrichtes tritt auf der Oberstufe mehr zurück; der Gesichtskreis des Schülers erweitert sich; die Leistungen des menschlichen Geistes und Herzens treten ihm als etwas Eigenwertiges entgegen, mögen sie von wo immer stammen; der deutsche Unterricht tritt in eine Reihe mit dem in den übrigen Gegenständen, den fremden Sprachen, dem Geschichtsunterrichte, und schöpft aus diesem Zusammenhange inhaltlich Nahrung.

Aber auch nach der formalen Seite ist die Beihilfe des Unterrichtes in den anderen Fächern nicht zu entbehren. Es ist selbstver-

---

[1]) Vgl. diese Zeitschr. Jahrg. 1897, S. 917 ff.

ständlich, dass auch die Lehrer der realistischen Gegenstände schon auf der unteren Stufe sich einer correcten und geschmackvollen Ausdrucksweise befleißigen werden. Der Kreis des Gegenständlichen ist da aber noch begrenzt, technische Ausdrücke erscheinen sparsam. Dies ändert sich auf der Oberstufe in einem solchen Maße, dass man von jedem Lehrer, wenn er auch Physik, Mathematik oder Zeichnen lehrt, sagen kann, er sei zugleich Lehrer der Muttersprache. Die Lehrer der realistischen Fächer werden bestrebt sein, nicht nur die technischen Begriffe so klar als möglich zu machen, sondern auch nach den correcten deutschen Bezeichnungen sich auszudrücken.

Als ich nach Amerika kam und mir die englische Sprache auf eine rationelle Weise anzueignen suchte, machte ich mehr als einmal die betrübende Entdeckung, dass ich nun Dinge auf englisch, aber nicht deutsch bezeichnen konnte. Woher kam dies? Es war die Nachwirkung eines unzulänglichen Unterrichtes in der Muttersprache während meiner Schulzeit. Es wirkte auf mich als Deutschen wahrhaft beschämend, wenn ich Amerikaner Dinge des praktischen Lebens beschreiben hörte. Der einfachste Mensch hier ist darin ein kleiner Meister. Viel macht dabei wohl aus, dass der Amerikaner überhaupt allem Technischen großes Interesse entgegenbringt. Dies ist aber nicht der alleinige Grund.

Wir Deutsche behandeln die Kenntnis der Muttersprache als etwas Selbstverständliches und meinen, wir hätten in ihr ausgelernt, wenn wir die Schule verlassen. Der Engländer wie der Franzose hegt seiner Sprache gegenüber eine wahre Demuth, und ein Webster oder Larousse wird fast unter die höheren Wesen gezählt. Wie angenehm berührt es, einen einfachen Arbeiter in der öffentlichen Bibliothek eine Monatsschrift lesen und ein-, zweimal und öfter zum Fache treten zu sehen, in dem er Websters großes englisches Wörterbuch finden kann. Kleine Auszüge aus Websters Werke sind in aller Händen. Bei uns kommt solches nicht vor. Wohl nicht ein einziger Mittelschüler besitzt ein deutsches Handwörterbuch, und von älteren Leuten vielleicht da und dort einer das von D. Sander. Könnte man aus dem Grimm'schen Werke Auszüge machen, wäre bei der Gediegenheit der Arbeit viel gedient; jedoch noch immer nicht so, wie durch das Werk des klaren, praktischen und doch gelehrten Webster den Engländern. Sein Wörterbuch wurzelt mehr im Leben der Nation, in der Sprache des Verkehrs, das Grimm'sche ist zu einseitig in den literarischen Erzeugnissen; auch enthält das letztere keine Abbildungen.

Den Zweck, den wir hier im Auge haben, können die Lehrer der realistischen Fächer und der Geschichte auch dadurch fördern, dass sie den Schülern der obersten Classen die Lectüre der Classiker ihrer Fächer in guten, deutschen Übersetzungen, soweit es Werke in den fremden Sprachen betrifft, empfehlen. Da häusliche Vorbereitung bei dem Unterrichte, wie ich ihn mir denke, fast gänzlich entfällt, bleibt dem Schüler für Privatlectüre Zeit genug.

So viel zum ersten Punkte. Die Muttersprache bleibt weiters auch auf dieser Stufe ein formales Bildungsmittel. Was ich hier zunächst zu

sagen habe, dürfte auf zwei Seiten Widerspruch hervorrufen. Obwohl persönlich ein großer Freund des Mittelhochdeutschen, gehöre ich zu seinen Gegnern in der Mittelschule. Viel Zeit kann man ihm nicht einräumen, und die Zeit, die man ihm zugestehen kann, reicht nicht aus. Jeder, der Mittelhochdeutsch wirklich kennt, weiß, wie lange es braucht, in seinen Geist einzudringen. Und was einem Erwachsenen zum mindesten vier Universitätssemester kostet, das soll ein Schüler der Mittelschule in einem oder zwei Semestern bei ein oder zwei Stunden Unterricht wöchentlich zustande bringen? Lehrer haben mir gegenüber behauptet, sie hätten mit den Gedichten Walthers von der Vogelweide schöne Erfolge bei den Schülern erzielt. Das will ich glauben. Aber dasselbe hätten sie mit einer guten Nachdichtung auch erreicht.[1]) Der stark nationale Inhalt ist es, der die Jugend so anspricht, nicht die sprachliche Form. Die Dichtungen Hartmanns von Aue gehören zu den liebenswürdigsten, sprachlich feinsten Erzeugnissen in der mittelhochdeutschen Sprache. Man versuche es mit diesen. Da hier der Hauptreiz in der Sprache liegt, in diese man aber gut eingelesen sein muss, um ihn nachzuempfinden, werden Hartmanns Dichtungen bei den Schülern ohne Eindruck bleiben.

Ich bin aber auch andererseits kein Freund der für das Mittelhochdeutsche eingesetzten Surrogate. Etymologisieren und sprachgeschichtliches Dilettieren — ein solches bleiben derartige Versuche in allen Fällen auf Seite des Schülers — hilft mit so vielem anderen jene naive, frische Empfänglichkeit in der Jugend zerstören, die gerade ihr bester Besitz ist. Viel Zeit wird damit verloren, und was der Schüler wirklich lernen soll: klar denken, flüssig und correct sprechen und einen reinen Stil schreiben, wird vernachlässigt. Unsere Zeit krankt ohnedies an Sentimentalität, wozu ich auch die Übertreibung des historischen Standpunktes rechnen möchte. Keinen Stein, den man auf der Straße findet, keinen Nagel, den man sieht, nimmt man als das was es ist, sondern glaubt, ihn mit der Urgeschichte der Erde in Verbindung setzen zu müssen. Der Engländer, der auf seine Sprache so stolz ist und sie so gut handhabt, lernt gar nichts der Art. Ich will nicht sagen, dass ein in der Geschichte der Sprache gut ausgebildeter Lehrer nicht auch gelegentlich sprachliche Zusammenhänge aufhellende Bemerkungen machen sollte, aber ein methodischer Unterricht in Sprachgeschichte und Etymologie sollte unterbleiben.

Mein »ceterum censio« heißt »Syntax, Syntax!« — Die correcte, formschöne Handhabung derselben beweist den Bildungsgrad und die Klarheit des Denkens. Dies ist das Gebiet, auf dem der Sprachunterricht für die formale Bildung des Geistes das meiste leisten kann. Gewiss sollen die jungen Leute nicht zu Rhetoren und Sprachkünstlern herangebildet werden; aber Ausbildung des Formsinnes, die ebenso dem fremdsprachlichen Unterrichte, wie dem deutschen zugute kommt, sowie aller künstlerischen Anschauung, muss eines der Hauptziele des humanistischen Unterrichtes bleiben.

---

[1]) Die hierin an unseren Gymnasien in den Jahren 1885–1890 gemachten Erfahrungen widersprechen dieser Behauptung. Die Red.

Als Musterstil bezeichne der Lehrer den Schülern den Lessings und Goethes. Schillers Stil, so schön er ist, verleitet die Schüler leicht zu manierierter Nachahmung. Man warne die Schüler vor diesem bösen Übel, Manier genannt. Ein Stil »nach berühmten Mustern« fordert nicht bloß zum Spotte heraus, er untergräbt die Individualität und wirkt, so unbedeutend es scheinen mag, nachtheilig auf den Charakter zurück. Durch Manier wird man ein Diener des Scheines, des Mehrseinwollens als man ist. Dies ist aber gerade das Gegentheil von dem, wozu man die Jugend erziehen will: zu offenen, einfachen, wahrhaften Menschen.

Ein erfolgreicher Unterricht in der deutschen Syntax ist ferner nur dann möglich, wenn der Lehrer in den classischen Sprachen dem Lehrer des Deutschen mitwirkend zur Seite steht. Der erstere muss den Schülern beim Übersetzen auf das Klarste zeigen, wie verschieden sich die deutsche und die classischen Sprachen zur Syntax verhalten. Eine lange, classische Periode kann leicht zu verstehen, formschön und wohlklingend sein, eine entsprechende deutsche dagegen unklar und hässlich. Man mache den Schüler aufmerksam, worin dies liegt. Die antiken Sprachen sind noch reich an Formelementen, die für das Ohr die Satzelemente, die zusammengehören, in leicht fasslicher Weise gruppieren. Die deutsche Sprache ist dagegen schon ziemlich arm an Formelementen. Nicht so sehr die Form als die Logik hält die Periode zusammen. Trennt man da zu sehr, was logisch zusammengehört, verliert der Geist den Überblick, und es entsteht ein Wirrwarr. Darum gewöhne man den Schüler beim Übersetzen, die formalen Hilfen der fremden Sprache benützend, den logischen Zusammenhang zu gewinnen. Hat der Schüler denselben erfasst und im Gedächtnisse behalten, dann drücke er denselben in der Muttersprache aus, fast unbekümmert, möchte ich sagen, um den fremdsprachlichen Text, aus dem er ihn gewonnen hat, und umbekümmert, ob die lateinische Periode im Deutschen nun eine oder mehrere Sätze oder Perioden vertreten. Intelligente Schüler könnte man fast dazu verhalten, sich erst die lateinische oder griechische Periode gut zurecht zu legen und sie dann, das Buch schließend, getreu in gutem Deutsch wiederzugeben.

Rücksichtslos verfahre man in der Verurtheilung falscher Bildlichkeit, oder des Vermischens von Bildern, oder Überspringens von einem zum anderen. Selbst hervorragende Dichter begehen hier Sünden, des Zeitungsstiles ganz zu geschweigen.

Man zeige den Schülern auch, welch feine Verwendung im Vortrage die Pause, in der Schrift die Interpunction zulasse.

Man betone ferner, dass das geschriebene Wort vom gesprochenen sich nicht unterscheiden soll. Der Stil ist für beide derselbe. Was sich gesprochen schlecht macht, ist auch niedergeschrieben nichts wert.

So verwandelt sich der Unterricht in der deutschen Syntax auf dieser Stufe in einen Unterricht in der Logik und Ornamentik der Sprache.

Die bildliche und rhetorische Seite der Sprache wird den Schülern an den Lesestücken nachgewiesen. Ich glaube nicht weiter darauf eingehen zu sollen.

Alles zum zweiten Punkte bisher Gesagte bezog sich in gleicher Weise auf die mündlichen wie die schriftlichen Sprachübungen.

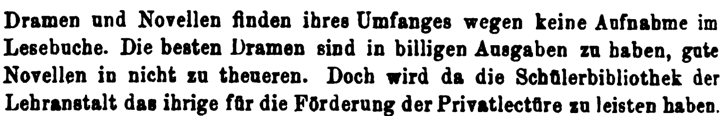
Bevor ich auf Vortrag und Aufsatz näher eingehe, muss ich einiges über das Material sagen, das ich beiden zugrunde legen möchte. Dies führt uns zugleich zum dritten Punkte, der vom deutschen Sprachunterrichte als einem Mittel zur Veredlung des Gemüthes zu handeln hat.

Unsere neueren deutschen Lesebücher für die oberen Classen pflegen eigentlich kurz gehaltene Literaturgeschichten mit reichlichen Proben zu sein. Ich muss bekennen, ich bin durchaus gegen diese neuere Richtung. Die Literaturgeschichte ist ein Theil der Geschichte der Geistesströmungen eines Zeitalters und gehört daher in den Geschichtsunterricht. Wir sprechen von »literarischen Denkmälern«, wie von solchen der Sculptur. An einem Werke von Thorwaldsen, Rauch u. a. erfreuen wir uns in naiver Hingebung und bewundern die aus dem Werke hervorleuchtende Schönheit. Dies ist gerade der Standpunkt, den auch der Schüler einem Werke der Literatur gegenüber einnehmen soll. Eine kurze Notiz über die Lebenszeit seines Urhebers, einige wichtige Lebensumstände sind alles, was er in diesem Zusammenhange zu wissen braucht. Ich halte für unseren Zweck den absoluten, nicht den relativ-historischen Standpunkt für den richtigen.

Was dem Schüler als Lectüre vorgelegt werden soll, ist ein Kanon des Besten, was die Welt, seit es Literatur gibt, hervorgebracht hat. Der junge Mensch ist das Kind eines bestimmten Zeitalters; mit seiner in seiner Zeit wurzelnden Individualität hat er dem Vollkommenen zuzustreben, und vorerst es kennen zu lernen, wie es oft Tausende von Jahren auseinanderliegend, durch Rückfälle der Menschheit getrennt, aus ähnlichen Wurzeln sprosste. So wird der Schüler vor die Leistungen jener Republik der Geister gestellt, die über Jahrhunderte hinweg sich die Hände reichen. Die Werke mancher derselben genießt er in der Ursprache; weitaus die größere Zahl lernt er aber im Gewande der deutschen Sprache kennen. An solchen Mustern erstarkt der Charakter, bildet sich eine feste Anschauung über das, was wahrhaft gut und schön ist. Das Mindere, das mehr historische als absolute Wertschätzung verdient, wird er dann, wo er auf dasselbe stößt, nach einem richtigen Maßstabe beurtheilen. Dass derselbe kein ungerechter sei, dafür hat das Studium der Geschichte gesorgt.

Ich möchte daher den Stoff im Lesebuche, ohne jedoch die Eintheilung äußerlich hervortreten zu lassen, folgendermaßen gruppieren: I. Mensch und Welt; II. Vaterland und Weltbürgerthum; III. Haus und Familie; IV. Sitte und Recht; V. Freundschaft; VI. Altruismus; VII. Heroismus; VIII. Die menschliche Bestimmung; und für die oberste Classe IX. Ästhetische Essays Lessings, Herders, Schillers, Wilhelms von Humboldt u. a.

Dieser Eintheilung würde ich alle anderen bisher beliebten unterordnen: Die nach der Altersstufe, dem ästhetischen Gesichtspunkte (Dichtungsart, Stilart usw.) und dem historischen (man wird nicht eine Tischrede Luthers einer Predigt Bertholds von Regensburg vorausgehen lassen).



Dramen und Novellen finden ihres Umfanges wegen keine Aufnahme im Lesebuche. Die besten Dramen sind in billigen Ausgaben zu haben, gute Novellen in nicht zu theueren. Doch wird da die Schülerbibliothek der Lehranstalt das ihrige für die Förderung der Privatlectüre zu leisten haben.

Wie soll man Dramen in der Schule behandeln? Mit vertheilten Rollen lesen lassen? Ich glaube nicht. Jeder Schüler, der zu lesen hat, wartet bei diesem Verfahren auf sein Schlagwort, liest seine Partie voraus und gewinnt so keinen Überblick über das Ganze. Am besten ist es, der Lehrer liest einige der schönsten Scenen selbst mit gutem Vortrage vor. Von Schülern lässt er immer nur einzelne lesen, manche schöne Stellen vielleicht von mehreren nacheinander, recht die Schüler zu einfachem, sinngemäßem Vortrag anleitend. Die Erklärungen fließen dazwischen ein. Ist man mit einem Acte zu Ende, lässt man die Schüler die wesentlichen Momente, die die Handlung weiterführen, aufsuchen, ebenso Stellen, die die handelnden Personen charakterisieren. Ist man mit dem Drama zu Ende, mögen die Schüler in einer Schularbeit die Fabel des Stückes erzählen. Charakteristiken der Helden des Stückes sollen Gelegenheit zu weiteren Schularbeiten geben.

J e d e r B a n d d e s L e s e b u c h e s e n t h ä l t i m A n h a n g e e i n e n W e g w e i s e r f ü r d i e P r i v a t l e c t ü r e; auch sind, um das Auge zu erfreuen und die Auffassung zu beleben, einige recht gute Bilder eingefügt, von Meistern wie Kaulbach, Doré, Lenbach, Werner, Defregger, Kauffmann.

Das von mir vorgeschlagene Lesebuch trüge zwar dem deutschen Geistesleben ausreichend Rechnung, hätte aber doch im ganzen einen internationalen Charakter.

Ich komme nun zur Frage, in welchem Umfange Redeübungen gehalten werden sollen. Ich denke in einem möglichst großen, und zwar folgendermaßen:

Drei Schülern wird ein bestimmtes Thema aus der Privatlectüre aufgegeben; dasselbe wird auch allen übrigen Schülern mitgetheilt. Bei Beginn der Unterrichtsstunde, in der der Vortrag gehalten werden soll, bestimmt der Lehrer, welcher der drei ihn zu halten hat. Die zwei anderen fungieren nach Schluss des kurzen Vortrages als Respondenten. Auch andere Schüler können sich an der Debatte betheiligen, die der Lehrer in den richtigen logischen Grenzen zu halten bestrebt sein wird, was nicht immer eine leichte Aufgabe ist. Die verlangte Vorbereitung verhindert Oberflächlichkeit; die Dreizahl der gleich Vorbereiteten erhöht das Interesse in der Classe, und die Debatte befördert bei allen Schülern die Gewandtheit im Denken und die Leichtigkeit im Ausdrucke. Die Themen, zuerst einfach, allmählich schwieriger werdend, sollen nie so gestellt sein, dass sie den Inhalt eines Buches referieren. Sie sollen immer ein Schülerurtheil enthalten, das aber, da der Gegenstand der Fassungskraft und den Kenntnissen der Altersstufe entspricht, correct sein kann.

Die Amerikaner legen auf Redeübungen in ihren Colleges großes Gewicht. Dem wird es nicht zum geringen Theile zuzuschreiben sein,

dass sie im öffentlichen Leben eine große Zahl vorzüglicher Redner aufzuweisen haben.

Nun zu den schriftlichen Arbeiten. E. Laas' vor Jahren erschienenes Werk über den deutschen Aufsatz hatte mit Recht in der Lehrerwelt freudige Aufnahme gefunden. Der Nachdruck, den Laas auf das gute Disponieren bei den Schüleraufsätzen legte, die reiche Sammlung von guten Dispositionen, die er geliefert hat, waren geeignet, den deutschen Unterricht auf eine neue Basis zu stellen, ganz abgesehen von der Anregung, welche sein Werk auch für den classischen Unterricht bot.

Für mich liegt der Wert seines Buches hauptsächlich in der Anregung, die es für einen gründlichen Betrieb der deutschen und classischen Lectüre gegeben hat, und nicht so sehr in den Winken für die Anfertigung von Aufsätzen.

Mir gilt als Hauptregel: Denke geordnet, und Du wirst auch in guter Ordnung darzustellen vermögen. Ein Aufsatz, für den erst eine Disposition mit Divisionen und Subdivisionen (A, I, a, α, $\alpha\alpha$) angefertigt wurde, ist kein Ding aus einem Gusse. Des Schülers Ehrgeiz geht dann dahin, eine recht complicierte Disposition fertig zu bringen. Weder seine Kenntnisse, noch seine dialectische Gewandtheit sind einer solchen Aufgabe gewachsen; er macht den einfachsten Gegenstand zu einem complicierten und erfindet Begründungen, bloß um die symmetrische Anordnung zu retten. — Soll es unmöglich sein, einen Gegenstand klar und in guter Abfolge darzustellen, wenn die Disposition nur im Kopfe steckt? Ich bin überzeugt, die besten Bücher, auch wissenschaftlicher Art, sind selten mit einer detaillierten Disposition begonnen worden. Kein Rechtsanwalt, kein Richter verfasst seine Schriftstücke an der Hand einer schriftlichen Disposition. Richtiges Schließen und die Natur der Sache spinnen den logischen Faden am besten weiter. — Der Schüler besitzt auch zu wenig Geschick, die Nähte zu verdecken, an denen die verschiedenen Punkte zusammenstoßen. Was er scheinbar an Logik gewinnt, verliert er an Gefälligkeit des Stiles.

Bei der Lectüre dagegen (z. B. von Platos Dialogen, Schillers ästhetischen Abhandlungen) ist das Aufsuchen der einem Stücke zugrundeliegenden Disposition oft unerlässlich für das Verständnis. Nur übertreibe man auch da nicht und verderbe dem Schüler die Freude am Inhalte durch pedantischen Formalismus.

Wir können also Dispositionen nur in einem sehr beschränkten Maße (höchstens als freies Disponieren der weiterführenden Gedanken und nicht nach den antiken Rhetorenschemen) für den Aufsatz gelten lassen.

Weiters fragt es sich, welchen Inhalt sollen diese Aufsätze haben? Ich würde höchstens drei häusliche Arbeiten per Semester verlangen. Dieselben sollen möglichst individuell sein. Ich würde die Schüler je drei selbstgewählte Themen für jeden solchen Aufsatz einreichen lassen. Aus diesen wählte ich dann eines oder stellte ein neues, das dem möglichst nahe kommt, das der Schüler durch seine drei eingereichten, aber vergriffenen Themen darzustellen wünschte. Ich bestimmte auch den Schülern eine Zeit, wo sie mich besuchen dürften und sich weiteren Rath erholen könnten.

Die Arbeiten in der Schule müssen natürlich einfacher Art sein. Der Inhalt darf die Schüler nicht bedrücken, damit sie der Form die nöthige Sorgfalt widmen können. Ihr Inhalt ist der Schullectüre entnommen, und zwar in der Gestalt, die dieselbe nach der Durcharbeitung im Unterrichte angenommen hat.

Ich hätte noch einiges in Bezug auf die Correctur der deutschen Arbeiten auf dem Herzen, muss es aber unterdrücken, um meine Darstellung nicht über Gebür anschwellen zu lassen.

Somit stehe ich am Schlusse meiner Ausführungen. Man wird sie von einer, wie ich glaube, richtigen Tendenz beherrscht finden, nämlich der, die Leistungen der Schule den Idealen dienstbar zu machen, als deren Träger die menschliche Gesellschaft diejenigen sehen will, die ihre Führer in Politik, Wissenschaft, Kunst und Literatur sein sollen.

Das Leben, die Allgemeinheit, der Zeitgeist sagen: „So müssen die Menschen sein, denen wir unser Leben, unser Gut, unsere Kinder, unser Vaterland anvertrauen. Schule, erziehe sie darnach!“ Und so ist es die Pflicht der Schule, diesen Impulsen zu folgen.

IV.

Das Diagramm im Dienste des Unterrichtes.

Diagramme sind geometrische Bilder, angewendet um Raum- oder Quantitätsverhältnisse von Objecten anschaulich zu machen. Es wird von ihnen hauptsächlich in den mathematischen Disciplinen und in der Statistik Gebrauch gemacht. Die Schule hat dieselben bisher ziemlich ignoriert. Man ließ die Schüler höchstens Blütendiagramme zeichnen. Und doch wären sie für den Unterricht, wenn mit Maß zur Anwendung gebracht, von großem Werte, und zwar in einer Reihe von Gegenständen.

Ich beginne mit der Geographie. Jedermann weiß, dass es unmöglich ist, den Schülern Landkarten in die Hand zu geben, die alle vom gleichen Maßstabe wären. Man ist bestrebt, jedem Culturstaate ein besonderes Blatt zu widmen; dabei hat sich der Maßstab nach dem Formate des Atlases zu richten. Der Schweiz, Holland und Belgien ist ebenso je ein Blatt gewidmet, wie den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Und wenn auch für große Reiche mehrere Theilkarten eingefügt werden, müssen auch diese Theile noch immer im Maßstabe gegen ein Belgien und Holland, Schweden und Norwegen usw. zu kurz kommen.

Das Resultat ist, dass der Schüler nie ein klares Bild von der relativen Größe der Länder der Erde bekommt. Die Zahlen, die er sich mit Mühe und Noth eingeprägt hat, vergisst er wieder, einen großen Globus hat er vielleicht einmal in seiner Schulzeit zu sehen bekommen, und so entbehrt er jeder Hilfe, wenn er Größenverhältnisse im Geiste festhalten soll.

Wie gute Dienste könnten da Diagramme leisten, die man die Schüler selbst nach den gegebenen Zahlen anfertigen ließe!

Man könnte hierbei von verschiedenen Einheiten ausgehen. Wählte man als solche die Größe des Heimatsstaates des Schülers, was sich empfiehlt, dürfte das Quadrat, welches seine Ausdehnung symbolisieren

soll, nicht zu klein sein, um kleinere Staaten als Bruchtheile desselben darstellen zu können.

Die Einwohnerzahlen verschiedener Staaten und Städte, die Confessionen und Nationalitäten ließen sich ebenfalls auf diesem Wege vergleichen, ebenso die Höhen der Gebirge, die Stromlängen; weiters der Nationalwohlstand von Staaten, die Größe der Eisenbahnnetze, die Seeschiffahrt; im einzelnen der Reichthum an nützlichen Metallen, an Culturpflanzen, an Nutzthieren.

Stets wird das Zeichnen von Diagrammen gegenüber falschen Vorstellungen als Correctur und richtiger als Stütze dienen.

In der Geschichte kann man dadurch die Größe von Heeren in Schlachten, in der Culturgeschichte die Höhe von Bauten und Denkmälern versinnbilden.

In der Naturgeschichte der Thiere mag dadurch die Lebensdauer derselben, ihre relative Verbreitung über die Erde, ihre relative Kraft, soweit dies zu wissen von Nutzen ist, veranschaulicht werden.

In der Pflanzenkunde sind Diagramme schon so eingebürgert, dass ich darauf nicht einzugehen brauche.

Dass ich Diagramme auch in der Naturlehre nicht ganz entbehren möchte, hängt mit der Anschauung zusammen, die ich vom Betriebe dieses Gegenstandes in der Schule habe. Man lehrt die Jugend die Physik, wie die Lehrbücher stets versichern, nach dem neuesten Stande der Wissenschaft. Würde es sich nicht empfehlen, den Schülern wenigstens theilweise auch den Werdeprocess vor Augen zu führen, der zur Naturkenntnis der Gegenwart geführt hat? Um wie viel lebendiger würde die Anschauung sein, wenn sie sehen könnte, wie die Naturerkenntnis vom Einfacheren zum Mannigfaltigeren und im gleichen Maße die Benützung derselben in der Technik vorgeschritten ist. Die Hand-, die Wind-, die Wassermühle haben in früheren Zeiten geleistet, was heute Dampf und Elektricität zu vollbringen haben. Die Geschwindigkeit des Windes, das Gefälle des Stromes, Dampf, Gas, Elektricität sind in gewissen Wertverhältnissen fungible Größen. Von der Einsicht in diese Wertverhältnisse hängt der technische Fortschritt selbst, aber auch die Einsicht in seine Größe ab.

Diagramme müssten da doch gute Dienste leisten. Ebenso, wenn man die verschiedenen Lichtquellen, die die moderne Zeit der Natur entlockt hat, nach ihrer Intensität vergleichen will.

Auch in der Chemie, glaube ich, könnten sie für die Veranschaulichung der chemischen Verbindungen von Wert sein.

Hat der Schüler einmal gelernt, Wert- und Maßverhältnisse sich in der Form von Diagrammen in geometrische Bilder umzusetzen, wird er dies auch im späteren Leben thun und dadurch stets über ein geordnetes, parates Wissen in den angeführten Disciplinen verfügen, ganz abgesehen von dem Werte, den es haben wird, wenn ihn irgendwie sein Beruf auf statistische Arbeiten hinführen sollte.

Erfahrene Fachmänner werden vielleicht in der Lage sein, die von mir angeführten Anwendungsfälle für das Diagramm zu vermehren. Innen seien diese Zeilen zur freundlichen Beachtung vorgelegt.

Die Mittelschulen Serbiens.

Wir haben schon wiederholt in unserer Zeitschrift von den Wandlungen, welche der Mittelschulunterricht in Serbien durchzumachen hat, berichtet. Durch das Gesetz vom 14./26. Juli 1898 ist wieder eine neue Phase eingetreten. Darnach wird es in Serbien drei Arten von Mittelschulen geben, nämlich: humanistische Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen. Und zwar soll in Belgrad ein humanistisches Gymnasium, das einzige dieser Art, bestehen; ferner sind 11 Realgymnasien angeordnet: 5 achtclassige (davon 2 in Belgrad, je 1 in Kragujevac, Niš und Zaječar), 4 sechsclassige (in Čačak, Schabac, Požarevac und Wranja), 2 vierclassige (in Pirot und Waljevo). Endlich soll noch eine Realschule in Belgrad die dritte Art der Mittelschulen vertreten. Wir geben im Folgenden die für diese Schulen festgesetzten Lehrpläne mit dem Bemerken, dass wir diese gegenüber den früheren als einen wirklichen Fortschritt betrachten. Es wäre nur zu wünschen, dass diese Lehrpläne genau durchgeführt und durch längere Wirksamkeit hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit erprobt würden. Nichts ist für das Gedeihen des Unterrichtes mehr nothwendig als die Stetigkeit der Lehrpläne und ihre gewissenhafte Ausführung. Ein fortwährender Wechsel macht es unmöglich, dass das Reis, das man gepflanzt hat, feste Wurzeln schlage und sich allmählich entfalte.

Lehrplan des humanistischen Gymnasiums

	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	Zusammen
Religionslehre	2	2	2	2	2	2	—	—	12
Serbische Sprache	4	4	3	3	4	3	3	4	28
Deutsche Sprache	3	3	3	3	3	3	3	3	24
Lateinische Sprache	6	6	5	5	6	6	5	6	45
Griechische Sprache	—	—	4	4	5	5	5	5	28
Geographie	2	2	2	2	—	—	—	—	8
Geschichte	—	—	2	serb. 3	3	3	3	Welt- 4 serb.	18
Naturgeschichte	2	2	—	2	2	3	2	—	13
Physik	—	—	3	—	—	—	3	3	9
Mathematik	4	4	3	3	4	4	4	3	29
Philosophische Propädeutik	—	—	—	—	—	—	2	2	4
Freihandzeichnen	2	2	2	2	—	—	—	—	8
Kalligraphie	1	1	—	—	—	—	—	—	2
Gesang	2	2	—	—	—	—	—	—	4
	28	28	29	29	29	29	30	30	232

Lehrplan der Realgymnasien

	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	Zusammen
Religionslehre	2	2	2	2	2	2	—	—	12
Serbische Sprache	5	4	3	4	4	3	3	4	30
Deutsche Sprache	5	4	4	3	3	3	3	3	28
Lateinische Sprache	—	—	6	6	5	6	5	5	33
Franz. o. griech. Sprache	—	—	—	—	5	5	5	5	20
Geographie	3	3	2	2	—	—	—	—	10
Geschichte	—	3	serb. 2	serb. 2	3	3	3	Welt- 4 serb.	20
Naturgeschichte	3	2	—	3	2	3	2	—	15
Physik	—	—	3	—	—	—	3	4	10
Mathematik	5	5	5	5	5	4	4	3	36
Philosoph. Propädeutik	—	—	—	—	—	—	2	2	4
Freihandzeichnen	2	2	2	2	—	—	—	—	8
Kalligraphie	1	1	—	—	—	—	—	—	2
Gesang	2	2	—	—	—	—	—	—	4
	28	28	29	29	29	29	30	30	232

Lehrplan der Realschule

	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	Zusammen
Religionslehre	2	2	2	2	2	2	—	—	12
Serbische Sprache	5	4	3	4	3	3	3	4	29
Deutsche Sprache	5	4	4	3	3	3	3	3	28
Französische Sprache	—	—	5	5	5	5	3	3	26
Geographie	3	3	2	2	—	—	—	2	12
Geschichte	—	2	serb. 2	serb. 2	3	3	3	Welt- 4 serb.	19
Naturgeschichte	3	2	—	—	2	3	3	—	13
Physik u. Mechanik	—	—	3	—	—	—	4	5	12
Chemie u. Chem. Technol.	—	—	—	3	3	2	2	—	10
Mathematik	5	6	6	6	6	6	5	4	44
Darstellende Geometrie	—	—	—	—	—	—	2	3	5
Freihandzeichnen	2	2	2	2	2	2	2	2	16
Kalligraphie	1	1	—	—	—	—	—	—	2
Gesang	2	2	—	—	—	—	—	—	4
	28	28	29	29	29	29	30	30	232

Vierte Abtheilung.

Erlass des h. k. k. Ministeriums vom 31. December 1898, Z. 3038.

„Die Cabinetskanzlei Seiner k. und k. Apostolischen Majestät hat mittelst Note vom 31. December l. J., Z. 70/corr. im Allerhöchsten Auftrage anher das Ersuchen gerichtet, der Redaction der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien für die Seiner k. und k. Apostolischen Majestät anlässlich des Allerhöchsten 50jährigen Regierungs-Jubiläums unterbreitete Festnummer des Decemberheftes des laufenden Jahres den **Allerhöchsten Dank** bekannt zu geben.“

„Hievon wird die Redaction mit Beziehung auf die Eingabe vom 26. November 1898 in Kenntnis gesetzt.“

Miscellen.

Literarische Miscellen.

L'Enseignement Mathématique. Revue Internationale. Paraissant tous les mois. Publiée sous les auspices d'un Comité de patronage composé de savants des divers pays, dirigé par C. A. Laisant, Docteur ès sciences, Répétiteur à l'École polytechnique de Paris, et H. Fehr, Privat Docent à l'Université de Genève, Professeur au Collège et à l'École professionnelle.

Tous ceux qui s'intéressent à la Science mathématique et à ses progrès savent quelle importance il faut attribuer à l'enseignement. Or, les mathématiciens des divers pays vivent à cet égard dans une ignorance presque complète de ce qui se fait au delà des frontières. Il y aurait cependant un intérêt considérable à connaître l'organisation de l'enseignement, les programmes, les méthodes pédagogiques, les tentatives de perfectionnements, les modifications qui surviennent, etc. De là est sortie l'idée du recueil périodique dont vous voyez le titre ci-dessus, et qui, avant même son apparition, a groupé des adhésions illustres, qui nous sont bien précieuses. Cet organe international s'attachera surtout à l'enseignement secondaire ou moyen, mais sans négliger aucune des autres branches. Il aura un caractère franchement international, bien que publié en langue française, à Paris et à Genève simultanément.

L'Enseignement Mathématique paraîtra tous les deux mois; chaque numéro comprenant 80 à 100 pages, se divisera, en principe, en quatre parties, sans que ceci ait rien d'absolu: I. Articles généraux sur philosophie ou l'enseignement d'une branche importante de la science dans un ou plusieurs pays; — II. Partie pédagogique, développant observations utiles qui peuvent se présenter dans l'exposition d' théorie ou même d'une question particulière; — III. Chronique et C

spondance, contenant toutes les nouvelles d'un intérêt général et permettant a chacun d'exposer en toute liberté les idées qui lui sont personnelles; — IV. Partie bibliographique, contenant l'annonce des publications récentes et des comptes rendus sommaires des plus importantes d'entre elles.

Cette publication périodique n'aura toute son utilité qu'à une condition: c'est qu'elle soit soutenue par la bonne volonté et la collaboration de ceux, professeurs ou non, qui s'interessent à l'éducation mathématique. C'est dans ce but, Monsieur et cher Confrère, que nous venons nous adresser à vous. Votre concours nous serait extrêmement précieux, et nous vous le demandons dès maintenant. Vos communications pourraient être rédigées en allemand, en anglais, en italien, en espagnol, en portugais ou en russe, et la rédaction se chargerait d'un assurer la traduction française; cependant, il serait préférable que les auteurs voulussent bien nous adresser eux-mêmes cette traduction, pour éviter toute fausse interprétation de leur pensée. Nous aurions le soin de faire disparaître, s'il y en avait, les légères incorrections de style qui peuvent échapper à quiconque écrit dans une langue étrangère.

Une recommandation essentielle au point de vue pratique, c'est de n'écrire jamais que d'un seul côté de la feuille qu'on emploie.

Revenant sur l'un des points indiqués plus haut, nous tenons à bien vous dire quel sens large nous attribuons à l'expression „enseignement secondaire“. Cet enseignement, selon nous, s'étend depuis les premiers éléments d'arithmétique raisonnée jusqu'aux théories de calcul infinitésimal et de mécanique rationnelle qui sont devenues classiques. En un mot, tout enseignement portant sur une partie pour laquelle la science est faite rentre dans la catégorie des questions dont il nous paraît intéressant de nous occuper. Les recherches concernant des sujets sur lesquels la science est à faire échappent au contraire à toute règle pédagogique; l'enseignement de ces parties de la science ne doit sa valeur qu'au talent des personnes chargées de le distribuer, et mérite par cela même le nomd' „enseignement supérieur“ qu'on lui donne à peu près partout.

Quant à l' „enseignement primaire“, nous n'en méconnaissons pas l'importance et nous nous en occuperons le cas échéant. Mais, en général, les instituteurs qui en ont la charge ne sont pas exclusivement mathématiciens; ils doivent se conformer à des règles particulières, et, lorsque des améliorations s'introduisent dans ce domaine, c'est presque toujours dans celui de l'enseignement secondaire qu'elles ont été élaborées. Travailler au perfectionnement de celui-ci, c'est donc, indirectement, améliorer du même coup celui-là. (Prière de s'adresser: Pour tout ce qui concerne la rédaction, l'administration ou les abonnements, à MM. Georges Carré et C. Naud, Éditeurs, rue Racine 3, Paris.)

Christian **Ostermanns Lateinische Übungsbücher.** Neue Ausgabe von H. J. Müller. 1. Ergänzungsheft: Übungsstücke im Anschlusse an Ciceros Rede für den Dichter Archias. 2. Ergänzungsheft: Übungsstücke im Anschlusse an Ciceros Rede für Ligarius. 3. Ergänzungsheft: Übungsstücke im Anschlusse an Ciceros Rede gegen Quintus Cäcilius. 4. Ergänzungsheft: Übungsstücke im Anschlusse an Ciceros Rede gegen Verres. 4. Buch. 5. Ergänzungsheft: Übungsstücke im Anschlusse an Ciceros Rede für Milo. 6. Ergänzungsheft: Übungsstücke im Anschlusse an Ciceros Rede für Dejotarus.

Alle diese Vorlagen sind mit Fleiß und Geschick gemacht und werden beim Unterrichte mit Nutzen verwendet werden können. Immerhin

habe ich das Bedenken, ob die Schüler es nicht satt bekommen, das, was sie im Schriftsteller in vollendeter sprachlicher Form lesen, nachträglich verdünnt noch einmal genießen zu sollen. Meines Erachtens sind concentrierte Auszüge vorzuziehen.

Lateinisches Elementarbuch von P. D. Ch. Hennings, Dr. phil. 2. Abtheilung: Lehrstoff der Quinta. Ausgabe B. Nach den preußischen Lehrplänen von 1892 bearbeitet von B. Grosse, Dr. phil., Professor am fürstl. Gymnasium in Arnstadt. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1898.

Die etwas complicierte Anlage des Buches, das aus zwei Theilen besteht, einem, der die Forderungen der preußischen Lehrpläne streng erfüllt, und einem aus dem früheren Elementarbuche herübergenommenen, halte ich nicht für ganz praktisch. Ein Vorzug macht das Buch empfehlenswert, die vielen hübschen zusammenhängenden, lateinischen Erzählungen aus der alten Sage und sagenhaften Geschichte; für Lehrer, die ihre Schüler durch Erzählung einer solchen Geschichte belohnen wollen, ist das Buch eine reiche Fundgrube, die deshalb an Brauchbarkeit noch gewinnt, weil ihre Form sich möglichst an die Quellen anlehnt.

Stilistische Übungen der lateinischen Sprache von Ernst Berger. 8. Aufl., neu bearbeitet von Professor Dr. H. J. Müller, Director des Luisenstädtischen Gymnasiums zu Berlin. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1898.

In sechs Abschnitten werden zunächst die wichtigsten stilistischen Erscheinungen in einer Reihe von Paragraphen dargestellt, dann folgt jedesmal eine Reihe von Übungsstücken. Hierauf reihen sich Übungsstücke zu allen Abschnitten an, den Schluss bildet ein reichhaltiges Wörterverzeichnis. Der erste Abschnitt behandelt das Substantiv, die nächsten das Adjectiv, Pronomen, Verbum, die Partikeln, der letzte den Periodenbau. Das Buch ist für die Schüler der oberen Classen bestimmt und behandelt kurz das Wichtigste aus der Stilistik.

Gegen die Anordnung sprechen, wie mir scheint, zwei Bedenken: dass die Regeln der praktischen Anwendung vorausgehen, und sich jeder Abschnitt vorwiegend mit der Einübung seiner Regeln beschäftigt. So erfährt der Schüler über den Periodenbau erst am Ende des Buches das Nöthige, während doch die Kenntnis desselben für jeden, der ein zusammenhängendes deutsches Stück ins Lateinische übersetzen will, von vornherein nothwendig ist. Darum erscheint mir die Behandlung der Stilistik in concentrischen Kreisen praktischer und namentlich den Verhältnissen der österreichischen Gymnasien mehr entsprechend. Die Regeln sind gut gewählt und klar dargestellt; die Übungsstücke, die vielfach noch aus einzelnen Sätzen bestehen, sind gut gemacht. Im ersten Abschnitt scheint mir §. 1, Anm. 2 der Unterschied zwischen Magis auctoribus, was es wirklich heißt, und auctore (teste) Zorimo, was es nicht heißt, zu wenig klar gemacht. Ferner: könnten wir in unseren Grammatiken nicht endlich schon auf die »Ländernamen« verzichten? Sagt nicht die »Volksnamen, die Landnamen usw.« alles?

Lehrplan der lateinischen Stilistik für die Classen von Sexta bis Prima von Prof. Dr. Max Heynacher, Director des kgl. Andreasgymnasiums in Hildestein. 3. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh 1897.

Die neueste, 3. Auflage dieses außerordentlich wertvollen methodischen Behelfes für den stilistischen Unterricht am Gymnasium hat gegen die erste um das Doppelte an Umfang zugenommen; dafür wird man nun kaum etwas vermissen, was im Gymnasialunterrichte von Belang

wäre. Das Heftchen ist unentbehrlich für jeden philologischen Lehrer auch an unseren Gymnasien. Für die, die es etwa noch nicht kennen und besitzen, setze ich die einleitenden Sätze hieher:

„1. Auch die Schüler unterer und mittlerer Classen sind anzuhalten, ihre einfachen Sätze stilistisch richtig zu übersetzen."

„2. Ein Kanon der in jeder einzelnen Classe durchzunehmenden Stilregeln muss vereinbart werden."

„3. Dieser Unterricht in lateinischer Stilistik soll ein gelegentlicher sein und sowohl an die Lectüre als auch an die mündlichen und schriftlichen Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische anknüpfen." — Ref. möchte noch den grammatischen Unterricht insbesondere hinzufügen.

„4. Durch zweckmäßige Wiederholungen soll der Lehrer dafür sorgen, dass diese gelegentlichen Belehrungen nicht der Vergessenheit anheimfallen. Der Lehrer muss über die in dem Unterrichte vorgekommenen stilistischen Hauptsachen Tagebuch führen. Bevor ich es selber nicht versuchte, habe ich nicht geglaubt, was man für einen Vortheil hat, wenn man diese einzelnen Brosamen nicht verloren gehen lässt, sondern fleißig sammelt und von Zeit zu Zeit mit der Classe wiederholt. Und wenn die Schüler nun sehen, dass der Lehrer es nicht verschmäht, diese einzelnen Blätter und Blüten vom Baume der Sprache aufzubewahren, dann beeilen auch sie sich gern, sie einzuheimsen, um für künftige Fälle sie bereitzuhalten, und ernten für sich alle die Vortheile solcher Sammlungen."

Die lateinische Stilistik, in concentrischen Kreisen nach den Classen des Gymnasiums aufgebaut, ist ja auch für unsere Verhältnisse der beste Weg. Für jene Lehrer, die keine gedruckten Vorlagen beim Unterrichte verwenden wollen, bietet Heynachers Lehrplan gute Anhaltspunkte; ebenso können sie den Berathungen der Lehrercollegien über den Aufbau des stilistischen Unterrichtes am Obergymnasium mit Beruhigung zugrunde gelegt werden.

Wien. A. Scheindler.

Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung, zugleich verdeutschendes Fremdwörterbuch zum Gebrauche in den k. u. k. Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten. 5. Aufl. Wien, Commissionsverlag von L. W. Seidel u. Sohn 1897. 8°, 199 SS. Preis br. 35 kr., geb. 60 kr.

Dem Zwecke entsprechend war unserm Regelbuche gegenüber eine eingehende Begründung der orthographischen Regeln, eine Vermehrung der Beispiele und besonders eine Bereicherung des Wörterverzeichnisses geboten. Dass eine kundige Hand die Arbeit leitete, ist auf jeder Seite zu ersehen: eine längere, controlierende Benützung des Buches erlaubt dem Ref., es als sehr brauchbar und verlässlich zu bezeichnen. Besonders wird man gewisse schwierigere Partien (Große und kleine Anfangsbuchstaben, Zusammenschreibung) gut dargestellt finden. Vgl. z. B. S. 23. — Das Wörterverzeichnis enthält gegen 23.000 Wörter. Diese Ausdehnung erklärt sich durch die Aufnahme vieler verbreiteter Fremdwörter und technischer Ausdrücke, wobei natürlich besonders auf die Bedürfnisse der Militärschulen Rücksicht genommen wurde. Das Wörterbuch ist auch durch beigegebene Übersetzungen und zahlreiche nützliche Erläuterungen ungemein belehrend. Bekannte Hilfsbücher wurden selbstverständlich benutzt.

Zu den wenigen 'Berichtigungen' trage ich noch nach S. 187 Walnuss statt Wallnuss (S. 14 ist dieses Wort richtig gedruckt), S. 167 fehlt die häufige Redensart „im stiche lassen", S. 193 könnte „zuende" eingefügt werden.

Die Lectüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichtes in der deutschen Sprache, sowie als Mittelpunkt nationaler Bildung. Deutsche Prosastücke und Gedichte, erläutert u. behandelt von Dr. Otto Lyon. 2. (Schluss-) Theil: Obertertia bis Oberprima. 1. Lieferung: Obertertia. Leipzig, B. G. Teubner 1897. V u. 299 SS.

Es handelt sich hier um die Fortsetzung eines in der Schulbücherliteratur wohlbekannten Buches. Zu den von früher her bekannten Grundsätzen kommt bei diesem für Obertertia berechneten Bande noch die beginnende Rücksichtnahme auf ästhetische Behandlungsweise, ferner die Hervorhebung bildlicher Wendungen, häufiger Sprachschwankungen, sinnverwandter Ausdrücke. Die ganze Methode wurde noch mehr als früher in den Dienst der Aufsätze und freien Vorträge gestellt.

Die kleine Anzahl von Lesestücken, die ungeheure Breite der Interpretation (beispielsweise beim »Erlkönig« etwa 40 SS.!), die oben erwähnte starke Rücksichtnahme auf Aufsatz und freien Vortrag, dies und Ähnliches ist unserer Praxis auf gleicher Stufe fremd und soll auch nicht ohneweiters gut geheißen werden. Allerdings was an Erklärungen und Excursen geboten wird, verräth durchaus den in allen zugehörigen Disciplinen wohlbewanderten, auf der Höhe seiner Aufgabe stehenden Fachmann.

Nur möchte ich schließlich doch warnen, den befolgten Lehrgang ausschließlich als mustergiltig hinzustellen, wie S. V vermuthen lässt, da man erstlich erfahrungsgemäß auch auf anderen Wegen zum Ziele kommen kann und zweitens Misserfolge nicht immer der Lehrmethode oder dem Schulbuche zur Last gelegt werden dürfen.

Wien. Dr. R. Löhner.

Koppes Anfangsgründe der Physik mit Einschluss der Chemie und mathematischen Geographie für den Unterricht an höheren Lehranstalten, sowie zur Selbstbelehrung. Ausgabe A. 20. Aufl., bearbeitet von Dr. A. Husmann. Essen, Baedeker 1898. 8°, IX u. 582 SS.

Die 20. Auflage der unseren Lesern wohlbekannten Koppe'schen Physik erscheint gegenüber den früheren Auflagen wesentlich verbessert. Insbesondere wurde manches Veraltete fortgelassen, neue Erfindungen und Theorien wurden aufgenommen und der gesammte Lehrstoff nach neueren Anschauungen umgearbeitet und erweitert, außerdem wurde der mathematische Apparat mehr als bisher zur Entwicklung von Gesetzen und Schlussfolgerungen herangezogen. An Stelle der deductiven Herleitung wurde überall, wo es angieng, die inductive Methode angewendet. Neu eingefügt wurde eine zusammenhängende Darstellung der Wellenlehre, um die Erscheinungen des Schalles und des Lichtes von gemeinsamer Grundlage überschauen zu können; ebenso die Entwicklung des Potentialbegriffes, nebst Niveau- und Kraftlinien aus dem Arbeitsbegriffe heraus und seine Anwendung auf magnetische und elektrische Kräfte; endlich auch die Ableitung der elektrischen Inductionserscheinungen aus dem Begriffe der magnetischen Kraftlinien.

Eine ganz neue Bearbeitung hat der chemische Cursus erfahren in der Art, dass nach einigen einleitenden Paragraphen eine systematische Übersicht der bekanntesten Elemente gegeben wird, in welcher die wichtigsten chemischen Grundbegriffe und Gesetze an passenden Stellen eingestreut und erklärt sind.

Als Anhang 2 ist eine geschichtliche Übersicht über die hervorragendsten Forscher auf dem Gebiete der Physik, sowie eine Sternkarte beigefügt. Anhang 3 gibt ein Fremdwort-Register. Die zahlreichen Illustrationen sind vortrefflich.

Auf das Erscheinen der neuen Auflage seien hiemit die Fachgenossen aufmerksam gemacht.

Prof. Dr. Rud. Arendt, Leitfaden für den Unterricht in der Chemie und Mineralogie. Methodisch bearbeitet. 6. verb. u. verm. Aufl. Mit 115 in den Text eingeschalteten Holzschnitten und einer Buntdrucktafel. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss 1897. 125 SS.

Gegenüber der 3. Auflage, welche Ref. 1892 im XI. Hefte dieser Zeitschrift besprochen, hat die vorliegende 6. Auflage um 39 Textseiten und um 30 Holzschnitte und eine Buntdrucktafel zugenommen. Als Abschluss der anorganischen Chemie ist schon der 5. Auflage ein mineralogischer Theil beigegeben worden, der als recht zweckentsprechend gearbeitet bezeichnet werden kann. Neuestens ist derselbe noch um eine Tafel mit mikroskopischen Abbildungen von Dünnschliffen einiger Gesteine und dem dazu gehörigen Texte zur Erläuterung des inneren Baues derselben vermehrt worden. Hiebei werden berücksichtigt: Granit, Porphyr, Basalt, Gneis, Grauwacke und Quarzglimmerschiefer.

Im übrigen wäre hier alles seinerzeit über die 3. Auflage Gesagte zu wiederholen. Jedenfalls kann auch sie mit gutem Gewissen jedem empfohlen werden, der sich auf kurzem Wege mit den Lehren der Chemie und deren experimentellem Nachweise auf einfachem und billigem Wege in Kenntnis setzen will.

Wien. Joh. A. Kail.

Joh. E. Dassenbacher, Frommes österreichischer Professoren- und Lehrer-Kalender für das Schuljahr 1898/99. Wien, Karl Fromme.

Die Einrichtung dieses trefflichen Büchleins ist allgemein bekannt. Mit Recht hat der Herausgeber keine nennenswerten Änderungen eingeführt. Dass er den neuen Lehrplan für Realschulen aufgenommen hat, wird ebenso allseits gebilligt werden, als das Fehlen des neuen Gehaltsgesetzes allgemeinem Bedauern begegnen wird. Doch eine Bitte soll hier an die Directionen der einzelnen Anstalten gerichtet werden. Sie möchten doch im Interesse aller Collegen die Correctur der ihnen vom Herausgeber zugesandten Zettel gewissenhaft besorgen. Es ist das ja nur eine Arbeit von höchstens fünf Minuten. Heuer finden wir z. B. noch Personen verzeichnet, die schon im März 1898 gestorben sind. Dassenbacher selbst wird aus solchen Fehlern kein Mensch einen Vorwurf machen können.

Dem äußerst nützlichen Kalender wünschen wir die weiteste Verbreitung.

Wien. Dr. Karl Wotke.

Programmenschau.

11. J. Kubliński, De Sapphus vita et poesi I. Progr. des Gymn. in Przemysl 1897, 8°, 29 SS.

Wir haben eine fleißige Arbeit vor uns, vielleicht zu fleißig, da sie sich bemüht, Fragen, in die kaum je volles Licht zu bringen sein wird, wie z. B. die Rhodopisfrage, bis ins Einzelnste einer neuerlichen Revision zu unterziehen. Aus diesem Grunde bestehen denn auch die positiven Ergebnisse der Arbeit zumeist bloß in Richtigstellungen geringfügiger Art. Für den zweiten Aufsatz möchten wir aber ganz entschieden

wünschen, dass sich der Verf. eines verständlicheren Latein befleiß damit der Leser nicht gezwungen ist, jeden Satz erst einigemale zu lese um dessen Sinn herauszubekommen. Auch auf die Correctur hätte me Sorgfalt verwendet werden sollen, sowie darauf, dass Fehler wie An Commena statt Anna Comnena vermieden werden.

Wien. Hugo Jurenka.

---

12. **Huemer, Dr. Camillo, Die Sage von Orest in der tragischen Dichtung.** Progr. des k. k. Staatsgymn. zu Linz 1896 8°, 34 SS.

Das Thema ist mit voller Sachkenntnis und feinem Verständnis aufs klarste behandelt. In objectiver Weise, also namentlich die moderne Anschauungen fernhaltend, legt der Verf. dar, wie der Gegenstand in den einzelnen Dichtungen aufgefasst ist, und gelangt so im einzelnen zu manchen bestimmteren oder richtigeren Ergebnissen als die Vorgänger. Aus der höchst lesenswerten Abhandlung seien hier einige Hauptsätze angeführt. Bei Äschylus zweifelt Orestes niemals an der Gerechtigkeit des Muttermordes, von Reue und Gewissensbissen kann also bei ihm keine Rede sein, und die „Eumeniden" veranschaulichen nicht einen Streit im Herzen Orests, sondern einen Conflict verschiedener göttlicher Mächte, Apollos und der Eumeniden, in denen der Doppelcharakter der That zum Ausdrucke kommt. Bei Sophokles erscheint weder ein äußerer, noch ein innerer Conflict. Bei Euripides ist der Conflict subjectiviert, ebenso bei Goethe. Die Erinyen sind bei Äschylus leibhaftige Gestalten. Ebenso sind sie bei Euripides aufzufassen. Bei Goethe aber sind sie nur die Personification des Schuldbewusstseins, des Rachegeistes, der in Orestes wohnt. — Zum Schlusse eine Kleinigkeit: das Citat S. 11 lautet richtig: facto pius et sceleratus eodem.

13. **Sewera Ernst, Zu den Verbalformen der griechischen Schulgrammatik.** Progr. des k. k. Staatsgymn. in Ried 1896, 8°, IV u. 31 SS.

Der Ref. hat im Jahre 1880 („Unser Gymnasium") in eingehender und wohlbegründender Weise den Ruf nach Sichtung des latein- und griechisch-grammatischen Lehrstoffes erhoben. Der Ruf ist von den Schulmännern als gerechtfertigt erkannt worden. Die verlangte Sichtung des grichischgrammatischen Stoffes hat bei uns zuerst V. Hintner auf Grund eigener statistischer Zusammenstellung vorgenommen, und zwar praktisch in seiner Schulgrammatik. Hintner hat jedoch das statistische Material bisher nicht veröffentlicht. Eine solche Veröffentlichung der eigenen Materialsammlung unternimmt hier Sewera über eine in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1895, S. 1022 f.) von Dr. J. Huemer gegebene Anregung für das Gebiet der Verbalformen. Berücksichtigt sind bei der Zusammenstellung zunächst alle Schriften, welche nach dem neuesten Lehrplane in der Schule gelesen werden können — Homer und Herodot zumeist nur in den auch im Attischen vorkommenden Formen —, dann aber auch mit Recht solche, die bei der jetzt in den Rahmen des Gymnasiums eingefügten Privatlectüre in Betracht kommen; in der Aufzählung S. I f werden nur die wenigen Capitel aus dem Phädon vermisst, welche in eine Tempsky'sche Schulausgabe aufgenommen sind. Der Stoff ist nach der Grammatik von Curtius — v. Hartel geordnet. Ein Urtheil über die Richtigkeit und Vollständigkeit dieser Zusammenstellung kann ein Ref. der nicht selbst solche Untersuchungen angestellt hat, selbstverständlich nicht abgeben. Die Beantwortung der Frage, ob infolge der von Sewera

gewonnenen Resultate Änderungen in den gegenwärtigen Schulgrammatiken vorzunehmen seien, würde hier zu weit führen. Es sei diesbezüglich nur bemerkt, dass die Angaben bei v. Hartel und Sewera beispielsweise bei λύσειας, χάθημαι und κεράννυμι nicht übereinstimmen. Im allgemeinen sei meritorisch nur noch gesagt, dass die Arbeit, die sicherlich höchst zeitraubend war, auch recht verdienstlich zu nennen ist. Der Druck ist verhältnismäßig sehr correct. Druckfehler begegnen in geringer Anzahl. Beruht die Betonung (λυσ)είας S. 3 auch auf einem Druckfehler? Wenn die Schreibweisen σώζω und σέσωσμαι S. 10 (richtig σῴζω S. 31) und μιμνήσκω S. 22 (richtig μιμνήσκω S. 30) nicht Druckfehler sind, so liegt der Gedanke nahe, dass ein veralteter Text zugrunde gelegt ist. S. 3, Z. 2 u. 3 muss es »gleich denen« heißen.

Wien. J. Rappold.

---

14. **Podlaha, Dr. Anton, O řeckých překladech P. s. starého zákona (Griechische Übersetzungen der h. Schrift des alten Testamentes).** (II. Theil.) Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Prag-Neustadt 1897, 8°, 24 SS.

In dieser Fortsetzung des vorjährigen Programms bespricht der Verf. der Reihe nach in neun Abschnitten zunächst die Übersetzungen des Aquila, Theodotion und Symmachus und charakterisiert ihre Stellung zum Original dahin, dass sich Aquila sclavisch an das hebräische Original hielt, Theodotions Übersetzung als verbesserte Ausgabe der Septuaginta angesehen werden könne, weshalb Origines in seinem Hexaplartexte das in der Alexandrinischen Übersetzung Fehlende aus Theodotion ergänzt habe, und dass die Version des Symmachus die eleganteste gewesen sei. Von den beiden ersten bringt Podlaha als Proben den Anfang des I. Cap. der Genesis. Dass er Theodotion vor Symmachus stellt, obwohl beide ungefähr in derselben Zeit gelebt haben und gewöhnlich in umgekehrter Abfolge geführt werden, begründet er damit, dass Irenäus Theodotions Übersetzung kennt, während ihm Symmachus' Arbeit unbekannt gewesen sei, zum Beweise, dass Theodotions Werk früher abgefasst war. An diese Übersetzer knüpft er die sogenannte Quinta, Sexta und Septima, deren Ursprung unbekannt ist und die darum ihren Namen führen, weil sie in Origenes' Ausgabe in dieser Reihe folgen. Im VI. Abschnitte bespricht P. das kritische Riesenwerk des Origenes ἑξαπλᾶ — ἐννεαπλᾶ; letzterer Name kommt bei alten Schriftstellern, die von Origenes' Werke sprechen, nicht vor, so dass man zweifelte, ob Origenes auch die Septima zu den übrigen Gruppen der Übersetzungen hinzugefügt habe. Diese Bedenken werden durch die Zeugnisse des Eusebius und Hieronymus zerstreut.

Was veranlasste Origenes zur Abfassung seines Werkes? Die abweichenden Übersetzungen des Aquila und seiner Nachfolger auf demselben Gebiete lenkte die Aufmerksamkeit der Christen abermals auf die Septuaginta, die nunmehr den Namen κοινή führte. Diese war ursprünglich im Gebrauche bei Juden und Christen, wurde aber durch ihre Verbreitung in zahllosen Exemplaren immer mehr entstellt. Dazu kam, dass die zum Christenthum übertretenden Heiden, die mit der classischen Literatur der Griechen wohl vertraut waren, sich an den Barbarismen und Hebraismen stießen. Darum fasste Origenes den Gedanken, das Riesenwerk zu schaffen, damit jeder, ob des Hebräischen kundig oder nicht, in der Lage sei, sich durch die Vergleichung der nebeneinander gestellten Übersetzungen eine klare Vorstellung von dem ursprünglichen Texte der h. Schrift zu machen. Auf S. 16 ist eine Probe aus den Hexapla. Aus diesem großen Werke macht Origenes mit Weglassung des hebräischen Textes und dessen Transscription in griechischen Lettern

einen Auszug, die Tetrapla, wobei er auch die gegentheiligen Ansichten über die Genesis der Tetrapla mittheilt. Dabei wird auch die Bedeutung des Asteriscus und des Obelus gestreift, und werden die Ausgaben der Werke des Origenes namhaft gemacht. Weil aber weder die Hexapla noch die Tetrapla aus naheliegenden Gründen eine größere Verbreitung finden konnten, gaben Pamphilus und Eusebius, um jene Werke wenigstens zum Theile brauchbar und nutzbar zu machen, den mit dem Zeichen Asteriscus und Obelus versehenen Theil der Hexapla heraus. Dieser Hexaplartext, sorgfältig vervielfältigt, war nach Hieronymus' Zeugnisse für alle Kirchen Christi maßgebend. Der VII. Abschnitt enthält eine Wertung der Recensionen des Lucian und des Hesychius. Im VIII. Abschnitte werden die den Text der Septuaginta enthaltenden Handschriften und ihre Edition sowie die auf Herstellung des ursprünglichen Textes der Septuaginta abzielenden Arbeiten behandelt. Zum Schlusse wird im IX. Abschnitte auch noch die Übersetzung des Johannes Josephus kurz berührt und die sogenannten Scholia Veneta.

Es wäre nicht leicht möglich, auf 24 SS. die in Betracht kommenden Fragen fasslicher und vollständiger zu behandeln. Der Verf. beherrscht die Literatur und bespricht den Gegenstand mit zutreffendem gesunden Urtheil. Die Arbeit verdient alle Anerkennung.

15. Teplý Emanuel, O původu a významu některých osobních jmen biblických (Über Ursprung und Bedeutung einer Reihe von biblischen Personennamen). Progr. des k. k. Staats-Untergymn. in Wittingau 1897, 8°, 23 SS.

In der Einleitung berührt der Verf. kurz das Princip der Namengebung und Namenbildung im allgemeinen und führt die für die Arbeit benutzten Quellen an. Die Eigennamen selbst behandelt er in der Weise. dass in der ersten Abtheilung (A) 1. des Gottesname (Jehova, Elohim, Adonaj), 2. die Bedeutung der Namen heidnischer Götter (Adramelech, Ammon, Baal, Balfegor, Dagon, Astarte, Gad u. a.) sowie ihre Bildung durchgenommen werden. In der zweiten Abtheilung (B) werden in derselben Weise Namen von Personen, Engeln und Menschen durchgeführt, z. B. Abia, Abdias, Adonias, Ananias, Barachias, Elias, Ezechias, Godolias, Jephte, Joas, Joel, Hieremias, Jonathan, Josias, Absolon, Ruben, Simeon, Dan, Dina, Joseph, Cain, Abel, Moses, Esau, Amos, Cham, Mambre, Samson, Salmon u. a. Die Deutung der Namen ist, soweit man aus den Citaten ersehen kann, und auch nach dem Urtheile von des Hebräischen vollkommen kundigen Männern im großen und ganzen als ganz zutreffend zu bezeichnen. Einzelne Bibelcitate sind offenbar aus Versehen unrichtig. Es ist eine fleißige Arbeit, die allen, die sich mit Bibelstudium nach dieser Seite beschäftigen, nützliche Dienste leistet, und sei darum diesen Kreisen bestens empfohlen.

Wien. J. Zycha.

---

16. Ludwig, Dr. Karl, Die Gegenreformation in Karlsbad. Progr. des städt. Kaiser Franz Joseph-Real- und Obergymn. in Karlsbad 1897, 8°, 46 SS.

Zu der aus Gindelys Nachlass von dem Landesschulinspector Dr. Theodor Tupetz in Prag besorgten „Geschichte der Gegenreformation in Böhmen“ (Leipzig, Duncker & Humblot 1894) bildet die vorliegende Abhandlung eine specielle Illustration. Sie ist umso wertvoller, als der Verf. in der Lage war, im wesentlichen voll aus den Rathsprotokollen, Cameralacten und Copialbüchern des dortigen Stadtarchivs zu schöpfen, wie

denn überhaupt die Archivbestände vieler deutschböhmischer Städte — von denen Egers abgesehen nennen wir noch die hier von uns bereits gewürdigten von Teplitz, sowie die von Leitmeritz — recht gut erhalten sind. Dass die Actenstücke meist in extenso gegeben wurden, mag wohl nicht der auf den letzten Historikertagen hervorgetretenen Anschauung über die Edition von Archivalien aus der Geschichte der Neuzeit entsprechen, wahrt aber doch der Darstellung die Originalität. Aus derselben ersehen wir, dass das Vorgehen der Regierung in der Rekatholisierung der Stadt doch milde war. So verstrich eine verhältnismäßig lange Frist vom Erscheinen des kaiserlichen Auswanderungsbefehls für die in ihrem Glauben verharrenden Bewohner Karlsbads ddo. 3. Mai 1627 bis zu ihrem factischen Übertritte zum Katholicismus am 25. März 1828. Nur der Widerstand der weiblichen Bevölkerung dauerte länger. Unter solchen Umständen brauchte außer dem lutherischen Prädicanten, dem Schulmeister und dem Cantor sonst niemand aus der Stadt auszuwandern. Freilich war seitens der Regierung eine Zeitlang das Pressionsmittel der Übernahme des Stadtregiments durch einen staatlichen Functionär, den Kaiserrichter, und der Sequestration der städtischen Einkünfte und Güter geübt worden. Im ganzen aber zeigt sich einerseits das Bestreben der Staatsverwaltung, den schon damals internationalen Badeort zu schonen, wobei denn andererseits die Bevölkerung mit Rücksicht auf die fremden Gäste Toleranz geübt wissen will und aus gleichem Grunde sich nur mehr gegen ihre übereiferigen kirchlichen Hirten wendet und event. auf gesetzmäßigem Boden gegen solche bei den vorgesetzten weltlichen und geistlichen Behörden Beschwerde führt. Die Arbeit, in der auch stets die finanzielle Seite berücksichtigt wird, ist eine interessante, gründliche und verdienstvolle.

Bielitz. S. Gorge.

---

17. Sloupský Jos., Kdy osadili Slované západní krajiny? (Wann haben die Slaven ihre westlichen Gebiete besiedelt?) Progr. des k. k. Obergymn. in Kremsier 1896, 8°, 30 SS.

Das Thema ist so verlockend, dass man neugierig die Arbeit in die Hand nimmt, aber man findet gleich in der Einleitung, dass hier nicht eine wissenschaftliche Frage behandelt, sondern nur nach Lehrbüchern vorgegangen wird. In allen Schulbüchern spricht man eben von den ersten Spuren der slavischen Völker im V. und VI. Jahrhundert v. Chr., während Šafařík und auch andere Slavisten der Meinung sind, dass die Slaven wenigstens um die Zeit des Augustus an der Donau zu finden wären. Stärkere Anhaltspunkte bieten uns die neuesten archäologischen Forschungen, welche ergeben, dass die Gräber des sogenannten Lausitzer Charakters slavischen Ursprunges sein müssen. Erst nach diesen Vorbemerkungen bemüht sich der Verf., einen Überblick der ganzen Frage zu geben. Aber die Methode ist nicht ganz glücklich. Er fängt eben mit dem böhmischen Chronisten Cosmas an und zeigt uns die bekannten und willkürlichen Hypothesen, welche für die ganze Frage wissenschaftlich fast ganz wertlos sind. Wenn Kuthen sagt, dass die Čechen um das Jahr 1639 Böhmen besetzten, so bedeutet es eben so viel, wie wenn Cosmas von den Čechen als den ersten Bewohnern Böhmens spricht. Dass A. V. Šembera ein warmer Patriot war, gebe ich gerne zu, dass er aber sowohl in der Philologie wie auch in der Geschichte unkritisch und unwissenschaftlich vorgeht, ist allbekannt. Der Verf. gönnte dessen Phantasien zuviel Raum und ließ dagegen die russische und südslavische Literatur unbenützt. Die verwickelte Frage dreht sich um die Bojer und die Markomanen; es sind verschiedene Hypothesen über deren Herkunft und Sitze ausgesprochen worden, aber man kann nicht sagen, dass sich

schon die glückliche Hand zur Lösung gefunden hat. Dass in späteren Zeiten der Name den ursprünglichen Inhalt gewechselt hat, ist bewiesen, aber es ist bis jetzt nicht sichergestellt, wann dies geschehen ist, also wann Bojoheinum čechisch wurde. Und weil die Geschichte nicht imstande ist, diese Frage zu beantworten, so sucht man Hilfe auf einem anderen wissenschaftlichen Gebiete, in der Archäologie. Aus der ganzen großen Archäologenschar hebt H. Soukup den Prof. Píč (Archeologický výzkum ve středních Čechách 1893, Die archäologische Erforschung von Mittelböhmen) hervor und führt dessen Ansichten über diese Frage an. Er ist unerschütterlich überzeugt, dass alles, was Píč behauptet, auf festem Boden steht, und dass diese Behauptungen kaum eine größere Correctur erleiden werden. Diese Meinung ist zwar populär, aber ich glaube daran nicht und kann daran nicht glauben, wenn ich mir vergegenwärtige, was ich in den archäologischen Museen in Nord- und Südrussland sowie auch in Dalmatien gesehen habe. Ausgrabungen sind wichtig, ungemein wichtig, namentlich wenn man die Gegenstände neben Inschriften findet und sie so fest datieren kann; je mehr sie aber dieser Periode entrückt sind, desto mehr schwindet ihr Charakter und desto leichter können sie den Forscher auf Irrwege verlocken. Viele Gegenstände, die man in die ersten Jahrhunderte einzudatieren trachtete, findet man anderwärts — wo die Cultur noch älter und ursprünglicher ist — viel später, und dann scheitert die schöne Hypothese. Ich wiederhole es noch einmal, Ausgrabungen sind sehr wichtig, aber die Schlussfolgerungen sind sehr oft mit einer zu aufdringlichen Sicherheit ausgesprochen. Ich stelle mich nicht gegen Prof. Sloupský, aber mir genügt bis jetzt die Hypothese, dass die Slaven in demselben Sinne wie die Deutschen in Europa autochthon sind und dass die Besiedlung Bojohemums durch die Čechen nicht auf einmal unter der Führung eines *heros eponymos* Čech, sondern allmählich von Nordosten zur römischen Kaiserzeit stattgefunden hat. In diesem Sinne conformiere ich mich gern mit Prof. Sloupský, dass auch in den Schulbüchern diese Hypothese respectiert sein sollte. — Einige Schreibfehler (Šemberů výklad, líší, *nejvíce* charakteristický (germ.), Markomané, popele u. a. m.) fallen störend ins Auge.

Kgl. Weinberge. V. J. Dušek.

---

18. **Sturm A., Das delische Problem.** (Schluss.) Progr. des k. k. Obergymn. der Benedictiner zu Seitenstetten 1897, 8°, 40 SS.

Mit dem vorliegenden Aufsatze beschließt der Verf. seine in großem Maßstabe angelegte Geschichte des für die Entwicklung der Mathematik ewig denkwürdigen delischen Problems. Während der 1. Theil die Behandlung des Problems in der Platonischen und der 2. Theil in der Alexandrinischen Zeit zur Darstellung brachte, wird nunmehr in diesem letzten Abschnitte dargelegt, in welcher Weise sich dasselbe bei den Indern, Arabern und den christlichen Völkern des Abendlandes bis herab zu Descartes und Newton entwickelte. Was zunächst die Inder betrifft, so ist es interessant zu erfahren, dass nicht bloß die griechischen Sagen das Problem der Würfelverdopplung aus den Anforderungen der religiösen Baukunst entstehen lassen, sondern dass auch die rituellen Vorschriften der Inder dem Architekten ähnliche Aufgaben stellten; doch enthielten die indischen Lösungen nur quadratische Irrationalitäten und kommen daher für die Geschichte des delischen Problems nicht weiter in Betracht. Bei den Japanern findet sich merkwürdigerweise eine Methode zur Auffindung zweier stetigen mittleren Proportionalen vor, die mit einer der griechischen Methoden vollkommen identisch ist. Japanische Schreiner finden auf diese Weise mittelst zweier rechtwinkeligen Lineale

(Winkelhaken) Kubikwurzeln, was wohl als wichtiger Beweis für die Richtigkeit der aufgestellten Vermuthung über das Alter und den Ursprung des nach Plato benannten Apparates angesehen werden kann. (Vergl. diese Zeitschr. 1896, S. 378). Was ferner die Araber anbelangt, so ist ja hinlänglich bekannt, dass die Pflege der Mathematik einen großen Ruhmestitel der Wissenschaft dieses Volksstammes bildet. Auch das delische Problem und die antiken Auflösungen desselben waren den Arabern schon früh bekannt, und gerade auf dem Gebiete von Aufgaben, deren einfachste dieses Problem ist, haben dieselben den größten Fortschritt erzielt durch die geometrische Construction der Gleichungen des 3. und 4. Grades. So finden wir schon in dem „liber trium fratrum de geometria", einem arabischen Werke aus dem 9. Jahrhundert, das in lateinischer Übersetzung auf uns gekommen ist, das Problem der zwei mittleren Proportionalen behandelt. Daselbst wird auch die Methode des Archytas vorgetragen und hiebei bemerkt, dass diese Construction wesentlich theoretisch und zur praktischen Ausführung nicht geeignet sei, weshalb eine andere, leicht ausführbare Construction angegeben wird. In dieser letzteren lässt sich aber leicht die von Eutocius dem Plato zugeschriebene erkennen, nur dass von Winkelhaken kein Gebrauch gemacht, sondern die bei den Arabern auch sonst übliche Bewegungsgeometrie angewendet wird. An diese zwei Lösungen des delischen Problems reiht sich eine Dreitheilung des Winkels und eine Methode zur näherungsweisen Auswertung der Kubikwurzeln, schließlich werden graphische Methoden zur Auflösung der allgemeinen kubischen Gleichung versucht. Wenngleich nun es den Arabern auch später nicht gelang, diese letztere Aufgabe vollständig zu lösen, so haben dieselben doch ein großes Verdienst sich dadurch erworben, dass sie durch Verbindung der Algebra mit der Geometrie ein neues fruchtbares Princip in die Mathematik einführten. Und ein nicht geringes Verdienst für die Araber ist es auch, dass sie durch ihre Übersetzungen der griechischen Schriften diese den abendländischen Völkern, wenn auch nicht unmittelbar, zur Kenntnis brachten. So stammen denn auch die ersten Spuren des delischen Problems, denen man bei den abendländischen Mathematikern des 11. und 12. Jahrhunderts begegnet, aus arabischen Quellen. So bei Jordanus Nemorarius, der in seinem Werke „De triangulis" die Methode des Archytas nach dem liber trium fratrum mittheilt. Im Jahre 1269 übersetzte Moerbeke die Schriften des Archimedes sammt dem Commentar des Eutocius unmittelbar aus dem Griechischen ins Lateinische, welche Übersetzung im 15. Jahrhundert die Grundlage von Arbeiten wurde, wie z. B. derjenigen von Cusa, welcher in seinem Werke „De mathematicis complementis" auch auf das delische Problem zu sprechen kommt und dasselbe hauptsächlich nach der Platonischen Methode behandelt. Ein anderer Schriftsteller desselben Jahrhunderts, welcher den Bericht des Eutocius über die antiken Auflösungen des Problems unmittelbar aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte, war Georg Valla; diese Übersetzung war jedoch nicht nach dem Geschmacke des Nürnberger Mathematikers Johannes Werner, welcher in einem 1522 veröffentlichten Sammelbande mathematischen Inhaltes die eilf von Eutocius überlieferten Lösungen paraphrastisch behandelt. Auch Albrecht Dürer beschäftigt sich 1525 mit der Würfelverdopplung oder allgemein Würfelvervielfachung, indem er ausdrücklich hervorhebt, dass es auch bei letzterer nur auf die Einschaltung von zwei mittleren Proportionalen ankomme, er lehrt die Methoden Platos und Heros, ohne diese zu nennen. Der erste, welcher bei der Behandlung des delischen Problems neue Wege betrat, ist der größte deutsche Algebraiker des 16. Jahrhunderts, Michael Stifel. Außer den Irrationalitäten 2. und 4. Grades nach dem 10. Buche Euclids zieht er auch Irrationalzahlen anderer Grade in den Kreis seiner Beobachtungen. Eine schöne Anwendung davon macht er zur Berechnung beliebig vieler mittleren Proportionalen, die zwischen zwei gegebenen Zahlen einzu-

schalten sind, wovon er dann bei dem Problem der Würfelverdopplung Gebrauch macht. Stifel gibt auch eine geometrische Näherungsconstruction dieser Aufgabe. Auch die großen italienischen Algebraiker des 16. Jahrhunderts, welche die Auflösung der Gleichungen 3. Grades entdeckten, behandelten neben der algebraischen Auflösung der Gleichungen die geometrische Construction. So gibt Cardan den Beweis der nach ihm benannten Regel zur Auflösung kubischer Gleichungen geometrisch und geht damit über die Würfelverdopplung als den einfachsten Fall einer kubischen Gleichung weit hinaus. Eine schöne und eigenartige Lösung des Problems gibt Villalpandus 1604, welcher eigene Curven, die sogenannten Proportionatrices, zur Auffindung zweier mittleren Proportionalen anwendete und ein Instrument ersann, um mittelst dieser Curven gegebene Körper in bestimmtem Verhältnisse zu vergrößern oder zu verkleinern. Der erste, welcher das delische Problem in seiner vollen Bedeutung erfasste, war Vieta, der in seinem »Supplementum Geometriae, 1593« es aussprach, dass jede kubische oder biquadratische Aufgabe, wenn sonst nicht lösbar, ihre Lösung darin finde, dass man sie entweder auf eine Einschaltung zweier mittleren Proportionalen oder auf eine Winkeldreitheilung zurückführe. Noch schärfer wird dies später von Descartes 1637 ausgesprochen, indem gezeigt wird, dass das delische Problem nur ein besonderer Fall der Aufgabe ist, jede Gleichung 3. und 4. Grades durch geometrische Construction zu lösen; derselbe lehrt auch, wie man mittelst einer Parabel und eines Kreises die kubischen Gleichungen auflösen kann. Neben Descartes sind noch Van Schooten, Sluse, Thomas Baker, Edmund Halley, Huyghens u. a. zu nennen, die im 17. Jahrhunderte sich mit dem delischen und verwandten Problemen beschäftigten. Überhaupt dürfte unter allen Schriftstellern desselben Jahrhunderts, welche sich mit der von Desartes erfundenen analytischen Geometrie beschäftigten, kaum ein einziger anzutreffen sein, der nicht auch sein Augenmerk der Auffindung zweier mittleren Proportionalen zugewandt hätte. Auf Schritt und Tritt begegnet man dem Einflusse der antiken Geometrie, und gerade eine Hauptursache für die außerordentlich rasche Entwicklung der analytischen Geometrie war es, dass sie sich auf die griechische Curvenlehre stützen konnte. Mit der Hervorhebung dieser großen Bedeutung des delischen Problems für die Entstehung der analytischen Geometrie beschließt der Verf. die Geschichte desselben, das wie kein zweites durch so viele Jahrhunderte die mathematische Forschung in der fruchtbarsten Weise angeregt hat, und für dessen übersichtliche und geradezu mustergiltige Beschreibung sich der Verf. ein großes Verdienst erworben hat.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

---

19. **Gottwald Ad., Betrachtungen über Einheiten.** Progr. des deutschen Staatsgymn. in Prag-Altstadt 1897, 8°, 36 SS.

Der Verf. stellt Betrachtungen über »naturhistorische Einheiten« an und befolgt dabei einen doppelten Zweck: 1. den Begriff der naturhistorischen Einheit genau zu überprüfen, und 2. zu zeigen, welch geistiger Nutzen für den Schüler daraus erwächst, wenn er auf dem natürlichen Wege des langsamen Aufsteigens vom Concreten zum Abstracten durch Selbstarbeit zum Verständnisse des Unterschiedes zwischen natürlichen und abstracten Einheiten gelangt. Der Verf. bespricht zuerst anorganische Einheiten: Krystall, amorphe Körper, andere anorganische Einheiten (Regentropfen, Hagelkörner u. a.), angenommene Einheiten (Körpermolekül, Körperatom, Ätheratom); sodann organische Einheiten: Organismus, morphologisches, physiologisches und biologisches Individuum, angenommene Einheiten im organischen Reiche: Zelle, Zell-

kern, Granulum, Micellen (Gemmulae, Idioplasten, Pangene. Biophoren, Plasomen) und Probien. — Die Wahl des Themas ist eine glückliche; der Stoff ist an und für sich interessant und der Verf. hat es auch verstanden, ihn übersichtlich und klar darzustellen. Die Arbeit kann allen Fachcollegen empfohlen werden.

Wien. Franz Lukas.

---

20. **Bronner, Dr. Ferdinand, Gedanken über den Lehrplan der österreichischen Gymnasien und Realschulen.** Progr. der Staats-Realschule in Jägerndorf 1897, 8°, 35 SS.

Der wirkl. Lehrer Dr. Ferdinand Bronner fühlt den Beruf in sich, in die Reihe der Gymnasial-Reformer zu treten; ich betone Gymnasial-Reformer, denn von der Realschule ist in der Abhandlung nur flüchtig die Rede. Für die „Programmabhandlung“ ist in gewisser Weise doch auch die Direction der betreffenden Anstalt mitverantwortlich, und Sache der Direction wäre es zweifellos gewesen, den jungen Lehrer zu veranlassen, ein anderes Thema zu wählen.

Wir brauchen keine Vorschläge für Reformen, die einer Neugestaltung mit radicalen Maßregeln das Wort reden. Was wir brauchen, sind verständige Directoren und gute Lehrer. Was das Gymnasium besser macht, als es ist, ist die tägliche Arbeit beider, ihr tägliches Bemühen, selbst besser zu werden.

Graz. A. Nagele.

Regierungsrath Johann Ptaschnik †.

Am 23. September 1898 starb in Mondsee der Regierungsrath Johann Ptaschnik, der emeritierte Director des Staats-Gymnasiums im IX. Bezirke, des jetzigen Maximilians-Gymnasiums, in Wien, und wer sich in das, was über das Leben dieses wackeren Schulmannes vorliegt, vertieft, wird bald erkennen, dass ein gutes Stück der Entwicklung unseres österreichischen Mittelschulwesens direct und indirect an seinen Namen geknüpft ist. In den Zeiten, als durch die Thun'schen Reformen unsere Mittelschule auf neue Grundlagen gestellt wurde, legte er als ein überzeugter Verfechter der neuen Ordnung rüstig mit Hand an, den jungen Bau zu sichern, zu vertheidigen und die weitere Ausgestaltung zu fördern.

Ptaschnik entstammte einer Bauernfamilie in Chygi bei Schwarzwasser in Schlesien, und wenn dieser Stand in seiner frischen Arbeitsfähigkeit das, was ihm an der glatten Geschmeidigkeit altstädtischer Familien wohl leicht fehlt, durch kräftige, gerade Tüchtigkeit zu ersetzen vermag, so bietet Ptaschnik dafür ein anerkennenswertes Beispiel. Der Vater Andreas war Häusler und Nachseher in erzherzoglichen Diensten. Früh gab er den lernbegierigen Knaben aus dem Hause und ließ ihn erst die Normalschule, dann das Gymnasium in Teschen besuchen. Die weiteren Classen, die damalige Philosophie, absolvierte er in Brünn, worauf er die Universität in Olmütz besuchte, um Geschichte und Geographie zu studieren. Hier unterzog er sich bereits 1848 einer Prüfung, durch die er das Recht erwarb, Privatunterricht in den Grammatical- und Humanitätsclassen zu ertheilen, fungierte noch im selben Jahre eine kurze Zeit als Inspector im Gräflich Wolkenstein'schen Hause und wirkte bis zum Mai 1851 als Supplent am Gymnasium in Brünn. Inzwischen waren die neuen Studien- und Prüfungsordnungen erlassen; er gieng nach Wien,

besuchte hier noch ein Seminar und unterzog sich im Juli 1851 der neuerlichen Prüfung, auf Grund deren er bereits im August eine definitive Anstellung am Gymnasium der Theresianischen Akademie fand, in welcher Stellung er unter den Directoren Kapellmann, Demel und Mitteis zwanzig Jahre bis zum Herbste 1871 verblieb. Besonders zu dem letzten Director stand er bis zu dessen frühen Tode in den freundschaftlichsten Beziehungen, die nicht zum geringen Theile auf der Übereinstimmung in den pädagogischen Ansichten fußte.

Die lange Dienstzeit in der genannten Anstalt bot Ptaschnik reichlich Gelegenheit, seinen Ruf als tüchtigen Schulmann zu begründen und zu festigen, und bei dem Ernst, mit dem er sich seinem Berufe widmete und vor dem, wie jetzt so auch später, alle übrigen Interessen zurücktreten mussten, gelang ihm dies auch nach jeder Richtung hin. Mündliche Versicherungen bestätigen es, wir lesen es an verschiedenen Stellen der älteren Jahrgänge dieser Zeitschrift in Besprechungen, die seinen Schriften gelten, dass er schon früh das Ansehen eines vorzüglichen Praktikers genoss, und wir erschließen es aus jenen zahlreichen Schriften selbst. Denn die Mitarbeiterschaft an unserer Zeitschrift reicht bis in das Jahr 1853 zurück, und von 1862—1867 führte er das ständige Referat für Geschichte und Geographie.

Die literarischen Sporen verdiente sich Ptaschnik mit einer Arbeit, die gewissermaßen als bestimmend für seine ganze Zukunft gelten kann. Den Jahren, in denen Ptaschnik seinen Lehrberuf auszuüben begann, und noch einer langen Zeit darüber hinaus war die Aufgabe gestellt, die erst durch den Organisationsentwurf von 1849 und später durch die Revision desselben von 1855 neubegründete Mittelschule auf diesen Grundlagen zu festigen, sich einleben zu lassen und eine von ihnen getragene Tradition zu schaffen. Und diese Aufgabe hatte auch Ptaschnik von vornherein klar und mit dem Entschlusse erfasst, an der schönen culturellen und patriotischen Aufgabe nach Kräften mitzuwirken. Um der Schule willen und als Österreicher war er stolz auf das Werk, als Österreicher nicht in zweiter Linie, denn der streng- und großösterreichische Patriotismus und Loyalität gehörten allezeit mit zu den hervorstechendsten Zügen seines Wesens und Verhaltens. So trat er denn von jenem Geist erfüllt mit der genannten Arbeit im Jahre 1853 in die Arena. Ihr Titel ist: »Beitrag zur methodischen Behandlung des geographischen und historischen Unterrichts an dem Untergymnasium«, und sie gibt auf 42 Seiten die vollständige detaillierte Ausarbeitung des Ganges, den im engsten Anschlusse an die Instructionen der Unterricht zu nehmen hat, um ihren Forderungen aufs wirksamste gerecht zu werden. Eine spätere Arbeit von 1868: »Bemerkungen über den geographischen Unterricht« kann als die Fortsetzung dieser betrachtet werden, indem sie die inzwischen gewonnenen Erfahrungen zu verwerten strebt.

Rührig war Ptaschnik als Recensent, besonders natürlich in den Jahren, da er das ständige Referat führte. Schon die Zahl dieser Besprechungen — nur die mit seinem Namen gezeichneten gehen in die Dutzende — zeugen für den Eifer, mehr aber noch der Inhalt. Wie in eine ferne Welt werden wir versetzt, wenn wir alle diese Blätter und Bogen durchmustern. Längst verschollene, aber auch wohlerhaltene Namen begegnen uns in den Verfassern der angezeigten Schriften, meist reichsdeutschen, wie es bei dem damaligen Zustande unserer Schulbücherliteratur in der Natur der Sache lag. Es muthet uns sonderbar an, wenn dafür gestritten werden muss, dass der Atlas ein nicht zu entbehrendes Hilfsmittel des geschichtlichen und die eigentliche Grundlage des geographischen Unterrichtes sein soll. Doch in das Meritorische uns zu vertiefen, die Kritiken nachzuprüfen, hat, da die Bücher sämmtlich außer Gebrauch sind, wenigstens keinen praktischen Wert. Wohl aber verdient der Geist, der aus ihnen weht, und der Ton, in dem sie gehalten sind, Beachtung. Sachkenntnis, Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit

charakterisieren sie durchweg. Schritt um Schritt geht er in besonnener Ruhe dem Autor nach, wohlthuend ist das correcte Deutsch, dessen schon das Prüfungszeugnis rühmend gedenkt, und vor allem die scharfe Logik, auch, wo es noth thut, der Angriffsmuth — man liest sie noch jetzt mit Vergnügen. Wo es sich um reine Schulfragen handelt, ist der Standpunkt, Zustimmung oder Abweisung, dem oben Gesagten entsprechend durch den Organisationsentwurf und seine Forderungen gegeben. Bestärkt in diesem Verhalten war er, wie wir in einem Briefe vom Jahre 1867 lesen, durch ein Wort Bonitz' in »ernster Stunde« früher an ihn gerichtet: »Halten Sie fest an dem Organisationsentwurf; man will dieses Werk, dessen Anerkennung so viel Mühe gekostet hat, zerstören.« So warb Bonitz direct um Vertheidiger, und als unter anderen ein solcher Angriff 1864 von Seiten Hocheggers stattfand, der die Maturitätsprüfung, auch eine der jungen Einrichtungen, von dem Gymnasium wegverlegen und eigenen Commissionen zuweisen wollte, die an den Universitätsstätten ihren Sitz haben und aus Gymnasial- und Hochschulprofessoren der philosophischen Facultät bestehen sollten, da nahm auch Ptaschnik dagegen entschieden Stellung. In einem Aufsatze: »Zur Frage über die Form der Maturitätsprüfung« (1864) weist er hin auf die flagranten Widersprüche, in denen der Vorschlag zu zahlreichen Bestimmungen des Organisationsentwurfes und dessen ganzer Tendenz steht, aber auch auf das Misstrauensvotum, das in demselben für die Mittelschullehrer enthalten ist.

Wie jener Aufsatz von 1853 ganz aus der Praxis der Schule entwachsen war, so auch ein Lehrbuch, das einzige, das er schrieb, und zwar der Geographie: »Leitfaden beim Lesen geographischer Karten« (1.–9. Auflage 1855—1884). Der gewählte Titel verräth die Tendenz, die oben schon gestreift wurde: das Lehrbuch soll gleichsam nur den »Katalog zu den Gemälden bilden, die der Atlas bietet«. Neben dieser früheren Vernachlässigung des Atlas, der zudem allerdings, verglichen mit den unseren, technisch und inhaltlich nur gar zu viel zu wünschen übrig ließ, lief noch ein zweiter Übelstand her: der Ballast an Einzelwissen in Namen und Zahlen, der die alten Lehrbücher erfüllte und der rein mechanisch angeeignet werden musste. Denn wenn irgendein Unterricht der pädagogischen Systematik entbehrte, so war es dieser. Ptaschnik berührt das Übel wiederholt in seinen Besprechungen, und das Lehrbuch gibt dem Streben nach Entlastung durch seinen Umfang — 50 Seiten — concreten Ausdruck. Wenn es in den späteren Ausgaben schließlich wieder bis auf mehr als das Doppelte anwuchs, so beweist dies, dass zuerst die Grenze des Zulässigen doch überschritten war. Wenig, aber dies Wenige sicher und fest war indessen überall sein Wahlspruch, und beim Unterrichte war er stets ein strenger Wahrer dieses Princips. Schwadroneure kamen bei ihm nicht auf. In die Überbürdungsfrage führen uns vielfach auch jene Besprechungen, die den damals sehr beliebten Geschichtstabellen gewidmet sind. Alles, was Ptaschnik darüber zu sagen hat, fasst er schließlich in einem Aufsatze vom Jahre 1881 »Geschichts-Tabellen« zusammen, der nicht nur das Material sichtet, d. h. beschränkt, die Gesichtspunkte der Anordnung und Auswahl nach den Classen erörtert, sondern auch gegen diejenigen Bücher der Art polemisiert, die das Lehrbuch in den Classen geradezu vertreten und im Vereine mit dem Vortrage des Lehrers den Unterricht allein bestreiten wollen. Jetzt sind diese Tabellen aus der Schule gänzlich verschwunden und als Ersatz der Tabellenanhang in den Lehrbüchern geblieben.

Ende 1867 legte Ptaschnik jenes Referat nieder, ohne aber damit die langgeübte Thätigkeit der Art überhaupt einzustellen, wie die späteren Bände der Zeitschrift dies zur Genüge darthun. Eine Ursache des Rücktritts war jene Controverse mit Hochegger, der ja die Zeitschrift mitleitete, eine andere lag in einer besonders ehrenvollen Anerkennung seines Wirkens, durch die seine Zeit beschränkt wurde, und die darin bestand, dass er in den damaligen k. k. Unterrichtsrath berufen

wurde. Dieser, 1860 eingesetzt, hatte den Zweck, „die wissenschaftlichen und didaktischen Aufgaben des öffentlichen Unterrichtes als selbständige berathende Körperschaft zu verhandeln und zu vertreten und den Ministerien, sowie den mit der Leitung des Unterrichtes betrauten administrativen Centralstellen als Beirath zu dienen“. Er galt für das ganze Reich und war in neun Sectionen getheilt, deren sechster für Geographie und Geschichte Ptaschnik noch ein halbes Jahr bis zur Auflösung der ganzen Institution angehörte. Dass die Berufung eine hohe Auszeichnung war, lehren die Namen der Mitglieder und ihre geringe Zahl in den einzelnen Sectionen.

Ptaschniks schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich aber nicht auf die Schule, wir haben auch wissenschaftliche Arbeiten zu verzeichnen und zwar: 1859 Die ordentliche Bundesversammlung der Ätoler. Im Programme des Gymnasiums. Die folgenden erschienen in der Zeitschrift: 1863 Die Wahl der Volkstribunen vor der Rogation des Volero Publilius. 1866 Die Publilische Rogation von 283 u. c. 1870 Die Centuriatgesetze von 355 und 415 u. c., und im selben Jahre: die lex Hortensia 417 u. c. Wir reihen hier gleich die nach seiner Berufung zum Director erschienenen an: 1872 Die lex Hortensia 467 u. c., 1881 Das Stimmrecht der Patricier in den Tributcomitien. Die Titel sagen, dass es, mit einer Ausnahme, durchweg Verfassungsfragen der römischen Republik waren, die ihn anzogen. Die Beurtheilung der wissenschaftlichen Ergebnisse ist wohl Fachleuten zu überlassen; jedermann aber wird denselben Eindruck der Sachbeherrschung, der Akribie und der logischen Führung, die die früher genannten Schriften aufweisen, auch aus diesen Arbeiten gewinnen.

In das Jahr 1871 fällt die Ernennung Ptaschniks zum Director des Staats-Gymnasiums im IX. Bezirke, zugleich mit dem im III. Bezirke eine Neugründung. Damit war, nachdem schon früher 1864 die beiden Communal-Gymnasien geschaffen waren, die Zahl dieser Mittelschulen in Wien auf acht erhöht. Die vier neuen Schulen stellten aber zugleich ein Experiment dar, das sich seitdem nicht bewährte; ihr Name: Realgymnasien bezeichnet die Art desselben, und der Mangel an Realschulen hatte sie veranlasst. Wie Ptaschnik sich zu diesen Anstalten stellte, werden wir alsbald hören. Das übertragene Amt sofort zu übernehmen und die Anstalt zu eröffnen, sollte ihm jedoch nicht vergönnt sein. Ein schweres Nervenleiden befiel ihn kurz vor dem Termin, so dass er ein volles Jahr dem geliebten Berufe fern bleiben musste. Dann aber trat er ihn umso rüstiger wieder an und leitete die Anstalt durch 23 Jahre bis zu seiner im Herbste 1893 erfolgten Pensionierung, nach einer Gesammtdienstzeit von 45 Jahren. Er schied als Nestor der österreichischen Mittelschullehrer. Gern gedenken diejenigen, die unter seiner Leitung wirkten, der an der Anstalt verbrachten Zeit. Ptaschnik war kein Freund von vielen Umschweifen und Worten; was er zu sagen hatte, war alles vorbereitet und durchdacht und ruhte auf festen Ansichten und Grundsätzen; in bündiger Form trat es ans Licht und in geregelten Formen und ruhiger Weise wickelten sich die Geschäfte und der Verkehr ab. Pflichterfüllung und strenges Beobachten, was der Organisationsentwurf forderte, war für jeden selbstverständlich, in der Methode aber ließ er der Individualität ihren Spielraum. Er wirkte mehr durch Beispiel als durch Lehre, und so erfreute sich die Anstalt eines mehr und mehr sich verbreitenden Rufes. Stiegen doch eine ganze Reihe von Männern, die an der Anstalt dienten, mehr als aus irgendeiner anderen, zu höheren Ämtern und Würden empor oder wurden mit dem Unterrichte im kaiserlichen Hause betraut.

Ptaschnik war ein überzeugter Humanist in dem Sinne, dass allein die humanistischen Studien die geeignete Grundlage für jede höhere Lebensrichtung abgeben könnten. Darum war er kein Freund der Realgymnasien, die diese Grundlage verschoben. Seinen Standpunkt zum Ausdruck zu bringen, diente ihm ein Aufsatz vom Jahre 1877: „Die

Überbürdung der Schulen und der Organisationsentwurf.« Er findet die Ursache der Überbürdung vornehmlich in einer kurz zuvor eingetretenen Vermehrung der Stundenzahl, dann aber auch an den Realgymnasien darin, dass durch diese Institution die Unterstufe zusehr den Charakter als Vorstufe des Obergymnasiums verliert und die Nothwendigkeit, nach der vierten Classe die Schüler mit einem gewissen Ausmaß abgeschlossenen Wissens zu entlassen, eine übermäßige Anspannung und Belastung des Gedächtnisses zur Folge hat. Es würden am Untergymnasium viele Dinge rasch und mechanisch zueigen gemacht, die im Obergymnasium, weil in weiterem Zusammenhange geboten, von selbst zum Wissen werden. Darum plaidiert er für die Auflassung der Realgymnasien, was umso eher geschehen könne, als die inzwischen gegründeten Realschulen ja dem Bedürfnisse, das jene befriedigen sollten, genügten. Der Mangel an Frequentanten des französischen Unterrichtes brachte indessen an der eigenen Anstalt im Jahre 1878 die Umwandlung von selbst mit sich.

Aber auch sonst ruhte die Feder nicht, wenn sie auch bei den erhöhten Anforderungen des Berufes nicht mehr so fleißig geführt werden konnte. Und zwar sind es Fragen, die ihn sowohl als Director wie später als Vorsitzenden bei Maturitätsprüfungen beschäftigen mussten, die ihn veranlassten, zu den mannigfachen Controversen auch seinerseits Stellung zu nehmen. Zu diesen Aufsätzen gehören: 1886 »Die Aufnahmsprüfung«, 1887 »Zur Revision des Lehrplanes«, 1890 »Die Maturitätsprüfung. Eine Ergänzung zu dem Artikel 'Der falsche Bildungsbegriff und die falsche Lehrmethode unserer Gymnasien'«, aber auch eine Ergänzung zu dem eigenen Artikel im 15. Jahrgang: »Zur Frage über die Maturitätsprüfung«, wovon schon oben die Rede war, und 1891 »Die Maturitätsprüfung und die Dispensen«. — Unter den mannigfachen Fragen, die Aufnahms- und Maturitätsprüfung aufwerfen, gehört auch die, wohin sie, wenn sie überhaupt beibehalten werden sollen, zu verlegen seien, ob die erste zurück an die Volksschule, so wie die Maturitätsprüfung am Gymnasium vorgenommen wird, und ob die zweite an die Universität, so wie das Gymnasium mit seinen Aspiranten eine Aufnahmsprüfung vornimmt. Ptaschnik vertheidigt mit juridischer Schärfe den jetzigen Vorgang und zwar weil das Gymnasium nach seiner Bestimmung und thatsächlich eine directe Vorschule für die Universität sei, nicht aber die Volksschule die gleiche Stellung zum Gymnasium habe. Mit wie aufmerksamem Auge und sorgfältigem Studium er die Bewegungen auf dem Mittelschulgebiete verfolgte, lehrt besonders der Aufsatz vom Jahre 1885. Er unterzieht den neuen Organisationsentwurf sammt den Instructionen der gründlichsten Prüfung darauf hin, inwieweit die Haupttendenzen des früheren, die Zweistufigkeit und die Pflege des innigen Zusammenhanges der einzelnen Disciplinen untereinander, gewahrt ist, sowie ob durch jene gegen die landläufige Klage der Überbürdung Abhilfe geschaffen werde. Die ersteren Fragen muss er bejahen, die letztere nicht nur nicht, sondern die Überbürdung ist, wenigstens in seinen Gegenständen, noch gesteigert. Der Aufsatz schließt darum mit einer Reihe von Abänderungs- und Erleichterungsvorschlägen. — Einen ihm sonst fremden Ton, den des Sarkasmus, schlägt der Aufsatz vom Jahre 1890 an. Er wendet sich gegen einige Gutachten, in denen das österreichische Gymnasium als eine »verunglückte Einrichtung« verantwortlich gemacht wird für den »in dem mangelhaften Collegienbesuche zum Ausdruck gekommenen Niedergang des juridischen Studiums«, und weist nach, dass es sowohl in der allgemeinen Zielbestimmung wie in der Organisation, dem Stoffe, der Vertheilung desselben und der Methode die Mittel bietet, jene Ziele zu erreichen, sowie dass in der Maturitätsprüfung alle Forderungen berücksichtigt sind, die die Universität an das Gymnasium als seine Vorschule nur zu stellen berechtigt ist.

So zeigte Ptaschnik, wenn auch in jahrelangen Intervallen, doch immer nachdrücklichst, dass er nach wie vor auf der Wacht stand, mit-

arbeitete und bereit war, seine Stimme vernehmen zu lassen. Seine reiche Erfahrung, die bis in die Zeiten des ersten Werdens unserer neuen Mittelschule zurückreichte. seine werkthätige und eifrige Mitarbeit an ihrer Entwicklung und seine seltene Kenntnis des Organisationsentwurfes sowie der ganzen auf ihm sich aufbauenden Literatur kamen ihm dabei ganz besonders zustatten.

So flossen ihm die Jahre in gleich rühriger Berufsthätigkeit dahin, bis es allmählich zur Neige gieng und als Vorboten des Endes ihm weitere verdiente Anerkennungen zutheil wurden. Im Jahre 1876 erfolgte die Verleihung des Franz Josephs-Ordens, 1887 in neuerlicher Anerkennung des ersprießlichen Wirkens die Verleihung des Titels eines Regierungsrathes, und auch der Lehrkörper unterließ es nicht, erst durch eine Adresse. dann durch ein Album bei diesen Gelegenheiten seine Sympathien für seinen Director Ausdruck zu geben. Er that dies nochmals im Jahre 1892, indem er das Ölporträt desselben zum dauernden Gedächtnis an den ersten Director der Anstalt dieser widmete.

In den letzten Jahren seiner Dienstzeit war Ptaschnik der Nestor der österreichischen Mittelschullehrer, und in stets gleicher geistiger Rüstigkeit waltete er seines Amtes; nur in den kalten Wintermonaten mahnten ihn wiederkehrende Bronchialleiden an die Hinfälligkeit des Leibes, bis im Jahre 1893 unter dem Ausdrucke der a. h. Zufriedenheit die Enthebung vom Amte erfolgte.

Ein Leben, das so ganz der Schule gewidmet war, ja in ihr aufgieng, konnte mit dem Ausscheiden aus ihrem Verbande sich unmöglich ganz von ihr loslösen. Wieder war es die Feder, die den Contact mit ihr erhalten sollte, und die oben zuletzt genannte Arbeit sowie noch einige andere lehren, wie dies geschah, endlich auch ein im Manuscripte vorliegender Entwurf zu einem größeren Werke: „Zur Genesis und Durchführung der Thun'schen Reformen“, zu dessen Vollendung es jedoch der unerwartet eingetretene Tod nicht kommen ließ. Ein Leberleiden überfiel ihn im Herbste 1897, ihn, dessen frisches Aussehen noch eine lange Lebensdauer zu versprechen schien, und weil es nicht als das, was es war, erkannt und darum nicht entsprechend behandelt wurde, so nahm es den verderblichen Lauf. Ein ganzes Jahr leistete der durch die mäßigste und geregeltste Lebensweise sonst so kräftige Organismus Widerstand. Aber als in allen Schulen mit frischen Kräften die Arbeit wieder begann, da fand er auf dem Friedhofe in Mondsee die letzte Ruhestätte, betrauert von der Gattin Hermine, die ihm in 44jähriger Ehe als getreue und alle seine Bestrebungen mit theilnehmendem Verständnis begleitende Gefährtin zur Seite gestanden, und von vier Kindern, drei Töchtern und einem Sohne, der den Beruf des Vaters aufgenommen und als Professor am Hernalser Gymnasium wirkt.

Jede Zeit hat ihre Aufgaben, und wenn die Mittelschule jetzt, wo sie seit 1849 eine feste Institution geworden ist, sich um andere Fragen der inneren Weiterentwicklung müht als jene früheren Jahre, so ist auch diesen die Gewähr des gesunden Einlebens gegeben, wenn sie allezeit so bewusstreue Arbeiter findet, als welchen Ptaschnik sich zur Ehre unseres Standes bewährte.

Wien. Dr. A. Lichtenheld.



Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

FORTASSE.

Den Anlass zu den nachfolgenden Ausführungen bot mir eine Bemerkung von Lindsay (S. 643 der Übersetzung), die ich dem vollen Wortlaute nach mittheile: „Die Formen fortasse und fortassis (im Altlateinischen mit folgendem Acc. und Inf. ....) sind dagegen (sc. gegenüber dem Ablativ forte) wohl Bestandtheile eines Verbums *fortare „behaupten, versichern", einer Ableitung von altl. forctus „stark", wie affirmare von firmus."

Als ich dies las, sträubte sich mein Sprachgefühl energisch gegen die Ungeheuerlichkeit dieser Annahme. Wer nur im geringsten den thatsächlichen Gebrauch des Wörterpaares forte und fortasse kennt, der weiß, dass man sie sozusagen unterschiedslos füreinander verwenden kann. Der einzige thatsächlich zu constatierende Gebrauchsunterschied ist der, dass in gutem Latein fortasse stets in Hauptsätzen steht, während die Form forte auf die enclitischen Verbindungen si forte, nisi forte, ne forte beschränkt erscheint. Aber wenn ich irgendeine Stelle, wie Cic. Muren. 60 si quis hoc forte dicet, ihrer Abhängigkeit entkleide, so lautet der Satz bei demselben Cicero pro Sulla 84 dicet fortasse quispiam, oder pro Caecina 14 ne forte quaeratis deckt sich mit Verrin. III 54 fortasse quaeritis. Demzufolge kann und muss in fortasse nichts weiter gesehen werden als eine — sagen wir Weiterbildung von forte, wie dies schon der alte Hand im Tursellinus II 720 richtig gesehen hat, wenn er auch das Wort fortasse nicht entsprechend erklären konnte.

Denn wenn die Lexica für fortasse lediglich die Bedeutung „vielleicht", „etwa" angeben, so ist dies ebenso richtig wie unrichtig. Richtig insofern, als mit den genannten Wörtern eben nur der erste Bestandtheil des Wortes, nämlich forte, übersetzt wird. Das noch übrig bleibende asse lassen wir eigentlich ganz unübersetzt, obwohl es klar ist, dass es übersetzbar ist; denn

fortasse ist nichts als die unter einem Hochtone zusammengesprochene Wortgruppe *fort' ásse*, d. h. „vielleicht (um) einen As" oder deutscher „etwa einen Deut", „vielleicht ein wenig", „etwa ein geringes" u. dgl. m.

Am klarsten tritt diese ursprüngliche Bedeutung in Fällen hervor, in denen asse die Verwendung eines ablativus mensurae hat, nämlich vor Comparativen. Wenn Horaz Sat. I 3, 20 sagt (ich schreibe die Wörter getrennt):

nullan' habes vitia? immo alia et *fort' asse* minora...

so springt die Übersetzung „und vielleicht um einen Deut geringere" einem geradezu in die Augen.

Man vergleiche z. B. aus Cicero folgende Stellen:

Planc. 72 respondebo tibi minus fort' asse vehementer
Pis. 71 qui fort' asse austerior et gravior esse potuisset
Balb. 61 sunt alii fort' asse in sententia firmiores
Sulla 73 fortuna fort' asse gravior
Vatin. 1 intemperantior fort' asse quam debui
Verr. III 190 a me plus habebunt fort' asse quam postulant

und so noch unzählige andere Stellen.

Eine etwas andere Auffassung fordert der Ablativ asse in Verbindung mit dem Positiv eines Eigenschaftswortes. Ich halte asse in solchen Verbindungen für den ablativus pretii unserer Grammatiken. Sagte Lucilius: asse duas ficos, sagte Petronius: asse panem emere, konnte der alte Cato sagen: quod non opus est, asse carum est, ist asse uenalis richtiges Latein, so wird es wohl möglich sein, eine Stelle wie Hor. Sat. I 6. 96

...... demens
indicio volgi, *sanus fort' asse* tuo

so zu übersetzen: „nach deinem Urtheil um einen Heller gescheit" d. h. ein wenig gescheit. Man prüfe darnach folgende Cicerostellen:

Sulla 80 grave est hoc dictum fort' asse
Verr. V 7 durum hoc fort' asse videtur
Verr. I 25 hic tu fort' asse eris diligens
Sulla 81 homini fort' asse audaci

und hundert andere.[1])

Es ist nun weiterhin bekannt, dass die Umgangssprache sich gewisser genetivi pretii, wie nili, flocci, pensi, pili, huius, bedient hat und dass dazu auch die sinnverwandten Ausdrücke teruncii und assis gehören, wie z. B. bei Horaz Sat. I 6. 13 unius assis non umquam pretio pluris licuisse, oder bei Catull 5. 3 rumoresque senum severiorum omnes unius aestimemus assis. Und hieher, glaube ich, ist die bekannte Nebenform fort' assis zurückzuleiten. Ich denke mir ihre Entstehung derart, dass in Sätzen wie Priapea

---

[1]) Die unten zu erörternde Möglichkeit etwaiger accusativischer Auffassung (vgl. aliquantum, insanum, multum u. dgl.) kann auch hier nicht abgeleugnet werden.

VIII 3 non assis faciunt euntque recta das dubitative forte eingesetzt wurde: non fort' assis faciunt, woraus sich parallel zu fort' asse fortassis entwickelt, das den Dichtern als hiatustilgende und Längung gestattende Nebenform bequem lag.

Hor. Sat. II 7. 40

> Tu cum sis quod ego et *fort' assis* nequior

Hor. Sat. I 4 171

> mediocribus et quis
> ignoscas vitiis teneor, *fort' assis* et istinc
> largiter abstulerit longa aetas.

Während aber sonst die Genetivform assis auf die bekannten Verba ducere, facere, pendere, esse, putare, aestimare usw. sich beschränkte, hat sie hier per analogiam weiter gegriffen. Man versteht daher, dass ein Grammatiker von der Feinfühligkeit des Charisius (II, p. 165 P.) die Form für absurd und unlateinisch erklären konnte.

Doch will ich nicht verschweigen, dass auch eine andere Entstehung möglich erscheint, indem assis vielleicht als einfach attributiver Genetiv an irgendein Substantivum angelehnt mit dem proclitischen forte unter einen Hochton trat. Ich construiere mir einen Vers wie

> ét parvo *fort' ássis* pretio véntrem saturabis tuom,

um die Möglichkeit solcher Entstehung wenigstens anzudeuten.

Jedenfalls sind fortassis und fortasse schon bei ihrem ersten Auftreten (Plaut. Bacch. IV 4. 20, Asin. II 4. 86 u. a.) völlig gleich, und wenn Cicero Verr. III 54 sagt: quaeret aliquis fortasse, so hat er pro Cluentio 144 doch quaeret fortassis quispiam ohne jeden Unterschied gebraucht.

Bei Zahlwörtern und verwandten Begriffen dient fortasse zur ungefähren Angabe der Zahl. Die bisher gegebene grammatische Deutung des Wortes wird sich nicht leicht durchführen lassen. Denn, wenn Horaz Ep. II 2. 164 sagt:

> modo isto
> paullatim mercaris agrum *fort' asse trecentis*
> aut etiam supra nummorum milibus emptum,

so kann das *asse* weder ablativus pretii noch ablativus mensurae sein, jenes nicht, weil trecentis milibus selbst der Preis ist, dieses nicht, weil keine Preisdifferenz angegeben wird. Somit muss nach einem anderen Erklärungsversuche gegriffen werden. Ich verweise auf den bekannten, uralten juristischen Sprachgebrauch des ex asse, in asse, in assem; vgl. Inst. II 14, §. 5 Hereditas plerumque dividitur in duodecim uncias, quae assis appellatione continentur ..... non autem utique duodecim uncias esse oportet. nam tot unciae assem (Ganzes) efficiunt, quot testator voluerit, et si unum tantum quis ex semisse heredem scripserit, totus as in semisse erit. Ich glaube demnach nicht fehlzugehen, wenn ich fort' asse hier mit „vielleicht im ganzen" übersetze, ganz wie die Juristen in assem oder in asse sagen, nur in alter Weise ohne Präposition. Hieher ziehe ich Beispiele aus Cicero, wie Verr. III 118 fiunt per

triennium HSD milia fortasse, orat. 56 elegit ex multis Isocratis libris triginta fortasse versus. Und dass ich damit nicht so unrecht haben kann, zeigt Plaut. Mil. 2. 3. 79

illic noster ést fort' asse círciter triénnium

richtig übersetzt „vielleicht im ganzen ungefähr drei Jahre". Die eigentlich beschränkende Angabe liegt hier ja doch in circiter, nicht in fortasse, das an sich entbehrlich wäre.

Und die hier für die reinen besonderen Zahlbegriffe gebotene Übersetzung des fort' asse gilt gewiss auch für die ihnen nahestehenden allgemeinen Zahlen. Ich stelle hieher folgende Beispiele aus Cicero:

Verr. III 190 quod multi fortasse fecerunt
Planc. 67 quibus fortasse nonnulli (sc. valebant)
Verr. III 194 fortasse adhuc in nullo vindicatum (facinus)
Verr. III 41 fortasse nemo
Verr. II 15 fortasse non nemo

und dergleichen mehr.

Es erübrigte noch, den Gebrauch des Wortes bei Verben darzustellen, bei denen es mir persönlich fraglich erscheint, ob die zugrunde liegende Form asse ablativisch oder als Accusativ mit unterdrücktem Auslaut-m aufzufassen ist. Denn Beispiele, wie pro Scauro 41 fortasse credetur Siculis aliquando „vielleicht glaubt man ihnen einmal für einen Heller" oder Phil. VIII 26 verebatur fortasse, ne amitteret tantas clientelas, lassen ablativische Auffassung wohl zu, während anderes, wie pro Planc. 101 si quidem tibi vivus non prosum, qui fortasse mortuus profuissem, dies nicht zu gestatten scheinen. Denke ich aber an Petronius 77. 6 assem habeas, assem valeas = „hast du nichts, so giltst du nichts", so sehe ich nicht ein, warum pro Ligario 30 quae fortasse valerent etiam apud iudicem nicht einer gleichen Anwendung des inneren Objectes entsprossen sein könnte; multum, plus, plurimum, nihil, tantum, quantum valere deckt sich ja mit assem valere, so dass quae fort' asse(m) valerent ganz gut heißen kann „was vielleicht einen Heller gilt". Über die Weglassung des Auslaut-m im Vulgärlatein vgl. Lindsay S. 78 und Wörter wie qua-si oder laudatu-iri.

Darüber mögen andere entscheiden, ich habe hier nur wieder an einem treffenden Exempel gezeigt, wie weit man sich verirren kann, wenn man den festen Boden der Literatur verlässt: *νεφελοκοκκυγία.*

Wien. J. M. Stowasser.

Die Neugestaltung der rumänischen Mittelschulen.

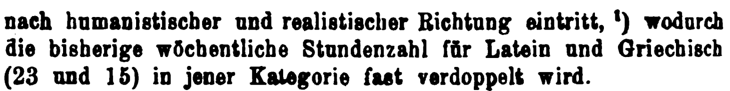
Mit k. Decret vom 28. März 1898 wurde ein Gesetz veröffentlicht, durch das Rumäniens mittleres und höheres Schulwesen einer völligen Neugestaltung entgegengeführt wurde. Dass die eingeführten Änderungen einem wirklichen Bedürfnisse entsprechen, ersieht man wohl am besten daraus, dass in der Kammer am 18. Februar 1898 bei den entscheidenden Abstimmungen nur sechs Abgeordnete, im Senate aber am 21. März desselben Jahres gar niemand dagegen stimmte.

Die bis vor kurzem noch bestehenden Schuleinrichtungen Rumäniens sind in Westeuropa fast unbekannt. Selbst Dr. A. Baumeister muss in seinem „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. I 2 Die Einrichtung und Verwaltung des höheren Schulwesens in den Culturländern von Europa und in Nordamerika“ (München 1897, S. VI) zugestehen, dass die von ihm in Rumänien versuchten Anknüpfungen sich als nicht stichhältig erwiesen haben. Dieses Versäumnis hat nun das rumänische Unterrichtsministerium selbst zum Theile gut gemacht. Es veröffentlichte nämlich neben der selbstverständlichen rumänischen Ausgabe des Gesetzes „Lege asupra invĕţămĕntului secundar şi superior. Bucuresci 1898“ noch eine französische Übersetzung „Loi sur l'enseignement secondaire et supérieur. Bucuresci 1898“, in der S. III—IX die wichtigsten Neuerungen als solche hervorgehoben werden. Aus diesem Grunde wird man es begreiflich finden, dass sich die nun folgende Darstellung enger an die zweite Publication anschließt. Ferner sei hier bemerkt, dass man wegen der geringen Kenntnis der rumänischen Sprache die sogen. termini technici auch in französischer Sprache nach der officiellen Übersetzung in Klammern angeführt finden wird.

Historische Einleitung. (S. III—IX.)

Durch die neue königliche Verordnung wird das alte Gesetz vom 5. December 1864 aufgehoben, nach dem das Schulwesen bisher geregelt war.

Rumänien besitzt gegenwärtig 18 Lyceen und 14 Gymnasien, „licee şi gimnasiĭ, lycées et gymnases“ für humanistische, 2 Lyceen und 9 Gymnasien für realistische Bildung. Die sog. Gymnasien bestehen aus einem vierjährigen Curse und entsprechen als selbständige Anstalten unseren Untergymnasien und Unterrealschulen. In den Lyceen, die sich mit unseren vollständigen Mittelschulen decken, ist die Studienzeit von 7 auf 8 Jahre erweitert worden; deren Einrichtung ist während der ersten vier Jahre vollkommen der Lehrstoffvertheilung an Gymnasien analog. Ferner wurde eine folgenschwere Neuerung an den Lyceen noch insofern eingeführt, als von der fünften Classe an bereits eine Zweitheilung der Schulen



nach humanistischer und realistischer Richtung eintritt, [1]) wodurch die bisherige wöchentliche Stundenzahl für Latein und Griechisch (23 und 15) in jener Kategorie fast verdoppelt wird.

Während nach dem Gesetze vom Jahre 1864 die Verwaltung und Leitung der Mittelschule ganz und gar in den Händen des Lehrkörpers ruhte, wird jetzt durch Artikel 7—13 dem Director die ihm gebürende sociale und materielle Stellung eingeräumt. S. V heißt es sehr bezeichnend: „L'autorité du directeur était purement nominale; sa situation légale et matérielle était complètement insignifiante".

Nach Art. 15 dürfen nicht mehr als 50 Schüler in einer Classe vereint werden, während bisher aus Mangel an einer ausdrücklichen gesetzlichen Bestimmung ein Lehrer oft mehr als 100 Schüler gleichzeitig zu unterrichten hatte.

Obgleich das Baccalauréat nach der bisherigen sich ursprünglich von der entsprechenden französischen Einrichtung stark unterschied, so hat es sich dieser doch mit der Zeit sehr genähert. Doch in Zukunft wird diese Prüfung nach Art. 18 ganz den Charakter unserer Matura annehmen. Ferner ist das Aufsteigen in eine höhere Classe stets von dem Erfolge obligater Jahresprüfungen abhängig.

Einer gründlichen Reform wurden auch die Besetzung von Lehrstellen, die materielle und disciplinare Stellung der Lehrpersonen an Mittelschulen unterzogen, wie noch näher ausgeführt werden wird.

Nun wollen wir uns der Betrachtung des Mittelschulwesens zuwenden. Es sei uns hier nur noch die Bemerkung gestattet, dass Einheimische nach Art. 2 weder an Mittel-, noch an Hochschulen irgend ein Schulgeld zu entrichten haben, das nur Ausländer zahlen müssen, deren Aufnahme davon abhängt, ob die Rumänen noch Plätze übrig gelassen haben.

---

[1]) Als Vorbild schwebten sicherlich der rumänischen Unterrichtsverwaltung die nordischen Staaten vor. In Norwegen besteht die höhere Schule aus einer sechsclassigen Mittelschule und einem dreijährigen Gymnasium, das sich in eine Lateinlinie und eine Reallinie theilt. In Dänemark folgt auf einen gemeinsamen vierjährigen Unterbau ein zweijähriger oberer Curs, der sich wieder in einen altsprachlichen und einen mathematisch-naturwissenschaftlichen abzweigt. In Schweden werden die Schüler, nachdem sie durch drei Jahre einen gemeinsamen Unterricht genossen haben, erst im vierten Jahrescurs vor die Wahl gestellt, entweder am lateinischen Unterricht theilzunehmen oder sich für Englisch und Zeichnen zu entscheiden. — W. Wetekamp behandelt die gegenwärtigen nordischen Schuleinrichtungen ausführlich in dem Buche „Schulreformen und Schulreformbestrebungen in den skandinavischen Ländern. Breslau 1897." Da er selbst Schulmann — Oberlehrer am Realgymnasium zum h. Geist in Breslau — ist, so kann man aus seiner lichtvollen Darstellung sehr viel lernen. (Vgl. auch „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" 1898, Nr. 275 (3. Dec.), S. 5.)

Organisation des Mittelschulwesens.

Invĕţămĕntul secundar. Organisare Art. 3—6, S. 4—5,

Enseignement secondaire, Organisation S. 2—4.

Die Lehrfächervertheilung wird in den Art. 3—5 bestimmt. In den vier unteren Classen des auf acht Studienjahre erweiterten Lyceums sind folgende Gegenstände obligat: Religion; rumänische, lateinische, französische und deutsche Sprache; allgemeine und rumänische Geschichte; allgemeine und rumänische Geographie; Arithmetik und Geometrie mit besonderer Berücksichtigung des praktischen Lebens; die Elemente der Physik, Chemie, Naturgeschichte und Kosmographie; die Grundbegriffe der Hygiene und der einheimischen Gesetzgebung (noţiunĭ de drept usual şi instrucţiune civică: notions de droit usuel et d'instruction civique); Kalligraphie; Zeichnen; Vocalmusik und Turnen. Die Bewältigung dieses Lehrstoffes, der ein für sich abgeschlossenes Ganze bilden soll, stellt an die rumänischen Untergymnasiasten wahrhaftig keine geringen Anforderungen.

In den vier letzten Jahren müssen alle Schüler lernen: Religion; die rumänische, französische und deutsche Sprache; die allgemeine und rumänische Geschichte; die Grundbegriffe der Psychologie, Logik, der Nationalökonomie und des herrschenden Rechtes; Vocalmusik und Turnen.

Für jene Schüler aber, die sich den humanistischen Studien zuwenden wollen, ist noch lateinische und griechische Sprache, Wiederholung der Mathematik, Physik, der Naturwissenschaften und des Zeichnens vorgeschrieben, während solche der realistischen Richtung sich dem Studium der italienischen oder englischen Sprache, der Geographie, der Algebra, der ebenen und sphärischen Trigonometrie, der Analytik, der Elemente der Technologie, der darstellenden Geometrie, der Physik, der Chemie, der Kosmographie, der Naturwissenschaften, der Hygiene und des geometrischen Zeichnens widmen müssen.

Griechisch kann auch durch den Besuch von Physik, Chemie, Naturwissenschaften, Hygiene und Geographie an der realistischen Abtheilung ersetzt werden.

Es ist wohl zu befürchten, dass bei diesen Schülern nicht mit Unrecht von einer Überbürdung gesprochen werden wird.

Art. 5 behandelt die Mädchenschulen ersten Grades (= Unterrealschule); Art. 6 die zweiten Grades (= Oberrealschule). Diese dauern fünf Jahre und sind eine Neuerung, während jene schon seit dem früheren Gesetze bestanden und vier Jahre währten. In dem Lehrplan wurde auf das weibliche Geschlecht gebürende Rücksicht genommen, und so werden die Mädchen in den niederen Schulen unterrichtet in den Grundlehren der Pädagogik und der Hygiene; sie werden auch mit der Einrichtung einer Hausapotheke (noţiunĭ de medicină şi de farmacie domestică = notions de médecine et

de pharmacie domestique) bekannt gemacht; sie erhalten ferner eine Unterweisung über die Pflege der Kinder und über die Führung des Haushaltes sowie einen gründlichen Unterricht in Handarbeiten.

Die Absolventinnen des oberen Curses sind, wenn sie auch Latein gelernt haben, vollkommen gleichberechtigt mit den Maturanten der humanistisch-realistischen Richtung, und sie können sich gleich diesen an bestimmten Facultäten und Cursen der Universität einschreiben lassen. Sie erhalten von ihrem Lyceum ein Abgangszeugnis mit einer entsprechenden Bemerkung (echivalent cu certificatul de absolvire a studiilor classice moderne din licee : équivalent au certificat d'études classiques modernes des lycées. Vgl. S. 201), auf Grund dessen sie die Inscription an der Hochschule erwirken können.

Verwaltung der Schulen.

Administraţiunea interióră a şcólelor secundare. Art. 7—13. S. 5—7.
Administration intérieure des écoles secondaires. S. 4—8.

Jede Knabenmittelschule steht unter der Leitung eines Directors, jede Mädchenmittelschule leitet nur eine Directorin, die durch ein königliches Decret ernannt werden und stets im Schulgebäude wohnen; sollte dies aus Raummangel nicht möglich sein, so erhalten sie eine entsprechende Entschädigung.

Deren Functionen und Rechte ähneln sehr stark unseren Einrichtungen. Directoren können nicht nur active, sondern auch bereits pensionierte Mittelschullehrer und Universitätsprofessoren werden, wenn sie das 30. Lebensjahr erreicht haben und 10 Jahre im Schuldienste gestanden sind. Sie erhalten zu ihrem Professorengehalt eine monatliche Zulage von 300 Francs, die auf 500 Francs erhöht wird, wenn mit der Anstalt ein Pensionat verbunden ist. Im ersten Falle sind sie zu 12, im zweiten zu 8 wöchentlichen Unterrichtsstunden verpflichtet.

Was die Lehrer betrifft, so werden die Classenvorstände nach dem Vorschlage des Directors vom Minister ernannt und steigen mit ihren Classen nach einem gewissen Turnus auf. Sie bilden den sog. Schulrath (consiliul şcolar = le conseil de l'école), der sich, so oft es der Director wünscht, versammeln muss, über den Fortgang in der Schule beräth und die Ausschließung eines Schülers für die Dauer von sechs Monaten beschließen kann. Diese Strafe darf im Nothfalle der Director selbst vor Einberufung des Schulrathes provisorisch verhängen. — Der gesammte Lehrkörper wird oft vom Director vor allem behufs Festsetzung der Lehrbücher einberufen; man nennt diese Vereinigung conferinţa şcólei = la conférence de l'école.

Schüler, Schuljahr und Prüfungen.

Şcolarĭ, cursurĭ şi examene. Art. 14—18. S. 7—9.

Élèves, cours et examens. S. 8—11.

Das Schuljahr dauert vom 1. September bis 25. Juni. Zu Weihnachten und Ostern sind beidemale durch 14 Tage Ferien, die sämmtlichen anderen religiösen und nationalen Ferialtage dürfen nicht die Zahl 14 überschreiten.

Vor Eintritt in die 1. Classe muss das 11. Lebensjahr zurückgelegt sein; Dispens ist sehr schwer zu erreichen. Diese Verordnung (Art. 15) dürfte sich wohl allgemeiner Zustimmung erfreuen. Es gibt keine Aufnahmsprüfung; bei zu großem Andrang entscheidet die bessere Note des stets unbedingt vorzulegenden Volksschulzeugnisses aus der rumänischen Sprache und aus der Arithmetik.

Im Untergymnasium dürfen nicht mehr als 50, im Lyceum nicht mehr als 40 Schüler in einer Classe vereinigt werden; sonst müssen Parallelclassen errichtet werden.

Das Aufsteigen in einen höheren Jahrgang hängt von dem Ergebnisse der jährlichen Schlussprüfungen ab, die sich auf sämmtliche Gegenstände des betreffenden Jahrganges erstrecken. Kein Schüler darf dieselbe Classe dreimal wiederholen.

Den Schlusstein der Studien muss man in der vom 20. bis 25. Juni eines jeden Jahres stattfindenden Matura erblicken, die unter dem Vorsitze eines vom Unterrichtsminister ernannten Universitätsprofessors von vier Lehrern der eigenen Anstalt abgehalten wird. Abiturienten, die Griechisch durch die S. 199 angeführten Gegenstände ersetzt haben, erhalten auf dem Maturitätszeugnisse die „menţiunea specială de clasicism modern = enseignement classique moderne". Dieses ist gleichwertig mit dem S. 200 erwähnten Zeugnisse, das Mädchen der höheren Mittelschulen erhalten, die Latein studiert haben.

Internate.

Internate. Art. 19—21. S. 9—10.

Internats. S. 11—12.

Diese können mit allen Mittelschulen verbunden werden. Freiplätze dürfen nur Rumänen erhalten; ein Viertel von diesen muss immer für brave Kinder von Landleuten reserviert werden. Derartige Schulen können auch sog. Halbpensionäre und Externe besuchen.

Die Heranbildung der Mittelschullehrer.

Recrutarea corpuluĭ didactic secundar. Art. 22—33. S. 10—15.

Recrutement du corps professoral secondaire. S. 12—19.

Man kann die Lehramtsprüfung aus folgenden Gegenständen ablegen:

a) Rumänische, *b*) lateinische, *c*) griechische, *d*) französische, *e*) deutsche, *f*) italienische, *g*) englische Sprache, *h*) Geschichte, *i*) Philosophie, *k*) das herrschende Recht, Nationalökonomie und Staatsverfassung (dreptul usual, economie politică și instrucțiunea civică = droit usuel, économie politique et instruction civique), *l*) Geographie, *m*) Mathematik, *n*) Kosmographie, *o*) Physik, Chemie und Hygiene, *p*) Naturwissenschaften und Hygiene, *q*) Religion, *r*) Kalligraphie, *s*) Zeichnen, *t*) geometrisches Zeichnen, *u*) Vocalmusik, *v*) Turnen und Jugendspiele.

Die Gegenstände *a* bis *k* bilden die sog. literarische Gruppe (grupa literară = le groupe littéraire), die Fächer *l* bis *o* die sog. naturwissenschaftliche Abtheilung (grupa sciințifica = le groupe scientifique). Die Prüfung aus den Gegenständen *a* bis *q* verleiht den Anspruch auf den Titel „Professor", während das Examen aus den restlichen Fächern nur zu dem Titel „Lehrer" berechtigt.

Wer Professor werden will, muss neben den in allen modernen Staaten sich gleichbleibenden selbstverständlichen Bedingungen noch an der Universität Licentiat oder Doctor geworden sein und muss sich noch außerdem über den Besuch einer Vorlesung über Pädagogik und über die active Theilnahme an den Übungen eines pädagogischen Seminars ausweisen.

Die Lehramtsprüfung findet alle zwei Jahre vor einer von dem Unterrichtsminister für vier Jahre eingesetzten Commission statt; sie muss sich bei jedem einzelnen Candidaten wenigstens auf zwei Fächer erstrecken, darf aber nicht mehr als drei Gegenstände umfassen. Die Prüfung wird theils schriftlich, theils mündlich abgehalten; einen integrierenden Bestandtheil bildet noch die auch früher bei uns übliche Probelection, die sich nur mit dem Lehrstoff des Untergymnasiums befassen darf.

Die Approbation verliert ihre Giltigkeit nach zwei Jahren. Der Minister führt eine Liste der für befähigt erklärten Candidaten; er kann auch Ausländer zu den Prüfungen aus den modernen Sprachen zulassen, falls sich ein fühlbarer Mangel an einheimischen Bewerbern einstellen sollte.

Nach Art. 27 müssen an Mädchenschulen, mit alleiniger Ausnahme des Religionslehrers, sämmtliche Lehrkräfte dem weiblichen Geschlechte angehören.

Wichtig erscheint uns die im Art. 29 niedergelegte Vorschrift über die Prüfung der Religionslehrer, die geweihte Priester und Licentiaten oder Doctoren der Theologie sein müssen. Ihre Prüfungscommission, die aus zwei Professoren der theologischen und einem der philosophischen Facultät besteht, wird von dem Minister ernannt; der Vorgang bei ihrem Examen, das sich auch auf die rumänische Sprache erstreckt, unterscheidet sich in gar keiner Hinsicht von dem bei der Prüfung der weltlichen Studierenden.

Was die sog. „Lehrer" betrifft, so sind die im Art. 30 verzeichneten Bedingungen, wie ja auch bei uns, minder streng; be-

sonders gilt dies von deren Vorbildung, die allein bei der Industrielehrerin größer sein muss als bei uns. Bei dieser Gruppe wird nur der Besuch einer Fachschule verlangt; es genügt selbst die Heranbildung an einer entsprechenden ausländischen Anstalt.

Freigewordene Plätze werden im Amtsblatte (Monitorul Oficial = Le Moniteur officiel) veröffentlicht. Eventuelle Bewerber müssen innerhalb eines Monats ihr Gesuch an den Minister richten, der nach einem im Art. 32 etwas unklar dargestellten Verfahren zunächst die Lehrer der betreffenden Anstalt, dann die bereits activen Lehrkräfte derselben Stadt, hierauf diese anderer Orte und erst an vierter Stelle die in seiner Liste verzeichneten approbierten Candidaten zu berücksichtigen hat. Etwas einleuchtender wird dieses Vorgehen durch die gleich zu schildernden Gehalts- und Rangsverhältnisse der Mittelschullehrer. Alle Ernennungen sind zunächst provisorisch und gehen erst wie bei uns nach drei Jahren in ein Definitivum über.

Die Rechte und die Pflichten des Lehrkörpers.

Drepturile și datoriile corpuluĭ didactic secundar. Art. 34—50. S. 14—19.

Droits et devoirs du corps enseignant secondaire. S. 19—27.

Für je vier wöchentliche Stunden erhalten die sog. Professoren 120 Francs, die Lehrkräfte der Mädchenschulen 100 Francs, die Religionslehrer 80 Francs, die sog. Lehrer 70 Francs monatlich; die Supplenten aber müssen sich von diesem Gehalte einen 20%igen Abzug gefallen lassen. Nach einer Dienstzeit von fünf Jahren wird dieses Einkommen um 15%, nach weiteren fünf Jahren um 30% erhöht; wer 12 Jahre im Amte ist, erhält, eine Verbesserung von 45%, und wer 20 Jahre gedient, hat eine solche von 60%. Als Grundlage für diese Berechnung gilt das Minimum der Stundenzahl (12), die nie das Maximum von 24 Stunden überschreiten darf; Bruchtheile werden stets als 4 Stunden gerechnet. Wer dieses Gehaltsschema mit dem durch das Gesetz vom 17. März 1888 aufgestellten, das in der französischen Ausgabe S. VII mitgetheilt ist, vergleicht, wird zu seiner großen Freude bemerken, dass sich unter dem gegenwärtigen Unterrichtsminister, Sp. Haret, die sociale Lage der Mittelschullehrer bedeutend gebessert hat. Diese sind nicht nur überhaupt unabsetzbar, wenn sie etwa nicht mit dem Strafgesetz in Collision kommen, sondern es kann ihnen nicht einmal die bereits zugetheilte Stundenzahl verringert werden, was bei der gegenwärtig in Rumänien eingeführten Scala des Einkommens höchst wichtig ist. Jetzt wird man auch die früher erwähnten complicierten Avancementverhältnisse leichter verstehen, da eben das Zutheilen einer größeren Stundenzahl bereits ein Vorrücken bedeutet. — Hierin wurden russische Einrichtungen nachgeahmt.

Nach dem 30. Dienstjahr kann, nach dem 70. Lebensjahr muss ein Mittelschullehrer in Pension gehen; aus Krankheitsrücksichten kann ihn der Minister nur pensionieren, wenn ein entsprechendes Gutachten von zwei Professoren der medicinischen Facultät vorliegt.

Auffallen wird bei uns Art. 48, in dem den Mittelschullehrern untersagt wird, Handel zu treiben oder sich an einem mit der Standesehre nicht verträglichen Geschäfte zu betheiligen.

Der folgende Artikel (49) zählt die sieben Strafmittel des Ministers auf: *a*) Verwarnung, *b*) Zurückbehalten des Gehaltes für 15, *c*) für 30 Tage, *d*) die Entfernung vom Amte für die Dauer von 2—6 Monaten, *e*) Versetzung an einen anderen Ort, *f*) die Entfernung vom Lehramte bis zu zwei Jahren, womit der vollständige Verlust des Einkommens verbunden ist, während im Falle *d*) der Bestrafte seinem Supplenten 80% von seinem Gehalte zahlen muss, *g*) definitive Enthebung vom Amte.

Der Leiter des rumänischen Unterrichtswesens ist mithin viel mächtiger als sein österreichischer College. Doch ist er hierbei an das Urtheil einer siebengliederigen Commission gebunden, die aus je zwei von den Universitäten Bukarest und Jassy und einem vom Minister ernannten Hochschulprofessor besteht, zu denen sich noch zwei Ersatzmänner hinzugesellen. Der Angeklagte muss sich dieser durch ein königliches Decret ernannten Commission stellen und darf sich mündlich und schriftlich nach Einsichtnahme der Acten selbst unter Beiziehung eines Rechtsanwaltes vertheidigen; Ankläger ist das Ministerium, das einen Vertreter entsendet. In jedem einzelnen Falle treten nur drei Mitglieder der Commission in Thätigkeit. Der Belangte kann zwar das eine oder das andere Glied der Commission zurückweisen, aber gegen das Urtheil selbst, mit dessen Ausführung der Minister betraut wird, steht ihm keinerlei Berufungsrecht zu.

Keine klare Vorstellung vermag man sich, wenigstens nach dem vorliegenden Gesetze, von den Aufgaben der Inspectoren zu machen. Sie ertheilen nach Art. 15 Schülern beim Eintritt in die erste Classe Altersdispens; sie schlagen nach Art. 49 dem Minister die oben besprochenen Strafen vor. Art. 31 und 33 sprechen wieder von einer aus Inspectoren bestehenden Behörde, auf deren Antrag einerseits ein als unwürdig befundener Candidat aus der S. 202 erwähnten Liste gestrichen werden kann, andererseits das S. 203 berührte Provisorium in ein Definitivum übergehen kann. Doch über deren eigentliche Aufgabe, das Inspicieren, fehlt im Texte jede genauere Angabe.

Die Lehrerbildungsanstalten (școlele normale, Art. 51—52, S. 19—21 = Écoles normales, S. 27—30) wollen wir hier übergehen, da deren Organisation unsere Leser nicht besonders interessieren dürfte. Aus dem gleichen Grunde wurden ja auch die Mittelschulen für Mädchen so kurz als möglich behandelt, obgleich

nach der Ansicht des Ref. Rumänien Österreich und Deutschland in Bezug auf diese Anstalten weit voraus ist.

Von den Universitäten,[1]) die aus fünf Facultäten bestehen, da die philosophische nach dem Muster der Tübinger Hochschule getheilt ist, soll nur die wichtigste Neuerung hervorgehoben werden. (Vgl. S. VIII.) Es ist nach deutschem Muster das Institut der Privatdocenten und Extraordinarien geschaffen worden; gleichzeitig erhalten die beiden Universitäten, gleichfalls nach deutschem Vorbilde, einen akademischen Senat, dessen Machtbefugnisse sich mit denen unserer Senate decken. Damit es aber nicht an Lehrerinnen für die weiblichen Mittelschulen fehle, so ist für deren Heranbildung im engsten Anschlusse an die Universität die „Şcóla normală superióră de fete“ (Art. 94—99, S. 34—36) = École normale supérieure de filles (S. 51—53) errichtet worden.

Diese Neugestaltung bezeichnet unbedingt einen großen Fortschritt. Man kann es deshalb vollkommen begreifen, dass König Karol am 20. December 1898 beim Empfange der Abordnung der Deputiertenkammer seiner Freude über diese Reformen offen Ausdruck verlieh. Wir wünschen von ganzem Herzen, dass sie dem uns eng befreundeten Staate zum Segen gereichen mögen.

Wien. Dr. Karl Wotke.

---

[1]) Invĕţămĕntul superior. Art. 53—93. S. 21—34. Enseignement supérieur. S. 30—50.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Sophokles' Oidipus auf Kolonos. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Friedrich Schubert. 2. verb. Aufl. Mit 5 Abbildungen. Wien u. Prag, Tempsky 1897. 8°. XVII u. 85 SS. Preis geh. 36 kr., geb. 56 kr.

„Jetzt habe ich mit dem sophokleischen Oed. Col. zu thun, dem längsten und, wie ich glaube, dem schwierigsten aller sophokleischen Stücke, wo ich an zahllosen Stellen völlig rathlos bin... An dem Chor *Εἴην ὅθι δαΐων ἀνδρῶν τάχ' ἐπιστροφαὶ κτἑ.* (1044 ff.) habe ich mich vierzehn Tage abgequält, und am Ende war ich so klug als vorher", schreibt August Nauck in einem Briefe vom 16. Mai 1857 an Karl Lehrs. Und doch hat Nauck, sicherlich keiner von jenen, die vor Handschriften niederfallen, schonend den Text behandelt im Vergleiche zu unserem Herausgeber. Dass aber solcher Radicalismus gerade in einer Schulausgabe übel am Platze ist, dürfte ohneweiters zugestanden werden.

An neun Stellen sind eigene Conjecturen in den Text gesetzt worden. v. 278 sagt *μηδένων*, von anderen Bedenken abgesehen, das Gegentheil dessen, was es sagen will und soll (vgl. Bellermann); v. 380 ist *ὡς αὐτίκ' αὐτὸν ἢ τὸ Καδμείων πέδον ταφῇ καθέξον ἢ πρὸς οὐρανὸν βιρῶν* nach mehr als einer Richtung unverständlich; v. 589 steht *ἀναγκάσουσι* für das überlieferte Präsens, das man nicht anzutasten braucht; v. 940 hatte schon Nauck *οὔτε δούλην* vermuthet; v. 1021 schreibt Schubert *εἵργων* für *ἡμῶν*, das ich lieber erklären als ändern möchte: denn wenn Kreon (v. 830 *οὐχ ἅψομαι τοῦδ' ἀνδρός, ἀλλὰ τῆς ἐμῆς*, v. 833 *τοὺς ἐμοὺς ἄγω*) behaupten konnte, dass Antigone und Ismene ihm gehörten, so darf Theseus die unter seinen Schutz gestellten Mädchen, wenn vielleicht auch „sentimental", die seinigen nennen. v. 1068 f. ist die Schreibung *μετὰ | ἀμπυκτηρίων καναχᾶς ἄμβασις* sehr gewaltsam. v. 1135 vermuthet Schubert *οὖσιν ἐν γένει* für *ἐμπείροις βροτῶν*; leichter ist jedenfalls Naucks Lesung *κακῶν* für *βροτῶν*, der passend An. 1191 *κακῶν γὰρ*

οὐκ ἄπειρος οὐδ' ἀκούσομαι vergleicht. v. 1411 bieten die Worte ὦ σφῶν ἔκαινον οὐ κομίζεσθον τὰ νῦν κτέ. mit ihrer verzwickten Construction der Erklärung noch größere Schwierigkeiten als die überlieferten Worte. v. 1526 ist die leichte Änderung κινεῖσθαι für κινεῖται schon von Hermann Schütz (Sophokleische Studien. Potsdam 1890, S. 186) vorweggenommen, der richtig erklärt: „quae piaculum est ne voce quidem moveri."

Bis auf einen Vers (1068 f.) sind es also durchwegs nur Dialogstellen, an denen der Herausgeber ändert. In den Chorliedern werden nicht weniger als 31 Stellen nach Gleditsch, bekanntlich einem der verwegensten Textverderber, gegeben. Selbst der Einfall κοινᾶς ἀπέβλαστον ὦλκος (533) für ματρὸς κοινᾶς ἀπέβλαστον ὠδῖνος wird ernst genommen, trotzdem die Form ὦλκος bei den Tragikern unbelegt ist und es nur einige Beispiele für den Accusativ gibt: ὦλκα bei Hom. *N* 707, σ 375 und erst wieder bei Moschos Id. II 81; ὦλκας zweimal bei Apoll. Rh. III 1054 und 1333. Aufgabe des Lehrers, der nach dieser Ausgabe den Ödipus auf Kolonos mit seinen Schülern liest, wird es, meine ich, sein, nicht sosehr mit der Erklärung der Conjecturen von Schubert und Gleditsch als mit der Interpretation der Dichterworte selbst sich zu mühen. „Denn die Emendation ist", wie Georg Kaibel schön sagt, „eine seltene Blume, die wenn irgendwo auf dem Felsen der Interpretation wächst, und je länger einer dieser Blume nachgeht, desto besser weiß er, wie schwer sie zu finden oder zu pflücken ist."

Druckversehen sind mir an folgenden Stellen aufgefallen: S. 4, Z. 2 v. u. ὑιδοῦς für υἱδοῦς, v. 377 ἐσθ' f. ἔσθ', 924 ἐγωγ' f. ἔγωγ', 1407 σγώ f. σφώ, 1452 ἐχω f. ἔχω, 1472 θέσφαιος f. θέσφατος, S. 67 steht zu v. 536 das Zeichen der zweizeitigen Länge (–) für jenes der dreizeitigen (⌙). Im Anhang S. 78, Z. 2 v. u. wird auf Fig. 1 verwiesen, die den Zuschauerraum und die Orchestra des Dionysostheater zu Athen darstellen soll. Man sucht aber nach dieser Figur in der Einleitung ebenso vergeblich wie im Anhang.

Prag. Siegfried Reiter.

Emil Ermatinger, Die attische Autochthonensage bis auf Euripides. Mit einer einleitenden Darstellung der Bedeutung und Entwicklung der attischen Sage bis auf Euripides. Berlin, Mayer u. Müller 1897. 8°, 148 SS. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Unter attischer Autochthonensage versteht der Verf. jenen Sagencomplex, der das Autochthonenthum der Athener symbolisiert und sich um Erechtheus-Erichthonios und Ion angesetzt hat. Eine eingehende und kritische Behandlung dieser Sagengruppe konnte auch nach den einschlägigen Artikeln in Roschers Lexikon nützlich

und ergiebig werden; aber Ermatinger hat die Probleme nicht scharf genug angefasst und aus dem Material, das er sorgfältig und umsichtig gesammelt hat, nicht die letzten Consequenzen gezogen.

Nach einer Einleitung, die mit überflüssiger Ausführlichkeit „eine Übersicht der attischen Mythen, welche sich in der Literatur und Kunst bis zu und mit der euripideischen Zeit nachweisen lassen" (S. 1), anstrebt, werden Erichthonios und Erechtheus in der voreuripideischen Sage besprochen. Ermatinger richtet dabei sein besonderes Augenmerk darauf, inwieweit die in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts hervortretende Tendenz, die verschiedenen Sagen nach den beiden Namensformen scharf zu trennen, durch das Verhältnis der beiden Gestalten in der vorangegangenen Sagenüberlieferung begründet sei. Er nimmt zu diesem Zwecke die in Betracht kommenden Literaturstellen und Bildwerke der Reihe nach durch und stellt auf S. 57 die Thatsachen der Überlieferung in einer Tabelle zusammen, die den größten Theil der vorangegangenen Ausführungen entbehrlich macht. Darnach knüpft sich die Hauptsage, auf die es hier vor allem ankommt, die von der Geburt aus der Erde, bei Homer und Herodot und in der Geschlechtstradition der Eteobutaden an den Namen Erechtheus, in der Danais, an einer Pindarstelle und auf der schönen Cornetanervase an den Namen Erichthonios. Bedenkt man aber, dass die Notiz über die Danais und die Pindarstelle uns nur durch ein für die Namensform völlig unverbindliches Referat des Harpokration, für den natürlich die seit Euripides geläufige Zuweisung der Erdgeburt an Erichthonios fest stand, s. v. *Αὐτόχθονες* vermittelt ist (*ὁ δὲ Πίνδαρος καὶ ὁ τὴν Δαναΐδα πεποιηκὼς φασιν Ἐριχθόνιον καὶ Ἥφαιστον ἐκ Γῆς φανῆναι*), dass ferner die erhaltenen Gedichte Pindars den Namen *Ἐριχθόνιος* nicht enthalten, wohl aber *Ἐρεχθεύς* als Stammherrn der Athener kennen, dass endlich die Cornetanervase wohl eher gegen das Ende als vor der Mitte des fünften Jahrhunderts gemalt sein dürfte, so ergibt sich wie von selbst das meines Wissens neue Resultat, dass die ältere Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach nicht den *Ἐριχθόνιος*, sondern bloß den *Ἐρεχθεύς* als den *ἥρως γηγενής* betrachtet hat, weshalb denn auch die erste attische Phyle den Namen *Ἐρεχθηίς* erhielt und für die Athener die Bezeichnung *Ἐρεχθεῖδαι* sich so fest einbürgerte, dass selbst Euripides, der die autochthone Geburt endgiltig auf *Ἐριχθόνιος* übertrug, nicht daran zu rütteln, sie nicht durch die Bildung *Ἐριχθονίδαι* zu ersetzen wagte (S. 109 ff.). Trotzdem ist es nur natürlich, dass die gleichfalls mit der Vorgeschichte Athens verbundene Gestalt des *Ἐριχθόνιος* wegen der großen Namensähnlichkeit im Laufe der Zeit mit *Ἐρεχθεύς* verwechselt wurde und schließlich sogar infolge der durchsichtigen Etymologie das Vorrecht der Erdgeburt ganz an sich riss. Diese, wie mir scheint, einleuchtenden Ergebnisse finden sich gleichwohl

in Ermatingers Buch nirgends ausgesprochen, sondern er glaubt vielmehr noch immer, „dass inhaltlich in der älteren Zeit die beiden Namen Erichthonios und Erechtheus sich deckten" (S. 59). Aber er selbst muss anerkennen, dass in der guten alten Sagenüberlieferung die Namen Erechtheus und Erichthonios, abgesehen von der Geburtssage, streng gesondert nebeneinander hergehen; und auch der einzige Punkt, in dem Ermatinger sonst noch eine Vermengung beider Gestalten annehmen möchte, nämlich der Eintritt des Boreas in den Kreis dieses Sagenstoffes, bildet keine Ausnahme; denn es heißt sich selbst den klaren Einblick in die Sagenentwicklung verbauen, wenn man nicht bloß die Schwängerung der Stuten des Erichthonios, Sohnes des Trojaners Dardanos, (Il. XX, 219 ff.) und das Liebesverhältnis des Boreas zu Oreithyia, der Tochter des autochthonen Atheners Erechtheus, nur als zwei Wendungen einer und derselben Volksanschauung hinstellt, sondern daraus sogar Identität von Erichthonios und Erechtheus erschließen will. Zu alledem behauptet Ermatinger auch noch die formelle Identität der beiden Namen, indem *Ἐρεχθεύς* Kurzform von Ἐριχθόνιος sei. Ich kann ihm hierin nicht folgen, sondern betrachte nach dem Gesagten die beiden Namenswurzeln für ebenso verschieden wie die Träger dieser Namen, deren einer sich durch seine Endung *εύς* einer zahlreichen Gruppe attischer Heroennamen einreiht.

Die beiden folgenden Capitel legen dar, wie Euripides die für die Folgezeit giltige Sagenform von Erichthonios und Erechtheus ausgebildet hat, wenn auch nicht alle Züge der Sage, die man jetzt auf ihn zurückzuführen pflegt, thatsächlich auf ihn zurückgehen. Es ließe sich wohl auch hier manches einwenden, doch will ich lieber hervorheben, dass dem Verf. die Reconstruction der Fabel und der Motive des Euripideischen Erechtheus ebenso wohlgelungen ist, wie im vierten von der Ionsage handelnden Capitel die historische Verfolgung dieser Sage und der Nachweis einer patriotischen Tendenz im Ion des Euripides.

Den Beschluss der Arbeit bildet die Euripideische Genealogie der hieher gehörigen Sagengestalten und ein Sachregister. Die Arbeit, deren Verdienst mehr in der literarhistorischen, als in der mythologischen Richtung zu suchen ist, hätte nur gewonnen, wenn sie auf den Umfang eines Zeitschriftenaufsatzes eingeschränkt worden wäre. Anerkennenswert ist der Sammelfleiß und die Literaturkenntnis des Verf.s.

Hellenische Welt- und Lebensanschauungen in ihrer Bedeutung für den gymnasialen Unterricht von Gustav Schneider. II. Theil. Irrthum und Schuld in Sophokles' Antigone. Gera, Theodor Hofmann 1896. 8°, 70 SS.

Der in Fachkreisen geschätzte Gräcist G. Schneider hatte im Jahre 1893 ein Heftchen, betitelt „Hellenische Welt- und

Lebensanschauungen in ihrer Bedeutung für den Gymnasialunterricht", herausgegeben, das von seiner selbstthätigen Vertiefung in altgriechische Denkweise rühmliches Zeugnis ablegt. Drei Jahre später ließ er einen zweiten Theil mit dem Sondertitel „Irrthum und Schuld in Sophokles' Antigone" folgen. Auch hier wird sich der sachkundige Leser mancher selbständig erarbeiteten Auffassung freuen. Allerdings kann man nicht allen Aufstellungen des Verf.s beipflichten, weil er häufig nur seine eigenen Gedanken aus dem antiken Texte herausliest und nicht beachtet, dass die classischen Dichter leitende Gedanken, die sie als solche verstanden wissen wollten, deutlich zum Ausdruck zu bringen pflegten. Überhaupt wird sich, wer positiven wissenschaftlichen Ertrag oder gar eine Lösung der vielerörterten Hauptfrage in dem Büchlein sucht, einigermaßen enttäuscht fühlen. Er würde damit auch den Zweck des Werkchens verkennen; denn Sch. wollte, wie ich aus der Redeweise, der Behandlung des Ganzen und der ausführlichen Breite der Darstellung schließe, nicht für Fachgenossen, sondern für reifere Schüler schreiben, wenn sich auch die Vorrede an die Lehrer wendet, und Schüler werden auch, wenn es der Lehrer versteht, ihnen mehr als das schulmäßige Interesse für antikes Denken und Dichten einzuflössen, die Schrift mit Gewinn und Genuss lesen.

Hatte das erste Heft die Bedeutung des Schönen, der Harmonie für die griechische Gedankenwelt und Lebenseinrichtung erörtert, so ist der Gegenstand des zweiten die Verschmelzung der intellectuellen und moralischen Sphäre in der antiken Vorstellung. An dem Beispiele der Sophokleischen Antigone, deren einschlägige Partien eingehend besprochen werden, wird ausgeführt, dass Irrthum und Schuld sich im Bewusstsein der alten Griechen deckten, dass Irrthum dem tragischen Dichter Schuld ist. Kreon vergeht sich mit seinem Bestattungsverbot gegen den todten Polyneikes, der bereits den Göttern der Unterwelt angehört, und gegen das unglückliche Schwesternpaar. „Aber in beiderlei Beziehung fehlt Kreon aus Irrthum. An das Leid der unglücklichen Schwestern denkt er gar nicht, und die Versagung der Bestattung hält er für geboten durch die Rücksicht auf das Wohl des Staates" (S. 28). Durch diese vermeintliche Rücksicht auf das Wohl des Staates will sich Kreon vor seinem eigenen Gewissen rechtfertigen, das ihm sagen muss, dass er im Grunde den Gefallenen nur deshalb so unversöhnlich hasst, weil er, um die Stadt vor ihm zu retten, seinen geliebten Sohn Menoikeus hat verlieren müssen. So behauptet wenigstens Sch., der S. 29 fortfährt: „Dieses Motiv spricht er freilich nicht aus, deutet es nicht einmal an; ganz natürlich: der Dichter lässt ihn eben in dem Irrthum befangen sein, dass er um des Staates willen jenes Gebot erlassen müsse." Es ist immer bedenklich, mit Motiven zu operieren, die im Texte nicht ausgesprochen sind, und ich erinnere für das in Rede stehende Beispiel daran, dass bei Aischylos das Bestattungsverbot von der

Behörde ausgeht, für die natürlich ein persönliches Motiv nicht maßgebend war. Auch Antigone hat nach Sch. zweimal geirrt und zweimal gefehlt. „Sie irrte und fehlte, als sie die Schranken nicht sah, die ihr dem Könige gegenüber gezogen waren, und zum zweitenmale irrte und fehlte sie, als sie sich von der Gottheit verlassen wähnte und ihrem rettenden Arme vorgriff. Bei beiden also, bei Antigone und Kreon, wird die Verfehlung durch Irrthum erzeugt, aber durch einen Irrthum, der aus der sittlichen Unvollkommenheit des Charakters hervorgeht und dadurch zur Schuld wird" (S. 69). Ich möchte auch hier zweifeln, ob der Verf. den Intentionen des Dichters gerecht wird; er ist seinem Grundsatze, dass wir in eine Sophokleische Tragödie mit dem Begriffe der tragischen Schuld etwas durchaus Fremdartiges hineintragen (vgl. S. 23), in den folgenden Ausführungen zu wenig treu geblieben. Aber selbst ein principieller Fehlgriff würde dem frischen Zuge, der das Schriftchen durchweht, nichts von seinem pädagogischen Werte rauben.

Wien. Ernst Kalinka.

C. Sallusti Crispi libri, qui est de bello Iugurthino, partem extremam (103/112) ad optimos codices denuo collatos recensuit, emendavit Ioannes Wirz. Zürich, Commission bei Fäsi u. Beer 1897. 4°. 38 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Bekanntlich ist das Stück 103, 2—112, 3 des *bell. Iug.* im Archetyp der sog. ersten Handschriftenclasse ausgefallen und nur in den fast durchaus jüngeren lückenlosen Codices (*c. integri*) erhalten. Jordan hatte in seinem Streben nach Vereinfachung des Apparates etwa 30 bei Dietsch ganz bunt zusammengewürfelte Handschriften dieser Art unter der Sigle *z* zusammengefasst, aus ihrer Zahl den Leitcodex dieses den Monac. 14477 (*m*, des X.—XI. Jahrh.) als *optimus* herausgehoben und zwei Handschriften, den Vat. Bland. 3825 (*v*) und Vat. Pal. 883 (π) neu herangezogen. Dieses Verfahren erweist Wirz in seinem ersten, 'Prolegomena' betitelten Abschnitte (S. 1—21) als unhaltbar. Er zeigt, dass Jordan z. B. auf S. 102 f.[3] in 40 Textzeilen 26 Lesungen des *m* gegenüber Varianten minderwertiger Handschriften verworfen und nur 12 gebilligt hat, an denen übrigens der '*optimus*' mit anderen Codices übereinstimmt. Ferner weist er nach, dass π und *v* geringwertig und Jordans handschriftliche Angaben weder genau noch vollständig sind. Was die anderen Herausgeber anlangt, so hatte Th. Opitz Eussners engeren Anschluss an *v* zwar richtig getadelt, aber seine eigene Billigung der Überlieferung von *vz* und *v*π*z* ruht auf gleich unsicherem Grunde, nämlich dem incommensurablen Werte der von Jordan eingeführten unbekannten Größe *z*. Ein Kriterium, um aus der großen Zahl der in Betracht kommenden

Handschriften eine Auswahl zu treffen, bietet zunächst die Vergleichung des Textes der in diese Lücke fallenden Rede des Königs Bocchus (Cap. 110) mit der Recension des alten Eclogencodex Vat. 3864 (des IX./X. Jahrh.) dar. In eingehender Weise zeigt Wirz S. 6 ff., dass von den sechs entscheidenden Stellen, an denen der Archetyp des Vat. vom Texte der Integri abweicht (§. 1 *mehercule* — *hercule*; 2 *indigus* — *indigui*; 3 *meum animum* — *animum meum*; *carius est* — *carius habeo*; 6 *at finis* — *finis*; 7 *quod uultis* — *uti uultis*), fünf Lesungen jenes richtig sind und nur das singuläre *carius habeo* dieser vor *carius est* die Wahrscheinlichkeit der Echtheit für sich hat. Dieses in allem wesentlichen wohlbegründete Ergebnis bestätigt des Ref. Ansicht von der Güte des Vat. (Wiener Stud. XVII 122 ff.), den Jordan für einen aufs kühnste durchcorrigierten Codex gehalten hatte, und lässt zugleich einen Maßstab für die Beurtheilung der Integri gewinnen. Je mehr nämlich ihr ursprünglicher, nicht durch nachträglich beigesetzte Varianten oder durch Contaminierung verderbter Text mit der Recension des Vat. übereinstimmt, desto vertrauenswürdiger erscheinen sie Wirz. Bei der Beurtheilung im einzelnen ergibt sich aber, dass der Apparat Dietsch' hiefür höchst unzulänglich und unzuverlässig ist. Aus dem weiteren Vergleichungsmomente, den einschlägigen Grammatikercitaten, lässt sich für die Kritik der Überlieferung unserer Partie nicht viel Greifbares gewinnen. Wichtig erscheint W. ferner die Bewahrung älterer orthographischer Formen; doch misst er dieser von den späteren Abschreibern mehr minder beeinflussten Äußerlichkeit m. E. zu großen Wert bei. Etwas wesentlicher scheint die Art der Überlieferung römischer Eigennamen, wie in 104, 1 und 3 *L. Bellienus* und *Cn. Octauius Ruso.* Auf diese Gesichtspunkte hin wählt W. aus den meist von ihm oder für ihn neu verglichenen Handschr. zur Recension des Textes folgende aus: *A* (Monac. 2602, XIII. Jahrh., *μ* Dietsch), *F* (Fabricianus, Univ.-Bibl. Kopenhagen 25, viell. XI. Jahrh.), *P* (Paris. 6085, XI. Jahrh., *P*² Dietsch) und *S* (Lips. I 4, XI. Jahrh., *s* Dietsch); gelegentlich zieht er noch den *L* (Leid. Voss. 73, XI. Jahrh.) und zu Cap. 110 die zwei Par., *E* (10195, XI. Jahrh.) und den jungen, contaminierten *V* (15017, Anfang des XV. Jahrh.), heran. Überdies führt W. noch viele Varianten aus späteren und sonst geringwertigen Handschriften, meist unter summarischer Bezeichnung (*p.* = *pauci codices, m.* = *multi, pp.* = *perpauci, pm.* = *permulti* u. dgl.) an, um das Bild der gerade in diesem Stücke so stark getrübten Überlieferung zu vervollständigen. Wünschenswert wäre es allerdings gewesen, wenn der Verf. ein Stemma der von ihm benützten und der sonst in Betracht kommenden älteren Handschriften aufgestellt hätte. Dieses würde nicht nur die vielfachen Kreuzungen und Verzweigungen der einzelnen Codicesgruppen veranschaulicht, sondern auch die kritische Beurtheilung mancher Varianten vereinfacht oder gesichert haben. Dazu bedarf es aber

der vollständigen Beherrschung des ausgedehnten und zerstreuten Materials und somit noch längerer und vielfach wenig erfreulicher Vorarbeiten. Meinerseits will ich etwas hiezu beitragen, indem ich im Folgenden aus der Zahl der von W. nicht herangezogenen 17 Wiener Handschriften die Lesarten der ältesten Nr. 168 (XII. Jahrh.) anführe. Sie steht trotz der in ihren Text gedrungenen Glossen und anderer Fehler jenen vier vom Verf. mit vollem Rechte herausgehobenen Handschriften nahe und dürfte wenigstens dort, wo diese voneinander abweichen und Wirz' Urtheil naturgemäß weniger sicher ist, für den Text, sicher aber für die Überlieferungsgeschichte dieser Partie in Betracht kommen.

Mit der Textgestaltung selbst, die auf S. 22—27 unter Beigabe der *Testimonia* und eines ausführlichen Apparates abgedruckt ist, wird man sich im wesentlichen einverstanden erklären müssen. Sie zeigt vollste Kenntnis des Sallustischen Sprachgebrauches und gründliche Erwägung der fraglichen Stellen. In einer Reihe von Fällen ist die beste handschriftliche Lesart wieder zu Ehren gebracht oder neu begründet worden. So schreibt W. mit Eussner gegen Jordan[3]: 103, 5 *Romanorum auaritiae* (so auch der *Vindob.*); 104, 1 *postquam confecto* (*p. infecto* im *Vind.*), 2 *humanarum rerum* (ebenso der *Vind.*), 3 *impetratis omnibus rebus* (*Vind.*), 4 *Romaeque* (*Vind.*); 105, 1 *petiuit* (*petiuerat* im *Vind.*); 106, 4 *proficisceretur* (der Plural im *Vind.*); 109, 1 *occulte nullo* (*Vind.*), 3 mir minder sicher *nihil etiam nunc decreuisse* (denn die Berufung auf 111, 1 für *nunc* in der *oratio obliq.* ist nicht beweisend, weil hier *nunc* in directem Gegensatze zu *tum* steht; sonst aber findet sich bei Sallust *tum* oder *tunc*, wie der *Vind.* auch an unserer St. bietet); 111, 1 *de pace et communibus rebus* (*Vind.*). Gegen Eussner und Jordan[3] liest ferner der Verf. gleichfalls nach der besten Überlieferung: 104, 3 *ex his* (*Vind.*); 105, 2 *aduorsum* (*aduersum* im *Vind.*); 108, 3 *Romanos* (*Vind.*); 109, 1 *pauca se coram* (*Vind.*), 3 *Deinde ambo in sua castra digressi* (*Vind.* mit verdächtiger Umstellung des fraglichen *sunt*: *Dein a. sunt in s. c. d.*), 4 *rex sic incipit* (*Vind.*); 110, 2 *indigus* (bloß im *Vat.*; darnach wird das Adjectiv der Prosa der Republik zugeschrieben), 3 *meum animum* (*Vat.*; die umgekehrte Stellung in den anderen Codd. sammt dem *Vind.*); 111, 1 *in gratia habituros* (*Vind.*). Fraglich ist mir 105, 1 die Schreibung *communibus negotiis consuleretur* statt der durch *F* und den *Vind.* bezeugten natürlicheren Verbindung *de communibus negotiis consuleretur*: dass der von W. angenommene Gedanke nicht beabsichtigt ist, scheint mir die Übereinstimmung von 111, 1 mit 102, 2 darzuthun. Was den eigenen Vorschlag des Verf.s zu 103, 7 *aut utilia aut* [*bene*] *uolentia* anlangt, so erhöht die Lesung des *Vind.*: *beniuolentia* die Gewähr der von *AL* gebotenen Form auf *-ia* (dagegen *-iae*: *F* und *-iam*: *SP*). Das Sallustianische *uolentia* (Hist. IV 42 Maurenbr.: *uolentia plebi facturus habebatur*; vgl. Tac. Hist. III 52 und Ann.

XV 36) scheint mir ganz passend zu sein; nimmt man nicht am Fehlen eines Dativs Anstoß, so ließe sich auch *bene* halten, das hier, wie sonst oft in der Umgangssprache, ein Participium oder Adjectivum verstärkte und steigerte. Der Sinn der Verbindung wäre dann: 'entweder Zweckdienliches oder recht Genehmes (Erwünschtes)'. Wahrscheinlich schreibt ferner W. mit Kortte (Cortius) 105, 2 *equitum atque* [*peditum*] *funditorum Bal.* Billigenswert ist auch die nach Hitzig vorgenommene Umstellung 108, 2 *conloquio* (*coll.*: *Vind.*) *diem locum tempus ipse deligeret: neu Iugurthae legatum pertimesceret; consulto* (*-a*: *Vind.*) *sese omnia cum illo integra habere, quo res communis licentius gereretur*; es war wohl eine im Archetyp am Rande ergänzte Zeile an falscher Stelle eingefügt worden. Zu 104, 2 ist Dietsch' Vorschlag aufgenommen: *in quis* (bloß *quibus*: *Vind.*) *legatis potestas Romam eundi fieret* (statt *fit et* der Handschr.) *ab consule* (*a c.*: *Vind.*). Weniger wahrscheinlich ist mir sodann die Fassung und Abtheilung 106, 4 *statim milites coenatos* (falsch statt *cenatos*) *esse, in castris ignis*[*que*] *quam creberrumos fieri — iubet*; wegen des folgenden *dein prima uigilia silentio egredi iubet* liegt die Verbindung *esse in castris* näher. So fassten, wie die Citate zeigen, schon die alten Grammatiker die Stelle. Auch Wirz' eigene Beobachtung (S. 35 f.) über das Fehlen von *esse* beim Part. Perf. pass. Form begünstigt seine Schreibung nicht. Der *Vind.* bietet zudem mit den anderen maßgebenden Handschriften: *statim milites cenatos esse in castris ignisque quam creberrimos fieri.* Für unsicher halte ich endlich 111, 1 *polliceretur* (st. *-eatur* der Codd., auch des *Vind.*), dagegen für leicht und sehr beachtenswert *faciundum ei aliquid* (*et aliquid*: *FPS man.*[1]; *ēē al.*: *Vind.*,[1]) *esse al.*: *S man.*[2]).

Die Epilegomena (S. 28—36) enthalten außer der kritischen Besprechung der meisten fraglichen Stellen eingehende sprachliche und grammatische Beobachtungen, so zum sog. Dativus Graecus S. 31, über die Ellipse von *esse*, *est* und *sunt* S. 35 f., zur Auslassung des pronominalen Subjectsaccusativs beim Infinitiv S. 33 und über den Tempuswechsel S. 28.

Die Druckfehler sind zumeist wenig störend.[2]) Auffälliger ist, dass die Historienbruchstücke (bis auf S. 33) nur nach Dietsch' Ausgabe, nicht nach der neuesten von Maurenbrecher angeführt

---

[1]) Der Codex schreibt, um noch einige Stellen anzuführen: 103, 3 *ipsis permittit*, 4 *profugiunt*, 5 *non pro uanis hostibus, uti meriti erant*, 6 *ni pariter*, 7 *deinde* (*deiñ*); 104, 1 *ab Utica uenire iubet, item L. Belligenum praetorem Utica*, 2 *sepe*, 3 *Gaio Octauo Rufune* (*fu* wohl aus *so* veränd.), *deprecati*; 105, 2 *funditorum baleatorum*, 3 *uero ampliorem*; 106 2 *a speculatoribus*; 107, 1 *nec quemquam*; 108, 1 *mater ex concubina orta erat*; 110, 3 *fuerit mihi eguisse aliquando precium tue amicitie*, 5 *flagitiosum* (ohne *est*), 7 *qm̃ uobis ita placet*, 8 *id* fehlt u. a.

[2]) S. 2, Z. 16 v. u. *Bacchus* f. *Bocchus*; S. 14, Z. 15 v. u. *poenitet*; S. 23, 2. Sp., Z. 16 v. u. *omnibus* st. *communibus*; vgl. S. 6, Z. 3; S. 15, Z. 1; S. 23, Z. 13 und das. 1. Sp., Z. 9 v. u.

sind und S. 31, Z. 9 im Citate der or. Lep. 25 die unberechtigte Conjectur *concordia* statt der von Wirz selbst in seiner Ausgabe vertheidigten handschriftlichen Lesart *composita* Aufnahme gefunden hat.

Die Abhandlung, welche zum erstenmal eine wirklich sorgfältige Recension des kritisch so unsicheren Schlusstheiles des *bellum Iugurth.* bietet, ist als in jeder Hinsicht dankenswert und verdienstlich zu begrüßen.

Wien. Dr. Edmund Hauler.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. Editum consilio et impensis Academiae Litterarum Caesareae Vindobonensis. Vol. XXXVII.

Flauii Iosephi Opera ex Versione Latina edidit Carolus Boysen. Pars VI. De Iudaeorum uetustate siue contra Apionem libri II. Vindobonae. Pragae, Lipsiae apud F. Tempsky et G. Freytag 1898. LIII et 142 pp.

Wiewohl der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus keineswegs zu den kirchlichen Schriftstellern gerechnet werden kann, so ist doch die lateinische Übersetzung seiner Werke ein so wichtiges Literaturdenkmal des christlichen Alterthums, dass der Iosephus Latinus in das Corpus der Wiener Akademie aufgenommen werden musste. Die ganze Ausgabe ist in neun Partes aufgetheilt, und zwar sind außer dem vorliegenden sechsten Stücke vier Theile für die Antiquitates, einer für das Bellum Iudaicum und drei für Praefationen und Indices vorgesehen. Die Übersetzung der Schrift *De Iudaeorum uetustate siue contra Apionem libri II,* die aus praktischen Gründen hier als pars VI. erscheint, wurde von einem Freunde Cassiodors im 6. Jahrhunderte aus der um 94 oder 95 unter Domitian zum Schutze der Juden verfassten Schrift *Περὶ τῆς τῶν Ἰουδαίων ἀρχαιότητος κατὰ Ἀπίωνος λόγοι β'* hergestellt, nachdem bereits eine Übertragung der Schrift *Περὶ τοῦ Ἰουδαϊκοῦ πολέμου* vorhanden gewesen war. Der lateinische Text wirft natürlich heilsame Reflexe auf die textkritische Behandlung des griechischen Originals zurück, für das er zudem die Ergänzung der bedeutenden Lücke *II* 51—113 bietet. Wenn man andererseits aber den griechischen Text zur Emendation des lateinischen heranziehen will, so steht man vor erheblichen Schwierigkeiten. Der Übersetzer hatte vor allem eine corrupte griechische Vorlage, die derjenigen Handschrift, aus welcher die Excerpta Peiresciana nach den Collectanea des Kaisers Konstantin VII. Porphyrogennetos stammen, nahe zu stehen scheint und mit dem griechischen Codex Laurentianus 69, 22 des 11. Jahrhunderts verwandt ist. Es sind dem Übersetzer aber auch mit dem correcten griechischen Texte die komischesten Missverständnisse passiert, wiewohl er sich red-

lich Mühe gab, das Original genau wiederzugeben, wobei er sich einer für seine Zeit guten Sprache befleißigte. Da der lateinische Text überdies schlecht genug überliefert ist, so hatte der Herausgeber eine bedeutende Arbeit zu leisten. Die Handschriften, die in großer Zahl vorhanden sind, scheiden sich klar in zwei Classen und stammen aus einem Archetypus, der, im 9. oder 10. Jahrhundert geschrieben, auf eine Vorlage des 7. Jahrhunderts und auf cursive Schrift zurückgeht. Die erste Classe ist am besten durch den Laurentianus 66, 2 des 11. Jahrhunderts vertreten, neben dem noch ein Bodleianus und ein Parisinus in Betracht kommen, die zweite hat in dem Cheltenhamensis und einem Parisinus ihre Repräsentanten. Die Lesarten beider Classen mussten bei Herstellung des Textes mit Auswahl benützt werden, und da der Laurentianus, auf dem die bisherigen Ausgaben beruhen, erhebliche Lücken hat, so liegt jetzt ein vollständiger Text vor. Der neue Herausgeber, Karl Boysen, dem Bened. Niese, durch den griechischen Josephus in Anspruch genommen, die Ausgabe des lateinischen übertragen und sein dafür gesammeltes Material zur Verfügung gestellt hatte, ließ nichts außeracht, was dazu dienen konnte, den Text in einen für die gegebenen Verhältnisse ganz vortrefflichen Zustand zu bringen.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. Vol. XXXVIII.

S. Filastrii Episcopi Brixiensis Diuersarum hereseon liber. Recensuit Fridericus Marx. Vindobonae, Pragae, Lipsiae apud F. Tempsky et G. Freytag 1898. XLII et 274 pp.

Zwischen 365 und 392, vielleicht bald nach 383, schrieb der heilige Filastrius, Bischof von Brescia, das Buch der Häresien, eine übersichtliche Aufzählung und Charakterisierung von 156 Irrlehren. Für die ältere Zeit schöpfte er aus des heiligen Hippolytus Werk gegen die Häresien, und dieselbe Quelle wurde vom h. Bischof Epiphanios benützt, der um 375 das Panarion, ein Heil- und Schutzmittelkästchen, wider 80 Ketzereien verfasste. Filastrius behandelte die 156 Häresien in ebenso vielen Capiteln, und zwar 28 Irrthümer vorchristlicher, 128 christlicher Zeit; die 128 christlichen sind wieder in gleichen Hälften aufgeführt, und es sind 64 nach der Zeitfolge, 64 nach Meinungen geordnet (Conspectus p. 138—141). Diese Capiteleintheilung kannte schon Augustinus, der die Schrift um 428 bei Abfassung seines Werkes *De haeresibus ad Quoduultdeum* benützte. Er schrieb kurz vorher an Quodvultdeus Epist. 222: *Filastrius quidam Brixiensis episcopus, quem cum sancto Ambrosio Mediolani etiam ipse uidi, scripsit hinc librum, nec illas hereses praetermittens, quae in populo Iudaeo fuerunt ante domini aduentum, easque XX et VIII commemorauit, et post domini aduentum CXX et VIII. Scripsit hinc etiam Graece episcopus Cyprius Epiphanius, in doctrina*

catholicae fidei laudabiliter diffamatus ... Er vermisst bei beiden eine klare Begriffsbestimmung der Häresie, doch erklärt er *Epiphanium longe Filastrio doctiorem.* Im Jahre 430 hat eine Überarbeitung der Schrift stattgefunden (Proleg. XV) und 597 ward sie von Gregor d. Gr. benützt (Proleg. XVIII). Die Ausgabe des Sichardus war 1528 nach einem jüngeren Cod. Treverensis, der jetzt verloren ist, angefertigt. Fabricius hat in seiner Ausgabe 1721 die Emendation gefördert, worauf Galeardus 1738 den Text wiederholte und Oehler 1856 nur wenig verbesserte. Durch Recension einiger Capitel hat Zahn 1890 gezeigt, wie sehr man einer neuen Ausgabe bedürfe.

Die Arbeit ist von Prof. Friedrich Marx in rühmenswerter Weise durchgeführt worden. Die scharfsinnigen Erörterungen in den Prolegomena geben hellen Aufschluss über die einschlägigen Fragen, über Namen und Leben des Verfassers, über Abfassungszeit und Schicksale des Werkes. Für die Constituierung des Textes standen dem Herausgeber, abgesehen von dem Cheltenhamer Fragment, zwei Handschriften zugebote: A, ein Corbeiensis des 9. Jahrhunderts in St. Petersburg, dem leider die ersten 28 Capitel fehlen, und B, der Vindobonensis 1080 des 9. Jahrhunderts. Sie stammen beide aus einem Archetypus des 5. oder 6. Jahrhunderts. A ist für besser zu halten als B, wenngleich an manchen Stellen die Entscheidung schwierig ist und bisweilen sogar B größere Beachtung verdient als A, was z. B. auch 20, 25 in der Lesart *nouam fallaciam* der Fall sein dürfte.

In merkwürdiger Form treten die Bibelcitate auf. Abgesehen von Auslassungen, wie 77, 21 *euntes baptizate* (ohne *docete*) Mth. 28, 19 mit Lucifer 19, 16 ed. Hartel, oder 78, 15 *qui onerati estis* (ohne *laboratis*) *et ego uos subleuabo* Mth. 11, 28 (und so 88, 15 Col. 2, 8; 135, 14 Luc. 10, 19), sind Zusätze beachtenswert wie 100, 21 *qui irascitur fratri suo sine causa* Mth. 5, 22 mit Lucifer 153, 4 und Pseudospeculum 604, 1 nach εἰκῇ des Claromontanus u. a. oder 82, 6 *qui uocat ex nihilo* Rom. 4, 17; 43, 3 *in spe futurae gloriae dignitatis* Rom. 8, 20; 31, 18 *gaudium in spiritu domini sempiternum* Rom. 14, 17; 104, 15 *transit enim figura huius mundi et gloria* I Cor. 7, 31; und eigenartig sind die ganz freien Anführungen, wie 44, 13 Luc. 12, 50; 134, 15 Luc. 24, 25; 104, 22 Joh. 6, 27—29; 132, 28 Rom. 10, 9; 45, 1 II Cor. 12, 21.

Professor Marx hat sich nicht allein durch die Recension des Textes, der mit der Adnotatio critica auf 137 Seiten enthalten ist, sondern auch besonders durch die reichhaltigen Indices, die ebenso viele Seiten umfassen, große Verdienste erworben. Das Volumen gehört zu den Mustern guter kritischer Ausgaben.

Wien. Franz Weihrich.

Dr. Raphael Kühner, Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache. I. Theil: Elementar- und Formenlehre. 3. Aufl. in zwei Bänden in neuer Bearbeitung besorgt von Friedrich Blass. Hannover u. Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung 1890 u. 1892. XXIII u. 645, XI u. 652 SS. — II. Theil: Satzlehre. 3. Aufl. in zwei Bänden in neuer Bearbeitung besorgt von Bernhard Gerth. 1. Band. Ebenda 1898. IX u. 666 SS.

Wenn ich in dieser Anzeige, die eigentlich dem ersten Bande des zweiten Theiles gilt, auch den ersten Theil ganz kurz bespreche, so hat mich hiezu die Redaction bestimmt, welche wünschte, sich ihrer Verpflichtung hinsichtlich des ersten Bandes des ersten Theiles zu entledigen, der ihr allein zugieng. weshalb das einem anderen Recensenten übertragene Referat nicht ausgeführt wurde.

Was nun zunächst den äußeren Umfang dieses Bandes anlangt, so stehen den 976 Seiten der 2. Auflage 1297 der 3. gegenüber. Die stattliche Vermehrung der Seitenzahl ist größtentheils durch den Zuwachs an Material zu erklären, da die Auswahl und Anordnung des Stoffes in dieser neuen Auflage mit ganz unwesentlichen Abänderungen sogar bis auf die Zahl der Paragraphen (348) dieselbe geblieben ist. Ich habe in einer Besprechung des zweiten Bandes den wissenschaftlichen Geist geschildert, der in unserer Neubearbeitung herrscht, und verweise daher auf diese Darlegung in der Berliner philologischen Wochenschrift 1893 (13. Jahrgang), 953—955. Desgleichen hat sich Brugmann über den ersten Band im Anzeiger für indogermanische Sprach- und Alterthumskunde 1, 15—17 geäußert. Es sei gestattet, hier nochmals zu betonen, dass der eigentliche Wert der Neubearbeitung in der Genauigkeit und Sorgfalt zu suchen ist, welche auf die Sammlung und Beibringung des grammatischen Materials, auf die Ausbeutung der neugefundenen inschriftlichen und handschriftlichen Schätze verwendet worden ist. Nach dieser Richtung ist unsere Grammatik das beste deutsche Handbuch der griechischen Grammatik und wird daher jedem Philologen ebenso unentbehrlich sein wie dem Sprachforscher, der sich über das thatsächliche Vorkommen der Formen verlässlichen Aufschluss holen will. Aber über diesen statistischen Wert geht die Neubearbeitung auch nicht einen Schritt hinaus. Gegenüber den Fortschritten, welche die griechische Laut- und Formenlehre in den letzten 20 Jahren gemacht hat, verhält sich der Neubearbeiter vollkommen ablehnend. Er ist darum in der Auffassung der sprachlichen Thatsachen nicht nur über Kühner, der doch das ehrliche Streben gehabt hat, auch die Ergebnisse der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft so gut als möglich zu verwerten, nicht hinausgekommen, sondern sogar manchmal hinter ihn zurückgegangen. Die näheren Belege für diese Behauptung findet man in den beiden oben erwähnten Besprechungen. Insbesondere hat Brugmann a. a. O. S. 16 Fußnote, eine Reihe drastischer Belege beigebracht, welche geeignet sind darzuthun,

dass dem Neubearbeiter überhaupt das Verständnis für die neuere Forschung auf dem Gebiete der griechischen Grammatik abgeht. Dies muss sich jeder Benützer des in der einen oben angegebenen Richtung gewiss mit großem Dank aufzunehmenden Buches stets vor Augen halten.

Um nun zu der neuen Bearbeitung des zweiten Bandes (1. Theil) der Kühner'schen Grammatik, welche ihrem äußeren Umfange nach die frühere um fast 100 Seiten übertrifft (666 gegen 572), überzugehen, so hat diese trotzdem keine wesentliche Vermehrung des Stoffes erfahren, da der größere Umfang der neuen Bearbeitung auf Rechnung des größeren und splendideren Druckes zu setzen ist, der dem Buche sehr zugute kommt. Im übrigen sind Plan und Anordnung des Stoffes vollkommen beibehalten worden, und man wird dem Neubearbeiter hierin Recht geben dürfen, da sich die Kühner'sche Bearbeitung durch ihren inneren Wert eine gewisse Berechtigung zur Fortexistenz erworben hat. Diese kann man umso bereitwilliger zugestehen, als in dieser neuen Bearbeitung des ersten Bandes der Syntax den Forschungen auf dem Gebiete der historischen und vergleichenden Syntax in gebürender Weise Rechnung getragen ist. Und wahrlich nicht gering sind die Fortschritte, welche seit dem Erscheinen des ersten Bandes der 2. Auflage unserer Grammatik (1872) auf diesem Gebiete gemacht worden sind. Jedermann, der sich mit den auf die vergleichende Syntax des Indogermanischen oder einzelner indogermanischen Sprachen bezüglichen Arbeiten und Forschungen beschäftigt hat, weiß, dass insbesondere in der Tempus- und Moduslehre einerseits und in der Casuslehre andererseits die größten Fortschritte in richtiger Erkenntnis des Thatbestandes gemacht worden sind. Seit Curtius durch die scheinbar so einfache Unterscheidung zwischen Zeitart (Actionsart, wie man jetzt lieber und gewiss auch zutreffender sagt) und Zeitstufe das richtige Verständnis der Verballehre eigentlich erst erschloss, hat sich dies Ergebnis in immer weitere Kreise verbreitet und fast schon in alle Schulgrammatiken Eingang gefunden. Und Delbrücks Forschungen auf dem Gebiete der Moduslehre (Syntaktische Forschungen I) und desselben Forschers schon früher in seiner in gewissem Sinne bahnbrechender Schrift 'Ablativus Localis Instrumentalis' (1869) niedergelegte Untersuchungen über den Synkretismus der Casus haben die älteren, zum Theile aprioristisch construierten Theorien der Grammatiker über die ursprüngliche Bedeutung der Modus und Casus und ihre daraus sich ergebende Verwendung zum Theile vollständig umgestaltet. Von diesen — und anderen — Forschungsergebnissen gewissenhaft Kenntnis zu nehmen und sie für die Neubearbeitung fruchtbringend zu verwerten, war die Pflicht des betreffenden Bearbeiters, und diese hat Gerth in einem auch strengen Anforderungen genügenden Maße erfüllt. Man kann in manchen Fällen einer anderen Auffassung huldigen als der Verf., man kann manchmal Heranziehung

weiterer, vom Neubearbeiter nicht berücksichtigter literarischer Behelfe, beziehungsweise Anführung derselben wünschen; vielleicht hätte dieses oder jenes Capitel etwas Kürzung vertragen: aber im ganzen wird man dieser Neubearbeitung, in der vor allem auch auf die Revision der citierten Stellen (und gerade durch die große Zahl derselben ist ja die Kühner'sche Grammatik für den Benützer besonders wertvoll) die größte Sorgfalt verwendet worden ist, die Anerkennung nicht versagen können, dass sie auf der Höhe der gegenwärtigen wissenschaftlichen Forschung steht, und solange die Principien dieser Forschung feststehen, d. h. die in unserem Buche befolgten wissenschaftlichen Grundsätze als giltig anerkannt werden, hat auch diese Neubearbeitung ihren bleibenden Wert.

Da von einer Kritik der von dem ursprünglichen Verf. befolgten Grundsätze aus leicht begreiflichen Gründen abgesehen werden muss, glaube ich dem Leser den besten Gefallen zu erweisen, wenn ich auf die wichtigsten Änderungen, welche die frühere Fassung in dieser Neubearbeitung erfahren hat, aufmerksam mache, wobei ich auch nicht unterlassen werde, auch einige Mängel — aber ohne Anspruch auf Vollständigkeit — namhaft zu machen. Ich folge hiebei dem Gange des Buches.

Im §. 349 konnten hinsichtlich des Vorkommens der Dualformen bei Homer im Anschlusse an Delbrücks „Grundlinien" genauere Angaben gemacht werden; auch vermisse ich Erwähnung und Benützung der Schrift von H. Schmidt De duali Graecorum et emoriente et reviviscente (Breslauer philol. Abhandlungen VI 4, 1893). §. 364 durfte die Erwähnung von J. Schmidts berühmtem Buche „Die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra" nicht unterlassen werden, da ja durch die in demselben gegebene Deutung wenigstens eines Theiles der Neutra des Plurals als collectiver Singularia generis feminini, z. B. idg. **i̯ugá* „das Gejöche", die höchst merkwürdige Construction des griechischen Neutrum plur. mit dem Singular des Verbums, die nur einige wenige Analogien im Altindischen, aber volle Entsprechung in den Gaþas hat, die einzige wissenschaftlich haltbare Erklärung findet. Die Anm. zu §. 366 hat eine zweckentsprechende Veränderung erfahren (richtigere Auffassung des Neutr. plur. in Fällen wie *οὐκέτι πιστὰ γυναιξί*). Zum Theile vollständig neu sind die über das Verbum handelnden Capitel. Ganz und gar umgearbeitet ist §. 381, der über Actionsart (es sollte aber „perfectiv" stehen statt „perfectisch") und Zeitstufe handelt. Dabei hätte die tüchtige Arbeit von G. Herbig in den Indog. Forsch. 5, 157—269, die sich mit dem fraglichen Gegenstand in eingehender und lichtvoller Weise beschäftigt, Erwähnung und Berücksichtigung verdient. Auch die Lehre von den Modi (§. 389 und 390), zu deren Darstellung das Material außerordentlich vermehrt worden ist, und speciell die Darstellung des Conjunctivs und Optativs (§. 394 und 395) ist ganz umgestaltet und den neueren Forschungen entsprechend abgeändert worden.

Auch im einzelnen sind in der Lehre vom Verbum vielfach Verbesserungen angebracht. Ich verweise z. B. auf §. 373, 2 *β* Anm. 2; §. 376, 3 (passive Bedeutung des medialen Futurums und Aorists); ib. Anm. 1, 2 und 5; §. 378 (Darstellung des Passivs), wo auch Punkt 8 neu hinzugefügt ist. §. 382, 5 (Präsens in Futurbedeutung) ist besser geordnet und vervollständigt. Im §. 383 ist das Wesen des Imperfects richtiger gefasst, desgleichen im §. 386 das des Aorists; jedoch konnte bei Punkt 7 (gnomischer Aorist) auf Musić im Anzeiger f. indog. Sprach- und Alterthumskunde 5, 91 ff. verwiesen werden. Auch die Begriffsbestimmung des Futurums (§. 387) ist jetzt richtig abgeändert. Richtig eingereiht sind jetzt (§. 391, 5) die Ausdrücke *χρῆν*, *ἔδει* usw., die früher irrigerweise als Indicative mit weggelassenem *ἄν* aufgefasst waren. Auch sonst sind in diesem Paragraph einige zweckentsprechende Abänderungen vorgenommen worden. Im §. 392, welcher über *ἄν* handelt, brauchte zwar wohl nicht die Abhandlung von G. H. Müller im Hermes 25, 463 f. angeführt zu werden, aber es sollte die Angabe nicht fehlen, dass Osthoff, Zur Gesch. d. Perf. 362, griech. *κέν* mit ai. *śam* 'bene, wohl' identificiert. Jetzt ist übrigens zu vergleichen Solmsen in Kuhns Zeitschr. 35, 463 ff. §. 392, 4 (*ἄν* beim Indicativ historischer Tempora) ist vervollständigt und verbessert. Im §. 398 ist die Anmerkung 2 neu hinzugekommen. Doch ich will die Leser nicht länger mit Einzelheiten aus der Lehre vom Verbum belästigen, sondern gehe zur Casuslehre über, in der natürlich jetzt Genetiv und Dativ als synkretistische Casus aufgefasst sind. Dementsprechend ist selbstverständlich die Vertheilung des Stoffes abgeändert worden. Dagegen befremdet einigermaßen, dass die Kühner'schen Definitionen der Bedeutung der einzelnen Casus im §. 408 unverändert stehen geblieben sind. Verhältnismäßig am wenigsten verändert ist der letzte Theil des Buches, der die Lehre vom Pronomen enthält. Doch haben auch hier einzelne Paragraphe Vermehrungen erfahren, so insbesondere §. 462 (Weglassung des Artikels); ferner §. 457, zu dem Punkt *f*) und Anmerkung neu hinzugekommen ist. Neu ist ferner §. 460, 4 (τό als Relativpronomen auf attischen Inschriften); §. 465, 4 *e*) (Fehlen des Artikels bei einem Substantiv mit *ὅδε*); §. 468, 2, Anm. 7, wo die richtige Auffassung von *αὐτός* beim sociativen Dativ wenigstens zum Theil angedeutet ist.

Am Schlusse dieser Besprechung seien noch folgende drei Punkte erwähnt. Der im §. 408, 9 (S. 301) aus der 1. Auflage herübergenommene Passus „ein mit einem Substantiv zusammengesetztes Verb (*δορυφορῶ* dient als Beispiel) ist jedenfalls trotz des Verweises auf §. 342, 1 *b*) unglücklich gewählt, da er die falsche Vorstellung erweckt, als würden Verba überhaupt unmittelbar mit Substantiven zusammengesetzt. Weiter sei bemerkt, dass die ursprüngliche Stellung der Präposition und des Nomens nicht die im §. 428 (S. 449) angegebene war, also nicht *βαίνει νεὼς*

ἄπο, εὗδε Γαργάρῳ ἄνα, sondern vielmehr *νεὼς ἄπο βαίνε* (mit Enklise des Verbums im Hauptsatze), *Γαργάρῳ ἄνα εὗδε*. Im Vorbeigehen sei auch bemerkt, dass S. 554 die eigenartige Accentuierung der Präposition in der Anastrophe, bekanntermaßen eigentlich die ursprüngliche Betonungsweise, eingehender hätte behandelt werden können. S. 571[1] muss es anstatt „die Stämme *sva sava*“ nach den gegenwärtig geltenden Ansichten heißen „die Stämme *svo-* | *sve-* *sevo-* *seve-*“.

H. Fritzsche, Griechische Schulgrammatik. 3. verb. Aufl. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1897. VIII u. 170 SS.

Ref. hat die zuerst gesondert erschienene Formenlehre dieser Grammatik im Jahrg. 1887, S. 652, die 1. Auflage der ganzen Grammatik im Jahrg. 1888, S. 527, endlich die 2. Auflage im Jahrg. 1893, S. 752 besprochen. Abgesehen von einer Reihe von Ausstellungen, die fast ausschließlich die in den Fußnoten stehenden sprachwissenschaftlichen Erklärungen betrafen, konnte derselben richtige Auswahl des Stoffes, Übersichtlichkeit der Anordnung, klare und bündige Fassung der Regeln nachgerühmt werden. Die neue Auflage hat genau denselben Umfang wie die frühere und zwar so, dass trotz der im Vorworte verzeichneten Änderungen auf Formenlehre und Syntax auch die ganz gleiche Seitenzahl entfällt. Da die Änderungen nicht von principieller Art sind, so scheint es dem Ref. nicht nöthig sie im einzelnen aufzuführen, nur auf einige Irrthümer in den sprachwissenschaftlichen Erklärungen sei hier hingewiesen, wobei zum Theile schon in den früheren Besprechungen Bemerktes neuerdings berührt werden soll. S. 15[1] sind *βασιλεῖ* und *βασιλεῖς* fälschlich aus *βασιλέ(ϝ)ι* und *βασιλέ(ϝ)ες* abgeleitet, Formen, die in keinem griechischen Dialecte jemals existiert haben. Dass *πειθο-* Stamm von *πειθώ* sei (S. 16[2]), ist keineswegs richtig, wie der Verf. aus G. Meyer, Griech. Gramm., 3. Aufl., S. 421 f. ersehen kann. Fälschlich wird S. 16[8] *οὖς* aus **ὄες* hergeleitet, während doch **ὄος* die unmittelbare Vorstufe gewesen sein muss; vgl. G. Meyer, ib. S. 434, und Brugmann, Grundriss II 326. S. 24[1] figuriert noch immer **κρέτ-jων* als Vorstufe von *κρείσσων* ohne Rücksicht darauf, dass erstere Form nur *κρέσσων* ergeben kann. S. 38[1] ist neuerdings das gänzlich falsche **παιδεύομι* als Vorstufe von *παιδεύω* angesetzt; auch **παιδεύεσι* und **παιδεύετι* sind bekanntermaßen nicht die Vorstufen von *παιδεύεις* und *παιδεύει*. S. 39[3] kann die Erklärung der Formen *παιδεύσειας* usw. höchstens als schwacher Nothbehelf bezeichnet werden. In der Erklärung von *κομιῶ* (S. 52[1]) hat der erste Theil zu entfallen, da eine Grundform **κομιδ-σ-έω* nur zu **κομισ(σ)έω* geführt hätte, aber niemals zu *κομιῶ*. S. 53[3] steht wieder fälschlich *-ν + μ = -σμ-*. *τίθη-ς* und *ἵη-ς* (S. 94[1]) sind nicht aus *τίθησι ἵησι* hervorgegangen; desgleichen ist die Er-

klärung der Formen *τιθέασι* usw. unrichtig. S. 65[5] werden *ἕ-ϝ-κα *ἕ-ϝ-μεν, von denen ersteres trotz des fehlenden Verweises nur als Vorstufe von *ἧκα* gedacht sein kann, aufgeführt. Diese sind vielmehr **ἕ-ση-κα*, **ἕhηκα*, *ἕηκα* usw. S. 72[1] werden *εἶ* (von *ἐσ-*) und *εἰσί* aus *ἐσσί* und **ἐσ-ντι* abgeleitet, unmögliche Erklärungsversuche. Ebensowenig ist *ἔσθι* die Vorstufe von *ἴσθι* gewesen. Man sieht, es wären noch manche Verbesserungen vorzunehmen.

Innsbruck. Fr. Stolz.

---

1. **Elmer**, Herbert Charles, Studies in Latin Moods and Tenses. Ithaka N. Y., The Macmillan Company 1898. gr. 8°, IX u. 231 SS. (A. u. d. T.: Cornell Studies in Classical Philology. Edited by B. J. Wheeler, Ch. E. Bennett and G. P. Bristol. Published for the University by the Macmillan Company. Nr. VI.) Preis 6 Mk.

2. **Bennett**, Charles Edwin, Critique of Some Recent Subjunctive Theories. Ebd. 1898. gr. 8°, IV u. 76 SS. (A. u. d. T.: Cornell Studies etc. Nr. IX.) Preis 2 Mk.

1. In der Schrift über den lateinischen Prohibitiv (s. diese Zeitschr. 1895, S. 1074 f.) hat Elmer den Nachweis angetreten, dass der perfectische Conjunctiv mit *ne*, den E. als Aoristbildung erklärt, eine stärkere Form des Verbotes darstellt, indem hier der Sprechende mit Entschiedenheit auf rasche Vollendung der Handlung dringe, während der präsentische Conjunctiv mit *ne* Ausdruck des affectlosen, ruhigen Verbotes sei. In der nun zu besprechenden Publication zieht E. den Conjunctiv im selbständigen Satze überhaupt in den Kreis seiner Betrachtung. Er gelangt hier zu demselben Ergebnisse, d. h. er findet, dass jeder perfectische Conjunctiv mit futurischem Sinne eine nachdrucksvollere Äußerung als der entsprechende präsentische Conjunctiv enthält. Man wird diesem Ergebnisse umso lieber zustimmen, als es gleich dem in der erstgenannten Schrift gewonnenen auf der soliden Basis statistisch vollständiger Sammlungen und gewissenhafter Prüfung aller in Betracht kommenden Perfectformen beruht.

E. erstreckt seine Untersuchung auf sämmtliche lateinische Autoren von der ältesten Zeit bis auf Livius excl. (einschließlich Tibull, Properz und Ovid), wobei jedoch die einschlägigen Stellen für das Präsens nur aus Plautus, Terenz und Cicero vorgeführt werden; übrigens bleibt auch die nachclassische Literatur nicht ganz ausgeschlossen. — Die behandelten Sätze werden in zwei große Gruppen gesondert, in Sätze mit heischendem und wünschendem Conjunctiv einerseits (diese zerfallen nach E. in sieben Arten; beim heischenden Conj. perf. kommen auch Nebensätze in Betracht), und in Behauptungssätze anderseits, die dreifacher Natur sind, insofern sie den Dubitativus (vgl. lat. 'cur ego non laeter' mit gr. *φῶμεν οὕτως ἢ μὴ φῶμεν;*), den Potentialis oder den Con-

junctiv in Fügungen, wie 'non recedamus a legibus' (Cic.) = 'wir sollten nicht von den Gesetzen abweichen' und 'aut non tentaris aut perfice' (Ovid) enthalten. Diese drei letzteren Satzarten werden unter dem von Bennett in seiner latein. Grammatik gebrauchten Terminus 'contingent futurity' zusammengefasst, indem speciell die bisherige Bezeichnung Potentialis als zu eng abgelehnt wird. Außer diesen Gesichtspunkten erfährt das massenhafte Material noch weitere Sonderung. E. ordnet die vorkommenden Verba in drei Arten, je nachdem ihre Bedeutung dem von ihm statuierten Sinne des Perfects mehr oder weniger förderlich scheint, und unterscheidet die Personen der Zeitwörter, sowie auch negierte und nicht negierte Conjunctive. Auch Adverbia, wie cito, facile, plane, libenter oder paene, vix, fortasse, die einerseits das Perfect, andererseits das Präsens begünstigen, werden beachtet.

E.s Arbeit zählt zu den wenigen vorhandenen Untersuchungen, welche nicht nur an die Lösung eines Problems der lateinischen Syntax in seiner Gänze herantreten, sondern auch durchdie gewonnenen Ergebnisse der Schulgrammatik Gewinn bringen. Seit Em. Hoffmanns syntaktischen Studien sind E.s 'Studies' die erste Schrift, die, ein ausgedehntes Gebiet der lateinischen Syntax umfassend, ihre Resultate auf Durchforschung der gesammten vorclassischen und classischen Latinität basiert. Was die Schulgrammatik aus ihr gewinnt, ersehe man aus der Beobachtung E.s, dass crediderim, in den Grammatiken als Repräsentant einer allgemein verbreiteten Gebrauchsweise des perfectischen Conjunctivs aufgeführt, in der classischen Latinität so gut wie unbekannt, dass quaerat quispiam überhaupt nicht lateinisch ist, und dass sich endlich aliquis dicat nur achtmal in der guten Sprache findet.

2. Bennets Kritik erstreckt sich zumeist auf Elmers Untersuchungen. Im 1. Capitel wendet sich B. gegen Elmers Theorie vom Conjunctiv der Verpflichtung oder Schicklichkeit (Obligation or Propriety), der im vorstehenden aus Cicero und Ovid belegt ist. Vor allem findet B. in der Negation non (nec) nicht die von Elmer beanspruchte Berechtigung, die diesen Conjunctiv enthaltenden Sätze den Behauptungssätzen beizuzählen. — Im 2. Capitel geht B. auf Conjunctive ein wie aliquis dicat, quaeras fortasse, fortasse contemnas, die Elmer nicht vollständig genug behandelt habe. — Im 3. Capitel dreht sich der Streit um die Conjunctive videas, intellegas, putes, scias, credas und die entsprechenden Imperfecta cerneres, discerneres, putares, crederes. Wenn sich Elmer in Betreff des Präsens für die Erklärung des Jussivus mit permissiver Bedeutung entscheiden möchte, so findet dies B. — wohl mit Recht — unzulässig. Auch die Deutung des Imperfects durch Ellipse eines Vordersatzes lehnt B. ab. — An 4. Stelle trägt B. bezüglich der von ihm selbst acceptierten Ansicht Elmers über die Bedeutung der Tempora im Prohibitivus einige beachtenswerte Bedenken vor. — Schließlich kritisiert B. die Abhandlung Morris' über den unabhängigen Con-

junctiv bei Plautus, speciell über den Conjunctiv in Ausdrücken von dem Typus velim ignoscas (American Journal of Philology, vol. XVIII, 1897, Nr. 71—73). — Reiche Belesenheit in den Autoren und scharfe Interpretation, wie wir dies bei den amerikanischen Forschern längst gewohnt sind, finden wir in dieser Publication wieder.

Wien. J. Golling.

W. Barth, Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der neugriechischen Sprache nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. I. Cursus. Leipzig, Haberland. 225 SS. Preis 6 Mk.

Zur Abfassung der vorliegenden (14) Briefe veranlasste B. einerseits das wissenschaftliche Interesse, das er seit seinem jahrelangen Aufenthalt in der hellenischen Hauptstadt an der Sprache nimmt, anderseits die Überzeugung von der Unzulänglichkeit der bisher auf diesem Gebiete erschienenen Sprachhilfen. Sie sind auf zwei Abtheilungen berechnet, von denen der I. vorliegende Curs die in Athen herrschende Umgangssprache zum Gegenstande hat und gleichsam als Einführung in den II. Curs, der die schwierigere und für den mündlichen Verkehr in griechischen Landen minder praktische Schriftsprache enthalten wird, gelten soll. Der Verf. hat es sich nicht verdrießen lassen, alle bisher erschienenen Grammatiken zu prüfen, und er hat auch die wissenschaftlichen Ergebnisse der neueren Forscher gewissenhaft verwertet, so dass man sich seiner Führung unbedenklich anvertrauen darf.

Die eigenthümliche Einrichtung dieser Toussaint-Langenscheidt'schen Briefe, die viele Lobpreiser zählt, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Der zur Einübung gebotene Lesestoff umfasst prosaische und poetische Stücke, im ganzen sechs: Der Grieche, der Janitschare und der Venetianer von D. Kamporoglus, Der Kartenspieler (aus der Zeitschrift 'Ἑστία'), 'Ὁ Ὄλυμπος, ὁ κλέφτης, ἡ κόρη καὶ τὸ ἀρνί und ὁ τάφος τοῦ Δήμου. Die getroffene Auswahl ist sprachlich gut ausnützbar und inhaltlich anregend, doch dürfte manchem ein reichlicheres Ausmaß des Stoffes erwünscht sein. Die zum Texte gegebenen Erläuterungen berücksichtigen alle Seiten der sprachlichen Erklärung in ausgiebigem Maße, nur könnte die Fassung oft kürzer sein. Namentlich aber muss man diesen Wunsch in Bezug auf den Abschnitt 'Grammatik' äußern. Hier sind Regeln und Erklärungen zuweilen mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit vorgetragen. Man vergleiche das über das Fürwort (§. 33), über die Declination (39), über den Artikel (41), über die Steigerung der Adjectiva (68), über die Unterscheidung des Adjectivs vom Adverbium (160), des transitiven Verbums vom intransitiven (83) u. a. Gesagte. Doch mag vielleicht diese umständliche Erklärung ganz elementarer Dinge in

der zugrundegelegten Methode ihre Entschuldigung finden. Ab
auch die Erklärung einzelner Wörter und Wortformen scheint m
manchen entbehrlichen Ballast mitzuführen, wie z. B. die von
φόβο S. 20: 'die Furcht; da τό sowohl das sächliche Geschlech
wie auch den Accusativ des männlichen Geschlechts (mit we
gelassenem -ν) bedeuten kann, ist es zweifelhaft, welches v
beiden wir hier vor uns haben; das Wort ist männlichen G
schlechts und lautet im Nominativ ὁ φόβος (wie ὁ σκοπός)
Genügt hier nicht die kurze Bemerkung: Nominativ ὁ φόβος w
ὁ σκοπός, nachdem unmittelbar vorher sowohl der Artikel als d
Schluss-ν vorgeführt wurden? Ebendaselbst lesen wir zu καμμι
φωνή: 'Also μιὰ φωνή eine Stimme, ἡ φωνή die Stimme, φω
ist also weiblich'; S. 172 zu περνάω oder τὰ περνάω: '
geht mir (eig. ich gehe durch, d. h. die Zeit, lebe wohl od
schlecht)'. Infolge des unklaren Ausdruckes dürften manche E
läuterungen dem Schüler unverständlich bleiben oder ihn irreführe
Vgl. S. 36: 'Viele von den Substantiven auf -ᾶς und -ῆς bezeichne
Gewerbetreibende, und die Ersetzung der männlichen Endungen -α
und -ης durch die weibliche -οῦ bildet die Bezeichnung für di
Frau des Gewerbetreibenden.' S. 167: 'Die Grundzahlen auf -άρις
-άρα bezeichnen einen Mann oder eine Frau von dem Alter de
Zahl in Jahren.' S. 187: 'Durch Vorsetzung eines ἀ- (vor Vocale
ἀν-) werden Eigenschaftswörter gebildet, welche eine dem u
sprünglichen Sinne diametral entgegengesetzte Bedeutung haben.
S. 206: 'ἔφθασα ἀμέσως, ich werde gleich da sein (eig. ich bi
schon da, die Vollendung wird vorweggenommen, anstatt θὰ φθάσω).
S. 185: '(ἐ)μέθυσα statt mit η mit υ geschrieben.' Der Grun
für diese Erscheinung war anzugeben. S. Thumb, Handbuch de
ngr. Volkssprache §. 151 II. Ebendaselbst heißt es: 'Ähnlich i
auch die Conjugation von φέρνω, Aor. ἔφερα.' Vorausgehen ab
die Verba auf -ένω, welche den Aorist auf -'υνα bilden. S. 13
'Einige Zeitwörter (hier fehlt der Zusatz: mit consonantische
Anlaut) haben als Augment nicht ε, sondern η (scheinbar ist di
auch bei ἔρχομαι : ἦρθα der Fall, doch ist hier das ε des Präs
in η gedehnt)'! S. 39: 'Die Hauptwörter auf -ιμο bedeuten al
eine Handlung, die wir im Deutschen durch den Infinitiv mit de
Artikel ausdrücken. Aber γράψιμο kann doch auch mit Han
schrift, τάξιμο mit Gelübde, Versprechen, θάψιμο mit Begräb
wiedergegeben werden. S. 177 kann χάθηκε ὁ κόσμος nur m
der Negation δέν die Bedeutung 'es ist nicht schlimm' hab
S. 135 wird als Aorist zu πλατένω irrig ἐμίκρυνα angegeb
das doch zu μικρένω gehört. Entgegen dem herrschenden G
brauche erscheint S. 13 der Artikel unter den Redetheilen, währ
das Zahlwort zum Eigenschaftswort gerechnet wird. Die daselb
gegebene Definition: 'die Zahlwörter geben an, wieviele derselb
Gegenstände besprochen werden', ist unzureichend. Auch in d
Syntax können wir nicht alles unterschreiben. Das Beispiel S. 19

κοῦ ἔχεις τὸ μαχαίρι τὸ μεγάλο statt *τὸ μεγάλο μαχαίρι* darf nicht als besondere Eigenthümlichkeit der neugriechischen Volkssprache hingestellt werden. Der Verf. selbst bemerkt S. 85 zu *τὸν Τοῦρκο τὸν ἄπιστο*: 'Wir können die Wiederholung des Artikels nachmachen.' Auch der S. 206 besprochene Gebrauch des *καί* im Nachsatze (im Vordersatze *μόλις* 'kaum') findet sich ganz ähnlich in der deutschen Umgangssprache. — Verhältnismäßig ausführlich (in Brief 11 und 12) ist die Wortbildungslehre vorgetragen, wohl mit Rücksicht darauf, dass dem Lernenden die Anlegung eines Wörterverzeichnisses angerathen wird, 'da es bis jetzt kein irgendwie brauchbares Wörterbuch der ngr. Volkssprache gebe' (S. 31). Im Schlussbriefe werden dem Schüler eigenthümliche Redensarten zur Aneignung empfohlen, weil sie jeden Augenblick von Griechen gebraucht würden. Ob zu diesen solche wie 'die Nase hat mir geblutet, der Caviar reizt den Hunger, Ihre Tugend ist hin, er hat ihm eine heruntergehaut, er flegelt sich hin' u. a. zu zählen sind, muss doch bezweifelt werden. Ebenso übertrieben scheint mir auch die Behauptung, dass man in Wörterbüchern vergebens nach den S. 211 f. angeführten Ausdrücken suche. Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten sowie eine ausgiebige Speisekarte beschließen das Werk.

Wir haben schon oben gesehen, dass die sprachliche Darstellung nicht die stärkste Seite des Verf.s ist. Hie und da möchte man beinahe meinen, es sei dessen Sprachgefühl durch den längeren Aufenthalt in fremden Landen etwas getrübt worden. Abgesehen nämlich von dem wiederholt unrichtig verwendeten 'wo' statt 'als, da, obgleich' finden wir ganz eigenthümliche Wendungen, wie S. 120 ich werde die Zeitwörter bei Vorkommen erwähnen, 127 ich werde leid, 171 drüben auf der Ecke, 180 die übertragende Bedeutung des Gehens, 193 dessen Lager er sagte, dass er wisse, 199 damit ich dort einen Monat oder so bleibe, 202 damit man zum Volksfest gehe, muss man Geld haben, 215 eine eindringende Bitte. — Leider ist der griechische und deutsche Text auch noch durch verschiedene Druckversehen verunziert, von denen S. 65 *τόσα* statt *πόσα*, 116 *ταλμένος* st. *σταλμένος*, 26 *ἀλήθεια* Mehrheit st. Wahrheit, 42 'Wir haben Birnen (st. Bienen) auf einem Apfelbaum' besonders störend sind.

Obgleich nun die Behandlung der Grammatik und die sprachliche Darstellung nicht jedermanns Gefallen finden wird, so muss man doch den Fleiß und die Umsicht des Verf.s anerkennen, mit welcher er einen reichen Wortschatz der griechischen Umgangssprache nach einer praktischen Lehrmethode vorzuführen verstand, und so seien diese anregenden Briefe dem Studium aller, die sich für jene vielfach verkannte Sprache interessieren, bestens empfohlen.

Wien. F. Hanna.

Novalis' Lyrik. Von Dr. Karl Busse. Oppeln, Georg Maske 1898. 8°. 160 SS.

Dass eine gewissenhaft und taktvoll geführte monographische Untersuchung selten verfehlt, gleichsam unwillkürlich auch über die Grenzen ihrer eigentlichen Domäne hinaus Licht zu verbreiten, wird durch vorliegende Arbeit, die zur Aufhellung der verhältnismäßig wenig erforschten „älteren" Romantik ein Erkleckliches beiträgt und durch ihr Beispiel auch noch beitragen wird, aufs neue erhärtet. So wie vor kurzem ein durchaus moderner Schriftsteller, Dr. Alfred Kerr, tief in den Irrgarten des Brentano'schen Erstlingswerkes eingedrungen ist („Godwi. Ein Capitel deutscher Romantik." Berlin, Bondi 1898), das Auge gerade für jene Literaturperiode geschärft durch langjährige Beobachtung der gegenwärtigen Neuromantik und mit einer fast allzufein zugeschliffenen Methode bewehrt, so tritt Karl Busse, auch er ein Mann von gestern und heute, auf dem Gebiete der Lyrik selbst (und erfolgreich) schöpferisch thätig, an das seinem Umfange nach geringe, seiner Bedeutung nach stark überschätzte lyrische Erbe heran, das Friedrich v. Hardenberg uns hinterlassen hat; ohne es wesentlich anders zu gruppieren, als man bisher gepflegt, weiß er am rechten Orte zu scheiden, zu vereinen, zu erklären, zu datieren und dabei immer vom unmittelbar gegebenen Materiale aus den Dichter und seine Zeit zu beleuchten: das alles zumeist im richtigen Gesichtswinkel gesehen, in stets dankenswerter Unabhängigkeit vom landläufigen Urtheile, ohne Über-, ohne Unterwertung der eigenen Arbeit und in sehr gefälliger, stellenweise schöner Form, welche, wie nun wieder ein Beispiel bezeugt, wissenschaftliche Gründlichkeit nicht a priori ausschließen muss.

Die 160 Seiten starke Schrift ist folgendermaßen disponiert: zunächst eine (sehr genaue) Novalis-Bibliographie, dann die Untersuchung der „Hymnen an die Nacht" — der „Geistlichen Lieder" — der in den „Heinrich von Ofterdingen" verwebten Lyrica — endlich der sogen. „Vermischten" Gedichte, und sonderbarerweise an letzter Stelle, der Jugendlieder; dann ein kleiner Commentar zu Einzelheiten der gesammten Hardenberg'schen Lyrik und zuletzt eine kurze tabellarische Vergleichung der wenigen für die Textgestaltung in Betracht kommenden Drucke. — In dem Abschnitte über die „Hymnen an die Nacht" liegt der Schwerpunkt und das direct für die Forschung Verwertbare der Untersuchung: an Stelle der bisher schwankenden Datierung dieser seltsam-schönen Phantasien setzt B. überzeugend ein neues Resultat (Conception 1797, Weiterentwicklung [ursprünglich in Versform] bis 1799, endgiltige Redaction in halbmetrischer, an vier Stellen von Versen durchbrochener Prosa um 1800); biographische Momente und solche der höheren Poetik stützen B.s Ansicht. Wo der Inhalt der Hymnen angegeben oder besser ihr Vorstellungs- und Ideengang klargelegt wird, vermeidet die Darstellung glücklich die in solchen Fällen

sonst nur zu üblichen leidigen Prosaismen, ohne darum in Phrasenhaftigkeit zu verfallen. Auch gegen den Nachweis literarischer Ascendenten für die Hymnen an die Nacht (Jakob Böhme, Edward Young, Fritz Stolberg, Schiller, Goethe, namentlich auch Friedrich Schlegel) ist nichts einzuwenden. Das poetische Verdienst der Hymnen wird von B. mit erfreulicher Mäßigung veranschlagt. Man weiß, welch hohen Rang Novalis, zumal nach seinem Tode, in der Wertschätzung der Romantiker älterer und jüngerer Linie eingenommen hat. Hatte die kurzathmige dichterische Thätigkeit des Frühverblichenen nicht gehalten, was seine wundersamen, geisterseherischen Augen, deren Zauber auf Eichens' Kupferstich ungebrochen fortwirkt, zu versprechen schienen: wie konnte es anders kommen, als dass nun alle Begeisterung für den liebenswürdigen Denker und Sänger auf dessen einzige vollendete Schöpfung, eben auf die Hymnen, übertragen wurde? Das moderne Urtheil fordert hier vielleicht eine noch stärkere Correctur als die des Verf.s.

Einer ähnlich genauen Prüfung vom historischen, kritischen und ästhetischen Standpunkte aus werden sodann die durch Schleiermachers Reden „Über die Religion" (1799) entweder erzeugten oder wahrscheinlicher nur gezeitigten geistlichen Lieder unterzogen, wobei es, wie im vorigen Abschnitte, nicht an Ausblicken auf die Romantik überhaupt fehlt (S. 64 über den Mariencult). Aus der geringen Zahl dieser Lieder, in welchen sich die obere Schwelle der poetischen Leistungsfähigkeit Novalis' darstellt, ist fast die Hälfte in den evangelischen Kirchengesang übergegangen; das in Österreich eingeführte württembergische Gesangbuch enthält ihrer vier (Nr. 87 Was wär' ich ohne dich gewesen, 165 Ich sag' es jedem, dass er lebt, 352 Wenn alle untreu werden, 363 Wenn ich ihn nur habe). — Weitere 50 Seiten erledigen die Ofterdingen-Lieder und den Rest, vornehmlich exegetisch und hie oft in glücklicher Polemik gegen minder einsichtige Vorarbeiten. Der Umstand, dass der Lyriker Novalis außerhalb der geistlichen Lieder fast nirgends des Interpreten entrathen kann, genügt allein schon, um das ihm nun durch ein Jahrhundert überreich gespendete Lob auf ein gerechteres Maß zu reducieren.

In entsprechend besonnener Weise setzt denn auch das Schlusswort ein. „Novalis gehört zu den Dichtern, die eine Zeit illustrieren, nicht aber sie bestimmen." Wir haben zu lange mit Hardenberg wie mit einer irrealen Größe gerechnet, mit dem, was ihm bei glücklicher Entfaltung seiner reichen Begabung zu schaffen vergönnt gewesen wäre; das Volk hat längst mit richtigem Takte in seinen Gesangbüchern die Stelle berührt, wo Novalis unsterblich ist. Freilich, wenn man nicht nach den absoluten künstlerischen Leistungen, sondern nach dem auf die deutsche und neuerdings auch ausländische Literatur geübten Einfluss fragt, kommen alle poetischen Schöpfungen Hardenbergs in Betracht und mit ihnen die ersten Namen dieses Jahrhunderts. Busse, der S. 131 ff die

einschlägigen Nachweise liefert, hätte hier Schenkendorfs weltliche Contrafactur zu „Wenn alle untreu werden“ nicht vergessen, die herrliche Merlinzueignung Immermanns (der, beiläufig bemerkt, die Gestalt Goethe-Klingsohrs Hardenberg verdankt) nennen sollen.

Die Anmerkungen (S. 139—156), welche sich auf den Text der von Fr. Schlegel und Tieck herausgegebenen „Schriften“ (5. Aufl.) beziehen, enthalten neben mancher gelungenen Interpretation viele treffliche Beobachtungen zum Sprachgebrauche des Dichters, die mit leichter Mühe noch weiter zu führen gewesen wären. Novalis ist sprachlich außerordentlich arm; eine Untersuchung seiner Reime oder besser seiner Reimnoth, der zahlreichen Unreinheiten, der manchmal fast dilettantischen Wiederholungen hätte die Aufstellungen B.s gestützt und vereint mit ihnen dargethan, auf wie wenigen Saiten spielend der jugendliche Dichter so dauernde Wirkungen erzielen konnte, wie in einzelnen der geistlichen Lieder.

Über die selbstherrliche Schreibung einzelner Eigennamen (S. 82 Zuleima statt Zulima, S. 133 Maeterlink, Celakowsky!) wollen wir mit B. nicht rechten; bedenklicher scheint die laxe Behandlung sprachgeschichtlicher Fragen in den „Anmerkungen“. S. 152 wird zur Stelle „Wir beten für die Geliebten Ruh“ (Schriften II 41) nach Petrich (Drei Capitel vom Romantischen Stil 1878) notiert, eine solche Rection des Verbs (Casus statt Präposition + Casus) sei bei den Romantikern usuell, und dann beigefügt: „Das allerdings findet man in der Dichtung der Zeit, vornehmlich bei den Göttingern, häufig.“ Wenn B. überhaupt zeitlich zurückgreifen wollte, hätte er nicht schon beim Hainbund, sondern erst bei Klopstock haltmachen müssen. Und es geht auch nicht wohl an, die Form „rufte“ (neben „rief“) als „in der Dichtung der Zeit zwar nicht gewöhnlich, aber auch nicht selten“ zu bezeichnen (S. 148) und dazu je 1—2 Belegstellen aus Klopstock, (Fritz) Stolberg, Goethe zu citieren, wo doch schon das allernächstliegende Hilfsmittel, das Deutsche Wörterbuch (8, 1398 f.) reichsten und gründlichsten Aufschluss über diese bis in unser Jahrhundert fortlebende Sprachform bietet. Noch eins: warum in einem auf Fachgenossen oder zumindest Höhergebildete berechneten Werke Wörter erklären, über die man sich, falls Nöthigung vorhanden, in Fremdwörterbüchern oder Conversationslexicis Raths zu erholen pflegt, Wörter wie Theorbe, Pantalon u. dgl.? Doppelt ärgerlich dann, wenn bei solchen überflüssigen und leichthin geschriebenen Notizen falsche oder schiefe Sätze unterlaufen, wie S. 156: „Pantalon ist bekanntlich die unserm Hanswurst entsprechende komische Charaktermaske der italienischen Nationalkomödie.“

Über solche Dinge gienge man wohl sonst schweigend hinweg; eine treffliche Arbeit aber wie die vorliegende sähen wir gern völlig fleckenlos. Wir erblicken in ihr die Vorläuferin einer hoffentlich ebenso gründlichen und anmuthigen Novalis-Biographie, welche neben dem guten Buche Just Bings noch reichlichen Platz finde

wird. Ganz kürzlich hat der thätige und geschmackvolle Verlag Eugen Diederichs in Leipzig Novalis' sämmtliche Werke dreibändig ausgegeben; für die Textgestaltung (Karl Meißner) und Einleitung (Bruno Wille) dieser zwischen populären und wissenschaftlichen Bedürfnissen glücklich vermittelnden Edition erscheint Busses Arbeit bereits erfolgreich ausgenützt.

Wien. Dr. Robert F. Arnold.

Wessel, Dr. P., Mittelhochdeutsches Lesebuch für die Obersecunda höherer Lehranstalten. Gotha, Perthes 1898. 92 SS.

Im Anschlusse an seinen Leitfaden der Geschichte der deutschen Dichtung hat der Verf. ein Lesebuch herausgegeben, das nur Texte bietet, alles Grammatikalische, alle Anmerkungen und das übliche Wörterverzeichnis weglässt. Er wünscht nämlich, dass es so benützt werde, wie Zupitza es in seiner „Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen“ mit den 42 Nibelungenstrophen gethan hat: der Lehrer hat in der Schule den Text gründlich zu erklären, die Schüler haben nur häusliche Wiederholungsarbeit. Der Herausgeber theilt also einen Theil des Nibelungen- und Gudrunliedes mit, wobei der Inhalt der übergangenen Theile auszugsweise erzählt wird, in derselben Weise Hartmanns Armen Heinrich, ferner 14 Lieder sowie eine erhebliche Reihe von Sprüchen Walthers. Die Auswahl ist geschickt getroffen, die Texte rein von Fehlern und nach guten Ausgaben abgedruckt.

Lemcke, Dr. Ernst, Textkritische Untersuchungen zu den Liedern Heinrichs von Morungen. Jena u. Leipzig, Rossmann 1897. 109 SS.

Diese Schrift richtet sich hauptsächlich gegen Karl Schütze, den letzten „Textkritiker“ der Lieder des Morunger. Während Pfeiffer, Bartsch, Paul und Gottschau sich bei Herstellung der Liedertexte für die eine oder die andere Handschriftengruppe entschieden, leugnete Schütze die Verlässlichkeit sämmtlicher überlieferten Texte und entschied sich für Herstellung eines völlig neuen Textes, der nur nach „inneren“ Kriterien gemacht werden könne und müsse, so dass Lesarten bald von dieser bald von jener Handschrift denselben schüfen. Lemcke beweist nun diesem versuchten Chaos gegenüber, wie es scheint, sehr glücklich den Wert der Handschrift A, die einen wenn auch von Schreib- und Nachlässigkeitsfehlern entstellten, so doch von willkürlichen Änderungen fast völlig freien Text bietet; B und C enthalten hingegen eine Anzahl der Lieder des Morungers in einer bewussten und beabsichtigten Überarbeitung, die sich in der Veränderung einzelner Verse, Umstellung von Strophen und Hinzudichtung anderer kundgibt; die übrigen Handschriften kommen nur für Lücken von A,

B und C in Betracht, sind aber auch im allgemeinen keineswegs so schlecht, wie Schütze, dessen Kritik jeder Kritik ein Ende macht, glauben machen will. Im einzelnen den Behauptungen Lemckes nachzugehen, würde hier zu weit führen; der Ref. ist mit ihrem Ergebnisse durchaus einverstanden.

Zupitza, Dr. Julius, Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. 5. Aufl. von Dr. Nobiling. Berlin, Gronau 1897. 122 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Das vortreffliche Buch Zupitzas, das in der Behandlung des Mittelhochdeutschen an Mittelschulen bahnbrechend gewirkt hat, erscheint nunmehr nach dem Tode seines Verf.s nur an einer Stelle verändert. Bei der Darstellung der Reduplication hat nämlich Dr. Nobiling, dem die Besorgung der Ausgabe übertragen war, entsprechend den neuesten Forschungen den Text umgestaltet. Es ist kein Zweifel, dass das Buch auch jetzt viele für die gesunden Anschauungen des Unterrichtes bekehren wird, die seinen zu früh verstorbenen Verf. durchdrungen haben. Und wir wünschen dieses auch aufrichtig zum Vortheil der Mhd. lernenden Mittelschüler.

Jantzen, Dr. Hermann, Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzungen und Erläuterungen. Leipzig 1898. (Sammlung Göschen Nr. 79.) 137 SS. Preis 80 Pf.

Nach den besten Quellen stellt der Herausgeber in diesem Hefte eine kurze, in 77 Paragraphen alles Wesentliche berührende Laut- und Formenlehre des Gotischen zusammen, die als Einleitung und Erklärung für die nun folgenden gotischen Texte dient. Es sind dies eine Anzahl von Capiteln der vier Evangelien, des Thessalonikerbriefes und der Skeireins, das gotische Vaterunser und die erhaltenen gotischen Urkunden. Die Texte sind (nach Zupitzas Vorgange) fortlaufend begleitet von einer ausreichenden etymologischen und grammatischen Erklärung aller Worte und einer neuhochdeutschen Übersetzung. Ein alphabetisches Verzeichnis aller erklärten Worte schließt das Ganze. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass das Büchlein vielen ein willkommener Führer in die Geheimnisse des Gotischen werden wird; es ist auch ein brauchbarer Führer, und es ist ihm zu wünschen, dass es nicht nur eine Auflage erlebt. In einer zweiten sei der Verf. gebeten, einigen Unklarheiten der Stilisierung den Garaus zu machen; so steht z. B. S. 8: die kappadokische Familie Wulfilas „schloss sich dem Volke ihrer Bezwinger gänzlich an“, ferner „er ist 311 geboren und aufgewachsen“. S. 9: als Vorlage „diente ihm die griechische Septuaginta mit starker Heranziehung der lateinischen Itala“ (eine solche Vorlage müsste nett ausgesehen haben!). Der Abdruck der Texte ist sorgfältig, störende Druckfehler sind nicht zu finden.

Graz. F. Khull.

Polanski Peter, Die Labialisation und Palatalisation im Neuslavischen. Berlin, S. Calvary u. Co. 1898. 8°, VIII u. 81 SS.

Es war eine dankenswerte Aufgabe, die Labialisation und Palatalisation, ursprünglich specifische Nuancierungen in der Aussprache der Laute (Labialisation = Rundung, Palatalisation = Verengung), welche dann infolge dessen häufig von Nebenlauten begleitet sind, in den lebenden slavischen Sprachen zu untersuchen, da diese lautlichen Erscheinungen, wie man nun klarer ersehen kann, einen bedeutenden Theil des slavischen Vocalismus und Consonantismus beherrschen. Unter den Erscheinungen der ersteren Art wird hier voll allem das *o* in geschlossenen Silben behandelt. Es ist bekannt, wie dieses gedehnt und als *ū*, *u*, *i* mit zahlreichen Varianten anzutreffen ist, wobei immer *u̯ō*, *u̯o* die Mittelstufe bildet. Hiebei ist es nur zu billigen, dass der Verf. in dem böhmischen Lautprocesse *bōh*, *buoh*, *bůh* nicht mit Gebauer den Einfluss des ähnlichen deutschen Wandels sieht, sondern ihn vielmehr vom Standpunkte des Gemeinslavischen auffasst. Dass diese beiden lautlichen Processe schon aus chronologischen Gründen nicht miteinander verglichen werden können, darauf hat Ref. schon früher anderswo hingewiesen. Das kleinruss. *kiń* (Pferd) erklärt der Verf. aus ku̯iń nach Schwund der Labialisation. Das poln. *bub* (geschrieben bób) aus bōb, bu̯ob, bu̯ub. Der Verf. wagt sich hier auch an die Erklärung von *kvas* aus *kau̯s (zu kysnati, S. 16), was sonst die Grammatiker als ein Nolimetangere zu meiden pflegen. Wenn man wird nachweisen können, dass *eu̯* unter bestimmten Bedingungen auch *y* ergeben kann, so wäre dazu als Ablautstufe *ou̯* gehörig, und in *kou̯s könnte es dann *kvas* ergeben (vgl. trat aus *tort, allerdings dieses nur in einer Gruppe der slavischen Sprachen). Der russ. Gen. Sg. der pronominalen und zusammengesetzten Declination: *tavo*, *kavo*, *dobrova* (geschr. dobrago) usw. wird aus *-oho*, *-o'o*, *-o^u o*, *-ovo* erklärt (S. 25). Eingehender wird auch die Frage behandelt, wie aus serb. **vl̥k* — *vŭk* wurde, wozu sich Analogien in anderen slavischen Sprachen vorfinden. Gegen die sonst so verbreitete Erklärung des serb. Instr. Sg. *vodom*, kleinruss. dial. *rybom*, als wäre er durch den Einfluss des Instr. Sg. der Masculina entstanden, sucht der Verf. eine andere Hypothese aufzustellen (S. 37). Er möchte hier eine bilabiale Abart des auf *u* (aus a) zurückgehenden Lautes, der in späteren Perioden durch *m* ersetzt wurde, annehmen. Doch ist er nicht abgeneigt, daneben auch die alte Erklärung bestehen zu lassen (S. 38, XI).

Bei der Palatalisation, deren Abschnitt sich mannigfaltiger gestaltet, nimmt zuerst der Wandel des *e* die Aufmerksamkeit des Verf.s in Anspruch. Auf alles andere, wie auf den Ursprung der vocalischen Palatalisation, auf ihre Formen usw., können wir hier nicht näher eingehen. Es sind auch verhältnismäßig mehr bekannte Sachen. Wir empfehlen nur jedem, den es interessiert,

wärmstens diese Schrift. Er wird vielleicht nicht mit allem übereinstimmen, aber er wird im allgemeinen sehr viel Anregung zur weiteren Forschung finden. Möchte doch die slavische Lautlehre eine Reihe solcher fleißiger Bearbeiter finden, welche auf diesen Pfaden weiter vordringen.

Wien. Dr. W. Vondrák.

Ad. Holm, Geschichte Siciliens im Alterthum. III. (Schluss-) Band. Mit 8 Münztafeln in Lichtdruck, einer Karte, Nachtrag hauptsächlich zum I. und II. Band und einem Register über die drei Bände. Leipzig, W. Engelmann 1898. XVI u. 787 + 20 SS. Preis 18 Mk.

Es ist mit der größten Freude zu begrüßen, dass es dem verdienten Altmeister der sicilischen Geschichtsforschung beschieden war, seine Lebensaufgabe, das grundlegende Werk über die Geschichte Siciliens im Alterthum zu Ende zu führen; die Veröffentlichung desselben umfasst beinahe eine Generation, denn der erste Band erschien bereits im Jahre 1870. Welch gewaltige Arbeitsleistung in den drei Bänden steckt, kann nur derjenige mit Staunen ermessen, der es sich angelegen sein lässt, sie eingehend durchzuarbeiten; das Werk ist ein zuverlässiges und abschließendes Repertorium der bisherigen Forschungen, in den Anmerkungen, welche öfter zu kleinen Excursen anschwellen, finden sich reichliche Belege und Erörterungen, und die eingehende Kenntnis der italienischen Literatur, wie sie nur einem im Lande weilenden Gelehrten ermöglicht ist, drückt ihm einen besonderen Stempel auf.

Der dritte Band umfasst die Zeit von dem ersten punischen Kriege bis zur Eroberung Siciliens durch die Araber (902 n. Chr.), also die römische, ostgothische und byzantinische Herrschaft. Erst mit dem Eintritte der muhammedanischen Herrschaft findet, wie H. richtig hervorhebt, das Alterthum, dessen Continuität sich bis dahin bewahrt hatte, in Sicilien sein Ende.

Die geschichtliche Darstellung gliedert sich in drei Bücher. Das VII. Buch enthält in vier Capiteln nebst einer kurzen Einleitung (erwägenswert ist hier, was H. S. 2. 3 über die Einbürgerung der Äneas-Sage in Rom bemerkt) hauptsächlich eine ausführliche Darstellung des ersten und zweiten punischen Krieges, des letzteren, soweit er sich in Sicilien abspielte. Sie ist ausgezeichnet durch die sorgfältige Erörterung der Quellenberichte im einzelnen, welche man bei dem Verf. schon von den früheren Bänden her gewohnt ist, und durch die genaue, auf die Localforschung gestützte Berücksichtigung der topographischen Umstände — vgl. z. B. die Belagerung von Akragas S. 262. 345, die Schlacht von Panormos S. 349, die Belagerung von Syrakus S. 55 ff. u. a. —, die auch in den späteren Abschnitten hervortritt. Nicht einverstanden bin ich mit der Schilderung von dem Ausbruch des

ersten punischen Krieges (S. 9), wie sie H. nach Zonaras gibt, dessen Erzählung ganz unwahrscheinlich und theatralisch aufgeputzt ist. Auch die Anschauung (S. 11), dass der Anschluss von zahlreichen sicilischen Städten an die Römer im Jahre 263 auf einem Wiederaufleben des alten sikelischen Elementes beruhe, ist nicht wahrscheinlich; letzteres führte damals kein nationales Sonderdasein mehr, sondern war längst gräcisiert. Eine treffende Charakteristik gibt der Verf. von der Regierung und dem Reiche Hierons, dessen künstlichen Charakter er mit Recht betont.

Das VIII. umfangreiche Buch (15 Capitel) umfasst die Schilderung der sicilischen Zustände bis zum Aufkommen des Principats. Mit dem Eintritte der Römerherrschaft ist die selbständige Geschichte Siciliens zu Ende; H. konnte von da ab nur mehr Bruchstücke sicilischer Geschichte geben, die sehr von dem zufälligen Stande unserer Überlieferung abhängig sind. Mit Recht hat er daher den Fragen, welche sich an die Verwaltung und Organisation der Provinz knüpfen, eingehende Aufmerksamkeit zugewandt und sie entschieden weiter gefördert. So erörtert er ausführlich den Ursprung und das Alter des Zehntens in Sicilien. Das vorsichtig formulierte Resultat, zu dem er kommt, ist, dass der Zehent jedenfalls älter ist als Hieron und dass er wahrscheinlich zuerst in dem westlichen Theile der Insel von den einheimischen Tyrannen und den Karthagern eingeführt wurde (nach S. 378, dass Dionys I. und Karthago ihn um die Wette eingerichtet haben). Ich halte es für besser, die Karthager, von deren Finanzpolitik wir zu wenig wissen, hier aus dem Spiele zu lassen; dagegen würde es sehr gut zur Art der Tyrannen passen, wenn sie die Urheber einer solchen Maßregel waren: es braucht nur daran erinnert zu werden, dass Peisistratos eine ähnliche Abgabe erhob (Aristot. *'Αϑ. πολ.* c. 16, nach Thuc. VI 54 ein Zwanzigstel). Was die Verpachtung des Zehents anlangt, so können zur Aufhellung derselben vergleichsweise die ähnlichen Verhältnisse herangezogen werden, wie wir sie für Ägypten durch die von Grenfell herausgegebenen 'Revenue Laws of Ptolemy Philadelphus' (Oxford 1896) kennen gelernt haben. Auch die Ausführung über die civitates censoriae S. 377 ff. ist von Wert. Die Darstellung der Städteverfassungen leidet unter dem Umstande, dass sie der Hauptsache nach eine statistische Zusammenstellung ist und dass in ihr die verschiedenen Zeiten nicht strenge geschieden werden; die Ansicht (S. 356), dass es zwischen den Jahren 500 bis ca. 280 v. Chr. in Syrakus keinen Rath gegeben habe, ist höchst unwahrscheinlich, da dies im Leben der griechischen Gemeinden beispiellos wäre, vgl. Öhler in Pauly-Wissowas Real-Encyklopädie III 1, 1036. Gegen die gangbare Annahme eines 'commune Siciliae' wendet sich die Ausführung H.s S. 384 ff., und einen selbständigen Wert hat die gegen Belochs Aufstellungen gerichtete umfassende Auseinandersetzung über die Einwohnerzahl Siciliens (S. 387 ff.).

Die historischen Capitel dieses Buches beschäftigen sich mit den Sclavenkriegen (die hübsche Schilderung derselben mit Hervorhebung des orientalischen Charakters der damaligen Anführer durch Nöldeke 'Orientalische Skizzen' ließ sich H. entgehen), mit Verres und der merkwürdigen Rolle, welche Sex. Pompeius in der Geschichte spielte. Den größten Raum nimmt Verres ein — nicht weniger als sechs Capitel —, die ungemein eingehende Schilderung seines Treibens und seines Processes hat die Bedeutung einer Monographie für sich. Für die allgemeine Geschichte Siciliens scheint mir dies zu ausführlich zu sein; und ich kann auch nicht verhehlen, dass die Darstellung H.s an einer gewissen Zwiespältigkeit leidet, indem in dem Texte Verres' Vorgehen nach Cicero erzählt wird, während H. in den Anmerkungen nicht selten an letzterem scharfe Kritik übt. Für Ciceros Charakteristik und besonders für dessen Behandlung von Rechtsfragen ist H.s Vorgehen entschieden ergebnisreich; dieser Frage hat er außerdem noch einen eigenen Excurs gewidmet. In der Untersuchung über den Hergang des Processes setzt sich H. besonders mit der neuen von Zielinski aufgestellten Ansicht auseinander. — Gewissermaßen einen Anhang zu diesem Buche bildet das 15. Capitel, welches die Literatur in der römischen Zeit, in erster Linie aber Diodor bespricht. H. gibt hier (besonders in den Anmerkungen S. 464 ff.) eine ähnliche Behandlung des Schriftstellers wie Wachsmuth in seiner 'Einleitung in das Studium der alten Geschichte' mit Zusammenfassung dessen, was er in den beiden ersten Bänden des Werkes und auch in seiner Geschichte Griechenlands über Diodor gelegentlich äußerte, und mit Rücksicht auf die seitdem von anderen ausgesprochenen Anschauungen; unter letzteren vermisse ich eine Erwähnung der von Judeich (Kleinasiatische Studien) aufgestellten Ansicht über die chronologische Verwertbarkeit von Diodors Angaben.

Auch in dem IX. und letzten Buche des Werkes konnte die geschichtliche Darstellung, des Materiales wegen, nicht mehr als notizenhaft sein. Für die Forschung scheinen mir hier am wichtigsten ebenfalls die Ausführungen zu sein, welche sich auf die Fragen der Verwaltung und Organisation beziehen: so die Erörterung über die Zeit, wann die Sikelioten das römische Bürgerrecht erhielten — gegen Mommsen gerichtet —, die Kritik von Plinius' Angaben über Sicilien, sowie derjenigen des Ptolemäus, der Itinerarien und anderer späterer Schriftsteller, wie des Stephanus von Byzanz. Schätzenswert ist die Berücksichtigung der wirtschaftsgeschichtlichen Wandlungen, wie der Neubildung von großen Grundherrschaften in der späteren Kaiserzeit, die in der Nomenclatur der Ortschaften bis heute ihre Spuren hinterlassen hat. Auch bei der Darstellung der ostgothischen und byzantinischen Herrschaft wird dieser Seite, sowie den Verfassungsverhältnissen Aufmerksamkeit geschenkt. In sehr eingehender Weise schildert der Verf. die umfassende Thätigkeit des Papstes Gregor des Großen nach

seinen Briefen, soweit sie sich auf Sicilien erstreckte. Die drei letzten Capitel des Buches, welche die Angriffe der Araber auf Sicilien und die endgiltige Bewältigung der Insel behandeln, beruhen im wesentlichen auf den Forschungen Amaris.

Ein Anhang (S. 513 ff.) gibt ein Verzeichnis der römischen Beamten von Sicilien, also die Fasti dieser Provinz. Von großer und selbständiger Bedeutung ist die den Rest des Bandes einnehmende 'Geschichte des sicilischen Münzwesens bis zur Zeit des Augustus' (S. 543—741), die zum erstenmale eine zusammenhängende Bearbeitung der Münzen von ganz Sicilien, nicht einzelner Städte gibt, nicht bloß nach numismatischen, sondern vorzüglich nach historischen Gesichtspunkten, so dass sie eine nothwendige und wichtige Ergänzung der geschichtlichen Darstellung H.s ist; dem Zwecke einer kurzen Orientierung dient die zum Schlusse beigefügte Übersicht der Münzgeschichte. Nach einigen Vorbemerkungen über das bisherige Studium der sicilischen Numismatik und über die Wichtigkeit der griechischen Münzen überhaupt folgt die Münzgeschichte, die nach historischen und kunsthistorischen Gesichtspunkten in chronologische Perioden und innerhalb derselben nach Städten gegliedert ist. H. scheidet: die älteste Zeit bis ca. 500; die Tyrannenzeit von ca. 500 bis ca. 461; die republikanische Zeit von ca. 461 bis ca. 430; die Periode der höchsten Kunst 430—360; die Periode der Befreier Dion und Timoleon und die folgende Zeit von 357—317; Agathokles 317—289; die Zeit zwischen Agathokles und Pyrrhos 289—278; Pyrrhos 278—276; Hieron und Hieronymos 276—214; Syrakus als Republik 214—212; die Römerzeit seit 241, beziehungsweise 212 v. Chr. Von Einzelheiten weise ich hin auf die numismatischen Aufschlüsse für die Geschichte von Zankle-Messana (S. 577), auf die für die Nationalität der Elymer wichtige Erörterung über die bekannte und bereits von Kinch und Meister behandelte Aufschrift der segestanischen Münzen *Σεγεσταζιβ*, auf die ausführliche Behandlung der Stempelschneider, auf die Untersuchung über die Münzen mit der Aufschrift *ZIZ* (H. ist geneigt, in den älteren derselben Münzen von Panormos, in den jüngeren Bundesmünzen zu sehen), und über den Einfluss des Timoleon auf die sicilische Prägung. Die Tafeln enthalten eine Auswahl der wichtigsten Münztypen; bei ihrer Zusammenstellung konnte sich der Verf., wie in der Münzgeschichte selbst, der Unterstützung von I. P. Six und besonders von Imhoof-Blumer erfreuen, welcher seine einzig dastehende Sammlung von Münzabgüssen zur Verfügung stellte, so dass es möglich wurde, auch seltene Stücke zu reproducieren. H. hat ganz am Schlusse des Bandes noch eine Beschreibung der Tafeln beigesteuert.

An die Münzgeschichte schließt sich ein Nachtrag hauptsächlich zu Bd. I und II der Geschichte, eine zusammenhängende Übersicht über die seit dem Erscheinen der früheren Bände ver-





öffentlichten Arbeiten über das vorrömische Sicilien; als Nachtrag zum III. Bande kommt hinzu ein kurzer Bericht über Führers Katakombenforschungen. Den neueren Ansichten über das älteste Sicilien gegenüber, speciell denjenigen von Beloch und Pais, verhält sich H. zumeist abwehrend. Er hatte ursprünglich die Absicht, ausführliche Zusätze zu den früheren Bänden zu geben, kam aber dann von diesem Gedanken ab, wohl mit Recht. Immerhin kann ich nicht das Bedauern unterdrücken, dass die beiden ersten Bände eines so anerkannten Werkes es nicht zu einer zweiten Auflage gebracht haben; so ist man für H.s jetzige Auffassungen auf die italienische Übersetzung von Dal Lago und Graziadei (bisher ein Band, Turin 1896) angewiesen, von der es fraglich ist, ob sie in Deutschland eine weite Verbreitung erlangt.

Eine Reihe von Registern beschließt das verdienstvolle und für die Alterthumsforschung unentbehrliche Werk.

Prag. H. Swoboda.

Geschichte der Wiener Universität von 1848 — 1898. Als Huldigungsfestschrift zum 50jährigen Regierungsjubiläum Sr. k. u. k. Apost. Majestät des Kaisers Franz Joseph I. herausgegeben vom akad. Senate der Wiener Universität. gr. 4°, VIII u. 438 SS. Wien, in Commission bei A. Hölder 1898.

„Der akademische Senat der Wiener Universität beschloss in der Sitzung vom 16. März 1898 auf Anregung des Rectors Hofrath Toldt eine „Geschichte der Wiener Universität von 1848 bis 1898“ als Festschrift herauszugeben, welche in durchaus objectiver Weise die Ausgestaltung der Universitätsverfassung im allgemeinen und der einzelnen Facultäten im besonderen behandeln und zugleich die Rückwirkung derselben auf Wissenschaft und Unterricht, auf staatliche und öffentliche Interessen und auf das Volkswohl zur Darstellung bringen sollte.“ Mit diesen Sätzen wird im Vorwort S. III—IV Entstehung und Zweck der vorliegenden Jubiläumsschrift erläutert. Und man muss gestehen, dass kaum auf einem anderen Gebiete eine ähnliche Publication berechtigter war als auf dem des Hochschulunterrichtes, der unter der Regierung unseres Kaisers ein ganz anderer geworden ist. Auf geistigem Gebiete ist ja Österreich unter Franz Joseph I. als vollständig gleichberechtigter Factor in die Reihe der modernen Culturstaaten eingetreten. Bekanntlich gebürt das Hauptverdienst daran dem unvergesslichen Unterrichtsminister Leo Thun. Diese Gedanken durchziehen als goldener Faden „den allgemeinen Theil“, dessen Verfasser der leider schon verstorbene Hofrath Zimmermann ist. Dessen Ansichten über unsere Hochschulen unter den Kaisern Joseph II. und Franz I. sind aus seiner Rectoratsrede zur Genüge bekannt. Das confessionelle Moment spielte auch noch seit 1848 eine ziemliche Rolle, wie an der Nichtbestätigung des Protestanten

Bonitz als Decan gezeigt wird. Vielleicht wäre es nicht unangebracht gewesen, darauf zu verweisen, dass eine gleiche Engherzigkeit auch an den protestantischen Hochschulen Deutschlands herrschte, ja zum Theil noch herrscht (Rostock, Halle). Zimmermann bespricht noch die Einführung der Lern- und Lehrfreiheit, der Doctorencollegien und die Behandlung der Studentenverbindungen. Wer diesen edlen Idealisten kannte, der wird begreifen, dass er seinen Artikel mit seinem Herzblute geschrieben hat und dass eine weihevolle Stimmung den Leser überkommt. Möchte dieser Geist in unseren Tagen, in denen die Wissenschaft und deren Vertreter so manche Verunglimpfung erfahren, wieder unsere Jugend beseelen!

„Die Geschichte der theologischen Facultät" (S. 56—96) hat den Cistercienser-Ordenspriester Prof. Dr. Wilh. Neumann, der als Orientalist und Kunsthistoriker einen bedeutenden Namen hat, zum Verfasser. Hier hat sich sehr wenig geändert. „Jetzt nach 50 Jahren werden fast dieselben Gegenstände (nur in anderer Gruppierung und theilweise mit geänderten Namen) vorgetragen wie im Jahre 1849, nur ein paar Disciplinen sind zugewachsen, im übrigen konnte sich die Facultät wegen der ungenügenden Anzahl der Professuren, wegen des zu geringen Zeitausmaßes für sehr wichtige Disciplinen, wegen des fast völligen Mangels von staatlich zu dotierenden Instituten zur Heranbildung eines gelehrten Nachwuchses nur wenig über das Niveau der besten bischöflichen Anstalten erheben. Es ist aber Grund zur Hoffnung vorhanden, dass das Jubiläumsjahr der Beginn einer neuen Ära für die Facultät werde, denn in diesem Jahre hat das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht im Einverständnis mit dem fürsterzbischöflichen Ordinariate die Bereitwilligkeit kundgethan, die Wiener theologische Facultät ähnlich wie eine philosophische auszugestalten, so dass sie in Zukunft nicht allein den Bedürfnissen der Wiener Diöcese, wie eine erweiterte bischöfliche Anstalt, sondern als ein wichtiger Bestandtheil der ersten Universität Österreichs dastehe" (S. 69). Die Verwirklichung dieser Hoffnung wird S. 83 besonders von dem gelehrten Prof. Dr. A. Ehrhard, der auf Wunsch der Facultät von Würzburg berufen wurde, erwartet. Mit gleich begeisterten Worten hob auch der Decan Prof. Schäfer bei der Promotio sub auspiciis imperatoris eines Theologen am 18. Januar l. J. die hohe Bedeutung und Nothwendigkeit eines auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Clerus für Österreich hervor. Und wer als Katholik Antheil an seiner Kirche nimmt und im Aufblühen der Theologie ein Princip des Fortschrittes sieht, muss wünschen, dass dies bald gelinge. Von früheren Gelehrten, die an dieser Facultät wirkten, seien nur der in der gesammten Gelehrtenwelt bekannte und geschätzte Karl Werner und der gegenwärtige Domcantor und Hofrath im Unterrichtsministerium Zschokke, der sich auf den verschiedensten Gebieten wissenschaftlicher For-

schung einen geachteten Namen gemacht hat, genannt. Neumann führt eine feine Feder, seine Arbeit zu lesen bereitet besonders dem Kenner der einschlägigen Verhältnisse einen wahren Hochgenuss.

Wir wollen nun zur rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät (S. 97—178) übergehen. Zunächst bespricht der Privatdocent und Kanzleidirector Dr. Brockhausen in einem allgemeinen Theile (S. 97—141) deren Geschichte (die juridischen Studien- und Prüfungsordnungen). Die Redaction der über die einzelnen Fächer eingelieferten Artikel, die bei allen Facultäten von den betreffenden Fachprofessoren beigestellt wurden, übernahm Prof. Schrutka von Rechtenstamm. Man kann wohl kühn behaupten, dass die gesammte historische Literatur über Hochschulunterricht wenige so gelungene Arbeiten besitzt, als es Brockhausens Darstellung ist; sie gehört unbedingt zu den wertvollsten Bestandtheilen des Buches. Es wird in klarer Weise dargestellt, wie die rein philosophische Behandlung des Rechtes unseligen Angedenkens der historischen weichen musste. Der Kampf, den die Vertreter einer sogen. allgemeinen juridischen Bildung mit jenen Männern ausfechten müssen, die nur auf die praktische Ausbildung des Juristen hinarbeiten, wird mit lebhaften Farben geschildert. Es ist das nur ein Theil jener immer mächtiger um sich greifenden Bewegung, die auf dem Gebiete des gesammten Unterrichtes sich nur das Verfolgen rein praktischer Ziele zur Aufgabe setzt. In Preußen hat man bereits durch das Zurückdrängen des römischen Rechtes einen Schritt gethan, den Österreich nach unserer Ansicht noch lange nicht nachahmen soll. Auf die Entwicklung der einzelnen Disciplinen wirkte die Einführung der Constitution und des Dualismus mächtig ein, wie sich dies besonders hinsichtlich des Lehenrechtes und des ungarischen Privatrechtes zeigt. Auch moderne Ideen (Nationalökonomie, Statistik usw.) heischten gebieterisch Berücksichtigung. Dass Civilrecht und Civilprocess noch mehr hervortreten sollen, verlangt bekanntlich Franz von Liszt und dessen Schule (vgl. Deutsche Literaturzeitung 1899, Nr. 1, Sp. 34—36). Gegen die in Deutschland bereits vielfach (Bayern, Würtemberg) durchgeführte Zweitheilung dieser Facultät hat man sich bei uns bisher mit Erfolg gewährt. Ob dies für die Dauer möglich sein wird, muss die Zukunft lehren.

Die Geschichte der medicinischen Facultät (S. 179—262) verfasste der Professor der Geschichte der Medicin Theodor Puschmann. Sie allein hatte bereits einen großen Namen in der vormärzlichen Periode und hat sich diesen trotz der vielfach recht dürftigen Dotierung bis auf den heutigen Tag zu bewahren gewusst. Große Entdeckungen sind in Wien gemacht worden, Männer von Weltruf haben, wie männiglich bekannt ist, hier gelehrt. Für die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Fächer, für die Bedeutung der Induction und des Experimentes bietet Puschmanns

Arbeit ungezählte Belege; nicht versagen können wir es uns trotz des eng bemessenen Raumes, auf den Märtyrer der Desinfection Semmelweiß (S. 243 f.) zu verweisen. Propädeutiklehrer werden von hier reichliches Material zur Belebung des Unterrichtes schöpfen können. Viele neue Lehrkanzeln verdanken den großartigen Fortschritten der Naturwissenschaften (Physiologie, Histologie, experimentelle Pathologie usw.) ihre Entstehung. Die medicinische Facultät bildet seit 100 Jahren Österreichs Stolz. Möge sie es auch weiter bleiben!

In die Bearbeitung der philosophischen Facultät (S. 263—366) theilten sich Hofrath Prof. Schenkl (humanistische Gruppe) und Hofrath Prof. Tschermak (mathematisch-naturwissenschaftliche Gruppe). Sie ist ganz und gar eine Schöpfung unserer Periode; aus dem armen Stiefkinde der vormärzlichen Periode wurde sie die in jeder Hinsicht reichlichst bedachte Tochter der Universität. Ihr gebürt der Hauptantheil an dem großartigen Aufschwung des geistigen Lebens in Österreich. Sie besitzt die meisten Lehrkräfte, sie sucht der Entwicklung und dem Fortschritte der Wissenschaften durch Errichtung stets neuer Lehrkanzeln gerecht zu werden. Sie ist eben die wichtigste Pflegestätte der Wissenschaft an sich; deshalb findet auch das durch die moderne Forschung bedingte Specialistenthum an ihr den stärksten Rückhalt. Wer sich nur die Zweige gelehrter Arbeit zusammenstellt, für die nacheinander die Venia legendi ertheilt wurde, wird einen ziemlich genauen Überblick über das Geistesleben in dieser Periode erhalten. Wollte man diese Gesichtspunkte näher ausführen, so müsste man fast diesen ganzen Abschnitt abschreiben. Doch zum Glück sind alle Leser dieser Zeischrift in der Geschichte der philosophischen Facultät so gründlich bewandert, dass für sie diese wenigen Andeutungen vollkommen genügen werden. Deren Aufschwung hat auch auf den Mittelschulunterricht — ist sie ja die Pflanzstätte der Mittelschullehrer — mächtig eingewirkt. Und nur ein inniger Contact mit der Hochschule kann uns Mittelschullehrer vor der so naheliegenden Gefahr, zu einem einfachen τεχνίτης herabzusinken, bewahren. Bleibt doch immer wahr v. Hartels Wort: Jeder Gegenstand der Mittelschule kann nur in der jeweilig herrschenden wissenschaftlichen Methode gelehrt werden.[1]) Deshalb dürfen wir auch hier einen Wunsch äußern, den uns die Beobachtungen aus dem Verkehre mit der jüngeren Generation der Collegen nahelegt. Das immer mehr um sich greifende Specialistenthum erschwert den Studenten den Gesammtüberblick, und diesen braucht er gerade in seinem späteren Berufe. Da kann nur ein häufigeres Abhalten encyklopädischer Vorträge über einzelne Gebiete, z. B. Archäologie, Alterthumskunde, Geschichtsforschung abhelfen. An der technischen Hochschule hat sich ja diese Sitte trefflich bewährt. Gerade an

[1]) Vgl. Österreichische Mittelschule. III. Jahrg. (1889). S. 41 f.

großen Universitäten ist eine solche Einrichtung vor allem nöthig, mit der man vielleicht am besten die Privatdocenten betrauen wird.

Regierungsrath Grassauer behandelt (S. 367—396) das Wachsthum der Universitätsbibliothek, das ja großentheils sein Verdienst ist. Er hat aber auch bei seinen Beamten dahin gewirkt, dass sie in der entgegenkommendsten Weise den Wünschen der Besucher begegnen. Wir, die wir noch in der alten Bibliothek gearbeitet haben, wissen, was wir Grassauer zu verdanken haben.

In einem Anhange (S. 397—436) finden wir eine Zusammenstellung der akademischen Behörden und der Frequenz der Hochschule, der Doctorpromotionen, der Benützung und der Dotation der Universitätsbibliothek in dieser Periode, dann folgt eine Übersicht der verwalteten Stipendienstiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten, deren Verfasser Brockhausen und Toldt sind.

Soll noch schließlich nach Recensentenart ein Monitum vorgebracht werden, so kann als solches höchstens das Fehlen eines „Index nominum“ bezeichnet werden.

Wir sind nun am Ende unserer Besprechung, bei deren Abfassung wir uns stets vor Augen hielten, dass sie in erster Linie für Mittelschullehrer berechnet ist. Wir scheiden von dem Buche mit dem Ausdruck des wärmsten Dankes für den akademischen Senat, dessen Municifenz das Entstehen dieses Werkes ermöglichte, das für immerwährende Zeiten eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Geisteslebens unter der Regierung unseres erlauchten Kaisers bilden wird.

Wien. Dr. Karl Wotke.

Handbuch der Geophysik von Dr. Siegmund Günther, ord. Professor an der techn. Hochschule in München. 2., gänzlich umgearb. Aufl. 1. Bd., Lief. 2—5. Stuttgart, Ferd. Enke 1897. Preis jeder Lieferung 3 Mk.

Mit den ersten fünf Lieferungen, welche nunmehr vorliegen, erscheint der 1. Band des Handbuches der Geophysik von Prof. Günther abgeschlossen. Nachdem in Lieferung 2 der lunare Vulkanismus und die Frage nach der Bewohnbarkeit der Himmelskörper besprochen worden sind, werden die allgemeinen mathematischen und physikalischen Verhältnisse des Erdkörpers in eingehender Weise erörtert, und dabei wird der Geschichte des betreffenden Gegenstandes in vollstem Maße Rechnung getragen. Die Betrachtung der Erde als Kugel und Rotationssphäroid wird vorgenommen, dann werden unter den gemachten Voraussetzungen die terrestrischen Methoden der Erdmessung erläutert. Besonders eingehend sind die Gradmessungen beschrieben. Der Verf. betont, an diese Erörterungen anschließend, dass Geodäsie und Astronomie für sich allein nicht mehr für die Bestimmung der Erdgestalt ausreichen.

sondern dass mit den bezüglichen Messungen je ein System physikalischer Beobachtungen sich verbinden muss. Es war erforderlich, die Attractionserscheinungen zur Bestimmung der Gestalt und der Dichte der Erde anzuwenden. Zunächst finden wir allgemeine Bemerkungen über die Gravitation, dann eine Darstellung der Hilfsmittel zur Messung der Schwere und deren Veränderungen in einer vorzüglichen Skizze, hierauf eine Theorie der Attractionserscheinungen auf Grund der Potentialtheorie. Weiter wird die Lothanziehung und die Lothabstoßung besprochen, die Niveaufläche und deren durch Localattraction bedingte Lagenänderung betrachtet und nach einem Excurse auf die theoretischen Darstellungen der Erdanziehung und der Centrifugalkraft die Bedeutung des Pendels als geodätischen Instrumentes dargethan. Durch die Verwendung des Pendelapparates von Sterneck, welcher eingehend erörtert wird, ist es gelungen, über die geographische Vertheilung der Schwereanomalien sowie über deren Ursachen Aufklärung zu empfangen, die auf einem anderen Wege nicht erbracht werden konnte. Aus den Pendelbeobachtungen können geologische Consequenzen von weittragender Bedeutung sich ergeben. Unter den Methoden zur Bestimmung der Erddichten finden wir auch jene von Láska, welche eine sehr genaue ist, besprochen. Ebenso ist in dieser Auflage die Methode von Wilsing aufgenommen worden, und es wird eine Zusammenstellung der erhaltenen Resultate gegeben, aus denen hervorgeht, dass die Erddichte zwischen 5·4 und 5·8 liege. Wie die Vertheilung der Dichte im Erdinnern sich gestaltet, dass insbesondere die Erdkruste im Mittel nur etwa halb so dicht wie die Gesammterde angenommen werden darf, und dass nach innen eine Vermehrung der Dichte stattfinden muss, wird im folgenden Abschnitte gezeigt; die Untersuchungen, welche sich auf die Erde als Geoid beziehen, sind im folgenden Capitel skizziert worden, und es muss anerkannt werden, dass es dem Verf. gelungen ist, dieses schwierige Problem so darzustellen, dass es leicht möglich geworden ist, den einzelnen Stadien bei der Entwicklung dieser Theorie zu folgen. Als Ideal der modernen Erdkunde wird die Möglichkeit betrachtet, den genauen Verlauf des Geoids für jeden willkürlich auf der Erdoberfläche gegebenen Punkt nachweisen zu können. Die bedeutende Literatur dieses Gegenstandes ist mit jenem Sammelfleiße und jenem Geschick dargestellt worden, welches die Arbeiten Prof. Günthers in so hohem Maße charakterisiert.

Im weiteren Verlaufe des Buches treffen wir die Darstellung der Bewegung der Erde im Raume, wobei namentlich auf die interessante Durchführung des Abschnittes „Pendelversuche und Erdrotation“ aufmerksam gemacht werden mag. Die Revolution der Erde um die Sonne wird eingehend betrachtet, die verschiedenen aufgestellten Theorien werden scharf auseinandergehalten. Die mechanische Erklärung der Präcession und Nutation

der Erdachse ist klar gegeben; zur Darstellung der ersteren in theoretischer Beziehung dient das bekannte Munker'sche Verfahren, welches sich durch Kürze und Übersichtlichkeit vor anderen Methoden auszeichnet. Im Folgenden wird gezeigt, dass die Außenschichten der festen Erde von Gravitationswellen durchfurcht werden, die gewisse Punkte der Oberfläche auf- und abwärts zu schwingen nöthigen; die Feststellung einer solchen Pulsationsbewegung wird dadurch erschwert, dass auch terrestrische Nebeneinflüsse Bodenschwankungen verwandten Charakters auszulösen vermögen. Von Interesse sind die Studien über die Verlegung der Erdachse im Innern des Erdkörpers, ein Problem, das von Helmert kritisch beleuchtet wurde. Den Schluss dieses Abschnittes bildet die Erörterung der Frage der Fortbewegung des Sonnensystems im Raume und der aus den Thatsachen erbrachte Nachweis, dass das Sonnensystem und mit ihm die Erde während unseres Jahrhunderts in der Richtung gegen das Sternbild des Herkules sich bewegt.

In dem Theile, welcher von der Graphik im Dienste der physischen Erdkunde handelt, wird die Geschichte der Kartenprojectionslehre dargestellt, ferner werden allgemeine Kriterien für Netzentwürfe gegeben und — allerdings in sehr gedrängter Kürze — auf die gebräuchlichsten Projectionsmethoden eingegangen. Welchen Vorgang man bei der Übertragung einer Ellipsoidfläche auf die Ebene einzuschlagen habe, wird ebenfalls dargethan. Lesenswert sind auch die Bemerkungen über Chorographie und Terrainzeichnung, dann über Photographie im Dienste des Geographen, weiters über Photogrammetrie, d. h. über die Lehre von der Construction einer Karte aus dem photographischen Terrainbilde. In letzterer Beziehung wird auf die Aufsätze von Pietsch und Fritsch, dann auf die Werke von Steiner und Schiffner verwiesen. Die Darstellung der Höhenverhältnisse, die Längen-, Flächen- und Körpermessung, die Angabe des Wesentlichsten über Reliefdarstellungen, Globen und gekrümmte Landkarten, sowie über Panoramen (Theorie der Panoramenzeichnung von Frischauf) vervollständigt diesen wichtigen Abschnitt.

Von hervorragendem physikalischen Interesse und großer Bedeutung ist die dritte Abtheilung, welche von der Geographie im engeren Sinne, dem Erdinnern und dessen Reactionen gegen die Außenwelt handelt. Die Theorie der Wärmeleitung in der Erde, wie sie von Fourier aufgestellt wurde, wird nur in Kürze berührt und Näheres über die geothermische Tiefenstufe oder über den Gradienten der Erdwärme angegeben. Besonders lehrreich sind die Temperaturbeobachtungen in Gruben und Bohrlöchern, ferner die in Tunnels. Aus allen diesen Beobachtungen ist das Ergebnis wichtig, dass für eine ziemlich mächtige Kugelschale der Erde jenseits der neutralen Fläche die Zunahme der inneren Erdtemperatur eine der Tiefe proportionale ist, so jedoch, dass die nämliche geothermische Tiefenstufe nur für einen bestimmten Halbmesser

gilt, von Radius zu Radius dagegen in ihrem numerischen Werte wechselt. Bei bedeutenderer Annäherung an den Erdmittelpunkt wird der Theorie von Fourier und Thomson entsprechend zwar eine Verlangsamung der Temperaturerhöhung eintreten. aber dennoch wird die Temperatur noch stetig ansteigen, so dass in den centralen Partien der Erde eine unsere irdischen Begriffe weitaus übersteigende Hitze herrschen muss.

Betreffend den inneren Zustand der Erde wird nicht nur eine schwerflüssige Übergangsschichte zwischen fester Erdrinde und dem Magma angenommen, sondern die Hypothese aufgestellt, dass innerhalb des Erdkörpers alle überhaupt denkbaren Aggregatzustände vom Zustande nahezu absoluter Starrheit bis zu demjenigen vollkommener Dissociation in lückenloser Aufeinanderfolge vertreten sind. Diese Hypothese wird Continuitätshypothese genannt.

Die weiteren Theile des Buches sind der Darstellung der vulcanischen Erscheinungen gewidmet; bei dieser Gelegenheit werden die Eruptionsproducte eingehend betrachtet und eine Geographie der alten und recenten Vulcane gegeben. Von besonderem Interesse sind die Erörterungen, welche auf die Krakatau-Katastrophe bezugnehmen. In dem Abschnitte über vulcanistische Erklärungsversuche im allgemeinen finden wir die elektrischen, chemischen, Erdbrandtheorien und die calorische Theorie von Bischof berücksichtigt. Die magmatischen und die nichtmagmatischen Theorien werden gewürdigt. Die große und umfangreiche Literatur über diesen Gegenstand finden wir im Anhange zu diesem Abschnitte in äußerst sorgfältiger und umfassender Weise zusammengestellt. Bemerkenswert sind im weiteren die geschichtlichen und geographischen Daten über Erdbeben, die allgemeine Schilderung einer Erderschütterung, die Beschreibung der morphologischen Wirkungen derselben. Eine bedeutende Erweiterung gegenüber der früheren Auflage erfuhr der von den Seismoskopen, Seismometern und Seismographen handelnde Abschnitt. Der Pendelseismograph von Gray, sowie die anderen Pendelseismometer finden in diesem Theile des Buches eine ziemlich genaue Beschreibung. Die Grundzüge der seismischen Geometrie und Mechanik werden dargestellt; in dieser Wissenschaft handelt es sich darum, die Elemente eines bestimmten Erdbebens graphisch und zwar unter ausschließlicher Zuhilfenahme von Zeitangaben zu ermitteln. Geschichtliches Interesse haben die Bemerkungen über die älteren Erdbebenhypothesen. Die Eintheilung der Erdbeben in vulcanische, Einsturzbeben und tektonische Beben oder Dislocationsbeben, welche von Hoernes herrührt, wird auch in diesem Buche festgehalten. Die auf das Meer oder auf Gewässer im allgemeinen sich erstreckenden Nachwirkungen eines gewöhnlichen Erdbebens, dessen Epicentralgebiet nahe der Küste oder auch im Binnenlande vielleicht in einiger Entfernung von der Küste gelegen ist, werden als Erdbebenfluten beschrieben. Mittelst mikroseismischer In-

strumente war es möglich, der Frage näherzutreten, ob und bi zu welchem Grade zwischen den schwächsten Bodenbewegunge und gewissen atmosphärischen Veränderungen Causalbewegunge bestehen. Mit dieser Frage in Verbindung gebracht wird die nac den Bedingungen für das Entstehen von Schlagwettern i Bergwerken. In dieser Beziehung kommt auf Grund der ver schiedenen Beobachtungen der Verf. zu dem Schlusse, dass zwische der Frequenz der Schlagwetter und andererseits jener der Erzitte rungen des Bodens eine nahe Beziehung besteht, insoferne beid Erscheinungsgruppen als durch das Gefälle der Luftströmunge sich bedingt erweisen.

Die vierte Abtheilung des Buches handelt von den magne tischen und elektrischen Erdkräften. Die Methoden zur Bestimmun der drei erdmagnetischen Elemente werden skizziert und auf di Darstellung der geomagnetischen Curvensysteme, sowie auf di periodische Variation der magnetischen Elemente des Erdmagne tismus genau eingegangen. Was die geomagnetischen Zustands änderungen von längerer Dauer betrifft, ist die Bemerkung, welch auf einen Gedanken von Folgheraiter, auf einem Umwege zu angenäherter Kenntnis der magnetischen Verhältnisse einer läng hinter uns liegenden Vergangenheit zu gelangen, bezugnimmt, von besonderem Interesse. Was die Theorie des Erdmagnetismus be trifft, geht der Verf. von der Kraftlinientheorie Faradays aus wendet sich dann den älteren Erklärungsversuchen zu, unte welchen jener am meisten gewürdigt wird, nach der im Innern de Erde ein Stabmagnet verborgen ist, dessen Lage und Größe un bekannt sind, und die so zu bestimmen sind, dass die von den Stabmagnet auf der Erdoberfläche ausgeübten Wirkungen sich mi jenen decken, welche auf dem Wege der Beobachtung bestimmt sind In dieser Beziehung sind die Arbeiten von Tobias Mayer, von Humboldt, Biot, Euler vom Belange. Mit recht großer Klar heit hat der Verf. die Gauss'sche Theorie des Erdmagnetismus aus einandergesetzt und dann die Hypothesen über den Ursprung de erdmagnetischen Kräfte besprochen. In letzterer Beziehung komm er zu dem Schlusse, dass das negative elektrische Potential de Erdkörpers als eine Folgeerscheinung des Ballungsactes betrachte werden müsse und dass dasselbe sich im Erdstrome, dann aber auch in den Äußerungen des Erdmagnetismus sich offenbart. Variatione des Spannungszustandes sind zum einen Theile intrakrustalen Be wegungen, zum anderen überwiegenden Theile den Einwirkungen de Himmelskörper, unter denen die Sonne obenansteht, zuzuschreiben. Es ist wahrscheinlich gemacht, dass die Sonne der Sitz jener Kraft ist, welche die erdmagnetischen Elemente in steter Variation erhält, zumal besondere Vorkommnisse in der Sonnenhülle sich in den Gangstörungen der erdmagnetischen Elemente ostendieren.

Im weiteren Verlaufe des Buches werden die örtlichen magne tisch-elektrischen Kräfte in den oberflächlichen Erdschichten erörtert

und namentlich die polare Richtungskraft von Gesteinsmassen in Erwägung gezogen. Das Studium der magnetischen Störungsgebiete, d. i. solcher Stellen, an welchen der im allgemeinen normale Verlauf der magnetischen Curven eine plötzliche Ablenkung erfährt, bietet viel des Interessanten, ebenso wie die Frage nach den Beziehungen des Gebirgsmagnetismus und der Tektonik. Es scheint aus den verschiedenen über diesen Gegenstand angestellten Beobachtungen hervorzugehen, dass durch Faltung, Bruch und Verschiebung in jüngerer geologischer Vorzeit tektonische Ströme entstanden sind, welche eine totale Umlagerung der magnetischen Curvensysteme hervorzurufen und auch längere Zeit hindurch zu erhalten vermögen. Die ferneren dargestellten Untersuchungen beziehen sich auf die Erdströme und die Polarlichter, deren Zusammenhang mit den magnet-elektrischen Erscheinungen in überzeugender Weise dargethan wird. Nach der Theorie von Paulsen wird das Polarlicht als eine durch eine Energieabsorption hervorgerufene Fluorescenzerscheinung betrachtet, wobei die entsprechende Energie als das Resultat eines Strahlungsvorganges anzusehen ist, der seinen Sitz in den oberen Regionen der Atmosphäre hat; darnach wären es nicht elektrische Ströme, welche das Polarlicht bedingen, sondern umgekehrt würde das Polarlicht die elektrischen Ströme auslösen.

Ein ausführliches Namenregister und ein Schlüssel für die Abkürzungen in den Citaten sind geeignet, den Gebrauch des wertvollen Buches zu fördern. Dasselbe, aufs glänzendste ausgestattet, entspricht einem wahren Bedürfnisse und wird ein verlässlicher Rathgeber in allen die Physik der Erde betreffenden Fragen sein.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Eduard Brückner, Die feste Erdrinde und ihre Formen. Ein Abriss der allgemeinen Geologie und der Morphologie der Erdoberfläche. II. Abtheilung von Hann, Hochstetter, Pokorny. Allgemeine Erdkunde. 5. neu bearb. Aufl. von J. Hann, Ed. Brückner und A. Kirchhoff. Wien u. Prag, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag 1897. gr. 8°, XII u. 368 SS. Preis 8 Mk.

Im vorliegenden Bande begrüßen wir die 2. Abtheilung der neu bearbeiteten „Allgemeinen Erdkunde", deren erste wir vor Jahresfrist ankündigten (in dieser Zeitschr. 1897, S. 911). Beide haben bereits in ihrer früheren Gestalt außerordentlich viel zur Verbreitung gediegener Kenntnisse beigetragen. Führte Hanns Darstellung des Erdganzen, der Atmosphäre und Hydrosphäre namentlich die Ergebnisse meteorologischer und oceanographischer Forschungen der neueren Geographie zu, so vermittelte v. Hochstetters Behandlung der festen Erdrinde den Contact zwischen Geologie und Geographie, welcher so folgenschwer für den Ausbau der neueren Geomorphologie geworden ist. Vor zwölf Jahren, als

die Allgemeine Erdkunde zum letztenmale in ihrer ursprünglichen Gestalt erschien, noch recht mangelhaft entwickelt, hat sich jene Disciplin seither so kräftig ausgestaltet, dass sie eine eingehende Behandlung in den Lehrbüchern der Geographie erheischt. Dem trug der Verleger Rechnung, indem er durch v. Hochstetters beklagenswert frühen Tod vor die Wahl eines neuen Bearbeiters für die Erdrinde gestellt, denselben unter jenen Geographen suchte, die ihre Bekanntschaft mit geomorphologischen Problemen nicht bloß dem Studium der einschlägigen Literatur, sondern dem innigen Contacte mit der Natur zu danken haben. Ed. Brückner hat sich in seiner ersten Arbeit über den Salzachgletscher sofort als ein geübter Beobachter der Formen der Erdoberfläche erwiesen. Hat er sich später zwar vornehmlich mit dem Probleme der Klimaschwankungen beschäftigt, so hat er doch, wie aus vorliegendem Werke deutlich hervorgeht, die geomorphologischen Fragen nie außeracht gelassen. Er hat eine neue, den erweiterten Anforderungen entsprechende Behandlung der Erdrinde geliefert. Das Schwergewicht ist zwar, wie bei v. Hochstetter, in der Darstellung „der an der Erdoberfläche verändernd wirkenden Kräfte", in „den Vorgängen, die an der Ausgestaltung der Erdoberfläche arbeiten", geblieben. Aber während v. Hochstetter darin die gesammte Morphologie der Erdoberfläche einbezog, widmet ihr Brückner einen eigenen Abschnitt und zieht den Abschnitt über historische Geologie, welcher bei v. Hochstetter einen großen Raum einnahm, mit dem über die Petrographie und Geotektonik in einen einzigen zusammen, betitelt die Erdrinde und ihre Zusammensetzung.

Wie verschieden nun aber auch die Gliederung und der Inhalt der gänzlich neu bearbeiteten Abtheilung im Vergleiche zur älteren ist, so ließ sich doch Brückner von demselben Geiste leiten, wie v. Hochstetter. Er erstrebt gleich letzterem eine durchsichtige, klare Darstellung des gegenwärtigen Standes der Forschung, wobei er namentlich Gewicht auf den Kreis gesicherter Ergebnisse legt und die mannigfachen, oft erfolglosen Vorstöße in das Reich des Unbekannten, welche momentan, also nur vorübergehend, das Interesse auf sich lenken, nicht mehr als nöthig erwähnt. Sein Werk wird daher denjenigen, welche in den neuesten Arbeiten immer die besten Ergebnisse finden, ebenso eine Enttäuschung bereiten, wie jenen anderen, die vom Verfasser eines Lehrbuches grundlegende Neuerungen erwarten. Weder übertrieben modern noch gesucht geistreich, findet es seine Freunde unter den Verehrern solider Arbeit. Es ist ein Buch, das namentlich Studierenden nicht genug empfohlen werden kann, und jenem Lehrer hochwillkommen ist, der rasche und klare Orientierung über den dermaligen Stand gesicherter Erkenntnis wünscht.

Den Umfang der gesammten Geologie und Geomorphologie auf 368 Seiten darzustellen, ist keine unmögliche, aber gewiss keine leichte Aufgabe. Sie lässt sich durch eine entsprechende

Auswahl des Stoffes, durch Klarheit und Prägnanz der Darstellung erzielen. In beidem zeigt sich Brückner durchaus erfahren. In der stofflichen Beschränkung, die er sich auferlegte, verräth er allenthalben sachlichen Scharfblick; nur die Capitel über Petrographie und stratigraphische Geologie, welche ganze Abschnitte v. Hochstetters ersetzen sollen, leiden unter einer gewissen Überfülle des Stoffes. Musterhaft ist der sprachliche Ausdruck: allenthalben klar und präcis, reich an eindringlichen Vergleichen, dabei flüssig und angenehm zu lesen. Er wird unterstützt durch eine sorgfältige Auswahl von Illustrationen. Brückner hat aufgeräumt mit jenen Clichés, die von Buch zu Buch wanderten, er hielt sich an gute Vorlagen oder schuf solche selbst. Eine Reihe morphologisch lehrreicher Bilder geben seine eigenen photographischen Aufnahmen wieder.

Versuchen wir nun seinem Gedankengange zu folgen. Die Einleitung bringt uns in wenigen Worten einen Überblick über das, was die Engländer Physiographie nennen; wir glauben einem Wunsche des Verf.s zu entsprechen, wenn wir hier einen Irrthum erwähnen, auf den er uns selbst aufmerksam machte. Die mitgetheilte Zahl für das Volumen der Erde gilt für englische Kubikmeilen, nicht für Kubikkilometer, ist also für letztere 4·1 mal zu klein. Dann folgt der geologische Abschnitt. Wir erwähnten bereits, dass die kurz gefasste Petrographie, die sich dem Rosenbusch'schen Systeme anschließt, noch eine Entlastung wünschenswert mache. Gleichwohl möchten wir hier die Erwähnung des Bodeneises nicht missen. Sehr anschaulich ist die Darlegung der Grundregeln der Geotektonik. Im Capitel über Stratigraphie wird vielfach in Anlehnung an Neumayrs Erdgeschichte thunlichst auf die geographischen Zustände früherer Perioden Rücksicht genommen; wir finden da z. B. Neumayrs Karte der Meere der Juraperiode (S. 73) und S. 83 die des pliozänen Mittelmeeres. Letztere gibt die Grenzen desselben aber wohl, namentlich im Osten und Westen, zu eng an. Wichtig sind die Kärtchen über die eiszeitlichen Vergletscherungen (S. 87 u. 88). Die der alten Welt zeigt das Überwiegen der europäischen Vergletscherung vor der nordasiatischen; es scheint uns, als ob in dieser Hinsicht noch manche Entdeckungen zu gewärtigen seien. v. Toll fand neuerlich Eiszeitspuren im unteren Lenagebiete, Nansen solche auf der Taimyrhalbinsel. Interessant ist der Versuch, auf der Karte auch die großen glazialen Binnenseen anzugeben, doch kommt uns der im Tarimbecken angenommene, dessen auch S. 301 gedacht wird, nicht sicher verbürgt vor. In Bezug auf die paläogeographischen Zustände der Alpen in der Triasperiode folgt Brückner noch S. 96 u. 97 den älteren Ansichten von v. Mojsisovics; man sieht, die in Wien so gewaltsam zu einem großen Ereignisse gestempelte Angelegenheit hat fernerstehende Forscher gar nicht berührt. Auch wird, um die uns aufgefallenen Irrthümer gewissenhaft zu ver-



zeichnen, S. 80 das Megatherium irrig unter den tertiären Säuge
genannt. Es ist nur pleistozän.

Der zweite Abschnitt über die Vorgänge, welche an der Au
gestaltung der Erdoberfläche arbeiten, umfasst nahezu die Häl
des Werkes und hat gegenüber dem entsprechenden v. Hochstett
eine bedeutende Vermehrung erfahren, schon dadurch, dass er au
die Wärmeverhältnisse der festen Erdrinde und des Erdinne
denen v. Hochstetter einen eigenen Abschnitt widmete, behande
Hier erhalten wir eine allerdings etwas sehr kurze Darlegung d
Wärmeverlustes der Erde, sowie der Temperaturzunahme mit d
Tiefe. Eine offenbar nachträglich eingefügte Fußnote auf S.
enthält die Angabe über den tiefsten Schacht, der im Texte S.
vermisst wird. Recht klar werden die Magmabewegungen, ga
vorzüglich die Erdbeben behandelt, wir wünschten hier nur no
einen Hinweis auf A. Schmidts Methode zur Berechnung der Ti
des Erdbebencentrums, auch können wir, nachdem Lehrl den Na
weis von Niveauveränderungen in der Gegend von Agram erbra
hat (Mitth. militär-geogr. Inst., Wien 1895, S. 47), nicht mehr
Äußerung (S. 175) beipflichten, dass durch Präcisionsnivelleme
und Triangulationen bis heute noch keine einzige Bodenbewegu
nachgewiesen worden sei. Von Krustenbewegungen und Strandv
schiebungen redend, legt Brückner die Ansichten von Ed. Su
ausführlich dar, ohne sich ihnen aber anzuschließen. Er bet
das Vorhandensein wirklicher Hebungen in Schweden, die Hebung
bei Schollenbewegung und Faltung. Die Ursache der Transgres
onen lässt er offen und ist geneigt, den isostatischen Theori
Bedeutung einzuräumen. Im großen und ganzen tritt hier deutl
vor Augen, wie gering unsere Kenntnis von den geotektonisch
Processen heute noch ist. Dagegen zeigt die Behandlung
exogenen Vorgänge, der ein eigenes Capitel über Flüsse ein
schaltet ist, dass hier bereits eine gewisse Klarheit sowohl üb
deren Wesen als auch über deren Verbreitung erzielt worden i
Es sind hier lediglich Einzelheiten, an die eine Discussion a
knüpfen könnte, so z. B. an die Äußerung Brückners (S. 22
dass eine Beziehung zwischen Stoßkraft des Wassers und susp
dierter Schlammenge nicht bestehe, oder dass (S. 251) die Bildu
der Ufermoränen durch Klüfte zwischen Gehänge und Gletsch
begünstigt werde, oder dass (S. 254) Hand in Hand mit d
Transporte des Staubes eine mehr oder weniger intensive Korrasi
gienge. Zu knapp finden wir S. 249 die Definition der Regelatio
die Erklärung des Namens Delta ist in der gewählten Fassu
(S. 264) nicht glücklich; irrthümlich ist die Angabe, dass Nans
in der Mitte Grönlands eine Neigung der Eisoberfläche von
gefunden habe, der Betrag ist nur 15′.

Der III. Abschnitt über die Formen der festen Erdrinde fü
ein Viertel des Werkes. Er stellte Brückner vor die Frage ein
geomorphologischen Systems. Dass er dasselbe nicht, wie v

anderer Seite geschehen, auf tektonischer Grundlage suchte, wird nach der Behutsamkeit, mit der er sich über die endogenen Vorgänge ausgelassen hat, nicht wundernehmen. Als beobachtender Geomorpholog geht er von dem Formenschatze der Erdoberfläche aus, und wenn er auch die Veränderlichkeit der Formen recht eindringlich betont, so verfolgt er doch die Entwicklungsreihen derselben nicht weiter und schlägt bei ihrer Betrachtung einen analytischen Weg ein, nachdem er vorher die Kräfte, die sie zeitigen, eingehend gewürdigt. Er stellt sich sohin auf den Boden, den der Ref. in seiner Morphologie der Erdoberfläche gleichfalls mit Bedacht gewählt hat und der den großen Vortheil bietet, dass er sofort erkennen lässt, wie gleiche Gestalten auf verschiedenem Wege zustande kommen. Dadurch wird ohneweiters klar, warum über die Entstehung mancher Formen so große Meinungsverschiedenheit herrschen konnte. Einige Recensenten haben aus dieser Stellungnahme Brückners den Schluss hergeleitet, dass er sich darauf beschränkt habe, die Morphologie des Ref. zu excerpieren. Wer wirklich in den Inhalt seines Werkes eindringt, wird diesen Standpunkt nicht theilen; denn auch hier lässt Brückner dieselbe Durchleuchtung seines Gegenstandes walten, wie in den anderen Abschnitten, und der ganze Kreis seiner Betrachtung zeugt von selbständiger Durcharbeitung. Wir machen z. B. darauf aufmerksam, dass Brückner unter den großen Formen der Landoberfläche die Tafelländer aufführt, was wir nicht thaten; wir glauben, dass dies in der That gerechtfertigt ist. In der Anordnung des Ganzen ferner wird man manche Verschiedenheiten erkennen, wie auch namentlich in Einzelheiten; so folgt z. B. Brückner unbedenklich Walthers Annahme der äolischen Bildung der Denudationsstufen (von uns Schichtstufen genannt) der Wüste (S. 317). Wiederholt betont er die Bedeutung mariner Abrasion in die Einebung des Landes (S. 262, 3. Anm.), wogegen wir uns skeptisch verhalten. Seiner Charakteristik manches Plateauberges in den Alpen (S. 328) als Übergangsformen zwischen Tafelbergen und Tafellandschaften einerseits und Gebirgs- und Beckenlandschaften andererseits können wir nicht beipflichten, ebenso wie der Bemerkung (S. 293), dass „die guirlandenförmig angeordneten Vulkaninseln Ostasiens“ (S. 293) zahllose Beispiele von Aufschüttungen an dem Continentalabhang (= aktische Stufe, Penck) darböten. Man hat es auch mit Auffragungen älterer Gesteine zu thun. Irrthümlich ist endlich die Erwähnung des Nyassasees unter denen mit nur temporärem Abflusse (S. 345). Das Querprofil durch das Elbsandsteingebirge (S 356) gehört zu den wenigen aus der früheren Auflage übernommenen Bildern, die wir missen möchten. Die dort angegebenen Verwerfungen fehlen in der Natur.

Der Gedankengang, welchen Brückner in den einzelnen Abschnitten befolgt, ist überall derselbe. So-weit wie möglich, leitet er die Hauptsätze unserer Kenntnis von der Erde aus wenigen

Fundamentaldaten ab. Dadurch werden dem Leser die Irrgäng welche die Forschung zurücklegen musste, erspart, aber er erfäh auch wenig von der Arbeit, welche die Heroen der Wissenscha geleistet haben, indem sie uns gewisse Dinge zu selbstverstän lichen machten. Wenn dann Brückner bei minder gesichert Ergebnissen vielfach, gleichsam um sich zu decken, die Nam ihrer Urheber nennt, so zeitigt er ein gewisses Missverhältnis i der Erwähnung der Autoren, und der Antheil, den die zeitgenöss schen an dem Ausbau der Wissenschaft genommen haben, erschei zu hoch. Durch Einschaltung ähnlicher kurzer, historischer Übe blicke, wie wir ihn S. 315 bei der Lehre von der Thalbildun treffen, ließe sich dieses Missverhältnis bannen. Es ist der einzig principielle Wunsch, den wir für eine Neuauflage hegen, sons zeugt die geringe Zahl von Einwänden, die wir gelegentlich de Inhaltsangabe machten, davon, dass das Werk schon beim erste Gusse gelungen. Es ist ein würdiger Ersatz für v. Hochstetter Theil, ein guter, verlässlicher Berather für die Studierenden, den wir weite Verbreitung wünschen.

Wien. Albrecht Penck.

Pokornys Naturgeschichte des Mineralreiches. Für die untere Classen der Mittelschulen bearbeitet von Dr. R. Latzel und J Mik. Mit 110 Abbildungen, 1 Karte von Österreich-Ungarn un 1 Tafel mit Krystallnetzen. 19. verb. Aufl. Wien u. Prag, Tempsk 1898. 88 SS. Preis geb. 80 kr. (Allgemein zulässig mit Min.-Erl. v 13. Mai 1898, Z. 11.701.)

Auch die 19. Auflage dieses bekannten und verbreitete Lehrbuches erweist das Bestreben der Bearbeiter, ihrem Stoff sowohl didaktisch als sachlich immer mehr gerecht zu werden. An dem Texte ist manches in sprachlicher und sachlicher Hinsicht gebessert worden. Mehrere alte Illustrationen sind durch neue, bessere ersetzt und 12 vortrefflich ausgeführte Abbildungen von Mineralien und Mineralfundstätten sind neu hinzugekommen. Die Aufnahme von „Silberglanz" und „Fahlerz" erfolgte wohl aus Rücksicht auf die Realschulen. Die im Anhange gegebenen ausführlichen mineralogischen Tabellen könnten, da sie wohl nie zur Benützung gelangen, füglich weggelassen werden. Druck und Ausstattung des Buches entsprechen den höchsten Anforderungen.

Bilder aus der Mineralogie und Geologie. Ein Handbuch für Lehrer und Lernende und ein Lesebuch für Naturfreunde von H. Peters, Rector der 1. Knabenvolksschule in Kiel und Lehrer an der Präparandenanstalt daselbst. Mit 106 Abbildungen im Text. Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer 1898. 242 SS. Preis 2 Mk. 80 Pf.

Der Verf. dieses interessanten Buches gehört zu jenen Pädagogen, welche einer gemeinsamen Behandlung des mineralogischen

und geologischen Unterrichtsstoffes das Wort reden. Ohne sich mit dieser Anschauung zu identificieren, wird man es gewiss ganz vernünftig finden, wenn z. B. bei der Besprechung des Quarzes auch der geologischen Bedeutung des Sandes und Schotters, der Dünen- und Deltabildung gedacht wird, oder wenn im Zusammenhange mit den krystallinischen Felsarten der Vulkanismus behandelt wird. Sehr treffend ist das, was der Verf. gegen das allzu starke Betonen der Chemie im mineralogischen Unterrichte vorbringt. Der reiche Inhalt des Buches, in dem auch interessante technologische Angaben nicht fehlen, wird ebenso wie die klare Darstellungsweise jeden Lehrer und Naturfreund befriedigen.

Wien. Dr. Franz Noë.

Kurzschrift. Lehrbuch der vereinfachten Stenographie (Einigungssystem Stolze-Schrey) von Dr. Amsel, Oberlehrer des Cadettencorps. Leipzig, Göschen'sche Verlagshandlung 1899.

Auf 133 Seiten ein ganzes System mit Schlüssel, Lesestücken und einem Anhang! Das System stellt sich nicht besonders neu dar, enthält es ja bekannte Zeichen aus Gabelsberger. Man nahm eben das Brauchbare, wo man es fand, um möglichst leichte Erlernbarkeit zu erzielen. Auch die Dreistufigkeit des Stolze'schen Systems finden wir, indem l, f, ff; b, p, pp; d, t, tt; j, z, zw; sg. sch, schw nur durch die dreifache Größe unterschieden werden. Im Alphabet wurde im Gegensatze zu Gabelsberger der Gesichtspunkt der Kürze nicht immer vorangestellt, wenn auch Kädings Häufigkeits-Wörterbuch, Steglitz 1897, oft citiert wird. Unbeachtet blieb der Grundsatz „Verwandte Laute, ähnliche Zeichen". Man braucht nur c und qu mit g und k zu vergleichen, besonders aber jene Fälle, in denen ganz gleiche, nur durch die Größe unterschiedene Zeichen für lautlich völlig verschiedene Buchstaben gewählt worden sind, wie f und l, j und z, m und sp, nd und st, sg und sch, nk und ns. mpf bekommt gar die Verdoppelungsschlinge des Gabelsberger'schen mm, ohne auch nur (S. 35) eine Erklärung für diese im ganzen System nicht vorkommende Schlinge zu geben. Ohne Rücksicht auf die einzelnen Laute sind gewählt die Zeichen für nk, ns, sp, x. An groben Fehlern leidet auch die Vocalisation dadurch, dass die Sprachklänge nicht richtig beobachtet werden. O erhält hier das Merkmal der Tiefstellung, u der Tiefstellung und Verstärkung, die bei Gabelsberger zur Bezeichnung des o verwendete Wölbung dient zur Bezeichnung des franz. j, mm, so. Eine starke Willkürlichkeit enthält die Hochstellung(!) und Starkzeichnung für au. Charakteristisch für die ganze Schrift ist eine auffallende Weitschweifigkeit, schon dadurch, dass der am häufigsten vorkommende „charakterlose" Vocal e durch breite Verbindung ausgedrückt wird. Dies empfanden wohl die

[illegible] [illegible] indem sie für [illegible] sowie für die Vorsilben ver. [illegible] anstatt [illegible]. Die Schönheit und Regelmäßigkeit der Schriftzüge [illegible] nicht [illegible] im [illegible] [illegible], [illegible] praktische, [illegible] Vorteile [illegible] der schnelleren und flüchtigen Schrift [illegible] werden [illegible]. Die besondere Symbolik [illegible] ai und eu ist in dem neuen System gar nicht möglich. Auch die Verwendung des Häkchens bei [illegible] [illegible] und gewissen Vorsilben und [illegible], sowie der [illegible] zur Unterscheidung von „Gnesen" und „genesen" usw. sind [illegible] im neuen System. Der Mangel an Konsequenz zeigt sich in der [illegible] Darstellung der [illegible]: 1. Vergrößerung. 2. [illegible] bei [illegible] hier würde die Vergrößerung zu [illegible]. 3. Doppeltschreiben. 4. Nichtbezeichnung. 5. Verwendung zweier verschiedener Formen eines und desselben Buchstabens [illegible]. Solche [illegible] und [illegible] geradezu unlogische Mittel tragen gewiss nicht zur leichten Erlernbarkeit bei. Erwägt man noch, dass es nicht bloß für [illegible] ein Haupt- und ein Nebenzeichen gibt, sondern dass der Schüler auch für ch, h, [illegible] je zwei verschiedene Zeichen lernen und einüben muss, so kann man, ohne erst noch die Unhandlichkeit einzelner Zeichen, deren leichte Verwechslung beim Schnellschreiben und manche Inkonsequenz in der Sigellehre zu betonen, getrost behaupten, dass das System eine Nachbildung der Gabelsberger'schen Stenographie ist, aber keinerlei Fortschritt diesem bewährten System gegenüber aufweist.

Linz. **Ferd. Barta.**

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zur Reform der philosophischen Propädeutik.[1])

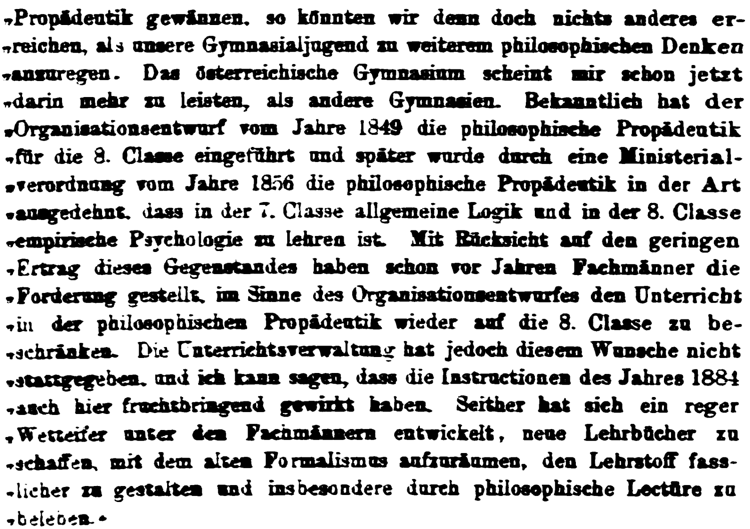
In der Sitzung des Abgeordnetenhauses am 4. Januar 1897 erörterte[2]) Se. Excellenz der Herr Minister für Cultus und Unterricht, Freiherr von Gautsch, »die intensive Pflege der philosophischen Studien neben den engeren Fachstudien von Seite unserer Studierenden. Je mehr sich die einzelnen Wissenschaften specialisieren und damit den Lernenden auf dem Gebiete des engeren Fachwissens vollauf beschäftigen, desto nothwendiger wird es, den Kreis seiner geistigen Interessen zu erweitern, damit er den Zusammenhang großer Wissensgebiete nicht verliere und einen Schatz von Ideen gewinne, durch welche seine Specialstudien vertieft und wahrhaft befruchtet werden; desto wichtiger ist die Beschäftigung mit Philosophie, welche mit ihren logischen, psychologischen und erkenntnis-theoretischen Problemen die heterogenen Kenntnisse fester bindet und zu einer Weltanschauung verschmelzen lässt. Gegen die unphilosophische Richtung unserer Zeit aber können wir mit Studienordnungen und Verordnungen nicht aufkommen. Es fehlt auch nicht an Zeichen eines Wandels zum Besseren. Die Lehrer können fördernd eingreifen und meines Erachtens schon vieles leisten, indem sie dasjenige vermeiden, worüber der Herr Abgeordnete mit Recht geklagt hat, nämlich durch ausschließliche Inanspruchnahme der Studierenden für ihre Fachstudien dieselben an freierer Bewegung zu hindern.«

»Aber das Gymnasium ist wohl kaum der richtige Ort, um mit Erfolg Philosophie zu lehren. Selbst wenn wir im Sinne des Herrn Abgeordneten die Zweistufigkeit, welche übrigens nicht bloß auf praktischen Absichten, sondern vor allem auf pädagogischen Erwägungen beruht, abschaffen würden, und damit einige Stunden für philosophische

---

[1]) Vgl. im Jahrgange 1890 dieser Zeitschrift, S. 1023 und S. 1115, den gleichbetitelten Aufsatz, zu welchem der vorliegende Fortsetzung und Abschluss bildet.

[2]) Laut stenographischem Protokoll der 554. Sitzung, S. 28481 f.



„Propädeutik gewännen, so könnten wir denn doch nichts anderes erreichen, als unsere Gymnasialjugend zu weiterem philosophischen Denken anzuregen. Das österreichische Gymnasium scheint mir schon jetzt darin mehr zu leisten, als andere Gymnasien. Bekanntlich hat der Organisationsentwurf vom Jahre 1849 die philosophische Propädeutik für die 8. Classe eingeführt und später wurde durch eine Ministerialverordnung vom Jahre 1856 die philosophische Propädeutik in der Art ausgedehnt, dass in der 7. Classe allgemeine Logik und in der 8. Classe empirische Psychologie zu lehren ist. Mit Rücksicht auf den geringen Ertrag dieses Gegenstandes haben schon vor Jahren Fachmänner die Forderung gestellt, im Sinne des Organisationsentwurfes den Unterricht in der philosophischen Propädeutik wieder auf die 8. Classe zu beschränken. Die Unterrichtsverwaltung hat jedoch diesem Wunsche nicht stattgegeben, und ich kann sagen, dass die Instructionen des Jahres 1884 auch hier fruchtbringend gewirkt haben. Seither hat sich ein reger Wetteifer unter den Fachmännern entwickelt, neue Lehrbücher zu schaffen, mit dem alten Formalismus aufzuräumen, den Lehrstoff fasslicher zu gestalten und insbesondere durch philosophische Lectüre zu beleben.“

„Diese Bestrebungen haben auch den Beifall des Auslandes gefunden und man ist jetzt anderwärts geneigt, die österreichischen Einrichtungen auf diesem Gebiete hinüberzunehmen. Allerdings hängt bei dem Unterrichte in der philosophischen Propädeutik, und mehr als bei irgend einem anderen Gegenstande, alles von der Persönlichkeit des Lehrers ab.“ (Zustimmung.)

„Die Bestrebungen der Unterrichtsverwaltung mussten daher zunächst darauf gerichtet sein, qualificierte Lehrer für diesen Gegenstand zu erlangen, und ich darf sagen, dass die Bemühungen der Unterrichtsverwaltung in dieser Richtung nicht fruchtlos waren.“

„Während noch im Jahre 1885 kaum die Hälfte aller Lehrer für philosophische Propädeutik geprüft war, wurde dieser Unterricht im Jahre 1895/96 an unseren öffentlichen Anstalten mit Ausnahme Galiziens von 125 approbierten und nur 45 nicht approbierten Lehrern ertheilt.“

„Es ist zu hoffen, dass, wenn die Hindernisse, von welchen ich gesprochen habe, völlig beseitigt sein werden, sich der Unterricht in der philosophischen Propädeutik noch ertragreicher gestalten werde.

„Nach dem von mir Gesagten glaube ich kaum des Näheren ausführen zu sollen, dass es mir nicht zweckdienlich erscheint, den philosophischen Unterricht auch auf die 6. Classe auszudehnen, also zu einer Zeit zu ertheilen, in welcher der naturhistorische Unterricht noch nicht zum Abschlusse gelangt ist, der literarhistorische Unterricht in der Muttersprache kaum begonnen hat und der vertiefte physikalische Unterricht noch aussteht.“

Diese Kundgebung der obersten Leitung unseres Unterrichtswesens bedeutet in der Geschichte des Propädeutikunterrichtes einen Wendepunkt. Denn das Damoklesschwert, welches seit 1884 über dem öster-

reichischen Propädeutikunterrichte schwebt, ist durch jene Erklärung zwar noch nicht beseitigt, aber es war ihm seine Schärfe genommen: die Regierung hatte hiemit zum erstenmale während der seit den „Instructionen“ von 1884 verflossenen 13 Jahre öffentlich bekundet, dass sie nicht gesonnen sei, den Propädeutik-, speciell den Psychologieunterricht wirklich derjenigen Gefahr auszusetzen, welcher er verfallen wäre, wenn die in jenen Instructionen in Aussicht gestellte Beschränkung der Unterrichtszeit für die ganze Psychologie auf „weniger als einen Semestercurs“ jemals in Kraft getreten wäre oder noch in Kraft treten sollte.

Steht mir in Sachen der philosophischen Propädeutik das Urtheil eines Sachverständigen zu, so kann ich nur hiemit aus tiefster Überzeugung neuerdings erklären, dass, wenn mit dem Capitel „*H.* Philosophische Propädeutik“, welches innerhalb des Instructionenwerkes von 1884 von Anfang nur ein Provisorium gebildet hat und bis heute noch immer bildet, statt dessen seinerzeit sogleich Ernst gemacht, d. h. wenn der ganze Unterricht der philosophischen Propädeutik auf zwei Stunden der VIII. Classe eingeschränkt worden wäre, das Schicksal des österreichischen Propädeutikunterrichtes schon heute höchstwahrscheinlich genau dasselbe wäre, wie das der Propädeutik an den deutschen, speciell preußischen Gymnasien: nämlich wir hätten wohl auch in Österreich überhaupt keine Propädeutik mehr.

Preußen hat seinen Propädeutikunterricht 1882 für facultativ erklärt. Das war der Anfang vom Ende, welches dann 1892 naturnothwendig erfolgt ist. Nach dem Urtheile aller, die es mit der Propädeutik an preußischen Gymnasien ernst und gut gemeint hatten, ist jenes Für-facultativerklären selbst schon nur eine nothgedrungene Folge davon gewesen, dass der Gegenstand (namentlich infolge seiner Angliederung an einen anderen, an den deutschen Unterricht) schon bis 1882 in beständiger Bedrängnis gewesen war. Ähnlich wäre es also gewiss auch in Österreich gegangen, wenn man 1884 versucht hätte, das damals sogleich von mir (in meinem Programme „Zur Propädeutikfrage“, Hölder 1884, und ein Jahr später von Meinong („Über philosophische Wissenschaft u. ihre Propädeutik“, Hölder 1885) für unmöglich Erklärte dennoch möglich zu machen. Vielleicht wäre in Österreich — sagen wir auch um 1892, auf Veranlassung eben jener gänzlichen Abschaffung der Propädeutik in Preußen — unser Propädeutikunterricht ebenfalls vorerst nur für „facultativ“ erklärt worden, nachdem sich acht Jahre hindurch die Propädeutiklehrer mit äußerster Anstrengung ihrer und der Kräfte der Schüler bemüht gehabt hätten, in einem Schuljahre, und zwar im Maturitätsprüfungsjahre, die ganze Logik zu lehren und unter dem freilich bescheidenen Titel einer „psychologischen Einleitung zur Logik“ auch die ganze Psychologie (gemäß der Forderung der Instructionen von 1884, es seien dem Schüler „nebst dem Denken und Erkennen ... ebenso alle anderen Classen von psychischen Phänomenen ... der volle Reichthum der Erscheinungen des seelischen Lebens ... begrifflich systematisch zu erschließen“). Die Berichte der Lehrer und

Schulbehörden über die Erfolge eines solchen Unterrichtes hätten nicht anders lauten können, als dass nur solche Lehrer, die in ganz ausnehmendem Maße für ihren Gegenstand begeistert seien und auch ihre Schüler für ihn zu begeistern wissen, noch einigen Erfolg trotz der ungenügenden Unterrichtszeit zu erzielen vermochten; und es wäre somit eine ganz adäquate Maßregel gewesen, eben auch nur solchen Lehrern eine Fortsetzung solcher Versuche zur Lösung der außerordentlich erschwerten Aufgabe auch weiterhin noch einige Zeit zu gestatten — ähnlich wie 1882 die Facultativerklärung darin bestanden hatte, dass die Erlaubnis, einen Propädeutikunterricht auch noch fernerhin zu ertheilen, nur einzelnen Lehrern sozusagen *ad personam* gegeben worden war. Natürlich hätte aber eine solche Maßregel gewiss nicht den Erfolg haben können, die Zahl der für den Unterricht befähigten Lehrer zu vergrößern, sondern nur den, diese Zahl noch weiter zu vermindern; so dass wir vielleicht, wenn man aus der Geschichte des Propädeutikunterrichtes in Preußen auch noch weitere Analogieschlüsse ziehen darf, vielleicht gerade 1897 oder 1900 ebenfalls die endgiltige Absetzung der Propädeutik vom österreichischen Lehrplane erlebt hätten. — Aber lässt sich einem innerlich lebensberechtigten Unterrichtsgegenstande wirklich durch äußere Erschwerungen sein Dasein »endgiltig« rauben?

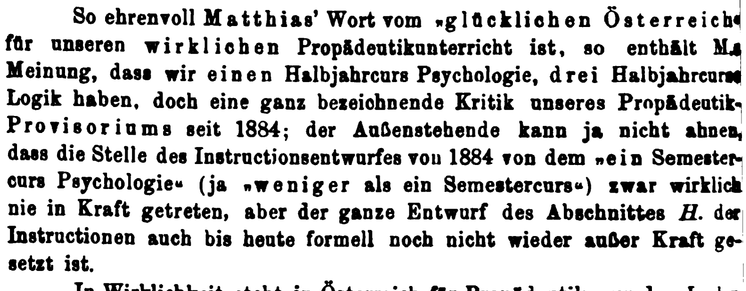
Es mehren sich in einer für den Freund der Propädeutik hocherfreulichen Weise die Stimmen deutscher Schulmänner, welche den in gewissem Sinne planmäßig vorbereiteten Untergang der Propädeutik in Deutschland laut beklagen, und die es nicht beim ohnmächtigen Klagen bewenden lassen, sondern thatkräftig für die Wiederbelebung der Verlorenen am Werke sind: ich nenne nur Rud. Lehmann (Berlin), den Verfasser des bekannten Buches über den »Deutschen Unterricht«, und Adolf Matthias (Koblenz), den Verfasser der »Praktischen Pädagogik« in Baumeisters Erziehungslehre.[1]) Da Matthias' jüngste energische

[1]) Die Abtheilung VII. von Baumeisters Handbuch, in welcher Wendt (Karlsruhe) auf S. 1—134 den deutschen Unterricht und S. 134 bis 157 die philosophische Propädeutik behandelt, ist mir (durch einen bibliothekarischen Zwischenfall) erst nach Abschluss des vorliegenden Aufsatzes zugänglich gewesen. Ich begrüße das lebhafte Eintreten Wendts namentlich für einen geregelten psychologischen Unterricht. Dem Instructionsentwurf von 1884 gegenüber ist auch bemerkenswert, dass Wendt empfiehlt, »nicht länger, als um der Sache willen nöthig ist, bei der Logik zu verweilen« (S. 147). Allerdings will Wendt mit Trendelenburg wesentlich zur Aristotelischen Logik zurückkehren und findet es z. B. »durchaus zweckmäßig, wenn Trendelenburg im Anfange seines Buches die Kategorientafel des griechischen Philosophen abdrucken ließ« — wogegen ich mich freilich schon in meinem Propädeutikprogramme von 1884 (S. 14) aufs entschiedenste hatte erklären müssen. Wendt findet die damals von mir aufgestellten Forderungen zuweitgehend; und ich will nicht widersprechen, dass die damaligen rasch hingeworfenen Forderungen, denen ich eben erst viel später ihre besonnene Verwirklichung habe können folgen lassen, einen solchen Eindruck mögen nahegelegt haben. Übrigens datiert Wendt jenes Schriftchen auf 1888, was ich deshalb hier berichtige, weil es unmittelbar vor den Instructionen von 1884 und ganz unabhängig von ihnen erschienen ist.

Kundgebung zugunsten der Propädeutik, und speciell gerade zugunsten der durch den Instructionsentwurf von 1884 gefährdeten Psychologie an dem österreichischen Gymnasium. meinem Büchlein die Ehre erweist, die allgemeine Erörterung an das specielle Lehrmittel anzuknüpfen, so sei es gestattet, die betreffenden Stellen (aus der Deutschen Literaturzeitung vom 30. April 1898) hier anzuführen:

»Wir haben hier ein Schulbuch vor uns für das glückliche Österreich, nicht für Preußen; denn in Preußen hat die philosophische Propädeutik seit der Einführung der neuen Lehrpläne keine Stätte mehr; in Österreich soll in der obersten Classe (d. h. in Ober- und Unterprima) systematische Kenntnis der allgemeinsten Formen des Denkens überhaupt und der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung, insbesondere als Abschluss der gesammten Gymnasialbildung und als Vorbereitung für den strengeren Unterricht der Hochschule angestrebt werden. Als Vorbedingung und Hilfsmittel hiefür verlangen die österreichischen Lehrpläne eine übersichtliche Kenntnis der Erscheinungen des Seelenlebens überhaupt, die Einordnung und Trennung derselben zum Zwecke schärferer Charakteristik und Unterscheidung des Denkens und der Gegenstände des Denkens, also Psychologie und Logik, und zwar in zwei wöchentlichen Lehrstunden. Der Psychologie ist mehr eine einleitende Aufgabe, der Logik mehr die Hauptrolle zugewiesen; in einem Halbjahrcursus soll jene, in dreien diese erledigt werden. — Wie es scheint, überschreitet das vorliegende Lehrbuch seine durch die Instructionen gesteckten Grenzen ganz beträchtlich; das soll aber kein Tadel sein, sondern Lob und Anerkennung bedeuten. Denn mit kurzen Abrissen, mit Skeleten ist uns auf diesem Unterrichtsgebiete nichts genützt, sondern mit ausgefüllten lebensvollen und anregenden Büchern. Und zu diesen gehört das Höfler'sche. Auch für den deutschen Unterricht an preußischen Gymnasien kann es hervorragende Dienste leisten. Denn in den Übungsfragen und -Aufgaben, die dem eigentlichen, streng systematischen Lehrtexte beigegeben sind, und in den Erörterungen und Erläuterungen, die außer den Übungen sich vorfinden, ist so viel Bezug genommen auf Fragen, die im deutschen Unterrichte Lehrern und Schülern sich aufdrängen müssen, dass eine reiche Befruchtung dieses Lehrgegenstandes sich ergeben muss. ...«

Während des Druckes vorliegender Blätter erschien in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1899, S. 1—19 eine Abhandlung von O. Weißenfels »Die Philosophie auf dem Gymnasium«. Ihr Geist ist durch folgende Sätze charakterisiert: »Nichts kennzeichnet unseren letzten Lehrplan so auffällig im Gegensatze zu den ausländischen Lehrplänen als die gänzliche Abwesenheit der Philosophie .. Es ist unmöglich, gut zu unterrichten, wenn man nicht philosophisch unterrichtet.. Ein frommer Dichter sagt, ein liebeleeres Menschenleben sei wie der Quell versiegt im Sande, der hin den Weg zum Meer nicht fand. In ähnlicher Weise versandet und versumpft ein Unterricht, der hin den Weg zur Philosophie nicht findet. Was an Thatsächlichkeiten, an Realien, an historischen Daten mitgetheilt wird, hat ja eigentlich alles nur den Wert von curiosem Quark, wenn es nicht gelingt, ihm eine philosophische Seele einzuhauchen.« — Auch Weißenfels warnt vor Überschätzung der Logik und speciell vor Wendts Empfehlung der Trendelenburg-Aristotelischen. In Sachen der äußeren Verfassung des wieder zu gewinnenden Gegenstandes heißt es S. 11: »In Österreich werden auf die philosophische Propädeutik zwei Jahre hindurch zwei wöchentliche Stunden verwendet. Soviel Zeit etwa möchten die Freunde dieses Unterrichtsgegenstandes auch bei uns zur Verfügung haben.«



So ehrenvoll Matthias' Wort vom „glücklichen Österreich“ für unseren wirklichen Propädeutikunterricht ist, so enthält M.s Meinung, dass wir einen Halbjahrcurs Psychologie, drei Halbjahrcurse Logik haben, doch eine ganz bezeichnende Kritik unseres Propädeutik-Provisoriums seit 1884; der Außenstehende kann ja nicht ahnen, dass die Stelle des Instructionsentwurfes von 1884 von dem „ein Semestercurs Psychologie“ (ja „weniger als ein Semestercurs“) zwar wirklich nie in Kraft getreten, aber der ganze Entwurf des Abschnittes *H.* der Instructionen auch bis heute formell noch nicht wieder außer Kraft gesetzt ist.

In Wirklichkeit steht in Österreich für Propädeutik nur der Lehrplan von 1856 bis heute in Kraft: zwei Semester Logik in VII., zwei Semester Psychologie in VIII. Sollte das Provisorium von 1884 früher oder später durch ein neues Definitivum ersetzt werden, so kann ich, insoweit mir in Propädeutiksachen ein Urtheil zusteht, nur neuerdings dringendst wünschen und rathen, dass durch dieses Definitivum an der äußeren Verfassung des Propädeutikunterrichtes, wie wir ihn seit 1856 bis heute haben, nichts geändert werde. Zu einer Reform von innen heraus, wie ich sie in meinem Propädeutik-Programme von 1884 verlangte, wäre natürlich seit 1856—1884, und umsomehr seit 1884—1899 genug Material gesammelt.

Ehe ich aber auf diese principielle Frage eingehe, sei mir gestattet, dasjenige Versprechen einzulösen, welches ich im Jahre 1890 nach dem Erscheinen meiner „Logik“ und meiner „Grundlehren der Logik“, sowie der „Zehn Lesestücken aus philosophischen Classikern“ in dieser Zeitschrift gegeben habe, nämlich der damals (1890) seitens der verehrten Redaction dieser Zeitschrift an mich ergangenen und jetzt (1898) erneuten Einladung nachzukommen, ich möchte auf Grund meiner Bücher über die concreten Einzelfragen zur Propädeutikreform mich äußern, wofür eine specielle Anregung auch in dem denselben Gegenstand behandelnden Aufsatze von A. Pechnik (in dieser Zeitschr. 1898, S. 165—177) gegeben ist.[1])

Ich hatte die damalige Ausführung gegliedert in die Abschnitte: I. Zur Logik; II. Zum Anhange; „Zehn Lesestücke aus philosophischen Classikern“; III. Lehrtext und Übungen, Schulunterricht und häusliche Vorbereitung. Schlussbemer-

---

[1]) Im übrigen sind seit 1890, wo ich ein Verzeichnis der in dieser Zeitschrift von 1884—1890 mit der Propädeutik sich beschäftigenden Abhandlungen gegeben habe, in dieser Zeitschrift folgende weitere erschienen: Mendl, „Bemerkungen zu Drbals Lehrbuch der Logik mit Rücksicht auf den Logikunterricht am Gymnasium“ 1892, S. 1121—1130; Martinak, „Zur Abwehr gegen einen neuen Angriff auf die philosoph. Propädeutik“, 1894, S. 548 ff. (gegen C. Überhorst in dieser Zeitschr. 1893, S. 459 ff.); Pechnik, s. o. — Hiezu noch insbesondere: Vogrinz (Villach), „Die Thätigkeit österreichischer Gymnasiallehrer auf dem Felde der Philosophie und ihrer Propädeutik“, Ztschr. „Gymnasium“ von Wetzel u. Wirmer, Paderborn, XVI. Jahrg., 16. Febr. 1898.

kungen. — Das soll auch die Gliederung der gegenwärtigen Ausführungen sein, indem ich nur unter I. statt von Logik von Psychologie zu sprechen haben werde.

I. Die Psychologie.

Als die ganze Propädeutikfrage in Österreich in Fluss gebracht wurde durch Prof. Obermanns Vortrag in dem Vereine „Mittelschule“ zu Wien am 1. December 1883 und durch die sich anschließenden Discussionen an nicht weniger als fünf Vereinsabenden bis zum 2. März 1884, welche dann den unmittelbaren Anlass zu meinem Programmaufsatze „Zur Propädeutikfrage“ gegeben haben, schien sich die allgemeine Missstimmung weit mehr gegen den herkömmlichen Betrieb der Logik als gegen die Psychologie zu richten. Es war daher für die Theilnehmer an jenen Vereinsberathungen eine Überraschung, als dann die vom 26. Mai 1884 datierten Instructionen nicht den Bestand der Logik, sondern, wie schon oben erwähnt, den Bestand der Psychologie in erster Linie bedrohten. Man hatte ja sonst oft und hart über die Leere und Armseligkeit der in unseren Schulen gebräuchlichen „formalen Logik“ geklagt und gespottet. Dagegen hatte keineswegs ebenso die Psychologie — nicht einmal die an unseren Schulen eingebürgerte Herbart-Lindner-Drbal'sche — einen ähnlichen Vorwurf der Dürftigkeit auf sich geladen; und dass vollends die wissenschaftliche Psychologie mehr und mehr zur Grundwissenschaft der modernen Philosophie geworden sei und dass sie als Wissenschaft auch unzählige lebensvolle Keime in das Leben der Schule als solcher zu senken berufen und befähigt sei, stand ja auch schon 1884 keineswegs mehr in Frage. War also eine Klage gegen unsere Schulpsychologie zu erheben, so konnte sie sich nicht gegen die psychologische Wissenschaft als solche, sondern nur gegen die in Österreich zufällig vorhandenen, augenblicklich durch nichts Besseres ersetzbaren Schulbücher richten.

Darf ich in dieser Beziehung auf meine eigene Erinnerung zurückgreifen, so muss ich allerdings sagen, dass, als ich Ende der Siebzigerjahre am Mariahilfer Gymnasium in Wien zuerst nach Lindner Psychologie zu unterrichten hatte, mir das Buch eine Verlegenheit um die andere bereitete. Ich hatte einen Jahrgang, welcher der überwiegenden Mehrzahl nach aus gescheidten und leicht zu interessierenden Schülern bestand, in der VII. Classe aus Physik unterrichtet und hatte sie nun in der VIII. Classe aus Physik und Psychologie zu unterrichten. Der physikalische Unterricht hatte sie gewöhnt, über Thatsachen der physischen Natur nach klaren, concreten Methoden nachzudenken und sich hier nicht statt der Thatsachen halb oder ganz unverständliche Worte und Phrasen bieten zu lassen. Sofort aus den ersten Paragraphen des Lindner'schen Buches wehte eine ganz andere Luft. In der damaligen Auflage spukte gleich in den ersten Paragraphen freilich gar noch die punktuelle Seele; [1]) und da nicht wenige der Schüler schon in der VI. Classe

[1]) So hieß es noch im §. 2 der 5. Auflage, dass „die Seele ... unter (!) den Atomen (!) des Körpers ... eine ausgezeichnete Stellung einnehme ...“ *Sapienti sat!*

(also, wie ich ausdrücklich betone, ohne meine Schuld oder mein Verdienst) Büchners „Kraft und Stoff" verschlungen hatten, so waren sie gegen eine solche punktuelle Seele nichts weniger als gläubig gestimmt; gerade dieser unglückselige „Punkt" war dann sogar die unmittelbare Veranlassung, dass das Studium Büchners nicht nur mit neuem Eifer in der VIII. Classe aufgenommen, sondern — wie ich nicht leugne, wahrscheinlich gerade deshalb, weil ich mich das eine- oder anderemal gegen materialistische Naseweisheiten mehr als nöthig echauffiert hatte — war bald keiner mehr in der Classe, der nicht ebenfalls seinen Büchner gelesen und bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit auszuspielen versucht hätte. Vielleicht findet heute mancher Propädeutiklehrer, dass das trotz alledem schöne Zeiten gewesen sein müssen, in welchen die Jugend noch aus eignem Antriebe ein speculatives Buch zur Hand nahm. Wer weiß, ob sich nicht, wenn man schon die trübe Quelle der Büchner'schen Philosophie für besser als das bare Nichts hält, unsere Jugend nicht durch geschickte Anwendung der alten Auflagen von Lindner noch einmal zu jener alten Quelle führen ließe ... — Aber auch im Fortgange des Unterrichtes, als wir endlich nach Absolvierung dieser unfruchtbaren Dinge zur „Eigentlichen Psychologie" kamen (wie es in der 5. Auflage von Lindner bezeichnenderweise erst auf S. 23 hieß), erforderte das Vorgehen nach unserem Lehrbuche mit seinen Auszügen aus der Herbart'schen Vorstellungsmechanik (in späteren Auflagen Lindners gar noch geschmückt durch „angenehme Holzschnitte", durch welche die „Schwelle des Bewusstseins" und die bald in gerader Front, bald in phalanxartiger „Zuspitzung" über die „Schwelle" guckenden „Vorstellungen" versinnlicht wurden) fast stündlich von mir als angehendem Lehrer der Psychologie die empfindlichsten *sacrificia intellectus.* Man wird es mir vielleicht zugute halten, wenn ich mich im Laufe von 20 Jahren, in schaudernder Erinnerung an jenen Unterricht nach dem verbreitetsten unserer approbierten Lehrbücher,[1]) recht weit von dem in unserem Psychologieunterrichte Hergebrachten entfernt habe.

---

[1]) Dass Lindners Lehrbuch seit jenen früheren Auflagen wiederholt stark verändert worden ist, ist allen Herren Fachgenossen, welche mit Lindners Büchern zu arbeiten haben, bekannt. Insbesondere erlaube ich mir an dieser Stelle dem Urtheile, welches ich auf Befragen die letzten Jahre her wiederholt zu äußern Gelegenheit hatte, auch in vorliegendem Zusammenhange Ausdruck zu geben: dass insbesondere die neue Bearbeitung von Lindner-Lukas fast ausnahmslos als eine wirkliche und sehr dankenswerte Verbesserung der alten Lindner'schen Psychologie zu begrüßen ist. Ja, ich stehe nicht an zu sagen: der „neue Lindner" ist jetzt so gut, als eine Verbesserung des alten überhaupt sein konnte — d. h. als eine neue Bearbeitung jenes Buches, falls von diesem überhaupt noch irgend etwas beibehalten und nicht von Grund aus ein neues Buch hat geschaffen werden sollen.

Stünde mir jetzt noch ein Urtheil über die während der letzten 20 Jahre fast ausschließlich benützten Propädeutikbücher zu, so würde ich alles in allem sagen, dass in der Logik der „alte Lindner" weit besser gewesen sei als der „alte Drbal" (die geradezu unglaublichen Mängel des letzteren Buches hat in sehr dankenswerter Weise Mendl

Doch fürs erste genug dieser Rückblicke. Gemäß der oben gewählten Gliederung vorliegender Ausführungen erlaube ich mir in diesem I. Abschnitte einiges zur Rechtfertigung der in meinen »Grundlehren der Psychologie« getroffenen Auswahl zunächst vorwiegend nach der wissenschaftlichen Seite, aber schon unter dem zugleich didaktischen Gesichtspunkte der inhaltlichen Eignung dieses Wissenstoffes im Gymnasialunterrichte, zu sagen; die im engeren Sinne unterrichtstechnische Seite dieser didaktischen Eignung komme dagegen gesondert unter III. zur Sprache.

Das erste, was heute nachgerade keiner Erörterung mehr bedarf, ist die möglichst strenge Beschränkung des Stoffes auf das in psychologischen Dingen unmittelbar Erfahrbare. Eben weil meine Psychologie eine streng empirische ist, habe ich es für überflüssig gehalten, meiner Psychologie (ebenso der größeren Ausgabe wie den Grundlehren, im Folgenden abkürzend bezeichnet als *Ps.*, bezw. *ps.*) den Zusatz »empirisch« oder »als Erfahrungswissenschaft« oder dergleichen hinzuzufügen. Dass mit dieser Beschränkung auf die Erfahrung der theoretischen Verarbeitung des Erfahrungsmaterials nicht im geringsten die Berechtigung abgesprochen sein soll, habe ich in der Vorrede zur Ps. S. II ausdrücklich betont; und ich wiederhole hier, dass ich meinerseits gar nichts dagegen habe, wenn eine möglichst weit- und tiefgehende theoretische Verarbeitung der psychologischen Thatsachen sogar bis zu Berührungspunkten mit der Metaphysik vordringt. Ich theile eben die augenblicklich moderne Scheu vor Metaphysik keineswegs — es darf eben nur nicht eine Metaphysik sein, die man von vornherein als Inbegriff von Undenkbarkeiten definiert hat und dann als solchen, aber auch nur als solchen, mit nur allzu gutem Recht bekämpft. Da nun aber einmal die Dinge so stehen, dass heute noch ganz unvergleichlich mehr als 1856 (wo der, wie gesagt, heute noch geltende Lehrplan jeden Übergriff auf das außerempirische Gebiet ausdrücklich verboten hatte)

---

streng sachgemäß erörtert auf dem Mittelschultag von 1892 und dann in dieser Zeitschrift 1892, S. 1121—1130): dass dagegen in der Psychologie der »alte Drbal« hoch über dem »alten Lindner« gestanden sei und selbst noch über der neuen Bearbeitung von Lindner-Lukas steht.

In einer ausführlichen Geschichte des philosophisch-propädeutischen Unterrichtes, welche ich dereinst noch zu liefern mich bemühen will (im Zusammenhange mit der unter IV. zu erwähnenden Didaktik des philosophisch-propädeutischen Unterrichtes), werde ich der gewissenhaften Begründung dieser summarischen Beurtheilung der Lehrbücher, die das Schicksal unseres Unterrichtsfaches fast ein halbes Jahrhundert lang und leider oft unheilvoll beeinflusst haben, nicht aus dem Wege gehen können. Für jetzt habe ich nur noch zu constatieren, dass ich mich dem Urtheil, welches A. Pechnik (a. a. O. S. 166) über diese Seite des gegenwärtigen und jüngst vergangenen Propädeutikunterrichtes abgibt, durchaus anschließen muss; so auch z. B. dem von Pechnik citierten Urtheile Wundts: »... Trotzdem ist die Zuversicht unglaublich, mit der noch immer die Compendien der Herbart'schen Schule das Gedächtnis der Schüler, für die sie bestimmt sind, mit einem Gewebe völlig imaginärer Processe belasten.«

schon der Bestand jeder Metaphysik überhaupt verdächtig geworden ist, so schien und scheint mir die strengste Beschränkung auf die erfahrungsmäßigen Ausgangspunkte der Psychologie doppelt und dreifach geboten. Es wird darauf im Zusammenhange mit der Principienfrage, ob neben Logik und Psychologie auch noch Elemente der Metaphysik in den Lehrplan aufgenommen werden sollten (unter IV.), noch zurückzukommen sein.

Wie gegen die Metaphysik habe ich den eigentlichen psychologischen Stoff auch möglichst scharf abgegrenzt gegen die Physiologie; auch hierüber habe ich je einige Worte gesagt sowohl in der Vorrede zur *Ps.*, wie auch in den Vorbemerkungen zur *ps.* Ebensowenig als mir aber zur Abgrenzung gegen eine „Metaphysische Psychologie“ die *differentia specifica* „Empirische Psychologie“ nöthig schien, schien mir eine besondere Ablehnung des beliebten Titels „physiologische Psychologie“ nöthig: ich hätte denn meine Bücher geradezu als „psychologische Psychologie“ betiteln müssen, was aber vielleicht sogar die physiologisch Gesinnten unter den psychologischen Herren Fachgenossen doch eher als Tautologie denn als erst noch nöthige Einschränkung hätten empfinden müssen. — Dass es sich mir hier nicht um eine irgendwie willkürliche Stellungnahme zur Frage, wie die Schwesterwissenschaften Physiologie und Psychologie sich zueinander stellen sollen, gehandelt hat, habe ich eingehender zu begründen gesucht in meinem Vortrage vom Mittelschultage 1898 „Wie soll der psychologische Mittelschulunterricht und wie soll die pädagogische Psychologie Stellung nehmen zu den Postulaten der modernen Gehirnphysiologie?“ [1])

Trotzdem ich mir seit langem, wie ich recht wohl weiß, durch meine vielleicht allzu vorsichtige Haltung gegenüber dem Hineintragen physiologischer Lehren in die Psychologie seitens mancher den Vorwurf der Rückschrittlichkeit zugezogen hatte, bildete nun, da ich endlich in der Lage war, in den „Grundlehren der Psychologie“ dasjenige ausgeführt vorzulegen, wovon ich in meinem Programme von 1884 immer nur als von einem zu Fordernden gesprochen hatte, das Ausmaß der physikalisch-anatomisch-physiologischen Lehnbegriffe und Lehnsätze einen Vorwurf, den ich bis jetzt am häufigsten gegen mein Buch habe erheben hören. Der Vorwurf hat mich, ich gestehe es, nicht wenig befremdet. Zur Abwehr verweise ich zunächst auf die wenigen Worte in der (nur den Exemplaren für Lehrer beigegebenen) „Vorbemerkung“ zu den „Grundlehren“, sowie auf die etwas ausführlicheren Bemerkungen in meinem oben angeführten Vortrage „Wie soll der psychologische Mittelschulunterricht usw. usw.“ (S. 10 ff.). Hier will ich nur noch einmal auf den Umstand hinweisen, dass, wenn ich schon auch mit dem Wenigen, was mein Buch aus jenen physischen Hilfswissenschaften bringt, trotz

---

[1]) Zeitschr. „Österr. Mittelschule“ 1898. Zusammen mit dem Vortrage von Dr. Witasek „Über psychologische Schulversuche“, auch separat erschienen bei Hölder, Wien 1898, unter dem Gesammttitel „Physiologische oder experimentelle Psychologie am Gymnasium?

aller Sparsamkeit nach dem Geschmacke und Urtheile des einen oder anderen der Herren Fachgenossen noch zuviel gethan haben sollte, wenigstens durch die Anordnung des Stoffes dafür gesorgt ist, dass schlimmstenfalls sogar auch dieses Wenige bis auf das letzte Restchen im Unterrichte einfach weggelassen werden kann, ohne den Zusammenhang des Unterrichtes irgendwie zu stören. Ich verwahre mich dagegen, dass ich zu einem solchen Weglassen hiemit gerathen haben wolle; ich lege aber auf jene Anordnung und auf diese sachliche Möglichkeit, sogar in den der Physiologie nächststehenden Capiteln, nämlich der Lehre von den Sinnesempfindungen, eine völlig reinliche Trennung zwischen Psychologischem und Physiologischem durchzuführen, principiellen Wert und halte diese Möglichkeit für theoretisch sehr lehrreich und für praktisch — ohne unbescheiden sein zu wollen — der Nachahmung wert. Was ich meine, kann ich am besten erläutern durch den Hinweis auf die Darstellung der gleichen Capitel in den fast gleichzeitig mit meinem Buche erschienenen ersten Theilen von Ebbinghaus' Psychologie. Auch in dieser ist, z. B. im §. 24, das rein Psychische der Gehörempfindungen dargestellt, nämlich eine rein beschreibende Aufzählung der Gattungen und Arten der Gehörsempfindungen und ihrer einzelnen Merkmale (Ton-Höhe, Schall-Stärke u. s. f.), wie der zwischen diesen einzelnen Species und Merkmalen bestehenden Beziehungen (z. B. der Verschmelzungsstufen nach Stumpf). Aber diesem rein descriptiven Paragraphen hat auch Ebbinghaus einen Paragraphen mit den anatomischen, physikalischen und physiologischen Hilfsbegriffen zur physikalischen, bezw. physiologischen Akustik vorausgeschickt. Ich ersuche nun den Leser beider Paragraphen der Ebbinghaus'schen Darstellung einmal deren Reihenfolge zu vertauschen und zuzusehen, ob der rein psychologisch-descriptive Paragraph etwas von seinem Werte verliert, wenn man sich ihm den physiologischen nicht vorausgegangenen denkt. Meinerseits habe ich (aus den im §. 22 der großen Ausgabe der Ps. ausführlich dargelegten Gründen) jedesmal in den §. 23 Gehörsempfindungen und §. 24 Gesichtsempfindungen (bei den Empfindungen der niederen Sinne schien mir eine ebenso strenge Gliederung nicht so nöthig und lehrreich als bei jenen beiden höheren Sinnen) immer zuerst unter *A.* nur rein descriptive Psychologie der betreffenden Empfindungen geboten; unter *B.* werden dann den psychologischen Daten die entsprechenden physikalischen zugeordnet, und erst unter *C.* wird hingewiesen auf das physiologische Zwischenglied zwischen dem physikalischen Anfangsgliede, dem »physikalischen Reiz«, und dem psychologischen Endgliede, nämlich der Empfindung als solcher. — Der Leser und Lehrer, welcher aus irgendeinem Grunde mit Physik und Physiologie überhaupt nichts zu schaffen haben und sich auf das Psychologische im allerengsten Sinne beschränken will, kann und wird sich mit dem jeweiligen *A.* begnügen und die Theile *B.* und *C.* einfach ignorieren. Ich glaube freilich, dass er hiemit nicht nur überaus interessante und größtentheils in ausgezeichnetem Maße methodisch gesicherte Ergebnisse der physikalischen und physiologischen Forschung ignoriert hat, sondern ich

glaube auch, dass ein solches Ignorieren dessen, was die physiologische Wissenschaft wirklich für psychologische Einsichten bisher geleistet hat, einen sachlich kaum zu rechtfertigenden Verzicht auf Einsichten bedeuten würde, welche (ganz zu schweigen von ihrem eigenen Erkenntniswerte) auch für eine specifisch philosophische Erfassung dieser nun einmal theils in physischen, theils in psychischen Erscheinungen uns gegebenen Welt im allerbesten Sinne grundlegend sind. —

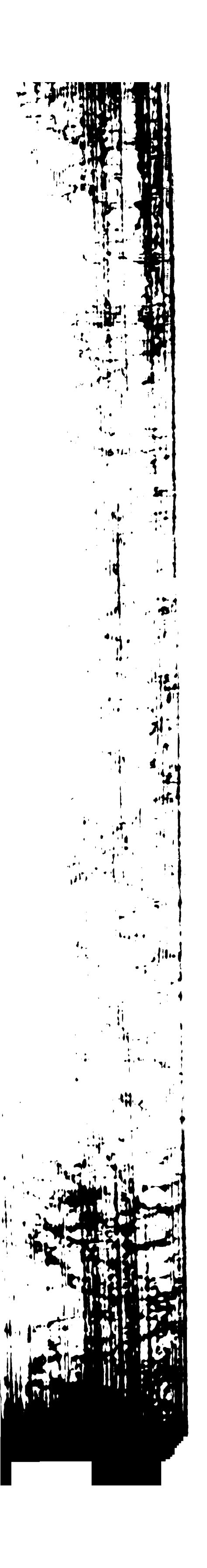
Die bisher erörterten Bedenken des »Zuviel« werden schon an sich einigermaßen compensiert durch folgende Ansicht Dr. Pechniks über ein »Zuwenig«: »Über den Materialismus (S. 17), die hypnotischen Zustände (§. 19), die psychischen Störungen (§. 20), die Hallucinationen (S. 64 u. 68), die Leidenschaften (S. 144), die instinctiven Bewegungen (S. 147), den Ursprung der Sprache (S. 150) sagt der Verf. m. E. zu wenig.« Ich glaube die Zurückhaltung, welche ich mir in der That in allen diesen Punkten auferlegt habe, zunächst summarisch dadurch rechtfertigen zu können, dass es sich hier größtentheils um schon wissenschaftlich mehr oder minder problematische Dinge handelt. So sind die »hypnotischen Zustände« zwar Gegenstand allgemeinster Neugierde, aber der Schulunterricht scheint mir gut daran zu thun, wenn er diese Neugierde eher dämpft als aufstachelt. Warum ich dies meine, wird (außer den Gründen, welche ich in Ps. durch Äußerungen Meynerts und Charcots belegt habe) die Erinnerung an ein Erlebnis aus der Mitte der Achtzigerjahre rechtfertigen: Meine Octavaner luden mich damals ein, einer hypnotischen Production beizuwohnen, welche sie — wie ich eben erst durch diese Einladung zur Kenntnis bekam — untereinander seit längerer Zeit zu veranstalten pflegten. Ich denke nicht zuweit gegangen zu sein, wenn ich den Hypnotiseuren ebenso wie den Medien durch ein ausgiebiges *Quos ego* die Lust zu solchen Experimenten nach besten Kräften verleidete. So sollte denn auch m. E. das Lehrbuch jeden Schein vermeiden, als wollte es durch auch nur einigermaßen ins Detail gehende Mittheilungen über diese bestenfalls auf der Schneide zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit stehenden Thatsachen eine Anleitung dazu geben, wie man — nach Meynerts Worten — Blödsinn künstlich erzeugen, aber keineswegs ebenso sicher wieder heilen kann.

Ähnlich steht es mit den psychischen Störungen. Davon, dass dem Schüler mehr als bloße Mittheilungen von Thatsachen gemacht würden, deren Anschauung ihm hoffentlich für immer erspart bleibt, kann ja ohnedies nicht die Rede sein. Zudem ist die rein psychologische Auffassung und Behandlung der Geisteskrankheiten von der hier competenten ärztlichen Wissenschaft wohl endgiltig verlassen; auf die gegenwärtig bestbeglaubigten psychiatrischen Theorien einzugehen, liegt aber dem Gymnasialunterrichte durchaus fern. — Es ist mir denn auch von anderer Seite geradezu der Wunsch zugekommen, ich möchte von psychischen Störungen in dem Buche überhaupt gar nicht sprechen. Und so wird es denn wohl die rechte Mitte sein, wenn ich mich beschränke auf die Erinnerung an einige der Termini (Melancholie, Tollheit, Wahnsinn, Verrücktheit u. s. f.), welche dem Schüler aus der Alltagssprache völlig

bekannt sind und welche in der medicinischen Wissenschaft sich ein Bürgerrecht erhalten oder durch exacte Umschreibung der einschlägigen Thatsachenkreise sozusagen noch einmal neu erworben hatten. Der Leser und Lehrer, welcher sich übrigens für diese Erscheinungen speciell interessiert, findet in der *Ps.* eine sehr ausführliche Darstellung, bei welcher mir der fachmännische Rath eines Jugendfreundes, der einst Psychologe von Fach gewesen war und jetzt Director einer österreichischen Landesirrenanstalt ist, höchst wertvoll gewesen ist. Aus eben jener Darstellung wird sich der Leser überzeugen, dass, was unsere Psychologiebücher (so auch noch der »alte Lindner«) über die psychologische Seite der Geistesstörungen, z. B. über »fixe Ideen« u. dgl., zu sagen wussten, vor den Augen der gegenwärtigen Psychiatrie keinerlei Gnade mehr findet.

Aus verwandten Gründen würde ich — wie ich glaube — die Zurückhaltung in der Besprechung der »Hallucinationen« und der »instinctiven Bewegungen« rechtfertigen können, darf aber hier nicht mehr gar zusehr ins einzelne gehen. — Über die »Leidenschaften« ließe sich, wie ich nicht leugne, Eingehenderes, Lehrreiches und wenn nöthig Heilsames sagen und ist ja auch oft gesagt worden. Indessen wird es hier wesentlich darauf ankommen, ob die Persönlichkeit des Lehrers eine solche ist, dass sein Wort die Macht besitzt, solche Heilwirkungen auszuüben; das beste Buch geräth in Gefahr, wenn es von Leidenschaft spricht, unwahrhaftig zu scheinen — zum mindesten dem Leidenschaftlichen selbst.

Über den Materialismus scheint mir insofern genug gesagt, als der Appell an die Evidenz der inneren Wahrnehmung, sobald das volle Verständnis für diesen Begriff im Schüler angebahnt ist, zur Widerlegung des Materialismus ausreicht, ohne dass der Lehrer selbst vor einer Büchner-Classe (wie ich deren eine eingangs geschildert habe) sich in das falsche Licht zu setzen braucht, als argumentiere er mit anderen als mit streng objectiven Gründen. Aber auch hier leugne ich nicht, dass der Lehrer, wenn ihm seine Classe persönliches Vertrauen entgegenbringt, seinen Kampf gegen den Materialismus in minder abstracte Formen kleiden kann. Es sei auch hier eine persönliche Erinnerung gestattet: Vor einigen Jahren hörte ich einmal, als in der Psychologiestunde eben auf den Materialismus die Rede kam, aus der Classe das halblaute Wort »Jeder vernünftige Mensch ist Materialist«. Ich reagierte hierauf einfach so, dass ich den Urheber jener Bemerkung aufforderte, sich bis zur nächsten Stunde recht gewissenhaft vorzubereiten, damit er jene Bemerkung als wissenschaftliche These nach allen Regeln der wissenschaftlichen Discussion zu vertheidigen in der Lage sei; zugleich wurde die Corona aufgefordert, sich ganz nach eigener Überzeugung auf die Defension oder aber Opposition in Sachen jener These vorzubereiten. Vor jener nächsten Stunde nun versuchte es der Thesenaufsteller, sich durch eine Art Abbitte aus der Affaire zu ziehen; ich erklärte aber das für gar nicht nöthig, sondern ließ *sine ira et studio* die Discussion ihre Wege gehen, welche denn auch mit einer Gründlichkeit, wie es kein autoritatives Eingreifen meinerseits vermocht hätte, den bescheiden



gewordenen Defendenten schließlich seine völlige Niederlage eingestehen hieß.

Weit principieller als die bisherigen Erörterungen einiger Bemerkungen Pechniks wäre diejenige (S. 176), welche die Haltung meiner Psychologie zum Problem des Urtheils betrifft. Ich brauche aber hier nicht neuerdings meine Stellung zur Brentano'schen Urtheilslehre ausführlich zu präcisieren, da ich es sowohl in wissenschaftlichen Publicationen (so in meiner Monographie »Psychische Arbeit«, 1894, Ztschr. f. Psychol., VIII. Bd., auch in Sonderausgaben bei Leop. Voss, Hamburg, S. 51—53 der Sonderausgabe), wie auch in dem eingangs angeführten Aufsatze dieser Zeitschrift (1890, S. 1115) gethan habe. Ich unterschied dort und unterscheide einen ersten und einen zweiten Hauptsatz der Brentano'schen Urtheilstheorie. Gerade diesen zweiten Hauptsatz, dass alle Urtheile Existenzialurtheile seien, halte ich nicht für richtig.

Ich bin in der bisherigen Erörterung einiger Punkte aus dem wissenschaftlichen Inhalte meiner »Grundlehren« den Anregungen Pechniks gefolgt, schon weil ich in ihnen den ersten zur Publication gelangten praktischen Beitrag zu künftiger Verbesserung des Büchleins mit aufrichtigem Danke zu begrüßen habe. Sollte meinem Büchlein künftighin die Ehre zutheil werden, dass seinen einzelnen Positionen in ähnlicher Weise weitere fachmännische Erörterungen gewidmet werden, so bin ich mit Vergnügen bereit, auch meinerseits die Discussion fortzusetzen. Dass der wissenschaftliche Inhalt der Grundlehren, sowie er in diesem kleinen Buche vorliegt, nicht erschöpfend allen denkbaren Einwendungen hat oder wird gerecht werden oder gar zuvorkommen können, versteht sich bei dem Wesen eines Lehrtextes für Schüler von selbst. Da aber einmal — und in schroffster Weise gerade durch den Instructionsentwurf von 1884 — der psychologischen Wissenschaft ein arger Mangel an gesicherten Resultaten überhaupt zum Vorwurf gemacht wird, so habe ich die breite wissenschaftliche Fundierung, welcher auch ein Schulbuch der Psychologie auf keinen Fall entbehren sollte, eben durch die gleichzeitige Veröffentlichung der großen Ausgabe meiner Psychologie zu schaffen versucht. Dabei konnte in der großen Ausgabe natürlich umsoweniger den in der Wissenschaft noch strittigen Fragen aus dem Wege gegangen werden; wohl aber war beim Herausheben des Textes für die Grundlehren die Abgrenzung des relativ gesicherten gegen den strittigen Wissenstoff umso leichter. Und da nun, wie noch näher zu besprechen sein wird, den Grundlehren der Psychologie schon bis jetzt mehrfach das Bedenken entgegengehalten wurde (dem auch ich mich keineswegs verschließe, s. u. S. 275), dass es nicht möglich sein wird, in einem Schuljahre mit zwei wöchentlichen Stunden diesen reichhaltigen Stoff erschöpfend zu verarbeiten (Pechnik a. a. O.), so durfte wenigsten jene These des Instructionsentwurfes von 1884, dass sich mit dem psychologischen Lehrstoffe »kaum ein Semestercurs« ausfüllen lasse, *a potior* widerlegt sein. Ich leugne nicht, dass jene Stelle des Instructionsentwurfes, welche den Inhalt der psychologischen Wissenschaft als eine

so armseligen hingestellt hat (und welche ihre Zurückweisung schon in dem Worte Meinongs, Über philos. Wiss. u. ihre Propädeutik, S. 88, gefunden hat, die über Stoffmangel »Klagenden hätten den ihnen zu Gebote stehenden psychologischen Stoff mit dem der Wissenschaft vorliegenden verwechselt, und der letztere sei dabei erheblich zu kurz gekommen«), für mich vor nunmehr 14 Jahren die erste Anregung zu dem Wagnis gewesen ist, auch meinerseits eine zusammenhängende Darstellung desjenigen psychologischen Wissenstoffes zu versuchen, welcher mir als der relativ gesichertste gegenwärtige Besitz oder doch als der geeignetste Ausgangspunkt zur weiteren Forschung erschien. Mag es mir nicht als Anmaßung ausgelegt werden, wenn ich auf diese Art die Lehrbuchfrage einmal recht an der Wurzel anfassen zu können meinte. Wünscht einer der Herren Fachgenossen von einer wissenschaftlichen Position, welche dem Schulbuche mehr implicite als explicite zugrunde liegt, sozusagen den Motivenbericht des Verfassers kennen zu lernen, so braucht er nur den zu diesem Behufe absichtlich mit gleichem Titel und gleicher Nummer versehenen Paragraphen der großen Ausgabe aufzuschlagen. Wenn manchmal (z. B. von §. 46 über den psychologischen Ursprung der Raumvorstellungen, von §. 76 über die Hypothese, wie aus ungewollten Bewegungen gewollte entstehen, von §. 77 über den Ursprung der Sprache u. dgl. m.) aus der großen Ausgabe nur sehr wenig in die kleine hinübergenommen wurde, so wollte ich dadurch andeuten, dass nach meiner Ansicht diese schwierigen Dinge überhaupt nicht in den Anfangsunterricht gehören, und wollte zugleich verhüten, dass den Schülern eine scheinbar einfache, in sich aber unhaltbare Theorie geboten werde. Der Schwierigkeit, aus dem wissenschaftlichen Inhalte der gegenwärtigen Psychologie eine dem Schulunterrichte nach jeder Richtung angemessene Auslese zu treffen, war ich mir während der vieljährigen, unter den ungünstigsten äußeren Bedingungen durchgeführten Arbeit nur zu wohl bewusst. Ich habe ja durch mehr als jene 14 Jahre in zahlreichen Fällen die Ehre gehabt, von Herren Fachgenossen befragt zu werden, welche Hauptwerke der psychologischen Literatur der Gegenwart sich etwa für unsere Gymnasial-Psychologie nutzbar machen ließen, um endlich das Herbart-Monopol im österreichischen Psychologieunterrichte zu brechen. Weder Wundt, noch Höffding, noch Külpe u. s. f. schienen mir jenem Schulbedürfnisse nahe genug sich anzupassen, dass man je eine dieser Gesammtdarstellungen hätte zugrunde legen können. Ich weiß aber auch, dass es erst nach den Erfahrungen mehrerer Jahre möglich sein wird, bis auch nur ich selbst ein Urtheil darüber habe, ob die große Ausgabe meiner Psychologie dem Schulunterrichte derselben mittelbar wirklich hat nützlich werden können. Doch wie es auch sei — ich bitte dringendst alle Herren Fachgenossen und etwaige sonstige Leser der vorstehenden wie der nachfolgenden Bemerkungen über meine eigenen Bücher diese Bemerkungen nur als eine rückhaltlose Aussprache zwischen Fachgenossen darüber, was ich mit meinen Büchern gewollt (also im Sinne einer ausführlicheren Vorrede), nicht was ich mit ihnen etwa erreicht habe, auffassen zu wollen. Vertrauensvoll lege ich das Urtheil über diese

letztere Frage ebenfalls wieder meinen Herren Fachgenossen in die Hand, welche durch die überaus freundliche Aufnahme meiner Grundlehren der Logik mir den schönsten, ja einzigen Lohn dafür verschafft haben, dass ich es mit unserer philosophischen Propädeutik — wie ich ohne Unbescheidenheit sagen darf — ernst und gut meine.

II. Zum Anhange „Zehn Lesestücke aus philosophischen Classikern".

Schon im ersten Aufsatze „Zur Reform der philosophischen Propädeutik" (in dieser Zeitschr. 1890, S. 1121) habe ich angeführt, wie sich aus dem Inhalte der Stücke selbst ergebe, dass das I., II., IV., die fünf ersten Absätze des V., das VI. und VII. Stück im Logikjahre, die übrigen im psychologischen Unterrichte zu besprechen sein werden, dass aber bei einigen auch zu einer Besprechung in beiden Jahren unter verschiedenen Gesichtspunkten Gelegenheit sein wird. In dieser Weise ließen sich, zum Theile wiederholend, dem psychologischen Lehrstoffe folgende Stücke einfügen: I. Descartes, Über die Evidenz der inneren Wahrnehmung; II. Locke, Über den Ursprung der Vorstellungen aus der äußeren und der inneren Wahrnehmung; III. Locke, Über primäre und secundäre Qualitäten; V. Hume, Dass die Causalvorstellung auch nicht durch innere (so wenig wie durch äußere) Wahrnehmungen gegeben ist; VIII. Kant, Über den Raum; IX. Augustinus, Über die Zeit; X. Aristoteles, Über das höchste Gut.

Hinsichtlich meiner persönlichen Stellungnahme zum sachlichen Inhalte jener Stücke habe ich den Andeutungen und Begründungen, warum ich zwar alle Stücke für hervorragend geeignet halte, in philosophisches Denken einzuführen, ohne sie für inhaltlich unanfechtbar zu halten, nichts wesentlich Neues hinzuzufügen. Diejenigen Herren Fachgenossen, welche es vielleicht schon versucht haben, z. B. das VIII. Stück, nämlich die vier psychologischen Hauptargumente Kants für seine Raumtheorie, durchzunehmen, werden ja wohl inne geworden sein, wie dieses Kant'sche Stück, trotzdem es nur anderthalb Seiten umfasst, für mehrere Schulstunden sehr ausgiebigen Stoff zur Discussion gibt; meinerseits glaube ich, wie gesagt, dass kein einziges jener Argumente unwiderleglich ist.

Nur auf einen Punkt möchte ich eingehen: dass überhaupt nur ein einziges Stück, das X., von Aristoteles „Über das höchste Gut" (welches ich mir im Anschlusse an §. 65 meiner Psychologie, „Begriff des Glückes", durchgenommen denke) der sogenannten „praktischen Philosophie" angehört, die ersten neun dagegen durchaus der theoretischen Philosophie, nämlich der Logik mit einschlägigen Anregungen zur Erkenntnistheorie, sowie der Psychologie des Intellects. Ein Berichterstatter (Wissenschaftliche Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung, 12. Januar 1898, unterzeichnet Sr., wie ich höre Schulrath Sander in Bremen) hat unter voller principieller Billigung meines Unternehmens solcher Lesestücke an jener Auswahl Anstoß genommen, z. B. sich gewundert, dass nur Aristoteles, nicht aber Plato zu Worte komme. Ich kann jene Auswahl wohl

leicht rechtfertigen: Plato wird ja ausgiebig schon im übrigen Unterrichte behandelt, und es liegt nur am Lehrer, ob er dabei neben der philologischen auch die philosophische Seite der Plato-Lectüre ausgiebig zur Geltung bringen will (vgl. hiezu unter IV. den Vorschlag Prof. Jedls); von Aristoteles dagegen lernen unsere Gymnasiasten nichts als den Namen kennen. Was aber die andere Seite der Stoffwahl, nämlich die vorwiegende Betonung von Problemen der theoretischen Philosophie betrifft, so leitete mich hiebei die Erwägung, dass ästhetische und auch ethische Dinge ohnedies schon jetzt sowohl im altclassischen wie im deutschen Unterrichte mit einem unvergleichlich größeren Zeitausmaße vertreten sind, als es dem ganzen Propädeutikunterrichte überhaupt zur Verfügung steht. Der öfters gemachte Vorschlag also, z. B. die ästhetisch-philosophischen Schriften Lessings, Herders, Schillers zum Gegenstande der philosophischen Lectüre zu machen, brauchte nicht erst durch meine »Lesestücke« verwirklicht zu werden. Dagegen hatten die von mir in meinem Büchlein »Zehn Lesestücke« gewählten Gegenstände bisher keine ihrer Wichtigkeit irgend angemessene Vertretung im Unterrichte gefunden. Ich darf denn auch heute noch dasjenige, was ich in meinem Propädeutik-Programme 1884 (S. 80—94) über die Auswahl einer passenden philosophischen Originallectüre gesagt habe, im Hinblicke auf die bisher mit meinen »Zehn Lesestücken« gemachten Erfahrungen in allen wesentlichen Punkten aufrecht erhalten.

Ich hatte damals eine solche erste Anleitung zur philosophischen Lectüre als Verwirklichung des durch die Instructionen von 1856 angeregten, aber seither, wie es schien, ganz in unverdiente Vergessenheit gerathenen Gedankens zu einer über Logik und Psychologie als solche hinausweisenden »Einleitung in die Philosophie« empfohlen. Dadurch, dass jene »Zehn Lesestücke« bald eine zweite Auflage erfuhren, ist mir ein Beweis gegeben, dass sich jener Versuch auch im Unterrichte der Herren Fachgenossen bewährt haben muss. Überdies aber hat in der eingangs angeführten Rede auch der Unterrichtsminister unter den wesentlichen Momenten des Fortschrittes, den der Propädeutikunterricht seit 1884 gemacht hat, gerade hingewiesen auf den Versuch, »den Lehrstoff .. insbesondere durch philosophische Lectüre zu beleben«. — Da meines Wissens ein anderer Versuch, den Unterricht durch Originallectüre zu beleben, außer in den »Zehn Lesestücken« nicht gemacht worden ist, so durfte ich in der angeführten Stelle die Anerkennung sehen, dass das »Was« und das »Wie« der von mir versuchten Bereicherung des Propädeutikunterrichtes die Billigung der obersten Unterrichtsbehörde gefunden hat. Ich denke, der philosophische Unterricht am Gymnasium wird auch fernerhin auf das Streifchen eroberten Gebietes nicht mehr zu verzichten brauchen. Dass dieses Gebiet aber vielleicht noch fruchtbarer bebaut werden kann, als es durch die von mir getroffene Auswahl gerade jener zehn Stücke geschehen ist, will ich natürlich keineswegs in Abrede stellen; und wollten die geehrten Herren Fachgenossen, wenn sie nunmehr auch im Psychologieunterrichte die in ihn einschlägigen Stücke mit den Schülern durchzuarbeiten Gelegenheit gehabt haben, mir

ihre Beobachtungen und an sie sich knüpfenden Rathschläge freundlich zukommen lassen, so wäre ich ihnen hiefür so aufrichtig dankbar, wie für jede andere meinem Propädeutikunternehmen gewidmete fachmännische Mitwirkung.

III. Lehrtext und Übungen. Schulunterricht und häusliche Vorbereitung.

Ich habe in dem gleichbetitelten Abschnitte (in dieser Zeitschr. 1890, S. 1124) von dem öffentlichen Geheimnisse zu sprechen gehabt, dass in unserem Propädeutikunterrichte das — *horribile dictu* — »Auswendiglernen« eine Rolle spiele, welche durch die dort aus meiner Erfahrung mitgetheilte tragikomische Geschichte von dem Septimaner, der sich vor jeder Logikstunde von seiner Mama die Lection abfragen ließ, mehr als zur Genüge charakterisiert ist. Ich habe dort eingestanden, dass ich eben diesem unwürdigen Zustande durch die Art der Textierung meines Logikbuches ein Ende zu machen bestrebt war. Und ich habe nun jenem Geständnisse hinzuzufügen, dass ich mich von dem gleichen Bestreben auch bei der Abfassung der »Grundlehren der Psychologie« habe leiten lassen: ich wollte den Lehrtext so formen, dass an ein »Auswendiglernen« der einzelnen Paragraphen von vornherein gar nicht zu denken sei. Es kam mir deshalb keineswegs unerwartet, als ich von einzelnen Seiten — denen, wie ich hinzufügen darf, schon jetzt eine überwiegende Majorität gegentheilig Urtheilender gegenübersteht — die Textierung der »Grundlehren der Psychologie« als »schwierig« und namentlich für angehende Lehrer im Unterrichte »unbequem« bezeichnen hörte. In der That, ich gebe zu, dass sich die kurzen Absätzchen, in die ich namentlich die ersten Paragraphen des Buches zerfällt habe, weder auswendig lernen noch auswendig hersagen lassen dürften; oder dass doch ein solches Haften am Wortlaute höchstens bei einigen Grundbestimmungen (etwa den fünf Punkten des §. 2) einen Sinn haben könnte.[1])

Auf die Gefahr hin, dass ich mit meiner bedingungslosen Ablehnung des mechanischen Auswendiglernens, als einer der philosophischen Propädeutik ganz besonders unwürdigen Lehrform, nach wie vor im Unrecht sei, erlaube ich mir an dieser Stelle noch einmal positiv und

[1]) Ich gebe ebenso gern zu, dass ein glattes Vor- und Nachsagen des Lindner'schen Textes ungleich näherliegt; es sei mir aber — so ungern ich sonst (aus den schon oben S. 262 angedeuteten Gründen) mir ein Urtheil über die wissenschaftlichen und didaktischen Eigenschaften der bisher approbierten Lehrbücher anmaße — das eine Geständnis erlaubt, dass ich mir überhaupt nie ein rechtes Bild davon habe machen können, wie der Lindner'sche Text, namentlich in den späteren Partien, z. B. über ästhetische, moralische Gefühle u. dgl., anders als durch Auswendiglernen und Hersagen der Wörter und Phrasen im Unterrichte »durchgenommen« werden könne; ich vermisse eben hier die Gliederung in Einzelfragen, wie sie sich dem Fachmanne immer und immer wieder neu aufdrängen und auch dem Anfänger als Einzelfragen dargeboten werden sollten.

concret auszusprechen, welche Lehrform mir bei Abfassung meiner »Grundlehren der Psychologie« vorgeschwebt hatte. Dass ich hiemit allen denjenigen verehrten Herren Fachgenossen, welche selbst schon einen wirklichen Unterricht der philosophischen Propädeutik ertheilt haben, nichts Neues zu sagen habe, versteht sich mir von selbst. Vielleicht aber sind einige Mittheilungen über die Art, wie ich selbst seit 20 Jahren Psychologie zu lehren mir angewöhnt habe, deshalb hier am Platze, weil eben aus dieser meiner persönlichen Auffassung von den Zwecken und Mitteln eines ersten Psychologieunterrichtes sich mir Inhalt und Form meiner »Grundlehren« ergeben haben. Da ich natürlich selbst noch nicht Gelegenheit gehabt habe, nach den soeben erst approbierten »Grundlehren der Psychologie« zu unterrichten, beschränke ich mich mit den weiteren Mittheilungen auf einige Proben davon, wie der ausgewählte Stoff verarbeitet werden könnte und vielleicht sollte, damit nicht sosehr die Quantität als vielmehr die Qualität des psychologischen Unterrichtes dem Zwecke dieses Unterrichtes mehr als nur dem Scheine nach entspreche.

Ich kann die Antwort auf dieses »Wie?« in ein Wort zusammendrängen: Beispiele! Ich komme damit immer und immer wieder auf das zurück, was ich zuerst in meinem Propädeutik-Programme und zuletzt im Vorwort zu den »Grundlehren« gesagt habe; um es aber noch einmal concreter zu sagen: Während des vergangenen Schuljahres, da statt eines Lehrbuches gewissermaßen nur sein Inhaltsverzeichnis für meine Schüler den Lehrtext bildete, hat sich der Unterricht, speciell das »Examinieren«, dem ich eben damit zugleich freilich einen interessanteren und fruchtbareren Charakter als den eines bloßen Abfragens zu geben bemüht war, beinahe regelmäßig so gestaltet: Ich fragte zunächst (auf die Gefahr hin, dass strenge pädagogische Theoretiker eine solche Fragestellung zu wenig präcis finden): Worüber haben wir das letztemal gesprochen? Als Antwort wurde der Paragraphentitel genannt. Darauf ich: Beispiele! Von den »Schwächeren« hörte ich nun freilich in der Regel die nämlichen Beispiele, welche ich selbst angeführt hatte (manchmal natürlich auch gar keine, was dann unter Umständen ein genügendes Substrat für ein Nichtgenügend lieferte); die einigermaßen Strebsamen und Geschickten brachten aber gar manches selbständige Beispiel. Richtig, d. h. nach jeder Richtung unter die in Rede stehenden Begriffe sich einfügend, waren solche Beispiele natürlich keineswegs immer, aber das »*Ex errore ducimus*« bewährte sich hier fast immer vollständig; und so waren wir durch voll wie durch minder gelungene »Beispiele« fast immer auf eine halbe, auf die ganze, ja gelegentlich auf mehrere Stunden mit einem Besprechungsgegenstande versorgt.

Ich sehe voraus, dass man eine solche Lehrform für allzu frei erklären wird, und ich will sie auch keineswegs bedingungslos empfohlen haben; schon deshalb nicht, weil sich der Unterricht von Stunde zu Stunde in einer für den Lehrer größtentheils unberechenbaren Weise jedesmal neu gestaltete, weshalb auch ein concreter Bericht über den Verlauf solcher Stunden sich selbst nur in einzelnen Beispielen geben ließe, mit denen dann einem anderen Lehrer sogleich wieder nicht ge-



[illegible] als Ausgangspu[nkt] [illegible] der Lehre einigermaßen [illegible] der Propädeutik lie[illegible] [illegible] einmal den Le[illegible] [illegible] zwei und nicht zwe[illegible] [illegible] als Ganzes betracht[illegible] [illegible] zeigen und i[illegible] [illegible] der aufgewende[illegible] [illegible] mir dereinst n[illegible] [illegible] zu veröffentlichen [illegible] [illegible] haben werde, n[illegible] [illegible] und so Erfahrung[en] [illegible] zu sammeln.

[illegible] Grund anfüh[ren] [illegible] auf den Pro[illegible] [illegible] angeführt, wa[illegible] [illegible] der Psycholog[ie] [illegible] überhau[pt] [illegible] Lehrstoff [illegible] [illegible] Phänome[ne] [illegible] diesen Stoff [illegible] anderes Le[illegible] [illegible] gleich[illegible] [illegible] »Form« sch[illegible] [illegible] gehören [illegible] [illegible] nicht mi[illegible] [illegible] wertvoll[illegible] [illegible] erklärt wird, [illegible] [illegible] getr[illegible] [illegible] zu wahren u[nd] [illegible] rufe ich d[illegible] [illegible] Propädeutik an; i[illegible] [illegible] Ausführunge[n] [illegible] Propädeutik in d[illegible] [illegible] indem i[ch]

[illegible] »Zur Propädeutik-Frage [illegible] »Logik und Psych[ologie] [illegible] einheimisch ist [illegible] je zwei Stunde[n] [illegible] in der obersten Class[e] [illegible] dem Instructions [illegible] ohne alle Frage ermüdende [illegible] von einem Vortrag [illegible] still sitzen und a[illegible] [illegible] Durchsprechen und Durch[illegible] [illegible] mit den Schülern, ein Eingehen [illegible] zu denen man, wo sie sich [illegible] den Anlass zu geben hat, [illegible] Behandlung des Gegen[standes] [illegible]

die vollständige Lesung von Bonitz' Ausführungen in den Jahrgängen 1855 und 1856 dieser Zeitschrift neuerlich namentlich allen jüngeren Herren Fachgenossen empfehle, nur meiner Freude darüber Ausdruck geben, dass wir mit unserer philosophischen Propädeutik wenigstens in dieser Hinsicht noch nicht über das Jahr 1856 hinaus sind ...

Am liebsten schlösse ich mit dieser Berufung auf Bonitz die vorliegenden Andeutungen; doch darf ich mir nicht verhehlen, dass Bonitz dort ein Ideal gezeichnet hat und dass die realen Unterrichtsbedürfnisse bis zum heutigen Tage mit Nöthen zu kämpfen haben, welche größer sind, als sogar die Organisatoren unseres Gymnasiums am Anfang der zweiten Hälfte unseres nun zu Ende gehenden Jahrhunderts sich als künftig noch möglich hätten eingestehen mögen. — Aber dürfen wir, wie groß uns auch der Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit erscheinen mag, die Kluft anders zu überbrücken suchen, als indem wir uns dem ersehnten Besseren anzunähern suchen — nicht etwa das erreichte Gute verzagend von uns werfen?! Und viel ist ja nach den eingangs angeführten Versicherungen des Unterrichtsministers sogar in der Zeit von 1884 – 1897 erreicht worden. — Anknüpfend an Bonitz' Empfehlung einer freieren Lehrform möchte ich, was die Förderung einer solchen speciell durch das Lehrbuch betrifft, nur noch auf eines, was sich beim „Durchnehmen" des Buches hoffentlich von selbst ergeben wird, aufmerksam machen und komme damit zugleich auf das Bedenken wegen der allzu großen Reichhaltigkeit des Stoffes zurück: ich meine und hoffe nämlich, dass es sich namentlich bei den späteren Partien des Buches in der Gefühls- und Willenslehre ergeben wird, wie hier gerade die wichtigsten und dem Leben am nächsten stehenden Lehren schon gar nicht dazu da sind, „auswendig gelernt", ja vielleicht überhaupt nicht einmal „gelernt" zu werden. Ich führe als Beispiel die Stelle aus Willmann (S. 130) an, die schöne Charakteristik des „Gebildeten": nämlich entweder der Schüler liest diese Stelle in einer stillen Stunde mit Sammlung und dann gewiss auch mit Gewinn, oder aber sie ist überhaupt nicht für ihn geschrieben, und sie trotzdem zu „lernen" würde ihm sicherlich nichts nützen. Ähnlich dachte ich mir, dass, was (S. 165) über Erziehung seitens des „Lebens" und über Selbsterziehung gesagt ist und an dem Beispiel aus Franklins Autobiographie ins Concretere ausgeführt wurde, in dem nach wenigen Wochen oder Tagen für „reif" zu erklärenden Schüler als ein schon Bekanntes anklingen und Widerhall finden muss — dass es aber nie und nimmer zu einer „Mehrbelastung" des Schülers führen kann. Will man mein Buch mit einigermaßen wohlwollendem Blick von diesem Gesichtspunkte aus durchsehen, so dürfte sich so manche von den 168 Seiten als für die Überbürdungsfurcht völlig harmlos darstellen. Vielleicht allerdings habe ich etwas idealere Verhältnisse, als sie augenblicklich bestehen, vorausgesetzt und anticipiert, wenn ich mir schmeichelte, dass ein Octavaner in seinem Lehrbuch auch einmal ruhig „lese"; und leicht ist es ja einem Lehrbuchverfasser heutzutage, wo die Parole „Kurze Lehrbücher!" noch in Kraft

steht, keineswegs gemacht, ein Schulbuch auch lesbar, nicht nur lernbar zu machen. Bekanntlich ist hiemit an ein zur Zeit noch ungelöstes Problem gerührt: an das des Verhältnisses zwischen mündlichem (dialogisch sein sollenden!) Unterricht und Lehrbuch; namentlich sind von den vier Forderungen: — der Lehrer hat sich streng ans Buch zu halten, das Buch muss möglichst kurz sein, der Unterricht muss möglichst lebensvoll und das Buch muss sich im leichten Fluss lesen lassen —, mindestens je zwei mit einander sicher unverträglich. Meinerseits glaube ich, dass Unterricht und Buch überhaupt sehr verschiedene Aufgaben haben und daher auch verschieden beschaffen sein müssen; ich pflege das so auszudrücken: der mündliche Unterricht muss seinen Gegenstand in flüssiger, das Buch muss ihn in fester Form darbieten. Das Gleichnis in streng allgemeine Formeln zu kleiden, ist hier nicht der Ort und würde für verschiedene Unterrichtsfächer wohl auch nur in stark differierendem Sinne möglich sein. Indes wenn ich es auch schon nicht allen Herren Fachgenossen und vor allem mir selber mit der Formulierung des psychologischen Lehrstoffes nicht völlig recht gemacht habe, so darf ich doch aus dem schmeichelhaften Urtheile Matthias', dass sich das Büchlein sogar für den deutschen Unterricht eigne, wenigstens die Beruhigung schöpfen, es werde nicht etwa die Form des Buches seinem Inhalte in den Augen der Schüler geradezu abträglich sein. Doch auch in dieser Hinsicht bitte ich die geehrten Herren Fachgenossen herzlich und dringend um gütige Mittheilung ihrer Beobachtungen und darauf gegründete Rathschläge.

Bayreuth, August 1898. Alois Höfler (Wien).

(Schluss folgt.)

Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich mit Einschluss der gewerblichen Fachschulen und der bedeutendsten Erziehungsanstalten bearbeitet von J. Neubauer und J. Diviš. 12. Jahrgang 1899. Wien u. Prag, Tempsky 1899. gr. 8°, X u. 396 SS.

Wenn wir dieses als unentbehrlich anerkannte Handbuch hier erwähnen, so geschieht dies hauptsächlich darum, um zu constatieren, dass die Herausgeber bemüht waren, die möglichste Correctheit und Vollständigkeit anzustreben. Es wäre sehr wünschenswert, dass alle, welche das Buch gebrauchen, wenn sie auf ein Versehen stoßen oder einen Mangel bemerken, dies den Herren Herausgebern mittheilen wollten. Solche Mittheilungen über Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten können an Director Dr. J. Diviš, die über andere Anstalten an Professor J. Neubauer in Elbogen gerichtet werden.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Bemerkungen zu Xenophons Anabasis. Von Wilhelm Gemoll. Besonderer Abdruck aus dem 23. Supplementband der Jahrbücher für classische Philologie. Leipzig, Teubner 1897. S. 539—578. gr. 8°. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Die Ausführungen G.s gehen von Hugs Text aus und sind hauptsächlich bestimmt, die Änderungen, welche der Verf. in seiner eigenen bei Teubner erschienenen Ausgabe der Anabasis geschaffen hat, zu rechtfertigen. Es handelt sich um zwei Hauptpunkte, die Gestaltung des Dialects und die Verwertung der Haupthandschrift C pr. In beiden Punkten ist ihm Hug nicht selbständig genug; im ersteren hängt er nach G.s Ansicht zu sehr von Cobet ab, im letzteren von der Vulgata. Der Verf. hat seine Ansichten hierüber bereits in den Beiträgen zur Kritik und Erklärung von Xenophons Anabasis I. II. 1888. 1889 (Kreuzburg), 1890 (Liegnitz) zu begründen gesucht und bemerkt nunmehr nur noch, dass ihn immer erneutes Studium der Schriften Xenophons und der attischen Inschriften darin nur bestärkt hat. Durch die diesmaligen Bemerkungen hofft er recht viele Mitforscher zu überzeugen. Die Abhandlung ist in folgender Weise disponiert: I. Grammatisches (wo die gegebenen Bemerkungen nach den Rubriken der Grammatik geordnet sind). II. Textkritisches. *A.* Vertheidigung handschriftlicher Lesarten. *B* Conjecturen. *a*) Fremde in den Text aufzunehmende Conjecturen. *b*) Eigene Conjecturen.

Wien. J. Golling.

W. Christ, Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians. 3. verm. u. verb. Aufl. Mit 28 Abbildungen. (Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft, herausgegeben von J. Müller. 7. Band.) München, C. H. Beck 1898. gr. 4°, XIII u. 945 SS.

Die 1. Auflage dieses trefflichen und weit verbreiteten Buches erschien 1888, die 2. schon nach zwei Jahren 1890. Nun liegt uns die 3. Auflage vor, welche gegenüber der 2., die 770 Seiten mit 24 Abbildungen umfasste, eine bedeutende Vermehrung zeigt. Der Verf. äußert sich in der Vorrede dahin, dass er wohl die Klagen über die neuen Auflagen und das Veralten der früheren, wie man sie so häufig zu hören

bekommt, zu würdigen wisse, dass aber bei den ungemeinen Fortschritten in der Wissenschaft und der großen Bereicherung, welche die griechische Literatur durch die Funde der letzten Zeit erfahren hat, das Buch vielfach eine neue Bearbeitung und Erweiterung erfahren musste. Und in der That muss man ihm bezeugen, dass er keine Mühe gespart hat, um das Buch in jeder Hinsicht zu vervollkommnen. Es ist ein vortreffliches Nachschlagebuch, dessen sich auch der Gelehrte mit großem Nutzen bedienen wird. Für die Studierenden an der Universität wäre allerdings ein Handbuch der griechischen Literaturgeschichte, das einen erheblich kleineren Umfang hätte und leicht zu erwerben wäre, sehr wünschenswert. In diesem könnte die spätere Literatur in kurzer Weise behandelt werden. Dass ein solches Buch nicht vorhanden ist, muss man im Interesse der Studierenden lebhaft bedauern. Auch für die Schüler der obersten Classen des Gymnasiums würde es eine sehr passende Lectüre bilden.

Über Bedeutung und Verwendung der Präpositionen ob und propter im älteren Latein. Eine lexikalisch-semasiologische Untersuchung von Dr. Karl Reissinger, Gymnasialassistent. Progr. des k. human. Gymnasiums in Landau am Schlusse des Schuljahres 1896/97. Landau, Buchdruckerei K. u. A. Kaussler 1897. gr. 8°. 82 SS.

Der Verf. nennt seine Arbeit eine lexikalisch-semasiologische Untersuchung, d. h. er betont neben dem historischen Gesichtspunkte den semasiologischen mit wohl berechtigter Entschiedenheit und folgt in letzterer Beziehung Heerdegens Grundsätzen. Was die Grammatiker und Lexikographen in alter und neuer Zeit über die zu behandelnden Präpositionen gelehrt haben, wird zunächst zusammengestellt und sodann *ob* nach Etymologie und Gebrauch von der ältesten Latinität bis in die Zeit Ciceros verfolgt: S. 12—60, alsdann *propter* nach den gleichen allgemeinen Gesichtspunkten wie *ob* und nach den besonderen, die sich für dasselbe als Concurrenzwort des causalen *ob* als nothwendig ergeben, behandelt: S. 61—81. — Die Arbeit darf als eine durchaus mustergiltige, für Lexikographie und Grammatik bedeutsame Leistung bezeichnet werden. Vielleicht wird dem Verf. der Hinweis auf A. Kunzes Sallustiana, 3. Heft (Leipzig 1897), S. 18 f. nicht unwillkommen sein: dort ist die Literatur über den Gebrauch der beiden Präpositionen in der nachclassischen Latinität, den R. noch zu behandeln gedenkt, kurz zusammengestellt.

Wien. J. Golling.

Ćwiczenia łacińskie dla klasy czwartej (Lateinisches Übungsbuch für die IV. Classe). Von Franz Próchnicki, Director des k. k. V. Staats-Gymnasiums in Lemberg. 2. Aufl. Lemberg, Verlag des Vereins von Lehrern an höheren Schulen 1897. 8°, V u. 207 SS. Preis geb. 1 fl.

Im Anschlusse an die 5. und 6. Auflage des die Syntax behandelnden zweiten Theiles der lateinischen Schulgrammatik von Samolewicz-Sołtysik bietet Próchnickis Buch, welches nunmehr nach neun Jahren in 2. Auflage erschienen ist, aus Einzelsätzen bestehende und zusammenhängende Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Polnischen ins Lateinische. Sowohl die losen Sätze als auch die zusammenhängenden Stücke lehnen sich zum größten Theile an Cäsars Denkwürdigkeiten vom gallischen Kriege an und zeichnen sich ebenso durch Reichthum des Inhalts wie durch Correctheit der Sprache aus. Die ersten 15 Nummern bestehen aus zusammenhängenden Übungsstücken und dienen zur Wiederholung

der Casuslehre, die folgenden 115 Stücke, enthaltend 71 zusammenhängende und 44 zusammenhanglose Übungsaufgaben, sind bestimmt, dem Schüler die Hauptregeln der lateinischen Verbalsyntax einzuprägen, die letzten 41 zusammenhängenden Übungsstücke bezwecken eine gründliche Wiederholung des ganzen grammatischen Pensums der Quarta. Es möge mir gestattet sein, die Einrichtung des Buches an einem Beispiele darzulegen. Ich wähle zu diesem Ende die Lehre von den Nebensätzen, welche folgendermaßen behandelt wird: 51. (Übungsstück.) Finalsätze Samol.-Soit., Lat. Schulgr. II (5), 6 §§. 92–94). 52. Fortsetzung. 53. Consecutivsätze (Gr. §§. 96 u. 97). 54. Quominus- und Quin-Sätze (Gr. §§. 95 u. 98). 55. Zur Wiederholung (von Nr. 51—54). Diesen fünf aus losen Sätzen bestehenden Aufgaben folgen (Nr. 56–63) zusammenhängende Stücke, von denen drei (Nr. 56–58) an die Lectüre Cäsars anknüpfen. 64. Condicionalsätze (Gr. §§. 99—102). 65. Temporalsätze (Gr. §§. 110 u. 107). 66. Fortsetzung (Gr. §§. 109 u. 108). 67. Concessivsätze (Gr. §. 103). 68. Causalsätze (Gr. §§. 105 u. 106). 69. Zur Wiederholung (von St. 64—68). 70. Schluss; es folgen neun Erzählungen, von denen die ersten vier auf Caesars Commentarii de bello Gallico Bezug haben. 80. Comparativsätze (Gr. §. 104). 81. Relativsätze (Gr. §. 111). 82. Indirect abhängige Sätze (Gr. §. 112 u. 113). 83. Interrogativsätze (Gr. §§. 114—119). 84. Zur Wiederholung (von St. 80—83). 85.—93. Zusammenhängende Übungsstücke, von denen die vier ersten die Schullectüre berücksichtigen. Die Zahl der zu einem Übungsstücke vereinigten Einzelsätze richtet sich je nach der Wichtigkeit oder Schwierigkeit der einübenden grammatischen Regel, bezw. Regeln und schwankt, z. B. in den Nr. 51—54, zwischen 13—20, in den zur Wiederholung einer absolvierten Partie aus der Grammatik dienenden Übungsbeispielen finden wir eine größere Anzahl Einzelsätze, z. B. Nr. 55 weist deren 29 auf. Die zusammenhängenden Stücke füllen durchschnittlich wenig mehr als eine halbe Druckseite von 39 Zeilen und lassen sich in einer Stunde zur Noth bewältigen. — Die Anmerkungen, welche in der 1. Auflage unter den betreffenden Übungsstücken angebracht waren, sind jetzt zu einem besonderen Anhange (S. 129—135) vereinigt und bieten neben stilistischen Bemerkungen Übersetzungshilfen oder Verweisungen auf die oben genannte lateinische Schulgrammatik. — Das Wörterbüchlein (S. 137—207) ist sehr gewissenhaft und gründlich gearbeitet und lässt, nach Stichproben zu urtheilen, den Schüler nie imstiche. — Die Übungsstücke, die Anmerkungen zu denselben und das Wörterbüchlein haben in der 2. Auflage irgendwelche nennenswerte Änderung nicht erfahren. Möge das gut ausgestattete Büchlein auch in Hinkunft zur Förderung des Lateinunterrichtes in Quarta das Seinige beitragen!

Kolomea. Z. Dembitzer.

Močniks Geometrische Anschauungslehre für Untergymnasien, bearbeitet von Johann Spielmann. II. Abth. (für die III. u. IV. Classe). 20. veränd. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1899.

Die vorliegende Bearbeitung des seit so vielen Jahren auf der Unterstufe des geometrischen Unterrichtes verwendeten Lehrbuches kann als eine sehr zweckmäßige bezeichnet werden. Die an verschiedenen Stellen hinzugefügten Ergänzungen sind durchaus gut angebracht und von der Art, dass durch sie die Brauchbarkeit des Buches erhöht wird. Insbesondere zu billigen ist es, dass in der Körperlehre auch des schiefen Cylinders und des schiefen Kegels erwähnt und das in eine Ebene abgewickelte Netz dieser beiden Körper in der Zeichnung gebracht wird, da einerseits in den meisten Lehrbüchern darüber mit Stillschweigen hinweggegangen und andererseits erfahrungsgemäß bei den Schülern

zumeist eine irrige Anschauung über die Gestalt dieser Netze angetroffen wird. Die in den früheren Ausgaben enthaltene kurze Darstellung der Lehre von den Kegelschnittslinien wurde nicht herübergenommen.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

Meyers Kleines Conversations-Lexikon. 6. gänzlich neu bearb. u. verm. Aufl. Leipzig u. Wien, Verlag des Bibliogr. Institutes 1898. 1. Band. gr. 8°. 883 SS.

Der erste Band dieses allgemein bekannten und weitverbreiteten Werkes umfasst die Artikel »A—Golther« und bietet neben dem Texte 7 Tafeln in Farbendruck, 39 Holzschnittafeln, 26 Karten und 41 Textbeilagen. Das ganze Werk wird in drei Bänden mit circa 2700 Seiten Text und 165 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne und circa 100 Textbeilagen enthalten. Der Preis ist mit je 30 Pf. für eine jede Lieferung (es werden deren 80 sein) und mit je 10 Mk. für jeden der drei Bände (in Halbleder gebunden) angesetzt. Die Ausstattung ist vortrefflich, der Preis sehr billig. Dass in der neuen Auflage die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft und der Statistik verwertet sind, wird einem jeden die Durchsicht auch nur einiger Artikel, die besonders in Betracht kommen, zeigen. Das Werk kann daher bestens empfohlen werden.

Mayrhofers Handbuch für den politischen Verwaltungsdienst. 5. Aufl. Wien, Manz'sche Verlagsbuchhandlung 1898.

Der vor kurzem abgeschlossene IV. Band des allgemein bekannten und geschätzten Werkes enthält auf S. 905—1055 einen Abriss über das Mittelschulwesen,[1]) vom Ministerialsecretär Dr. Franz Krappel verfasst. Er enthält nebst einer historischen Skizze beider Mittelschulgattungen eine sorgfältige Zusammenstellung aller Gesetze, Verordnungen und Erlässe, soweit sie jetzt noch für die Gymnasien und Realschulen Giltigkeit haben. Für die Eintheilung war das Schema des Organisations-Entwurfes maßgebend. Diese Darstellung des österreichischen Mittelschulwesens (im Anhange werden auch die Mädchen-Lyceen behandelt) entspricht einem allgemeinen Bedürfnisse, da ja Marenzellers Normaliensammlung nicht bis in die neueste Zeit fortgeführt ist und dieselbe neben den noch giltigen Normen auch längst außer Kraft gesetzte enthält. Der Vortheil der Krappel'schen Zusammenstellung liegt auf der Hand. Leider ist dieser Abschnitt vorläufig nicht separat erhältlich, doch scheint alle Aussicht vorhanden zu sein, dass nach Abschluss des ganzen Handbuches die Verlagsbuchhandlung sich entschließt, im Interesse der Schulbehörden die die einzelnen Schulgattungen behandelnden Theile abgesondert erscheinen zu lassen. Dies läge wohl auch im Interesse der Verlagsbuchhandlung selbst.

Die Darstellung des Mittelschulwesens verdient alle Anerkennung und die Beachtung aller Mittelschulkreise.

[1]) In den Heften 58, 60, 64, welche angeblich separat vergeben werden.

Willmann, Dr. Otto, Über die Erhebung der Pädagogik zur Wissenschaft. 22. Heft der Sammlung von Jos. Pötsch: Pädag. Vorträge und Abhandlungen. Kempten, Jos. Kösel 1898. 40 SS.

Willmann schafft rüstig weiter: kaum dass noch recht der 3. Band seiner »Geschichte des Idealismus« die Presse verlassen hat, wird uns die oben näher bezeichnete Arbeit zugesendet, auf deren Erscheinen wir schon aus dem Grunde aufmerksam machen möchten, weil sie an del Standeserhöhung einer uns naheliegenden Disciplin mitzuarbeiten wohr geeignet ist. W. erörtert in der Abhandlung zunächst, ob und unter welchen Bedingungen man von der Pädagogik als einer Wissenschaft sprechen könne. Die Art aber, wie er dies thut, ist selbst ein treffliches Beispiel für die Anlage und den Gang einer wissenschaftlichen Arbeit überhaupt. Aus der Art des Bedürfnisses nach einer wissenschaftlichen Pädagogik, welche sich wie eine jede rationale Disciplin von ihrem Thun auf Grund gesicherten Wissens stets Rechenschaft (ratio) geben müsse, erörtert er die Bedingungen der wissenschaftlichen Gestaltung eines Erkenntnisgebietes überhaupt und wendet sodann die der allgemeinen Wissenschaftslehre entnommenen Bestimmungen auf die Pädagogik an, um eine richtige Gesammtansicht von der Erziehung zu gewinnen. Sodann macht er sich an die Analyse der pädagogischen Thätigkeit und unternimmt die Zerlegung des von der Erziehung umspannten Bestandes. Er erörtert hierauf kurz die auf die Erziehung des Individuums bezüglichen Begriffe der Pflege, des Unterrichtes und der Zucht, bespricht auch die philosophischen Hilfswissenschaften der Pädagogik, die Psychologie, Logik und Ethik und würdigt dabei die Bedeutung der Geschichte und Socialforschung (Plato, Schleiermacher) für die rationale Gestaltung der Pädagogik. Herbarts Verdienste um die wissenschaftliche Pädagogik finden in einem weiteren Capitel ihre Würdigung, allein W. hält auch mit seiner Ansicht über die Mängel der Herbart'schen Grundanschauung nicht zurück und bezeichnet genau den Einfluss, den Hegel und Kant darauf genommen. Hier ist manches weiter ausgeführt, was in seiner Didaktik bloß angedeutet war, namentlich auch mit Bezug auf Fichte und Schleiermacher. Wer kennt, wieviel W. für seine Darstellung in der Didaktik aus der Erziehungsweisheit der Alten geholt hat, wird sich nicht wundern, wenn er hier wieder zu dem Jungbrunnen der griechischen Philosophie (Plato, Aristoteles) zurückgeführt wird. Die ganze sociale Auffassung des Erziehungsgeschäftes, wie sie durch Schleiermacher und Willmann gangbar geworden ist, datiert er auf Plato zurück, die Formen der geistigen Aneignung auf Aristoteles. Die letzte und höchste Bedingung der Erhebung der Pädagogik zur Wissenschaft findet aber W. in dem Hineinarbeiten der christlichen Erziehungsweisheit in ihren Erkenntnisbestand. »Nur eine dem Christenthum conforme Erziehungslehre kann sich zur Wissenschaft erhöhen; sie könnte nicht weisheitsmäßig sein, wenn sie nicht glaubensmäßig wäre, und dieses kann ihr nur von Seiten des Christenthums kommen.« — W. schließt Ende und Anfang seiner Untersuchung mit folgendem Satze zusammen: »Der Erzieher hat ernsten Anlass, sich von seinem Thun Rechenschaft zu geben auf Grund gesicherten Wissens; aber ein solches vermag Verstandesarbeit allein nicht herzustellen; die Herzwurzel der Wissenschaft ist die Weisheit, und diese nährt sich in der Tiefe aus dem Glauben.« Durch diese Hinwendung zum Transcendenten hat W. schon in seiner »Didaktik«, noch mehr aber in seiner »Geschichte des Idealismus« aufzuzeigen versucht, auf welchem Wege der Inhalt der Pädagogik Vertiefung und Bereicherung, ihre Bildungsmotive aber eine wertvolle Richtung empfangen könnten. In das Heiligthum der Pädagogik, wo ihre Gnadenmittel aufbewahrt werden, können wir erst eintreten, wenn wir den Vorhof der gelehrten Alten und die Vorhalle des Christenthum durchschritten haben.

Linz. J. Loos.

Programmenschau.

21. Ehrengruber Steph., De carmine Panegyrico Messalae Pseudo-Tibulliano. Progr. des Gymn. in Kremsmünster 1897, 8°, 74 SS.

Der achte Theil der trefflichen Arbeit, deren einzig dastehende Akribie wir in diesen Blättern schon oft rühmen konnten. Der vorliegende Abschnitt handelt von den Partikeln und Präpositionen, wobei wie bisher neben Tibull auch Catull, Properz, Ovid, Virgil und Horaz in die Untersuchung einbezogen werden, durch welche abermals wesentliche Unterschiede zwischen der Sprache Tibulls und der des Panegyristen erwiesen werden. Auch dieser Theil der Untersuchung bestätigt unser schon früher einmal ausgesprochenes Urtheil: Ehrengrubers Untersuchungen bieten weit mehr, als der bescheidene Titel ankündigt; sie sind für die Kenntnis des Sprachgebrauches und der Verstechnik der römischen Dichter und somit auch für die Textkritik von solcher Wichtigkeit, dass wir, zumal ja im Dunkel der Programme manches Wertvolle unverdienterweise ein unbeachtetes Dasein führt, die Fachgenossen nicht eindringlich genug auf die treffliche Arbeit aufmerksam machen können.

22. Pölzl Georg, Die Beweise der Unsterblichkeit der Seele in Platons Phädon, kritisch beleuchtet. Progr. des Gymn. in Marburg 1897, 8°, 31 SS.

Eine Programmabhandlung, wie sie sein söll. Bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit fußt sie doch auf dem Boden der Schule und lässt den Verf. ebenso als gediegenen Fachmann wie als erfahrenen Lehrer erscheinen. Von der in der Instruction betonten Bedeutung der Platolectüre für die Gymnasien ausgehend, unterzieht der Verf. mit wohlthuender Einfachheit und großer Klarheit die Unsterblichkeitsbeweise in Platons Phädon einer kritischen Besprechung, welche sowohl in wissenschaftlicher Beziehung befriedigt, wie auch für reifere Schüler, die sich an den Phädo als Privatlectüre wagen wollen, als Commentar dienen kann. Der Verf. zeigt uns, wenn auch unbeabsichtigt, wie er Plato in der Schule zu behandeln pflegt. Wenn ihm in der Schule, im mündlichen Verkehre mit der Jugend, das Wort ebenso zu Gebote steht, wie in der besprochenen Abhandlung, dann sind seine Schüler in den besten Händen.

23. Korompay G., Die Märchenallegorie des Apulejus „de Psyche et Cupidine" nebst einem Anhang über Ursprung, Alter, Composition und Bedeutung derselben. Progr. des Gymn. in Teschen 1897, 8°, 26 SS.

Die Abhandlung beginnt mit einer bis V. 24 reichenden wörtlichen Übersetzung der Schrift des Apulejus; daran reiht sich eine Inhaltsangabe von V. 24 bis VI. 24. Das eine wie das andere scheint uns überflüssig, da ja eine Programmabhandlung nie für Schüler, sondern für Fachmänner bestimmt ist, und bei den letzteren muss eine Bekanntschaft mit dem Inhalte der behandelten Schrift doch vorausgesetzt werden. Im Folgenden führt der Verf. in nicht sehr klarer Weise aus, dass das Werk des Apulejus als die Verquickung einer allegorischen Dichtung des späteren Hellenismus mit einem alten kretischen Märchen zu betrachten ist. Das kann nun wohl der Fall sein, aber es muss nicht so sein; man kann »Amor und Psyche« auch als ein reines Kunstmärchen auffassen. Will man gewissen Widersprüchen in der Erzählung des Apulejus wirklich die Bedeutung beimessen, die ihnen der Verf. gibt, so ist durch sie noch nicht die Entstehung der Dichtung aus einem alten Märchen und einer

spätgriechischen Allegorie bewiesen; es könnte ebenso die Verarbeitung von zwei Recensionen eines und desselben jungen Kunstmärchens vorliegen. Recht unerquicklich ist oft die schwulstige, mit Phrasen überladene Schreibweise des Verf.s, aus der man hie und da nur mit Mühe einen vernünftigen Sinn herausbringt. Was soll man zu einem Satze sagen, wie er auf S. 6 zu lesen ist: »Es schwankt durch das Reich der griechischen Literatur ein armes Eselein, dessen Herrn man noch nicht finden konnte. Da auf seinen Lenden *Λούκιος ἢ ὄνος* geschrieben steht, ward man aufgefordert, ein Dilemma (!!) zu lösen. »Lucius oder der Esel« hieß also die Losung. Da jedoch ein Eselein gar störrig zu sein pflegt und nur kräftiger Leitung folgt, so suchte und fand man für ihn den Patrenser Lucius, oder der Esel wäre noch weiterhin ein herrenloses Thier geblieben.« So etwas passt vielleicht für irgendeine unserer »großen« Zeitungen, nicht aber für eine ernsthafte wissenschaftliche Arbeit.

Wien. H. St. Sedlmayer.

---

24. **Sewera Ernst, Zur Formenlehre der griechischen Schulgrammatik.** (Schluss.) Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Ried 1897, 8°, 20 SS.

Aus praktischen Gründen ist die Forderung vollkommen berechtigt, dass sich der Lernstoff der griechischen Schulgrammatik auf solche Formen zu beschränken habe, die in der Lectüre später vorkommen. Dieser Zweck kann aber nur durch eine vollständige Übersicht aller Verbal und Nominalformen der Autoren, die am Gymnasium gelesen werden, erreicht werden. Diese zwar undankbare, aber dankenswerte Aufgabe zu leisten, hat Sewera in den Programmaufsätzen der Schuljahre 1896 und 1897 unternommen. Aus dieser Sammlung ist ersichtlich, dass eine Vereinfachung ohne Schaden für die Gründlichkeit des Unterrichtes immer noch möglich ist. Einem geäußerten Wunsche, die bei der Prüfung zugrunde gelegten Texte anzugeben, entsprechend, macht er die Editionen namhaft und verfolgt das Vorkommen der verschiedenen Formen von Substantiven, Adjectiven, Adverbien, Pronominen und Numeralien. Im Vorworte S. 4 macht er den Vorschlag, in der V. Classe auf die Xenophonlectüre sofort Herodot folgen zu lassen und Homer erst in der VI. Classe durch beide Semester zu lesen. Die Gründe, die er für diese Verschiebung geltend macht, Concentration des historischen Unterrichtes, Concentration der Homerlectüre und leichteren Übergang von Herodot zu Homer, sind nicht ohneweiters abzuweisen; ob sie aber schwerwiegend genug sind, die wohlüberlegte jetzige Vertheilung zu erschüttern, ob es gerathen ist, im gegenwärtigen Augenblicke überhaupt an dem Bestehenden zu rütteln, ist eine andere Frage. Doch steht dieses Problem mit dem eigentlichen Thema in keinem weiteren Zusammenhange, und was letzteres anlangt, trägt Ref. kein Bedenken, offen auszusprechen, dass der vorliegende Aufsatz volle Anerkennung verdient und dass dem Verf. für die im Interesse der Schule aufgewendete Zeit und Mühe Dank gebürt.

Wien. J. Zycha.

---

25. **Grudziński Stephan, Minna von Barnhelm und L'École des Amis.** Progr. der k. k. Oberrealschule in Krakau 1896, 8°, 28 SS.

Der Verf., welcher sich hauptsächlich auf Max Kawczyńskis »Studien zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts« stützt, sucht zu zeigen,

dass Lessings »Minna von Barnhelm« hinsichtlich des Stoffes, der Verwickelung, der Motive und der Charaktere durch Nivelle de Lachaussée's Lustspiel »L'École des Amis« Anregungen empfieng. Der Verf. behandelt das Thema in vier Capiteln: I. Die literarische Quelle der »Minna von Barnhelm«, II. Das moralisierende und das rührende Drama, III. L'École des Amis (enthält eine ausführliche kritisierende Inhaltsangabe des Stückes), IV. L'École des Amis und Minna von Barnhelm (Zusammenfassung des früher Erörterten).

Aus der Betrachtung der beiden Stücke ergibt sich für den Leser, dass Lessing auch hier, wie überall, wo er Anregungen von anderer Seite empfieng, durch seine Art selbständiger Verarbeitung der Vorbilder unendlich mehr spendete, als er empfieng.

Die zahlreichen orthographischen Verstöße und sinnstörenden Druckfehler zeigen, wie schwierig es ist, deutsche Abhandlungen in Krakau drucken zu lassen.

26. Reichl, Dr. Anton, Die Symmetrie im Aufbau von Bürgers Balladen und Romanzen. Progr. des k. k. Obergymn. in Brüx 1896, 8°, 16 SS.

Der Verf. analysiert 15 Balladen Bürgers und zeigt an der Übereinstimmung in der Gruppierung des Stofflichen und Metrischen, dass Bürger das Gesetz der Symmetrie im ganzen und in allen Theilen der von ihm besprochenen Gedichte sehr sorgfältig beachtet hat. Leicht ließen sich auch gewisse Haupttypen nebst deren Abarten feststellen. Kann in dieser Sache kein Zweifel herrschen, so bleibt dagegen die Frage unerledigt, woher dieser mächtige formale Einfluss stammt. Der Verf. hält es für möglich, dass er durch Herders Anschauungen vom Volksliede herrühre, und wünscht auch ähnliche Untersuchungen für Goethe und Schiller. Gewiss kann man Schillers Gedicht »Das eleusische Fest« als Parallele erwähnen. Mit seinem regelmäßigen Aufbau von 1 + 12 + 1 + 12 + 1 Strophen (die Einzelstrophen rhythmisch zusammengehörig) erinnert es an die Bürger'schen Formen.

Wenn auf S. 4 bei Besprechung des Gedichtes »Der wilde Jäger« darauf hingewiesen wird, dass Bürger in einer zusammengehörigen Strophengruppe gewaltige Spannung erregt, die erst im nächsten Theile gelöst wird, so ist dies ein Kunstmittel, das er aus dem »Orlando Furioso« gelernt haben konnte. Dort findet man nämlich fast immer, dass ein Gesang mitten in einem spannenden Momente endet und die Lösung erst durch Fortsetzung der Geschichte im nächsten bewirkt wird, oder dass Unterbrechungen innerhalb eines Abschnittes stattfinden, um desto mehr Neugierde zu erregen.

27. Deml Ferdinand, Betrachtung der Mittel zur Erreichung klarer und gewandter Ausdrucksweise in der deutschen Sprache. Progr. des deutschen k. k. Obergymn. in Prag-Altstadt 1896, 8°, 35 SS.

Die sorgfältig abgefasste Schrift, für welche die einschlägige Literatur fleißig zurathe gezogen wurde, behandelt, nachdem der Verf. zuvor das Ziel des Deutschunterrichtes an den Gymnasien Österreichs mit Rücksicht auf die bestehenden Verordnungen ins Auge gefasst hat, nachstehende Punkte: *a*) das Lesen und seine Bedeutung für die Sprachbildung, *b*) den mündlichen Gebrauch der Sprache, *c*) den Einfluss der Grammatik und der sprachlichen Betrachtungen auf die Sprachbildung und *d*) die schriftlichen Übungen.

Die Erörterungen über das Lesen sind zutreffend, und es muss nachdrücklich bekräftigt werden, dass richtiges und schönes Lesen ein sehr wichtiger, leider oft unterschätzter Bestandtheil nicht bloß der Gymnasial-, sondern jeglicher höheren Bildung ist. Allein es darf an dieser Stelle auch die Bemerkung nicht unterdrückt werden, dass auf der mittleren und oberen Stufe des Deutschunterrichtes dieser selbst hiefür leider nicht sehr viel leisten kann, und zwar aus nachstehenden Gründen. In der 3. und 4. Classe wäre eine Reform im Betriebe des in Rede stehenden Gegenstandes dringend nöthig. Vorbedingung wäre vor allem eine ausgiebige Erhöhung des Stundenausmaßes. Nur dann könnte dieser Unterricht seinen Zweck erfüllen; denn Freude vermag gegenwärtig in der 3. und 4. Classe der Deutschunterricht dem Fachmanne, der seine Aufgabe ernst erfasst, leider nicht zu verschaffen. Was nun insbesondere das Lesen in diesen Jahrgängen anbelangt, so kommt man (was als ein Beweis für obige Behauptung gelten mag) infolge der Grammatikstunde und der Stunde für die schriftlichen Arbeiten nur einmal in der Woche, wenn es gut geht, überhaupt zur Lectüre. Diese einzige sogenannte Lectürestunde, welche für Declamationsübungen, Lesen, Erklärung des Gelesenen usw. benützt werden muss, ist außerdem der Notenjagd für den Classenkatalog gewidmet, denn man muss in den zwei wöchenlichen Stunden, die der Lectüre und der Grammatik zugetheilt sind, fleißig prüfen, und der eigentliche Unterricht kann nur soweit betrieben werden, als dies die erwähnte Parforcejagd nach Classen gestattet. Eigentlich ist es allerdings nicht einzusehen, welchen Zweck es hat, im Deutschen die Schüler vier- bis fünfmal im Semester eingehend zu examinieren, da man genug schriftliche Noten hat, und wenn dieser Zwang nicht geübt würde, so hätte die Mitbeschäftigung der Schüler und der eigentliche Unterricht wesentlichen Nutzen. Allein auch abgesehen von diesem großen Übelstande ist überhaupt die der Lectüre gewidmete Zeit in einem so geringen Ausmaße vorhanden, dass man wohl sagen kann, die deutsche Lectüre in der 3. und 4. Classe ist ein Ideal, dem man sich gelegentlich, aber nur ganz gelegentlich zu nähern versucht. Daher darf aber auch ihr Bildungswert für die Gymnasiasten dieser Stufe nur bescheiden angeschlagen werden. Aus diesem Grunde kann natürlich dem schönen Lesen von dieser minimalen Zeit wieder nur ein Bruchtheilchen gewidmet sein. Im ganzen ist die Stellung, welche die deutsche Lectüre in der 3. und 4. Gymnasialclasse einnimmt, angesichts einer anzustrebenden modernen, nationalen Bildung nicht ganz würdig.

Am Obergymnasium ist es in dieser Beziehung etwas besser. Das heißt, der Lehrplan wäre sogar sehr schön, aber der Stoff muss in den drei wöchentlichen Stunden durchgepeitscht werden; in der Schule selbst kommt man nur selten zum Lesen, weil man die Privatlectüre besprechen und recht fleißig prüfen muss, damit die nöthigen Noten im Classenkataloge mit Fug und Recht stehen können. Daher müssen sich hauptsächlich die classischen Philologen, welche hinlänglich mit Unterrichtsstunden versehen sind, darum kümmern, dass die Schüler es erlernen, gut zu lesen, der Germanist hilft auch gelegentlich mit, aber allerdings nur ganz gelegentlich.

Man muss, um auf unsere Schrift zurückzukommen, dem Verf. beistimmen, wenn er die Wichtigkeit des Lesens für die Ausbildung ästhetischer und ethischer Gefühle und mittelbar auch der Ausdrucksweise hervorhebt, wenn er ferner betont, dass die Schüler auch häufig hören müssen, wie der Lehrer liest. Ebenso ist der Kanon des Lesenswerten auf S. 15) beifällig aufzunehmen.

Dagegen vermag sich Ref. nicht für die mehrfach empfohlenen schriftlichen Übersetzungen aus Cäsar und Xenophon zu erwärmen. Das schriftliche Übersetzen dieser Schriftsteller halte ich keineswegs für so nützlich, auf der Mittelstufe des Gymnasiums dem deutschen Stile aufzuhelfen, zum wenigsten nicht bei dem gegenwärtigen Unterrichtsgange.

Es wäre in dieser Hinsicht vielleicht manches zu erreichen, wenn d schriftliche Übersetzung methodisch und mit Aufopferung vieler Zeit g pflegt würde. Der Lehrer des Deutschen kann dies aber nicht thu weil er sonst die Lectüre seines Faches noch mehr vernachlässig müsste, und der Philologe nicht, weil er sonst sein Pensum wesentli zu kürzen hätte. Mit ein bis zwei Versuchen im Semester wäre ab nicht nur nichts gewonnen, sondern sogar geschadet, falls die Versuc nicht geschickt angestellt würden.

Zu S. 9, betreffend die drei Stufen der Betonung, ist aufmerksa zu machen, dass diese Unterscheidung nur ganz im allgemeinen gil während es thatsächlich in einem Satze ebenso viele Accente a Silben gibt.

Der Abschnitt, welcher von dem mündlichen Gebrauche der Spraci handelt, macht unter anderem auch wieder mit Recht darauf aufmerl sam, dass der Lehrer des Deutschen nur theilweise dem Mangel an G wandtheit des mündlichen Ausdruckes bei den Schülern abzuhelfen ve mag; nur wenn alle Lehrer der Classe unklare oder fehlerhafte Ausdruck weisen unausgesetzt bessern, wird allmählich ein Fortschritt zu erkenne sein. Sehr bildend ist in dieser Hinsicht das fleißige Memorieren un Vortragen von Gedichten, aber auch von schönen Prosastücken. Da mündliche Übersetzen aus den alten Schriftstellern vermag hier vi zu leisten, wenn der Lehrer der classischen Sprachen es nicht verlern hat, deutsch zu denken und zu fühlen; auf Wort- und Satzstellung, Ve bindung der Sätze und Wahl des Ausdruckes ist beim Übersetzen sorg fältig Bedacht zu nehmen, und das Unterscheidende in den beide Sprachen muss eindringlich hervorgehoben werden. Die Fähigkeit hiefü ist individuell und geht oft geistig bedeutenden Persönlichkeiten ab Wer jahrelang und zwar an mehreren Anstalten gehört hat, wie ve schieden die Schüler bei den Maturitätsprüfungen übersetzen und hierz angeleitet werden, kann dies bestätigen. Der Verf. der vorliegende Schrift hat sich über diesen Punkt nicht so ausführlich geäußert, al Ref. gewünscht hätte. Auch sind jenes Ansichten nicht so pessimistisc als die Meinung des Ref.

Was sodann im folgenden Abschnitte über den Einfluss der Gram matik und der sprachlichen Betrachtungen auf die Sprachbildung de Schüler gesagt ist, kann als durchwegs verständig bezeichnet und be sonders jungen Lehrern zur Lectüre empfohlen werden. Die geringe Zeit welche der deutschen Grammatik, besonders auf der Mittelstufe, zur Ver fügung steht, muss wohl zusammengehalten werden. Es kann sich au letzterer weniger um das Erlernen von Regeln, als um die Bildung de Sprachgefühles handeln, und der Schüler ist anzuleiten, mit Beihilfe de Lehrers Belege für sprachliche Erscheinungen aufzufinden. So wird e dahin kommen, auch später immer mehr in den Sprachgeist einzudringen und über Sprachliches nachzudenken und richtig zu urtheilen.

Schließlich äußert sich der Verf. im letzten Capitel mit richtigem Urtheile über den Betrieb der schriftlichen Übungen im Deutschen.

Wien. Dr. F. Prosch.

---

28. **Lopič J., Das aus den primitiven dritten Wurzeln der Einheit gebildete complexe Zahlensystem.** Progr. des k. k Obergymn. der Franciscaner in Hall 1897, 8°, 50 SS.

Die den reellen Zahlen zugrunde liegende Einheit ist die Wurzel der binomischen Gleichung 1. Grades: $x - 1 = 0$, ebenso ist die Einheit der imaginären und also auch der gewöhnlichen complexen Zahlen die Wurzel der binomischen Gleichung 2. Grades: $x^2 + 1 = 0$, allgemein

kann man die Wurzeln der binomischen Gleichung n^{ten} Grades: $x^n - 1 = 0$ dazu verwenden, um aus denselben als Einheiten ein besonderes Zahlensystem, oder nach der jetzt üblichen Bezeichnung, einen besonderen »Zahlenkörper« herzustellen. Ein solcher Zahlenkörper, dessen Einheiten die Wurzeln der Gleichung 5. Grades: $x^5 - 1 = 0$ waren, ist erst vor kurzem Gegenstand der Besprechung in diesen Blättern gewesen. In dem vorliegenden, mit großer Umsicht abgefassten Aufsatze wird derjenige Zahlenkörper, der aus den dritten Wurzeln der Einheit, d. i. den Wurzeln der Gleichung: $x^3 - 1 = 0$, aufgebaut ist, einer ausführlichen Behandlung unterworfen, für welche die grundlegenden Arbeiten von Dirichlet, Kummer, Kronecker, Dedekind, sowie spätere Werke Quellenmaterial in reichlicher Fülle darbieten.

29. Schiffner Fr., **Über die bildliche Darstellung geometrischer Raumgebilde in zwei centralen Projectionen oder die Doppelperspective.** Progr. der Staats-Oberrealschule im III. Bezirke Wiens 1897. 8⁰, 22 SS.

Von den verschiedenen Methoden, die Raumgebilde auf Ebenen zu projicieren, ist unstreitig die centrale Projection, im engeren Sinne Perspective genannt, bei der die projicierenden Strahlen alle von einem Punkte ausgehen, eine der wichtigsten, da sie uns die Raumformen so vorführt, wie wir sie wirklich sehen, oder genauer ausgedrückt, so wie wir dieselben von einem gewissen endlichen Punkte aus mit einem Auge sehen. Ein großer Nachtheil, der dieser Methode anhaftet, ist aber der, dass sie uns direct keinen genügenden Aufschluss über die Dimensionen der abgebildeten Körper gibt und keine Abmessungen gestattet, somit das Object unbestimmt lässt. Die Thatsache, dass man bei gleichzeitigem Anschauen der zwei Bilder im Stereoskope — des rechten Bildes mit dem rechten Auge und des linken Bildes mit dem linken Auge — sehr schnell die vollständige Vorstellung von dem Raumgebilde der Form und Größe nach erhält, lässt vermuthen, dass dem erwähnten Übelstande dadurch abgeholfen werden kann, dass anstatt einer centralen Projection deren zwei angewendet werden. Dies ist in der That der Fall, und hat sich die Praxis auch bereits zweier besonderer Fälle dieses Projectionsverfahrens bemächtigt, einerseits nämlich in der zuvor angeführten Stereoskopie und andererseits in der Photogrammetrie.

Diese Darstellung in zwei centralen Projectionen kann nun auf zwei wesentlich verschiedene Voraussetzungen aufgebaut werden: man construiert nämlich die beiden Bilder auf einer einzigen oder auf zwei verschiedenen Ebenen. Demgemäß zerfällt die Doppelperspective in eine solche auf eine Ebene und in eine solche auf zwei Ebenen. Letztere bildet die Grundlage der Photogrammetrie, die der Verf. des vorliegenden Aufsatzes vor einigen Jahren ausführlich behandelt hat. In diesem Aufsatze selbst wird die Methode der zwei centralen Projectionen auf einer Ebene in ihrer Allgemeinheit entwickelt. Die Darlegung derselben, von welcher die »Construction der stereoskopischen Bilder« nur ein besonderer Fall ist, erfolgt mit großer Einfachheit und Klarheit.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

Erwiderung.

Im 11. Hefte des Jahrganges 1898 dieser Zeitschrift erklären die Herren Herausgeber der 11. Auflage des Lehrbuches der empirischen Psychologie von Dr. G. A. Lindner, dass diese Auflage von meinen polemischen Bemerkungen (s. 2. Heft des Jahrg. 1898) nicht getroffen

werde, sondern nur die polnische, von Dr. Leon Kulczyński zustande gebrachte Übersetzung des Buches, die im wesentlichen mit der an den deutschen Anstalten Österreichs längst nicht mehr in Gebrauch stehenden 10. deutschen Auflage gleichlautend sei und nur in einigen nebensächlichen Punkten noch die 11. deutsche Auflage benützt habe (S. 1055). Nun aber constatieren die Herren Herausgeber, dass in der 11. Auflage gerade die §§. 14, 39, 40 und 94, gegen welche ich mich speciell gewendet habe, vollständig umgearbeitet sind, dass insbesondere der im §. 94 der polnischen Ausgabe vertretene Determinismus vom Lindner'schen Buche nicht mehr vertreten wird. Schließlich fügen sie hinzu, das Lehrbuch »stehe zwar im großen und ganzen noch auf Herbart-scher Grundlage, aber der Geist des Buches sei nicht mehr überall der der Herbart'schen Philosophie«, es werde also darin nicht mehr die Herbart'sche Psychologie »in einseitiger Weise vertreten«.

Ich muss gestehen, dass ich es leider versäumt habe, die 11. Auflage des Lehrbuches zur Vergleichung heranzuziehen. Ich habe nämlich dem Herrn Übersetzer, der auf dem Titelblatte angibt, das Buch sei von ihm »nach der 10. und 11. Auflage bearbeitet worden«, vollen Glauben geschenkt und es ist mir nicht in den Sinn gekommen, er könne so wichtige und dankenswerte Änderungen, wie die im §. 94 vorgenommene, unberücksichtigt gelassen haben. Ich muss aber der Versicherung der Herren Herausgeber entgegentreten, dass die 11. (jetzt schon 12.) Auflage des Lindner'schen Lehrbuches von meinen polemischen Bemerkungen gar nicht mehr »getroffen werde.« Es werden ja darin noch immer die mit dem Standpunkte der gegenwärtigen psychologischen Forschung nicht in Einklang stehenden Hypothesen Herbarts, welcher »aus dem Drücken und Stoßen der Vorstellungen die innere Erfahrung abzuleiten« suchte (Wundt, Grundz. d. phys. Psych. II⁴, S. 486), als unzweifelhafte Wahrheiten vorgetragen. So lesen wir z. B. im §. 54 (»Entstehung der Gefühle«): »Der Widerstand der Vorstellungen gegen die Hemmung begründet ein Gefühl der Unlust; wird jedoch die Hemmung dadurch, dass die Gegensätze durch Hilfen überwunden werden, ganz oder theilweise beseitigt, so entsteht eine Förderung der Vorstellungen, deren wir als eines Gefühles der Lust inne werden (?).« §. 70: »Die Begierden sind demnach Seelenerscheinungen, welche dadurch entstehen, dass das Emporsteigen der Vorstellungen gegen ihre im Bewusstsein vorhandenen Gegensätze unserer Seele bewusst wird (?).« Nun stimmen aber heutzutage alle namhaften Forscher darin überein, dass keine der drei elementaren Thätigkeiten, aus denen sich alle Bewusstseinserscheinungen zusammensetzen, durch diese Hypothesen erklärt werden kann.

Lemberg. Dr. Alexander Pechnik.

Berichtigung.

S. 104, Z. 24 v. o. lies: 'in den oberen Classen der' statt 'an oberen'.

VII. deutsch-österreichischer Mittelschultag.

Mit Zustimmung der Mittelschulvereine hat der vorbereitende Ausschuss beschlossen, den VII. deutsch-österreichischen Mittelschultag im Jahre 1900 abzuhalten.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Beiträge zur Schulhygiene.

II.[1])

Ein weiterer Factor, welcher den Tageslichtgenuss mit beeinflusst, ist die Breite der Classen, d. h. ihre Erstreckung senkrecht auf die Fensterwand (wenn der Lichteinfall, wie es sein soll, von links stattfindet), bezw. im Sinne der Längenerstreckung der Bank. Unter je spitzerem Winkel das Licht ins Schulzimmer gelangt, desto schwächer wird die Wirkung auf den Pulten sein; es wäre dringend zu wünschen, im allgemeinen, auch mit Rücksicht auf die Stimmittel des Lehrers, die Classenzimmer in den Mittelschulen nicht über 6 m breit zu machen. Wie die folgende Übersicht zeigt, stehen die factischen Verhältnisse in dieser Richtung nicht günstig.

Breite der allgemeinen Lehrzimmer im Sinne der Längserstreckung der Bänke und von mehr als 6 m angefangen; Zahl der Zimmer:

	über 6—7 m	über 7—8 m	über 8—9 m	über 9—10 m	über 10—11 m	über 11—12 m	über 12—13 m	Summe über 6—13 m	d. h. % aller Zimmer	Summe über 7—13 m	d. h. % aller Zimmer	Summe über 8—13 m	d. h. % aller Zimmer
Gymnasien	899	477	116	34	32	9	5	1572	84·6	673	36·2	196	10·5
Realschulen	258	304	41	9	11	1	—	624	83·2	366	48·8	62	8·3
Mittelschulen	1157	781	157	43	43	10	5	2196	84·8	1039	39·8	258	9 9

Gegen 85% der allgemeinen Lehrzimmer sind also über 6 m breit, gegen 40% über 7 m und fast jedes 10. ist über 8 m (bis 13 m) breit; es ist selbstverständlich ganz gut möglich, dass

[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1899, S. 1 ff.

ein Zimmer von 7 m Breite bessere Belichtung hat als ein schmäleres; da jedoch mit zunehmender Breite auch die Höhe der Fenster wachsen müsste (um die Belichtung der fensterfernen Plätze gleich gut zu erhalten) und derart auch die Höhe des Zimmers, so ist leicht einzusehen, dass die obige Tabelle mancherlei Ungünstiges einschließt. Da ferner, wie gezeigt wurde, viele Schulhausfronten nach Straßen liegen, so darf man auch aus diesem Grunde annehmen, dass die oben angeführten Zimmerbreiten öfter über das vom augenhygienischen Gesichtspunkte zulässige Maß weit hinausgehen, von den gestreiften pädagogischen Bedenken ganz abgesehen.

Da man bei Schulhausbauten mit dem Raume sehr ökonomisch umzugehen pflegt, so kann auch angenommen werden, dass jene Classen, deren Breite größer ist als die Länge, bezüglich des Tageslichtes in vielen Fällen ungünstig gestellt sein werden. Von den allgemeinen Lehrzimmern sind

	Querclassen	Quadratclassen
in den Gymnasien	331	8
„ „ Realschulen..............	133	6
in den Mittelschulen	464	14

es sind also 17·8% der 2608 Zimmer Querclassen, d. h. etwa jede 6. Classe; eine Anzahl dieser Classen wird natürlich mit den in der vorangeführten Tabelle figurierenden zusammenfallen.

Einzelne Schulen haben überhaupt nur Querclassen; natürlich sind die bezüglichen Gebäude alte. Als Curiosa seien bloß erwähnt: ein allgemeines Lehrzimmer von bloß 2·74 m Breite, eines von sage 19 m Länge; der Lehrer, welcher diesen Raum stundenlang mit seiner Stimme beherrschen soll, ist zu bedauern; die physische Arbeitsleistung eines Mittelschullehrers ist nothwendig eine so große und andauernde, dass die Ersparung jeder vermeidlichen Zuthat zur Wohlthat wird.

Sehr wichtig ist ferner, dass das Licht dem (schreibenden) Schüler von links zufalle.

Das Tageslicht fällt auf die Schülerplätze in Zahl der Zimmer von links, rechts, vorn, hinten (l, r, v, h):

	l	lh	lr	lv	r	rh	lrh	lvh	lrv	rv	?
Gymnasien	1631	143	50	22	10	—	—	—	1	1	1
Realschulen ...	651	59	21	7	3	5	2	2	—	—	—
Mittelschulen ...	2282	202	71	29	13	5	2	2	1	1	1

Der Lichteinfall lh kann für den Schüler ohneweiters zugegeben werden, er wird aber dem Lehrer die Arbeit für sein Auge nicht gesünder machen und die Überwachung der Schüler erschweren. Dem Schüler wird nur jener Antheil des Lichtes von h nützen, welcher durch die obersten Fenstertafeln fällt, d. h. die Wandtafel

auf dem Kathederpodium beleuchten hilft; dieses Licht wird auch den Lehrer verhältnismäßig am wenigsten behelligen; das tiefer einfallende beleuchtet die Pultflächen der Schüler nicht, sondern erzeugt darauf nur deren Körperschatten. Aus diesen Gründen empfiehlt es sich, etwa die unteren zwei Drittel der h Fenster mit Holzladen zu verschließen; derart behält das Fenster noch seinen Wert für gründliche Lüftung („Zug").

Zählt man die Zimmer mit Licht von l und lh zusammen, so erhält man 2483, d. h. 95·2% als bezüglich der Einfallsrichtung des Lichtes correct ausgestattet oder doch mit kleiner Nachhilfe leicht corrigierbar; der Rest, 125 Zimmer = 4·8% oder circa jedes 20. Zimmer hat ungünstige Lichteinfallsverhältnisse; in den 33 Zimmern, welche auch v Licht haben, sollten die v-Fenster während des Unterrichtes unbedingt durch Holzladen verschlossen sein; bei den 13 Zimmern mit r Licht wäre es denn doch wohl möglich, die Bänke umzudrehen; für die Schreibarbeit ist diese „Belichtung" ganz verwerflich, da gerade jenes Pultstück, welches am besten belichtet sein soll, durch den Handschatten verdunkelt wird, während die Umgebung heller ist.

Bezüglich der Zulässigkeit des Lichtes gleichzeitig von l und r sind nicht alle Hygieniker einig. Jedenfalls ist für gründliche Lüftung das Vorhandensein von Fenstern l und r von großem Nutzen. Ein Gymnasium gibt bei lr Licht „unten matte Scheiben" an. Unbedingt ungünstig werden die Dinge liegen, wenn die Hauptmasse des Lichtes von r kommt, was auch gemeldet wird; man drehe die Bänke um. Wenn ausschließlich von r belichtete Classen auch noch Querclassen sind, dann werden die Schüler die sonderbarsten, auf die Dauer gesundheitsschädlichen Körperstellungen einzunehmen gezwungen sein, um beim Schreiben doch das Papier hell zu haben. Als curioses Beispiel sei eine 1870 erbaute Realschule erwähnt; von den Zimmern haben den Lichteinfall 3 l, 1 lh, 3 lr, 2 rh; ob in diesem und in anderen Fällen ein schlecht unterrichteter Architekt sich von Façadespeculationen zusehr beeinflussen ließ, lässt sich aus derartigen Angaben nicht entscheiden: das steht aber fest, dass die Kunst bei einem in Bezug auf Befriedigung der hygienischen Erfordernisse so wichtigen und so große Anforderungen stellenden Vorwurf, wie es der Schulbau ist, erst dann in Berechtigung tritt, wenn es sich darum handelt, das erfüllte Bedürfnis zu verschönern: panem et circenses, nicht umgekehrt.

Von beträchtlicher Wichtigkeit für den Lichtgenuss ist selbstverständlich das Fenster an sich. Man hat seinerzeit versucht, die Lichtgüte des Zimmers unter anderem auch durch das Verhältnis der lichtspendenden Fensterfläche zur Bodenfläche des Zimmers auszudrücken und ein diesbezügliches Minimum aufzustellen. Jener Autor, welcher diese Formulierung aufstellte, dachte sie für eine weithin freie Lage des Hauses, während die amtlichen

Bestimmungen verschiedener Staaten, welche sie aufnahmen, blo die Verhältnisziffer als nothwendige Bedingung boten. Die Wirkun der lichtspendenden Fläche hängt von Zufälligkeiten ab, welch den Wert einer solchen Bestimmung denn doch gar zu problema tisch machen können, wofür Beispiele anzuführen überflüssig ist Es wurde daher auch gar nicht nach dem Verhältnisse der Fenste fläche zur Fußbodenfläche gefragt.

Es würde weit über den Rahmen der Aufgabe, welche wi uns hier gestellt haben, hinausgehen, wollten wir alle jene Einzel heiten anführen, welche für das Schulfenster in Betracht kommen eine vollkommen befriedigende technische Construction für Doppel fenster ist uns übrigens nicht bekannt, und es ist fraglich, o überhaupt eine solche für Schulbauten auch hinreichend ökonomisch ersonnen werden wird. Es sollen daher nur einige Punkte gestrei werden, welche mit der hier besprochenen Aufnahme, und zwa zunächst bezüglich des Lichtgenusses, zusammenhängen.

Da es absolut farbloses Glas nicht gibt, so ist der Licht durchgang durch Glas nothwendig mit Verlusten verbunden Es absorbieren z. B. zwei Scheiben einfachen dünnen Spiegelglases welche 6 cm voneinander entfernt sind, 21% des durchgehende (künstlichen, also wahrscheinlich mehr als das Tageslicht gelb lichen oder röthlichen) Lichtes.

Nun sind die Fenster in Zahl der Zimmer in den

	einfach	doppelt	theils einfach, theils doppelt	dreifach
Gymnasien	87	1766	4	1
Realschulen	38	712	—	—
Mittelschulen	125	2478	4	1

Es ist also gewiss anzunehmen, dass in der größten Zahl der Zimmer ein beträchtlicher Lichtverlust durch das Fensterglas stattfindet; andererseits sind in unserem Klima Doppelfenster meist nöthig, und zwar gerade in der lichtärmeren rauhen Jahreszeit (Abhaltung des „Zuges", Vermeidung des einseitigen Wärmever lustes der Schüler durch Strahlung, Verminderung dieses Verlustes durch Leitung). Wenn nun schon das Glas an sich Verluste beim Lichtdurchgang bedingt, so werden diese Verluste natürlich weit größer, falls das Glas verstaubt, schmutzig ist, d. h. ein großer Theil der Glasfläche punktweise von Körperchen bedeckt ist, welche wenig Licht durchlassen. Die Thatsache steht offenbar außer Frage, wenn auch vergleichende photometrische Messungen an oberflächlich reinem und an verstaubtem, verschmutzten Fensterglas bisher noch nicht vorliegen. Wenn nun der Lichtgenuss der Schüler auch von der Oberflächenreinheit der Fenstergläser beeinflusst wird, so war es von Interesse, Näheres über die Reinigung der Fenster zu erfahren.

Die Fenster werden wie oft geputzt in Zahl der Zimmer:

wie oftmal	1	1–2	2	2–3	3	3–4	4	5	6	8	10	11	12	15	20	21	22	40	80	?
Gymnasien ..	62	—	641	18	622	8	186	34	72	29	53	12	24	22	23	—	8	23	—	21
Realschulen .	32	4	228	20	259	—	110	17	2	11	31	11	—	2	4	11	—	—	8	—
Mittelschulen	94	4	869	38	881	8	296	51	74	40	84	23	24	24	27	11	8	23	8	21

Rechnet man die 21 Zimmer ab, für welche die Auskunft nicht beigebracht wurde, so werden in 967 = 37·4% der 2587 Zimmer die Fenster höchstens zweimal im Schuljahre geputzt, was auch in reinlichen Orten kaum zulänglich sein dürfte, umsomehr als der Staub im Zimmer selbst für Schulen mit eine beträchtliche Rolle spielt; es beschränkt sich aber dieses seltene Fensterputzen natürlich nicht etwa auf kleine Orte; tragen nun locale Verhältnisse, wie schlechte Straßenpflege usw., dazu bei, die Fensterscheiben zu verunreinigen, so wächst der Lichtverlust umso rascher stark an. 10- oder mehrmal, d. h. mindestens einmal pro Monat der Schulzeit werden die Fenster in 253 = 9·8% der 2587 Zimmer, über welche Meldungen vorliegen, gereinigt.

Es fällt nun auf, wie außerordentlich verschieden sich die Schulen in dieser Hinsicht verhalten; jene, welche zehnmal und öfter die Fenster putzen, sind nicht etwa nur Internate, wie ja schon aus der Zimmersumme zu entnehmen ist; der reichliche Wechsel der Ziffern lässt vermuthen, dass nicht bloß die verfügbaren Mittel für die Behandlung ausschlaggebend sein mögen. Um nur ein Beispiel anzuführen: in einem großen Gymnasium Wiens wurden die Fenster 15 mal während des Schuljahres geputzt.

Die Schulen, welche nur zweimal jährlich den Lichtdurchgang der Fenster fördern, dürften dies zu Ende der großen Ferien und zu Ostern thun, und zwar pflegt es dann mit fremden Arbeitskräften auf einmal im ganzen Hause zu geschehen. Es scheint praktischer, eine Hilfsperson im oder außer dem Hause zu diesem Zwecke zu engagieren, um speciell die Lehrzimmerfenster, und zwar nicht alle in wenigen aufeinanderfolgenden Tagen, sondern in einem Turnus zu reinigen, hiebei besonders die lichtarme Jahreszeit zu berücksichtigen, soweit es die Außentemperatur erlaubt, eventuell auch manchmal die Scheiben überhaupt nur trocken abputzen zu lassen. Auf den Gängen, in den Sammlungsräumen usw. ist der Lichtdurchlass der Fenster beiweitem nicht so wichtig als in den Lehrzimmern, und es dürfte sich unter den obigen Modalitäten wohl überall ohne weitere Inanspruchnahme der Mittel eine monatlich einmalige Säuberung der Fenster, mindestens in den lichtärmeren Monaten, etwa October bis März, und mindestens in den überhaupt schlechter belichteten Zimmern durchführen lassen. Ist eine Schule in der Lage, auch das rein ästhetische Princip

zu berücksichtigen, d. h. alle Fronten blank zu halten, umso besser; unbedingt ist es aber vorzuziehen, vor allem den Lehrzimmern das Licht so ungeschmälert als möglich zuzuführen.

Es wurden eingangs (S. 2) die Vorhänge gestreift. Aus einem früheren Theile der Darstellung (S. 8) hat sich ergeben, wie außerordentlich wichtig das directe Himmelslicht für den Lichtgenuss der Schülerplätze sei. Es ist ohneweiters klar, dass gerade die oberen Partien des Fensters noch am öftesten directes Himmelslicht ins Schulzimmer werden gelangen lassen, und zwar unter großem Einfallswinkel; nur in sehr seltenen Fällen wird die ganze Glasfläche der Fenster Himmelslicht auf die gegenüberliegende Zimmerwand fallen lassen, und selbst dann wird dieser Zustand nicht immer der bleibende sein, da z. B. ein gegenüberliegendes niederes Bauobject, später umgebaut, die Güte der Lichtverhältnisse gewaltig herabsetzen kann.

Wie oft nun ein leicht behebbarer Misstand den Lichtgenuss der Schülerplätze beeinträchtigt, zeigt nachstehende Übersicht.

Vorhänge verdecken unbenützt ein Stück der lichtspendenden Fensterfläche in Zahl der Zimmer:

	Zahl	% der Zimmer mit Vorhängen	% aller Zimmer	keine Vorhänge vorhanden
Gymnasien	918	55·4	49·4	202
Realschulen	376	54·0	50·1	54
Mittelschulen	1294	55·0	49·6	256

Ein Beispiel: in den 15 allgemeinen Lehrzimmern eines 1897 vom Staate erbauten Gymnasialgebäudes einer großen Stadt verdecken die Vorhänge $^1/_9$ der Fensterfläche; der Schule liegen hohe Zinshäuser gegenüber, die künstliche Beleuchtung ist miserabel. Ein anderes: über 600 Sitzplätze, auf 18 fällt directes Himmelslicht, in den 16 Zimmern sind Holzrouleaux, die einen Theil der Fensterfläche bedecken, künstliche Beleuchtung miserabel ...

Da Vorhänge — Holz, wie wir sehen werden, überhaupt meist ganz unzulässig — nur an Fenstern angebracht zu sein brauchen, welche während der Unterrichtsstunden zuweilen besonnt sind, so dauern sie auch infolge der Besonnung alle nur eine beschränkte Zahl von Jahren aus, d. h. sie müssen zeitweise ausgewechselt werden. Sie bei dieser Gelegenheit so einrichten zu lassen, dass sie unbenützt unten statt oben zusammengefaltet oder aufgerollt sind, kostet dasselbe Geld. Gleichfalls zu wünschen ist — und auch dies macht keine irgend nennenswerten Kosten —, dass jedes beliebige Querstück des Fensters verdeckt werden kann derart wird es öfter möglich werden, dem Lichte manches Stück Eintrittsfläche mehr zu belassen.

Da aus dem Lehrzimmerfenster nicht hinausgesehen zu werden braucht, sind die Vorhänge niemandem im Wege, wenn sie unbenützt unten zusammengefaltet oder aufgerollt liegen, es sei denn, dass Außen- und Innenfenster nach innen aufgehen. Das Verschwindenlassen der Vorhänge nach oben ist bei Neubauten nicht gut möglich, wenn, wie es geschehen soll, das Fenster bis an den Plafond geführt wird. Dies und anderes betreffs der Vorhänge zu erörtern, ist hier nicht der Platz.

Ein zweites Moment, welches für die Vorhänge in Betracht kommt, ist die Qualität des Stoffes, welcher ungünstig ist, wenn er blendet oder mehr als unvermeidlich Licht abhält. Photometrische Untersuchungen in Bezug auf Lichtdurchlässigkeit liegen für zahlreiche Gewebe sowie Holzjalousien mit speciellem Hinblicke auf Schulen vor. Es sei betont, dass der Lichtverlust unter allen Umständen ein beträchtlicher ist; im günstigsten Falle geht fast die Hälfte des Lichtes verloren; so lassen die durchlässigsten gewebten Vorhangstoffe, weißer feinfädiger Shirting, écrufarbiger und crêmefarbiger dünnfädiger Köper und weißer Dowlas nur 44—56% rothes, bezw. 21—45% grünes Licht durch. Als schlecht ergaben sich bei der Prüfung Écruleinen mit weißen Streifen und Leinen mit dunkelgrauen Streifen, welche bloß 6—24% rothes und 4—15% grünes Licht durchließen; als sehr schlecht Brahmtuch, Futterleinen, blauer Satin, streifiger Leinendrell und Segelleinen: sie ließen nur 2—3·8% rothes und 1—5% grünes Licht durch; miserabel erwiesen sich schmutzig gewordene Futterleinenvorhänge, dunkelfarbene rothe und grüne Satins, imprägniertes Segelleinen und starkfädiger Leinendrell: Lichtdurchlass 0·3—1·2% rothes, 0·1—0·5% grünes Licht; in diese letzte Gruppe gehören auch die verhältnismäßig kostspieligen Bretteljalousien; selbst dann, wenn die Brettchen schräg unter 45° gestellt werden, passiert noch überaus wenig Licht durch, bei wagerechter Stellung der Brettchen allerdings die Hälfte.

Die Erhebungen bezüglich der Qualität der Vorhänge haben folgendes Resultat ergeben:

	Leinwand, Baumwolle, Jute (Zwilch, Gradl, Drillich, Dowlas, Perkail, „Stoff“ u. dgl.)						Holz	
	einfarbig					mehrfarb.	Farbenton	
	weiß	gelblich, grau, naturfarbig	grau	lichtbraun braun graubraun	grün, blaugrau, graublau, dunkelgrün	gestreift oder mit farbigen Borduren oder Rändern	„Holzfarbe“	grün, graugrün, graublau, bläulich
Gymnasien	90	175	1059	51	26	141	34	80
Realschulen	50	70	428	30	26	38	—	59
Mittelschulen . . .	140	245	1482	81	52	179	34	139
	385 = 16·3%		1794 = 76·3%				173 = 7·4%	



Leider wurden die Gewebesorten vielfach so wenig präcis i der Antwort charakterisiert, dass sie nach der Stoffqualität nich genauer gruppiert werden konnten, als es in der Tabelle geschehe ist. Auch die Farbe ist in einzelnen Fällen nicht angegeben; i diesen Fällen wurde weiß, d. h. eine sehr günstige angenomme (bezw. bei Holz grün); wo „z. Th , z. Th." in der Antwort stan wurde je die Hälfte der Zimmer eingesetzt. Die gestreiften bote eine ganz merkwürdige Sammlung von Streifungen: unter den Schule mit grau und roth gestreiften figuriert eine in einer Großsta (hochcultivierte Provinz), welche Schule 12 Classen ohne jed directe Himmelslicht, sowie elende künstliche Beleuchtung hat.

Trotzdem nun, wie gesagt, eine genaue Classification nich möglich war, darf doch gewiss aus obiger Tabelle gefolgert werde dass höchstens die beiden ersten Columnen — zusammen 16·3% der 2352 mit Vorhängen versehenen Zimmer — brauchbare Vo hänge angeben; mehr als 4/5 aller Zimmer haben solche, welch mit dazu dienen, die Schüleraugen zu verderben. Natürlich spie auch die Reinheit des Vorhanges eine Rolle; nach dieser wurde ga nicht gefragt, weil man als sicher annehmen kann, dass ein Reinigung der Vorhänge — kurz gesagt — nur sehr selten vo kommen dürfte.

Da nun, wie bemerkt, die gewebten Vorhänge in einige Jahren doch zugrunde gehen, empfiehlt es sich, bei dieser Gelege heit z. B. starkfädigen weißen Dowlas zu verwenden, als verhältnis mäßig dauerhaftes und dabei wohlfeiles Baumwollgewebe, welche wenigstens einen relativ günstigen Lichtdurchlass bietet, ohne z blenden. Sind die Vorhänge leicht abzunehmen, so könnten si bei der großen Reinigung des Hauses auch gewaschen werde Seitlich ziehbare Vorhänge, innerhalb der Fenster im Zimmer an gebracht, dürften Beschädigungen zu stark ausgesetzt sein.

Beim Auswechseln der Vorhänge ist auch darauf zu achte dass sie hinreichend breit seien, um nicht am rechten und linke Rande Streifen von Sonnenlicht einzulassen.

Sonderbar ist Folgendes: bei der Zählung der Zimmer nac ihrer Orientierung wurde gefunden, dass 293 Zimmer nach N sehe (S. 13); Zimmer ohne Vorhänge wurden aber bloß in der Zahl 25 angegeben (S. 294); sieht man nun von anderen sehr sonnenarme Lagen ab, so ergibt sich, dass mehrfach selbst an den ohnehi nicht lichtreichen Nordfenstern Vorhänge angebracht sind. Di wäre nur dann begründet, wenn während der Schulstunden besonnt grell weiß gestrichene Fronten jenen Zimmern gegenüberlägen.

b) Künstliche Beleuchtung. S. 8 wurden bereits 10 Ml als das nothwendige Helligkeitsminimum für den Schülerplatz er wähnt. Auch für die künstliche Beleuchtung sind die Forderunge hinsichtlich eines Schulzimmers weit complicierter als jene fü eine Privatwohnung. Es handelt sich in der Schule um die Auge von Individuen, welche im Entwicklungsalter stehen, um zweck

entsprechende Beleuchtung vieler besetzter Arbeitsplätze zugleich, wobei Schatten von Körperstücken namentlich die künstliche Beleuchtung ganz außerordentlich zu beeinträchtigen pflegen, um das Sehen sowohl auf die eigene Arbeit (Pult) als auf größere Entfernung (Wandtafel), endlich um die Vermeidung zuweitgehender Luftverschlechterung und jener von Temperaturexcessen, wie sie die nothwendige reichliche Lichterzeugung im Gefolge zu haben pflegt; über die beiden letzteren Punkte wird bei den betreffenden Sondercapiteln (Luft, Temperatur) noch einiges zu sagen sein.

Es sei zunächst die statistische Übersicht der künstlichen Beleuchtung unserer Mittelschulen angeführt.

	Künstliche Beleuchtung	
	ist eingerichtet in	ist nicht eingerichtet in
Gymnasien.	878 Zimmern = 47 3% aller	980 Zimmern = 52·7% aller
Realschulen	554 „ = 73 9% „	196 „ = 26·1% „
Mittelschul.	1432 Zimmern = 54 9% aller	1176 Zimmern = 45 1% aller

Die künstliche Beleuchtung wird besorgt in Zahl, bezw. Procent der Zimmer durch:

	Leuchtgas, u. zw.														
	Schmetterlingsbrenner				Argandbrenner				Auerbrenner				Siemensbrenner	Elektrisches Glühlicht	Petroleum
	offen	mit Milchglasglocke	mit Glocke und Schirm	ohne Glocke mit Schirm	bloß mit Cylinder	mit Cylinder und Glocke	mit Cylinder und Schirm	mit Cylinder, Glocke u. Schirm	ohne Augenschützer	mit Augenschützer	ohne Augenschützer mit Schirm	mit Augenschützer u. Schirm			
Gymnasien ..	220	35	18	6	22	12	84	54	2	6	79	101	1	53	185
Realschulen .	220	43	4	–	19	19	36	3	22	15	40	25	12	35	61
Mittelschulen	440	78	22	6	41	31	120	57	24	21	119	126	13	88	246
	546 = 20·9% aller Zimmer oder 38 1% der künstlich beleuchteten				249 = 9·5% aller Zimmer oder 17·4% der künstlich beleuchteten				290 = 11·1% aller Zimmer oder 20·3% der künstlich beleuchteten				= 0·5%, bzw. 0·9%	= 3 4%, bzw. 6 1%	= 9·4%, bzw. 17·2%

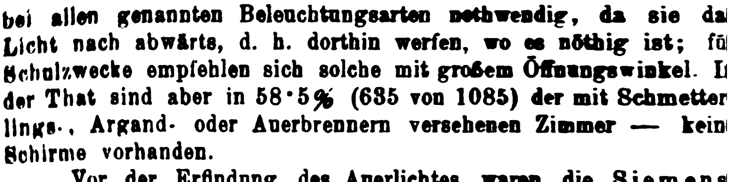
In 45·1% der sämmtlichen Lehrzimmer ist künstliche Beleuchtung nach den Auskünften in den Fragebogen überhaupt nicht eingeführt; es ist zu befürchten, dass dieser Zustand vom Übel sei; allerdings wäre der Unterricht ohne jede künstliche Beleuchtung, d. h. ausschließlich bei gutem Tageslichte ganz besonders wünschenswert; es ist aber schon mit Rücksicht auf den Unterrichtsbeginn um 8 Uhr Früh zu erwarten, dass selbst in den glücklichen Fällen einer sehr günstigen Lage des Gebäudes im Winter regelmäßig Lehrstunden vorkommen werden, in welchen die Tagesbelichtung ganz unzulänglich ist; dazu kommt der in den lehrstundenreichen Mittelschulen nicht seltene Nachmittagsunterricht, von welchem später noch genauer die Rede sein soll. Ist es physisch unmöglich zu lesen oder zu schreiben, so wird allerdings der ausschließlich mündliche Unterricht erzwungen; es steht aber zu befürchten, dass der Lehrer, der Noth gehorchend, lesen und schreiben lassen wird, wenn es eben noch physisch möglich, aber keineswegs hygienisch zulässig ist; als Beispiel, welches die Zustände charakterisiert, sei ein Provinzgymnasium erwähnt, welches anführt, dass die Tafel Beleuchtung habe (Rundbrenner mit Seitenschirmen); ein Gymnasium oder eine Realschule ohne künstliche Beleuchtung ist bei unseren heutigen Lehrplänen höchst wahrscheinlich a priori während eines Theiles der Unterrichtszeit augenschädlich. Das Procent der nicht beleuchteten Gymnasialzimmer ist doppelt so groß als jenes der nicht beleuchteten Realschulzimmer, was wohl großentheils aus den vielen Stunden für graphische Fächer an den Realschulen zu erklären sein dürfte; man möchte auch gerne an die vielen Nachmittagsunterrichtsstunden in den Realschulen denken: wir werden aber später bei der Statistik des Nachmittagsunterrichtes (obligater und nichtobligater zusammengenommen) von vorneherein nicht erwartete Ziffern antreffen.

Bei der künstlichen Beleuchtung spielt natürlich Leuchtgas die Hauptrolle; dass aber hierbei eine ganz unökonomische und gleichzeitig die schlechteste Beleuchtungsart die häufigste ist, kann nur bedauert werden; etwa ein Fünftel aller Zimmer überhaupt, weit mehr als ein Drittel aller künstlich beleuchteten und fast die Hälfte aller mit Gas erhellten (49·7%) hat Schmetterlingsbrenner. Diese Beleuchtungsart hat die Nachtheile eines starken Gasverbrauches und (von später zu besprechenden Übelständen abgesehen) flackernde Flammen, sowie geringe Lichtstärke; das Mindeste, was vor langen Jahren hätte gefordert werden müssen und nicht zu viel gekostet hätte, wären Rundbrenner oder doch allerwenigstens Glocken und Schirme über den Schmetterlingsbrennern gewesen — Einrichtungen, welche allerdings heute veraltet sind; wie die Tabelle zeigt, ist aber nur ein bescheidener Theil der Schmetterlingsbrenner mit der primitiven Einrichtung von Glocken und Schirmen ausgestattet. Es ist ganz außer Frage,

dass hier eine eminente Augenschädlichkeit der Schule stigmatisiert wird; es hat z. B. ein Gymnasium mit über 600 Schülern, von welchen nur 18 von ihren Plätzen den Himmel sehen können, in allen 16 Zimmern offene Schmetterlingsbrenner, ein 1897 vom Staate erbautes Gymnasium hat bloß in zwei von den 15 allgemeinen Lehrzimmern künstliche Beleuchtung und zwar mit offenen Schmetterlingsbrennern, eine Staatsrealschule in einer Provinzhauptstadt in den neun allgemeinen Lehrzimmern offene Schmetterlingsbrenner und nur etwas über die Hälfte der Schüler erhält directes Himmelslicht, eine Staatsrealschule mit vier Classen ohne jedes directe Himmelslicht auf den Schülerplätzen hat offene Schmetterlingsbrenner usw. Es ist unbegreiflich und traurig, wie resultatlos die so reiche und gründliche Literatur über Schulzimmerbeleuchtung und der gewaltige technische Fortschritt an den bezüglichen Stellen vorübergegangen ist. (Vgl. S. 15—16.)

Günstiger verhalten sich die Argandbrenner, d. h. Rundbrenner, bei welchen das Gas durch etwa zwei bis drei Dutzend feiner, im Kreise gestellter Löchelchen eines Porzellancylinders ausströmt und ein kräftigeres und ruhigeres Licht gibt, als das der Schmetterlingsbrenner; wichtig ist, dass die Cylinder die richtige Länge haben. Argandbrenner werden in etwa jedem 10. Zimmer, jedem 6. der künstlich und jedem 5. (22·7%) der mit Gas beleuchteten verwendet. Allerdings wäre es auch hier besser, zu Auerbrennern überzugehen; dass dies bezüglich der Schmetterlingsbrenner noch nicht geschehen ist, ist deshalb unverständlich, weil das Auerlicht erwiesenermaßen eine Gasersparnis von 28 bis 50% gegen andere Brenner bewirkt, wobei die Helligkeit noch fast die doppelte des Argandbrenners ist, das Licht auch bei wechselndem Gasdrucke ruhig bleibt und überdies die starke Lichtwirkung auf entferntere Plätze gegenüber dem Schmetterlingsbrenner für Schulzwecke noch ganz besondere Beachtung verdient; mit Rücksicht auf die Leuchtkraft des Auerstrumpfes ist, um eine bessere Lichtwirkung zu erzielen als mit Schmetterlingsbrennern, nur etwa die halbe Zahl von Auerglühlichtern nöthig: die Anlage- und Erhaltungskosten der Auerbrenner müssen daher wie begreiflich durch die Ersparnis an Leuchtgas hereingebracht werden. Mit Rücksicht auf den außerordentlich hohen „Glanz“ (von der Flächeneinheit ausgestrahlte Lichtmenge) ist aber unbedingt ein „Augenschützer“ — am besten mattiertes, nicht Milchglas — nöthig; wie wenig darauf Rücksicht genommen wird, ergibt sich daraus, dass die Hälfte der mit Auerlicht beleuchteten Schulzimmer — keine Augenschützer verwendet; es ist nicht wahrscheinlich, dass eine nennenswerthe Zahl jener Zimmer, die erst seit kurzer Zeit vor der Fragestellung aufgetauchten mattierten Cylinder benützten; wahrscheinlich gar keines; andernfalls wäre dies wohl in den Antworten angegeben worden. Lachsfarbene Cylinder würden dem Lichte einen mehr röthlichen Ton geben. Schirme sind natürlich





bei allen genannten Beleuchtungsarten nothwendig, da sie da Licht nach abwärts, d. h. dorthin werfen, wo es nöthig ist; fü Schulzwecke empfehlen sich solche mit großem Öffnungswinkel. I der That sind aber in 58·5% (635 von 1085) der mit Schmetter lings-, Argand- oder Auerbrennern versehenen Zimmer — kein Schirme vorhanden.

Vor der Erfindung des Auerlichtes waren die Siemens brenner von ganz besonderem Werte; mit Rücksicht auf de Fortschritt, welchen das Auerlicht bedeutet, und den Umstand dass nur einige wenige Zimmer Siemensbrenner besaßen, ist ein weitere Besprechung überflüssig.

Etwa jedes 16. der künstlich beleuchteten Zimmer hatt elektrisches Glühlicht: große Vortheile in Bezug auf Licht stärke, Gefahrlosigkeit, Luftgüte und Temperatur des Zimmers rasche Bedienung.

Für Petroleumlampen wird dort, wo nähere Auskünft geboten werden, meist angeführt, dass kräftige in Verwendung stehen. Es ist nur etwa jedes 10. Zimmer überhaupt und jede 6. der künstlich beleuchteten mit Petroleumlicht erhellt. Man ver wende jedenfalls nur Rundbrenner renommierter Firmen; allerding schützt erfahrungsgemäß auch dies nicht vor unrichtigen Con structionen, z. B. zu großem Luftzufluss von unten, was Qualmen infolge zu großen Wärmeverlustes zur Folge haben kann. Man achte darauf, dass die Dochte trocken eingezogen und nach län gerem Gebrauche ausgewaschen und gut getrocknet wieder ver wendet werden, dass der Kniff des Cylinders in richtiger Höhe (ca. 10 mm, übrigens nach der Petroleumsorte nicht ganz gleich) über dem Dochtrande stehe, weil sonst leicht eine rothe Flamme entsteht und sogar Rußen eintritt, und dass der innere Durch messer des Kniffes mindestens ebenso groß sei, als der äußere Dochtdurchmesser. — Ein gutes Licht geben auch die Rundbrenne mit Scheibchen. Da das gute Leuchten einer bestimmten Lampe wesentlich mit von der Ölsorte (Dichte usw.) bedingt ist, so wird zuweilen eine Lampe bei Verwendung eines anderen Öles weit besseres Licht liefern, als ehedem.

Da die Spiritusglühlampe mit Auerstrumpf eine doppelte Manipulation beim Anzünden erfordert, möchten wir dieses für Privatzwecke sehr empfehlenswerte, der Petroleumlampe in hygie nischer Beziehung weit überlegene System den Schulen mit Rück sicht auf die praktischen Verhältnisse derselben nicht ohneweiters anrathen.

Die hier angeführten Beleuchtungssysteme haben für Schul zwecke alle den Nachtheil, dass die Körperschatten einem beträcht lichen Theile der Schüler einen weit geringeren Lichtgenuss ge statten, als die photometrische Messung im leeren Schulzimmer angibt, und dass, wie diese Messung zeigt, das Licht überhaupt recht ungleich vertheilt ist; dazu kommt, dass die Schüler beim

Sehen nach der Tafel öfter an grellen Lichtern vorbeisehen müssen u. A. Bringt man die Lichtquellen recht hoch an, so werden diese und andere Nachtheile (Wärmestrahlung) weitgehend abgeschwächt — aber auch die Lichtstärke.

Die Beleuchtungstechnik hat außerordentliche, feste Fortschritte gemacht: diesen gegenüber ist die künstliche Beleuchtung unserer höheren Schulen weit zurückgeblieben und die Einrichtung jener Häuser zeigt keineswegs ein Fortschreiten mit dem Fortschritt. Der Totaleindruck, den das statistische Ergebnis bietet, lässt sich für einen großen Theil unserer Schulen in zwei Worte fassen: erbärmlich und kostspielig.

Es wäre im Interesse der Gesundheit der aufwachsenden Geschlechter sehr zu wünschen, dass wenigstens bei Neubauten und Änderungen in alten, sowie in den Schulen mit schlechtester Tagesbelichtung das local bestmögliche Beleuchtungssystem Anwendung fände.

Werden die Decke und das obere Drittel der Wände mattweiß gestrichen, etwa 1 m unter der Decke die entsprechend vertheilten Lichtquellen (Auerlampe oder elektrisches Licht vortrefflich geeignet) und unter jeder Lichtquelle ein niedriger, weit offener, undurchsichtiger Schirm angebracht, dessen blanke, reflectierende Fläche nach oben gewendet ist, so erhält man eine wohlthuende, gleichmäßig vertheilte und schattenlose Beleuchtung, ähnlich der bei bedecktem Himmel im Freien; es geben z. B. sechs Auerlampen in einem Zimmer von 9 m Länge und 6 m Breite jedem besetzten Schülerplatze einen über das hygienische Minimum hinausgehenden Lichtgenuss; der doppelte Consum an Leuchtgas würde bei Schmetterlingsbrennern eine überhaupt schwache Beleuchtung geben, der obige Consum bei Auerlicht und directer Beleuchtung aber deshalb ein ungünstigeres Resultat bieten als bei indirecter Beleuchtung, weil das Licht nicht so gleichmäßig vertheilt wird, die Körperschatten diesen Übelstand beträchtlich verstärken, die Lampen niedriger hängen müssen, daher die Schüleraugen beim Sehen nach der Tafel schädigen können usw. Überdies wäre bei directer Auerbeleuchtung eine Lampe mehr nöthig; allerdings wäre man selbst dann — auch ökonomisch — weit besser bedient als mit einer noch größeren Zahl von Schmetterlingsbrennern.

Die indirecte Beleuchtung setzt allerdings zweierlei voraus: erstens das Hellbleiben des Plafonds und der oberen Wandstücke; je nach der Reinlichkeit von Ort und Haus (Staub, Ruß, Heizmethode, Fußbodenqualität usw.) müsste daher der Anstrich nach je zwei oder mehr Jahren erneuert, bezw. ein waschbarer gewaschen werden; zweitens muss ebenso unbedingt die nach oben gewendete reflectierende Fläche der Schirme immer blank gehalten, d. h. entsprechend oft abgewischt und geputzt werden; eine bloße Vernickelung der reflectierenden Fläche würde sich bald abnutzen; massive Alpaccaschirme sind nicht wohlfeil, Email auf polierter



Eisenfläche möglich, aber etwas schwächer in der Wirkung; es sind also gewisse Installationskosten und Erhaltungsarbeiten nöthig der Gasverbrauch ist dafür recht bescheiden.

Die künstliche diffuse Beleuchtung ist ca. 20 Jahre alt seit mehr als einem Dutzend Jahren ist sowohl das Auerlicht al die indirecte Beleuchtung mit den verschiedenartigsten Leucht mitteln in verschiedenen Ländern von competenten Gelehrten er probt und auf ihren hygienischen Wert geprüft worden; allerdings weiß man nicht, was die Zukunft bringt, doch darf man ver muthen, dass die nähere entfernt nicht so große Fortschritte bieten wird, als sie das letzte halbe Menschenalter gebracht hat.

Man sollte meinen, **dass unter solchen Umständen wenig- stens das directe Auerlicht selbstverständlich wäre, umsomehr, als die Betriebskosten desselben weit geringer sind, als die der Schmetterlingsbrenner, deren wir uns für 546 Schulzimmer — nichts weniger als rühmen dürfen.**

Wien. Dr. Leo Burgerstein.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Dr. C. L. Jungius, De vocabulis antiquae comoediae atticae, quae apud solos comicos aut omnino inveniuntur aut peculiari notione praedita occurrunt, (scripsit). Traiecti ad Rhenum, apud Kemink & fil., Amstelodami, apud Johannem Müller 1897. gr. 8°. XXIV u. 358 SS.

Ein Lexikon zu Aristophanes und den Fragmenten der griechischen Komiker, die seit Abschluss der Sammlung Kocks (1888) durch immer neue Funde, sei es in Bibliotheken, wie durch die Veröffentlichung des Lexicon Sabbaiticum und Messanense (1892), sei es in den ägyptischen Gräbern, bereichert werden, aus denen erst jüngst umfänglichere Bruchstücke aus Menanders Γεωργός zutage getreten sind, gehört zu den dringenden Bedürfnissen der Philologie. Ein Lexicon Aristophaneum erwartet man seit Jahr und Tag von O. Bachmann. Einen sehr sorgfältigen Index comicae dictionis hat Heinrich Jacobi, ein Schüler Lachmanns, nach fünfzehnjähriger mühsamer Arbeit im 5. Bande von Meinekes Fragmentsammlung der Komiker (1857) veröffentlicht.

Der Verf. der vorliegenden Arbeit, ein Angehöriger der neuholländischen Philologenschule, hat sich seine Aufgabe enger gesteckt. Er gibt in alphabetischer Ordnung ein Verzeichnis jener Wörter, die entweder nur bei den Dichtern der alten Komödie oder, wenn auch bei anderen Schriftstellern, doch bei diesen in anderer Bedeutung als bei den Komikern vorkommen. Hierbei werden die Stellen nicht bloß angeführt, sondern auch die Wörter aus den alten Lexika, den Scholien zu Aristophanes erklärt oder die nach Stamm, Form, Bedeutung, Zusammensetzung verwandten Wörter im Gebrauche bei anderen Schriftstellern zur Verdeutlichung herangezogen. Die kritischen und exegetischen Commentare zu den Komikern sind fleißig ausgenutzt.

Mühe- und entsagungsvoll ist die Arbeit des Lexikographen, über die Scaliger das wahre Wort sagt: 'Omnes poenarum facies hic labor unus habet'. Vielleicht entschließt sich der Verf., der für seine Zusammenstellungen Dank und Anerkennung verdient,

als Seitenstück zu Naucks Tragicae dictionis index spectans a
Tragicorum Graecorum fragmenta (Petropoli 1892) einen Index z
den Komikerfragmenten zu liefern, wobei die so verdienstvolle Arbei
Jacobis, die in dem vorliegenden Buche merkwürdigerweise mi
keinem Worte erwähnt wird, mit Nutzen heranzuziehen wäre.

Bernh. Heidhues, Über die Wolken des Aristophanes. Beilag
zum Programm des königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köl
1897. 59 SS.

Vor mehr als sieben Jahrzehnten hat Wilhelm Esser in eine
Dissertation 'De prima et altera quae fertur Nubium Aristophani
editione' (Bonn 1823, nicht 1821) zu beweisen gesucht: secundar
Nubium editionem, sive perfectam, sive imperfectam, nusquam nis
in cerebro scholiastarum exstitisse, hanc autem, quam nos habemus
pristinam esse et genuinam, non retractatam a poëta aut ali
quacunque ratione constructam (S. 8). Gottfried Hermann hat ihn
hierauf den Vorwurf gemacht, er habe den Knoten einfach zer
hauen, statt ihn zu lösen. Der Verf. der vorliegenden Abhandlun
beantwortet die vielbesprochene Wolkenfrage trotz Teuffel, Fritzsche
Kock u. a. im Sinne Essers. Bei der Beweisführung für sein
These geht er nicht von der ihm unbequemen sog. sechsten Hypo
thesis, die mit ausdrücklichen Worten von diaskeuastischer un
diorthotischer Thätigkeit des Dichters spricht, sondern vom Stück
selbst aus und kommt zu dem Ergebnisse, dass der Dichter in de
eigentlichen Parabase keine Andeutung über eine Umarbeitung de
Komödie mache, dass alle Behauptungen über Widersprüche, un
erträgliche Wiederholungen, Compositionsfehler von irrigen Voraus
setzungen ausgegangen seien. Im zweiten Theile seiner Ab
handlung sucht der Verf. durch eine sehr bedenkliche Argumenta
tion über die Angaben der vielgeschmähten Scholiasten hinweg
zukommen: in der fünften und sechsten Hypothesis, sowie i
mehreren Scholien lasse sich die Arbeit verschiedener Verfasser er
kennen. Die falschen Angaben über eine Umarbeitung der Wolken
seien auf verkehrte Auslegung der neuen Parabase zurückzuführen:
kurz die im Jahre 423 aufgeführte Wolkenkomödie sei uns er
halten. Der Dichter habe nur zum Zwecke der Rechtfertigung des
durchgefallenen Stückes die alte Parabase durch eine neue ersetzt.

Der Streit ist der Vater der Dinge, sagen wir mit dem Verf.,
der durch sorgfältiges Nachprüfen aller vorgebrachten Gründe zum
besseren Verständnisse der Komödie zwar beigetragen hat, ohne
uns jedoch von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen.
„Uns liegt der Torso der 2. Auflage vor, so dass wir ein reines
Urtheil über das Stück nicht haben können. Die alexandrinischen
Grammatiker, wie Eratosthenes, waren in der Lage, den Torso mit
der fertigen ersten Fassung zu vergleichen . . Eine vollständige
Scheidung der beiden Fassungen scheint unmöglich" (G. Kaibel
in Pauly-Wissowas Real-Encyklopädie, II. Band, Sp. 976 f.).

Fredericus H. M. Blaydes, Adversaria in Comicorum Graecorum fragmenta (scripsit ac collegit). Pars II. Secundum editionem Kockianam. Halis Saxonum, in Orphanotrophei libraria 1896. gr. 8°, VIII u. 360 SS.

Der greise englische Gelehrte, der bereits vor einigen Jahren das Fest der goldenen Hochzeit mit der Philologie feiern konnte, ist unermüdlich am Werke. Dabei ist er seiner alten Liebe treu geblieben. Im Jahre 1842 gab er des Aristophanes „Vögel" heraus, 54 Jahre darauf veröffentlicht er seine Beobachtungen zu den Versen und Worten der Komikerfragmente. Es ist allerdings eine eigene Art von Buchmacherei, die uns hier entgegentritt. Wenn ein Mann von der Belesenheit und Gelehrsamkeit eines Blaydes einen griechischen Schriftsteller in einer neuen Ausgabe liest, trägt er in sein Handexemplar mancherlei Vermuthungen, manche Parallelstelle ein, setzt wohl auch zu einer ihm einleuchtenden Besserung sein recte u. dgl. hinzu. Im Staube der Bibliotheken liegen und lagen so die Observationen manches Gelehrten verborgen, die von den Nachgeborenen ans Licht gezogen wurden. So hat man dies mit den Conjecturen eines Bentley, Valckenaer oder Reiske gemacht, um nur einige große Namen aufs Gerathewohl zu nennen.

Blaydes besorgt selbst die Veröffentlichung seiner Handexemplare mit einer der besten Sache würdigen Gewissenhaftigkeit. Nur so ist es zu erklären, dass er zwei Jahre nach Abschluss der Kock'schen Sammlung der Komikerfragmente noch Adversarien zu Meinekes im Jahre 1857 vollendeter Ausgabe, und jetzt solche secundum editionem Kockianam abdrucken konnte. Hätte es nicht die Rücksicht auf den Leser oder Benutzer erfordert, diese beiden Bücher zu einem einzigen zu verarbeiten? Nicht so redlich, wäre redlicher in jedem Sinne gewesen. Aber das Papier der Buchhandlung des Halle'schen Waisenhauses ist geduldig, wie das die Ankündigung noch weiterer Adversarien von Blaydes zu Sophokles, Euripides, Aristophanes, Herodot, Thukydides und anderen Schriftstellern zeigt.

Man kennt die vorschnell dreinfahrende Art von Blaydes, der ohne viele Scrupel jeden Einfall, zu mancher Stelle gleich mehrere, dem Leser auftischt. Von Natur aus hat er besonderes Interesse für alles, was Veranlassung geben kann, den Text zu ändern, dem er sich offensiv gegenüberstellt. Aber in der Fragmentenkritik, die mit so vielen unbekannten Größen zu rechnen hat, ist, um mit O. Crusius (Göttingische Gelehrte Anz. 1890, S. 687) zu reden, Abwarten und Hinhalten die richtige Kampfesweise für den Herausgeber. Da heißt es, Gewehr bei Fuß stehen bleiben und den Feind an sich heranrücken lassen. Der Leser wird unter dieser uberrima coniecturarum messis, wo Unkraut und Weizen durcheinander liegen, den letzteren nur mit großer Mühe herausfinden können.

Prag. Siegfried Reiter.

Die attische Beredsamkeit. 3. Abth., 2. Abschnitt: Demosthenes' Genossen und Gegner. Dargestellt von Friedrich Blass. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1898. 8°, VI u. 422 SS.

Zu wesentlicher Vermehrung des in diesem Bande zu verarbeitenden Stoffes hat der glückliche Fund zweier Reden des Hyperides Anlass geboten, die früher nur dem Titel nach bekannt waren. Diese sind nicht nur nach Inhalt und Composition ausführlich besprochen (S. 76—90), sondern haben auch zur Besprechung des Gesammtcharakters des Redners viele neue Beispiele geliefert. Im übrigen ist an der bisherigen Darstellung nicht vieles geändert. Hinzugekommen sind auch hier wieder neue Beobachtungen über sprachlichen Rhythmus, so bei Hyperides (S. 86 f.) und Demetrius (S. 348 f.), ferner bedeutendere Zusätze zur Beurtheilung des sittlichen Charakters des Äschines, über den die Ansicht des Verf.s ebenso ungünstig lautet, wie in der ersten Bearbeitung. Was er über dessen Unwahrhaftigkeit an neuen Beweisen aus der Gesandtschaftsrede vorbringt, zeigt nur, wie gewandt Äschines alle Kniffe des Gerichtsredners in der Anklage, wie in der Vertheidigung zu benützen verstand, und der Vorwurf der Fälschung eines Actenstückes vollends entbehrt einer ausreichenden Begründung. In einer Anmerkung zu S. 213 bemüht sich Blass neuerdings, die Anklage, Äschines habe das Gesetz über die Ausrufung der Kränze absichtlich verstümmelt, zu erhärten, — ein meiner Ansicht nach aussichtsloses Beginnen.[1]) Ebenso erscheint mir der Schluss auf die Benützung einer gemeinsamen Quelle bei Äschines in der Timarchea §. 138 f. und Plato im Symposion wenig zwingend. — Dagegen wendet sich der Verf. mit Recht gegen die strenge Kritik, welche J. Bruns („Das litterarische Porträt bei den Griechen") vom ästhetischen Standpunkte aus an der gerichtlichen Beredsamkeit des Demosthenes übt. Gewiss ist die Wohlanständigkeit des Tones nach unseren Begriffen bei diesem wie bei seinem Gegner oft verletzt, aber dies entsprach wohl der damals herrschenden Geschmacksrichtung, und Äschines hat dieser in gleichem Maße gehuldigt.

Über diesen Gegenstand handelt der Verf. in den „Nachträgen", welche, gleichwie in der 1. Auflage, auch hier dem letzten Bande angefügt sind (S. 356—407). Von den wichtigeren Artikeln führe ich die Untersuchungen an über die Excerpte des Iamblichos aus den Schriften des Sophisten Antiphon, über den Autor der dem Redner Antiphon zugeschriebenen Tetralogien, über die politische Tendenz der Rede des Lysias gegen Eratosthenes (XII.), über die Resultate der statistischen Methode in dem Werke von W. Lutosławski, The origin and growth of Platos Logic; endlich über die Echtheit mehrerer Briefe des Isokrates und Demosthenes, zumeist polemisch gegen v. Wilamowitz, worauf dieser

[1]) Vgl. diese Zeitschrift Jahrg. 1891, S. 726.

eine Replik im Hermes folgen ließ und Blass mit einer Duplik jüngst im Rheinischen Museum antwortete.

Mit dem besprochenen Bande liegt nun das ganze Werk über die attische Beredsamkeit vollständig in zweiter Auflage vor. — Genau vor 30 Jahren begonnen, vor 18 Jahren in erster Auflage abgeschlossen, hat es dem Verf. trotz mancher Gegnerschaft, welche namentlich das Überwuchern der formellen Seite der Betrachtung mit Recht hervorrief, gleichwohl die erste Autorität auf diesem Gebiete der griechischen Literatur und ihrer Geschichte gesichert. Zu diesem Erfolge sei der Verf. auch von uns aufs herzlichste beglückwünscht.

Wien. Franz Slameczka.

Q. Horatius Flaccus. Erklärt von A. Kiessling. 3. Theil: Briefe. 2. Aufl. besorgt von R. Heinze. Berlin, Weidmann 1898.

Mit dem vorliegenden dritten Theile ist die Neubearbeitung der Kiessling'schen Horazausgabe durch Heinze zum Abschlusse gebracht, wobei der Bearbeiter wie beim zweiten Theile wieder in erster Linie Nachträge und Berichtigungen aus Kiesslings Handexemplar verwertete und sich sonst nur „Änderungen in unwesentlichem" erlaubte. Thatsächlich ist auch die Arbeit im Wesen ganz die gleiche geblieben, so dass auch hier wie beim 2. Theile (vgl. die Anzeige in dieser Zeitschrift 1896, S. 19) eine Scheidung der Änderungen nach ihrem Urheber unterlassen wurde.

So sind Interpunctionen dem wechselnden Gebrauche entsprechend geändert (z. B. in der 1. Ep. des 1. Buches sind Kommata gestrichen: v. 15 und 47 beim Relativum, v. 39 vor ut consecutivum), und auch die einzige Änderung im Texte (AP. 23 adjectivisches quodvis mit den Handschriften für Bentleys quidvis) ist ganz geringfügig und schon in der 1. Auflage im Commentar fast vorbereitet.

Die Hauptthätigkeit Heinzes richtete sich, wie billig, auf den Commentar; aber auch da war wenig Gelegenheit, an dem alten Gute selbst zu bessern. Nebst einzelnen stilistischen Feilungen in den Einleitungen (z. B. I. 3, I. 14, I. 8 auch ein Zusatz) wird nur an wenigen Stellen eine Bemerkung Kiesslings gestrichen (zu I. 2, 51) oder die Erklärung durch eine andere ersetzt: so I. 1, 68, wodurch die unnöthige Erklärung des Infinitivs bei hortari weggefallen ist, I. 1, 84 mit Hinweis auf eine passende Plutarchstelle, I. 10, 15, wo für den Nothbehelf einer Erklärung durch 'rhetorischen Contrast' eine auf Xenophon sich stützende thatsächliche gegeben wird, u. a. Nicht gefällt uns die stilistische Form in der geänderten Erklärung von I. 1, 84, weil die Worte 'erus meint auch hier, wie in der Regel, den Herrn mit Rücksicht auf seine Sclaven' eine Polemik gegen die Erklärung Kiesslings

durchblicken lassen — allerdings wohl unbeabsichtigt. An ander
Stellen wieder ist die Anmerkung zum Zwecke der Deutlichke
stilistisch umgearbeitet, ausführlicher gestaltet, oder bei gleic
bleibender Auffassung der Text kritisch eingehender begründet.

Zeigen schon diese Kleinigkeiten den Eifer des Bearbeiter
die beliebte Ausgabe von Unebenheiten zu befreien, so erhellt sei
Interesse für die Arbeit Kiesslings ganz besonders aus den zah
reichen Zusätzen, die uns den Commentar noch wertvoller gestalte
In diesem neu hinzugetragenen Gute — es ergibt für das Buc
ein Plus von 22 Seiten — liegt das Hauptverdienst und die sel
ständige Arbeit Heinzes. Neben einer großen Anzahl von kleinere
Zusätzen (Noten und Citaten), die der Worterklärung dienen un
die Erklärungen Kiesslings weiter stützen sollen, finden wir d
eine reiche Auswahl von neuen Parallelstellen zur Erklärun
und Entwicklung des Sinnes. Heinze hat da offenbar Autoren, be
sonders griechische, speciell zu dem Zwecke durchgearbeitet, u
sie für Horaz zu verwerten (vgl. die Anzeige der Satiren a. a. O.
So finden wir an zahlreichen Stellen Epiktet herangezogen, ebens
Plutarch, Ariston, Theokrit, Demokrit, Phokylides, Xenophon, Home
von römischen Autoren besonders Seneca, Lucrez, Cicero u. a. All
dies aber hat Heinze, ohne vordringlich zu sein, in discret
Weise dem Commentare eingefügt, so dass dadurch nicht etw
eine Überlastung entsteht oder das Gefühl hervorgerufen werde
könnte, er wolle Horaz in ein directes Abhängigkeitsverhältnis vo
einem der Griechen bringen. Nein, der Commentar bleibt de
Kiesslings. Recht verdienstlich ist es, dass sich auch Zusätze au
Geschichte und Antiquitäten finden, zu I. 6, 49 über di
ambitio, I. 10, 49 Inschriften, und I. 4, 15 finden wir scho
einen der Silberbecher von Boscoreale zur Erklärung herangezoge

Zu erwähnen wäre noch, dass gelegentlich bei Citaten, w
die Autornamen fehlten, dieselben hinzugefügt sind und Druck
fehler der 1. Auflage beseitigt wurden; freilich sind dafür wiede
andere zu verzeichnen, so sind S. 97—101 oben die Zahlen XII
in XIV zu verbessern.

Fassen wir alles zusammen, so können wir anerkennend con-
statieren, dass Heinze Kiesslings Arbeit einer eingehenden Durch-
arbeitung unterzogen und dieselbe unter Wahrung der alten Gestalt
und des alten Gutes da und dort in discreter Weise durch ein
gutes Körnchen bereichert hat. Sie wird sich in dieser Auffrischung
die alten Freunde bewahren.

Triest. Dr. F. Perschinka.

Die Elegien des Sextus Propertius. Erklärt von Max Rothstein. Bd. I. 1. und 2. Buch. Bd. II. 3. und 4. Buch. Berlin, Weidmann 1898. Preis 12 Mk.

Endlich liegt eine vollständige Ausgabe des Properz mit
deutschem Commentar vor, wie wir eine solche schon lange

schmerzlich vermissten. Rothstein, der sich in einer Reihe von Aufsätzen mit diesem Dichter beschäftigt hatte, legt uns hier die Frucht seiner eingehenden Beschäftigung mit dem Dichter und vielseitigen Belesenheit in der classischen Literatur vor. Vorausgeschickt ist dem Werke eine Einleitung, in welcher in übersichtlicher Form die Ergebnisse der Forschungen über die äußeren Lebensverhältnisse des Dichters, die Elegie bei den Griechen und Römern und die wesentlichen Eigenthümlichkeiten der Elegien des Properz mitgetheilt werden. Daran schließt sich unmittelbar der Text mit den erklärenden Noten. Eingeleitet wird eine jede Elegie durch eine kurze Inhaltsangabe, die hauptsächlich dem Zwecke dient, den Gedankengang klarzulegen, welcher in der Regel noch ein paar Worte über Ton, Grundgedanke, Zeitbestimmung, Vorbilder usw. folgen.

Die Erklärung des Dichters ist dem Verf. Hauptzweck; er selbst erklärt (II, S. 326), dass kritische Zwecke dieser Ausgabe zunächst ferne lägen. Darum hat er auch in dem kritischen Anhange von 60 Seiten, der den 2. Band abschließt, keinen vollständigen kritischen Apparat gegeben, sondern daselbst nur die Abweichungen von dem Texte der Haupt-Vahlen'schen Ausgabe der Elegiker und die von der ersten Hand des cod. N verzeichnet und nur jene Stellen besprochen, wo er selbst die im Commentar gegebene Erklärung nicht für die einzig mögliche oder gänzlich einwandfreie hielt. Indes ist es ihm hiebei ergangen, wie schon so vielen. Kritik und Erklärung des Dichters stehen nämlich in so engem Zusammenhange, dass die eine ohne die andere nicht denkbar ist: so entstand denn im Laufe der Arbeit unmerklich das, was der Verf. von vornherein gar nicht beabsichtigt hatte, nämlich eine neue kritische Ausgabe. Die Beurtheilung des Buches wäre daher gewiss eine einseitige, unterzögen wir nicht auch das textkritische Verfahren Rothsteins zunächst einer Prüfung.

Man weiß, welche Flut von Conjecturen über unseren Dichter schon dahingerauscht ist, nicht ohne überall sichtbare Spuren in unseren Texten zurückzulassen; ja in manchen sind dieselben so tiefgehende, dass man die Überlieferung kaum mehr zu erkennen vermag. Gegen eine solche gewaltthätige Conjecturalkritik, die den Dichter rücksichtslos entstellt, indem sie die Überlieferung wenig oder gar nicht beachtet, Stellung zu nehmen und zu versuchen, durch sorgfältige Interpretation und liebevolles Eingehen in des Dichters Gedanken der Überlieferung gerecht zu werden, wie es R. im Anschlusse an Vahlen gethan hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Wenn dabei R. eine Polemik in den meisten Fällen ganz vermeidet, indem er sich gegen beachtenswerte Erwägungen meist schon durch die im Commentar gegebene Erklärung vertheidigt, so verdient diese objective, vornehme Haltung umso größeres Lob. In der That muss man in sehr vielen Fällen anerkennen, dass es dem Verf. gelungen ist, durch die Inter-



pretation, oft nur durch ein paar beigebrachte Parallelstellen d
Überlieferung gegen alle Angriffe zu schützen. Leider ist ab
R. in diesem seinen Conservativismus so weit gegangen, dass
die Überlieferung auch dort beibehielt, wo dies, ohne der Sprach
des Dichters oder dem Sinne der Stelle Gewalt anzuthun, nicl
möglich war. An einer ganzen Reihe von Stellen, die selbst co
servative Gelehrte von feinem Sprachgefühle, wie Vahlen, als ve
derbt bezeichneten, hat R. kein Bedenken getragen, die Übe
lieferung ohne jede Veränderung beizubehalten; dadurch wurde
aber gezwungen, sie in einer Weise zu erklären, die dem Dicht
eine Gespreiztheit und Geschraubtheit der Sprache und der G
danken zumuthet. So wird z. B. I 11, 3 *Thesproti* beibehalt
und erklärt, Properz folge einer sonst nicht bekannten, aber leic
verständlichen Überlieferung, wenn er das sonst an der Küste v
Epirus localisierte Reich dieses Königs, in dem man den Acher
sischen See, die Flüsse Acheron und Kokytos und überhaupt d
homerische Schilderung des Eingangs zur Unterwelt wiederzufinde
glaubte, in die Gegend von Cumä versetzt, die ebenfalls für de
von Homer beschriebenen Eingang zur Unterwelt gehalten wurd
Aber ganz abgesehen von dieser zum mindesten sehr unsicher
Vermuthung wird man durch diese Lesung gezwungen, anzunehme
dass dieselben *litora,* die eben im vorausgehenden Verse *Hercule*
genannt worden sind, im nächstfolgenden als *Thesproti regnu*
angesprochen werden, ferner, dass das Meer um Misenum (*proxim*
Misenis aequora nobilibus) als *subdita Thesproti regno* gedach
werde, weil „der Meeresspiegel, den Cynthia bewundert, unter de
Küstenlande liegt". Das ist schwer glaublich. Die Conjectur
Protei hat hier gewiss schon längst das Richtige getroffen. I 1
21 wird *an mihi non maior carae custodia matris aut sine*
vitae cura sit ulla meae erklärt: „*an mihi non maior custodi*
sis matris custodia, und zwar schwanke *custodia* zwischen der über
tragenen Bedeutung 'Gegenstand der Bewachung' und der eigent
lichen." Diese Ausdrucksweise ist nicht bloß 'hart', wie R. mein
sondern einfach unverständlich und wird durch den Verweis au
II 8, 23 *et sua cum miserae permiscuit ossa puellae,* wo di
Auslassung von *ossibus* leicht verständlich ist, nicht gerechtfertigt
Im kritischen Anhange wird für den Fall, als eine Änderung nöthi
wäre, die Conjectur des Puccius: *an mihi sit maior carae custo*
dia matris empfohlen, vielleicht mit Recht. I 16, 23 wird *sider*
plena erklärt als 'Gestirne, die den Himmel vollständig bedecken'
hiefür werden als Belege beigebracht *flumina plena* ('das Wasser
welches den Krug vollständig füllt'), *pleno vellere pecus* ('Ei
Schaf mit Wolle, die das Thier vollständig bedeckt'), *pleno can*
dore puella ('Ein Mädchen, dessen Gesicht von weißer Hautfarb
ganz ausgefüllt wird'), *plenis conubia taedis* ('Eine Hochzeitsfeier
bei der der ganze Raum von Fackeln ausgefüllt wird'). Die an
geführten Beispiele würden aber höchstens eine Wendung wi

plenis caelum sideribus (Ovid am. II 10, 13 sagt dagegen *pleno sidera caelo*) rechtfertigen; *plena sidera* für sich allein können nichts anderes bedeuten als 'Sterne, an denen nichts fehlt, volle Sterne' (vgl. *plena luna*); denn I 20, 43 ist *flumina plena* doch von unserer Stelle sehr verschieden gesagt. Dort heißt es vielmehr: 'Hylas schickt sich an, Wasser (*flumina*) mit den hinabgesenkten Händen zu schöpfen, und zieht es, aufgestützt, in vollem Schwalle (*plena*) mit der Rechten empor'; man vgl. Goethe im Zauberlehrling: 'dass zum Zwecke Wasser fließe und mit reichem, vollem Schwalle zu dem Bade sich ergieße'. *Plenus* hat also hier die Bedeutung von 'reichlich', wie *plena pecunia* bei Cic. Rosc. Am. 2, 6 soviel wie *ampla p.* bedeutet; vergleichen kann man: *plenos capit alveus amnes* Ovid. Met. I 343. *crassas volvis aquas* Ovid. Am. III 6, 8. I 16, 38: *quae solet irato dicere tuta loco.* Hier soll der Relativsatz einen Accusativ des Inhaltes vertreten = *nulla petulantia meae linguae te laesit ea quae solet petulantia tuta loco irato dicere. Tuta* soll dann 'sich sicher fühlend' und *irato loco* 'einen Platz, von dem nichts Gutes zu erwarten ist' bedeuten. Alles höchst geschraubt und unwahrscheinlich. *Tuta* und *loco* sind zweifellos verderbt. I 20, 7 ist *silvas* beibehalten, obgleich die bestimmten Angaben in den folgenden Versen, *Aniena unda, gigantea ora,* auch im Vorausgehenden die Nennung einer bestimmten Örtlichkeit verlangen und so erst das verallgemeinernde, abschließende *sive ubicumque vago fluminis hospitio* einen rechten Sinn bekommt. Ibid. V. 13 *ne tibi sint duri montes et frigida saxa* wird erklärt: „die *duri montes* und *frigida saxa,* zu denen er auf der Suche nach dem verlorenen Liebling gelangen wird, bilden einen schroffen Gegensatz zu dem behaglichen Aufenthalt am Bachesufer, wie er vorher geschildert ist: in *sint* liegt eine kräftige Andeutung desselben Gegensatzes; rauhe Berge und kaltes Gestein sind jetzt das, was Gallus gehört, nicht mehr, wie früher, der geliebte Knabe. Aus diesem *sint* muss zum folgenden Infinitiv *sit* entnommen werden." Auch hier wird durch Beibehaltung von *sint duri* Properz eine unglaubliche sprachliche Härte zugemuthet. II 10, 23 *laudis conscendere carmen* soll eine echt properzische Eigenthümlichkeit sein, das Herausfallen eines einzelnen Wortes (*carmen*) aus dem Bilde (das Preislied auf den Kaiser wird mit einem Wagen verglichen, den der Dichter noch nicht besteigen kann). Verwiesen wird auf IV 1, 61 *Ennius hirsuta cingat sua dicta corona.* Aber dort bedeutet *sua dicta* fast dasselbe wie *se dicentem,* hier aber ist *conscendere carmen* einfach unerträglich. II 32, 2 wird *facti crimina lumen habet* (N hat *habent*) beibehalten; möglich, aber nicht wahrscheinlich. II 32, 23 *nuper enim de te nostras* (*me laedit!*) *ad aures* | *rumor et in tota non bonus urbe fuit.* Zu *nostras ad aures* soll *fuit* in der Bedeutung „das Gerücht kam mir zu Ohren" und zu *in tota urbe* in dem gewöhnlichen Sinne gehören: „es war in der ganzen



Stadt verbreitet". Die Bedenklichkeit dieser Erklärung verkenn R. selbst nicht (s. krit. Anh.). II 34, 29 soll *Erechthei,* woz aus dem folgenden Verse *senis* ergänzt werden müsse, einen athe nischen Greis und zwar Homer bezeichnen, weil ja ein Theil de Gelehrten, unter ihnen Aristarch, ihn für einen Athener gehalte hätten. Ich zweifle, ob selbst ein gelehrter Dichter Roms auf dies Deutung gekommen wäre. Übrigens fügt hier R. selbst im Com mentar einen einschränkenden Zusatz: „wenn *Erechthei,* worauf di Überlieferung führt, richtig ist" bei. IV 7, 57 wird die schwierig Stelle: *una Clytaemestrae stuprum vehit, altera Cressae* | *porta mentitae lignea monstra bovis,* zu welcher zahlreiche Besserungs versuche gemacht wurden (Vahlen und Müller setzen ein †), durc den Hinweis auf Verg. Aen. VIII 678 zu vertheidigen versucht Auch dort sollte sich nur das erste und zweite *hinc* entsprechen und doch folge an zweiter Stelle *parte alia.* Aber R. übersieht dass es dort *alia,* hier aber *altera* heißt, das im nämliche Verse einem vorausgehenden *una* entspricht. Man braucht übrigens nur die Verse Vergils im Zusammenhange zu lesen, um sich zu überzeugen, dass dort alles in Ordnung und verständlich ist, während hier durch das doppelte *altera* in Vers 57 und 59 heillose Ver wirrung entsteht. Das Verderbnis steckt aller Wahrscheinlichkeit nach in *vehit altera*; denn auch *vehit* ist wegen der darauffolgenden Verba *portat* und *vecta* verdächtig. Von den vorgebrachten Emen dationen scheint mir noch immer die von Ellis (Journal of Phil. vol. XI 1880, p. 236; vgl. auch vol. XV 29): *una Clytaemestrae stuprum vel adultera Cressae* die beachtenswerteste.

Die angeführten Stellen mögen genügen, um zu zeigen, dass R. in seinem Conservativismus oft zuweit gegangen ist.

Die Zusammengehörigkeit von Gedichten, die neuere Heraus geber getrennt haben, ist von R. wiederholt mit Erfolg dargethan worden. Unwahrscheinlich dagegen ist die Zusammengehörigkeit von II 10 und 11, wie sie R. annimmt. Dass in demselben Gedichte mit *te* V. 16 Augustus, V. 27 Cynthia angesprochen werden könne, ohne dass dieser Wechsel in der angeredeten Person klar zum Ausdruck kommt, ist eine ganz haltlose Annahme. Zweifelhaft scheint mir auch jetzt nach R.s beredter Vertheidigung die Zusammengehörigkeit von II 13, 1—16 und 16—Schluss, wenngleich hierüber die Meinungen eher getheilt sein können.

Was nun die Erklärung betrifft, so muss vor allem hervorgehoben werden, dass R.s Commentar durchgehends mit großer Sachkenntnis und gründlicher Gelehrsamkeit geschrieben ist. Wo nur immer es angeht, ist auf die griechischen Vorbilder oder ähnliche Situationen bei anderen römischen Elegikern hingewiesen, der Sprachgebrauch des Properz sorgfältig beobachtet und mit dem anderer Dichter verglichen, bei schwierigen Stellen die Construction, an einzelnen sogar die Übersetzung angegeben. Durch eine präcisere Fassung würde der Commentar jedoch sehr gewinnen. Da

er einmal nicht für die Schule bestimmt ist, hätte so manches ohne Schaden übergangen, manches nur angedeutet werden können. Dass z. B. die *digiti* Cynthias *eburni* genannt werden (II 1, 9), braucht durchaus nicht durch Belegstellen illustriert zu werden, so wenig als die vielen Parallelstellen zu III 3, 31 (die Taube — das heilige Thier der Venus) nöthig sind oder die Varianten der Reihenfolge, in welcher bei verschiedenen Dichtern Ossa, Pelion und Olymp aufeinander gethürmt werden, zu II 1, 19 u. a. m. Durch solch nebensächliches Detail wird nur die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abgelenkt und der Commentar unnöthig belastet.

Im einzelnen seien mir noch folgende Bemerkungen erlaubt. Unrichtig scheint mir die Bemerkung zu I 1, 11, *antrum* bedeute bei Properz soviel wie *nemus* oder *lucus*. Die hiefür beigebrachten Stellen IV 9, 33 *vos precor, o luci sacro quae luditis antro* und IV 4, 3 *lucus erat felix hederoso conditus antro* sprechen eher dagegen als dafür; denn mit der Bemerkung R.s zu IV 4, 3, dass *lucus* und *antrum* identische Begriffe seien, und dass *hederoso antro* nicht mehr besage als *hedera*, ist nichts gewonnen. Auch ist die Verschiebung der Bedeutung von „Grotte" zu „Schlucht" eine viel näherliegende; und Schluchten sind offenbar gemeint, wenn der Dichter I 1, 11 *errabat Partheniis in antris* sagt oder II 32, 39 *Idaeo sub antro* (= unten in der I. Schlucht). I 7 Einleitung soll es statt „in der anspruchsvolleren Form der elegischen Dichtung" heißen „epischen". IV 3, 51 *nam mihi quo?* wird erklärt als ein verkürzter Fragesatz, bei dem ein Verbum der Bewegung zu ergänzen sei, etwa *fugere licet*, „wohin soll ich, was soll ich mit mir anfangen?" Eine solche Ergänzung wäre berechtigt, wenn Arethusa sich in größter Gefahr befände und nicht wüsste, wo aus und ein. Das ist aber hier gar nicht der Fall. Arethusa hat vielmehr im Vorausgehenden bedauert, dass römische Sitte ihr verwehre, ihrem Manne auf seinen Kriegszügen zu folgen; gerne ertrüge sie alle Strapazen; so gewaltig sei ihre Liebe. Denn (*nam*) was habe sie von dem bequemen Leben zu Hause? Sie kleide und putze sich (im Gegensatze zu Hippolyte, von der es hieß: *nuda tulit arma papilla et texit galea barbara molle caput*), stets den Gatten erwartend — aber stets vergeblich. Arethusa will also sagen: '*Nam mihi quo Poenis purpura fulgere vitris?*, Denn was hab' ich davon, im Purpurkleid zu prangen?', unterbricht sich aber selbst nach den ersten Worten, da sich ihr der Gedanke 'das geschieht ja doch nur für dich' sofort aufdrängt. Dadurch wird auch der sprachliche Ausdruck beeinflusst; nach *nam mihi quo?* 'denn was hab' ich davon?' hält Arethusa inne und fährt fort: '*Poenis tibi etc.*, Ich mag für dich mich noch so schön schmücken — *omnia surda tacent etc.*' Unwahrscheinlich ist meines Erachtens die Erklärung zu I 8, 3, *vento ire* gehöre zusammen und *quolibet* sei Adverb; an der angezogenen Stelle Verg. Aen. IV 381 wird von vielen Erklärern *ventis* nicht mit

sequere verbunden, sondern zum Folgenden bezogen. Hier empfehlen die unmittelbar folgenden Verse, in welchen von dem Getöse des empörten Meeres und dem harten Lager auf dem Schiffe gesprochen wird, die Verbindung *vento quolibet*. Der Dichter will sagen: 'Soviel gilt dir bereits jener, dass du bei dem schrecklichsten Sturm dich aufs Meer wagst?' Denn dass Cynthia nicht *quolibet*, sondern nach Illyrien gehen wollte, hatte der Dichter bereits im vorausgehenden Verse ausgesprochen. So ergibt sich eine völlig richtige Gedankenfolge: 'Bist du wirklich so verrückt? Du willst fort von mir ins kalte Illyrien? Und soviel gilt schon jener bei dir, dass dich nur der eine Gedanke beherrscht: 'Fort, fort, und sei's im wildesten Sturm!?' Du, ein so zartes Wesen, hast den Muth, bei solchem Meerestosen dich einem schwanken Schiffe anzuvertrauen? Und, angelangt im unwirtlichen Land, auf Schnee und Eis den Fuß zu setzen?' I 15 B, 29 *multa prius, sed labentur flumina ponto.* Erklärt wird hier: *multa prius* (scil. *fient*). Aber in den hiefür beigebrachten Beispielen steht das hier angeblich zu ergänzende *fient*, wobei noch zu beachten ist, dass Dirae 4 auf *prius* ein *quam* folgt, infolge dessen die Stelle mit der unseren nichts zu thun hat. Daher bleibt diese Erklärung solange unsicher, als nicht eine vollkommen entsprechende Parallele beigebracht wird. Inzwischen wird man, falls man *multa* beibehält, besser thun, es mit *flumina* zu verbinden. Das Gleiche gilt von der Erklärung von Vers 35, wo *suppositis manibus* 'trotz der Stellung' zu *iurabas* bezogen wird; überdies sollte man nach R.s Erklärung *summissis manibus* erwarten. Auch die im krit. Anhange empfohlene Erklärung Müllenhoffs, *suppositis manibus* sei in den Inhalt des Schwures zu ziehen und bedeute „du wolltest Hand anlegen und sie dir ausreißen“ ist wenig wahrscheinlich. Sie wäre nur am Platze, wenn hier ein Verbum wie *excīdere*, *eripere*, *effodere* oder ähnliches stünde; mit *excīdere* verträgt sie sich nicht. I 20, 10 ist die Erklärung von *vagum fluminis hospitium* als „ein von den Windungen des Flusslaufes eingeschlossenes, halbinselförmiges Plätzchen, das zum Ausruhen und zur Unterhaltung geeignet ist“ geschraubt. Das Gleiche gilt von der Erklärung von V. 41 *errorem blandis tardat imaginibus* („error ist der Inhalt der in *tardare* bezeichneten Handlung“). Auch III 1, 4 wäre die im Anhang gegebene Erklärung, die auch sprachlich leichter ist, der des Commentars vorzuziehen gewesen. III 20, 6 ist ohne Noth von der sinnlich kräftigen Auffassung von *forsitan ille alio pectus amore terat*, die zu dem Tone der Stelle gut passt und auch anderwärts bei Properz Analogien findet, abgewichen und erklärt: „sein Herz in häufig wechselnden Liebesverhältnissen abnutzen“. IV 7, 26 wird die schwierige Stelle *laesit et obiectum tegula curta caput* erklärt: „Hier scheint Cynthia dem Dichter vorzuwerfen, dass er ihre Leiche nicht im Hauptgemache, sondern in einem verfallenen Nebengebäude hatte aufbahren lassen, wo di

Leiche und vor allem das Gesicht der Todten infolge des Umstandes, dass die Dachziegel nicht mehr ganz waren, keinen Schutz vor ungünstiger Witterung hatte." Es ist schwer zu sagen, was hier *tegula curta* bedeute, aber dass der Dichter das gemeint habe, was R. herausinterpretiert, ist wenig glaublich. Auch die im Anhange versuchte Interpretation ist nicht glücklicher. Unklar ist die Erklärung von III 3, 13. Verbunden wird *nixus ad antra* und bemerkt: 'Apollo ist stehend und an einen Baum gelehnt zu denken; nur das kann in *nixus ad antra* gemeint sein, wo *antra* (s. zu I 1. 11) noch freier gebraucht ist als sonst." Daraus geht also hervor, dass R. *antra* hier gar als „Baum" fasst. Nun heißt es aber weiter: „Der Baum, an den der Gott sich lehnt, wird hier nach der Quelle Kastalia benannt." Folglich muss man annehmen, dass der Dichter mit *Castalia ex arbore speculans* im vorausgehenden Verse dasselbe ausgedrückt habe, wie im folgenden mit *nixus ad antra*, dass er also den Baum einmal bestimmt *Castalia arbor* nennt, das zweitemal unbestimmt *antra*. Wer soll das glauben? Eine klarere Erklärung wäre auch zu III 3, 4 *hiscere* erwünscht gewesen, ferner zu II 32, 11, wo es heißt: „*Sordere* in dieser Bedeutung häufig", ohne dass gesagt worden wäre, in welcher. Die Erklärung fehlt ganz II 33, 31 zu *memorem Musis*, wie R. im Anschlusse an Reizenstein verbindet. Es soll also offenbar verstanden werden: *qui se Musis memorem praebet*. „Aber das ist kein Latein", urtheilt meines Erachtens ganz richtig Maass im Herm. 31, 443. Sie fehlt ferner zu III 1, 23 *famae post obitum fingit maiora vetustas*; dass eine Schwierigkeit in der Erklärung von *famae* liegt, beweist schon der Umstand, dass Vahlen, Müller und andere dafür Conjecturen in den Text gesetzt haben. Ein Versehen ist es, wenn es zu II 32, 15 im Commentar heißt: „*tot nymphis*", während im Texte *et* für *tot* steht. Schließlich will ich noch zwei Druckfehler, die mir aufgefallen sind, richtigstellen: II 32, 14 soll es in dem Citate aus Celsus III 18 statt *ad omnum silsanus* heißen *ad somnum silanus*, und im krit. Anhange zu I 16, 11 *turpiorem* statt *turpiorum*, wo es übrigens gut gewesen wäre, nach *et* Lachmanns Erklärung: d. i. *ipsâ* einzufügen.

Aus der Besprechung dieser Stellen wird hervorgegangen sein, dass R. auch in der Erklärung nicht ganz von dem Vorwurfe freizusprechen ist, die gesuchtere, künstliche oft vor der natürlichen, einfachen bevorzugt zu haben; hiezu hat ihn sicherlich die Voraussetzung, dass Properz ein poeta doctus sei, dem man so manches zutrauen dürfe, verleitet. Mag diese auch richtig sein, so ist doch immerhin große Vorsicht am Platze.

Für diesen Mangel des Rothstein'schen Buches sowie dessen Hyperconservativismus werden wir aber durch die Fülle treffender Bemerkungen und sorgfältiger Beobachtungen reichlich entschädigt; vor allem aber verdient die Gründlichkeit, mit der das Buch ge-

schrieben ist, uneingeschränktes Lob. Es kann daher das Studiu desselben allen nur wärmstens empfohlen werden.

Wien. Dr. Karl Prinz.

Seidel A., Neugriechische Chrestomathie. Ausgewählt und mi einem Wörterbuche, sowie erklärenden Anmerkungen versehen. Wie Hartleben 1898. VIII u. 183 SS.

Der Zweck dieses Buches soll sein, demjenigen, „der sic die grammatikalischen Regeln des Neugriechischen eingeprägt un einen kleinen Wortschatz angeeignet hat, Materialien zur Erweite rung und Vertiefung, sowie zur Übung und Befestigung seine Kenntnisse zu bieten.“ Die Auswahl berücksichtigt in gleiche Weise die Schrift- wie die Umgangssprache und bietet im erste Theile Sprichwörter, Erzählungen aus Pio, Contes populaires Grecs die Komödie *ἡ σύζυγος τοῦ Λουλουδάκη* von Vlachos, den letzte Act der Tragödie Galatia von Wassiliadis, zwei Briefe des Korais und einen Theil seiner Selbstbiographie, im zweiten (poetischen) Theile Volkslieder, Stücke aus Lessings Nathan, übersetzt von Aphendulis, Gedichte von Valaoritis, Zalakosta, Tantalidis, Solomos, Rhangabis, Kokkinakis, Xenos und Drosinis. Gegen diese Auswahl lässt sich nichts Erhebliches einwenden; das Stück *τὸ χρυσόμαλλο ἀρνί* ist freilich sprachlich und inhaltlich ziemlich unbedeutend. Dagegen gibt die Wiedergabe des Textes zu manchem Tadel Veranlassung; er zeigt nicht nur einzelne Auslassungen, sondern ist recht häufig von Unreinheiten und Flüchtigkeiten verschiedener Art entstellt. So sind in dem Märchen *τὸ χρυσὸ βεργί* die Worte *ὕστερις ἐθάρρεψε* (S. 2) nur dann recht verständlich, wenn man den Satz *αὐτὸς φοβήθηκε, σὰν τοῦ εἶπαν, πῶς εἶνε τὸ βασ'λόπουλο* einsetzt. Auch in dem Stücke *τὸ χρυσόμαλλο ἀρνί* (S. 10) erwartet man nach der Bemerkung der Königstochter *κατούρησε τ' ἀρνί* eine Gegenbemerkung des Königs. Was die Druckfehler betrifft, so hat S. zwar S. 182 für einige Seiten (57—62 und 121) ein kleines Sündenregister angelegt, das aber weitaus unzulänglich ist. Wir wollen absehen von den wiederholt abgesprungenen Spirituszeichen und ihrer Verwechselung, vom Wegfall einzelner Buchstaben am Ende der Wörter (*ἀκλοῦτα* S. 45, *ἀρνεῖσα* S. 53), vom Fehlen des Accentes, aber es finden sich auch Wörter mit falschem Accent (*πηγαῖνω* S. 5, *δεσκοίνα* S. 12, *εἶχων* S. 54, *δενδρῶν* S. 105) und solche mit doppeltem Accent (*κόσμοῦ* S. 1). Von anderen verwirrenden Druckfehlern nennen wir *ἐμβαύνω* S. 5, *ἐκεῖκον* 16, *λόγους* st. *λόγος* 29, *κύκτει* st. *κύπτει* 45, *ἐρυθιᾷ* 50, *ὅλοι* st. *ὅλη* 105, *θόραις* st. *θύραις* 112 und besonders *πῆγε* S. 2, Z. 15 v. o. st. *πῆρε* und *βρῆκαν* st. *βγῆκαν* S. 120, da jeder dieser Formen eine eigene Bedeutung zukommt. Störend wirkt auch das häufige Zusammenschreiben zweier

selbständiger Wörter, wie S. 6 *ἐξαιτίας*, 31 *ἡταλαίπωρος*, 37 *μετόρα*, 46 *σπλάγχνατῆς*, *ἤτότις*, *φίλημάτου*, 105 *φέρτα* und umgekehrt die Zerreißung mancher Wörter, wie S. 46 *παρη τήθη*, 47 *ἐν ἐμου*, 52 *μεμυρω μένου*. Auch durch Weglassung der Interpunction oder Setzung unrichtiger Zeichen wird nicht selten das Verständnis des Satzes erschwert.

Dem Texte der einzelnen Stücke lässt S. erklärende Bemerkungen entweder nachfolgen, wobei die S. 44 erwarteten erst S. 182 nachgeholt werden, oder er setzt sie auf jeder Seite gleich darunter. Letzteren Vorgang hätte S. durchwegs befolgen sollen, umsomehr als er es bei den Abschnitten 2—4 consequent unterlässt, zu den zu erklärenden Texteswerten die entsprechenden Nummern der Anmerkungen hinzuzufügen. Hierdurch wird dem Benützer des Buches, der sich ohnehin mit dem winzigen Druck schon genug abmühen muss, unnöthigerweise viel Zeit, wenn nicht die ganze Geduld geraubt. Für die grammatischen Bemerkungen verweist S. öfter auf das in demselben Verlage erschienene Lehrbuch der ngr. Volkssprache von Wied[2] und auf die Elementargrammatik der ngr. Sprache von Vlachos 1871. Da diese Verweise gar nicht zahlreich sind und die meisten Bemerkungen überhaupt sich auf gewisse häufig vorkommende unregelmäßige Verba beziehen, so hätte S. besser gethan, diese in einem besonderen Anhange zusammenzufassen oder wenigstens das Wörterbuch damit reichhaltiger auszustatten. Übrigens setzt S., wie eine Reihe von ganz elementaren Bemerkungen beweist (*ἔκειτο* Impf. von *κεῖμαι*, *ἔχειν* sich verhalten, *πολλῷ* um vieles, *κατ᾽ αὐτοῦ* gegen ihn, *δέ* hier: aber, *φίλτατος* Superlativ von *φίλος*, *ἐπιόρκως* Adv. von *ἐπίορκος* u. ä.), bei dem Lernenden nur ganz geringe Kenntnisse in der griechischen Grammatik voraus. Bei diesem Standpunkte des Verf.s muss es freilich befremden, dass wir manche verhältnismäßig schwierige Formen wieder nicht erklärt finden, so *ἔρριξε* S. 5, *κλειστῇ* 8, *ἔπιακαν* 9, *κάτ᾽σε* 12, *ἐγίερεψε* 14, *ἔδιδα* 17, *διαπλωθῶσιν* 46, *σόνει* 68 (vgl. Thumb, Handbuch der ngr. Volkssprache §. 176, 7), *κουβαλητά* 64, *ἔρρευσε* 89 u. a. Mag man dies auch auf Rechnung der Flüchtigkeit setzen, so zeigen doch die einer nicht geringen Anzahl von Wörtern beigesetzten Fragezeichen, dass der Verf. selbst mit der alt- und neugriechischen Sprache nicht hinlänglich vertraut ist. So kennt er nicht den Imperativ *ἔρρετε* (*ἔρρε* schon bei Homer!) S. 55, die Bedeutung von *πέραν* ibid. und von *ἀγωνιάδης* (*ἀγωνιάω* 'ich ängstige mich' bei Plato u. Sp.) S. 127; er ist sich nicht klar über *ἀναγκαιῶ* = nöthig sein S. 129, *γουλιά* = Schluck (*γοῦλα* latein. Lehnwort, vgl. G. Meyer, Ngr. Studien III) 136, *ἴντα* = *τί* 144, *κομπωτῆς* = Prahlhans (von *κομπώνω* wie *κομπαστής* von *κομπάζω*) 148, *κουρταλῶ* klopfen (= *κρουταλῶ*, *κροταλίζω*) ibid., *κολοκυθάκι* 'Citrone' (vielmehr 'Kürbis', vgl. Fraas, Synopsis S. 104) ibid., *ὡσότου* (= *ἕως οὗ*, wie *μέχρις ὅτου* neben

μέχρις οὗ) 106, *δυόμισυ* 2½ (vgl. *ἑνάμισυ*, *πεντέμισυ*; Thun §. 113) 183; über *τραβηέσαι* S. 182 konnte sich S. aus Wi selbst §. 143, 3 Belehrung holen. Unerklärt bleibt auch S. 14 d türkische Wort *κασαμπᾶ*. — Einzelne Bemerkungen erschein mir unklar oder unrichtig. So heißt es S. 85 zu *νά την*: hi ist (mit folgendem Acc.); *γιὰ λόγου μου* (S. 12) wird überset mit 'für meine Rechnung', während es doch bloß für *γιὰ μέ* steht, wie schon aus dem Gegensatz daselbst: *γιὰ σένα* ersich lich ist; *αὐτ' νοῦ* wird S. 14 als unregelmäßiger Genetiv b zeichnet, obwohl der Nominativ *αὐτόνος*, *αὐτεῖνος* der Volk sprache ganz geläufig ist (vgl. Wied §. 54); *ἐκατάφερα* (S. 7 soll des Metrums wegen gesetzt sein statt *κατέφερα*. Dann müs dasselbe auch behauptet werden für *κροῦν* = *κρούουν*, *ἀκοῦ* = *ἀκούουν* (S. 77) und andere vulgäre Formen. — Für zweckl halte ich die Übersetzung einzelner Wörter bei den Stücken, d in vollständiger deutscher Übertragung (S. 172 ff.) geboten werde dabei kommt es auch noch vor, dass die beiden Übersetzungen g nicht übereinstimmen. Vgl. S. 62, Note 16 und 22 mit S. 17 — Die Übersetzung selbst ist nicht frei von Härten und Mis verständnissen, so wird *πλεονεξία* (S. 16) mit 'Begierde' sta Habgier übersetzt, *ἀργυρικὴ δόσις* (ibid.) mit 'geldliche Mitgift *Μικροῦλα* (S. 122) mit 'Kleinchen', *Ἀδαμάντιος ὁ Ῥύσιος* (5 und 60) mit 'A. der Rhisier' st. A. Rhysios, ebenso *Παυλέα ὁ Σαβαστόπωλος* (60) mit 'P. aus S.', obwohl er daselbst ei *ἀνὴρ Χῖος* heißt, *ποτὲ μέν* — *ποτὲ δέ* (57) mit 'bald — ande seits', *ἐπειδὴ ἔχει τόσα συγγράμματα* (57) mit 'dass sie s viele Schriftwerke besitzt', *φοβούμενος τὴν ἀποτυχίαν το ποθουμένου* mit 'da er das Unglück des Ersehnten fürchtete was gar keinen Sinn gibt. Das anmuthige Gedichtchen 'Der Stern (S. 121) verliert durch die plumpe Übersetzung allen Reiz. Da fünfte unter den Sprichwörtern ist gar nicht übersetzt.

Das Wörterbuch soll nach der Versicherung des Verf.s (Vor wort VI) alle Wörter enthalten, „die in den Lesestücken vor kommen, mit Ausnahme der in der Grammatik aufgeführten Für wörter, der Formen des Artikels, der Zahlwörter und der Prä positionen, soweit sie nicht zu besonderen Bemerkungen Anlass boten", und in der Vorbemerkung zum Wörterbuch S. 125 heiß es: „Die Fürwörter, Präpositionen und Conjunctionen sind nich aufgeführt". Beide Behauptungen sind unrichtig. Wir finde einerseits Fürwörter (*ἑαυτός*(!), *ὁποῖος*, *ποῖος*, *οὗτος*, *σός*, *τις*) Präpositionen (*ἀντί*, *διά*, *εἰς*, *ἐντός*, *πρός*) und Conjunctione (*ἄν*, *ἐάν*, *εἰ*, *πρίν*, *πῶς*, *σάν*, auf S. 155 allein ein Dutzend S. 171 *ὡς*. *ὡσάν*, *ὡσανεί*, *ὡσεί*, *ὥστε*) angeführt, anderseits eine ziemlich große Zahl von Wörtern weggelassen, so *ἀντίζηλος* (S. 34), *βρίσκω* (7), *γεμάτος* (17, 19, 41, 44), *γρίβος* (8) *γύρα* (31), *διασκευάζω* (15), *διαζύγιον* (63), *εὔμορφος*, *εὐμορφοῦλα* (16), *εὔκολος* (43), *ζουγλός* (1), *καμουτσικάκι* (24),

πολύ (8), κρεμανταλᾶς (20, 38), κρένω (5), κυματίζω (38), πιλάλη (13), παραγεμίζω (43), περίβλημα (93), τσουπάνικος (7). ὤμορφος (105), diejenigen Wörter, welche gelegentlich in den Anmerkungen übersetzt wurden, wie βασίλειον, δενδρολάκι, φωνίτσα u. a. nicht mitgerechnet. Wiederholt kommt man mit der gegebenen Bedeutung nicht aus; so fehlt die mediale Bedeutung bei γλυτώνω 'sich retten' (S. 7, 18), ferner von πλανάω 'herumschweifen' (38), σκιάζω 'sich fürchten' (7), φανερώνω 'sich zu erkennen geben' (5); καμάρι heißt auch 'Stolz' (26), νύφη auch 'Schwägerin' (12), πάνι auch 'Tuch' (119), τύχη auch 'Vermögen' (60), ὄντας auch 'wenn, so oft als' (3), μονεχός (του, της) 'von selbst' (7, 10); βεργί von βέργα (vgl. G. Meyer, Ngr. Studien IV) wird wohl besser mit 'Gerte' bezeichnet (χρυσοβεργής ist der Prinz Goldgert im Märchen). Das Wort λόγιον ist zu streichen, da bloß der Plural λόγια zu λόγος gebräuchlich ist. Unrichtig ist die Übersetzung von χιλιαδούλα 'Zehntausendchen' st. 'Tausendchen'. Die Flüchtigkeit des Verf.s hat aber auch zwei weniger harmlose Fehler verschuldet, indem κοτσίφι mit 'Meile' st. Merle = Amsel und ψειρίζω mit 'laufen' st. lausen (ψεῖρα) übersetzt wird! Verwundern muss man sich endlich, dass sich S. nicht die Mühe genommen hat, die Wörter streng alphabetisch zu ordnen; man vergleiche besonders S. 162, wo σιάζω um drei Wörter, und S. 156, wo πανήγυρις um sieben zu spät folgt, ferner S. 169 f., wo von χαρίζω angefangen die Wörter ganz durcheinandergeworfen sind und χαρίζω, χάρις, χάρισμα nochmals wiederholt werden.

Wenn der Verf. im Vorworte sich der Hoffnung hingibt, das Buch werde 'an seinem schwachen Theile' ein wenig dazu beitragen, der interessanten Literatur der modernen Griechen neue Freunde zuzuführen, so kann ich nach dem Voranstehenden leider nur die Befürchtung ausdrücken, dass das Buch, falls es 'an seinem schwachen Theile' nicht stark verbessert wird, auf dankbare Benützer nicht wird rechnen dürfen.

Wien. F. Hanna.

Paul Cauer, Grammatica militans. Erfahrungen und Wünsche im Gebiete des lateinischen und griechischen Unterrichtes. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1898. 168 SS. Preis Mk. 3·60.

Unsere an Gegensätzen und Versuchen, die Gegensätze zu überwinden, so reiche Zeit wirft ihre Wellen auch in den gelehrten Unterricht zurück. Wenn nun eine alte Cultur in den Dienst der Gegenwart gestellt wird, so kann das Gefüge und Antlitz des Abgeschlossenen und Fertigen nicht so fest und unveränderlich sein, dass sich die Theile im Wechsel des Werdenden nicht verschieben würden. Was jenes hält, ist sein innerer Wert, der die

Zeiten überdauert, und was aus der Vergangenheit der Gegen frommen soll, muss wirken und ihr dienen. Der Verf. der Gr matica militans hat seiner Überzeugung über die Bedeutung classischen Alterthums für das gegenwärtige Geschlecht in früheren Schrift: Die Kunst des Übersetzens, Ein Hilfsb für den lateinischen und griechischen Unterricht. Berlin 18 S. 115, Ausdruck gegeben: „Das ist doch schließlich die Sum dessen, was wir wünschen und hoffen, dass unsere Nation ni aufhören möge, dadurch, dass sie den Geist der beiden star Völker des Alterthums zu bewältigen und in sich aufzuneh sucht, den eigenen zu stählen. In diesem Ringen aber macht Bemühung um die Herrschaft über die Sprache und um den Be ihrer Kunstwerke nur einen Theil aus. Auch Religion und Si Recht und Gesetz, Wissenschaft und Kunst der Griechen Römer fordern unsere Kraft heraus; auch für diese Seiten antiken Lebens gibt es immer wechselnde Auffassungen, weil immer veränderte moderne Culturstufen sind, die sich mit alten Cultur vergleichen und sie nach eigenem Maße messen. ist es den großen Schöpfungen der Vorzeit vergönnt, nicht n unvergänglich zu dauern, sondern auch Gestalt und Antlitz wechseln, als ob sie noch fortwüchsen, uns aber, mit ihnen w mit Lebenden zu verkehren und an ihnen zu werden." Cauer Grammatica militans will durch Lehre und Beispiel den cla sischen Unterricht an einer Klippe vorbeiführen, der er in unsere Tagen zuzutreiben scheint. Um die Schäden eines einseitige formal-grammatischen Unterrichtes zu überwinden, betont man d die frische Lebendigkeit, mit der die Anschauung auf das jugend liche Gemüth wirkt, ohne zu bedenken, dass der Anschauung unterricht, wenn er nicht tief genug gelegt wird, nur zu leich zu bunter Vielwisserei und flatterhafter Oberflächlichkeit führ Im Grunde genommen arbeitet auch die sprachlich-grammatisch Schulung auf die Anschauung hin, und die Eben- und Geset mäßigkeit, mit der sich diese innere Anschauung im Bewusstsei aufthut, hilft geistige Kräfte entbinden, welche jene äußere An schauung vergebens ruft. Das Ziel, welchem die Beschäftigun mit den alten Sprachen zustrebt, die Kräftigung und Klärung d Geistes, liegt mehr im Verborgenen, die Wege dahin sind müh samer und verschlungener als bei irgend einem anderen Unte richtsgegenstande. Ein pedantischer Unterrichtsbetrieb wird dan nur zu leicht die letzte Ursache zu den Klagen, die man allent halben über den philologischen Unterricht auf dem Gymnasiu vernehmen kann (S. 3). Indem Cauer darzulegen sucht, wie d Wissenschaft in den Unterricht eingeführt werden kann und d Schule auch hier für das Leben arbeiten soll, gliedert er den Sto in abgeschlossenen Capiteln. Der „grammatischen Terminologie wird ihr Recht gewahrt, da scharf geprägte Kunstausdrücke z dem unentbehrlichen Handwerkszeug jeder Wissenschaft gehöre

ı der Schule wird ihre Bedeutung noch größer, weil die Fähig-
eit klar zu unterscheiden und vernünftig zusammenzufassen, erst
rworben werden soll. Die Bedeutung der „Induction und Deduction“,
Analyse und Synthese“, „Psychologie und Logik“ für den prak-
schen Unterricht wird an passenden Beispielen dargelegt. Zur
Casuslehre“, für die „Tempora und Modi“ bringen leicht fass-
che Scheidungen und geschickte Wendungen die Ansatzseiten und
ugen der Wörter und Satztheile dem Verständnisse nahe. An den
omerischen Gedichten kann der Unterricht das Wesen und Wachsen
er Sprache veranschaulichen, also einen Ausblick öffnen in die
historische Grammatik“. In dem IX. und X. Abschnitte: „Haupt-
atz und Nebensatz“, „Bedingungssätze“ wird das Satzganze auf
len Sinn seiner Theile hin geprüft und zurückgeführt. Als leiten-
ler Grundsatz hat zu gelten, dass der Lehrer nicht ein fertiges
Schema oder eine eingefahrene Methode an den Stoff heranbringe,
sondern aus ihm heraus entwickle. Darauf kommt es auch an,
lass die Schüler lernen, sich von ihrem Sprachgefühle aus und
mit seiner Hilfe in das eines anderen Volkes einzuleben (S. 148, 96).
So wird ihnen das fremde Denken verständlich, das eigene ge-
lenkig und frei. Die Schüler gewöhnen sich daran, die Worte, die
sie lesen, auch in ihrer Muttersprache nicht als ein unmittelbares
Abbild der Dinge und ihrer Verhältnisse hinzunehmen, sondern als
einen Ausdruck der Auffassung von den Dingen, die irgend ein
mehr oder minder kluger und rechtschaffener Mensch gewonnen
hat und mittheilen will. Wie viel Missverständnis, Enttäuschung,
bitterer Streit könnte erspart werden, wenn auch im täglichen
Leben dieser vorsichtige und gerechte Grundsatz zu einer Gewohn-
heit würde! Auch der allgemeine Gewinn der Anschauung, die
ihnen aufgeht, ist nicht gering anzuschlagen, wie logische und
sprachliche Formen, die, wo sie fertig vorliegen, ein System zu
bilden scheinen, doch keineswegs als solches erdacht sind, sondern
von verschiedenen Seiten her sich zu einem Ganzen zusammen-
gefunden haben, das so wie es nun ist, niemand vorhergesehen
und gewollt hatte. Überall in der Welt geht es so zu. In wirt-
schaftlichen und politischen Verhältnissen, in den Formen der Re-
ligion und des Rechtes soll der Jüngling, der sich zum Manne
entwickelt, den gleichen Vorgang verstehen lernen. So vermögen
wir den Glauben nicht aufzugeben, dass ihn für die Aufgaben,
die seiner warten, ein Unterricht gut ausrüstet, der ihn an einem
friedlichen, aller Leidenschaft entrückten und doch in sich wert-
vollen Stoff die Grundzüge des organischen Wachsthums im Geistes-
leben kennen lehrt und seinen Blick dafür schärft. Dieser Stoff
ist die Sprache. (S. 132, 144.)

Wien. Dr. Anton Frank.





S. 326—361 schließt sich der Apparat zu den Jugendgedichte S. 362—370 eine treffliche chronologische Übersicht an, S. 37 —384 endigt mit einem Register der Titel und Anfänge d 2. Band. Er lobt sich selbst; dennoch mag die Abwehr ein von Unberufenen nicht selten an ernster wissenschaftlicher Arbe geübten Kritikweise (1, S. V) nicht überflüssig sein.

Zu einer literarhistorischen Betrachtung der uns in beide Bänden neu oder so gut wie neu geschenkten Uhlandiana mange hier der Raum; einige flüchtige, stoffgeschichtliche Bemerkunge mögen immerhin folgen. Wenn Uhland 1801 „Marius auf Carthage Trümmern" besingt (2, S. 232), darf man an Schillers „Männe würde" und die Kosinsky-Episode erinnern und damit überhau an eine Lieblingsfigur des Sturmes und Dranges. „Die Sonette (2, S. 322), eine Charakteristik der Dichtungsart, nicht der Stroph in Sonettform (aus 1810) spiegelt bekannte Muster wieder. Von de Gedichte „Mickiéwicz" (1833; 1, S. 465), das, auf äußere An regung hin entstanden (vgl. 2, S. 194), seinem großen Gegen stande nicht gerecht wird, gibt es an einem abseits der literarische Heerstraßen liegenden Orte eine hübsche polnische Übersetzun (Gotthilf Kohn, Polska w świetle niemieckiej poezji 1 (1891), S. 266) Die satirischen „Dompfenninge" (1, S. 471), 1842 niedergeschrieben behandeln ein Thema, das von 1841 (der Gründung des Kölne Central-Dombauvereins) ab die politische Dichtung der ersten Hälft der Vierzigerjahre fast ebensosehr beschäftigt als der Rheinlied Rummel, die Gutenberg-Feste und der Brand Hamburgs. (Vgl A. W. Schlegel, Poetische Werke[3] 2, S. 188 (ex 1841); Grillparze 2, S. 100; 3, S. 127, 142; Robert E. Prutz Gedichte, Neue Samm lung 1843, S. 88; Herwegh, Gedichte eines Lebendigen 2 (1849) S. 18, 102 u. v. a. m. Heines wiederholte boshafte Ausfälle sin bekannt.) Einzelne Xenien (1, S. 472—475), aus den Jahren 1844 1847, 1849 und 1859 stammend, geben Uhlands politischen Ge sinnungen Ausdruck. — An Verdeutschungen ist kein Mangel unter den Erstlingsarbeiten finden sich Übersetzungen aus Siliu Italicus, aus der Nibelungen Not (1807, ungelenk und nicht fehler frei), aus dem Heldenbuche, aus dem Französischen, Englisch Schottischen und dem Spanischen. Uhlands Beschäftigung mi Lopes „Rey Bamba" (1, S. 397) und „Bernardo del Carpio" (1, S. 418, 456), welch letzteren Stoff er zu dramatisieren beabsich tigte, ist zur Ergänzung des Capitels „Lope in Deutschland" in unseres Landsmannes Wolfg. v. Wurzbach verdienstlichen Schrift „Lope de Vega und seine Komödien" 1899, S. 97 ff. heranzuziehen. — Auch vom Standpunkte des bloß genießen wollenden Lesers kann manches (nicht eben viel) unter den Uhlandischen Paralipomena als reiner Gewinn bezeichnet werden: vielleicht bringt es die reizende Uhland-Rückertische Tenzone (1816; 1, S. 448; vgl. auch 1, S. 407, 2, S. 309) zu verdienter Popularität.

Noch eins. Zur bekannten Ballade „Die sterbenden Helden" bemerkt der Apparat (2, S. 65): „Umgedichtet in Follens „Freyen

Stimmen“ 1819, S. 61.“ Uns ist das seltene Buch „Freye Stimmen frischer Jugend. Durch Adolf Ludwig Follen. Jena 1819“, das die Forschung durch mehr als ein Fragezeichen hemmt, gerade zur Hand; es handelt sich S. 61 keineswegs um eine Umdichtung, wie ein Vergleich des Nachfolgenden mit dem Normaltexte lehrt. Follens willkürliche Änderungen heben wir im Druck hervor.

Die sterbenden Helden. W. cc. [1])

Germanenschwerder drängen Feindes Heer
Wild vor sich her.
Die Wagen klirren fern; es blinkt der Stahl
Im Mondenstrahl.
Da liegen, sterbend, auf dem Leichenfeld
Ein Alter und sein Kind, ein schöner Held.

Sohn: O Vater! dass mich in der Jugend Kraft
Das Schwerd entrafft!
Nun schlichtet nimmer meine Mutter mir
Der Locken Zier.
Vergeblich spähet meine Sängerinn [2])
Vom hohen Thurm in alle Ferne hin.

Vater: Sie werden jammern in der Nächte Grau'n,
Im Traum uns schau'n. [3])
Doch sey getrost; bald bricht der bittre Schmerz
Ihr treues Herz.
Dann reicht die Buhle Dir bei Hermanns Mahl,
Die goldgelockte, lächelnd den Pokal.

Sohn: Begonnen hatt' ich einen Festgesang
Zum Saitenklang,
Von Kunigen und Helden grauer Zeit
In Lieb und Streit.
Verlassen hängt die Harfe nun, und bang
Erweckt der Winde Wehen ihren Klang.

Vater: Es glänzet hoch und hehr im Sonnenstrahl
Allvaters Saal;
Die Sterne wandeln unter ihm, es ziehn
Die Stürme hin.
Dort tafeln mit den Vätern wir in Ruh:
Erhebe dann Dein Lied und end' es du!

---

[1]) Bezieht sich auf die Composition der Dichtung durch P. Müller im Anhang der „Freyen Stimmen“.

[2]) Doch wohl Druckfehler.

[3]) Uhland interpungiert nach „jammern“.

Sohn: O Vater! Dass mich in der Jugend Kraft
Das Schwerd entrafft!
Noch leuchtet keiner hohen Thaten Bild
Auf meinem Schild.
Die Richter thronen hoch und schauerlich,
Sie werthen nicht des Heldenmahles mich!

Vater: Wohl wieget Eines viele Thaten auf, —
Sie achten drauf —
Das ist: für deines Vaterlandes Noth
Der Heldentod.
Sieh hin: die Feinde fliehen! blick hinan:
Der Himmel glänzt! Dahin ist unsre Bahn!

Es ist nicht anders: Herodes wird überherodisiert. Da herrliche Gedicht Uhlands war Follen, dem nachmaligen „deutsch Kaiser in partibus", nicht deutsch genug; so hat er denn für se Turner- und Studentencommersbuch — denn das sollten die „Frey Stimmen" sein — alles Nordische in fast possierlicher Weise en weder durch deutsche oder durch internationale Vocabeln ersetz sonst aber die Ballade ganz unberührt gelassen, und wir statuier an Stelle einer Umdichtung wohl eher eine grobe Verballhornun Literarischer Tact und Geschmack ist nie Sache der Brüder Folle und ihres Anhanges gewesen.

Wien. Dr. Robert F. Arnold.

Anleitung zum Studium der französischen Philologie für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Von Eduard Koschwitz. Prof an d. Universität Marburg. Marburg, N. G. Elwert 1897. kl. 8°, 148 SS Preis 2 Mk. 50 Pf.

Wenn man bedenkt, was in den letzten Jahren für die Studierenden der neueren Sprachen alles geschrieben und in viele Ländern auch sonst zu ihrer Aus- und Fortbildung gethan worden ist, so beneidet man die junge Generation, die heute eine Universität bezieht. Während früher die Hilfsmittel, wie sie den classischen Philologen längst zugebote standen, fast völlig fehlten, verfügt heute der Studierende über eine hinlängliche Seminarbibliothek, commentierte Ausgaben, encyklopädische Handbücher und Wegweiser, die eine angenehme, wenn nicht unentbehrliche Zugabe zu den Vorlesungen bilden und jeden, wenn er nur den ernsten Willen hat zu arbeiten, vor Zeitverlust oder sonstigen Irrgängen bewahren, ihm auch meist noch für die nächstfolgende Zeit des Lehrerberufes ein vertrauter und vertrauenswürdiger Führer bleiben.

Wie Prof. Vietors nun in zweiter Auflage erschienene „Einführung in das Studium der englischen Philologie mit Rücksicht

auf die Anforderungen der Praxis" (Marburg 1898) will oben genanntes Buch dem Studierenden und angehenden Lehrer ein Vademecum sein, ihm die Orientierung in der schwer übersehbaren Literatur erleichtern, sein Bemühen, die fremde Sprache auch mündlich gebrauchen zu lernen, unterstützen und ihm hiebei besonders im Auslande als Führer dienen, bei alledem aber gleichzeitig auf einen strengen Betrieb der Fachwissenschaft hinleiten. Es soll ihm Winke geben, wie er neben und nach dem wissenschaftlichen Studium seine praktische Ausbildung erstreben kann, beim Lector und durch eifriges Selbststudium, es soll ihn aber vor dem verhängnisvollen Irrthume bewahren, dass entweder das praktische oder das wissenschaftliche Studium allein und für sich genüge. Ist nun aber das historische Studium die allein sichere Grundlage für ein volles Verständnis der neueren Sprache, so befremdet es auf den ersten Blick, dass der praktische Theil (mit 77 SS.) dem wissenschaftlichen (mit nur 55 SS.) vorangestellt ist. Ist das eine Concession an die neueste Strömung, die ihr ganzes Heil in der Conversation sucht? — Zunächst schiene es wohl so, wie denn der Verf. S. 2 ausdrücklich sagt: „Die etwas größere Ausführlichkeit im praktischen Theile entspricht dem gegenwärtig bestehenden Bedürfnisse". [1]) Und damit hat er insofern recht, als der Studierende bezüglich des wissenschaftlichen Betriebes Anleitung und Auskunft in den Vorlesungen findet und sonach eines Führers auf diesem Gebiete weniger bedarf. Aber bedeutet nicht die Voranstellung des praktischen Theiles augenscheinlich eine Höherschätzung gegenüber dem wissenschaftlichen? Ist es nicht zum mindesten auffällig, dass die Praxis vor die Theorie gestellt erscheint? Der Verf. belehrt uns indessen gleich eingangs, dass er beide Theile des Studiums für gleich wichtig hält und als gegenseitige Ergänzung ansieht, dass aber die Erwerbung gewisser praktischer Sprachkenntnisse vor dem wissenschaftlichen Studium unentbehrlich sei, [2]) und damit ist die Eintheilung des Buches wohl gerechtfertigt.

---

[1]) Doch man vergleiche dazu S. 1: »Wer sich darauf beschränkt, es zur Fertigkeit im Gebrauche der heutigen Sprache zu bringen und nur von den neuesten Literatur- und Culturerscheinungen Frankreichs Kenntnis zu nehmen, wird immer nur ein bloßer Dilettant oder Techniker (sog. Sprachmeister) sein und hat auf den Namen eines Philologen keinen Anspruch.«

[2]) Wie der angehende Germanist nicht erst deutsch lernt, sondern die nhd. Sprache schon völlig beherrscht, so sollte der Studierende der anderen modernen Sprachen nicht erst auf der Universität sich ernster mit der betreffenden Sprache zu beschäftigen anfangen, sondern deren praktische Kenntnis bereits mitbringen. Von diesem idealen Zustande sind wir aber leider noch meist weit entfernt, und der Lector muss fleißig Elementargrammatik treiben, da viele der Studierenden nicht Realschul-Abiturienten sind. Letzteren hingegen fehlt in der ersten Zeit wieder die genauere Kenntnis des Lateins, so dass es schwer ist zu entscheiden, wer von ihnen unter ungünstigeren Bedingungen studiert.

Im I. Theile geht der Verf. die einzelnen Zweige des pr
tischen Studiums (Aussprache, Phonetik, Grammatik, Declamati
Lectüre, Conversation usw.) der Reihe nach durch, überall bea
tenswerte Winke gebend und auf empfehlenswerte Bücher h
weisend. Mit Recht warnt er vor Auslandsreisen, besonders
Paris, ehe der Studierende eine größere Fertigkeit im mündlic
Gebrauche der Sprache erworben hat. „Es gehört eine weitgehe
Harmlosigkeit dazu, anzunehmen, dass sich Franzosen dazu h
geben werden, die Sprachstümpereien wildfremder Ausländer
duldig anzuhören und ihnen, wenn möglich, noch unentgeltli
elementaren Sprachunterricht zu ertheilen" (S. 35). Keinesfa
solle man in den ersten Semestern, am besten erst nach abgeleg
Lehramtsprüfung nach Frankreich gehen, aber vielleicht vorh
schon an einem Feriencurse in der Schweiz theilnehmen. Die
2. Abschnitt des ersten Theils, die Ferienreisen betreffend, wend
sich also vorzugsweise an angestellte oder im Probejahre befin
liche Lehrer. Obgleich es an Führern dieser Art nicht mehr fe
und der Neuling nicht mehr wie früher dem Zufalle preisgegeb
ist, muss man dem Herausgeber ganz besonders danken, dass
seine eigene reiche Erfahrung so in den Dienst der jüngeren Fac
collegen stellt. Was er über die Ausnutzung eines Aufenthalt
im Auslande, über Familienpensionen (wobei empfehlenswerte Häus
und Hôtels verzeichnet werden), über die Wahl einer Stadt, üb
Paris und die dortigen Umgangsformen sagt, verdient die größ
Beachtung. Man sollte dieses Buch mit dem Bädeker in die Reis
tasche stecken! Mancher würde seine mühsam ersparten Grosche
zweckmäßiger angelegt haben als in einer schlecht oder gar nich
vorbereiteten Studienreise, wenn er früher dieses Buch gehabt hätte

Im II. (wissenschaftlichen) Theile legt der Verf. besondere
Gewicht darauf, den Studierenden über jene Zweige der franzö
sischen Philologie aufzuklären, die selten Gegenstand von Vor-
lesungen sind. Er äußert sich dann über die wünschenswert
Reihenfolge, in welcher die Vorlesungen in den Haupt- und Neben-
fächern zu hören wären, wobei auch der jüngere Docent verständigen
Rath findet und dankbar annimmt. — Als zweite romanische Sprache
empfiehlt der Verf. dem Studierenden mit Recht das Provenzalische,
das dem Französischen am nächsten steht, doch wäre hier wohl
noch auf ein wenn auch nur allgemeineres Studium des Italie-
nischen und Spanischen hinzudeuten gewesen, weil sonst viele Züge
des Romanischen nicht zum deutlichen Bewusstsein kommen. Das
Studium von Gröbers „Grundriss", das K. vom ersten Semester an
empfiehlt, setzt übrigens die Kenntnis dieser Sprachen voraus. —
Dem Sprachstudium parallel solle die philosophische Durchbildung
gehen, wie denn K. auch das Studium der politischen, Cultur-
und Literaturgeschichte des französischen Volkes nachdrücklich ver-
langt. Jeder Studierende solle das 17bändige Werk von Martin
oder wenigstens den minder umfangreichen „Précis de l'histoire

de France" von Michelet während der Studienzeit absolvieren und gleichzeitig sich auch um die Geographie des Landes bekümmern. Man sieht daraus, dass der Verf. von den künftigen Lehrern nicht nur eine gründliche philologische, sondern auch eine in sich abgerundete allgemeine Bildung verlangt. Ob sich dieses hohe Ziel völlig erreichen lasse, hängt von besonderen Umständen ab: von der Selbständigkeit des Studierenden beim Privatstudium und nicht zuletzt von seiner materiellen Lage. Wer die Zeit vor und nach den Vorlesungen auf Lectionen verwenden muss — und das ist leider bei uns die Regel — wird manche Bücher, die K. zu energischem Studium empfiehlt, nie in die Hand nehmen können, aber er wird im Bewusstsein der Lücken, die er mit in die Anstellung bringt, durch eifrige Arbeit dann noch manches nachholen. Darum wendet sich das Buch besonders an die Lehrer. Es ist für sie ein ebenso wertvoller Rathgeber, wie es den Studierenden ein unerlässlicher Führer ist. Ein Anhang, die weitere Fortbildung behandelnd, dient ausdrücklich diesem Zwecke.

Im allgemeinen muss man sagen, dass vom Studenten viel verlangt wird, vielleicht mehr, als er selbst unter den günstigsten Umständen wird leisten können. Das ist aber nicht vom Übel! Die mitgetheilte reichhaltige Bibliographie lässt eben ohne besonderen Schaden eine bloße Auswahl zu. Aus diesem Grunde ist eine Ergänzung derselben nach irgend einer Richtung nicht nöthig; wenn man hie und da ein empfehlenswertes Buch unerwähnt finden sollte, so ist es wohl mit Absicht übergangen. Zu S. 38 ff. könnte man allenfalls anführen: Eugen Wolter, Frankreich, Geschichte, Land und Leute. Ein Lese- und Realienbuch für den franz. Unterricht, in zwei Theilen. Berlin, Gärtners Verlag 1884 (elementar, aber nützlich); Mahrenholtz Rich., Frankreich. Seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen. Leipzig, Reisland 1897. gr. 8°, VIII u. 348 SS. Preis 5 Mk. 50 Pf.; zu S. 25: Richard Kron, Le petit Parisien. Pariser-Französisch. Ein Fortbildungsmittel für diejenigen, welche die lebende Umgangssprache auf allen Gebieten des täglichen Verkehrs erlernen wollen. 4. Aufl. 12°, VIII u. 184 SS. Karlsruhe, Bielefelds Verlag. Preis 2 Mk. 40 Pf.; zu S. 41: F. Thiel, Ein Studienaufenthalt in Paris im Winter 1896—97. Progr., Konitz 1897, 4°, 29 SS.; H. Klinghardt, Der deutsche Lehrer in Frankreich und seine Aufnahme. Pädag. Archiv. XL, Nr. 9; letztere Arbeiten erst nach K.s „Anleitung" erschienen. Berichte über Feriencurse und Summer meetings sind schon unzählige gedruckt worden und zeugen von dem guten Willen, andere auf Grund eigener Erfahrung vor Enttäuschungen oder Zeitverlust zu bewahren.

Wien. M. Friedwagner.

Fred Orlando **Bates**, The Five Post-Kleisthenean Tribes [Cornell Studies in Classical Philology, edited by Benjamin Id Wheeler, Charles Edwin Bennett and George Prentice Bristol No. VIII.] New York, The Macmillan Company 1898. 8°, VIII u 71 SS. Preis 50 Cts.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass seit einigen Jahren das Studium der Alterthumswissenschaft und speciell de monumentalen Quellen des classischen Alterthums bei den Nord amerikanern einen großen Aufschwung genommen hat, begünstig durch die Begründung eines amerikanischen archäologischen In stituts und die Herausgabe des American Journal of Archeology und dass diese Nation mit den Völkern Europas wie auf andere Gebieten auch auf diesem früher so wenig von ihr gepflegten Feld in den Wettkampf eingetreten ist. Zu den Erzeugnissen desselbe gehört die vorliegende treffliche Abhandlung, welche mit Benützun des gesammten inschriftlichen Materials die wichtige Frage üb die nachkleisthenischen Phylen zum erstenmal im Zusammenhan zum Abschluss zu bringen sucht.

Die Ergebnisse des Verf.s, welche durchaus überzeugend Kraft haben, beziehen sich zunächst auf die Zeit, wann die er wähnten Phylen eingeführt wurden. Obwohl, was diesen Punl anlangt, die letzten Funde und die sich an sie knüpfenden Er örterungen bereits das Wichtigste feststellten, ist es B. doch ge lungen, noch einige Nachträge zu liefern: so weist er mit Rech darauf hin, dass die Antigonis und die Demetrias nicht erst i Jahre 306/5, sondern bereits 307/6 bestanden, also ihre Errichtun wahrscheinlich zu Ende von 308/7 beschlossen ward. Die Ein richtung der Ptolemais setzt B. gegenüber den Zweifeln Köhle in das schon früher angenommene Jahr 229; die Daten für d Attalis (200 v. Chr.) — zugleich das Jahr, in dem die Antigon und die Demetrias wieder abgeschafft wurden — und die Hadrian (125 n. Chr.) stehen durch die Überlieferung fest. Den Umstan dass die Ptolemais und später die Hadrianis den siebenten Pla in der officiellen Reihenfolge der Phylen erhielten, bringt B. passe damit in Verbindung, dass in Athen auch der Schaltmonat de selben Platz hatte.

Den größten Raum nimmt jedoch die Untersuchung darüb ein, welche Demen den neu errichteten Phylen zugewiesen wurde da dem Verf. die von Kirchner bezüglich der Antigonis und d Demetrias aufgestellten Ansichten als unannehmbar erscheinen. der That weist er auch im einzelnen nach, dass Kirchners ohnede höchst unwahrscheinliche Anschauung, es hätte ein Demos gleicher Zeit mehreren Phylen angehören können, unmöglich i Die Resultate, zu welchen B. bezüglich der Vertheilung der Phyl kommt, sind folgende:

1. Die Antigonis war aus neun Demen zusammengesetz welche von den fünf ersten (nach der officiellen Reihenfolge) d

ursprünglichen zehn Phylen abgetrennt wurden, je zwei aus jeder Phyle, mit Ausnahme der Akamantis, welche nur einen Demos abgab. Die Demetrias erhielt sieben Demen, welche aus den vier letzten der zehn ursprünglichen Phylen genommen wurden (die Aiantis blieb unverkürzt), und zwar je zwei von der Oineis, Kekropis und Antiochis, einer von der Hippothontis.

2. Bei Einrichtung der Ptolemais wurden die alten zehn Phylen zur Abgabe von Demen herangezogen; von den 24 Demen, welche der Ptolemais zugetheilt wurden, gehörten mindestens 19 nachweislich den alten Phylen an.

3. Die Attalis wurde aus zwölf Demen zusammengesetzt, von welchen einer wahrscheinlich neu gebildet ward; die übrigen elf steuerten die zehn alten Phylen bei.

4. Bei Einrichtung der Hadrianis wurde ebenfalls ein Demos (Antinoeis) neu gebildet, während von den zwölf bisher bestehenden Phylen, die Ptolemais und die Attalis eingeschlossen, je ein Demos abgezweigt wurde.

Wie aus dem eben Angeführten hervorgeht, bestand der Grundsatz, welchen die Athener bei solchen Neuerrichtungen von Phylen befolgten, darin, dass von den bestehenden Phylen je ein Demos für die neue Phyle abgetrennt wurde; die praktischen Verhältnisse brachten es aber mit sich, dass, speciell bei der Einrichtung der Antigonis und der Demetrias, dieses Princip nicht rein durchgeführt werden konnte.

Zum Schlusse bringt der Verf. zwei Anhänge, von welchen der zweite, eine mit unseren jetzigen Hilfsmitteln hergestellte Liste der Demen jeder Phyle, recht wertvoll ist.

Prag. H. Swoboda.

Willenbücher H., Cäsars Ermordung am 15. März 44 v. Chr. Gymnasialbibliothek von Pohlmey u. Hoffmann. 29. Heft. 8⁰, 58 SS. Mit einem Titelbilde. Preis 1 Mk.

Der Verf. gibt einen Überblick der Lage des römischen Staates seit den gracchischen Unruhen und des Lebens Cäsars, zu den er, etwa in der Art wie Becker, eine Beschreibung des Lupercalienfestes und des Abschiedsessens fügt, das Lepidus am 14. März gab, bei der Darstellung der Verschwörung und der Ermordung nimmt er den anfänglichen Ton historischer Berichterstattung wieder auf. Für reifere Schüler der Oberclassen ist das Heft eine gewiss anregende und nützliche Lectüre, für solche der mittleren und unteren Jahrgänge, ausgenommen die Beschreibung des Lupercusfestes und des Gastmahles bei Lepidus, schon der zahlreichen Anmerkungen wegen kaum geeignet.

Keppel K., Geschichts-Atlas in 27 Karten. 17. Aufl. Mür Oldenbourg. Preis 1 Mk.

Die hohe Zahl der Auflagen und die anerkennenden Ur der pädagogischen Zeitschriften sind in der Übersichtlichkeit Sauberkeit der Karten und dem außergewöhnlich niederen P bei sorgfältiger und hübscher Ausführung vollauf begründet. ist daher zu erwarten, dass die Lehrerschaft an den Mittelsc des Deutschen Reiches, deren Bedürfnissen der Atlas ange ist, diesem Unterrichtsbehelfe auch in Zukunft treu bleiben

W. Wägner, Rom, Geschichte und Cultur des römis Volkes. Neu bearbeitet von O. E. Schmidt. 6. Aufl. Mit 27 bildungen und 2 Karten. Leipzig, O. Spamer 1899. VIII u. 82 Preis geb. 12 Mk.

Aus dem kleinen Bändchen, das unter dem gleichen vor 30 Jahren nebst „Hellas" desselben Verf.s zu der beliebt und verbreitetsten Lectüre der lernbegierigen Jugend gehört ist ein stattlicher Band geworden, der ausgestattet mit Ansc ungsmitteln nach den modernen Reproductionsverfahren nun e falls, jedoch erst einer etwas reiferen Jugend und den Freu des classischen Alterthums empfohlen werden kann. Die Vor gewandter Darstellung, die das kleine Werk ausgezeichnet ha sind auch der neuen Bearbeitung eigen, die auch, soweit es Rahmen einer populären Erzählung zulässig und am Platze den Fortschritten der wissenschaftlichen Forschung Rechnung tr über die Sage und die conventionelle Geschichtsüberlieferung c nach und mit Recht nicht nur nicht zur Tagesordnung überg sondern beides erzählt, wie es von den Römern erzählt und glaubt worden ist.

Graz. Adolf Baue

Richter, Dr. Eduard, Lehrbuch der Geographie für di II. und III. Classe der Mittelschulen. 3., durchges. Aufl. Wie Prag, F. Tempsky 1898.

— — Schulatlas für Gymnasien, Real- und Handelsschulen u. w. 62 Haupt- u. 57 Nebenkarten. Wien u. Prag 1898.

Die Gesichtspunkte, welche den Verf. bei der Darbietung des Lehrstoffes leiteten, hat derselbe in dem Begleitworte zu seinem Lehrbuche niedergelegt. Die dortigen Auseinandersetzungen beziehen sich zunächst auf die Vornahme der mathematisch-astronomischen Geographie und auf die eigentliche Länderkunde, bei welcher die Sparsamkeit mit dem Zahlenmateriale und die Ausführlichkeit in der Beschreibung des Naturcharakters des Landes besonders betont werden. Die daselbst ausgesprochenen Grundsätze müssen ebenso wie das den Fremdwörtern gegenüber beobachtete

die vollste Billigung erfahren. Die Darstellung trägt,
anders zu erwarten, dem gegenwärtigen Stande der Geo-
urchaus Rechnung. Insbesondere verdienen die neu hinzu-
'aragraphe 10 und 11 und die Erweiterung des §. 9 er-
werden, da in ihnen zum erstenmale geomorphologische
;en, die unumgänglich nothwendige Grundlage für das
s der Formen der Erdoberfläche, in einer der Alters-
Schüler angepassten Darlegung geboten werden. Knapp
e, wie die jedem Erdtheile vorausgeschickten allgemeinen
ngen, von denen namentlich auf die §§. 25, 26 und 27
m sei, sind auch die Schilderungen der Landschaft,
lenthalben im Kleingedruckten vorgeführt werden. Die
arden mit einer vielleicht manchmal zu großen Genauig-
nüber der früheren Auflage richtig gestellt. Da Frank-
ographie in der Regel erst in Tertia behandelt wird,
sich vielleicht empfohlen, die Alpen vor Frankreich vor-
. Um Raum zu gewinnen, sind zahlreiche Abbildungen
t oder verkürzt worden. Es will mir dabei aber fast
als hätten hiedurch einige ihren typischen Charakter ein-
Durch den steten Hinweis auf die entsprechende Karte des
documentiert sich die innige Beziehung, welche zwischen
nd dem Lehrbuche besteht. Den Grundstock des Atlasses
as durch Wagner Debes in den Debes'schen Schulatlanten
Kartenmaterial, da es am meisten den Forderungen ent-
welche der Verf. an Plastik, Klarheit und Übersichtlichkeit
tenen Terrainbildes stellte. Der Atlas erreicht dies durch
indung des Schichtencolorites und der Schraffenmanier.
reits vorhandene Grundlage wurde durch den Verf. vielfach
t und den geänderten Verhältnissen angepasst. Ein be-
Gewicht ist mit Recht auf Detaildarstellungen gelegt,
n Dienste der Veranschaulichung physikalisch-geographischer
ographischer Elemente die Kluft auszufüllen berufen sind,
zwischen Wirklichkeit und Atlaskarte besteht. Die Karten
und 11 und 12 bringen die Grundzüge der astronomischen
emein physischen Geographie zur Veranschaulichung. Deut-
liche Trennung der kalten und warmen Meeresströmungen wäre
n Karte 11 am Platze gewesen. Diesen Karten schließt sich (sach-
lich gehört auch Karte 10 hieher) eine Reihe von Darstellungen
n, welche den Menschen nach seiner Abstammung, seiner Religion,
seinem Besitze und seinen Bewegungen behandeln. Den Reigen der
Erdtheile, die nun nacheinander sowohl im Terrain- als im poli-
tischen Bilde erscheinen, eröffnet Australien. Zu wiederholtenmalen
wurde die im Maßstabe äquivalente Karte der österreichisch-unga-
rischen Monarchie vergleichsweise beigefügt. Die außereuropäischen
Erdtheile zeigen in den Generalkarten den gleichen Maßstab
1 : 45,000.000. In geringerer Reduction ist Europa zur Dar-
stellung gebracht. Zunächst erscheinen die drei südlichen Halb-

inseln. Das Terrainbild tritt hier in den Vordergrund. Die F
des gebotenen Stoffes vergrößert sich. Großbritannien und Fra
reich geleiten nach Mitteleuropa, dessen kartographische Beha
lung auffallenderweise durch die Karten von Skandinavien
Russland unterbrochen wird. Den Abschluss bildet die öste
ung. Monarchie. Die hier gebotenen Karten sind berufen, sich
Lehrbüchern von Mayer für die IV. und Lang für die VIII. be
VII. Classe anzuschließen. Mit Freude begrüßen wir hier vor
Terrainbilde die geologische Übersicht des Staates, welche
dem Lehrbuche des Letztgenannten eine so erfreuliche Erweiter
gefunden hat. Specielle Karten dienen der Erläuterung der ph
kalischen, ethnographischen, confessionellen und Verkehrsverh
nisse der Monarchie. Um eine speciellere Betrachtung des Heim
gebietes zu ermöglichen, ist jeder der sechs Ausgaben des Atlas
eine besondere, die betreffende Ländergruppe umfassende K
größeren Maßstabes beigegeben.

Wien. Dr. J. Müllner

Frobenius L., Der Ursprung der afrikanischen Cultur
Der Ursprung der Cultur. Bd. I. Mit 26 Karten von Afrika, 9 Taf
in Lichtdruck usw., sowie circa 240 Textillustrationen. 8°, XXXI
368 SS. Berlin, Gebr. Bornträger 1898.

Nach der Vorrede oder, wie F. sie nennt, dem „Programm
dieses Buches möchte man meinen, dass der Verf. eine Fülle
Offenbarungen in Bereitschaft habe. Mit Feuer und Frische w
da über die bisherige verfehlte und die dem Verf. eigenthümlic
neue Behandlung des ethnographischen Stoffes geredet, und d
absprechenden Ton möchte man jugendlicher Kraft und Keckh
zugute halten. Dringen wir nun aber, ungehemmt durch
anspruchsvolle, philosophierende Sprache, in das Buch ein,
werden wir schlimm enttäuscht. Wohl hören wir genug ne
Botschaften, aber zum Glauben werden wir nicht gebracht.
den Hauptsachen ist der Rede Sinn dunkel. Die „neue Method
F.s besteht darin, „dass man die Entwicklungs- und Vererbung
formen der Cultur feststellt". Das ist das Fundament, welch
vor ihm schon viele geahnt haben mögen, aber noch keiner au
gesprochen hat. Ferner unterscheidet er einen dreifachen Bau d
Cultur: einen äußeren (morphologischen), einen inneren (anat
mischen) und einen physiologischen („die Lebensformen"). Durc
die richtige Anwendung dieser Culturlehre ist alles beweisbar un
für das zunächst behandelte Gebiet von F. auch schon bewiesen
Er hat für den Anfang Afrika gewählt, eingestandenermaßen
deshalb, weil man von diesem großen Erdtheile am wenigsten weiß.
„Es sind nicht so viele geschichtliche Thatsachen zu berück-
sichtigen, wie etwa in Asien!" „Afrika ist das alte Kreuz der

…logen; denn fast alle Versuche, das Wesen und Werden der …nischen Culturen zu verstehen, sind gescheitert." Einen …en Vortheil erblickt F. darin, „dass hier die Untersuchung … durch die mikroskopischen Vorarbeiten, wie sie die Urgeschichte …as, die Linguistik Asiens und die classische Wissenschaft …asiens und Südeuropas erfahren haben, erschwert wird". Als …ders günstig betont er den „Mangel an prähistorischen …en", der übrigens nicht so gar groß ist, wie F. glaubt. … doch erst kürzlich Massen afrikanischer Alterthümer, ver…ener Bildwerke in Bronze und Elfenbein ans Licht getreten. …it sind bestimmte Grenzen nach oben und unten gezogen, … die afrikanischen Culturen treten uns als eine Schicht ent…n." Das entspricht der mystischen Idee des A.s, dass wir … der Entwicklungsgeschichte „nicht mit Zeiten, sondern mit …en zu thun haben".

Ref. möchte in alledem eher eine Warnung vor der ent…klungsgeschichtlichen Behandlung der afrikanischen Culturen …icken. Die Völkerkunde wird einst, bescheidentlich in den …ren der europäischen Urgeschichtsforschung, anfangen, auch in …ereuropäischen Länderräumen Archäologie zu treiben, Altes und …es zu sondern, Schichten zu trennen und Zeiten unterscheiden … lernen, wenn auch zunächst, wie in Europa, nicht alles Wissens…te dabei herauskommt. In einzelnen Fällen hat sie, günstigen …ständen zufolge, damit bereits begonnen, und nun möchte uns … belehren, dass in dieser Hinsicht Dunkel und Unwissenheit …ser sei, als das Ergebnis mühsamer Vorarbeiten. Allerdings ist … erstere Zustand günstiger für die, welche im Trüben fischen …llen und sich erkühnen, auf Fragen, die heute kaum aufzuwerfen …d, apodiktische Antworten zu geben.

Dies geschieht in den beiden Hauptabschnitten des Buches, …ner „anatomischen" und einer „physiologischen Untersuchung …es afrikanischen Culturbesitzes". Gemeint ist namentlich die materielle Cultur: Waffen, besonders Schilde, dann Bogen, Messer, Wurfwaffen usw., ferner Musikinstrumente, namentlich die mit Saiten bespannten, dann Trommeln und Holzpauken, endlich Hütten, Hausrath und andere Gebrauchsdinge. Weltanschauung und Kunst werden in einem Schlusscapitel mehr deductiv herangezogen. An der Hand dieser Dinge wird dem Verf. alles klar, was bisher im tiefsten Dunkel gelegen ist.. Unter anderen Entdeckungen, die wir nicht verfolgen können, macht er besonders die einer alten Wanderstraße zwischen Westafrika und — Melanesien: eine bizarre Idee, gegen welche wohl alle Sachkundigen unisono Protest einlegen werden. Dem Verf. genügt sie zur Feststellung des durchgreifenden Unterschiedes zwischen „asiatisch-continentaler" und „malajonigritisch-insularer" Cultur in Afrika!

Die noch junge Ethnologie hat, wenn sie nicht in Misscredit gelangen will, alle Ursache, sich gegen Bücher, wie das von F.,

mit Händen und Füßen zu wehren. Dass manches darin zutreffend bemerkt sei, und dass man überhaupt auch daraus mit gehöriger Vorsicht manches gewinnen könne, wer wollte das leugnen? Aber eine Fortsetzung, wie sie der Nebentitel befürchten lässt, sollte es nicht erfahren, wenigstens nicht, ehe der Verf. seinen allzu scharfen Blick durch einige Vorkenntnisse getrübt und etwa den Rath befolgt hat, welchen ihm R. Andree am Schlusse seines Referates („Globus“ LXXIV, S. 363) ertheilt. Der äußere Apparat, die Karten und Abbildungen, sind schön und reichlich; es ist schade, dass die aufgebrachten Mittel keine bessere Verwendung gefunden haben.

Wien. M. Hoernes.

Unsere Kriegs-Marine. Verfasst von Alfred Freih. v. Koudelka, k. u. k. Linienschiffs-Lieutenant. Illustriert mit 4 Farbendruckbildern, 3 doppelseitigen, 25 ganzseitigen und 90 Textbildern nach Aquarellen und Zeichnungen des August Freih. v. Ramberg, k. u. k. Linienschiffs-Lieutenant. Mit einer Karte. Wien, A. Hölder 1899.

Eine österreichische Kriegs-Marine nach unseren heutigen Begriffen besteht noch nicht lange. Der unglückliche Bruder unseres Monarchen, Erzherzog Ferdinand Maximilian, war ihr Gründer, Tegetthoff ihr Organisator. Ihre erste Probe bestand sie bei Helgoland, ihren Ruhm verkündet der Tag von Lissa. Eine umfassende Darstellung derselben und ihrer Einrichtungen wird in dem vorliegenden Werke von berufener Seite mit anerkennenswertem Erfolge versucht und damit ein Bedürfnis befriedigt, welches seit langem in den gebildeten Kreisen aller Stände sich geltend machte, zumal da wir an maritimer Literatur überhaupt noch recht arm sind.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher die Unentbehrlichkeit der Flotte zur Vertheidigung der Küste und zum Schutze des überseeischen Handels betont wird, geht der Verf. an die Durchführung seiner Aufgabe. Der erste Abschnitt, „Die k. u. k. Flotte“, gibt zunächst eine gedrängte Übersicht über die Entwicklung unserer Seemacht in den letzten 15 Jahren, beschreibt dann an der Hand einer am Schlusse des Werkes beigefügten „Schiffsliste“ die einzelnen Schiffe und Schiffstypen nach charakteristischen Einrichtungen und Merkmalen und schildert schließlich in anschaulicher Weise die Construction, Armierung, Eintheilung und Ausstattung eines modernen Kriegsschiffes.

Im nächsten Abschnitt, „Aufgaben und Personal der Kriegs-Marine“, wird das in der Einleitung über die Bedeutung einer leistungsfähigen Flotte Gesagte näher ausgeführt und gezeigt, wie vielseitig deren Verwendung ist nicht bloß im Kriege, sondern fast ebensosehr im Frieden. Auch ihrer nicht unerheblichen Leistungen im Dienste der Wissenschaft ist nicht vergessen. Daran

schließt sich eine Darlegung der Gliederung des Personals und der Organisation des Dienstes im allgemeinen, sowie auf dem einzelnen Schiffe, mit Angabe der für die einzelnen Diensteszweige erforderlichen Qualification und der Avancementsstufen. Endlich sind noch der Adjustierung des Personals einige Seiten gewidmet.

Nachdem wir so ein Bild von dem gegenwärtigen Bestande und der Organisation der Marine gewonnen haben, schildern uns die folgenden Abschnitte: „Im Escadreverbande", „Krieg im Frieden", „Unter Dampf", „Unter Segeln", die dienstlichen Verrichtungen des Personals und die Actionen der Flotte. Das ganze Leben und Treiben auf dem in Dienst gestellten Schiffe entrollt sich da in bewegten Bildern vor unseren Augen. Die Ausrüstung des Schiffes mit Vorrath an jeglichem Bedarf, die Deviations-Bestimmung, die Schiffsrollen, die Eruierung der geographischen Position eines auf hoher See befindlichen Fahrzeuges, das Schiffstagebuch, der Flaggen-Codex, die Positionslichter, die Führung des Dampf- und Handsteuers, die Ausweichregeln für einander begegnende Schiffe, die Versorgung mit Trinkwasser, der Postdienst an Bord für die Bemannung, die Hilfsaction zur Rettung ins Meer gefallener Matrosen, die Todtenbestattung auf hoher See, die Äquator-Taufe und andere Seemannsbräuche, die Hafensperre, die Blockade und der Blockadebruch, die Verwendung und Wirkung der verschiedenen Kampfmittel, der Geschütze und Handwaffen, der Ramme und des Torpedos fesseln unsere Aufmerksamkeit nicht weniger als die taktischen und Schieß-Übungen, Wettkampf- und Manöver-Scenen, welche uns vorgeführt werden. Dabei unterrichtet uns der Abschnitt „Unter Segeln" ziemlich ausführlich über die Takelage und gibt uns einen Begriff von der Verwendung und Behandlung der Segel und vom Verhalten bei günstigem und widrigem Winde, bei Sturm und Windstille.

Den Schluss bildet ein Abschnitt über „Marine-Stationen und Schulschiffe". Derselbe handelt der Reihe nach von den Marine-Behörden und -Anstalten in Wien, Pola, Triest, Fiume, Sebenico, Bocche di Cattaro und Budapest, und vermittelt uns die Bekanntschaft mit dem wichtigsten Lehrmittel der Marine, den zu Schulzwecken, insbesondere für die Artillerie- und Torpedoschule, verwendeten Schiffen. Der Haupttheil dieses Abschnittes entfällt selbstredend auf Pola, den Sitz des Hafen-Admiralates mit der Artillerie-, Torpedo-, Seeminen- und Telegraphen-Schule, dem hydrographischen Amte und seinen Dependenzen (Sternwarte, Marine-Bibliothek usw.), dem See-Arsenal und den verschiedenen Hilfsämtern der Marine-Section.

Mehrere Tabellen, ein alphabetisches Sachregister und eine sehr dankenswerte, 25 Seiten umfassende, ebenfalls alphabetisch geordnete Erläuterung maritimer Ausdrücke erleichtern wesentlich den Gebrauch des Werkes. Zahlreiche, geschmackvoll und fein ausgeführte Illustrationen verschönern nicht bloß die Ausstattung,



sondern fördern auch das Verständnis des Buches, welches
Majestät gewidmet ist.

Der Verf. ist bestrebt, seinen Stoff, so weit nur möglich,
erzählende Form zu kleiden. Von den sieben Abschnitten, in wel
das Werk zerfällt, ist die Darstellung nur in den beiden ers
und dem letzten eine beschreibende und schildernde; die mittler
vier, welche zwei Drittheile des Buches ausmachen, sind fast ga
erzählend gehalten. So verfolgen wir die Thätigkeit einer Übung
Escadre von der Verlautbarung des Indienststellungs-Programm
am 2. April bis zu ihrer Rückkehr nach Pola am 28. Juni; nehm
theil an einem großen Flottenmanöver, begleiten den Rammkreuz
„Kaiserin Elisabeth" auf einer ein volles Jahr in Anspruch nehme
den, in mannigfacher Hinsicht sehr instructiven Missionsreise na
Indien, Java, Australien, den Inseln der Südsee, China, Japan u
Korea; werden von den Leistungen der k. u. k. Kriegsmarine b
der Blockade Kretas mit patriotischem Stolze erfüllt, und mach
endlich, um auch die Verwendung von Segeln kennen zu lerne
an Bord der Corvette „Saida" eine Kreuzung im Mittelmeere unt
reichlichem Wechsel der Windrichtung mit.

In diesen rein erzählenden Partien weiß der Verf. die Schiff
und Flottenführung und alle dienstlichen Agenden in den verschi
densten Situationen mit großem Geschick zu entwickeln und z
anschaulicher Darstellung zu bringen. Er erreicht damit den do
pelten Zweck, die Sprödigkeit und Trockenheit seines Gegenstand
überwunden und seine Ausführungen gewissermaßen durch Exper
mente belebt und verdeutlicht zu haben. An der Seite eines g
wiegten Fachmannes, der uns bereitwillig zu allem, was ein
Erklärung bedarf, seinen Commentar liefert, sind wir gleichsa
Augenzeugen der wichtigsten Vorgänge bei der Marine. Dadurc
wird unser Verständnis für ihre Einrichtungen erst recht lebendi
und klar.

Allerdings hat diese Eigenart in der Anlage des Werke
einen Mangel an Übersichtlichkeit zur Folge, indem sich die Reiher
folge der Darstellung nicht nach Diensteszweigen, sondern nac
gegebenen Voraussetzungen und Situationen richtet. Wer sic
daher über ein bestimmtes Gebiet von Agenden und Einrichtunge
der Marine informieren will, z. B. über den Torpedodienst, d
Signale, Schiffsrollen, Vertäuungen, Anker und deren Verwendun
u. dgl., der ist genöthigt, die an verschiedenen Stellen zerstreute
Ausführungen hierüber mit Hilfe des Sachregisters zusammenzu
suchen. Dafür findet er dann aber auch keine schablonenhafte Be
lehrung, welche ihn über die Hauptsache, die maßgebenden Ver
hältnisse und Modalitäten im Unklaren lässt, sondern er wird zu
gleich in die entsprechende Situation eingeführt, welche de
Ganzen erst Leben gibt.

Übrigens will der Verf. kein Instructions- oder Nachschlage
buch bieten, sondern eine trotz des theilweise spröden Stoffes un

des belehrenden Inhaltes angenehme und fesselnde Lectüre. Diesen Zweck konnte er nur unter Preisgebung einer systematischen Darstellung erreichen; und er hat ihn so vollständig erreicht, dass wir gerne auf die Schablone verzichten.

Trotz aller damit verbundenen Schwierigkeiten ist der Autor bestrebt, den Anforderungen der Fachmänner, sowie der Laienwelt gerecht zu werden. Die Darstellung ist daher gemeinverständlich, vermeidet jedoch nach Thunlichkeit die Häufung von Erklärungen für den Fachmann selbstverständlicher Dinge. Der Leser, welcher einen Vorgang oder Ausdruck, dem er begegnet, nicht genügend versteht, kann entweder die Erläuterung maritimer Ausdrücke zu rathe ziehen, oder er findet mit Hilfe des Sachregisters die Stelle, wo derselbe im Text klar gemacht wird. So bietet das Buch dem Fachmanne, welcher über den Einzelheiten seines engeren Berufskreises leicht das Ganze aus dem Auge verliert, ein Gegengewicht gegen die Gefahr der Einseitigkeit; dem Laien, welcher nichts mitbringt als Interesse für die Sache, reiche Belehrung in anmuthiger Form. Dass auch die Mittelschulen ihr Contingent an Lesern stellen werden, dürfte der Verf. wohl nicht erwartet haben. Nichtsdestoweniger ist die Erwerbung des Buches für Mittelschulbibliotheken nur zu empfehlen. Bildet ja doch die Realschule so manchen künftigen Marine-Techniker und See-Officier heran. Aber auch der Gymnasiast, welcher sich so viel mit dem Homerischen Seewesen plagen und jeden Bestandtheil eines damaligen Schiffes kennen lernen muss, um den Dulder Odysseus auf seinen Fahrten ohne allzu große Schwierigkeiten begleiten zu können, hat ein Recht darauf, dass ihm die Möglichkeit geboten werde, sich eine Vorstellung davon zu bilden, wie es mit diesen Dingen gegenwärtig in seinem Vaterlande bestellt ist. Er wird darnach mit mehr Verständnis und erhöhtem Interesse wieder zur Odyssee greifen. Auch kann es dem Studierenden nicht schaden, wenn er beiläufig erfährt, wie im allgemeinen die Seesiege erfochten zu werden pflegen, welche sein Geschichtsbuch erwähnt. Zudem sind Sprache und Stil nicht bloß correct, sondern so gewandt und vornehm, dass sie als mustergiltig anerkannt zu werden verdienen. Wenn trotzdem ab und zu (es ist sehr selten der Fall) ein Lapsus unterläuft, so kann dies nicht in Betracht kommen. Sollte jemand jedes undeutsche Wort perhorrescieren, dann wird er freilich dieses Buch nicht genießen können; nicht als ob der Verf. Fremdwörter liebte, im Gegentheile, aber die Termini des Seewesens sind nun einmal großentheils anderen Sprachen entnommen, und sie verdeutschen hieße unverständlich werden.

Kurz gesagt: Die geistreiche Behandlung des Gegenstandes, die Schönheit der Sprache und die in Entwurf und Ausführung gleich ausgezeichneten Bilder sind nicht zu leugnende Vorzüge des Buches, gegen welche die mangelhafte Übersichtlichkeit mit Rücksicht auf den Zweck des Werkes nicht schwer ins Gewicht fällt.



Unsere Armut an ähnlicher Literatur macht uns das Buch dop wertvoll.

Wien. Dr. J. Fasser

F. Hočevar, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für oberen Classen der Mittelschulen. Wien u. Prag, F. Tempsky 18 8°, IV u. 252 SS.

Durch das Erscheinen dieses Lehrbuches wird einem geraumer Zeit in Schulkreisen gefühlten Wunsche entsproc und werden auch die gehegten Erwartungen in der That befried sein. Reiht sich doch das vorliegende Lehrbuch den anderen me fach aufgelegten, weit verbreiteten Lehrbüchern desselben Ver mit denen es zusammen den ganzen Mathematik-Lehrstoff der Mitt schule umfasst, würdig an und gibt seinem Gegenstücke der G metrie für die Oberstufe in keiner Richtung etwas nach. Folgenden sollen einige der wesentlichen Punkte, an welchen s Abweichungen von den üblichen Darstellungen zeigen, hervorg hoben werden. Nachdem in der Einleitung die Bemerkung vora geschickt worden ist, dass die wissenschaftliche Arithmetik Gegensatze zur Geometrie nicht wie diese auf Axiomen, sonde auf Definitionen aufgebaut wird, wird der Begriff (natürliche) Za und erst dann im Gegensatze zur üblichen Behandlung der d Einheit eingeführt. Ein Blick auf die zum Theile ganz merkwi digen, an der Spitze fast jeder Algebra stehenden Sätze über „Ei heit" wird diese Umkehrung als höchst vortheilhaft erschein lassen. Die folgende Ableitung des Fundamentalsatzes, dass d Größe einer (natürlichen) Zahl von der Zählart unabhängig i ermöglicht es, die Relationen zwischen zwei Zahlen (Gleichhe Ungleichheit) zu definieren, nämlich auf Grund der paarweisen Z ordnung der Einheiten, und mittels dieser Definitionen und de Wesen der natürlichen Zahlen sechs auf diese Relationen sich b ziehende „Grundgesetze" abzuleiten, aus denen drei weitere (d „abgeleiteten Gesetze der Vergleichung") gefolgert werden könne Dieser Vorgang wird bei jeder Erweiterung des Zahlengebietes consequenter Weise wiederholt: Nachdem eine Definition für d Gleichheit und Ungleichheit gegeben ist, wird auf Grund dies und dem Charakter der neu eingeführten Zahl das Bestehenbleibe der „Grundgesetze" nachgewiesen, woraus sich mittelbar das E haltenbleiben der „abgeleiteten" Gesetze ergibt. — Die Einführun veränderlicher Größen (des Wachsens und Abnehmens einer Größe gleich in der Einleitung erweist sich schon beim Ausdrucke ve schiedener für die elementaren Rechnungsoperationen geltende Grundgesetze (vgl. S. 10 2β, S. 14 4 Zus., S. 29 2 Zus. u. s f.) wenngleich dieselben dadurch eine allgemeinere Geltung erhalten als der Beweis an den bezüglichen Stellen verbürgen kann, al

chst vortheilhaft und ermöglicht die Einführung des Begriffes 'unction". Dazu bieten die nächste Gelegenheit die algebraischen ·lynome bei Aufsuchung des gr. gem. Maßes derselben. An ɛser Stelle zeigt sich gerade wieder des Verf.s umsichtige, sorgltige Behandlung des Lehrstoffes; dieser Übertragung der geäuchlichen Methode von ganzen Zahlen auf ganze algebraische ınctionen, die in den üblichen Lehrbüchern keines weiteren Wortes ɛwürdigt wird, gehen präcise Definitionen vom gr. gem. Maße ıd Theilerfremdheit algebraischer Polynome voraus. Das Überɛhen dieser Dinge im allgemeinen nöthigt ja doch bei Ausführung on Beispielen und Anwendung multiplicativer Constanten behufs 'ereinfachung der fortlaufenden Divisionen zu diesbezüglichen Beɛerkungen im Unterrichte. — Besondere Sorgfalt ist auch dem łechnen mit unvollständigen Zahlen zugewendet, wie sich dies bei łesprechung der Multiplication und Division solcher und wieder ;elegentlich der Behandlung der einzelnen Operationen 3. Stufe ɛigt. Besonderer Nachdruck wird darauf gelegt, dass, worauf Verf. schon einmal an anderer Stelle [1]) die Aufmerksamkeit zu enken gesucht hat, der Fehler des Resultats der abgekürzten Rechnung mit unvollständigen Zahlen nicht allein durch die Unvollständigkeit der Zahlen, sondern auch durch die im Laufe der Rechnung vorkommenden Abkürzungen bedingt wird, somit das Resultat nicht mit allen Stellen, deren Anzahl durch die Fehlergrenzbetrachtung ermittelt wird, verlässlich zu sein braucht. Freilich wird diese Ungenauigkeit durch Berücksichtigung einer weiteren Decimale — wie dies z. B. bei der Multiplication allgemein gebräuchlich ist, und darauf hätte hingewiesen werden können — meistentheils vermieden. Unter Umständen reicht aber auch diese Vorsicht nicht hin, wie dies etwa das nur wenig veränderte Product des Textes (S. 88 u.) 927·3 . 0·82125 zeigt, das auf eine Decimale verlässlich anzugeben ist als 761·5, sich aber, abgekürzt berechnet, ergibt als 761·6. Für die Logarithmen wird 1. nachgewiesen, dass die durch Interpolation berechneten ebenso genau wie die in der Tafel angegebenen sind, und 2., dass die aus einer fünfstelligen Logarithmentafel entnommenen mindestens vier, zum Theil aber auch fünf verlässliche Stellen besitzen. Da die irrationalen Zahlen im Gegensatze zur üblichen Darstellung, jedoch folgerichtig, gelegentlich der Betrachtung des Verhältnisses incommensurabler Größen als Grenzwerte unendlicher Decimalbrüche definiert und anschließend behandelt werden, [1]) muss in der Lehre von den Wurzeln der Nachweis erbracht werden, dass

---

[1]) F. Hočevar, „Über einige elementare Aufgaben der Approximations-Rechnung". Zeitschr. „Mittelschule", Jahrg. 1890.

[1] Gajdeczka (Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für die oberen Classen der Mittelschulen. 4. Aufl. 1896), S. 61, 62, führt sie zwar an dieser Stelle ein, tritt aber in die Behandlung derselben erst 40 Seiten später ein.

die Wurzel aus einer positiven Zahl auch dann einen positiv Wert besitzt, wenn er weder gleich einer ganzen, noch gebr chenen Zahl ist, und zwar als Grenzwert eines unendlichen Decima bruches zu definieren und somit einer irrationalen Zahl gleich setzen ist. Den Schluss der Ausführungen über Potenzieren u Radicieren bilden die Potenzen mit irrationalen Exponenten, deren Definition bewiesen werden muss, dass Potenzen mit ein Decimalbruch-Exponenten bei wachsender Zahl der Decimalstell einen bestimmten Grenzwert besitzen. — In der Lehre von d Logarithmen, deren Berechnung auf Grund der von Briggs sch gegebenen Tafel successiver Quadratwurzeln [1]) mittels des bekannt Divisionsverfahrens — vom Verf. als Methode von Long (171 bei Močnik-Neumann als solche von Abel Bürja (1786) bezeichn — dargestellt wird, fällt die eingehende Besprechung der part proportionales (Ableitung des Proportionalitätssatzes und Anga der Zulässigkeitsgrenzen desselben) vortheilhaft auf. — Bei d Gleichungen verdient die Darstellung des Minimums und Maximun ganzer quadratischer Gleichungen (anschließend an die quadratisch Gleichungen mit einer Unbekannten), sowie die gründliche Behan lung der Diophantischen Gleichungen im allgemeinen und d linearen Gleichungen mit drei Unbekannten im besonderen hervo gehoben zu werden. Ist es doch in der That durchaus nothwendi die Übertragbarkeit gewisser, für unbestimmte Gleichungen m zwei Unbekannten geltender Sätze auf den Fall zweier Ansätze m drei Unbekannten eigens nachzuweisen. Auf die weiteren (arit metischen) Partien (Kettenbrüche bis Lebensversicherungsrechnun in Verbindung mit Combinatorik) einzugehen, liegt, da sie im allge meinen (vgl. dagegen weiter unten) in der gebräuchlichen Art be handelt sind, kein Grund vor; nur möchte Ref. die knappe For besonders anerkennen, welche der Verf. diesen didaktisch gewis unwichtigeren Gegenständen zu geben verstanden hat, ohne das sachlich dem Umfange des Lehrstoffes oder formal der Verständ lichkeit irgendwie Eintrag geschehen wäre.

Wenn nun im weiteren kleine, zum Theile formale Abände rungen an einigen Stellen vorgeschlagen werden sollen, so wird die Art derselben zeigen, welchen strengen Maßstab der Be urtheiler bei diesem Buche anwenden, und die Zahl dieser Vor schläge, wie selten Ref. sich mit der gegebenen Darstellung nich ganz einverstanden erklären konnte. Bei der Darlegung, das das Ergebnis einer Zählung unabhängig von der Zählart ist (S. Mitte), werden als Einheiten Bücher gedacht, die in mit de Zahlen 1, 2, 3 ..... bezeichnete Fächer gelegt werden sollen Dürften da die Fächer nicht ganz zu entbehren sein, wenn di Bücher selbst mit jenen Nummern versehen gedacht würden

[1]) Henry Briggs, Arithmetica logarithmica. London 1620. (2. Ausg. v. Adrien Vlacq. Gouda (Holland) 1628.)

. 102 c. (und analog d.) würde Ref. bei der Einführung invers roportionaler Größen der Verbaldefinition derselben „umgekehrt rhalten wie die entsprechenden Werte“ die Erklärung vorziehen rerhalten wie die miteinander vertauschten entsprechenden Ferte“. Die Potenzsätze (S. 121, 122) nicht sämmtlich in conrmer Weise auszusprechen, dürfte wohl die Correctheit des Ausruckes nicht fordern; könnten doch die Sätze §. 91_3, §. 92_1 uten: „.... indem man die Grundzahlen mit der Summe der xponenten (bezw. Differenz der Exponenten von Dividend und ivisor) potenziert“, und ebenso (§. 92_3): „Potenzen mit demlben Exponenten kann man dividieren, indem man den entprechenden Quotienten der Grundzahlen mit dem Exponenten otenziert.“ S. 159 wäre wenigstens neben der näherungsweisen ugabe von e die Definierung desselben als Grenzwert erwünscht. Die Bezeichnung „Napier'sche (Neper'sche) Logarithmen“ für die Logarithmen mit dieser Basis sollte endlich einmal fallen gelassen werden; sind doch die von Napier eingeführten Logarithmen ganz anders definiert als die hyperbolischen.[1]) Ob die Abtrennung des Paragraphen über Binomialcoefficienten (S. 226) vom binomischen Lehrsatze (S. 232 ff.) und Einschiebung des letzteren zwischen die Darstellung der Permutationen und Combinationen — was ja für die Behandlung der letzteren in rein technischer Beziehung gewiss praktisch ist — auch vom didaktischen Standpunkte vortheilhaft sei, erscheint Ref. zum mindesten fraglich. — In rein stilistischer Beziehung fallen hie und da temporale Wendungen auf, die passender durch locale, bezw. causale ersetzt würden, so S. 81 u.: „Periode ... sofort nach dem Decimalpunkt beginnt“ (mit der ersten Decimalstelle beginnt), S. 97 u.: „erst jetzt ist das System vollständig geworden“ (dadurch erst wird das System vollständig) und S. 226 Mitte: „Factoren sind, welche ... stets um 1 abnehmen“ (... der Reihe nach um je 1 abnehmen). Der übrigens mustergiltigen Darstellung entspricht auch die sorgfältige Ausstattung in Papier und Druck; störende Druckfehler sind vom Ref. bei gewissenhaftester Durchsicht nicht bemerkt worden. (Die Fehler S. 1, Z. 5 v. o., S. 14, Z. 17 v. u., S. 157, Z. 11 v. o., wo es resp. richtig heißen soll: „physikalisch“, „Bei constantem“ und „jenen“, sind von keinerlei Bedeutung.)

Auffallend ist das Fehlen einer größeren Zahl von Übungsaufgaben, für die wahrscheinlich ein besonderes Büchlein bestimmt sein wird. Aber wie hoch soll denn der Bücherapparat der Schüler noch anschwellen?

---

[1]) Wackerbarth, Hyperbolik and Napierian Logarithmus. Monthly Notices of the Royal Astron. Society. Vol. XXXI. London 1871. Man vgl. auch Günther, „Vermischte Untersuchungen zur Gesch. der mathem. Wissenschaften“. Leipzig 1876. S. 272—278. Der Neper'sche $log\, z = Const. - 10^7 l z$.

Sonach erübrigt dem Ref. am Schlusse seiner Bemerku nur noch dem Wunsche Ausdruck zu geben, dass Hočevars wissenschaftlich-mathematischer und didaktisch-methodischer Ri tung gleich hervorragendes Lehrbuch die verdiente Beacht finden möge.

Brünn. Dr. Carl Siegel

K. Koppes **Arithmetik und Algebra** zum Gebrauche an höh Unterrichtsanstalten neu bearbeitet von Prof. Dr. Josef Dickma Director des Progymnasiums in Viersen. 13. Aufl. mit zahlreic Übungen und Aufgaben. II. Theil. Essen, G. D. Bädeker 18 Preis geb. 2 Mk. 40 Pf.

Der vorliegende zweite Theil des vortrefflichen Lehrbuc der Arithmetik und Algebra umfasst die Lehre von den leicht lösbaren Gleichungen höheren Grades, von den Reihe den kubischen und biquadratischen Gleichungen, v den numerischen Gleichungen und die Theorie d Maxima und Minima von Functionen. Den einzelnen Pa tien sind viele und sehr instructive Übungsaufgaben angeschloss worden. In denselben werden sowohl die Bedürfnisse des prak tischen Lebens als auch die der exacten Wissenschaften berück sichtigt; durch diese nützliche Beigabe ist eine separate Aufgaben sammlung überflüssig geworden.

In diesem Theile wurden auch die Elemente der Determi nantenlehre aufgenommen, und es wurde als belangreich für die analytische Geometrie die Discriminante einer Kegelschnittsgleichung in der Form einer Determinante dritten Grades dargestellt.

Die symmetrischen Gleichungen wurden sachgemäß be handelt und die Auflösung höherer Gleichungen mit mehreren Unbe kannten wurde durch Aufstellen von entsprechenden Musterbeispielen geregelt. Mehrere derselben sind der Hoffmann'schen Zeitschrift entnommen, welche ihrerseits selbst aus trefflichen Quellen geschöpft hat. Die Theorie der figurierten Zahlen wurde in sehr über sichtlicher und einfacher Weise zur Darstellung gebracht. Der später erbrachte Nachweis der Giltigkeit des Binomialtheorems für gebrochene und negative Exponenten hätte im Anschlusse an den Nachweis der Giltigkeit dieses Lehrsatzes für ganze positive Exponenten erbracht werden sollen. Sehr gelungen ist die Dar stellung der complexen Zahlen, deren geometrische Deutung und die Lehre von der Anwendung derselben zu bezeichnen. Die Betrachtungen über die Exponential- und logarithmische Reihe dürften die Grenzen des an der Mittelschule zu lehrenden Stoffes überschreiten. Die Combinatorik, die Lehre von den Kettenbrüchen und von den diophantischen Gleichungen ist schulgemäß behandelt worden. Zu wünschen wäre nur gewesen,

ass auch die unbestimmten Gleichungen 2. Grades eingehender ewürdigt worden wären.

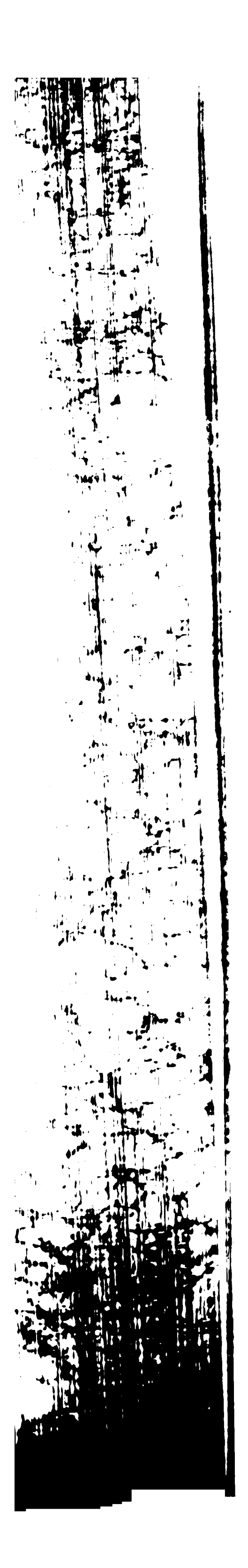
Die Auflösung der biquadratischen Gleichungen rfolgt in einfacher Weise mittelst der cubischen Resolvente. Die Theoreme, welche sich auf die sogenannten höheren Gleichungen beziehen, finden eine übersichtliche Zusammenstellung. Für die Bestimmung der irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen höheren Grades dürfte die einfache und leicht verständliche Newton'sche Annäherungsmethode als genügend und ausreichend betrachtet werden können. Die elementare Ableitung des Theorems von Taylor, welche wir in dem Buche finden, zeichnet sich durch Einfachheit aus. Die Behandlung der größten und kleinsten Werte betreffend kann Ref. sich im elementaren Unterrichte mit der Methode der derivierten Functionen, wenn diese ausschließlich zur Anwendung kommt, nicht einverstanden erklären. Sie ist wohl jene Methode, welche eine einheitliche Behandlung der Probleme über Maxima und Minima zulässt; man soll aber je nach der Natur der Aufgabe, wie es Schellbach in seiner bemerkenswerten Schrift über diesen Gegenstand und Martus in seinen „Maxima und Minima" gethan hat, auf die eigentlich elementaren Methoden (Methode der quadratischen Gleichungen, Methode der gleichen Ordinaten, der Tangenten, der planimetrischen Functionen usw.) nicht verzichten. Immerhin ist auch das in dem Buche hierüber Gebotene dankbar hinzunehmen, und es muss namentlich auf die gelungenen und sehr instructiven Übungsaufgaben, die wir auch in diesem Abschnitte antreffen, aufmerksam gemacht werden.

Das vorliegende Buch sei den Fachgenossen aufs beste empfohlen.

Der Schall. Von John Tyndall, Professor der Physik an der Royal Institution von Großbritannien. Autorisierte deutsche Ausgabe nach der 6. engl. Auflage des Originals bearbeitet von A. v. Helmholtz und Cl. Wiedemann. Mit 204 eingedruckten Holzstichen. 3. Aufl. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn 1897.

Eine anerkennenswerte Eigenthümlichkeit der Schriften Tyndalls ist die außerordentlich klare und elegante Darstellung, die sich auch auf schwierigere Partien erstreckt, welche wir in dessen Büchern antreffen, ferner die mit der größten Genauigkeit und Feinheit vorgenommene experimentelle Erläuterung der vorgetragenen Lehren. Man muss es nur für natürlich erachten, dass selbst bedeutende Physiker, wie Helmholtz, an dieser Darstellungsweise Geschmack fanden und dass es der Initiative dieses Mannes gelungen ist, die Schriften Tyndalls über verschiedene Theile der Physik auch dem deutschen Leser vorzuführen.

In der vorliegenden 3. deutschen Ausgabe des Werkes von Tyndall über den Schall wurde die letzte 6. Ausgabe des



englischen Originals zugrunde gelegt. Die Durcharbeitung d
Ausgabe erfolgte nach dem Tode von Helmholtz durch d
Frauen A. v. Helmholtz und Clara Wiedemann. Die A
änderungen, ebenso die Ergänzungen des englischen Origina
wurden in der deutschen Ausgabe getreu wiedergegeben u
namentlich in der 7. Vorlesung der Untersuchungen über die ak
stische Durchlässigkeit der Atmosphäre in Bezug z
Frage der Nebelsignale gedacht, wobei auch eine Prüfu
der Ursachen erfolgte, die man bis dahin für wirksam hielt, d
Durchgang des Schalles durch die Atmosphäre zu verhinder
An neuen und sehr instructiven Experimenten, die auch in d
Schule ausgeführt werden können, reich ist der Abschnitt, in de
die Zurückwerfung des Schalles von erwärmten Luftschichten z
Sprache gelangt; der experimentelle Nachweis der Reflexion d
Schalles an Gasen wird daselbst in vollkommen erschöpfend
Weise gegeben.

Die vorgetragene Lehre vom Schalle wird in neun Vo
lesungen gegeben und zwar in allgemein verständlicher Wei
ohne Gebrauch der mathematischen Hilfsmittel. In der erste
dieser Vorlesungen ist es namentlich die Frage nach der G
schwindigkeit des Schalles in verschiedenen Körpern, welc
Prof. Tyndall in eingehender Weise beantwortet. Dabei wi
auch gezeigt, welcher Correctur die Newton'sche Formel üb
die Schallgeschwindigkeit in der Luft bedurfte, um mit der E
fahrung in Übereinstimmung zu kommen. In der zweiten Vo
lesung wird der Begriff des musikalischen Tones entwick
und im besonderen gezeigt, welche Umstände die Höhe des Ton
beeinflussen. Die Wahrnehmung der Töne durch unser Gehörorg
wird in diesem Abschnitte besprochen und betont, dass die in d
Musik verwendeten Töne sieben Octaven umfassen. Die dritt
Vorlesung enthält eine ausführliche Erörterung der Schwi
gungsgesetze der Saiten und die Einführung des Begriff
der Klangfarbe. Die folgende Vorlesung beschäftigt sich m
der Theorie und den Erscheinungen der transversalen Schwi
gungen von Stäben und Platten; in letzterer Beziehung wi
eine anschauliche Darlegung der Analyse von Plattenschwingunge
gegeben, wie sie von Wheatstone aufgestellt wurde. In d
fünften Vorlesung behandelt der Verf. die Längsschwingunge
von Stäben und im Zusammenhange damit die Erscheinungen d
Luftschwingungen in Pfeifen, geht dann näher auf da
menschliche Stimmorgan und die Vocalbildung ei
Im Folgenden wird die Einrichtung und die Wirkungsweise d
Telephons von Bell, jenes von Edison, des Mikrophon
und des Phonographen beschrieben und auf die Kundt'sch
Methode, Schallgeschwindigkeiten zu bestimmen, des Näheren ein
gegangen. Die Umsetzung strahlender Wärme in Schal
wird durch einige nachahmenswerte Experimente demonstriert

welche ihrerseits geeignet sind, das Absorptionsvermögen verschiedener Gase für strahlende Wärme zu studieren. Die folgende Vorlesung handelt von den singenden und den empfindlichen Flammen und der Aufstellung der Bedingungen zur Erzeugung derselben. Dass auch Strahlen von unentzündetem Leuchtgase, Kohlensäure, Wasserstoff oder Luft, die durch Rauch sichtbar gemacht werden, für Tonwellen empfindlich sind, wurde durch einige schöne Versuche bestätigt, ebenso wie die schon lange bekannte Thatsache der Empfindlichkeit von Wasserstrahlen gegen Schallwirkungen erläutert wird.

Ganz besonderes Interesse wird der Inhalt der siebenten Vorlesung erregen. In derselben wird dargethan, dass eine Beziehung zwischen einer klaren Atmosphäre und der Weite der Fortpflanzung des Schalles nicht besteht, dass unaufhörlich durch die Luft akustische Wolken ziehen, die nichts mit gewöhnlichen Wolken gemeinsam haben. Diese Wolken geben Veranlassung zu Schallreflexionen. Ferner wird gezeigt, dass entgegen der herrschenden Ansicht Regen, Hagel, Schnee und Nebel den Schall nicht merklich aufhalten, dass Luft, die mit Nebel erfüllt ist, als sehr homogen betrachtet werden muss und der Schallfortpflanzung sehr günstig ist. Von besonderem Interesse ist auch die Bemerkung, dass die Atmosphäre eine auswählende Absorption auf die Schallwellen ausübt.

In der achten Vorlesung wird in erster Linie das Princip der Interferenz dargelegt, die akustische Interferenz im besonderen erörtert, die optische Darstellung der Interferenzphänomene gezeigt und im Anschlusse an die Theorie der Schwebungen das Wissenswerteste aus der Lehre von den Differenz- und Summationstönen gegeben, deren Theorien von Young und Helmholtz vorgetragen werden. Die Beobachtungen des Generals Duane über schallose oder schallfreie Zonen, welche an der Küste von Maine in den Vereinigten Staaten angestellt wurden, werden als Interferenzen entspringend gedeutet und zwar von directen und reflectierten Schallwellen. Die Reflexion findet bei diesen Erscheinungen an der Meeresoberfläche statt. — Die letzte der Vorlesungen ist dem musikalischen Theile der Akustik gewidmet, namentlich der Theorie der Consonanzen und Dissonanzen. Genau wird gezeigt, welche Functionen die einzelnen Theile unseres Gehörorgans haben; die Wichtigkeit der Cortischen Fasern bei der Aufnahme der Töne wird in das rechte Licht gesetzt. — In dem „Anhange" finden wir noch wesentliche Bemerkungen über die Einwirkung musikalischer Töne auf die Flamme eines Leuchtgasstrahles, ferner über die Reversibilität des Schalles und die Angabe einiger merkwürdiger Beispiele von akustischer Undurchlässigkeit der Luft.

Die vorliegende Auflage ist gegen ihre Vorgängerinnen bedeutend erweitert und die Darstellung der einzelnen Partien instructiv und fesselnd, dass Ref. die Lectüre des Buches auch Nichtphysikern auf das wärmste empfehlen kann.

Einführung in die Elektrotechnik. Die Erzeugung starker elektrischer Ströme und ihre Anwendung zur Kraftübertragung. Von Theodor Erhard, Bergrath und Professor an der Bergakademie Freiberg. Mit 95 Figuren im Text. Leipzig, J. A. Barth 1897. Preis 4 Mk.

Die Lehre von der Starkstromtechnik, soweit dieselbe für angehende Ingenieure von Wichtigkeit ist, bildet den Inhalt der vorliegenden, kurz und klar verfassten Schrift. Der Verf. hat sich nicht in die Einzelnheiten der Elektrotechnik begeben, doch auf die wesentlichsten neueren Forschungen Rücksicht genommen. Die bekannten Arbeiten von G. Kapp sind für die Darstellungsweise des Verf.s maßgebend gewesen.

Nach Erörterung der mechanischen und elektrischen Maßeinheiten wendet sich der Verf. zur Betrachtung der Grundgesetze des Magnetismus und der magnetischen Induction und zeigt in sehr gedrängter Weise, wie der Wert der elektrischen Größen bestimmt werden kann. Bei den verschiedenen Strommessinstrumenten hätten einige theoretische Details platzfinden sollen, ebenso wäre die Zugabe einiger erläuternder Figuren erwünscht gewesen. Der Abschnitt über Gleichstrommaschinen ist mit besonderer Berücksichtigung der mehrpoligen Maschinen verfasst worden. Auch wird der mechanischen Construction der Anker in ziemlich eingehender Weise gedacht. Die Elektromagnete und deren Bewicklung, ebenso die Wirkungsweise der Gleichstrommaschinen (mit besonderer Rücksichtnahme auf die Charakteristik der Dynamomaschinen) finden eine besondere Erörterung. Die Wechselströme und deren Messung, die Wechselstrommaschinen, die Transformatoren finden wir in den folgenden Abschnitten abgehandelt. Hier tritt neben der rechnerischen Betrachtung die constructive, welche mannigfache Vortheile bietet, in den Vordergrund. Ein Abschnitt über Accumulatoren wurde aus dem Grunde aufgenommen, weil bei kleineren Anlagen für den Gleichstrom Accumulatorenbatterien oft genug in Verwendung sind. Die diesbezüglichen Erläuterungen sind sehr klar gehalten und es wurden die wesentlichsten Punkte der Accumulutorentechnik in Erwägung gezogen. Von den gewonnenen Sätzen wurde bei der Erklärung der elektrischen Kraftübertragung durch Gleichstrom und durch Wechselstrom Anwendung gemacht. Neben den synchronen Motoren werden die asynchronen besprochen und in dieser Beziehung auf die Theorie der Drehstrommotoren eingegangen. Die Schaltung ist genau für die verschiedenen Fälle beschrieben worden. Auf die verschiedenen Vertheilungssysteme wurde nicht Rücksicht genommen,

weil — wie der Verf. bemerkt — für dieses Gebiet keine specifischen Gesetze bestehen, welche nicht schon bei der Betrachtung der Maschinen und Motoren hätten erörtert werden müssen, weil andererseits über die Einzelnheiten der elektrischen Vertheilungssysteme vortreffliche Werke im besonderen handeln.

Für die Einführung in die Elektrotechnik halten wir das vorliegende Buch recht geeignet; jedenfalls wird aber ein physikalisch gebildeter Leser vorausgesetzt, da die Diction des Vorgetragenen an manchen Stellen eine sehr knappe ist.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften. Nr. 93, 94, 95, 96. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1898.

Das erste der vorliegenden Hefte umfasst die drei Abhandlungen über Kartenprojection von Leonhard Euler (1877) und zwar über die Abbildung einer Kugelfläche in einer Ebene, über die Darstellung einer Kugelfläche auf einer Karte und über die De Lisle'sche Kartenprojection und ihre Anwendung auf die Gesammtkarte des russischen Reiches. Diese drei Abhandlungen, welche von Prof. Wangerin in der vorliegenden Form geboten werden, bilden eine Ergänzung zu den früher in derselben Sammlung veröffentlichten Arbeiten von Lambert, Lagrange und Gauss über Kartenprojectionen und über die Entwerfung von Land- und Himmelskarten. Euler fasst die Aufgabe von vornherein viel allgemeiner als Lambert und Lagrange und behandelt sie analytisch eleganter. Die drei Abhandlungen sind in den Acta der Petersburger Akademie erschienen, und deren Bearbeitung wird umso freudiger begrüßt werden, als diese Acta nur schwer zugänglich sind. In der dritten Abhandlung werden die Gesichtspunkte entwickelt, welche beobachtet werden müssen, um die Fehler einer nach der de Lisle'schen oder Mercator'schen Projection entworfenen Karte möglichst zu verringern. Sie ist namentlich für den Geographen von Interesse, während die beiden erstgenannten Abhandlungen wegen der in ihnen enthaltenen analytischen Methoden für den Fachmathematiker belangreich sind. Durch die von Prof. Wangerin veranstalteten Zusätze wird das Verständnis der Abhandlungen nicht unwesentlich erleichtert werden.

In der zweiten der vorliegenden Schriften gibt Prof. P. Groth die Abhandlung von Eilhard Mitscherlich „über das Verhältnis zwischen der chemischen Zusammensetzung und der Krystallform arseniksaurer und phosphorsaurer Salze“ heraus, wobei der berühmte Chemiker zu dem Ergebnisse gelangt, dass eine gleiche Anzahl Atome, wenn sie in gleicher Weise verbunden sind, gleiche Krystallformen hervorbringen, und dass die Krystallform nicht auf der Natur der Atome, sondern auf deren Anzahl und Verbindungsweise beruht. Der von



ihm entdeckten Eigenschaft gab Mitscherlich auf den Rath vo Berzelius den Namen Isomorphie. Die Abhandlung erschie zuerst in den Denkschriften der Akademie zu Stockholm i schwedischer Sprache, dann in französischer Übersetzung in de Annales de Chimie et de Physique.

In der dritten Schrift finden wir einige pflanzenphysio logische Untersuchungen von Ernst v. Brücke aus de Jahren 1844—1862 herausgegeben von A. Fischer in Leipzig und zwar über das Bluten des Rebstockes, über die Bewegunge der Mimosa pudica, über Elementarorganismen und über die Brenn haare von Urtica. In der ersten Arbeit schließt er sich an di grundlegenden Untersuchungen von Hales und Dutrochet an in der zweiten wird der Unterschied zwischen den Reizbewegunge und den Schlafbewegungen hervorgehoben, und diese Untersuchung ist, was Methodik und Theorie betrifft, für alle späteren Arbeiter über Mimose grundlegend geworden. In der dritten Abhandlung werden allgemeine Fragen der Zellenlehre behandelt, wobei de berühmte Physiologe vorwiegend von der thierischen Zelle seinen Ausgangspunkt nimmt. Im letzten Aufsatze, der den vollständigen Titel führt: „Das Verhalten der sogenannten Protoplasmaströme in den Brennhaaren von Urtica urens gegen die Schläge des Magnetelektromotors“, werden die durch den elektrischen Strom hervorgerufenen Vorgänge im Protoplasma beschrieben.

Besonders erfreulich zu begrüßen ist es, dass in dem letzten der vorliegenden Bändchen die Newton'sche Optik oder die Abhandlungen über Spiegelungen, Brechungen, Beugungen und Farben des Lichtes von dem Rector William Abendroth übersetzt und herausgegeben werden. Bekanntlich erschien die Optik Newtons zuerst im Jahre 1704 in drei Büchern; während von derselben mehrere englische, französische und lateinische Ausgaben erschienen waren, bestand bis nun von diesem grundlegenden Werke keine Ausgabe in deutscher Sprache. Im vorstehenden Buche, das mit dem Bildnisse Newtons geziert ist, findet man ausschließlich das, was Newton über die Dispersion des Lichtes und über die damit zusammenhängende Theorie der Farben und über die Erklärung der Erscheinung des Regenbogens gearbeitet hat. Wenn auch in manchen Punkten die Theorie des großen Physikers den neueren Anschauungen weichen musste, bleibt sie dennoch grundlegend, und es muss der Scharfsinn des Forschers nicht minder als seine genaue Beobachtungsgabe angestaunt werden. Die vorliegende deutsche Bearbeitung muss als eine sehr sorgfältige bezeichnet werden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Psychologie als Erfahrungswissenschaft von Hans Cornelius. Leipzig. Teubner 1897. XV u. 445 SS.

Abweichend von den Zwecken der in jüngster Zeit erschienenen großen Gesammtdarstellungen der Psychologie, von denen nur Jodl, Höfler und Ebbinghaus genannt sein mögen, stellt sich Cornelius die Aufgabe, die erkenntnistheoretischen Grundlagen der psychologischen Wissenschaft zu untersuchen; das Fundament, auf dem die moderne Psychologie baut, die psychische Erfahrung, soll einer methodischen Überprüfung unterzogen werden. Hiebei stellt der Verf. an sich selbst die Forderung möglichster Voraussetzungslosigkeit: die Thatsachen, wie wir sie in unserem Bewusstsein vorfinden, *pur et simple,* sollen vor allem beschrieben werden; keinerlei Vorwegnahme vom Standpunkte irgendeiner theoretischen Lehrmeinung aus soll die reine Betrachtung des Thatsächlichen stören. Andererseits soll aber auch die Grenzlinie zwischen Psychologie und Physiologie in strenger Sonderung gewahrt bleiben; mit anerkennenswerter Entschiedenheit stellt sich also der Verf. auf die Seite der introspectiven Psychologie, die sich ja wirklich nur ihrer wahren Aufgabe bewusst zu bleiben braucht, um gegenüber allen Angriffen von physiologischer Seite her über eine sichere, ja uneinnehmbare Position zu verfügen.

Cornelius steht dem Gedankenkreise von Avenarius nahe; außerdem ist er durch Mach und Kirchhoff zu dem Versuche angeregt, auch auf dem Gebiete der Psychologie das wissenschaftliche Beschreiben in die bisher dominierende Stellung des Erklärens zu rücken; im übrigen aber geht er meist selbständige Wege, die er sich durch einige frühere Abhandlungen theilweise schon gebahnt hat, so in dem Artikel „Über Verschmelzung und Analyse“ (Vierteljahrsschrift f. wiss. Philosophie, Bd. XVI, 400 ff. u. XVII, 30 ff.) und „Das Gesetz der Übung“ (ebd. XX, 48 ff.). Aber der Verf. bietet weit mehr, als er zu bringen ankündigt; er beschränkt sich nicht auf die erkenntnistheoretische Grundlegung, sondern greift in alle wichtigen Gebiete psychologischer Forschung selbst nach ihrer inhaltlichen Seite mit seiner Darstellung ein und gibt so *in nuce* ein ganzes philosophisches Lehrgebäude, das nach den verschiedensten Richtungen hin Neues und Anregendes enthält, aber doch nicht selten eine klare Sonderung zwischen methodologischer Kritik und systematischer Darstellung vermissen lässt.

Das I. Capitel bespricht die elementaren Thatsachen des Bewusstseinsverlaufes, als welche das „Vorfinden von Inhalten“, das Gedächtnis und das Wiedererkennen, das Sichabheben der „beachteten Theilinhalte“ von „ihrem Hintergrunde“, sowie die Ähnlichkeitserkenntnis besonders genannt werden müssen. Das II. Capitel behandelt den „Zusammenhang der Erfahrung“ und hat seinen Schwerpunkt in der psychologischen Entwicklung der „empirischen“ Begriffsbildung, d. h. in der Darlegung, wie aus

dem psychisch Gegebenen sich der Begriff des Dinges und der objectiven Existenz entwickelt. Das III. Capitel bespricht die psychische Analyse und den Begriff der unbemerkten Bewusstseinsinhalte, das IV. Empfindung, Gedächtnis und Phantasie, das V. die objective Welt, das VI. Wahrheit und Irrthum. Das Schlusscapitel VII (Fühlen und Wollen) greift über in die Grundfragen der Ethik (Wertbegriff, Willenshandlung, moralische Werturtheile) und nimmt in seinem letzten Abschnitte (der Schönheitsbegriff und die Kunst) in Anlehnung an die Schrift Adolf Hildebrands „Das Problem der Form in der bildenden Kunst" auch in ästhetischen Principienfragen Stellung.

Es ist eine gewaltige Summe ernster Gedankenarbeit, die hier niedergelegt ist; ein festgefügtes und wohl verklammertes Ganzes ist es, dem wir gegenüberstehen. Und so musste denn auch das Referat es bei einem orientierenden Überblick über den Inhalt bewenden lassen: eine eingehende Kritik würde weit über den Rahmen einer gewöhnlichen Besprechung hinausreichen. Nur einige kurze Bemerkungen, die einzelnes herausgreifen, seien gestattet.

Der Verf. will streng empirisch vorgehen, sein Gebäude auf dem festen Boden zweifelloser Erfahrung aufrichten. Deshalb sucht er, wie erwähnt, einen möglichst voraussetzungslosen und unbestrittenen Ausgangspunkt zu gewinnen. Dieses Bestreben ist methodisch selbstverständlich vollkommen correct, in der Durchführung aber, d. h. in der Wahl dieses Stützpunktes, liegt die Schwierigkeit. Wenn Cornelius von den „vorgefundenen Inhalten" aus das reiche Gewebe unseres psychischen Lebens und unserer ganzen Weltauffassung entwickelt, so ist sein Vorgang etwa dem eines Chemikers vergleichbar, der bei den Grundstoffen beginnend sein Lehrgebäude entwirft. In diesem Falle ist der Ausgangspunkt durchaus nicht auch das, was unserer Erfahrung zuerst und zunächst gegeben ist, sondern schon das Ergebnis der Forschungsarbeit von Jahrhunderten. Will der Chemiker von dem der alltäglichen Erfahrung Gegebenen ausgehen, so muss er uns zuerst durch Analyse bis zu den Grundstoffen hinführen und kann dann erst mit der synthetischen Darlegung seines wissenschaftlichen Systems beginnen. Nun kann Ref. den Gedanken nicht unterdrücken, dass ebenso C. nicht wirklich von dem ausgehe, was unserer Empirie schlechtweg vorliegt, d. h. der „rohen" Empirie, die aber immerhin das unserem Denken zunächst Gegebene enthält. Die gegenständliche Natur unseres Vorstellens und Denkens haftet diesem sosehr an, dass es erst gewisser Erfahrung und Schulung bedarf, um den reflectierenden Blick ins Innere zu wenden und so des subjectiv-psychischen Charakters unseres Denkens gewahr zu werden. Vom naiv-objectiven Weltbilde, bezw. seinen einzelnen Theil-Actualisierungen ausgehend, musste daher, wer wirklich voraussetzungslos empirisch bleiben wollte, durch sorgsame Analyse zu

sychischen Elementarthatsachen absteigen, dann umkehrend
esen das rectificierte Weltbild erstehen lassen. C. aber setzt
h — nach einigen wenigen Worten über das „Leben“ im
einen (S. 12) — mit recht feinen Gebilden psychischer
se und Abstraction ein und von da aufsteigend entwirft er
ns schließlich ein Weltbild, das er selbst als naiv-realistisch
onet. Das, was also mit dem natürlichen Denken überein-
t, ist bei ihm der Schluss, nicht der Ausgangspunkt. Die
und geistreichen Entwicklungen gerade des I. Capitels
en in recht dünner Luft abstracter Vereinfachungen; das
inden von Inhalten“ selbst verträgt kaum eine Übertragung
e Sprache und das Denken des gewöhnlichen Lebens. „Ich
eben einen Baum“, so dürfte sich der Naive ausdrücken,
Gegenstand drängt sich ihm mit solcher Wucht des Inter-
in den Vordergrund, dass er sich gewiss erst durch einiges
en zu jener vorsichtig-abgeblassten Fassung hindurcharbeiten
ste: „ich finde einen Inhalt Baum in meinem Bewusstsein vor.“
dem Gebiete der astronomischen Geographie sind hervorragende
odiker und Schulmänner zur Einsicht gelangt, dass man denn
am besten thue, von den scheinbaren Bewegungen auszu-
n und aus ihnen heraus dann erst den wirklichen Sachverhalt
ntwickeln. Analog denke ich von der durchgängigen Gegen-
dlichkeit und Transcendenz unseres Denkens, bezw. unserem
-realistischen Weltbilde.

Die Darlegungen über die empirische Begriffsbildung
mit anderen Worten über die Entstehung unserer Ding-
griffe, bezw. über die Existenz sind in erster Linie dadurch
rakterisiert, dass der Verf. Existenz und Existentialurtheil nicht
letzte unrückführbare Thatsachen anerkennt, sondern sie zu
alysieren unternimmt; er rückt damit in die große Reihe aller,
ähnliche Versuche unternommen haben;[1]) am nächsten steht
ine Erwartungstheorie der Lehre J. St. Mills vom Wirken-Können.
och hat letztere den Vorzug, die Frage nach dem psychisch
ctuellen offen gelassen zu haben, während C. durch die positive
Beschreibung als Erwartung sich dem Einwande ausgesetzt hat,
dass die Selbstbeobachtung auch im Falle klarster Existenzbejahung
von derartigen Erwartungen nichts vorfinde, zum mindesten nichts
vorfinden müsse. Wenn C. ferner zweierlei Art von Existenz
unterscheidet, je nachdem man Merkmale wahrnimmt oder sie bloß
unter gewissen Bedingungen „vorzufinden erwartet“, so tritt auch
diese Lehre mit psychischen Thatsachen in Widerstreit: nehme
ich z. B. an einem und demselben Dinge zugleich einige Eigen-
schaften wahr, während ich andere nur „erwarte“, so schreibe ich
ihm deswegen doch nur sozusagen eine einzige untheilbare Existenz

[1]) Vgl. Martinak, Die Logik Lockes, S. 94 ff., wo die wichtigsten derartigen Versuche zusammengestellt sind.

zu, nicht aber zwei Arten derselben. Hier gibt es nur ein Ent weder — Oder. Die Lehre von der „Erwartung" geräth nebstb noch in Schwierigkeiten gegenüber nur momentanen Existenze Nicht jedes Erwarten endlich bezieht sich auf coexistierende Merk male von Dingen; bei einer sich wiederholenden successiven Reih von Vorgängen erwarten wir auch nach einem Gliede das nächste usw ohne auch nur im entferntesten in der Summe aller Glieder ei einheitliches Ding zu erblicken. Was „ist", dem trauen wir auc Coexistenz des nicht actuell Wahrgenommenen zu, gegebenenfal „erwarten" wir es, wir nehmen an, es „könne wirken" usw., abe auch hier ist die einfache, directe Existenzbehauptung dasjenig was vorhergehen muss, alles übrige sind consecutive, nicht wesen lich constitutive Bestimmungen. Die Frage nach der psycho genetischen Entstehung von Existenzbehauptungen muss ebens klar von der Frage nach ihrer Berechtigung wie von der nac ihrem Sinne getrennt werden; der Verf. aber lässt insbesonder das erste und das letzte ineinanderfließen.

Ich muss es mir, wie schon erwähnt, versagen, weiter die reiche Menge des von C. Gebrachten einzugehen. Anregung sei es zu Beistimmung, sei es zu Widerspruch, enthält es di Fülle; es sei darum zu kritischem Studium bestens empfohlen als einführende Lectüre oder zu rascher Orientierung über die oder jene Frage zu dienen, ist es seiner ganzen Anlage nach nicht bestimmt.

Graz. Dr. Ed. Martinak.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zur Reform der philosophischen Propädeutik.

IV. Schlussbemerkungen: Rückblick und Ausblick.

Blicke ich noch einmal zurück auf die 14 Jahre, während deren — neben meinen Arbeiten zur Förderung des Physikunterrichtes — die Reform des philosophisch-propädeutischen Unterrichtes eines meiner wichtigsten Lebensinteressen bildete, so überkommt mich etwas wie ein Dankgefühl, dass es mir vergönnt war, das Wesentliche aller jener Wünsche und Forderungen, die ich in meinem Programm zur Propädeutik-Frage von 1884 als Erträgnis der vorausgegangenen Lehrerfahrungen von sechs Jahren aufgestellt hatte, nunmehr in Form dreier kurzer Büchlein zusammenhängend darzulegen; und viel mehr noch ein Dankgefühl, dass es mir nicht auferlegt war, während jener weiteren 14 Jahre den Untergang der philosophischen Propädeutik in Österreich mitzuerleben. Solche Freude führt dann von selbst zur Hoffnung, es möchte mir vergönnt sein, auch noch das Wegfallen aller äußeren Hindernisse und das völlige Aufblühen eines echt philosophischen Geistes an unseren Gymnasien zu erleben.

Als solche gegenwärtig noch bestehenden Hindernisse sind erstens von allen Seiten anerkannt der Widerspruch zwischen dem Inhalte der gegenwärtigen, innerhalb des Instructionenwerkes von 1884 ein Scheindasein führenden provisorischen Instructionen, richtiger des Instructionen-Entwurfes für Propädeutik, gegenüber der wirklichen Entwicklung, welche die philosophische Propädeutik in Österreich seither genommen hat; und zweitens der »Lehrermangel« — um unter diesem Schlagworte kurz zu bezeichnen, was an Incongruenz zwischen Angebot und Nachfrage an Lehrkräften für philosophische Propädeutik gegenüber dem vor 14 Jahren beiweitem schlimmeren Zustand heute noch übrig ist. — Auch bezüglich dieser beiden Punkte will ich mich der Hauptsache nach auf die Anregungen beschränken, welche A. Pechnik kürzlich in dieser Zeitschrift gegeben hat.

Ehe ich aber auf diese beiden heute actuellsten Theilfragen d »Propädeutikfrage« eingehe, deren Lösung ausschließlich in der Ha der hohen Regierung liegt, sei es mir gestattet, an dieser Stelle ku anzudeuten, was ich mir selbst noch als meine Lebensaufgabe geste habe, um als einzelner für den Propädeutikunterricht dasjenige geth zu haben, was eben ein einzelner thun kann.

Das Nächste soll sein, dass ich meine drei Büchlein gelegentli einer etwa nöthig werdenden Neuauflage[1]) zu einem einzigen Ban vereinige, der dann den Titel führen wird: »Propädeutische Log und Psychologie. — Mit einem Anhange: Zehn Lesestücke a philosophischen Classikern.« Falls es zu dieser neuen Aufla meiner bisherigen Propädeutikbücher kommt, gedenke ich namentlich d Erfahrungen und Rathschläge, welche mir schon jetzt während der ac Jahre praktischer Verwendung meiner »Grundlehren der Logik« zug kommen sind, zu einer Umarbeitung des Logiktheiles zu verwerten. Die Umarbeitung soll vor allem in einer ziemlich ausgiebigen Kürzung b stehen, wobei u. a. auch die Beispiele, namentlich so weit sie schwierige Gegenstände aus dem mathematischen und physikalischen Unterrich herbeigezogen hatten, nicht geschont werden sollen (diejenigen Herr Fachgenossen, welchen trotz gegentheiliger Ansicht anderer manche die Beispiele im Unterrichte lieb geworden sind, werden sie ja, auch oh dass sie sich im Buche finden, nach wie vor verwenden können). Fern habe ich mir schon so manche Stelle der Logik angemerkt, in welch das »Ausgehen von Beispielen« nicht hinreichend consequent befolgt wa z. B. könnte §. 17 über den »Umfang der Vorstellungen« hiedurch ei Erleichterung erfahren. — Ich erlaube mir, diese meine Absicht an die Stelle den geehrten Herren Fachgenossen bekannt zu geben, weil mir d gütige Bekanntgabe ähnlicher Bemerkungen und Wünsche, die sich ihn beim Gebrauche des Buches aufgedrängt haben, bei jener Umarbeitun von großem Werte wäre. Falls es nicht unbescheiden ist, möchte ic mir aber auch bei dieser Gelegenheit noch die etwas allgemeinere A frage erlauben, ob die Herren Fachgenossen, welche auch meine »Grun lehren der Psychologie« schon einer Durchsicht gewürdigt haben, dar etwas von meinem ernsten Vorsatze bemerkt haben, diesen zweiten The meiner Propädeutik alles in allem »leichter« zu machen, als es di »Grundlehren der Logik« von 1890 (und die 2. unveränderte Auflage vo 1896) gewesen war. Erhalte ich auf diese meine Anfrage, welche ic mir im Interesse des Zusammenwirkens aller für die Propädeutikrefor opferwilligen Herren Fachgenossen erlaubt habe, einigermaßen ermuthi gende Antworten, so könnte sich die Revision der bisherigen Lehrtext für die vereinigte Ausgabe der Logik, Psychologie und der Zehn Lese stücke in der Hauptsache auf jene Vereinfachung der Logik beschränken

Was ich mir im übrigen von der Vereinigung jener drei Büche in eines verspreche, ist vor allem die innigere Verbindung

---

[1]) Der Verleger theilt mir mit, dass der Vorrath aus der vorhandenen großen Auflage noch etwa sechs Jahre reichen dürfte.

zwischen logischem und psychologischem Unterrichte. In der gegenwärtigen Ausgabe der *ps.* habe ich eine solche Verbindung angestrebt durch die häufige Verweisung auf die „Grundlehren der Logik". Ich habe hiebei nicht übersehen, dass der Schüler, der eben die „Logik" nicht mehr in Händen hat, mit jenen Rückverweisungen ohne ausdrückliche Anleitung des Lehrers, indem nämlich dieser die einschlägigen Lehren der Logik mit einigen Worten ins Gedächtnis bringt, nicht viel wird anzufangen wissen. Das würde anders, wenn der Schüler einfach zurückblättern kann. Dass aber eine Anknüpfung der Psychologie an die Logik an sich erwünscht sein muss, bedarf keines Beweises; denn die Schüler haben doch nicht in der VII. Logik gelernt, um in der VIII. ja nicht mehr an sie zu denken. Dabei aber sollen jene Rückverweisungen keinen willkürlichen und unorganischen Charakter zeigen, sondern womöglich „immanente Wiederholung" sein. Wie natürlich eine solche sich z. B. in den einleitenden methodologischen Paragraphen der Psychologie für die letzten Paragraphen der Logik geben lässt, ist bereits früher angedeutet worden. Auch die Anlehnung der Lesestücke an den Lehrtext würde durch eine solche äußerliche Verbindung eine innigere werden; die „Zehn Lesestücke" bekämen dann erst so recht den Charakter der einst 1849 und 1856 beabsichtigten „Einleitung in die Philosophie" (vgl. mein Programm zur Propädeutikfrage S. 69 ff.). Erst mit jener künftigen Vereinigung der drei Büchlein in ein Lehrbuch der Propädeutik würde ich die Lehrbuchfrage, soweit sie in meinen persönlichen Kräften steht, für gelöst halten.

Da aber das Lehrbuch, wie gesagt, immer nur eine untergeordnete Rolle spielen kann — gerade im Propädeutikunterrichte kommt ja, wie ebenfalls wiederholt betont, dem mündlichen Verkehre zwischen Lehrer und Schüler eine noch größere Bedeutung zu als in jedem anderen Unterrichte —, so würde ich meine Arbeiten zur Propädeutikreform erst dann für wirklich abgeschlossen halten, wenn es mir vergönnt wäre, ein Buch niederzuschreiben, dessen Plan ich nun seit 20 Jahren in mir trage; es soll den Titel führen: „Physik und Philosophie[1]) am Gymnasium. Zwei Bücher specieller und allgemeiner Gymnasialpädagogik." Das zweite dieser Bücher soll auf die „Propädeutikfrage" eine allseitige

[1]) Unter welchen wissenschaftlichen und pädagogischen Gesichtspunkten gerade Physik und Philosophie eine ähnliche Stellung und Behandlung innerhalb des Ganzen einer harmonischen Gymnasialbildung beanspruchen dürfen, sei hier nur durch den Hinweis begründet, dass sie die „*sciences*" von den zwei großen Classen der Realitäten, den physischen und den psychischen, darstellen. Ihnen steht das Meiste von den sonstigen Lehrstoffen des Gymnasiums als Einführung in die „*lettres*" gegenüber. Dass auch ich der „schönen Literatur" — allgemein: dem rein menschlich-künstlerischen Elemente — einen möglichst weit und tief gehenden Einfluss auf unsere Jugendbildung eingeräumt zu sehen wünsche und „exacte Wissenschaft", sei es vom Physischen, sei es vom Psychischen, nicht für ausreichende Kost halte, habe ich wiederholt öffentlich bekundet.

»Antwort« geben. Nur in solchem großen Zusammenhange wäre ein objective Entscheidung *sine ira et studio* der bisher von Freund un Feind immer mehr oder weniger in der Weise persönlicher Stellungnahm verhandelten Frage möglich, ob angesichts der gegenwärtig bestehende und für eine absehbare Zukunft zu erwartenden Zustände unserer höhere Schulen einerseits, der philosophischen Wissenschaft andererseits, ein »philosophische Propädeutik« überhaupt noch inneres Be dürfnis des Gymnasiums sei. Eine möglichst vollständige Ge schichte der philosophischen Propädeutik würde erkennen lassen, o es innere oder nur äußere Schwierigkeiten sind, welche so häufig da Gedeihen des Faches unterbunden haben. Proben davon, dass wenigsten unser österreichischer Propädeutikunterricht noch in den Sechzigerjahre an gewissen Unzukömmlichkeiten, die man wahrlich nicht der Philo sophie als solcher in die Schuhe schieben kann, hatte scheitern müsse habe ich (im Propädeutik-Programme S. 5) aus der damaligen 5. (!) Auf lage von Lichtenfels' Lehrbuch angeführt. Blicke ich zurück auf s manche Probe ähnlichen Charakters in der Vergangenheit unseres Pro pädeutikunterrichtes, so kann ich wohl diese Vergangenheit bedauer die Zukunft aber umso weniger hoffnungslos finden. Da jene ausführ liche Didaktik des philosophisch-propädeutischen Unter richtes auch die kurzen »Lehrproben und Lehrgänge« enthalten sol von denen oben (S. 274) die Rede war, so warte ich für ihre Veröffent lichung auf alle Fälle noch mehrjährige eigene und fremde Erfahrunge mit meinen Lehrbüchern ab. — Da ich übrigens nach meinen bisherige Lebenserfahrungen sehr mit der Möglichkeit rechnen muss, dass mir di Abfassung des Buches schon einfach durch den Mangel an Zeit fü wissenschaftliche Arbeit verwehrt bleiben werde, so habe ich mir au eben diesem äußerlichen Grunde erlaubt, an dieser Stelle viel ausführ licher von so manchen didaktischen Einzelheiten der Propädeutikfrag zu sprechen, als ich es anfänglich beabsichtigt hatte; es ist eben wahr scheinlich das letztemal, dass ich in diesen Blättern meine Stimme z Gunsten der Propädeutikreform erhebe. — Ich kehre von diesen speciel an meine bisherigen Arbeiten zur Propädeutik anknüpfenden Bemerkunge zu dem allgemeinen Problem zurück.

Für die nächste Gegenwart gliedert sich, wie eingangs diese Abschnittes erwähnt, das allgemeine Problem der Propädeutikreform i Österreich in die zwei Hauptaufgaben: *A.* Neue Lehrpläne und Instructionen und *B.* Vorbildung der Lehrer für philosophi sche Propädeutik.

A. Das Problem neuer zeitgemäßer Lehrpläne und Instruc tionen zerfällt selbst wieder in mehrere einzelne, theils principielle, theils äußerliche Fragen.

Die principiellste aller solchen Fragen ist natürlich die, ob Öster reich auch fernerhin noch einen Propädeutikunterricht haben soll; und kaum minder principiell ist die andere, ob ihm statt der zwei Schuljahre künftighin nur eines gewidmet sein soll: denn es käme, wie ich eingangs

dargelegt habe, eine solche Einschränkung früher oder später der Aufhebung gleich. Doch soll im Zusammenhange mit dieser Consequenz immerhin erwogen werden, wie allenfalls die Surrogate eines zusammenhängenden philosophisch-propädeutischen Unterrichtes beschaffen sein könnten oder müssten. Auch einige Vorschläge, dass die Propädeutik auf eine überhaupt ganz andere Basis als bisher zu stellen sei, werden zu erwähnen sein; z. B. Professor Jodls Vorschlag, philosophische Propädeutik nur nach Plato und Aristoteles zu lehren.

Ebenfalls unter die Surrogate für die Propädeutik muss ich es zählen, wenn z. B. Uhlig (wie er mir aus Anlass des Besuches einer meiner Propädeutikstunden zur Zeit des Wiener Philologentages 1893 erzählte) sich auf gelegentliche Erörterungen einzelner Begriffspaare, wie etwa »analytisch und synthetisch« beschränkt. Ich leugne nicht, dass, wenn den Schülern die proteusartige Mannigfaltigkeit, in welcher gerade diese beiden Termini in der Erkenntnistheorie, der Ästhetik und der Pädagogik Anwendung gefunden haben, den Anfängern zu wirklichem Verständnisse gebracht werden können, diese ein tüchtiges Stück Philosophie gelernt haben. Ob sie aber nicht solche philosophische Schulung an viel einfacheren Aufgaben schon früher erworben haben müssen, um den mannigfaltigen Anwendungen jener beiden Termini folgen zu können? Und ob sie, falls diese philosophische Schulung nicht vorhanden gewesen war und die Schüler auch durch das aus dem Zusammenhange gerissene Beispiel die Schulung nicht in nennenswertem Maße zu erwerben vermögen, nicht dann ihrerseits von »analytisch und synthetisch« eben schlecht und recht, und nur vielleicht noch ein bischen öfter, zu plaudern wissen werden, wie die große Menge der übrigen Nichtphilosophen es gewöhnt ist? Alles in allem meine ich, dass der Erfolg solcher aus dem Zusammenhange gerissener philosophischer Belehrungen ein ähnlicher sein würde, wie wenn man als absichtlichen oder nothgedrungenen Ersatz z. B. für ein geordnetes philologisches Studium etwa bloß die Lehre vom starken oder schwachen Aorist vorführen wollte: Es ist ja wahr — ein gutes Stück Sprachwissenschaft müssten die Schüler auch an und aus einer solchen Probe lernen. Aber wer möchte solches als nothgedrungenen oder gar freiwilligen Ersatz für eine relativ vollständige fremdsprachliche Formenlehre vorschlagen? — Ähnliche Vorschläge sind ja gelegentlich auch für den Physikunterricht gemacht worden; und sicherlich kann man z. B. aus Faradays »Geschichte einer Kerze« viel lernen. Aber eine breite Unterrichtserfahrung hat doch immer wieder gezeigt, dass und warum solche *membra disiecta* das Zeug zum Weiterwachsen verloren haben, wenn sie einmal aus dem organischen Zusammenhange gerissen sind. Um uns sogleich wieder auf jene Beispiele der Psychologie zu beschränken: die Thatsachen des Seelenlebens werden auch der einfachsten wissenschaftlichen Beschäftigung eigentlich doch erst dann interessant und reizvoll, wenn nicht vereinzelte Vorkommnisse, sondern wenn die Mannigfaltigkeit solcher Thatsachen als solche, also auch in relativer Vollständigkeit den Schülern vorgeführt werden. Wie man sieht, gehe ich mit dieser Forderung nicht einmal so weit als der Instructions-

entwurf von 1884 mit der etwas pompös klingenden Forderung:
volle Reichthum der Erscheinungen des seelischen Lebens ist
gereiften Schüler begrifflich-systematisch zu erschließen u
zu seiner die linguistischen, literaturgeschichtlichen, historischen
naturwissenschaftlichen Erscheinungen umfassenden Bildung die
wendige Ergänzung zu liefern."

Etwas ganz anderes als jene Surrogate für einen philosop
propädeutischen Unterricht ist das möglichst häufige Einflechte
philosophischen Anregungen in jedes einzelne der Gymnasialf
Professor Poske (Berlin) erzählt mir, dass er im Physikunter
z. B. das Allerunentbehrlichste über Gehörs- und Gesichtsempfind
einflechte (mehr als die herkömmliche kurze Erwähnung an der S
der drei Capitel Wärme, Schall, Licht, dass es überhaupt so etwa
Wärme-, Schall-, Lichtempfindungen gebe). Anderes fügt der deu
Unterricht gelegentlich ein. Ich selbst habe wiederholt auf das Wünsc
werte solcher gelegentlichen Anregungen psychologischen und logi
Inhaltes in allen Gymnasialfächern, und mit Vorsicht auch schon in
frühen Schuljahren, hingewiesen. Wie unendlich wirksamer lassen
aber solche Anregungen machen, wenn ihnen die schließliche Zusam
fassung durch einen geregelten propädeutischen Unterricht nicht
enthalten bleibt! Ja, ich habe manchmal schon bemerkt, dass,
z. B. im Geometrieunterrichte der V. Classe irgendein logischer B
schärfer herauszuarbeiten war, die Schüler hiefür besonderes Int
zeigten; und wenn ich dann fragte: Wann, meinen Sie, werden wi
diesen Dingen ausführlicher sprechen? — immer einige findige Sc
zu sagen wussten: in der Logik der VII. Classe; welches Vorwegne
denn jedesmal beiden Gegenständen, der Geometrie wie der Logi
allgemeinen Ansehen bei den Schülern nur genützt hat. Wie h
wird dagegen das Hervorkehren des logischen Apparates im Geom
unterrichte nur als Schaden des geometrischen, nicht als Nutzen fü
logische Denken empfunden — falls eben der Sinn für das Logisch
solches nicht sachgemäß erschlossen wird! Ähnlich bei der berücht
"wissenschaftlich durchgeführten Lehre von den vier ersten Rechn
operationen" in der V. Classe.

Ebenfalls unter die Surrogate für den bisherigen philosoph
propädeutischen Unterricht, nur wieder nach ganz anderer Richtun
der bereits erwähnte Vorschlag Professor Jodls zu zählen, den L
und Psychologieunterricht ausschließlich nach Plato und Aristotel
ertheilen. Jodl sagt:[1] "... Wie dürftig bleibt auch die Kenntnis P
bei den Gymnasiasten! Und was ließe sich bei entsprechender Beh
lung nicht an die Lectüre platonischer Dialoge anknüpfen! In der
geschickter Lehrer würde die ganze philosophische Propädeutik ein
neues Leben gewinnen, wenn sie aus der Lectüre und Interpret
einer Anzahl platonischer Dialoge oder einer Auswahl aus solchen

---

[1]) In der Wochenschrift "Die Waage", Jahrgang 1898.

er Schrift des Aristoteles „Über die Seele“ herauswüchse! Natürlich
egründet auf gute Übersetzungen, unbeschwert von sprachlichem Ballast.
ur auf die Sache gerichtet. Diese Dinge liegen auch keineswegs über
em Horizont des 16—18jährigen Menschen. Sie sind nur zu schwer,
enn man vor allem den harten Kampf mit der Sprache zu kämpfen hat,
evor man an das sachliche Verständnis herankommt. Die aristotelische
sychologie ist nicht schwerer, sondern leichter als die meisten der heute
u propädeutischen Zwecken verwendeten Lehrbücher; und die Dialektik
latos ist für junge Leute, welche Mechanik und analytische Geometrie
reiben müssen, ein Kinderspiel.“ — Ich habe meinerseits gegen die
usführbarkeit des Vorschlages mehrere Bedenken. Vor allem führe ich
en historischen Beleg an, dass Trendelenburgs Versuch mit den
Elementen der aristotelischen Logik“ im ganzen zu nichts weniger als
ünstigen Erfolgen geführt hat (kürzlich bestätigte mir das der Philo-
oge Director Loos aus persönlichen Erfahrungen). Ferner Aristoteles'
Psychologie: auf sie war z. B. auch schon von dem Philologen Director
Biehl in den Debatten der Mittelschule 1883—1884 hingewiesen worden.
Ich frage aber: Ist es dem Anfänger zuzumuthen, dass er sich aus dem,
was der große Pfadfinder auch der psychologischen Wissenschaft an
großentheils „physiologischer Psychologie“ gesammelt hat, dasjenige mit
kritischem Spürsinne heraushole, was psychologisch unvergänglich ist,
und es sondere von dem, was wir, gering gesagt, physiologisch altmodisch
finden? Alles in allem fürchte ich sehr, dass die philosophische Pro-
pädeutik die Probe nicht glücklich bestände, wenn man gerade in ihr
auf alles, was die von Jodl sonst so hoch über die antike gestellte
moderne Wissenschaft an Auffassung und Klärung der seelischen That-
sachen geleistet hat, principiell durch Beschränkung auf die antiken
Quellen der Philosophie verzichten wollte. Und wer sollte den Unter-
richt nach den Übersetzungen Platons und Aristoteles' ertheilen? Der
philologische Lehrer würde sich schwer dazu entschließen, neben dem
griechischen Plato (Jodl will allerdings die griechische Sprache über-
haupt aus den Gymnasien beseitigt wissen) einen deutschen Plato zu
lesen und die philosophische Auswertung auf diese Lesung zu be-
schränken. Der nichtphilologische, an die moderne, exacte Wissenschaft
gewöhnte Lehrer würde sich aber bei jener Beschränkung auf die Alten
zum mindesten „schwer thun“ — gewiss noch viel schwerer, als bei allem
bisherigen Propädeutikunterrichte. — —

Soviel also über einige Vorschläge, die bisherige Propädeutik ganz
oder theilweise zu beseitigen oder sie durch Andersartiges zu ersetzen.
Nehmen wir dagegen für alle weiteren Rathschläge als zugestanden an,
dass an dem äußeren Rahmen unseres Propädeutikunterrichtes nichts
verrückt, nichts verengt und nichts erweitert werde, d. h. dass ihm vor
allem sein Stundenausmaß von zweimal zwei Stunden innerhalb des
ganzen Gymnasiums, also die ohnedies kleinste Stundenzahl unter
sämmtlichen Gymnasialfächern, auch förderhin verbleibe. Wie wird nun
dieses Stundenausmaß künftighin am ergiebigsten auszunützen sein?

Von den durch dieses »Wie?« angeregten Specialfragen, wel bei der Schaffung neuer Lehrpläne und Instructionen für den Propädeu unterricht entschieden sein müssen, ist eine der sozusagen handgr lichsten die, ob wie bisher die Logik vor der Psychologie behandeln oder ob die Reihenfolge der Gegenstände umzukehren Ich habe zu dieser Frage schon in meinem Propädeutikprogramme Stell genommen und halte die damals für die Beibehaltung der bisheri Reihenfolge beigebrachten Gründe auch heute noch für unwiderl Auch Meinong in seinem Buche »Über philosophische Wissensch und ihre Propädeutik« hat weitere gewichtige Gründe für diese B behaltung angeführt. Da nun aber A. Pechnik sich neuerdings dieser Zeitschr. 1898, S. 170 ff.) dafür ausspricht, dass in der VII. Cl die Psychologie, in der VIII. Classe die Logik behandelt werde, sch es mir Pflicht, dass ich noch einmal von dieser Umstellung aufs bestim teste abrathe.[1]) Alles in allem hoffe ich, dass, wenn auch die Stimm welche jene Umkehrung empfehlen, zahlreich sind (fast will es scheinen, als ob sich in den Versuchen, gerade an diesem Punkte »reformieren«, mehr die allgemeine Misstimmung mit den inneren ständen des Propädeutikunterrichtes, als ein eigentliches Bedürfnis ger nach dieser Umstellung verriethe), doch von dem neuesten Vertre dieses alten Vorschlages vielleicht die Anbequemung an die alte ordnung unschwer zu verlangen sein wird. Denn Pechnik sagt schli lich[2]) (S. 172, Anm.): »An sich kommt auf die Reihenfolge nicht e viel an. Will man aber lieber den Übergang vom Leichteren z Schwereren als den umgekehrten machen, so wird es sich in der T bei der Darstellung des Seelenlebens um Betrachtungen handeln, durch Beobachtung eigener Lebenserfahrungen unterstützt und desh verhältnismäßig leichter verstanden werden.« Diese »Beobachtung eigener Lebenserfahrungen« meinen ja wohl auch dasselbe, was ich frühe über Gemüthserfahrungen, Charakterbildung u. dgl. sagte. Und als im eigentlichsten Sinne »lebensvollere« Gegenstand wird, trotz größeren Voraussetzungen an »Lebenserfahrungen«, die Psychologie v sozusagen technischen »Lern«-Standpunkte doch ebenso im Verglei zur Logik der »leichtere« sein, wie die Physik im Vergleiche zur Mat matik. Der Schüler wird die Psychologie im Maturitätsjahre bein ohne häusliche Vorbereitung auf Grund regen Mitdenkens in der Sch bewältigen, während die Logik schon ab und zu fleißiges »Lerne verlangt. Schon aus diesen Rücksichten darf ich denn hoffen, da

---

[1]) Nur die Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Ra veranlasst mich, diejenigen Theile des Manuscriptes dieses Aufsatzes, welchen die von Pechnik beigebrachten Einzelgründe für die Vor stellung der Psychologie vor die Logik abgewogen und abgewiesen werde hier nicht zum Abdruck zu bringen. Sie stehen denjenigen Herren Fac genossen, welche eine solche Begründung meines Standpunktes verlange im Manuscripte zur Verfügung.

[2]) Mit Wendt (vgl. das vorige Heft dieser Zeitschr., S. 258, Anm.

[3]) Propädeutik-Frage S. 67 ff.

Dr. Pechnik von seinem Zugeständnisse „An sich kommt auf die Reihenfolge nicht eben viel an“ noch einen Schritt weitergeht und den zahlreichen Gründen für die Beibehaltung der alten Reihenfolge Gewicht, Übergewicht zugesteht. — Ich hätte bei diesem Punkte noch eingehender verweilt, weil gerade diese „Reform“ der Propädeutik mit einem Federstriche zu machen wäre. Vielleicht ist ein praktisches Motiv besser Quietiv), diesen Federstrich nicht zu machen, auch die ganz praktische Erwägung, dass die Umstellung im Lehrplane, falls sie keine rein äußerliche bleiben soll, mühsame Umarbeitungen der vorhandenen Lehrbücher erfordern würde, zu denen z. B. ich mich nur unter schwersten Bedenken entschließen könnte.

Viel tiefer in die gesammte Einrichtung des Propädeutikunterrichtes, wie wir ihn nicht nur seit 1856, sondern schon seit 1849 besitzen, schnitte ein anderer Vorschlag Dr. Pechniks ein; so tief, dass es gerathen wäre, dann lieber überhaupt nicht mehr von „Propädeutik zur Philosophie“, sondern geradezu von „Philosophie“ zu sprechen. Ich meine die Anregungen, welche P. für die Vertretung der Metaphysik im Lehrplane des Gymnasiums gibt. Ich werde mich bei der Erwägung dieser Frage streng an P.s diesbezügliche Ausführungen halten, welche zufällig wieder speciell an mein Lehrbuch anknüpfen. P. sagt (S. 176): „In den sonst trefflichen Paragraphen, welche das Problem der Willensfreiheit zum Gegenstande haben, vermisse ich eine kurze Widerlegung des Determinismus. Von der Unsterblichkeit der Seele erfahren die Schüler aus dem Buche gar nichts *ex professo*. Nun ist es vom Standpunkte des Verf.s sehr wohl begreiflich, dass er diese metaphysischen Streitfragen nicht berühren wollte; es wäre aber m. E. noch zu erwägen, ob einige kurz und bündig gefasste Argumente, durch welche die allgemein bekannten, gegen die Willensfreiheit und die Unsterblichkeit gerichteten Einwürfe widerlegt würden, am Schlusse des Propädeutikunterrichtes nicht wünschenswert wären, zumal die Schüler der 8. Classe schon manche widersprechenden Meinungen darüber gehört haben und während ihrer Universitätsstudien hören werden.“

Wie Pechnik ganz richtig erkannt hat, hätte ich die von ihm vermissten Zugaben zu meinem Psychologielehrbuche überhaupt nur dann geben dürfen, wenn vorher der Lehrplan für philosophische Propädeutik geändert, nämlich die Beschränkung auf empirische Psychologie aufgegeben und die Anschließung einzelner metaphysischer Lehren an den Unterricht der Logik und Psychologie im Lehrplan verordnet wäre. Gerade ein solches Überschreiten des „propädeutischen“ Charakters haben die Lehrpläne und Instruction von 1849 und 1856 ängstlich vermieden wissen wollen, und an diese Lehrpläne ist jeder Lehrbuchverfasser heute noch gebunden. Es fragt sich nun, ob man zu einer solchen Erweiterung des Lehrplanes für die Zukunft rathen soll. Natürlich bedürfte es einer solchen Erwägung von vornherein überhaupt nicht für diejenigen, welche von Metaphysik als einer in sich berechtigten philosophischen Disciplin grundsätzlich nichts mehr wissen wollen. Es ist dies, wie

eingangs erwähnt, die Majorität der augenblicklich tonangebenden V
treter der Philosophie. Da ich, wie schon erwähnt, dieser Majori
nicht angehöre, kann ich also, ohne meinen wissenschaftlichen Üb
zeugungen Zwang anzuthun, ganz wohl in die von Pechnik angere
Discussion eingehen und der Sache vielleicht mit einem Rathe dien
Dieser Rath nun lautet dahin, dass mir auch denjenigen Interess
welchen P. dient, alles in allem noch wirksamer gedient scheint, we
sich das Gymnasium nach wie vor auf philosophische Propädeut
einschränkt, bestehend aus Logik und Psychologie und nur etw
bereichert durch Anregungen, wie sie etwa in den „Zehn Lesestück
gegeben werden. Zur Begründung dieses meines Rathes halte ich mi
wie gesagt, an den Wortlaut des von Pechnik ausgesprochenen Wunsch
der ja allerdings keineswegs eine gesammte Metaphysik, sondern
zwei Probleme, „eine Widerlegung des Determinismus“ und „die U
sterblichkeit der Seele“, erwähnt. Da ist es nun charakteristisch, da
P. von diesen Problemen selbst als von „metaphysischen Streitfrage
spricht (S. 176). Dieser Ausdruck P.s legt nämlich sofort die Fra
nahe: Kann, soll der Unterricht als solcher diese Dinge wirklich
strittige hinstellen — soll er etwa um einer weiteren formalen Übu
im Denken willen die von Bonitz so warm empfohlene Form der D
cussion auch auf diese Dinge erstrecken? Allerdings verlangt an d
angeführten Stelle (S. 176) der Verf. nur diejenigen „Argumente, dur
welche die .. gegen die Willensfreiheit und die Unsterblichkeit geric
teten Einwürfe widerlegt werden.“ Diese Forderung wäre auch v
rein wissenschaftlichem Standpunkte aus ohneweiters erfüllbar, ohne da
einem Lehrer, falls er wirklich umfassende philosophische Bildung besitz
ein Opfer an Überzeugung auferlegt zu werden brauchte. Denn d
philosophische Wissenschaft ist — bei aller sonstigen Uneinigkeit
wenigstens darüber einig, dass es beweiskräftige Argumente z. B. geg
die Unsterblichkeit nicht gibt. Indem also P. nur die Widerlegun
der Scheinargumente verlangt, könnte sie streng wissenschaftlich g
geben werden, was immer für specielle solcher Argumente im einzelne
auch gemeint sein mögen. Ob aber den Interessen P.s und den Inte
essen der Schule gedient wäre, wenn etwa ein Lehrer oder ein Lehrbu
jene Widerlegung mit den Waffen des Kant'schen Systems in der For
von „Antinomien“ vornähme? Oder sollte hier eine Unterricht
behörde nicht nur die speciellen metaphysischen Probleme, sondern au
die speciellen Argumente zu ihrer schulmäßigen Erörterung im einzelne
vorschreiben? Die Instructionen von 1849 und 1856 haben gewiss nich
deshalb, weil sie insgeheim „skeptischen, materialistischen oder pa
theistischen Hypothesen“ huldigten, sondern offenbar nur deshalb, wei
sie die pädagogischen Unzukömmlichkeiten, welche jedes Überschreite
der bloß propädeutischen Grenzen am Gymnasium hätte, voraussahen, au
entschiedenste verlangt, dass sich „das Gymnasium, mit gewissenhaften
Ausschließen solcher Hypothesen, welche den täuschenden Schein eine
bloßen Darlegung des Erfahrungsmäßigen annehmen, auf empirisch
Psychologie zu beschränken habe“.

Meinen »Grundlehren der Psychologie« nun gibt Dr. Pechnik das Zeugnis: »Der feste Boden der Erfahrung wird nirgends verlassen, eine reiche Fülle von interessantem und auch für das praktische Leben wichtigem Lehrstoff ist da in gedrängter Kürze zusammengefasst.« So glaube ich einerseits speciell z. B. die Widerlegung der dem Schüler vor allem gefährlichen Einwürfe gegen die sittliche Freiheit noch ganz auf dem Boden der feineren psychologischen Erfahrung erbracht zu haben und andererseits ganz allgemein auch so nach dem Zeugnisse P.s jener Forderung der gegenwärtig in Wahrheit noch giltigen alten Instructionen von 1856 völlig gerecht geworden zu sein. — Und daher ist mein *ceterum censeo* auch in der Frage nach der Erweiterung des philosophischen Lehrpensums am Gymnasium auf Grund einer 20jährigen Lehrerfahrung: Suchen wir nicht den Rahmen zu erweitern, sondern suchen wir ihn nur in ruhiger, gediegener Arbeit mit einem qualitativ gegen einst geläuterten, nicht erweiterten Stoffe auszufüllen.

B. Es erübrigen als zweiter und letzter Punkt einige Bemerkungen zur Lehrerfrage. Auch Dr. Pechnik schloss mit dieser Frage seine Erörterungen (a. a. O. S. 177). Ich kann auch diesen Ausführungen beinahe Wort für Wort zustimmen und bin nur überdies in der erfreulichen Lage, einige thatsächliche Mittheilungen anzufügen, welche zeigen werden, dass P.s Hoffnungen und Anregungen auf dem besten Wege sind, verwirklicht zu werden. P. hofft nämlich von der neuesten Ministerialverordnung in Sachen der Heranbildung von Gymnasiallehrern (Verordnungsblatt d. Unterrichtsminist. XIX v. 30. Aug. 1897), dass, indem statt wie früher durch eine pädagogisch-didaktische Hausarbeit, nunmehr in wirksamerer Weise, nämlich durch Colloquienzeugnisse über ein mindestens dreistündiges philosophisches und über ein mindestens dreistündiges pädagogisches Colleg, die Lehramtscandidaten zu philosophischen Studien angehalten werden, sich hiebei von selbst auch wenigstens bei einem Theile der Candidaten die Befähigung zum Unterrichte der Logik und Psychologie ergeben wird. Allerdings meint P., dass durch die ausdrückliche Forderung, dass alle Lehramtscandidaten sich bei der Prüfung mit einer gründlichen Kenntnis der Logik und Psychologie ausweisen müssten, jene sozusagen impliciten Lehrbefähigungen für philosophische Propädeutik noch reichlicher eintreten würden. Meinerseits erlaube ich mir hiezu einige Bemerkungen. 1. Die vom Candidaten durch ein Colloquienzeugnis auszuweisende philosophische Bildung muss doch füglich, wenn sie den Namen einer »philosophischen« Bildung wirklich verdienen soll, eo ipso auch die Logik mit umfassen. Allerdings hebt die Verordnung von den philosophischen Disciplinen nur die Psychologie (nicht die Logik und nicht die Ethik) ausdrücklich hervor. Und richtig ist ja, dass innerhalb derjenigen philosophischen Bildung, welche für einen Mittelschullehrer sozusagen das Existenzminimum darstellt, irgendwelche Kenntnis aus der Psychologie noch viel weniger entbehrlich sind, als die aus Logik oder Ethik. Aber unentbehrlich sind ja doch wohl Kennt-

nisse aus allen drei Disciplinen. Dass P. die Logik besonders h
hebt, kann ich nur wärmstens begrüßen — vor allem aus den
sachlichen Grunde, weil doch die Didaktik, als Theorie des Lehren
Richtigdenken-Lehrens, zum großen Theile gar nichts ander
als eine angewandte Logik, die ja darum sich von der Psycholog
Denkens nicht doctrinär abzuschnüren braucht. Eben dieser Ge
aber ist für mich auch von persönlicher Bedeutung geworden, se
in meinem Vortrage am deutsch-österreichischen Mittelschultage in
1892 als »die philosophischen Grundlagen der pädagogischen Vorb
zum Mittelschullehramt« [1]) Psychologie, Logik und Ethik verlangt hal
gerade wegen dieser Betonung der Logik neben Psychologie und
unerhört heftig angegriffen worden bin (in Reins Zeitschrift).

2. Die durch die genannte Ministerialverordnung vom 30. Aug
vorgeschriebenen Studien und Colloquienzeugnisse waren in dem
genannten Vortrage 1892 (und ebenso wieder auf dem Mittelsch
1897) von mir zum erstenmale öffentlich gefordert worden. Und na
nun diese meine Vorschläge durch jene Verordnung für die Lehr
candidaten actuelle Bedeutung gewonnen hatten, hielt ich unmit
nach der Publication dieser Verordnung, nämlich im Winterse
1897/98, als Privatdocent an der Universität Wien dasjenige dreist
Colleg, dessen Titel ich ebenfalls 1892 in jenem Vortrage
angegeben und begründet hatte, nämlich »Grundlehren der Psych
Logik und Ethik als Elemente der Gymnasialpädagogik«. Und wi
ich noch auf dem Mittelschultage 1897 zu constatieren hatte, da
bis dahin in meinen pädagogischen Collegien zwar Ingenieure, Univer
assistenten usw., aber nie einen Gymnasiallehramtscandidaten
meinen Hörern gehabt hatte, waren nun in jenes Wintercolleg 52
und zwar meist Lehramtscandidaten, inscribiert. Im Sommerse
schloss sich an jenes hodegetisch-philosophische Colleg das im e
Sinne pädagogische unter dem Titel »Elemente der Gymnasialpäd
mit den einschlägigen Capiteln aus der Geschichte der Pädag
hier waren 40 Hörer inscribiert. Insoweit nicht schon diese Zahlen
beweisend sein sollten, dass mit jener Abänderung der pädago
didaktischen Hausarbeit in Colloquien das den wirklichen Bedürf
Entsprechende getroffen war, wurde mir dies auch durch zahl
Äußerungen der Lehramtscandidaten selbst bestätigt; ja es haben
solche Candidaten, welche das Recht gehabt hätten, noch nac
alten Prüfungsmodus die pädagogisch-didaktische Hausarbeit zu m
— ja sogar solche, die sie schon gemacht hatten —, bei der Prü
commission um die Erlaubnis nachgesucht, die Prüfung in Bezu
den Nachweis philosophisch-pädagogischer Studien nach dem
Modus zu machen. — In diesem Sinne glaubte ich oben sagen zu d
dass die von Pechnik gewünschten Dinge nunmehr auf dem besten
seien. Ich erlaube mir als weitere thatsächliche Mittheilung h

[1]) In Sonderausgabe bei Hölder, Wien 1892.

ügen, dass ich in jenen philosophischen Collegien für Lehramts-
ndidaten neben dem eigentlichen akademischen Vortrage auch die
ie Besprechung der angeregten philosophischen Themata mit den
örern pflege und hierin von Seiten eines großen Theiles der Herren
udierenden rege Theilnahme fand. Ich halte gerade diese Pflege des
ilosophischen Dialogs an der Hochschule für überaus wichtig, ja grund-
gend zu einer künftigen Lehrbefähigung der Candidaten, solchen Unter-
cht alsbald auch am Gymnasium zu ertheilen. Allerdings ließe sich
türlich eine solche Ausbildung von Lehramtscandidaten für den Unter-
cht in philosophischer Propädeutik, speciell der Logik und der Psycho-
gie, noch wirksamer als in jenem hodegetischen Colleg, welches nur
s für Lehramtscandidaten Allerunentbehrlichste aus den drei Disciplinen
swählen kann, dadurch gestalten, wenn auch den strengen, ausführlich
issenschaftlichen Collegien speciell der Logik und der Psychologie
nerseits regelmäßig solche Übungen im Discutieren angeschlossen,
idererseits an allen passenden Stellen Winke für die beste Auswertung
er Logik und der Psychologie für die speciellen Bedürfnisse der Gym-
sialpropädeutik eingeflochten würden. — Da mir persönlich diese Form
er Förderung der philosophischen Propädeutik im akademischen Unter-
ichte bisher durch äußere Umstände verwehrt war, so suchte ich diesem
edürfnisse soweit als möglich entgegenzukommen durch die Anlage der
rößeren Ausgabe meiner Logik und meiner Psychologie. — Immerhin darf
ch beifügen, dass eine der Hauptaufgaben, um derentwillen ich zu
einer Gymnasiallehrthätigkeit die Last der Habilitationen als Privat-
ocent für Philosophie und für Pädagogik mir aufgeladen habe, die
Heranbildung von Lehramtscandidaten für philosophische Propädeutik
gewesen ist; denn auch in dieser Hinsicht lehrte eben das langjährige
Ertheilen des Unterrichtes am Gymnasium die diesbezüglichen besonderen
Bedürfnisse der Lehramtscandidaten an der Universität besonders ein-
dringlich kennen.

Und so schließe ich denn auch diesen Theil meiner unmittelbar
durch die Zustände der Gegenwart angeregten Betrachtungen über die
Zukunft unseres Faches einerseits mit dem Ausdruck der Freude, dass
es auch schon in Sachen der Lehrerbildung für Propädeutik viel besser
geworden ist (was angesichts des allgemeinen »Lehrermangels« für unser
so wenig äußeres Ansehen genießendes Fach doppelt und dreifach ins
Gewicht fällt) und andererseits mit dem freimüthig geäußerten Wunsche,
dass noch vieles viel besser werden möge. Alle jene Herren Fach-
genossen aber, welche gerade seit 1884 den Muth gehabt haben, sich
unter das über der Propädeutik schwebende Damoklesschwert zu stellen,
dürfen sich dieses äußerlich undankbare Eintreten für die Erhaltung und
Weiterbildung philosophischen Geistes an den österreichischen und über
kurz oder lang vielleicht auch wieder an den deutschen Gymnasien als
schönes Verdienst um die Schule und die Wissenschaft anrechnen. Ver-
einigen wir uns alle, die wir durch die That bewiesen haben, dass uns um
die Sache und nur um diese zu thun ist, in der Bitte an die hohe
Unterrichtsverwaltung um baldigste Beseitigung alles dessen, was derzeit



noch ein äußerliches Hindernis gegen die Verwirklichung desjenigen Wunsch bildet, mit dem ich auch meinen Aufsatz „Zur Reform der philosophisch Propädeutik“ 1890 in dieser Zeitschrift geschlossen hatte: „Möge si künftighin die Propädeutik als bescheidener, aber würdiger Repräsenta philosophischen Geistes innerhalb des Ganzen einer gesunden Gymnasi bildung bewähren!“

Bayreuth, August 1898. Alois Höfler (Wien).

Systematisch-kritische Darstellung der Pädagogik John Lock Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik und Philosophie v Gustav Hecke. Gotha, F. A. Perthes 1898. IX u. 129 SS.

Der Verf. gliedert seine Darlegungen in vier Hauptheile, der erster eine übersichtliche und systematische Darstellung der Pädagog Lockes bringt. Der etwas lose disponierte Gang der Locke'schen Au führungen ist vermieden, die straffe Gliederung des reichen Stoff gewährt eine leichte sichere Orientierung. Im zweiten Hauptthe untersucht der Verf. die geschichtlichen Voraussetzungen der Päd gogik Lockes, wobei er nicht sosehr die literarischen Zusamme hänge, als hauptsächlich die in den Lebensschicksalen sowie in d politischen, wissenschaftlichen, kirchlichen und erzieherischen Wirksa keit Lockes liegenden Anregungen heranzieht. Den Zusammenhang d Pädagogik Lockes mit seiner Philosophie behandelt der dritte The Hiebei knüpft der Verf. sowohl in der pädagogischen Principienlehre a auch in der Methodenlehre glücklich an Lockes Erkenntnistheorie ein seits, an seine Ethik andererseits an und weist treffend auf die neb Lockes anerkanntem Empirismus so vielfältig hervortretenden ration listischen Züge hin. Der vierte und letzte Theil bringt die kritisc Stellungnahme zu Lockes Pädagogik. In musterhaft klarer Gliederu geht der Verf. noch einmal alle wesentlichsten Momente der Locke'sch Lehren durch und unterzieht sie einer besonnenen Würdigung, die n in dem Streben nach unparteiischer Gerechtigkeit fast zu weit geht: de Tadel folgt zu oft die wieder gut machende Rechtfertigung. Trotzde verdient gerade dieses vierte Capitel besonderes Lob. Es gibt mehr a es erwarten lässt, indem es auf die mannigfachsten Berührungs- u Contrastpunkte zu neuen und neuesten Strömungen hinweist und dadur auch wieder Lockes Gedanken in vielfach bessere Beleuchtung rüc und klärt.

Nur in einem Punkte, bei der Besprechung der speciellen Method des Sprachunterrichtes, kann ich dem Verf. nicht beipflichten; nachde er nämlich Lockes Polemik gegen das Überwiegen des grammatikalische Sprachbetriebes und seine Idee der „natürlichen Sprachenerlernung rühmend hervorgehoben hat, gelangt er zu dem etwas raschen Schluss dass „der weitere Entwicklungsgang des deutschen höheren Schulwese dem englischen Pädagogen im wesentlichen Recht gegeben habe“. M Geringschätzung wird der Wert grammatischer Schulung und ebenso de

Wissens über die Sprache der Fertigkeit im Gebrauche derselben gegenübergestellt. Angesichts der thatsächlichen Kräftevertheilung in dem heißigen Ringen unserer Zeit für und wider den classischen Unterricht scheint es denn doch gewagt, unter bloßer Verweisung auf Ohlerts Allgemeine Methodik des Sprachunterrichtes — wie es S. 122 geschieht — zu behaupten, „die heutige Philologie und Psychologie vermag sachlich zu begründen, was Locke instinctiv und der Erfahrung folgend als das richtige bezeichnet hat". Bis zu wissenschaftlich haltbaren sachlichen Beweisen sind in dieser so außerordentlich weitgreifenden und complexen Frage weder Philologie noch Psychologie dermalen gelangt. Muss doch auch in Ohlerts gewiss temperamentvollen Schriften die Energie des Behauptens vielfach die fehlende Festigkeit und Evidenz des wissenschaftlichen, zumal psychologischen Fundierung ersetzen.

Die in der Einleitung gegebene Literaturzusammenstellung lässt die treffliche Schrift Fechtners, John Lockes Gedanken über Erziehung, Wien, Hölder 1894, unerwähnt.

Graz. Dr. Ed. Martinak.



Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Präparationen für die Schullectüre griechischer und lateinscher Classiker. Herausgegeben von Dr. Krafft, Professor, u Dr. Ranke, Oberlehrer in Goslar. Heft 20. Präparation zu Tacitu Germania. Von E. Stange, Oberlehrer am königl. Gymnasium Allenstein. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt 1898. 8°, 35 S Preis 50 Pf.

Zu jedem Capitel sind in fetter Antiqua die Vocabeln und darunt Bemerkungen, meist Übersetzungshilfen, gegeben. Es mag eine eige Qualität von Primanern sein, denen bei jedem Substantiv der Genet und das Geschlecht (Germani, orum, m., Raetia, ae, f., caelum, i. n bei jedem Adjectiv sämmtliche Ausgänge (foedus, a, um, mollis, e) ang geben werden, die Erinnerungen brauchen, wie clementer, Adv. (clemen Was der Erklärung dient, ist nicht immer erfreulich (*Herminŏnes, fractu murmur* 'gebrochenes Getöse', *et … quidem* (6, 5; 10, 10; 41, 1) 'u freilich', *ut turba placuit* 'wie der Haufe beschlossen hat', *iamque canе* 'und schon werden sie grau'). Ein lexikalischer Verstoß liegt vor coniugialis (18, 7). Sonst ist nichts zu bemerken, als dass der Ve selbst das Heft mit folgenden Worten empfiehlt: 'Wer solche praktisch und zeitgemäßen Hilfsmittel, wie es diese Präparationen sind, von sein Schülern benutzen lässt, wird die ihm anvertraute Jugend schnell u sicher zu einem eingehenden Verständnis des Schriftstellers bringen.'

Wien. **Franz Zöchbauer.**

Geschichte der deutschen Literatur als Abriss und Repetitoriu für Schüler österreichisch-ungarischer Lehranstalten von Dr. Albe Zipper. 2. umgearb. u. verm. Aufl. Wien, Schworella & Heick 189

Bei starker inhaltlicher Vermehrung des zuerst 1886 erschienene praktischen Hilfsbuches haben sich doch die leitenden Grundsätze de selben: möglichste Fasslichkeit, Entlastung von allem Überflüssige Rücksichtnahme vor allem auf nichtdeutsches Schülermaterial nicht ge ändert, und langjährige pädagogische Erfahrungen des Verf.s sind de Neubearbeitung zugute gekommen. — Einige Correcturen können vielleich für eine 3. Auflage verwertet werden: Grimmelshausen war nicht Schult heiß zu Straßburg (S. 93), sondern in Renchen; Hamann wird nich

agus aus (S. 131), sondern im oder in Norden genannt; die Nord-
ndsreise, welche Seume in »Mein Sommer 1805« schildert, wurde nur
eilweise zu Fuße zurückgelegt (gegen S. 192); bei Novalis spricht man
erect von »geistlichen Liedern« (»Gedichte« S. 198). Und ähn-
cher Kleinigkeiten mehr, welche die Brauchbarkeit und Verdienstlich-
eit des auf den besten Werken beruhenden Schulbuches — das nicht
ehr als eben ein solches sein kann und will — keineswegs beein-
ächtigen.

Wien. Dr. Rob. F. Arnold.

---

ohannes Mathesius, Ausgewählte Werke. 3. Bd.: Luthers Leben in Predigten, herausgegeben, erläutert und eingeleitet von Dr. G. Loesche. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. 9. Bd.) Prag, Calve 1898. 8°, XXIV u. 563 SS.

Dieser Band schließt sich würdig an den ersten und zweiten Band a, welche die Leichen- und Hochzeitspredigten des Mathesius, von esche herausgegeben, enthalten. Er wird wohl noch ein größeres Inter-
se als die früheren bieten und mehr Leser finden, im Hinblick darauf, ass Mathesius mit diesen Predigten oder Vorträgen die erste dieses amens würdige Biographie Luthers geschaffen hat. Mathesius war 8 Jahre alt, als er den Plan dazu fasste und ihn glücklich in andert-
alb Jahren 1562—1564 ausführte. Was er erzielen wollte, ein Volks-
uch zu schaffen, das hat er auch wirklich erreicht, wie schon der Um-
tand zeigt, dass sein Lutherbuch in so vielen Auflagen und Bearbeitungen bis auf unsere Tage fortlebte. Die vorliegende Ausgabe ist ein genauer Wiederabdruck der jetzt sehr seltenen Urausgabe von 1566. Die treff-
iche Einleitung und die reichen Erläuterungen und Belege, welche mit dem Namensregister die Seiten 443—563 umfassen, bieten alles, was zum Verständnis in sprachlicher und sachlicher Hinsicht und zur eingehenden Würdigung erfordert wird. Das Buch wird in dieser Ausgabe nicht bloß dem Historiker, sondern auch dem Germanisten willkommen sein. Geziert ist es mit dem Bilde des Mathesius, wie es jene Ausgabe bietet, und dem Luthers nach einem Gemälde im bayrischen Nationalmuseum in München.

C. **Willing, Die Thaten des Kaisers Augustus von ihm selbst erzählt (Monumentum Ancyranum).** Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes Nr. 1047. Halle a. S., Hendel. Preis 25 Pf.

Eine deutsche Übersetzung des lateinischen Textes enthaltend, der eine kurze Einleitung über die Entdeckung der Inschrift von Angora vorhergeht und ein Plan von Rom beigegeben ist, soll das Heftchen, in dem von Zeit zu Zeit zwischen den Text Erläuterungen eingefügt sind, dem Leserkreis, für den es bestimmt ist, die Kenntnis von diesem Schriftstück des Augustus vermitteln. Nur darf niemand glauben, dass er aus diesem Rechenschaftsberichte den Schriftsteller und Menschen Augustus kennen lernen kann. Dafür bieten die Fragmente seiner Briefe viel mehr.

Baumstark A., Babylon. Zur Stadtgeschichte und Topographie. Stuttgart, Metzler 1896.

Dieser mit einem Plane und einer Kartenskizze im Texte ausge-
stattete Aufsatz ist eine Separatausgabe des gleichnamigen Artikels im

2. Bande der neuen Ausgabe der Pauly'schen Realencyklopädie. Wie in den topographischen Artikeln dieses Werkes üblich ist, beginnt d Verf. mit den Zeugnissen über den Namen der Stadt, es folgt die Sta geschichte und zwar die hebräischen, babylonischen und griechisch Gründungssagen, dann die ältesten historischen, d. h. hier inschriftlich Nachrichten und die Stadtgeschichte bis in die Zeit der Abasside Daran schließt sich eine Darstellung der Wiederentdeckung der Sta ruinen und eine Beschreibung der bisher bekannten Gruppen von Baut An diese ist eine Sammlung der griechischen Nachrichten von Herod bis Philostratos gefügt, die über die Stadt erzählen, und dann wird dem Abschnitte über Topographie die Verbindung zwischen diesen Nac richten und den erhaltenen Ruinen hergestellt. Ein Verzeichnis d neueren Literatur des Gegenstandes macht den Beschluss.

Fröhlich F., **Lebensbilder berühmter Feldherren des Alte thums.** 5. Heft. Zürich, Schulthess 1898. Preis 1 Mk.

Die beiden ersten Hefte dieser Sammlung habe ich im Jahrg. 18 S. 1016 dieser Zeitschrift kurz angezeigt, das dort ausgesprochene U trifft auch für die beiden in dieser Lieferung enthaltenen Biographi des Sulla und Lucullus zu. Die Anschaffung des Werkes für Schül bibliotheken kann bestens empfohlen werden.

Knoke F., **Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschlan** 2. Nachtrag. Berlin, Gärtner 1897. 8°, 95 SS.

Der Verf. ist in einem sehr umfangreichen Buche und in eine ersten, diesem folgenden Nachtrage, zu dem der vorliegende zweite a Ergänzung hinzugekommen ist, für eine bestimmte Localisierung d Varusschlacht und der zur Auffindung der gefallenen Römer führend Märsche des Germanicus eingetreten. Den negativen Theil seiner frühere Darlegungen halte ich für gelungen. Die Barenauer Münzfunde si nicht mit Nothwendigkeit auf die Niederlage des Varus zu beziehe ihre besonderen, von Mommsen beobachteten Eigenthümlichkeiten lasse auch die Erklärung zu, dass sie mit einem der von Germanicus geliefert Gefechte im Zusammenhange stehen. Den positiven Theil der Aufste lungen Knokes halte ich nicht für erwiesen. In dem vorliegenden zweite Nachtrage setzt er sich ausführlich mit den beiden ablehnenden Kritike auseinander, die Wilms und Wolff geliefert haben, und tritt nochma dafür ein, dass er bei Diepholz die pontes longi gefunden habe, über d der Rückmarsch des Germanicus stattfand, und dass er das Lager d Varus im Habichtswalde entdeckt habe, während seine Gegner de römischen Ursprung dieser Anlagen in Zweifel ziehen oder direct i Abrede stellen.

Graz. **Adolf Bauer.**

Franz Kerntler, **Die Möglichkeit einer experimentelle Entscheidung zwischen den verschiedenen elektrodyna mischen Grundgesetzen.** Budapest, Buchdruckerei der Lloyd Gesellschaft 1898.

Die in der vorliegenden Schrift auf etwa einem Druckbogen er örterte Möglichkeit des experimentellen Nachweises eines elektro dynamischen Fundamentalgesetzes und speciell des vom Verf. selbst i einer früheren Abhandlung (November 1896, Budapest) gegebenen »eigent lichen Elementargesetzes« beginnt mit einer Polemik gegen diejenigen

welche die angeregte Möglichkeit nicht bloß bezweifeln, sondern geradezu bestreiten. Dabei wäre es gewiss angezeigt gewesen, die Stellen anzugeben, wo sich ein derartiger literarischer Widerspruch befindet. Theoretisch wird dann an zwei normal gestellten Leiterquadraten auf Grund bestimmter Stromstärke das Drehungsmoment derselben mit Beachtung der erdmagnetischen Horizontalintensität bestimmt und die Zahlen tabellarisch geordnet. Leider wird aber nur die Möglichkeit, nicht aber der praktisch ausgeführte Versuch einer derartigen Leiteranordnung vorgebracht. Nun würden die praktischen Versuchsresultate gegenüber den aus anderen Gesetzen abgeleiteten differierenden Daten den vorliegenden Streit viel einfacher und entscheidender schlichten als eine noch so feine und gewandte Darstellung der Möglichkeit eines derartigen Versuchsarrangements. Möge der Verf. selbst hiemit eine Anregung erhalten, mit einer praktisch durchgeführten Versuchsreihe hervorzutreten. Dies wäre umso wünschenswerter, als die großartigen Stefan'schen Arbeiten durch eine derartige Verificierung ins rechte Licht gesetzt würden. Noch bedeutungsvoller wäre eine diesbezügliche praktisch abgeschlossene Arbeit, wenn hiedurch, wie der Verf. anregt, die Inductionsgesetze auch in einen vorzüglichen Zusammenhang gebracht werden könnten.

Wien. J. Kessler.

Otto Jaeger, Grundzüge der Geschichte der Naturwissenschaften. Stuttgart 1897. VIII u. 120 SS.

Der Zweck der Arbeit ist folgender: »Sie soll den Stoff bieten, der für Schüler der oberen und obersten Classen höherer Lehranstalten nothwendig ist, um eine Übersicht über die allmähliche Entstehung der modernen Naturwissenschaften zu gewinnen: auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete soll die Schule Anleitung dazu geben, das Sein aus dem Werden zu verstehen.« Außerdem soll das Buch allen Freunden derartiger Betrachtungen dazu dienen, sich über den einen oder anderen Punkt rasch zu orientieren. Diesem Zwecke entspricht die Einrichtung des Buches, sowie die Auswahl und Anordnung des Stoffes. Es besteht aus fünf Abschnitten: I. Alterthum und Mittelalter, II. Das 16. Jahrhundert, III. Das 17. Jahrhundert, IV. Das 18. Jahrhundert, V. Das 19. Jahrhundert. In jedem Abschnitte werden Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Medicin und Naturgeschichte, in den drei letzten Abschnitten die drei Reiche der Naturgeschichte, Zoologie, Botanik und Mineralogie, getrennt besprochen. Zum Schlusse folgt ein Namen- und Sachregister. Der Verf. hat recht gethan, die Entwicklung der Naturwissenschaften in der Neuzeit getrennt nach Jahrhunderten zu besprechen; das ist ein Vorgang, der sich ja in der Literatur- und Kunstgeschichte längst bewährt hat.

Bei uns in Österreich kann die Arbeit des Verf.s als Schulbuch in der Hand des Schülers leider keine Verwendung finden. Die dem Unterrichte in den Naturwissenschaften zugemessene Zeit reicht kaum hin, die Menge des vorgeschriebenen Lehrstoffes zu bewältigen. Für eine zusammenhängende historische Darstellung des Stoffes bleibt keine Zeit übrig. Aber dem Lehrer und zwar nicht bloß dem Naturhistoriker und Physiker, sondern auch dem Historiker sei das Buch auf das wärmste empfohlen. Der Historiker, der ja nach größeren historischen Zeitabschnitten einen Überblick über das Culturleben der betreffenden Periode gibt, kann leicht einige Bemerkungen über die Entwicklung der Naturwissenschaften einschieben und dadurch mithelfen, im Schüler ein allmähliches Verständnis für die Bedeutung der Naturwissenschaften in der

Gegenwart anzubahnen. Auch der Naturhistoriker und Physiker
hie und da, öfter als es in den Lehrbüchern geschieht, bei anatom
Beschreibungen, systematischen Aufstellungen, Erklärung von ph
lischen Apparaten und Theorien die Namen bedeutender Naturfo
nennen und an der Hand historischer Daten in den Schülern d
kenntnis wecken, dass all das Wissen, das ihnen im Laufe weniger
als ein fertiges Ganzes übermittelt wird, das Resultat mühsamer ge
Arbeit vieler Jahrhunderte ist.

Dr. Anton Michelitsch, Atomismus, Hylemorphismus Naturwissenschaft. Naturwissenschaftlich-philosophische suchungen über das Wesen der Körper. Graz, Selbstverlag de fassers 1897. VII u. 104 SS.

Der Verf. stellt sich die Frage, was das Wesen der Dinge a
ausmache? Er versteht unter Wesen dasjenige in jedem Dinge
dessen Art zu sein bestimmt, durch welche es sich von jedem a
unterscheidet. So ist das Wesen des Goldes verschieden von de
Platins, weil beide eine besondere Art zu sein haben. Das Wes
Dinge zu schauen ist nicht möglich, aber wir können es aus ihren
schaften, Thätigkeiten und Wirkungen an der Hand des Causa
principes erschließen. Aus verschiedenen Erscheinungen, nämlic
dem Unterschiede zwischen mechanischem Gemenge und chemische
bindung, den Erscheinungen der Allotropie, Isomerie und Polymeri
Gesetzen der Stöchiometrie und endlich den Erscheinungen des o
schen Lebens können wir schließen, dass sowohl in der leblosen
der belebten Natur Wesensveränderungen an den Körpern vorko
So oft nun aus zwei Substanzen eine neue dritte entsteht, müss
ersteren etwas von ihrer Substanz verlieren, während etwas ande
die neue Substanz hinübergenommen wird und sich dem neuen
ebenso unterordnet wie dem alten. Das Wesen der körperlichen Su
ist also nicht einfach, sondern mindestens aus zwei Theilen zusa
gesetzt. Bei der Entstehung einer chemischen Verbindung geht de
Theil verloren, der andere aber bleibt in der Verbindung übrig.
letztere Theil, der bei allen Veränderungen unverändert bleibt, i
Stoff, die Materie, ὕλη; der andere Theil, der sich bei jeder Sub
verwandlung ändert und dem an sich gestaltlosen Stoffe Gestalt
ist die Form, μορφή. Und die Lehre, nach welcher das Wese
Körper zusammengesetzt ist aus Stoff und Form, ist der Hylemorph

Diese in der Hauptsache auf der christlichen Scholastik beru
Lehre will der Verf. an Stelle des philosophischen Atomismus
und mit dem von allen Auswüchsen gereinigten physikalischen
chemischen Atomismus in Übereinstimmung bringen. Doch dara
er fest, dass, wenn man auch als letzte quantitative Bestand
der Körper die Atome annimmt, die letzten wesentlichen Be
theile Stoff und Form sind.

Bezüglich der näheren Ausführung dieser Gedanken müsse
auf die Schrift des Verf.s selbst verweisen. Sie enthält eine se
achtenswerte Arbeit, und die Mühe, die sich der Verf. gegeben hat,
Gedanken in eine möglichst knappe und doch verständliche Fo
bringen, verdient alle Anerkennung. Ob jedoch seine Arbeit einen
fluss auf die Weiterentwicklung und Vertiefung der Naturwissensch
auf die Herstellung einer volleren Harmonie zwischen Physik und
physik gewinnen wird, ist freilich fraglich. In der Naturwissen
macht sich gerade gegenwärtig eine Strömung gegen den Atom
bemerkbar, und insofern ist des Verf.s Arbeit zeitgemäß. Aber
es sich wirklich zeigen, dass der Atomismus nicht mehr imstand
die Wissenschaft zu fördern, dann dürfte wohl nicht der metaphy

Hylemorphismus des Verf.s, sondern viel eher der physikalische Phänomenologismus, der ja unter den modernen Physikern bereits namhafte Anhänger hat, an seine Stelle treten.

Wien. Franz Lukas.

Kritische Studien für Ästhetik der Gegenwart. Von Hugo Spitzer, Doctor der Philosophie und der gesammten Heilkunde, k. k. a. o. Professor der Philosophie an der Grazer Universität. Leipzig u. Wien 1897. 8°, 87 SS.

Das Schriftchen enthält fünf Besprechungen von Erzeugnissen der neuesten ästhetischen Literatur, die in der germanistischen Zeitschrift »Euphorion« erschienen sind und, in einer Sonderausgabe gesammelt, Kunstgelehrten und Philosophen zugänglicher gemacht werden sollen. Um nicht ausführliche Recensionen wieder ausführlich zu recensieren, wollen wir in gedrängtester Kürze den Inhalt der betreffenden Schriften und die Art der Besprechung durch Spitzer anführen.

1. Th. Alt, Vom charakterisch Schönen. Ein Beitrag zur Lösung der Frage des künstlerischen Individualismus. Mannheim 1893. Spitzer würdigt die verdienstvolle kleine Arbeit und ergänzt sie durch eine kurze Geschichte des Princips vom Charakteristisch-Schönen.

2. A. Biese, Die Philosophie des Metaphorischen, in Grundlinien dargestellt. Hamburg u. Leipzig 1893. Sp. weist zahlreiche Mängel der Arbeit nach und gibt die Mittel an, durch welche eine zweite Auflage des in manchem einzelnen verdienstlichen Buches verbessert werden könnte.

3. M. Dessoir, Geschichte der neueren Psychologie, 1. Band. Von Leibniz bis Kant. Berlin 1894. Von diesem Werke wird bloß der ästhetische Theil besprochen, welcher im 2. Capitel des 4., die Wirkungen der Vorkantischen deutschen Psychologie behandelnden Hauptabschnittes dargestellt ist. Diese Besprechung ist eine möglichst ungünstige. Sp. wirft dem gelehrten Verf. Sorglosigkeit und Leichtsinn vor, der 'aus dem Grunde so lebhaft zu bedauern ist, weil dann und wann darin auftauchende überraschende Feinheiten darthun, was der begabte Schriftsteller bei nur einiger Solidität hätte leisten können'.

4. K. Berger, Die Entwicklung von Schillers Ästhetik. Gekrönte Preisschrift. Weimar 1894. Die ausführliche Besprechung enthält manch hartes Wort über die preisgekrönte Schrift, die nach Sp. fast ebensoviel Tadel als Lob verdient. Sie könne jedem aufs wärmste empfohlen werden, der sich über das rein Historische gründlich informieren wolle. Aber der Leser werde sich gar sehr hüten müssen, auch die Verwertung, welche der Autor den einzelnen Aussprüchen und Lehrmeinungen Schillers gibt, ohneweiters hinzunehmen.

5. K. Lange, Die bewusste Selbsttäuschung als Kern des künstlerischen Genusses. Leipzig 1895. Die kleine, gehaltvolle Schrift enthält, abgesehen vom Schluss und von geringfügigen Änderungen des Wortlautes, Langes Antrittsvorlesung in Tübingen und deckt sich zum großen Theile mit dem Gegenstande der oben erwähnten Alt'schen Abhandlung über das Charakteristisch-Schöne. Trotz einiger Bedenken gegen die Haltbarkeit der Theorie Langes erklärt Sp., dass niemand, der an der Wissenschaft vom Schönen mitarbeiten will, die wertvolle, höchst anregende und ideenreiche Vorlesung Langes unberücksichtigt lassen darf.

Wien. Joh. Schmidt.

Programmenschau.

30. Neumann, Dr. Franz, Verzeichnis der auf Aussprach und Rechtschreibung bezüglichen Eigenthümlichkeiten i den Inschriften aus Gallia Narbonensis. Progr. des k. Staats-Gymn. in Pola 1897 u. 1898, 8°, 25 u. 27 SS.

Nach Ritschls bahnbrechender Verwertung der epigraphische Zeugnisse für die Erforschung der älteren Latinität und bei der ane kannten Wichtigkeit, die das inschriftliche Formenmaterial für d Kenntnis des Vulgär- und Provinziallateins sowie für die Romanist besitzt, ist der große Nutzen, welchen vollständige grammatische Indic nach dem Muster des Hübner'schen zum I. oder des Hoffmann'sch (Straßburg 1878) zum VIII. Bande des *C. I. L.* für sprachwissenscha liche Untersuchungen abwerfen, ganz außer Frage gestellt.

Der Verf. gibt in den vorliegenden, noch durch Sectionsch v. Hartel angeregten zwei Abhandlungen eine gut geordnete Zusamme stellung aller lautlich oder graphisch merkwürdigen Fälle von Voca veränderungen, welche die im XII. Bande des *C. I. L.* von O. Hirsc feld veröffentlichten Inschriften des narbonensischen Galliens darbiete Neumann scheidet dabei genau den Vocalwandel in kurzen oder lange in betonten oder unbetonten Silben, stellt den vereinzelt vorkommend Formen die Zahl der regelmäßigen entgegen, sondert die Belege aus d Privatinschriften von denen der Staats- und Weihinschriften, die a christlicher Zeit von den heidnischen, die dichterischen von den pros schen; er kennzeichnet ferner alle Beispiele aus unsicheren oder ve derbten Inschriften und vermerkt, wo dies möglich und nöthig ist, selb die Datierung. Sehr willkommen ist endlich die Beigabe der neuer einschlägigen Literatur in den Anmerkungen. In dieser Hinsicht ist de Ref. nur aufgefallen, dass zur Erläuterung der Schreibungen *iuen* *iuenalis, iuentutis* für *iuvenis* usw. (II, S. 17) anstatt auf die wisse schaftliche Darstellung der Frage bei F. Solmsen, Studien zur lateinisch Lautgeschichte, S. 158 ff., bloß auf Brambachs „Hülfsbüchlein" ve wiesen wird.

Bezüglich der Sorgfalt in der Sammlung und Anordnung des Stoff verdient die mühevolle Arbeit volles Lob. Aus der großen Masse d verzeichneten Erscheinungen sind hervorhebenswert die Ausgänge auf statt *-a* bei weiblichen Eigennamen wie *Corneliane*, die häufigen Ve tauschungen von *i* und *e* (Formen wie *quiiscit* und *requiiscit* fehl z. B. in Afrika), von *u* und *i* (z. B. die vielen Belege für das alte thümliche *-umus* wie *decumus, maxumus* u. a., aber nirgends das au sonst nicht sicher belegbare *minumus* für *minimus*), von *u* und (namentlich häufig *vivos, vivont*) usw. Nach dieser Richtung wäre n zu erinnern, dass die alte und archaistische Optativform *sies* (I, S. 1 in der aus der Mitte des II. Jahrhunderts n. Chr. stammenden Inschri 4333 b, 33 nicht als bloß lautliche oder graphische Variante zu fass ist. Ferner hätten neben oder statt der ausführlichen Darstellung (S. 15—21) des gewöhnlichen Gebrauches der *I longa* (besonders in d langvocalischen Declinations- und Flexionsausgängen) wohl die von d hochlateinischen Norm abweichenden Beispiele, soferne sie für die Vulgä sprache wichtig scheinen, Aufnahme und Berücksichtigung verdient.

Die baldige Veröffentlichung der in Aussicht gestellten For setzungen, welche die consonantischen Erscheinungen darstellen un allgemeine Bemerkungen über den aus diesen wichtigen Inschriften z ziehenden sprachlichen Gewinn bringen sollen, ist lebhaft zu wünsche

Wien. Dr. Edmund Hauler.

31. Schmid, Dr. David, Der deutsche Unterricht an der Realschule und die neueren Sprachen. Progr. der deutschen Communal-Realschule in Göding 1897, 8°, 26 SS.

Nach einigen Angriffen auf die neue Methode des Unterrichtes in den modernen Sprachen — auf die wir des Raummangels halber hier nicht eingehen können — führt der Verf. aus, dass der Unterricht in der Grammatik der Muttersprache schon auf der Unterstufe in inniger Wechselbeziehung mit dem grammatischen Unterrichte der fremden Sprache stehen müsse. Er weist auf das Beispiel des Gymnasiums hin und geht dann auf den Sprachunterricht an der Unterrealschule ein, und zwar hat er zunächst die mährischen Anstalten im Auge. Er beklagt, dass der Deutschunterricht an dem Französischen nicht eine solche Stütze habe, wie das Latein am Gymnasium bietet, namentlich nicht, seitdem die analytisch-directe Methode zur Herrschaft gelangt sei. Als Mittel, die Aufgabe des Deutschunterrichtes doch zu erfüllen, räth er systematischen Unterricht in der Grammatik, mannigfache Übungen und intensive Pflege der Lectüre an.

Die Ausführungen des Verf.s wirken häufig wie ein Anachronismus. Er will die Übersetzung aus dem Deutschen in die fremde Sprache an der Unterstufe wieder einführen und meint, dass sie das Können in der fremden Sprache nicht hemmen, sondern fördern werde. Er vergisst ganz, oder weiß er vielleicht als junger Lehrer nicht, dass der Unterricht ja ungefähr 20 Jahre in dieser Weise betrieben wurde mit dem Erfolge, dass dem Deutschunterrichte nicht viel genützt, das Französische aber dem Schüler schon von der ersten Classe an verleidet wurde. Andererseits gibt der Verf. selbst zu, die neue Methode finde ihre volle Berechtigung darin, dass bei den modernen Cultursprachen neben dem formalen Bildungswerte auch der praktische Wert eine Rolle spielen müsse. Dann heißt es aber auch die Consequenzen aus dieser Nothwendigkeit ziehen! Wenn ein gewisses Sprachkönnen angestrebt werden soll und dies am besten nach der analytischen Methode und zwar auf der Unterstufe geschieht, so ergibt sich daraus, dass der französische Unterricht auf der Unterstufe in erster Linie sich Selbstzweck ist und nicht die Dienerin des Deutschunterrichtes sein kann. Wohlgemerkt auf der Unterstufe! Denn was der Verf. von der innigen Wechselbeziehung und von dem Vergleichen der beiden Sprachen sagt, hat ja seine Richtigkeit. Nur darf das Vergleichen nicht schon in der ersten Classe beginnen. Wie soll ein Schüler zwei Objecte, von denen er das eine, die deutsche Grammatik, nur unvollkommen, das andere, die französische Grammatik, gar nicht kennt, miteinander vergleichen! Natürlicher ist es wohl, dass der Schüler zuerst die deutsche Grammatik ordentlich einübe und die fremde Sprache bis zu einem gewissen Maße kennen lerne, und dann erst, wenn er die beiden Vergleichungsobjecte einigermaßen kennt und sein Blick für die sich darbietenden Ähnlichkeiten oder Unterschiede genug geschärft ist, zum Vergleichen schreite. Kurz, vergleichende Grammatik ist auf der Unterstufe, oder doch wenigstens in der ersten Classe, verfrüht, was übrigens auch eine 20jährige Unterrichtspraxis gezeigt hat. Die neue Methode aber hat dadurch, dass sie das Vergleichen zwischen dem Französischen und der Muttersprache in grammatischer Hinsicht im wesentlichen auf die Mittelstufe verlegte, den Unterricht auf eine natürliche Grundlage gestellt und beiden Sprachen nur einen Dienst erwiesen.

Im übrigen kann ich manchen Ausführungen des Verf.s zustimmen, so namentlich seinen Bemerkungen über die deutsche Schulgrammatik und einen intensiveren Unterricht in der deutschen Grammatik auf der Unterstufe. Auch schließe ich mich seinem Wunsche, dass der neue Lehrplan für Realschulen dem Deutschen ein größeres Stundenausmaß zuwenden möge, aus vollem Herzen an.

32. **Wurth**, Dr. Leopold, Zu Wielands, Eschenburgs und A. W. von Schlegels Übersetzungen des Sommernachttraums. Progr. der Staats-Realschule in Budweis 1897, 8°, 16 SS.

Diese Abhandlung, die ein Nebenergebnis der interessanten Arbe des Verf.s über »Das Wortspiel bei Shakspere« darstellt, bringt manch Neue zur Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakspere, die sch von Bernays vor etwa 25 Jahren behandelt wurde. Der Verf. legt sein Untersuchung den »Sommernachtstraum« zugrunde, weil sich in diese Stücke verschiedene metrische Formen mengen, die dem Übersetzer b sondere Schwierigkeiten bereiten mussten, und vergleicht die Übersetzun mit dem Original nach den drei Hauptformen: Prosa, Kurzvers un Fünftacter. Das Resultat der Untersuchung ist, dass wir den Wert d Wieland'schen Übersetzung und das Verhältnis Schlegels zu Wielan nun genau kennen, ferner dass wir einen tieferen Einblick in die Arbe Schlegels gewinnen.

Diese Abhandlung ist der Beachtung sowohl der Germanisten al der Anglisten wärmstens zu empfehlen.

Wien. Dr. A. Würzner.

---

33. **Janko**, Dr. Josef, O romantismu a realismu v básnictv (Über Romantismus und Realismus in der Poesie). Progr der böhm. Realschule in Karolinenthal 1897, 8°, 26 SS.

Die Absicht des Verf.s ist, die künstlerischen Grundprincipien mi Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schüler zu erläutern. Ich nehme an dass damit eine methodische Anweisung für die Lehrer gemeint sei denn mit dem Verdachte, einen Programmaufsatz für die Schüler, d. i eine Druckschrift für 20—50 Leser, wenn es hoch kommt, geschrieben zu haben, möchte ich dem Verf. nicht gerne nahetreten. Eine auf möglichst einfache, empirische Principien zurückgehende Erklärung der genannten, in und außerhalb der Schule so oft gehörten Worte für die Schüler ist allerdings eine Nothwendigkeit; ob der vom Verf. eingeschlagene Weg jedoch der sicherste ist, ließe sich bezweifeln. Er stellt nämlich an zahlreichen, von großer Belesenheit zeugenden Beispielen das Schwankende, namentlich des ersteren Begriffes, dar, den er dann, insofern der Realismus sein Gegensatz ist, mit dem Idealismus identificiert, und zeigt den Unterschied der beiden, ihren Wechsel in der europäischen und speciell in der böhmischen Literatur und schließt mit der speciellen Analyse von zwei Werken, dem romantischen Máj Máchas und der realistischen Babička von Božena Němec. Eine Betrachtung der neuesten Literatur wird einer Fortsetzung vorbehalten. Ich zweifle, ob aus dem Bewusstsein, welch verschiedene Dinge man als Romantismus bezeichnet hat, eine einheitliche Vorstellung von demselben hervorgehen kann. Die primitivste Empirie würde da klarere Vorstellungen schaffen. Wenn man z. B. den Schülern eine gut gewählte, spannende Erzählung erzählen und dann erklären würde, die Sache sei einfach nicht wahr, so wird jeder an sich die Erfahrung machen, dass es um den Eindruck der Geschichte geschehen ist, dass jeder naive Kunstgenuss zugleich auf einem Fürwahrhalten des Dargestellten beruht. Wenn S. 5 die Musik als einzige von allen Künsten als dem Realismus unzugänglich bezeichnet wird, so ist das nicht richtig: das beruht einfach darauf, dass die Musik (nach Hostinskýs schöner Classification) eine nicht nachahmende Kunst ist, und gilt von diesen Künsten allen: von der Architektonik so gut wie von der Ornamentik und dem Tanze. Aber jedes »nachahmende« Kunstwerk, also vor allem jedes epische und dramatische Gedicht, das auf unmittelbare

Wirkung rechnet, wird zwei Ziele zu erreichen suchen, die man als das Schöne und das Wahre bezeichnen kann. Realismus und Idealismus sind dann so wenig Gegensätze wie Wärme und Kälte, es sind lediglich Gradunterschiede. Aber diese Gradunterschiede werden nicht, wie es nach dem Verf. den Anschein hat, an einer einzigen Scala abgelesen, es kommt nicht bloß auf das Grundprincip, die Absicht, die Idee eines Werkes an, sondern auch auf die Behandlung, auf die Stoffwahl, auf das gewählte Milieu, die Charaktere. Eine Dichtung kann von einem oder mehreren Gesichtspunkten idealistisch oder romantisch, von anderen realistisch sein; Zola stellt sich ein naturalistisches Ziel, aber seine Behandlung ist oft romantisch; Tolstojs Märchen sind gewiss idealistische Dichtungen, aber der Realismus der Behandlung verleiht ihnen ihre Eigenthümlichkeit. Auch an dem Realismus der »Großmutter« lässt sich trotz der hübschen Analyse des Verf.s zweifeln, ein Beweis für die Relativität der Begriffe. Anzuerkennen bleibt das ernste Streben des Verf.s, zum Kern der Sache vorzudringen, und manche feine Beobachtung im Detail.

Prag. Ernst Kraus.

---

34. Hochfellner M., Zur Geschichte des Schlosses und Gerichtes Vellenberg. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Innsbruck 1897, 8°. 42 SS.

Die vorliegende Arbeit ist zwar zunächst »allen Schülern des Verf.s und in erster Linie für sie bestimmt«, dabei aber keineswegs eine bloße Compilation, wie sie in mehr oder minder abgerundeter Weise meistens beliebt sind, sondern eine durchaus solide, auf der Grundlage eingehender archivalischer Quellenstudien und genauer Kenntnis der einschlägigen Literatur ruhende Darstellung, die ja denn auch in recht lesbarer Gestalt vor uns liegt. Der Verf. schildert die Geschichte der Burg und des Gerichtes Vellenberg in drei Abschnitten: 1. Von den ältesten Zeiten bis Maximilian I. 2. Die Blüte Vellenbergs unter Kaiser Max. 3. Vom Tode des Kaisers Maximilians I. bis zum Verfall. Die Arbeit wird von allen Freunden der vaterländischen Geschichte willkommen geheißen werden.

35. Gubo A., Steiermark während des österreichischen Erbfolgekrieges. Progr. des k. k. I. Staats-Gymn. in Graz 1897, 8°, 34 SS.

Auch über diesen Theil der Arbeit Gubos kann nur das Beste gesagt werden. Sie ruht auf einer sorgsamen Durchforschung der Materialien des steiermärkischen Landesarchivs und einer richtigen Verwertung des sonstigen einschlägigen Quellenmaterials. Wer sich darüber belehren will, was die Steiermark in den für das Haus Habsburg so kritischen Jahren von 1740—1746 geleistet hat, findet hier den Gegenstand in völlig ausreichender Weise behandelt.

36. Widmann, Dr. J., Zwei Beiträge zur Salzburgischen Geschichte. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Salzburg 1897, 8°, 28 SS.

Der erste Beitrag handelt über eine Salzburgische Landesordnung des 16. Jahrhunderts, die sich in einem Manuscripte des k. k. Regierungsarchives findet und die, wie der Verf. wahrscheinlich macht, nach den Wirren des Bauernkrieges von Dr. Leonhard Auer verfasst wurde; sie erhielt zwar keine öffentliche Geltung, dürfte aber in richterlichen Kreisen

als eine Sammlung geltender Normen eine gewisse Verbreitung haben und auch benützt worden sein. Der vorliegende Aufsatz ihren Inhalt mit. Der zweite Beitrag behandelt eine Beschwerde der Stadt Salzburg aus der Zeit des Bauernkrieges, die hier als mainer Stat Salzburg Beschwerung- mitgetheilt wird. Mit Rech auf den Umstand hingewiesen, dass die hier aufgestellten Forde sich mehrfach mit denen der aufständischen Bauern berührten, Schrift überhaupt im Einverständnisse mit dem vor Salzburg lag Bauernheere entstanden ist. Hieher gehören namentlich die erste Punkte: 1. Verkündigung des reinen Wortes Gottes ohne Menschen 2. Deutsche Messe, 3. Abschaffung überflüssiger Feiertage, 4. Pfarrerwahl.

Graz. J. Lose

---

37. **Kašpárek Karel, K vyučování počtům v I.—III. škol reálných. Studie ku speciální methodice arithm (Der Rechenunterricht in der I.—III. Realschule Eine Studie zur speciellen Methodik der Arithm** Progr. der Landes-Oberrealschule in Ungarisch-Brod 1897, 8°,

Von der Forderung ausgehend, dass der Rechenunterricht nur die Fertigkeit und Sicherheit im Rechnen, sondern auch da ständnis der Rechnungsoperationen anstreben und somit die Vorber zum eigentlichen mathematischen Unterrichte gewähren soll, gelan Verf. zum Resultate, dass schon in den ersten zwei Classen die meine Bezeichnung der Zahlen thunlichst zu berücksichtigen ist und der Einführung relativer Zahlen bereits in der zweiten Classe auf einfacher Beispiele vorgearbeitet werden soll. Gegen das erste P ist nichts einzuwenden; auch die Instructionen empfehlen es ja, s der Lehre von den Proportionen zur schematischen Bezeichnun Glieder Buchstaben zu bedienen; doch wird man strenge darauf müssen, dass man an das Abstractionsvermögen der Schüler ke hohen Ansprüche stelle und dass die allgemeine Bezeichnung d sultate die Schüler etwa nicht zu einer gedankenlosen Benützun Formeln verleite. Die zweite Forderung erscheint dagegen de minder begründet; einerseits würde durch ihre Erfüllung in den stoff der zweiten Classe ein fremdes Element eintreten, andererse die Einführung negativer Zahlen praktisch nicht so schwierig, a sie eine besondere Vorbereitung erheischen würde.

Der Gesammteindruck der fleißigen und frisch geschriebenen ist ein sehr günstiger, so dass dieselbe auch in den Partien lese erscheint, wo es dem Verf. nicht gelungen ist, dem Gegenstand Gesichtspunkte abzugewinnen.

38. **Kubíček Jan, Výklad a srovnání hlavních způ jakými se provádějí tak zvané přibližné kvadratury klärung und Vergleichung der hauptsächlichsten Met der sogenannten angenäherten Quadratur).** Progr. des böhm. Staats-Gymn. in Budweis 1897, 8°, 20 SS.

Der Verf. beabsichtigt, die wichtigsten Methoden der mechan Quadratur nach dem Grade der Genauigkeit geordnet übersichtlic zuführen. Im vorliegenden ersten Theile wird die Methode der ecke, die Methode der Trapeze, sowie die Simpson'sche und Cot Regel erörtert; als Einleitung dient ein kurzer historischer Übe

Der Vorgang des Verf.s weicht von der üblichen Behandlung nicht ab und bietet keinen Anlass zu besonderen Bemerkungen. Die Ausdrucksweise ist stellenweise unklar, ja sogar nicht ganz correct; insbesondere gilt dies von der Einleitung trotz deren starker Anlehnung an bewährte Quellen.

39. Straširybka Fr., Elementarní odvození nejdůležitějších vět o potencialu (Elementare Ableitung der wichtigsten Sätze über das Potential). Progr. der Landes-Oberrealschule in Teltsch 1897, 8°, 28 SS.

Dass der Begriff des Potentials für den physikalischen Unterricht unentbehrlich ist, wird wohl beinahe allgemein anerkannt. Wie der Verf. richtig betont, führen selbst solche Lehrbücher, welche den Namen vermeiden, doch den Begriff stillschweigend ein. Die vorliegende Abhandlung verfolgt nun den Zweck, die wichtigsten Sätze über das Potential den Mittelschülern unter Anwendung von elementaren Hilfsmitteln verständlich zu machen. Die Grundlage bildet der Arbeitsbegriff des Potentials, worauf in der üblichen Weise dessen mathematischer Ausdruck erhalten und der Begriff der Niveauflächen, der Kraftlinien und der Capacität entwickelt wird. Hierauf folgt eine Reihe von Anwendungen, welche dem Lehrstoffe der Mittelschulen entnommen sind. Die Behandlung ist vorwiegend mathematisch gehalten. Da nun für den Unterricht das Einschlagen eines rein physikalischen Weges gewiss zweckmäßiger ist, so wird man nur einzelne Theile der Arbeit für die Schulpraxis verwerten können. Immerhin bietet die schätzenswerte Abhandlung eine Fülle von Anregungen für vorgeschrittenere Schüler. Zu berichtigen wäre auf S. 15 der Satz, dass die Schwerkraft der Erde von der Oberfläche zum Mittelpunkte stetig abnimmt, was nur für eine homogene Kugel giltig wäre.

40. Sommer Jan, Ze školské praxe. Učivo mathematiky a fysiky (Aus der Schulpraxis. Der mathematische und physikalische Lehrstoff). Progr. des k. k. böhm. Staats-Gymn. in Prag-Kleinseite 1897, 8°, 22 SS.

Nachdem der Verf. bereits in einer früheren Programmarbeit seine Ansichten über die Behandlung der Trigonometrie in der VI. Gymnasialclasse entwickelt hatte, liefert er im vorliegenden Aufsatze Beiträge zu verschiedenen Capiteln aus dem Gebiete der Mathematik und Physik. Einzelne von ihnen, wie z. B. diejenigen, welche über den Ansatz von Gleichungen, über die Lösung geometrischer Aufgaben und über die Beweise geometrischer Sätze handeln, werden infolge ihres methodischen Wertes und ihrer praktischen Verwendbarkeit ungetheilten Beifall finden, hingegen wird die Behandlung der analytischen Geometrie und der Physik nicht auf allgemeinen Anklang rechnen können. So wird beispielsweise der vom Verf. vorgeschlagene, rein physikalische Beweis des Varignon'schen Satzes, abgesehen davon, dass er von geometrischen Elementen nicht ganz frei ist, wegen seiner Umständlichkeit den kurzen und einfachen geometrischen Beweis kaum jemals verdrängen können; ähnliche Bedenken lassen sich auch gegen die Behandlung der Geraden in der analytischen Geometrie erheben. Trotz dieser Einwände kann man der verdienstlichen Arbeit infolge ihrer sachlichen und formellen Strenge selbst in den Partien, wo man mit ihr nicht vollständig übereinstimmt, die Anerkennung nicht versagen. Die Abhandlung würde noch wesentlich gewonnen haben, wenn einzelne Bemerkungen, deren Schärfe direct gegen die von den Schülern benützten Lehrbücher gerichtet ist, weggeblieben wären.

41. **Kaňka Fr.**, O některých zjevech v silovém poli akustickém a o jeho vztazích k poli magnetickému (Einige Erscheinungen im akustischen Kraftfelde und dessen Beziehungen zum magnetischen Felde). Progr. des k. k. Obergymn. in Taus 1897, 8°, 30 SS.

Die vorliegende, sehr bemerkenswerte Arbeit bildet ein Seitenstück zu den bekannten Untersuchungen von Dvořák. Nachdem der Verf. die im Folgenden nothwendigen Sätze über magnetisches und elektrisches Kraftfeld und über Wirbelbewegungen vorausgeschickt hat, wendet er sich zu speciellen Rotationsbewegungen, welche er im akustischen Felde einer Platte und einer Glocke an Körpern im Gewichte bis zu 20 g beobachtet hat. Der nächste Absatz ist der Beobachtung von Schwingungen und Drehungen innerhalb einer longitudinal schwingenden Luftsäule gewidmet; die Untersuchung geschieht nach dem Vorgange von Mach durch Hineinwerfen feiner Pulverarten in den Cylinder einer Schirmlampe. Ganz besonderes Interesse erregen aber die folgenden Abschnitte, welche die Erscheinungen im Kraftfelde einer stehenden Transversalwelle und einer tönenden Luftsäule sowie deren Analogien im magnetischen Kraftfelde in origineller Weise behandeln und vielfach zu neuen Ergebnissen führen. Trotz der einfachen experimentellen Hilfsmittel — als Schallquelle dient nämlich die Ballonflasche eines Meidinger'schen Elementes — erzeugt der Verf. sehr schöne und zahlreiche akustische Kraftlinien und führt verschiedene Fälle akustischer Anziehung und Drehung vor. Die Arbeit führt zum Schlusse, dass die Widersprüche zwischen den beiden Arten von Kraftfeldern nur scheinbar sind: es ergibt sich vielmehr nicht bloß eine Analogie, sondern eine vollkommene Übereinstimmung zwischen dem äußeren akustischen Kraftfelde und dem magnetischen Felde, so dass die vorliegende Abhandlung einen wesentlichen Beitrag zur einheitlichen Auffassung von Naturerscheinungen liefert.

42. **Mašek**, Dr. Bohuslav, Experimentálné stvrzení hlavních výsledků theorie Hertz-Maxwellovy (Experimentelle Bestätigung der Hauptergebnisse der Hertz-Maxwell'schen Theorie). Progr. der k. k. böhm. Staats-Realschule in Prag-Kleinseite 1896 u. 1897, 8°, 26 u. 29 SS.

Der Verf. hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, eine Übersicht der bisherigen experimentellen Leistungen auf dem Gebiete der Hertz-Maxwell'schen Theorie zu liefern. Die Einleitung bildet eine kurze, aber gehaltvolle historische Skizze der Wandlungen, welche die Elektricitätslehre bis in unsere Zeit durchgemacht hat. Zum eigentlichen Gegenstande der Arbeit übergehend, bespricht der Verf. das Wesen der elektrischen Oscillationen, sowie die wichtigsten Apparate zu ihrer Erzeugung. Daran schließt sich die Erklärung der sogenannten elektrischen Detectoren, welche die Existenz elektrischer Strahlung an einer bestimmten Stelle sowohl qualitativ als quantitativ zu bestimmen gestatten; hiebei werden sowohl die auf elektrische Resonanz gegründeten Apparate als auch die mikrophonischen Detectoren in Betracht gezogen. Der zweite Theil behandelt die zeitliche Ausbreitung elektromagnetischer Wellen im Raume, ihre Fortpflanzungsgeschwindigkeit in der Luft und in verschiedenen anderen Medien; daran knüpft sich die Bestimmung des elektrischen Brechungsexponenten für verschiedene Substanzen und eine kurze Erwähnung der anomalen Dispersion und Absorption elektrischer Wellen, so dass die Berechtigung der elektromagnetischen Theorie des Lichtes experimentell nachgewiesen erscheint. Der Abhandlung sind zahlreiche instructive Zeichnungen beigefügt. Das Quellenverzeichnis

st sehr reichhaltig und umfasst auch die neuesten Erscheinungen der einschlägigen Literatur.

Es erfordert eine bedeutende Sachkenntnis und Geschicklichkeit, ein so reiches Material zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden, doch hat sich der Verf. seiner Aufgabe vollkommen gewachsen gezeigt. Besonders zu rühmen ist die anschauliche Erklärung der einzelnen Vorgänge durch das Wandern von Kraftröhren und die übersichtliche Darstellung, welche die fortschreitende Genauigkeit der Messungsmethoden deutlich hervortreten lässt. Die verdienstliche Abhandlung kann nicht besser empfohlen werden als durch den Wunsch, der Verf. möge derselben bald eine größere selbständige Arbeit über den Gegenstand folgen lassen.

Brünn. Dr. Joh. Mayer.

---

43. Vyrazil J., Praktické cvičení v chemické laboratoři (Praktische Übungen im chemischen Laboratorium). Progr. der böhm. k. k. Oberrealschule in Brünn 1897, 8°, 40 SS.

Wie im Jahresberichte für das Schuljahr 1894/5 der böhm. Landes-Oberrealschule in Prossnitz eine vorzügliche Abhandlung über praktische Übungen im Schülerlaboratorium von Prof. Fr. Faktor erschienen ist, findet sich im Jahresberichte für das Schuljahr 1896/7 der böhm. k. k. Oberrealschule in Brünn unter dem oben angeführten Titel eine recht gelungene Arbeit von Prof. J. Vyrazil.

Nach einer sachgemäßen, kurzen Einleitung werden hier verschiedene, dem Anfänger unerlässliche Winke gegeben, welche alle, namentlich aber jene, die auf Reinlichkeit, Ordnung, Sparsamkeit und Vorsicht sich beziehen, gelobt zu werden verdienen.

Hierauf wird der Übungsstoff besprochen. Zunächst folgen Lösungserscheinungen fester, flüssiger und gasförmiger Körper bei verschiedenen Lösungsmitteln und die Ausscheidungsversuche (Krystallisation-Präcipitation), wobei das Einzelne durch zahlreiche Beispiele erläutert wird. Hierauf folgt die Feststellung der Begriffe, wie: Mischung, Legierung und Verbindung. In der weiteren Arbeit beschreibt der Verf. die Einwirkung von Sauerstoff, Schwefel und der Halogene (Chlor, Brom, Jod) auf Metalle und Metallverbindungen und erklärt hiebei die Bildung und die Eigenschaften der entstandenen neuen Körper (Säuren, Basen, Salze usw.), sowie der hiebei stattgehabten Vorgänge (Oxydation, Reduction usw.).

Nach diesen Versuchen folgt die Reaction der Mineralsäuren. Hier wurde alles, was dem Anfänger als wissenswert erscheint, fasslich dargestellt und die einzelnen Vorgänge bei der Auffindung der Säuren recht gut zur Anschauung gebracht. Ebenso gelungen ist die weitere Arbeit hinsichtlich der Reaction auf Metallverbindungen und deren Bestimmung.

Bei der Besprechung der Untersuchung der Körper auf trockenem Wege macht der Verf. zunächst auf verschiedenartige, berücksichtigungswerte Umstände aufmerksam, geht dann zum Verhalten der Körper im Glühröhrchen über, zur Prüfung auf der Kohle, zum Verhalten der Körper beim Schmelzen mit Salpeter und Soda auf dem Platinbleche, in der Borax- und Phosphorsalzperle und zur Flammenreaction der Körper.

Nachdem das Wesentlichste über die Analyse der im Wasser unlöslichen Stoffe und über die Analyse der Legierungen erörtert ist, lässt der Verf. drei Schlüssel folgen, von denen die zwei ersteren den Zweck haben, mit den bereits eingeübten Reactionen nach der einfachen qualitativen Analyse die wichtigsten Basen und Säuren zu erkennen und mit dem dritten Schlüssel die wichtigsten Mineralien zu bestimmen.

Die Schlüssel zur Auffindung der Basen und Säuren sind leich fasslich dargestellt und der Schlüssel zur Bestimmung der Mineralie wohlgeordnet und übersichtlich zur Anschauung gebracht.

Aus der ganzen Arbeit geht hervor, dass der Verf. bestrebt wa die Schüler zu einer gewissen Selbständigkeit anzuleiten. Nur selte werden die Erscheinungen beschrieben und das nur in solchen Fällen wo es unumgänglich nothwendig erscheint. Die Beispiele sind so ge wählt, damit die Schüler, indem sie die Erscheinungen betrachten un über dieselben nachdenken, sich das Endresultat selbst zu bilden ve mögen.

Die ganze Arbeit verräth Fleiß und Sachkenntnis und wird gewis beim Gebrauche in den Schülerlaboratorien ihren Zweck nicht verfehlen

Ung.-Brod. Joh. Rain.

---

44. Stock Fr., Über ästhetische Bildung als Aufgabe de Gymnasiums. Progr. des Communal-Untergymn. in Bregenz 1897 8°, 17 SS.

Nach allgemeinen Erörterungen über Erziehung und Unterrich und über das dem österreichischen Gymnasium gesteckte Lehrziel, übe den Begriff der allgemeinen Bildung wird auf die ästhetische Bildung eingegangen und deren Wesen und Wichtigkeit, ja Unerlässlichkeit dar gelegt. Der Verf. denkt nicht an eigene Lehrstunden für Kunstunterricht sondern nach ihm soll das ganze Gymnasialleben, speciell auch jede Lehrgegenstand, das ästhetische Moment zur Grundlage haben und vo demselben durchdrungen sein und kann es auch, ohne dass die gegen wärtige Organisation geändert wird; wie, das wird im einzelnen ausge führt und zwar sowohl an der körperlich und seelisch erziehlichen als auch an der unterrichtlichen Thätigkeit des Gymnasiums. Er fasst eben das Wort Ästhetik mit Recht im weitesten Sinne, der sich erstreckt »erstens auf den Reinlichkeits- und Ordnungssinn, auf das äußere Auf treten oder, mit anderen Worten, auf die künstlerischen Lebensformen, zweitens auf das Gehör (Musik), drittens auf die Sprache und ihre Lite ratur, viertens auf Herz und Gemüth und fünftens auf die Werke der bildenden Künste« (Ästhetik im engsten Sinne). Aus den voller Be achtung werten Ausführungen seien hier nur einige Hauptsätze angeführt. Geradezu mit peinlicher Sorgfalt ist auf die körperliche Entwicklung und Ausbildung des Schülers zu sehen. Der Anschauungsunterricht ist einer der wichtigsten Lehrbehelfe. Lebendiger Unterricht und bildliche Dar stellung sollen Hand in Hand gehen. Dem Geschichtslehrer fällt der Haupttheil am ästhetischen Unterrichte (im engsten Sinne des Wortes) zu. — Die klar geschriebene, auf guten Quellen fußende Abhandlung, besonders auch die Darlegung, welche Aufgabe den einzelnen Fachlehrern zukäme, sei hiemit der Beachtung und Lesung bestens empfohlen.

Wien. J. Rappold.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Bemerkungen zur lateinischen Grammatik

mit besonderer Berücksichtigung der 'Lateinischen Grammatik' von A. Goldbacher, 6. im wesentl. unveränd. Aufl. Wien, Verlag von Schworella u. Heick 1897.

Wenn ich im Folgenden eine Reihe von Bemerkungen zur Behandlung der lateinischen Sprache in der Schule und über die Fassung einiger Regeln der lateinischen Grammatik gerade an die Goldbacher'sche Grammatik anknüpfe, so geschieht dies zunächst freilich aus einem äußeren Grunde, nämlich wegen des vor anderthalb Jahren erfolgten Erscheinens der 6. Auflage dieses Buches. Doch hätte ich vielleicht auch ohne diesen zufälligen äußeren Anlass Gelegenheit gesucht, eine größere Zahl von Beobachtungen, die sich mir während einer mehr als zehnjährigen Verwendung dieser Grammatik beim Unterrichte dargeboten haben, mitzutheilen. Durch diese vieljährige Benützung in der Schule ist mir die Goldbacher'sche Grammatik ein besonders vertrauter und lieber Unterrichtsbehelf geworden, dessen hohe Vorzüge ich sehr wohl zu schätzen weiß. Sie zeichnet sich durch eine kaum übertroffene Reichhaltigkeit des gebotenen Stoffes aus, durch übersichtliche Anordnung und überwiegend auch durch eine sehr klare und präcise Fassung der Regeln und durch eine Fülle feiner sprachlicher und stilistischer Beobachtungen, die von sorgsamster Benützung des wissenschaftlichen Quellenmaterials zeugen. Gerade das Interesse jedoch, das ich an dieser bewährten lateinischen Grammatik nehme, bestimmte mich, diese zur Grundlage für meine Bemerkungen zu machen, obgleich ich, wie sich aus der folgenden Darstellung ergeben wird, eine große Anzahl dieser Bemerkungen ebensogut auch gegen manche andere Lehrbücher der lateinischen Grammatik hätte richten können. Die 6. Auflage der Goldbacher'schen Grammatik wird auf dem Titelblatte als eine im wesentlichen unveränderte bezeichnet; sie ist auch, soviel ich sehen konnte, nichts als ein

stereotypierter Abdruck der 5. Auflage. Da nun gerade für di
Schule das '*dies diem docet*' besonders gilt und keine Erstarrun
platzgreifen darf, habe ich geglaubt, meine Beobachtungen, di
aus einer eingehenden Prüfung einzelner Angaben des Buches i
früheren Auflagen und nach dem eben Gesagten auch in de
neuesten Auflage hervorgiengen, dem gelehrten Verf. hiermit zu
Verfügung stellen zu sollen, um so ein, wie ich wiederholt hervor
hebe, mir lieb gewordenes Buch von einigen *naevi* zu befreien
einige wünschenswerte Ergänzungen beizubringen und so der Sach
selbst, wie ich hoffe, der Behandlung der lateinischen Grammati
in der Schule, vielleicht irgendeinen Nutzen zu schaffen. Bei de
folgenden Besprechung werde ich die Ordnung einhalten, dass ic
mich einfach der Reihenfolge der Paragraphen in der Goldbacher
schen Grammatik anschließe.

§. 69 fehlt unter den *Singularia tantum* das wichtige Wor
vestis, wogegen *specimen* 'Probe' ruhig gestrichen werden könnte. —
§. 82 schiene mir die charakteristische Bildung *arma victrici*
einer Erwähnung wert, da dieselbe, wenn sie auch nur aus Dichter
sich belegen lässt, dennoch nicht zu entbehren ist. — §. 84 sollt
die äußerst seltene Genetivform *alīus* von *alius* ganz gestriche
und direct gelehrt werden, der Genetiv von *alius* heiße *alterius*
vgl. Neue-Wagener³ II, p. 534. — §. 106 fehlt bei *quisquis* d
Anführung der Genetivform *cuicui*, die in der Form *cuicuimodi* a
fünf Stellen bei Cicero sich findet: Rosc. Am. §. 95, Verr. V
§. 107, Tusc. disp. III. §. 83, ib. V. § 121, de fin. III. §. 30
Eine solche Form gehört sicherlich in eine lateinische Grammatik. —
Weit ernster jedoch ist der Einwand, der §. 107 gegen die Fassung
der Lehre über den Gebrauch von *quisquam* und *ullus* erhoben werden
muss. Das Gleiche gilt freilich von der Fassung der bezügliche
Regel in der Mehrzahl der Lehrbücher der lateinischen Grammatik
Es heißt bei Goldb. a. a. O., dass *quisquam* fast nur substan
tivisch verwendet werde, zum adjectivischen Gebrauche und fü
den fehlenden Plural von *quisquam* diene *ullus*, beide meist i
negativen Sätzen. So gefasst erscheint die Regel sehr ungenau
Denn der Schüler wird darnach ruhig *neque ullus civis* und
Ähnliches bilden und überhaupt *ullus* adjectivisch mit jeder Ar
von Substantiven verbinden. Dies ist jedoch nicht richtig. *Quis*
quam ist vielmehr seit den ältesten Zeiten (Ennius, Cato, Plautus
zu Substantiven, die eine Personbezeichnung bilden, als adjectivi
sches Attribut hinzugetreten, vgl. Neue-Wagener³ II, S. 503 ff. Den
Sprachgebrauch Cäsars und Ciceros aber habe ich ganz speciell
nach dieser Richtung auf Grund der vorliegenden Speciallexica von
Meusel und Merguet untersucht, da die Frage mir wichtig genug
schien. Es ergibt sich daraus Folgendes: Bei Cäsar findet sich
ullus adjectivisch zu Sachnamen gestellt an zahlreichen Stellen,
bei Personenbezeichnungen niemals, einmal substantivisch b. G. I,
8, 3. *quisquam* findet sich adjectivisch mit Personenbezeichnungen

verbunden in den Reden Ciceros an circa 40 Stellen, in den philosophischen Schriften an 14 Stellen, das ist also in Verbindung mit Wörtern, wie: *adulescens*, *amicus*, *auctor*, *civis*, *deus*, *homo*, *hostis*, *orator*, *senex*, *servus*, *vir*. *ullus* aber, das an Hunderten von Stellen mit Sachnamen verbunden erscheint, wird mit solchen Personenbezeichnungen überhaupt nicht verbunden. Es heißt also stets *neque quisquam adulescens*, *civis* usw., nie *neque ullus adulescens*, was die Schüler nach Goldbacher und den meisten anderen lateinischen Grammatiken, so Schmidt-Thumser, Lattmann-Müller, Scheindler, sicherlich bilden werden; auch Landgraf §. 258 reicht nicht aus. Die richtige Fassung der Regel finde ich nur in der Lat. Schulgrammatik von Schmalz-Wagener §. 72. *ullus*, adjectivisch bei Personenbezeichnungen gebraucht, findet sich bei Cicero nur in folgenden Fällen: 1. statt des wenig gebrauchten abl. sing. *quoquam* [1]) in Wendungen wie: *cum homine ullo, sine duce ullo* u. ä. in ziemlich zahlreichen Beispielen; 2. für den gänzlich fehlenden Plural von *quisquam* in Fällen wie *ulli amici, ullos duces, ulli insani, ulli magistri*; 3. für das fehlende Femininum von *quisquam*. Zwar hat man sich im älteren Latein nicht gescheut, *quisquam amica, quisquam mulier* u. ä. zu sagen, die classische Zeit jedoch hat dies gemieden und sagte dafür *ulla*, vgl. Cic. Cael. §. 37 *alienam ullam mulierem*, Neue-Wagener[3] a. a. O., ebenso

[1]) Ein interessanter Beleg dafür, dass diese Casusform (quoquam) im ganzen gemieden wurde, sind zwei Cicerostellen: Phil. II 38 *an ille quemquam plus dilexit, cum ullo consilia saepius iniit?* und Lael. §. 52 *ut neque diligat quemquam, neque ipse ab ullo diligatur*. Indessen findet sich quoquam doch immerhin an einigen Stellen bei Cicero, vgl. Neue-Wagener[3] II, S. 507, wornach Landgrafs Notiz in seinem Commentar zur Rosciana §. 74 zu berichtigen ist Trotzdem muss es vom Standpunkte der Schule als ein Missgriff bezeichnet werden, wenn in einem lateinischen Übungsbuche die Form *quoquam* direct von den Schülern gefordert wird, wie dies in Walser-Ziwsas Übungsbuche für Quarta S. 30, St. 31, Satz 1 nach dem Vorbilde von Nepos Eumenes c. 11 geschieht, wo es freilich heißt: *non enim cum quoquam arma contuli, quin is mihi succubuerit*. Hier sollte, wenn schon auf den Satz besonderer Wert gelegt wurde, *cum ullo* von den Schülern verlangt werden: denn dies ist die im Ablativ weitaus überwiegende und in der Schule allein statthafte Form. Müssen ja doch auch manche andere Abweichungen vom guten Sprachgebrauche, die Nepos sich gestattet, im Interesse der Schule eliminiert werden. — Hieher möchte ich noch einen Fall stellen, wo ein einem Autor entlehntes Beispiel bei Goldbacher eine in der Schule recht lästige und störende Unregelmäßigkeit hinsichtlich des Gebrauches des pronom. reflex. enthält. §. 348, 4 wird das Beispiel citiert *Cimon incidit in eandem invidiam, quam pater suus* (Nepos, Cimon c. 3). Es ist gar kein Zweifel, dass die Regel vielmehr forderte: *q. pater eius*, und nur so dürfte ein Schüler schreiben. Es ist daher sehr unwillkommen, dass in einer Schulgrammatik, die ja naturgemäß beispielgebend wirkt und wirken soll, ein solches Beispiel enthalten ist. Wenn schon auf dieses Beispiel Wert gelegt wurde, konnte ruhig *eius* für *suus* eingesetzt werden, wie ja manche andere Abnormität der Diction des Nepos von der Schule ferngehalten wird.

auch Cic. de div. II, §. 141 *ullam anum tam deliram fuisse,* wofür noch Plautus Rud. II 3, 75 *anum quemquam* sagt. Aus dem Gesagten ergibt sich wohl klar, dass die Fassung der Regel in den meisten Grammatiken, *quisquam* werde substantivisch, *ullus* adjectivisch gebraucht, einer Correctur bedarf. Es sollte vielmehr heißen, dass *quisquam* wohl auch substantivisch, aber neben Personenbezeichnungen regelmäßig adjectivisch gebraucht wird. *ullus* hingegen, das bei Sachnamen adjectivisch gebraucht wird, erscheint bei Personenbezeichnungen nur in den oben bezeichneten Fällen. Auch darüber lehrt Goldbachers Grammatik nichts, dass gewisse Formen der casus obliqui von *ullus*, so insbesondere *ullius*[1]) = *cuiusquam* auch substantivisch gebraucht werden, vgl. b. G. I 8, 3 *ulli.* — Ich füge hier sogleich noch eine kurze Bemerkung zu §. 382 hinzu, wo der Gebrauch von *quisquam* und *ullus* ausführlicher besprochen wird. Unter den Sätzen oder Wendungen mit negativem Sinne sollte hier *si quisquam* (wesentlich verschieden von *si quis!*) nicht fehlen. Beispiele sind ziemlich zahlreich. Aus den philosophischen Schriften Ciceros citiere ich folgende: Lael §. 9, 54; Tusc. IV, §. 72, V 29; off. II 28; fin. V, §. 78, im ganzen in diesen Schriften Ciceros allein 15 Beispiele. — §. 126 vermisse ich bei der Anführung der Bildung des inf. fut. pass. — freilich nicht bloß in dieser Grammatik, sondern überhaupt in den Lehrbüchern der lateinischen Grammatik — ein erläuterndes Wort über diese Bildung, die dem Schüler sonst räthselhaft erscheinen muss und, wie mich dünkt, zumeist durchs ganze Gymnasium auch räthselhaft bleibt. Gar so selten ist die Form denn doch nicht. dass sie, wie das vereinzelt geschieht, einfach unterdrückt werden könnte. Vorgeführt sollte sie daher in einer lateinischen Grammatik meines Erachtens sicherlich werden, wobei dann etwa eine den Gebrauch dieser Form einschränkende Bemerkung angefügt werden könnte. Einen guten Schlüssel aber für das Verständnis derselben bieten gewisse Stellen des Sallust, vgl. Cat. c. 36 *qui rem publicam perditum irent,* Iug. c. 68 *ultum ire.* ib. c. 85 *ereptum ire,* Tac. Ann. IV 1 *raptum ire,* ib. IV 66 *perditum ire,* so auch *oratum, illusum, oppugnatum ire,* besonders häufig *ultum ire,* vgl. Nipperdey zu Tac. Ann. IV 1. Hieraus lässt sich die Bedeutung der Formen des inf. fut. pass. sehr leicht entwickeln. Denn dass *ereptum itur* heiße „man geht darauf aus zu entreißen“ oder „es wird darauf ausgegangen z. e.“, also etwas Futurelles bedeutet, und dass folgerichtig hiezu der Infinitiv nur *ereptum iri* heißen könne, würde jedem Schüler einleuchten. — §. 130 wäre es meines Erachtens erwünscht, die activen Formen.

---

[1]) Doch ist das von Neue-Wagener³ II, p. 507 angeführte Beispiel Cic. post red. in sen. §. 11 quis enim ullam (nicht ullum!) ullius boni spem haberet in eo als nicht hieher gehörig auszuscheiden, da hier *ullus* ja bei einem Sachnamen steht.

die auch von den Deponentien gebraucht werden, zusammenzufassen und schärfer hervorzuheben, wie dies bei Landgraf und Scheindler geschieht; es ist beispielsweise notorisch, dass gegen den inf. fut. solcher Verba sehr häufig von Schülern gefehlt wird. — §. 157 wäre unter den supinlosen Verben der II. Conjug. das recht seltene *albere* zu streichen, §. 182 sollte es bei *coarguo* heißen: *coargui, convictum* bei *redarguo, redargui, refutatum.* — §. 197 erscheint es mir als eine seltsame Pedanterie, zu erklären, dass von *velle* wohl das vollständige Futurum im Gebrauch gewesen sei, hingegen von *nolo* und *malo* die ersten Personen sing. des Fut. nicht gebräuchlich gewesen seien, wohl aber alle übrigen Formen dieses Tempus. So Goldbacher offenbar nach Kühner, Ausf. Gram. d. lat. Spr. I, S. 524. Doch heißt das, dem zufälligen Umstande, dass diese Form sich gerade nicht belegen lässt, ein ihm in diesem Falle gar nicht gebürendes Gewicht beilegen. Es ist ja ganz ausgeschlossen und undenkbar, dass wohl *noles, nolet, nolemus* usw. gesagt worden sei, nicht aber *nolam.* — §. 206. 4, A. 1 sollte, wenn schon die Form *paenitendus* Aufnahme fand, das, wie mir scheint, häufigere *pudendus* gleichfalls erwähnt werden, das sich in adjectivischer Bedeutung = schimpflich, schändlich bei Vergil, Ovid, Horaz, Tacitus und in der Verbindung *pudendum est* auch bei Cicero findet. — §. 211 fehlt unter den Adverbien auf *o* das Adverbium *tuto,* das häufig gebraucht wird und dem Schüler schon in der Nepos-Lectüre begegnet (Them. 8 *tuto eum versari*), später oft bei Cäsar und Cicero.

Syntax. Den Regeln über die Congruenz muss im allgemeinen große Sorgfalt der Abfassung nachgerühmt werden. Doch sollte §. 244 m. E. die Bemerkung nicht fehlen, dass es auch im Lateinischen subjectlose Sätze gibt, wie: *tonat, itur, ventum est,* vgl. Gillhausen-Ziemer, Lat. Gr. §. 159. 4, Scheindler §. 97. 3. Ebenda Anm. 2 *c*) muss es als ein starkes, zu Irrungen führendes Versehen bezeichnet werden, wenn es heißt, dass das deutsche „man" auch einfach durch die 2. Pers. sing. ausgedrückt werden könne. Es musste hier selbstverständlich hinzugefügt werden: nur des Conjunctivs. Das Richtige findet sich §. 405, Anm. 1 und §. 410, Anm. 3. Umso auffallender ist die unrichtige Fassung an der erwähnten Stelle und am auffallendsten, dass sich ein solcher Verstoß bis in die 6. Auflage erhalten hat. — §. 248 wäre für die Congruenz: *ira et avaritia imperio potentiora sunt* ein Hinweis auf §. 246. 3, Anm. 1, nämlich auf Fälle wie: *triste lupus stabulis,* zu welchen jener Fall gleichsam die Pluralform darstellt, recht instructiv, vgl. Schmidt-Thumser §. 166. — §. 246, Anm. 2 wird mit Recht bemerkt, dass *esse* auch „sich verhalten, sich befinden" bedeute und sich dann mit Adverbien verbinde. Als Beispiele für diesen Gebrauch werden angeführt: *mihi bene est, sic res est, inceptum frustra fuit.* Nun kann ich mich damit in keiner Weise einverstanden erklären, dass auch *inceptum frustra*

fuit hiermit ohne jede weitere einschränkende Bemerkung mit den beiden anderen Beispielen auf eine Linie gestellt wird. Denn dieser Gebrauch von Adverbien bei *esse* gehört ja vorzugsweise der Umgangssprache an (vgl. Schmalz zu Sall. Cat. C. 20, 2 und Lat. Gram. in Iw. Müllers Hdb. f. kl. Altw. §. 7, S. 399), und der Stil der mustergiltigen Autoren hat sich darin viel engere Grenzen gesteckt. Also *bene est, sic est* lässt sich mit Beispielen aus den besten Schriftstellern belegen, aber *frustra est* ist speciell bei Sallust beliebt und aus diesem, wie ich glaube, auch von Livius an einer Stelle herübergenommen.[1] Die Wendung ist daher in eine Schulgrammatik nicht ohne Einschränkung aufzunehmen, da sie in der Schule vielmehr durch *vanum* oder *irritum est* ersetzt werden muss. — §. 257 fehlt in der wichtigen Regel über die Congruenz gewisser Pronomina mit dem Prädicatssubstantiv das Pronomen interrogativum in Fällen wie: *quae est causa tristitiae? quis est fons virtutis?* Durch das Fehlen dieser Angabe ist die Anmerkung, in der *quid est deus?* als Ausnahme bezeichnet wird, nicht recht verständlich. Indessen könnte dieser Paragraph von Anmerkungen etwas entlastet werden. — Zu §. 265 sei bemerkt, dass Cicero Tusc. I 44 und IV 56 *aemulari* = „neidisch nacheifern", von *invidere* wenig verschieden, mit dem Dativ construiert. — §. 267 vermisse ich die m. E. wesentliche Bemerkung, dass der Accusativ, den die mit *circum, praeter, per* und *trans* zusammengesetzten Verba der Bewegung regieren, ursprünglich von diesen Präpositionen abhängig ist. Die gleiche erläuternde Bemerkung sollte §. 275 nicht fehlen bei der Erwähnung der Verba *traducere, traicere, transportare*, wo auch der eine Accusativ nur von *trans* abhängig ist, und da dieses Verhältnis sich im Passivum nicht ändert, auch im Pass. als Acc. erhalten bleibt. Ein *circumire amicos* ist ursprünglich nichts anderes als *ire circum amicos*, vgl. die ganz ähnlichen Wendungen *circum villas nostras errare* (Cic. ad Att. 8, 9, 3) oder *circumcursare aliquem* und *turba circum te stante* Hor. Serm. I 3, 135 oder *Diodorus circum patronos atque hospites cursare* (in Verr. IV 41), *errabant .. maria omnia circum* (Verg. Aen. I 32). Ganz dasselbe liegt ja wohl auch an der bekannten Stelle Hor. c. I. 14, 19 f. vor: *interfusa nitentes vites aequora Cycladas*. Horaz hat sich eben hier die Kühnheit gestattet, nach Analogie jener anderen Composita auch von *interfusa* einen Accusativ abhängig zu machen, vgl. auch *mea interest*. — §. 273 wird unter den Verben, die sich wie *existimare, putare* in der Bedeutung „für etwas halten" mit Objects- und Prädicatsaccusativ verbinden, fälschlich auch *habere* angeführt. In der Anmerkung 1 wird dies wohl zum Theile berichtigt, doch sollte

[1] Vgl. Sall. Cat. 20, 2. Iug. 7, 6. 61, 1. 71, 5. 73, 7. 93, 1; die Wendung *inceptum frustra erat*, die sich Iug. 7, 6. 61, 1. 93, 1 findet, übernahm dann auch Liv. II 25, 2. XXIIII 30, 11.

es überhaupt in einer Schulgrammatik ganz bestimmt lauten: *habeo te amicum* heißt: „ich habe an dir einen Freund". Anm. 2 werden mit überflüssiger Weitschweifigkeit die Constructionen *habere pro, loco, numero* voneinander geschieden. Ebenda sollte bezüglich des Gebrauches von *se praestare* doch die nothwendige Directive gegeben werden, dass es sich nur mit lobenden Prädicatsbestimmungen verbinde. — §. 280 Anm. ist die Regel über den Gebrauch von *abhinc* ungenau und dadurch fehlerhaft; es sollte nämlich heißen. der Accusativ bei *abhinc* bezeichne die der Gegenwart des Sprechenden vorausliegende Zeit, also *abhinc decem annos* = „heute vor zehn Jahren". — §. 281 schiene mir bei jenem Accusativ des Ausrufs wie *me miserum* doch ein Wink für das Verständnis des Casus in einer Grammatik erforderlich, dass er nämlich abhängig zu denken sei von einem der Situation entsprechenden und hinzuzudenkenden Verbum des Affects. Gleich erwünscht nicht nur, sondern m. E. geradezu geboten wäre eine ähnliche Bemerkung §. 455,[1]) wo von dem Accusativus cum infinitivo beim Ausruf oder bei Fragen der Verwunderung usw. gesprochen wird. Goldbacher nennt diese Fügung „scheinbar unabhängig"; damit ist jedoch, wiewohl die richtige Auffassung angedeutet erscheint, nicht viel gewonnen. Es sollte bemerkt werden, wovon dieser elliptische Ausdruck offenbar abhängig ist, nämlich von einem dem Sinne der Stelle angemessenen Verbum des Affects. Ist doch das Gleiche auch im Deutschen der Fall in einem unwilligen Ausrufe, wie: „Dass mir dies gerade heute passieren musste!" Jeder ergänzt sich leicht: Wie verdrießt oder kränkt mich das! Warum wird in den griechischen Grammatiken das elliptisch gebrauchte: *ὅπως παρέσει εἰς τὴν ἑσπέραν* ganz sorgsam erklärt als von einem zu ergänzenden *σκόπει* abhängig? Die kurze, aber ausreichende Andeutung des Richtigen finde ich nur bei Schmidt-Thumser §. 369, Scheindler §. 108 und Schmalz-Wagener §. 229. — §. 291 zu *res mihi probatur* wird für das Verständnis dieser Construction allein von Ziemer §. 189 mit Recht auf die active Construction *rem alicui probare* hingewiesen. — §. 292, 3 (Dativ des Zweckes) wird natürlich auch von Goldbacher wie in den Grammatiken von Zumpt. Kühner, Stegmann, Scheindler, auch von Hauler im Lexikon des Übungsbuches für Quarta, Stilistik von Haacke, Berger u. a. m. die Wendung *admirationi esse* direct als Ersatzform des Passivums von *admirari* angeführt. Doch sucht man vergeblich nach einem Beleg dieser Construction in guter Zeit. Soviel ich sehen konnte, gibt es keinen Beleg dafür, weder bei Merguet noch bei Meusel noch in Fügners Lex. Liv. noch sonst irgendwo in der guten Latinität, und es liegt in dieser Wendung jedenfalls eine Neubildung der silbernen Latinität nach *odio, usui esse* vor.

---

[1]) Ein Versehen ist es wohl auch, dass zwischen den §§. 281 und 455 keinerlei Beziehung durch Verweisung hergestellt erscheint.

Sie findet sich, wie ich aus einer freundlichen Mittheilung des Herrn Prof. Hauler ersehe, zuerst bei Seneca epist. Luc. 33, 1, dann bei Apuleius, Gellius u. a. Natürlich empfanden die Lateiner doch auch schon in früherer Zeit das Bedürfnis, ein Passivum zu *admirari* zu haben, und ersetzten dies durch: *admiratione adfici*, worüber die treffliche Auseinandersetzung C. F. W. Müllers zu vergleichen ist de off. II 37, oder durch *admirationem habere* oder *magna est alicuius admiratio*. Auch Krebs-Schmalz, Antibarb. kennt die Wendung *admirationi esse* nicht. Es kann daher wohl keinem Zweifel unterliegen, dass man kein Recht habe, in den Lehrbüchern der lateinischen Grammatik für Schulen eine Construction zu lehren, die durch die ganze gute Latinität nirgends nachweisbar ist. — §. 293 gehören *proprius* und *sacer* jedenfalls n i c h t i n d i e R u b r i k d e s D a t i v s, sondern vielmehr i n d e n G e n e t i v. Übrigens ist der bei *proprius* und *sacer* stehende Genetiv nichts als ein Genetivus possessivus, der von dem betreffenden Substantivum abhängig ist, und *sacer, proprius* erläutern nur gleichsam dieses Abhängigkeitsverhältnis, vgl. Schmalz-Wagener §. 143, 2. Anm. 1. Wenn übrigens Goldbacher zu *proprius* bemerkt: „*mihi proprium est*, a u c h *meum est proprium*“, so ist dies nicht richtig. Die Verbindung mit dem pron. poss. *sua propria, nostra pr.* ist vielmehr die weitaus überwiegende oder geradezu die regelmäßige, vgl. Merguet s. v. *proprius*; richtig demnach Landgraf §. 131. Zus. — Ebenda lehrt G.: I m m e r *alienum* oder *alieno animo esse ab aliquo*“. Ich verweise jedoch demgegenüber auf Caes. b. c. I 6 *alieno esse animo in Caesarem milites*, eine Stelle, die freilich weder Klotz s. v. *alienus* noch Kühner, A. Gr. II, S. 275, Anm. 4. kennen. Trotzdem darf diese Fügung mit Rücksicht auf die Bedeutung des Schriftstellers, der sie gebraucht, nicht missachtet, muss vielmehr als gut lateinisch anerkannt werden. Statt 'immer' würde also a. a. O. 'regelmäßig' zu setzen sein. — §. 295 vgl. mit §. 304. Hier kann ich wohl nicht umhin, die Behandlung des gen. poss. als verfehlt und einer völligen Umarbeitung bedürftig zu bezeichnen. Unbedingt musste hier nämlich hinzugefügt werden, dass dieser gen. poss. sowohl einer attributiven als auch einer prädicativen Verwendung fähig sei: *domus patris* und *domus e s t patris*. Dieser prädicative Genetiv der Zugehörigkeit begegnet dann den Schülern so oft in der Lectüre. Ich führe nur ein paar charakteristische Beispiele aus der Liviuslectüre hier an: I 8 *me non paenitet illorum sententiae esse* verglichen mit I 39 *eorum magis sententiae sum*, I 18 *etsi eiusdem aetatis fuisset*. Völlig verkehrt und unwissenschaftlich ist es daher, wenn im §. 304 dieser prädicative gen. poss. als „Genetiv bei Verben“ bezeichnet und erklärt wird, er stehe bei *esse, fieri, videri* usw., g e r a d e a l s o b e r v o n d i e s e n V e r b e n u n d n i c h t v i e l m e h r v o m S u b j e c t a b h ä n g i g w ä r e. — §. 299, Anm. 4 kann die strenge Fassung der Regel, der gen. partit. stehe auch beim

Superlativ von Adverbien, aber nur wenn das Subject ein Theil des Ganzen sei, kaum aufrecht erhalten werden gegenüber einem so bekannten Beispiele wie b. G. VI 17 *Deorum maxime Mercurium colunt.* — §. 307, Anm. 2 ist der Austriacismus, richtiger Slavismus „es steht dafür" als Übersetzung für *tanti est* zu tilgen. — §. 309 ist es doch sehr anstößig, wenn gelehrt wird: *mea, tua, nostra, vestra, sua* (nur reflexiv) *interest,* und vollends §. 310, wo es direct heißt: *sua refert.* Wie soll ein *sua* mit dem Indicativ *interest* vereinigt werden können? Die Fassung ist verkehrt und eine Quelle grober Verstöße seitens der Schüler. Es sollte vielmehr heißen: *mea, tua interest, dixit sua interesse.* — §. 319 wäre die Aufnahme des so häufigen abl. instr. in der Wendung *bello, proelio vinci* vielleicht nützlicher als manche andere dort angeführte Construction. — §. 328 könnte der abl. separ. auf ein Drittel reduciert werden. Dort wird nämlich eine übergroße Fülle von Constructionen einzelner Verba gelehrt, die später anlässlich der Lectüre als Vocabeln und Phrasen zu lernen sind. Was hat es auch für einen Sinn, beispielsweise zu lehren: *cedere patria* und *ex patria, egredi urbe* und *ex urbe?* — §. 332, Anm. sollte es nicht so apodiktisch lauten: 'Wenn nicht sosehr die Zeit als die Zeitverhältnisse, Umstände bezeichnet werden, so steht *in*: *hoc in tempore, in tali tempore*', sondern vielmehr 'so steht meist *in*', vgl. Caes. b. G. VII 40 *tali tempore*, VII 62 *ne eo quidem tempore,* beidemale ganz in jenem Sinne. — §. 376, 2, Anm. schiene es mir sehr wünschenswert, bei der wichtigen stilistischen Regel von der Hineinziehung des Superlativs in den Relativsatz der gleichen Eigenthümlichkeit des Lateinischen hinsichtlich der Ordinalzahlen, die ja freilich auch Superlative sind, zu gedenken. Ganz besonders häufig begegnet so *primus*, und es wäre da zweckmäßig, die Schüler vor einem Germanismus der Stellung zu warnen. Denn wir sagen so gerne 'der erste, der dies gethan hat', der Lateiner hingegen stets *qui hoc primus fecit.* Beispiele hiefür sind zahllos. Es ist daher wohl unnöthig, erst Belege hiefür anzuführen. — §. 384, 4, Zus. ist in dem Beispiel *ut quisque est vir optimus, ita difficillime* etc die Stellung des *quisque* nach dem relativen Adverb *ut* durchaus normal und daher die Anführung dieses Beispieles unter solchen, die eine von der Regel abweichende Stellung des *quisque* zeigen, nicht verständlich. — §. 396 bei der Besprechung des Tempus des Antecedens und Consequens bei Handlungen, die sich in der Vergangenheit wiederholen, fehlt eine Verweisung auf §. 410, Anm. 2 und §. 426, 2 A. — §. 399, 2 *b)* ist das Beispiel: *sapientissimum Solonem dicunt fuisse, eum, qui leges scripserit* (Cic. Rosc. Am. 70) zu streichen, da hier der Conjunctivus zweifellos auf einem Fehler der Handschriften beruht, vgl. C. F. W. Müller z. d. St.; alle neueren Herausgeber haben mit Recht den von Halm zuerst geforderten Indicativus *„scripsit"* recipiert. — §. 400, Anm. ist

die Bemerkung über die Consecutio in Fällen wie: *non erat dubium, quin confecta res brevi futura esset,* ein wahrhaft exotischer Fall, sicherlich zu beseitigen. — §. 403 über den vom Deutschen abweichenden Gebrauch des Indicativus in Hauptsätzen heißt es etwas eigenthümlich, unter 1., der Indicativ stehe auch bei *esse* mit einem Genetiv oder Possessiv. Es liegt hier offenbar dieselbe Ungenauigkeit der grammatischen Bezeichnung vor, die schon oben beanstandet wurde. Denn gewiss meint G. nicht, dass etwa Ausdrücke wie: *magni est* (gen. pret.) hierher gehören, was nach dem Wortlaute der Regel möglich scheint, sondern er meint offenbar *esse* mit einem prädicativen Gen. poss. (aber leider sucht man diesen außerordentlich wichtigen grammatischen Terminus vergeblich in der ganzen Grammatik), also Ausdrücke wie: *amentis est* oder *perditi civis erat* Cic. Rosc. Am. §. 136. Zu demselben Abschnitte der Grammatik muss ich mir noch eine weitere Bemerkung gestatten. Ich vermisse nämlich hier nicht bloß bei Goldbacher, sondern auch in den anderen mir zugänglichen Grammatiken, wie: Lattmann-Müller, Schmidt-Thumser, Scheindler, Landgraf,[1]) Stegmann, Schmalz, die Bemerkung, dass auch die coniug. periphr. act. mit dem Indicativ eines Präteritums von *esse* sehr häufig einem deutschen Conjunctiv entspreche, wie sie denn auch im Lateinischen durch eine conjunctivische Wendung ersetzt werden könnte, dass also ein *scripturus eram* einem *scripsissem* gleichwertig ist. Beispiele dieser Art begegnen zahlreich im Verlaufe der Lectüre. Gleich aus dem ersten Buche des Livius citiere ich folgende: Cap. 7, 5 *vestigia quaerentem dominum eo deductura erant = deduxissent,* Cap. 9, 1 *penuria mulierum hominis aetatem duratura magnitudo erat.* Cap. 17, 8 *offerendum rati, quod amissuri erant.* Diese grammatische Thatsache ist nicht bloß an sich interessant, sondern sie bietet auch eine, wie mich dünkt, unentbehrliche Stütze für die Erläuterung einer anderen, sehr bedeutsamen grammatischen Thatsache, nämlich für die Form, die der Nachsatz irrealer hypothetischer Perioden annimmt, wenn er acc. c. inf. wird, oder von *ut, quin* abhängig oder zur indirecten Frage gestaltet wird. Wenn da einfach der Schüler sich mechanisch einprägen soll, dass dann die Form *-urum fuisse,* bezw. *-urus fuerit* einzutreten habe, so scheint mir dies aller Methode ins Gesicht zu schlagen, da doch ein einfaches Mittel der Erläuterung dieser Bildung so nahe liegt. Es müsste eben die Regel über den Indicativ im Lateinischen auch Beispiele jenes einem coni. ppf. gleichwertigen ind. praet. der coniug. periphr. act. enthalten, am besten eines der oben genannten,

---

[1]) Landgraf trägt allerdings das hier Versäumte §. 203 und 204 nach, auch Schmalz, Lat. Schulgramm. enthält eine kurze Notiz §. 305, 2, Anm. A; vgl. noch Schmalz, Lat. Gramm.[2] in Iw. Müllers Handb. d. class. Altw. §. 301, S. 525.

die in der Lectüre begegnen. Ist aber die Erkenntnis vermittelt, dass ein *deducturus erat* einem *deduxisset* congruent ist — denn was in der Vergangenheit nur im Begriffe war einzutreten, also tatsächlich nicht eingetreten ist, deckt sich ja vollständig mit dem modus irrealis der Vergangenheit —, dann ergibt sich das Verständnis jener Form der Abhängigkeit von selbst. — Übrigens wäre in diesem Paragraph noch ein Fall eines abweichenden Gebrauches eines Indicativs im Lateinischen der Erwähnung wert, nämlich bei *an* in directen Fragen. Der Lateiner sagt: *an vos soli ignoratis? an quisquam arbitratur? an dubium est?*, wo wir uns gewöhnlich conjunctivisch ausdrücken 'oder solltet ihr allein nicht wissen?', vgl. Radtke, Materialien zum Übers. a. d. Deutsch. ins Lat., S. 93, Anm. 9. — §. 407, Anm. 2 wird ganz richtig bemerkt, dass der coniunct. optativus auch durch *velim, nolim, malim, vellem* usw. umschrieben werden könne. Unpassend jedoch, diesen Gebrauch zu illustrieren, ist das angeführte Beispiel: *tuam mihi dari velim eloquentiam,* wo die Sache doch ein wenig anders geartet ist; es waren vielmehr hier nur Beispiele wie *velim redeas, nolim putes me iocari, vellem adesse posset* u. ä. anzuführen. Es geht aber m. E. nicht an, diesen Gebrauch mit dem Infinitiv bei *volo* zu confundieren, wie ich es allein bei Goldbacher finde. — §. 409 (coni. concess.). Hier kann wohl die Behauptung Goldbachers, dass die Tempora nur Präsens und Perfect seien, nicht aufrecht erhalten werden; denn syntaktische Gründe irgendwelcher Art können auch einen coni. impf. oder ppf. fordern, vgl. Cicero p. Mil. §. 46 *ut neminem alium nisi T. Patinam rogasset, scire potuit,* ib. §. 52 *ut sciret Milo illum Ariciae fuisse, suspicari tamen debuit* ..., pro Sest. §. 43 *vicissent improbos boni interfectus esset is* ...., *quid deinde?*, de off. III §. 75 *dares hanc vim M. Crasso: in foro, mihi crede, saltaret,* de div. I 62 *qui ut rationem non redderent, auctoritate tamen* ... *vincerent,* Tusc. I §. 49 *ut rationem nullam adferret.* Sehr zweckmäßig wäre es, ja, eine wissenschaftliche Betrachtung der Sprache fordert dies auch m. E., dass unmittelbar beim coni. concess. auch eine Bemerkung über das bei demselben häufig gewissermaßen parenthetisch stehende *licet* platzfinde. Denn wo man dem Schüler einen Einblick in die historische Entwicklung einer Construction bieten kann und dies zur richtigen Würdigung derselben auch erforderlich erscheint, sollte man es ihm nicht vorenthalten. Natürlich haben wir es ja, wenn *licet* neben einem solchen coni. steht, durchaus nicht mit einem Abhängigkeitsverhältnisse zu thun, sondern mit einer Parataxis; der coni. stünde ja auch ohne *licet.*[1]) Ein in-

[1]) Unverständlich ist es mir, warum bei Scheindler der coni. concess. unter den Fällen des coni. in unabhängigen Sätzen (§. 176 f.) ganz fehlt und erst §. 189 die Concessivsätze angeführt werden und

structives Beispiel für die ursprüngliche Geltung jenes *licet* beim coni. concess. bietet etwa neben dem bekannten *fremant omnes licet* eine Stelle der Rosciana §. 138 *hoc dixissem: dicas licet* („sag's nur immerhin! du darfst es"), *hoc fecissem, facias licet.* — §. 416, der über das *ut finale* in weiterem Sinne handelt, belehrt über die Construction der hierher gehörigen Verba in eingehender und im ganzen recht zutreffender Weise. Einige berichtigende Bemerkungen und Nachträge möchte ich mir im Folgenden gestatten. Zunächst bezüglich der Construction von *contendo*. Dieses hat vier verschiedene und gleich wichtige Bedeutungen: 1. *contendo* = *elaboro, operam do* mit *ut, ne*; dafür finden sich bei Cicero in den Reden und philosophischen Schriften im ganzen eilf Stellen. Mit dem Infinitiv findet es sich bei Cicero in den genannten Schriften in diesem Sinne überhaupt nicht construiert, wohl aber bei Cäsar an einer Reihe von Stellen, an denen es zum Theile freilich der 2. Bedeutung sich stark nähert. Diese 2. Bedeutung ist *contendo* = *festino, propero*. Da verbindet es sich mit Infinitiven wie *ire, proficisci, petere* u. ä., letzteres an zwei Stellen auch bei Cicero (Planc. 96 u. 97). 3. ist *contendo ab aliquo* ein starkes *verbum postulandi* etwa gleich *flagitare*, nicht selten als das stärkere Wort neben *peto*. In diesem Sinne, in welchem dabei natürlich nur *ut*, bezw. *ne* zulässig ist, findet es sich ziemlich oft. bei Cäsar, vgl. b. c. III 97, b. G. VII 63, bei Cicero an sieben Stellen. Das Wort sollte daher doch wohl unter den *verbis postulandi* genannt werden, mindestens mit demselben Rechte wie unter den *verbis curandi* die Phrase *nihil antiquius habeo quam ut*. 4. *contendo* als nachdrückliches *verbum dicendi* mit acc. c. inf. Hier schiene mir also eine genauere und schärfere Scheidung wünschenswert. Freilich ist dabei Goldb. immer noch genauer als der sonst so sorgfältige Landgraf, der §. 159 *contendere* zugleich mit *studere* bloß unter den Verben aufführt, die sich mit einem Infinitiv als Object verbinden, von einer anderen Construction dieses Verbums jedoch überhaupt kein Wort spricht. — § 416, Anm. 1 *b)* lehrt Goldbacher, der acc. c. inf. stehe, abweichend von der sonstigen Construction der *verba postulandi*, regelmäßig bei *iubeo* und *veto*, und wenn das Verbum ein Passivum oder Deponens sei, auch bei *impero* und *postulo*. Gegen diese Herein-

---

zwar, wie es dort heißt, eingeleitet durch *quamquam, etsi, etiamsi, licet* und *ut*. Die Anm. 1 erst sagt dann, die Conjunctionen *ut* und *licet* können auch fehlen, dann erhalte der Concessivsatz die Form eines Wunsch- oder Befehlsatzes. Diese Darstellung entspricht der Bedeutung der Concessivsätze in keiner Weise, sondern die Sache verhält sich gerade umgekehrt. Der Concessivsatz bedarf jener einleitenden Wörter gar nicht, sie können nur auch hinzutreten, ohne seine Bedeutung zu alterieren. Allmählich verlor dann freilich *licet* seine ursprüngliche selbständige Geltung und trat wie eine Conjunction stets an die Spitze des Satzes, verband sich später mit dem Conjunctiv auch historischer Tempora und endlich sogar auch mit dem Indicativ.

ziehung des *postulo* jedoch unter die Ausnahmen von der Hauptregel muss und zwar nicht bloß vom Standpunkte der Schule entschieden Verwahrung eingelegt werden. Es hätte von vornherein m. E. etwas Bedenkliches, wenn gelehrt würde, dass gerade *postulo* der Construction der häufig sogenannten *verba postulandi* sich nicht streng füge, und nur wenn eine besondere Häufigkeit charakteristischer Fälle dazu nöthigte, bedürfte es einer solchen Anmerkung, die ja sonst nur allzuleicht in der Schule die Wirkung der Hauptregel erschüttert. Man könnte also nur dann gegen diese Anmerkung nichts einwenden, wenn sich in der That durch den Gebrauch bei den Schriftstellern herausstellte, dass die Construction mit dem Infinitiv bei *postulo* dann vorherrschend sei, wenn das Verbum des Heischesatzes in passiver Form begegnet. Untersuchen wir jedoch den Sprachgebrauch Cäsars und Ciceros [1]) hinsichtlich dieses Wortes, so stellt sich Folgendes heraus: *postulo* mit *ut*, bezw. *ne* findet sich bei Cäsar im ganzen zwölfmal, für den acc. c. inf. bei *postulo* findet sich bei Cäsar nur ein Beispiel: b. G. IV 16, 4 (und zwar hier bei *esse,* nicht bei einem pass. Verbum), bei Cicero folgt *ut* oder *ne* nach *postulo* in den Reden 56 mal, in den philosophischen Schriften eilfmal; der Infinitiv hingegen in den Reden in fünf Fällen, in den philosophischen Schriften in einem einzigen Falle: de fin. III 58 *ut ratio postulet, agere aliquid.* Ist aber das von *postulo* abhängige Verbum negiert, so steht überhaupt nie der Infinitiv. Wir sehen, dass die normale Construction ein so ungeheueres Übergewicht hat, dass daneben die abweichende Form fast gar nicht in Betracht kommt. Aber es ist auch das nicht richtig, dass bei passivem Verbum gewöhnlich der Infinitiv gesetzt werde. Diese Bemerkung Goldbachers stützt sich offenbar auf Merguets Lexikon zu Ciceros Reden, wo allerdings für *postulo* mit Infinitiv fünf Beispiele citiert werden, in denen der Infinitiv entweder ein Passivum oder ein Deponens ist. Dabei wurde jedoch übersehen, dass diesen wenigen Fällen mit Infinitiv bei passivem Verbum genau die vierfache Anzahl von Fällen gegenübersteht, in welchen trotz des passiven Verbums dennoch *postulo* sich mit *ut*, bezw. *ne* verbindet. Weiters ist noch in Betracht zu ziehen, dass von Beispielen des *postulo* mit Infinitiv dem Schüler in der Cicerolectüre sicher kein einziges begegnen wird, in der Cäsarlectüre vielleicht das eine überhaupt sich dort findende; wohl aber dürfte er im Laufe der Gymnasiallectüre wiederholt auf eines der 20 entgegenstehenden Beispiele der normalen Gebrauchsweise, d. h. des *ut* oder *ne* auch mit passivem Verbum oder Deponens nach *postulo* stoßen, so etwa Rosc. Am. 77, in Verr. IV 138, pro Mur. 70, Phil. VII 2, Ligar. 13, de off. III 33, III 62. Aus dem Gesagten ersieht man wohl, dass jene Bemerkung über *postulo* sich nach allen Richtungen als hinfällig erweist und aus der Schulgrammatik unbedingt ge-

[1]) In den Reden und philosophischen Schriften.

tilgt werden muss. — §. 418 ist unter den Verben, die sich mi
ne construieren, *prohibere* besser zu streichen. — §. 419 (*verb*
timendi). Hier sollte doch (vgl. Scheindler §. 183) die das Ver
ständnis der abweichenden Construction im Lateinischen allei
ermögliche Bemerkung nicht fehlen, dass diese Constructio
eben aus einem ursprünglich parataktischen Verhältnisse hervor
gegangen ist. Das Gleiche gilt von §. 422 (*quin*). Hier mus
den Schüler doch die Thatsache befremden, dass dieselbe Con
junction bald negativen Sinn habe „dass nicht, ohne dass", bal
wieder im Deutschen mit einfachem „dass" oder den Inf. mit „zu
wiedergegeben werde. Wenn aber die Construction *non dubit*
quin in virtute divitiae sint erklärt wird als aus einem paratal
tischen Verhältnisse hervorgegangen: *quin in virtute divitiae sint*
non dubito, dann ist das Verständnis der Construction erschloss
und das scheinbar Widersprechende in beiden Fällen aufgehoben. [1] –
Auch die bei näherem Zusehen jedenfalls befremdliche gramm
tische Erscheinung, dass *cave festines* einem starken Verbote, al
im Grunde doch der Wendung *cave ne festines* gleichwertig is
findet weder bei Goldbacher §. 418 u. 440, noch, soviel ich seh
in irgendeiner Grammatik eine Erklärung. Und doch scheint ein
solche mir kaum entbehrt werden zu können, falls nicht gedanke
losem Lernen Vorschub geleistet werden soll. Der Unterschied beid
Constructionen liegt aber offenbar darin, dass wir es bei *cav*
cavete, cavendum est, ne . . mit einer parataktischen Fügun
zu thun haben: 'irgend etwas möge nicht geschehen; nimm di
davor inacht', während in *cave festines* jenes *cave* zu einer A
Partikel mit negativer Kraft erstarrt erscheint, zu dem Opposit
von *age*, das sich wie dieses construiert. Bezeichnend für die
Erstarrung des Wortes ist der Umstand, dass sich *cave* dann gera
so wie *age* auch mit dem Plural verbinden kann: *cave dirumpat*
Plaut. Poen. prol. 107. Es trat eben jenes *cave* in derselben B
deutung, in welcher es sich auch mit dem Infinitiv verbindet [*ca*
vereri Cic. Att. 3, 17, *caveret petere* Sall. Iug. 64, *caveto occu*
sare Verg. Ecl. 9, 25], in einer Art von Constructionsmischun
auch vor den coni. iussivus und verschmolz mit ihm zu der B
deutung eines starken Prohibitivus. — §. 424 vgl. mit §. 47
Anm. 4 wird gelehrt, dass sich *exspectare* theils mit *dum*, thei
mit *si* construiere, welches letztere dann (vgl. πειρᾶσθαι εἰ) ei
abhängige Frage einleitet. Es verbindet sich aber auch mit a
hängigen Fragesätzen in anderer Form, so *quid consilii caper*
Caes. b. G. III 24, ib. VI 39. Doch darüber könnte man vielleic
hinweggehen; hingegen sollte die andere Construction *exspecto*,
in der Schulgrammatik nicht übersehen werden. Sie findet si
beispielsweise Cic. Rosc. Amer. 82 *nisi forte exspectatis, ut i*
diluam, in Catil. II 27 *exspectavit, ut id, quod latebat, erumper*

[1]) Gut bei Scheindler §. 186, 3, Anm. 1.

Caes. b. c. I 6 *neque exspectant, ut ad populum feratur,* vgl. Liv. IX 32, XXIII 31. Was die Erklärung dieser Construction anlangt, so meint zwar Brix zu Plaut Trin. 735, es müsse ein Begriff wie *fieri* in Gedanken die Vermittlung zwischen *exspecto* und jenem *ut* übernehmen. Allein eine solche Ellipse anzunehmen, liegt absolut keine Nöthigung vor, vielmehr war für die Construction von *exspecto* mit *ut* allein die nahe Verwandtschaft dieses Wortes mit den Verben des Wünschens und Strebens maßgebend. Diese in der mustergiltigen Latinität gut bezeugte Construction von *exspecto* möchte ich aber schon aus dem Grunde den Schülern nahelegen und empfehlen, um sie davor zu bewahren, *exspecto* so wie *spero* zu construieren, wozu sie sehr geneigt sind. Erwähnt finde ich diese Construction nur bei Landgraf §. 201, 1 *b.* — §. 426 (*cum*) findet sich unter A. Anm. ein Beispiel, das beweisen soll, dass sich nicht selten auch in der besten Prosa bei *cum iterativum* der Conjunctiv finde. Das Beispiel lautet: *Zenonem, cum Athenis essem, audiebam frequenter.* Goldbacher fasst also das Beispiel so auf, dass *cum Athenis essem* bedeute: „so oft ich in Athen war"; allein das ist unrichtig. Das Beispiel stammt aus Cic. de nat. d. I §. 59. Es wurde von Goldbacher offenbar aus Kühner herübergenommen (A. Gr. II, §. 189, S. 196). Jedoch an dieser Stelle heißt *cum Athenis essem* sicherlich nicht „so oft ich in Athen war", sondern „als i. i. A. w." Es spricht dort zwar Cotta, aber mit Recht wird bemerkt, dass Cicero in der Person des Cotta vielmehr von sich selbst und seinen Erlebnissen spreche. Wir wissen nämlich, dass Cicero und Atticus den Epicureer Zeno in Athen hörten, vgl. de fin. I 16 *Phaedrum aut Zenonem, quorum utrumque audivi,* Tusc. III 38 *ille me audiente Athenis senex Zeno dicere solebat.* Von einem Aufenthalte Cottas in Athen aber wissen wir nichts, vgl. Göthe z. d. St. und Einleit. S. 13. Richtig wird das Beispiel erläutert von Scheindler §. 197 B. — Die §. 443, 2, Anm. gegebene Regel, dass bei *licet* ohne persönlichen Dativ die Construction mit passivem Infinitiv häufig sei, bedarf jetzt nach der lichtvollen und erschöpfenden Untersuchung von Lease im Archiv f. lat. Lexik. u. Gramm. 1898, XI. Bd., 1. Heft, S. 9 bis 26 einer Berichtigung, beziehungsweise Einschränkung, da der active Infinitiv doch auch in dem Falle, wenn kein persönlicher Dativ bei *licet* steht, die weitaus vorherrschende Construction ist. — §. 448, 2, Anm. heißt es: „Nachdrucksvoll steht bei *oportet* zuweilen der inf. perf. pass., aber meist ohne *esse.*" Diese Regel bedarf einer Richtigstellung durch genauere Fassung; denn ein solcher inf. perf. pass. steht, soviel ich sehe, nicht bei dem Präsens *oportet,* aber wohl bei präteritalen Formen dieses Verbums: *oportebat, oportuit*; vgl. Cic. Cat. I 5 *quod iam pridem factum esse oportuit,* Cat. II 3 *interfectum esse oportebat,* Verr. I §. 158 *copiam factam oportebat,* ib. IV 37 *signum ablatum non oportuit,* Cluent. §. 90 *accusatum oportuit,* ib. §. 129 *id ipsum*

factum esse oportuit. Acad. II §. 10 *rem integram servatam opor*
tuit. In diesen Fällen aber liegt offenbar nichts anderes vor a
ein Act formaler Ausgleichung des Tempus, vgl. Ziemer, Jung
grammatische Streifzüge². S. 79 f. Auch die Behauptung Gold
bachers (nach Kühner, A. Gr. II, S. 528), dass bei diesem in
perf. das *esse* meistens fehle, stimmt, wie die angeführten Beispie
zeigen, nicht mit den Thatsachen. Freilich findet sich neben eine
solchen Präteritum von *oportet* auch wohl ein inf. praes., vgl. Ci
Cat. I 2 *ad mortem te duci oportebat*, ib. §. 9 *quos ferro trucida*
oportebat. Allein neben einer präsentischen Form vo
oportet findet sich ein wirklicher inf. perf., so vi
ich sehen konnte, nicht. Es gibt nur einige scheinbar en
gegenstehende Fälle: so Cluent. §. 132 *censorias subscriptiones fix*
et in perpetuum ratas esse oportere. Hier liegt natürlich ke
Participium, sondern ein reines Adjectiv mit *esse* vor. Auch p
Mur. §. 9 *ut, cum tibi fores vel inimicis tuis pateant, nostr*
etiam amicis fores clausos esse oportere. Hier ist *clausos es*
natürlich nur präsentisch zu fassen, wie das Oppositum *patea*
deutlich zeigt. Ebenso Phil. II §. 112 *caritate te civium saeptu*
oportet esse. — §. 456 (Nom. c. inf.) ist unter 3 die Fassun
der Regel bezüglich *traditur* und *fertur* nicht ganz genau. E
heißt dort, diese Verba hätten den nom. c. inf. bei sich „n
in der dritten Person". Darnach werden die Schüler auch *trad*
batur, tradebantur so construieren. Es müsste also richtig heiße
traditur, fertur, traduntur, feruntur nur in diesen (vie
Formen. — §. 460 thäte der Regel über Gerundium und Geru
divum eine etwas bestimmtere Fassung noth. Die Schüler sin
wie ich aus wiederholter Erfahrung weiß, nach Goldbachers Gra
matik nicht imstande zu erkennen, geschweige sich bestimmt ei
zuprägen, wann das Gerundivum stehen müsse. Dieser Fall u
der andere, wann das Gerundivum nicht zu setzen sei, sollt
schärfer hervortreten. Also das Gerundivum muss gesetzt werde
wo das Gerundium im Dativ stünde (natürlich neben einem Acc
sativobject) oder von einer Präposition abhängig ist; das Geru
divum darf nicht stehen, wo das Accusativobject das Neutrum ein
Pronomens oder Adjectivs ist, in welchem Falle die Gerundi
construction zur Verwechslung mit der masculinen Form führ
könnte. — §. 461 ist der Ausdruck „Der Genetiv (des Gerund
steht als Ergänzung 1. bei Substantiven" schief und jedenfal
unpassend gewählt. Denn „Ergänzung" ist ja ein in andere
Sinne üblicher, fast stehender grammatischer Terminus, daru
sollte es hier lieber heißen „Attribut", wohl aber sollte daselb
unter 2 dann gesagt werden als Ergänzung bei Adjectiven. -
ebenda Anm. 2 wird mit Recht auch jener eigenthümliche Gebrau
des gen. gerund. erwähnt, den namentlich Tacitus ausgebild
hat. Darüber sagt nun Goldbacher, dass dieser gen. gerund. „m
einem Substantivum unmittelbar oder durch *esse* verbunden" e

scheine, richtiger: sowohl attributiv als auch prädicativ gebraucht erscheine. Dass diese für die Lectüre insbesondere des Sallust und Tacitus sehr wichtige grammatische Erscheinung überhaupt erwähnt wurde, ist nur zu loben, doch wäre dann auch die erläuternde Bemerkung erwünscht, dass all die Kühnheit dieses Gebrauches aus einem ursprünglichen gen. qual. sich entwickelt habe. Weiters konnte dann auch mit einem Worte erwähnt werden, dass sich Tacitus einen solchen Genetiv auch ohne jede Anlehnung an irgendein Nomen gestatte, vgl. Ann. II 59 *Germanicus Aegyptum proficiscitur cognoscendae antiquitatis*, wo man allerdings noch erklärt: *proficiscitur = iter suscipit*, oder Ann. III 7 *erectis omnium animis petendae e Pisone ultionis* u. ä. Diese Constructionen, die man früher nach der berüchtigten Ellipsen-Theorie durch ein zu ergänzendes *causa* erklärte, hat bekanntlich Em. Hoffmann, Jahrbb. f. Phil. 109, 110, S. 545—557 methodisch erläutert und ihre stufenweise Entwicklung nachgewiesen, was in den Grammatiken Berücksichtigung verdiente. — §. 462, 1 werden Beispiele für den Gebrauch des dat. gerd. angeführt. Hier wäre es sicher zweckmäßiger, statt des, soviel ich sehe, nur aus Livius und Seneca zu belegenden *oneri ferendo sum* lieber die viel häufigere und bei mustergiltigen Schriftstellern sich findende Wendung *solvendo non esse* „zahlungsunfähig sein" anzuführen; vgl. Cic. de off. II §. 79, Phil. II §. 4, ad fam. III 8, 2, ad Att. XIII 10, 3. — §. 478 *b*, Anm. 1 wird gelehrt: *Quid? nonne videmus, ut*, was einen Verstoß gegen die lateinische Stilistik enthält, da *nonne* nicht unmittelbar nach jenem *quid?* folgen darf. — §. 480 soll es heißen: „oder nicht" heißt in indirecter Frage gewöhnlich *necne*. Regelmäßig ist dies keineswegs, wie Goldbacher lehrt, denn *an non* findet sich in der besten Prosa in indirecter Frage häufig genug. Richtig bei Landgraf §. 213, 2. — §. 481, 2, Anm. 1 würde ich als Beispiel für jenes *an* ⟨*vero*⟩, das zwei asyndetisch verbundene Sätze einleitet, statt des von Goldbacher angeführten Beispieles lieber das bekannte, den Schülern in der Lectüre begegnende Beispiel: *an vero vir amplissimus, P. Scipio* cet. Cic. Cat. I §. 3 angeführt sehen, wie denn überhaupt markante Beispiele aus der Lectüre noch mehr herangezogen werden könnten. — §. 502 *c*. Der ganze Abschnitt über den Gebrauch der coordinierenden Conjunctionen (§§. 492—512) ist wegen der Sorgfalt seiner Abfassung sehr zu loben. In keiner Grammatik, soviel ich sehen konnte, werden die Schüler über diese für die Oberstufe doch nicht unwichtige Partie mit solcher Genauigkeit und Gründlichkeit belehrt, wie dies bei Goldbacher geschieht. An der bezeichneten Stelle nur würde ich wünschen, dass die Angabe etwas bestimmter gefasst und auf den Latinismus im Gebrauche des *aut* für das deutsche 'und' gerade in Fragen hingewiesen werde. Die ganz kurze Notiz §. 480, Anm. reicht doch nicht aus. Beispiele für diesen Latinismus sind sehr zahlreich. Ich greife ein paar

davon, die in der Lectüre begegnen, heraus. Liv. l. I, c. 1 *unde aut quo casu domo profecti*, ib. c. 18 *aut quo linguae commercio* siehe die Erkl. z. d. St., Verg. Aen. I 369 *sed vos qui tandem quibus aut venistis ab oris?* Caes. b. G. I 40 *quid tandem vererentur, aut cur de sua virtute desperarent?* Cic. Lael. §. 17 *sed quis ego sum? aut quae est in me facultas?* In allen diesen Fällen ist *aut* entweder gar nicht oder mit 'und' zu übersetzen, vgl. besonders Süpfle, Anleitung zum Lateinschreiben, II §. 15, Z. 2, wo die Regel gut und präcis gefasst erscheint; Radtke, Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, S. 112; auch Seyffert zu der oben aus Cic. Laelius citierten Stelle und Schmidt-Thumser, Gramm. §. 407 *b*.

Ich schließe hiemit meine Besprechung der Goldbacher'schen Grammatik, deren Ausführlichkeit für das Interesse zeugen mag, das ich an dieser Grammatik nehme, und das sie in reichem Maße verdient. Auch darf ich wohl hoffen, an manchen Punkten zu der richtigen Auffassung gewisser grammatischer Thatsachen und zu deren methodischer Behandlung in der Schule im Voranstehenden einen Beitrag geliefert zu haben.

Wien. Alois Kornitzer.

Der deutsche Sprachunterricht auf der Unterstufe der böhmischen Mittelschulen.

Ein Beitrag zur Methodik.

Es gibt im ganzen nur zwei Wege, eine fremde Sprache zu erlernen, und zwar den Naturweg und den künstlichen Weg. Auf die erste Art erlernt man die Sprache in dem betreffenden Lande durch den fortwährenden Verkehr und Gebrauch scheinbar ohne jede Arbeit und Anstrengung. So lernt z. B. der böhmische Arbeiter in einer deutschen Stadt deutsch und umgekehrt ein deutscher Arbeiter böhmisch. Der künstliche Weg ersetzt das Unwillkürliche des Naturweges durch Buch, Schule und Unterricht. Nur hier kann man von einer Methode sprechen. Da eine Sprache zu lernen nicht eben zu den leichtesten Sachen gehört, hat man im Laufe der Zeit gar viele Methoden erdacht und gebraucht und eine große Literatur ist hierüber entstanden. Sie lassen sich, wie Otto Wendt[1]) richtig bemerkt, auf zwei Grundmethoden, auf die synthetische und auf die analytische, zurückführen. An unseren böhmischen Mittelschulen — wenn man nach den betreffenden Übungsbüchern schließt — gieng man beim deutschen Sprachunterrichte synthetisch vor und gebrauchte nach dem Vorbilde der

[1]) Otto Wendt, Encyklopädie des französischen Unterrichtes. 2. Aufl. Hannover 1895.

classischen Sprachen die Übersetzungsmethode. Erst das Übungsbuch von Ed. Ouředníček (Brünn 1890) und das von Roth-Bílý (Prag 1892) führten die analytische Methode ein. An die Stelle einzelner deutscher und böhmischer Sätze, die übersetzt und variiert wurden, treten jetzt kurze, zusammenhängende Lesestücke. Sie werden von dem Lehrer deutlich vorgelesen, wörtlich übersetzt, durch Fragen und Antworten, Wiederholen, Memorieren und Nachschreiben vollständig eingeübt. Das Übersetzen ins Böhmische dient nur zur Förderung des Verständnisses; die Übersetzung ins Deutsche aus dem Böhmischen soll ganz unterbleiben. Die Hauptsache ist die Übung im Sprechen, die systematische Grammatik tritt in den Hintergrund. Alles wird mehr gelegentlich, obwohl nicht ohne Plan, durchgenommen. So wird z. B. im Übungsbuche von Roth-Bílý aus dem Lesestücke „Die Eltern und das Kind“ in der 11. Übung die Regel über den Accus. Sing. aller Substantiva abstrahiert. Erst die 35. Übung bringt den Genetiv, die 36. den Dativ, die 37. den Plural des ganzen Substantivums. Dann folgt die Übersicht der Declinationen. Die 41. Übung behandelt die gemischte Declination der Masculina und Neutra, aber es kommen in v i e r Lesestücken dieser Übung nur d r e i gemischte Masculina und z w e i gemischte Neutra vor (Strahl, Vetter, Nerv, Auge, Ohr), als ob man von den übrigen sagen könnte, dass sie selten gebräuchlich sind. Einzelne Genetiv-, Dativ- und Pluralformen kommen schon früher vor, aber sie werden in der Form von Vocabeln gelehrt und gelernt. So verhält es sich auch mit der Declination des persönlichen Pronomens. Die 14. Übung erklärt die ungerade Wortfolge, obzwar sie schon in früheren Übungen vorkommt; ja es kommen sogleich Sätze mit „denn“ vor, die also in dieser Hinsicht eine Ausnahme enthalten. Einen Nebensatz enthält schon die 13. Übung, obzwar seiner vom Böhmischen abweichenden Wortfolge erst später einige Aufmerksamkeit geschenkt wird. Es wird eben auf das Sprechen und nicht auf die Formen und die Grammatik Nachdruck gelegt. Aber die Folgen dieser Behandlung stellen sich leider sehr bald ein. Die Kenntnis der Formen bleibt für immer mangelhaft und macht später dem Schüler beim Sprechen nicht geringe Schwierigkeiten. Auch der erwartete Fortschritt im Sprechen ist schon auf der Unterstufe mehr scheinbar, denn es ist größtentheils ein mechanisches Wiederholen der Frage und Memorieren. Auch der deutschen Orthographie ist der Schüler spinnefeind. Man darf nicht einwenden, dass ein umsichtiger Lehrer diese Mängel beseitigen kann, wenn er nach einer reifen Erwägung die Formen und die Orthographie mehr übt, als vielleicht im Buche vorgesehen wurde, wenn er das Zufällige ausgleicht, das Fehlende hinzufügt. Gewiss wird ein ausgezeichneter Lehrer das alles thun; er kann aber und wird auch die Mängel der grammatischen Methode beseitigen, er wird mit jedem Buche, in jedem Falle möglichst gute Resultate zu erzielen suchen. Wir beurtheilen aber

die Methode, wie sie in den Übungsbüchern angewendet vorkommt; außerdem bilden ausgezeichnete Lehrer ebenso eine Ausnahme, wie sie ausgezeichnete Schüler bilden — denn zum Lehren gehört nicht nur guter Wille, sondern auch Kunst —, und man muss mit Durchschnittslehrern rechnen.

Das Resultat der analytischen Methode kann nicht anders ausfallen; sie verfolgt den natürlichen Weg, ohne zu bedenken, dass er sich nicht nachahmen lässt, da in beiden Fällen die Umstände anders sind. Stellen wir uns die Sache recht concret vor. Jemand kommt in eine fremde Stadt, deren Sprache ihm unbekannt ist; er versteht kein Wort. Anfangs fließt ihm alles in ein Chaos zusammen, was ein ungemein starkes Gefühl der Beklemmung in ihm hervorruft. Erst nach und nach lernt er „hören" und wenigstens einige Worte unterscheiden, herausfinden. Unumgänglich nothwendige Lebensbedürfnisse zwingen ihn aufzupassen und schärfen seine Beobachtung. So erhascht er, durch Gesticulation stark unterstützt, die Bedeutung einiger für ihn besonders nothwendiger Worte, die er sich gleich merkt und durch die er sich auch wieder mit Hilfe der Gesticulation zu verständigen sucht. Einzelne Worte müssen ihm anfangs den ganzen Satz vertreten. Nach und nach lernt er sie zu Sätzen verbinden. Anstatt des bestimmten Verbums gebraucht er meistens den Infinitiv. Ein auf diese Weise deutsch lernendes Mädchen sagt z. B.: „Weiß Louis', ich machen Licht, gehen in Zimmer, mach' Thür auf, Lampe machen fui (= verlöscht)." Eine Engländerin, die italienisch lernte, sagte immer „lei sapere" anstatt „lei sa" (= wissen Sie) oder „Maria andare in citta" (Marie, Sie werden in die Stadt gehen). Ein Deutscher pflegte im ähnlichen Falle zu sagen: „Já nepřijít domů" (Ich nicht nach Hause kommen; und wollte sagen „ich kam nicht nach Hause", oder auch „ich werde nicht nach Hause kommen"). Dann werden die Worte nach der Analogie der Muttersprache verbunden, einzelne Formen werden verwechselt; z. B.: „Eile, dass kommtest in die Zimmer" (anstatt „dass du in das Zimmer kommst", nach der Analogie des Böhmischen „abys přišel do světnice"). Oder: „Já dám lampa na stůl" (Ich gebe die Lampe auf den Tisch; Nom. „lampa", anstatt des Accus. „lampu", weil im Deutschen in diesem Falle der Accus. dem Nom. gleicht).[1]) Verhältnismäßig spät lernt man den richtigen Gebrauch der Flexionssilben. Der Wortschatz bleibt da gewöhnlich recht klein, wie es das Leben mit sich bringt. Die Erfahrung zeigt also klar, dass der Naturweg nicht unbewusst und ohne Vergleich mit der Muttersprache eine fremde Sprache lehrt, wie es z. B. Ohlert[2]) meint. Das ist auch theoretisch nicht

---

[1]) Es wäre nicht ohne Interesse, solche Fehler zu sammeln.

[2]) Arnold Ohlert, Allgemeine Methodik des Sprachunterrichtes. Hannover 1893.



möglich. Das Wort der Muttersprache ist so innig mit seiner Vorstellung associiert, dass das eine ohne die andere im Bewusstsein nie erscheint. Durch das beständige Anhören, Nachsagen und Nachbilden wird endlich nach vielfachen misslungenen Versuchen das Richtige getroffen. Der störende Einfluss der Analogie der Muttersprache, der natürlich nicht die Endungen, sondern die syntaktische Verbindung betrifft, wird überwunden. Man spricht so wie die anderen. Je nach den Sprachfähigkeiten gelingt es dem einen früher, dem anderen später. Es gibt auch gebildete Leute, welche trotz aller Übung nie ohne haarsträubende Fehler eine fremde Sprache sprechen. Man braucht nicht einmal an den berühmten Linné zu denken, der trotz seines mehrjährigen Aufenthaltes in Holland, Belgien und Frankreich die Sprachen dieser Länder nicht erlernt hat.

In der Schule liegen die Dinge ganz anders. Das lebhafte Interesse, der Zwang, den nur das Leben verschaffen kann und der die Aufmerksamkeit so schärft, fehlt in der Schule gänzlich. Der Schüler hört das Deutsche nicht den ganzen lieben Tag, sondern nur drei oder vier Stunden wöchentlich und das noch nicht auf der Unterstufe ausschließlich. In der Schule kennt und spricht nur einer die Sprache — der Lehrer, und nicht umgekehrt, wie es früher der Fall war. Die Schule hat sich außerdem noch ein anderes Ziel gesteckt; sie will durch die Kenntnis der Grammatik das Bewusstsein der Sprachrichtigkeit erwecken und den schriftlichen Gebrauch der Sprache lehren. Darin fehlt die analytische Methode, wie wir sie in unseren Übungsbüchern beim deutschen Sprachunterrichte angewendet finden, dass sie das Anhören und Nachsagen, das im Vergleiche mit dem Naturwege nur minimal sein kann, in den Vordergrund stellt und die Grammatik vernachlässigt. Sie kann mehr für den französischen und englischen Sprachunterricht passen, weil beide Sprachen die einfachste Declination haben und das Englische noch dazu eine sehr einfache Conjugation hat — beide Sprachen haben die Methode auch ausgebildet —, aber nicht für das Deutsche. Sie ist aber zur Devise für den modernen Sprachunterricht überhaupt geworden, und man hat sie schablonenartig als Modesache auf den deutschen Unterricht übertragen, ohne Rücksicht auf die viel complicierter Formenlehre, ohne Rücksicht auf den größeren Gegensatz der beiden Sprachen. Noch mehr würde man in Verlegenheit sein, wenn man auf diese Weise die böhmische Sprache lehren würde, wo jeder Casus so vielfache Endungen hat. Es ist also nicht zu verwundern, dass die Resultate weit hinter der Erwartung stehen.

Wenn der Sprachunterricht den Naturweg nicht mit Erfolg nachahmen kann, so lässt er sich noch weniger nach der Art und Weise einrichten, wie das Kind seine Muttersprache lernt, was sehr viele Reformer anstreben. Das heißt ja in dem Leben des Knaben die Entwicklung von acht Jahren ignorieren, das heißt

das schwerwiegende Factum übersehen, dass der Knabe schon eine Sprache erlernt hat und das unter Umständen, welche sich nie wiederholen können. Man übersieht die natürliche starke Mitwirkung der Muttersprache. Die Anschauung des Kindes ersetzt man beim Unterrichte durch ein Bild und lobt dessen Lebendigkeit gegen das todte Wort. Kann man dies mit demselben Rechte auch nicht umgekehrt sagen? Es ist nicht ausschlaggebend, dass man auf diese Weise auch gute Resultate erzielt hat. Es handelt sich darum, ob man allgemein bessere Resultate erzielen kann, was aus den angeführten Gründen kaum möglich ist.

II.

Soll man also wieder zur alten Übersetzungsmethode zurückkehren, oder wie soll man überhaupt auf der Unterstufe beim böhmisch-deutschen Unterrichte verfahren?

Erinnern wir uns, worin das Wesen der Sprache besteht. Sie ist nichts anderes als ein System von hörbaren Zeichen — Worten — zur Bezeichnung der Vorstellungen in ihrem Zusammenhange. Das Wort hängt mit der Vorstellung nur äußerlich durch Association nach dem Gesetze der Gleichzeitigkeit zusammen. Diese wird durch häufige Wiederholung so innig, dass es genug Mühe kostet, sich des Wortes ohne die bezeichnete Vorstellung bewusst zu werden. Lernt man nun eine andere, fremde Sprache, so associiert sich das fremde Wort als Zeichen mit dem betreffenden Ausdrucke der Muttersprache, der zugleich die Vorstellung reproduciert. Wiederholt sich dieser Vorgang häufig, fällt das Mittelglied — der Ausdruck der Muttersprache — aus und das fremde Wort reproduciert ebenso leicht, schnell und sicher die Vorstellung, denn die mittelbare Association ist zur unmittelbaren geworden. Daraus folgt, dass die Wiederholung, die Übung, das Sprechen der erste Grundsatz bei der Erlernung einer Sprache sein muss. Darauf hat auch der Naturweg hingewiesen.

Nun drückt die Sprache nicht nur Vorstellungen, sondern auch ihren Zusammenhang aus. Man muss bei derselben also das materielle und das Formelement unterscheiden. Das erste wird durch die Wortstämme, das zweite durch die Biegung und durch die Verbindung der einzelnen Worte zu einem Satzganzen ausgedrückt. Da das Formelement der veränderliche Theil des Wortes ist, etwas Abstractes ausdrückt, so ist seine Erlernung zwar viel schwieriger, aber umso wichtiger, weil auf seiner Kenntnis, auf seinem richtigen Gebrauche die Kenntnis der Sprache beruht. Sie wird nicht nach der Zahl der Worte, welche man weiß, sondern darnach, ob man sie richtig verbindet, beurtheilt. Man spricht auch einem Menschen die Kenntnis einer Sprache nicht ab, wenn er nur 300—400 Ausdrücke wie der Taglöhner zu gebrauchen weiß.

Der Naturweg überlässt die Erlernung sowohl des materiellen als auch des formalen Theiles der Sprache dem Zufall. Der außerordentlich häufige Gebrauch, die Wiederholung gleicht die Lücken.

die man da erwarten sollte, aus. Nun fehlt diese ungemein häufige Wiederholung des Anhörens und Nachsprechens, wenn man die Sprache „künstlich“ lernt. Diese muss die Methode den psychologischen Gesetzen gemäß, also auf die natürlichste, aber auch die kürzeste, sicherste, wohlberechnetste Weise ersetzen. Da nun die Biegung — der formale Theil der Sprache — wichtiger, wenn auch schwieriger ist, weil das Sprechen seine Kenntnis voraussetzt, so ist die gründliche Einübung der Formen und nicht der einzelnen Ausdrücke die Hauptaufgabe der Unterstufe. Sobald aber der Schüler nur etwas davon kennt, ist „das Kennen“ durch angemessenen Gebrauch im Sprechen ins Können zu verwandeln. Wie das Kennen zu bewerkstelligen ist, darüber waltet heute kein Zweifel ob: durch Induction geht man auch da vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Concreten zum Abstracten vor. Der Schüler muss zuerst die Formen, welche eingeübt werden sollen, im Satze angewendet sehen. Daraus werden sie dann abstrahiert und in ein Paradigma geordnet, nacheinander und sprungweise wiederholt und sogleich zum Sprechen verwendet. Musterbeispiele bilden so feste, wohlgeordnete, appercipierende Vorstellungsmassen, auf denen das Kennen wie auf sicherer Basis beruht; sie bilden das Tribunal, welches in zweifelhaften Fällen entscheidet, was richtig ist. So schreitet die Kenntnis der Sprache und ihr Gebrauch auf fester Grundlage vorwärts. Wenn man zuerst einzelne Casus aller Declinationen und das noch nicht nacheinander behandelt und erst am Ende sie in ein übersichtliches System bringt, geschieht dies zu schnell, als dass sich feste Apperceptionsmassen bilden könnten; die Formkenntnis ist infolge dessen unsicher, mangelhaft.

Die grammatische Übersetzungsmethode fehlte außer anderem hauptsächlich darin, dass sie dem Sprechen wenig oder keine Aufmerksamkeit widmete. Da die eingeübten Formen sogleich beim Sprechen verwendet werden sollen, kann das Übungsbuch in der Anordnung des Stoffes nicht streng der Grammatik folgen. Die ersten Stunden müssen der Currentschrift gewidmet sein, da in die Prima Knaben kommen, welche dieselbe nicht kennen. Sie kann sehr vortheilhaft mit der Aussprache verbunden werden. Dabei können schon die Schüler manche Ausdrücke erlernen, welche ihnen in den ersten Übungen gut zustatten kommen. Die 1. Übung enthält gewöhnlich den Nom. Sing. des Substantivums mit dem bestimmten Artikel, die 3. Person Sing. des Verbums „sein“ und das Prädicatsadjectivum. Sie soll auf jeden Fall auch die fragenden Pronomina „wer“, „was“ enthalten, dass der Lehrer gleich Fragen stellen kann. Die 2. Übung geht dann zu den übrigen Personen Indic. Praes. des Hilfzeitwortes „sein“ über. Frage und Antwort verlangen in der 3. und 4. Übung ihre fragenden und negativen Formen. Die 5. Übung könnte den Indic. Praes. des Verbums bringen, die 6. das Prädicatssubstantiv mit dem unbestimmten Artikel, die 7. die Imperativformen, die 8. die Formen bei der

höflichen Ansprache; die letzteren kann der Lehrer gleich praktisch verwenden, indem er Befehle ertheilt oder die Schüler zur Ordnung ruft. So wird auch dem Schüler Gelegenheit gegeben, seine Gedanken selbständig auszudrücken. Nun könnte die ungerade Wortfolge, Pronomina mit den Endungen des bestimmten Artikels kommen. Das Hilfszeitwort „haben“, die schwache Declination mit dem Musterbeispiele „der Mensch“, Pronomina mit den Endungen des unbestimmten Artikels könnten nachfolgen usw.

Und wie sollen diese Übungen beschaffen sein, können es einzelne Sätze oder müssen es zusammenhängende Lesestücke sein? Es ist natürlich, dass die letzteren fesselnder sind, der gesprochenen Sprache näher stehen als einzelne Sätze, wenn man sie auch „lebendigen Sprachstoff“, wie es oft geschieht, nicht nennen kann; lebendig ist ja nur das gesprochene Wort. Nur müssen die einzelnen Lesestücke immer so einfach sein, dass sie nicht mehr enthalten, als was bisher erklärt wurde. Nur im spärlichen Maße darf man noch nicht Auseinandergesetztes lexikalisch beibringen; sonst entsteht allzuleicht einestheils Überbürdung, anderntheils memoriert der Schüler nur mechanisch, er begreift nicht. Die Einwendung Ohlerts, dass die gesprochene Sprache nicht so einfach ist, dass man ihr Gewalt anthun müsste, ist nicht stichhältig. Sie ist wirklich manchmal sehr einfach, und wenn sie es nicht wäre, dann verlangt es das psychologische Moment, dass man sie vereinfache. Wenn man in der Physik vom mathematischen Hebel ausgehen kann, warum könnte man beim Sprachunterrichte nicht ähnlich vorgehen? Übrigens ist keine Abstraction da nothwendig; die Sprache ist, wie gesagt, oft selbst genug einfach. Die durchgenommenen grammatischen Erscheinungen müssen immer und immer in den folgenden Übungen vorkommen, damit sie sehr oft wiederholt werden, besonders diejenigen, die von der Muttersprache abweichen, in denen der Schüler also oft fehlt. Die Lesestücke in unseren Übungsbüchern von Roth-Bílý und Ouředníček sind oft nur nach der Überschrift zusammenhängend. Die Vorstellungen sind zwar einem Gebiete entnommen, aber die einzelnen Sätze, aus denen sie bestehen, stehen ganz unvermittelt nebeneinander. So lesen wir bei Roth-Bílý, I. Theil, S. 7 das Lesestück „Die finstere Nacht“: 1. Es ist spät. 2. Die Nacht ist finster. 3. Es leuchtet kein Stern. 4. Es entsteht ein Sturm. 5. Der Staub hebt sich. 6. Es regnet. 7. Die Straße ist schmutzig. 8. Wie lieb ist mir meine Stube. 9. Meine Stube ist schön und rein; meine Stube ist warm. — Dasselbe finden wir bei Ouředníček. Seine Lesestücke sind außerdem zu compliciert. Solche Beschreibungen, wie wir sie in beiden Büchern finden, sind auch nicht leicht zu memorieren und fesseln nicht.

Was die Wahl der Vocabeln betrifft, so muss sie nach drei Grundsätzen geschehen. Sie soll erstens den Anforderungen der Grammatik angepasst sein. Dann soll sie den praktischen Bedürfnissen in der Schule entsprechen. Schon die ersten Übungen sollen Vocabeln enthalten, welche es dem Lehrer ermöglichen, das

Nöthigste — natürlich im Bereiche der erlernten Formen, wie schon oben darauf hingewiesen wurde — den Schülern sogleich deutsch mitzutheilen; z. B.: Öffnen Sie die Übungsbücher. N schwätzt. Y ist nicht aufmerksam. Beten wir! Schreiben Sie! u. a. m. So wird bei den Schülern, wie die Erfahrung zeigt, ein regeres und freudigeres Interesse geweckt, als es durch das schönste Lesestück geschehen kann.

Außerdem soll der Schüler die Benennung der bekanntesten Gegenstände und ihrer Eigenschaften, ihrer Thätigkeiten auf der Unterstufe kennen lernen. Außer den Gegenständen in der Schule ist es z. B. die Familie, die Einrichtung des Zimmers, die Theile des Hauses, der Stadt usw., und das nach Möglichkeit in Gruppen, wie es auch der Charakter der Lesestücke mit sich bringt. Es darf nicht eingewendet werden, dass solche Lesestücke dann inhaltslos sind und dass man ja den Schüler zugleich durch den Inhalt des Gelesenen bilden solle. Eine eitle Forderung! Theoretisch klingt dies zwar sehr schön, aber wie steht es mit der Erfahrung? Die Form des Satzes nimmt die Aufmerksamkeit der Schüler so in Anspruch, dass die meisten dem Inhalte gar keine oder eine geringe Beachtung schenken, außer wenn der Lehrer absichtlich die Aufmerksamkeit der Knaben darauf lenkt. Psychologisch ist es anders nicht möglich. Hier muss vor allem das praktische Bedürfnis entscheiden. Nun steht nichts im Wege, dass man Lesestücke verfasse, welche nebstdem, dass sie allen didaktischen Anforderungen entsprechen, auch einen bedeutenden Inhalt haben. Es gehört aber zur Abfassung solcher Übungsbücher nicht bloß Fleiß und guter Wille, sondern vor allem Begabung und Kunst. Für das Memorieren der Vocabeln sind zusammenhängende Lesestücke von nicht genug anzuschlagendem Vortheile.

Wenn das Übersetzen aus der fremden Sprache als Nothbehelf zugelassen wird, so wird der umgekehrte Fall, das Übersetzen aus der Muttersprache, perhorresciert. Das verlangt ja der Geist der Methode, die auf dem Nachsprechen, auf dem Nachahmen beruht. Außer anderen Gründen wendet man auch ein, dass beim abwechselnden Gebrauche der fremden und der Muttersprache die Sprachwerkzeuge immer eine andere Stellung einnehmen und sie ändern müssen, und dass dieser Umstand das Erlernen der Aussprache beeinträchtige. Dieser Einwand kann wohl beim Französischen und Englischen in die Wagschale fallen, aber nicht beim Deutschen, dessen Aussprache dem Böhmen gar keine Schwierigkeiten macht, wenn er es auch härter spricht; das thun übrigens auch z. B. die in Prag gebornen und dort lebenden Deutschen.

Es ist also consequent, dass wir auch in unseren Übungsbüchern von Roth-Bílý[1]) und Ouředníček keinen böhmischen Satz

[1]) Im Übungsbuche von Roth-Bílý finden wir erst im II. Theile am Ende einige böhmische Lesestücke, welche nach einer jeden Abtheilung durchgenommen werden sollen.

finden. Im Übungsbuche kann man ihn am Ende entbehren, ab
nicht beim wirklichen Unterrichte. Wie soll sich der Lehrer übe
zeugen, dass der Schüler das memorierte Lesestück versteht? Ist
nicht das Einfachste, dass der Lehrer den oder jenen Satz böhmisc
der Schüler ihn deutsch sagt? Aber auch damit kann er sich nic
begnügen; er muss dann auch einzelne Sätze variieren, um einzel
Formen und Regeln einzuüben und auf diese Weise den gröbst
Mechanismus aus dem Unterrichte auszuscheiden. Die Wortfol
der Fragesätze z. B. kann der Schüler nur auf diese Weise erlern
Das Übersetzen aus der Muttersprache ist für den Schüler a
strengend — da muss er denken —, aber desto nützlicher; n
darf es nicht den Mittelpunkt des Unterrichtes bilden, sondern
Mittel zum Zwecke sein, und der ist das wirkliche Sprech
Wenn man böhmische Sätze beim Unterrichte nicht vermissen kar
so ist es kein Fehler, wenn man sie auch im Übungsbuche b
behält; nur müssen sie dem deutschen Sprachstoffe, der früh
durchgearbeitet werden muss, entnommen sein. So wird die Arb
des Lehrers ungemein erleichtert. Auch ist es wünschenswe
dass der Schüler die Übersetzung aufschreibt und sich so in
deutschen Orthographie übt. Dass dieses Mittel besser ist als d
gedankenlose Abschreiben, steht wohl außer Zweifel.

Das Resultat unserer Auseinandersetzung ist nun folgend

1. Dass eine Sprache nur durch Gebrauch erlernt werd
kann, ist ein Grundsatz, der theoretisch und praktisch erwies
ist und auch wohl allgemein anerkannt wird. Diesen Grunds
hat die grammatische Übersetzungsmethode auf der Unterstufe v
nachlässigt.

2. Es muss dies aber auf fester grammatischer Grundl
geschehen; sonst ist das Sprechen nicht nur auf der Unterstu
sondern auch später fehlerhaft und unsicher. Dagegen fehlt wie
die analytische Methode.

3. Obwohl zusammenhängende Lesestücke nicht den W
haben, den ihnen die jetzige analytische Methode beilegt, so si
sie auf jeden Fall einzelnen Sätzen vorzuziehen, nur müssen
wirklich zusammenhängend und anziehend sein. Sie müssen außerd
dem zu behandelnden grammatischen Stoffe untergeordnet und gen
einfach sein.

4. Die Vocabeln müssen so gewählt werden, dass sie
erster Reihe den grammatischen Anforderungen entsprechen, da
gleich die Conversation in der Schule ermöglichen und von d
nächsten Gegenständen ausgehen, die in Gruppen anzuführen sin
was schon aus der Natur der zusammenhängenden Lesestücke fol

5. Wenn auch böhmische Sätze zur Übersetzung im Übung
buche nicht unumgänglich nothwendig sind, so wäre es doch nic
zu empfehlen, sie auszulassen; nur müssten sie dann Variation
des deutschen Übungsstückes sein.

Kolin. Dr. Ig. Kadlec.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Arthur Ludwich, Die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen. Leipzig, Teubner 1898. 204 SS.

Diese Schrift des um die Überlieferungsgeschichte unseres Homertextes wie kein zweiter in unseren Tagen verdienten Mannes ist veranlasst worden durch die Papyrusfunde des eben zu Ende gehenden Jahrzehntes. Diese Funde haben für einen Augenblick, aber auch nicht länger, Erwartungen erregt, welche sich als unbegründet herausstellten und als unbegründet jetzt erst vollends von Ludwich erwiesen werden. Dem Ref. ward die erste Kunde von einem neuentdeckten Fragmente einer 'voralexandrinischen' Homerausgabe durch die Güte Menrads, der ihm seine kurze Besprechung dieses die Verse aus Λ 502—587 umfassenden Papyrusstückes in den Sitzungsber. d. philos.-philol. u. histor. Cl. d. k. bayer. Akad. d. Wiss. 1891, H. IV übersandte. Er suchte, da anderes nicht zu holen war, Vermuthungen zu geben; er dachte an eine *κολύστιχος*, nicht ohne eine Mahnung v. Christs zu erwähnen, dass dieses Beiwort auch einem Exemplare beigelegt worden sein könnte, welches ungewöhnlich viele Zeilen auf einer Pagina aufwies. Andere dachten an Rhapsodenexemplare, denen gegenüber die Alexandriner einen kürzeren und reineren Text zu bieten bemüht waren. Unter denjenigen, welche sich mit dem genannten und noch einigen anderen ähnlichen Papyrusfetzen beschäftigen mussten, hat unser Verf., der schon eine Odyssee mit kritischen Noten geliefert hat (1889—1891) und eine ähnliche Iliasausgabe vorbereitet, das begründetste Recht, gehört zu werden, und was er bietet, ist ein Muster von philologischer Gelehrsamkeit und Genauigkeit. Man kann über dieses Buch ein ähnliches Urtheil fällen, wie es Dr. Scheindler über desselben Verf.s hochbedeutsames Werk 'Aristarchs homer. Textkritik' 1884/85 in dieser Zeitschrift 1886, S. 604—628 an verschiedenen Stellen gefällt hat. Auf die Ergebnisse jenes Buches wird auch in dem neuen Werke mehrfach Bezug genommen; nur dass jetzt die Fach-

genossen in kürzerer Form als dort, wo auch die Bruchstücke d
Didymus aufgenommen sind, ein Bild der homerischen Texte
geschichte von Plato bis auf die Vorlage des codex Venetus
erhalten.

Stellen wir, um den Standpunkt des Verf.s zu kennzeichne
eine Äußerung voran, welche wir in §. 32 'Rhapsodeninte
polationen' S. 159 lesen: „Den Modeanschauungen frei
Zügel schießen zu lassen, ist niemals heilsam, am allerwenigst
in unserer Wissenschaft, die sich mit Recht eine historisc
nennt und selbstverständlich eine historische bleibt, auch we
ihre Vertreter zeitweise die historischen Grundlagen mehr als bil
aus den Augen verlieren." Damit ist allem, was nicht urkundli
bezeugt ist und was nicht durch tadellose Gewährsmänner üb
liefert wird, der Glaube verweigert. Was nun mittels stre
historischer Forschung, von deren Bahn, wie es scheint, au
Männer von wohlklingenden Namen in unserer Wissenschaft -
über welche mit Ludwich zu Gericht zu sitzen dem Ref. nic
zukommt — abirren, zu gewinnen war, ist Folgendes:

Nachdem das Dubliner Bruchstück, welches Λ 502—5
enthält, jedoch so, dass den 85 Versen unserer Überlieferung
entsprechen und zwei Verse völlig abweichend sind, durchgearbeit
und auch über eine zweite Lesung, welche Blass während sein
Anwesenheit in Dublin mit Mahaffy vornahm, berichtet word
ist, ergibt sich, dass dieses Bruchstück nicht über die Zeit d
Urkunden hinaufreicht, in deren Gesellschaft es gefunden word
war, d. i. zwischen 285—221, dass es also nicht voralexandrinis
ist; auch mit einer Rhapsodenredaction hat es nichts
thun. Die neuen Verse haben nicht mehr Bedeutung als sonst
der Überlieferung auftretende, in unseren Texten nicht mehr vo
findliche Verse, worauf eine erkleckliche Anzahl solcher Verse a
Citaten, Scholien und einzelnen Handschriften vorgeführt wir
Die Tragweite der Alexandrinerkritik, welche von einig
Beurtheilern des Papyrus für bedeutend gehalten wird, erscheint de
Verf. als ein Dogma. Unsere Vulgata ist nicht das Werk d
Alexandriner, ein Urtheil, das mit inneren und äußeren Gründ
gestützt wird. Fr. A. Wolf setzte die Entstehung unserer Home
vulgata viel zu spät an.

Im 2. Capitel (S. 49 ff.) wird ein Genfer Bruchstück
ähnlicher Weise wie das Dubliner besprochen. (Jules Nicole h
in der Revue de Philologie 1894, 101—111 sechs Bruchstücl
veröffentlicht, wovon das sechste, Λ 788—M 9 enthaltend, hi
in Betracht gezogen ist.) Dort entsprechen 77 Verse unseren 7
und außerdem machen es die Raumverhältnisse wahrscheinlicl
dass zu Anfang der dritten stark verstümmelten Columne ursprüng
lich nicht nur die Verse Λ 835, 836 gestanden haben, sonde
noch vier Zusatzverse, wornach sich ein Mehr von 13 Verse
gegenüber unserer Überlieferung ergäbe.

Im 3. Capitel werden die Homerbruchstücke aus der Oxforder Publication besprochen (Bernh. P. Grenfell u. A. S. Hunt, Greek papyri, series II[1]. New classical fragments and other Greek and Latin papyri, Oxford 1897). Das Ergebnis ist wesentlich dasselbe, wie es aus der Betrachtung der früher genannten Papyrusreste gewonnen war.

Im 4. Capitel wird die voralexandrinische Vulgata dargestellt und die Hauptmasse dieses Abschnittes wie des Buches überhaupt nimmt der §. 24 ein, eine Citatensammlung auf 62 Seiten. Diese Sammlung ist höchst wertvoll und beweiskräftig. Die Zuverlässigkeit der Überlieferung wird geprüft und die Übereinstimmung der citierten Verse und Verstheile mit unserer Vulgata festgestellt. L. hält an der Übereinstimmung fest und legt den vereinzelten Abweichungen nicht jene Beweiskraft bei, welche ihnen vielfach zugesprochen worden ist. Eine Zählung ergibt, dass weitaus die Mehrzahl der bei den Schriftstellern vor der Zeit der Alexandriner erhaltenen Bruchstücke (146 von 152) frei sind von jeder Bereicherung; durchschnittlich liest man in den voralexandrin. Homercitaten 44—53 Verse, ehe man auf einen Zusatzvers stößt (in den Papyri kommt schon auf zehn Verse ein Zusatzvers). Was schon vor L. bekannt war (Bonitz, Über d. Urspr. d. homer. Gedichte[5] 55), wird hier neuerdings hervorgehoben, dass Plato die Ilias und Odyssee so vor sich gehabt hat, wie wir sie lesen. Es werden nun des weiteren alle Versuche, eine Entstellung unseres Homertextes in der Zeit vor den Alexandrinern anzunehmen, als unbegründet erklärt, so die epichorischen Einflüsse, die attische Redaction und die Rhapsodeninterpolationen. Der Ursprung der Vulgata wird nicht gelichtet, das hat sich L. auch gar nicht zur Aufgabe gemacht. Die Herkunft der Zusatzverse möchten wir aber doch gerne kennen. L. behandelt sie als Dichterinterpolationen S. 177 (nicht Rhapsodenwerk). Vgl. auch S. 48. Über die Zeit lässt sich nichts ausmachen. Im §. 37 werden die Variationen, welche unsere Papyrusfunde und auch sonst Textesquellen bieten, besprochen und als Gedächtnisfehler erklärt, von welchen die Declamatoren gleicherweise wie die Abschreiber bedroht sind; nur Täuschung ist es, wenn man von ihnen einen Schluss auf das Alter des Textes ziehen wollte. Es ist die Jagd nach Spuren des Digammas, welche Leute wie van Leeuwen blendet. (Hierbei wird Leyden die 'Hochburg des Knightianismus' genannt). So heißt es in der Oxforder Publication Ψ 198 ὦκα δὲ Ἶρις, unsere Überlieferung lautet ὠκέα δ' Ἶρις, dort wäre also eine Spur des Ϝ erhalten, worüber van Leeuwen in Entzückung geräth. L. hält von der Entdeckung Bentleys nicht viel und legt dar, dass diese Variante als Perle in unsauberer Fassung gefunden worden ist und dass sie keinen Wert habe. Es wird von ihm geltend gemacht, dass einerseits das Ϝ im Worte Ἶρις nicht erwiesen sei, andererseits dass Homer diesen Laut nicht

immer zu wahren strebte. Arg ist es, dass van Leeuwen für d
Variante *Α* 64 ὅς ϝείπῃ keine diplomatische Gewähr hat, obwo
er eine solche vorgibt.

In einem Anhange S. 193 wird eine Arbeit aus der Be
philol. Wochenschr. 1888, VIII, 1395 f. wieder abgedruckt, b
titelt: Ein neues Fragment des Krates v. Mallos. E
Scholion im Cod. Vindob. 133 der Odyssee ist von L. im Au
1888 aufgefunden worden, worin Krates zu *μ* 105 citiert wi
In diesem Citate muss, so urtheilt L., Krates δὶς statt τρὶς g
lesen, demnach die hier von den Alten aufgestöberte Aporie dur
Conjectur gelöst haben.

Aus dem Überblicke über den Inhalt des Buches werden d
Fachgenossen erkannt haben, worin der Wert desselben liegt, da
die Ansichten über diesen auseinandergehen werden, erwartet Re
erlaubt sich aber ohne Kenntnis anderer Urtheile und ohne Rüc
sicht auf solche sein Urtheil zu geben. Es scheint ihm erwiese
dass die Papyri unsere Kenntnis von den homerischen Gedicht
nicht erweitern und dass sie nicht voralexandrinisch sind, ferr
ist er unabhängig von L. zur Überzeugung gekommen, dass unse
Vulgata in ihrer sprachlichen Form hingenommen werden müs
und nicht durch sprachwissenschaftlich erschlossene Formen erse
werden dürfe; die gegenwärtige Richtung der Sprachforschu
erleichtert die Annahme dieses Standpunktes (darüber des R
Aufsatz im „Gymnasium“ XIV, 1896, Nr. 18). Auch bezügli
des Digammas kann man mit L. einer Meinung sein (vgl. v. Hart
Homer. Stud. III 77, 78), obwohl wir L. nicht zugeben könne
dass die Behandlung dieses Lautes zu betrachten sei nach Analog
von anderen „beweglichen“ Consonanten, wovon Beispiele in d
Homerischen Studien v. Hartels I, S. 14 zusammengetrag
sind. Wenn jedoch L. über die Zeit des Herodoteischen Geschicht
werkes, worin Homercitate vorkommen, nicht zurückgeht und inne
halb der selbstgezogenen Grenzen stehend alle Versuche, die En
stehung der von uns sogenannten homerischen Epen aufzuklärε
mittelbar verurtheilt, so können wir, als grundsätzlich auf eine
anderen Boden stehend, ihm nicht mehr die Befugnis einräume
ein rechtskräftiges Urtheil zu fällen. Die Versuche, unse
Vulgata zu erklären, beruhen entweder auf sprachlichem Grun
oder auf Schriftstellerzeugnissen, die auf ihren Wert erst geprü
und untereinander sachgemäß verknüpft werden müsse
historische Methode ist das doch auch, aber es wird trotz d
Hochschätzung dieser Methode nicht ausbleiben, dass von zw
Forschern ein und dasselbe Zeugnis entweder seinem Wert
nach angezweifelt oder verschieden gedeutet werden wird. A
Schlüsse aus dem Inhalte der beiden Epen und aus dem Ve
hältnisse dieses Inhaltes zu dem der kyklischen Epen wi
allgemein nichts gegeben, ebensowenig auf mythologisch
Umstände (*Αἰαντίς* neben Aias, in der Ilias dem alterego de

chilles; Achilles, der *Αἰακίδης* und Aegina: Herod. VIII 64). Ref. hält dafür, dass diese Dinge von Belang seien, und stimmt ir eine vor das Jahr 450 fallende sprachliche Festsetzung, wobei das Attische einen hervorragenden Einfluss hatte. Wie alt der Text zu Zeiten Herodots (444) war, lässt sich ja nicht entscheiden, die „homerische Frage" ward damals mit einem großen Theile der Unterfragen, in welche sie sich gliedert, lebhaft erörtert; wir wissen nicht, ob gerade Herodot mit seinen Annahmen Recht hatte, wir nehmen es nur zur Ehre seines Namens an (vgl. auch Thukydides). Da ist noch ein Feld für freie Forschung, bei welcher wir uns von L. nicht durch seine historischen Grundlagen werden bannen lassen können.

Villach. G. Vogrinz.

Anthologie aus den Lyrikern der Griechen von Dr. E. Buchholz. 2. Bändchen: Die melischen und chorischen Dichter. 4. Aufl. von J. Sitzler. Leipzig, Teubner 1898. IV u. 210 SS. Preis 2 Mk. 10 Pf.

Die vom neuen Herausgeber im Vorworte angegebenen Grundsätze, welche er bei Besorgung dieser Auflage im Auge hatte, zeigen sich bei näherer Prüfung gut durchgeführt. Der Grundcharakter der viel verbreiteten Anthologie blieb im allgemeinen gewahrt, die Änderungen bezogen sich auf Einzelheiten, sind aber hier allerdings ziemlich umfangreich geworden. Was die Auswahl des Stoffes betrifft, wurde einiges weggelassen, anderes dafür neu aufgenommen. In letzterer Beziehung kann namentlich die Berücksichtigung mehrerer Stücke aus den wieder aufgefundenen Gedichten des Bakchylides, der nun nach Pindar gestellt ist, sowie die schließliche Beachtung des Volksliedes nur mit Zustimmung begrüßt werden; in ersterer Hinsicht ist die Streichung der angeblichen Verse Arions, die früher S. 8 standen, auch nur zu billigen (vgl. zur Sache und einschlägigen Literatur jetzt auch Crusius bei Pauly-Wissowa RE. II 838). Bei der unter den Anakreontea vorgenommenen Sichtung hätte aber das Liedchen auf die Schwalbe, welches früher S. 33 stand, mit Rücksicht auf die Nachahmung Lessings (Göschen I 79) und auf das sonst hervortretende lobenswerte Streben dieser Anthologie, dem Schüler Antikes und Modernes vergleichend vorzuführen, vielleicht noch Schonung verdient.

Verhältnismäßig am meisten geändert wurde aber an der Fassung der Anmerkungen und es geschah dies in der Regel in recht glücklicher Weise. So wurde nun z. B. bei Hinweisen auf deutsche Classiker der Titel des betreffenden Gedichtes dem früheren Zahlencitate vorgezogen; wenn es aber S. 42, 5 noch heißt: „Nachbildung bei A. v. Platen: Ges. Werke Bd. 2", so hätte die Aufschrift „an die Taube" wohl auch genügt, oder es wäre sonst

wenigstens die Seitenzahl (319) beizufügen gewesen. — Bei Sapph 2 (S. 16) würde Ref. das Vorgehen Stolls gebilligt und die late nische Bearbeitung Catulls entweder im Commentar oder im An hange den Schülern vor Augen gestellt haben, da wohl nicht jed derselben eine Catullausgabe besitzt und hier doch der Vergleic zwischen dem griechischen Originale und der römischen Nachbildun in mehrfacher Weise besonders anregend wirken kann. — Wen S. 38 die Buchholz'sche Bemerkung über die Metra der Anakreont im wesentlichen beibehalten und noch gekürzt wurde, so hätte d Herausgeber dafür entschieden besser die präcisere Darstellun aus seinem „Abriss der griech. Literaturgeschichte" S. 146 herübe nehmen können. — Im Anhange, der sichtlich schon mehr fü angehende Philologen berechnet ist — auch Christs neue Pinda ausgabe ist da verwertet —, hat S. vielfach ganz besonders au Eigenem geschöpft, speciell auch bezüglich des neuen Bakchylide fundes; manches ist auf solchem Gebiete auch dem Forscher be achtenswert, hie und da würde freilich schon jetzt infolge d neuesten Beiträge und Ausgaben die Erörterung noch Änderunge oder Zugaben erfahren müssen.

Im ganzen muss aber gewiss constatiert werden, dass da für seine Zwecke überhaupt gut angelegte Buch durch diese Neu bearbeitung wesentlich gewonnen hat und bei solchem Streben noc weiter gewinnen wird.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Dionis Prusaensis quem vocant Chrysostomum quae exstan omnia edidit. apparatu critico instruxit J. de Arnim. Vol. I Berolini, apud Weidmannos MDCCCLXXXXVI. gr. 8°, XIV u. 380 S. Preis 14 Mk.

Mit dem vorliegenden stattlichen Bande ist Dions groß kritische Ausgabe abgeschlossen. Er umfasst die Reden XXXV (19)—LXXX (63), ferner XIV (64)—XXX (80) in der von Arnin festgestellten Reihenfolge (vgl. Einl. d. 1. Bandes). Diesen sin drei Anhänge beigegeben: 1. *Κόμης ἐγκώμιον* (mit den Variante des Cod. Laur. A), 2. Zwölf Bruchstücke Dions, darunter drei neu aus dem Florilegium des Maximus, von denen eines vermuthlich echt ist, 3. Die Zeugnisse und Urtheile über das Leben und di Schriften des Redners (mit den Varianten der oben genannten Hs. und 'Additamenta ad vol. I', welche richtige oder wahrscheinlich Verbesserungen enthalten, die seit Erscheinen des 1. Bandes dem Verf. bekannt wurden. Statt eines vollständigen Wortverzeichnisses das zwar sehr willkommen gewesen wäre, aber aus leicht denk baren Gründen entfallen musste, wird wenigstens ein ausführliches, nach verschiedenen Gesichtspunkten (in 10 Gruppen) zusammen gestelltes Namens- und Sachregister geboten, das die Benützung der trefflichen Ausgabe wesentlich erleichtert.

In der Praefatio bespricht der Verf. auf S. IV f. die verlorene Schrift Dions über die Geten (Daker), um zu zeigen, inwiefern Auszüge späterer Schriftsteller auf Dio zurückgehen. Das Ergebnis ist folgendes: Iordanis, der Verfasser der Schrift De origine actibusque Getarum, schöpfte nicht unmittelbar aus Dio, sondern entnahm seine Mittheilungen aus Cassiodors Geschichte der Gothen. Aber auch dieser hatte nicht Dio selbst eingesehen, vielmehr war aller Wahrscheinlichkeit nach seine Hauptquelle Ablabius' Geschichte der Gothen, der Dio benützt hatte. Dies gilt aber nur von dem zweiten Theile der Darstellung Dions, wo von dem Wohnsitze der Geten in Mysien (d. i. Mösien), Thrakien und Dakien die Rede ist. Hier ist auch Dio eine Hauptquelle. Nun werden fünf Fragmente, in denen Iordanis auf Dio ausdrücklich Bezug nimmt, mitgetheilt und besprochen. Es folgt eine Titelübersicht von 14 verloren gegangenen Schriften des Dio, von denen keine Bruchstücke auf uns gekommen sind.

Den Schluss des Vorwortes bildet eine Zusammenstellung der abweichenden Lesarten, die Léon Parmentier durch Vergleichung eines aus fünf Blättern bestehenden, Theile der dritten und vierten Rede umfassenden Bruchstückes einer Patmoshandschrift gewonnen und dem Herausgeber freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Obwohl diese Bruchstücke nach Parmentiers Vermuthung dem 10. Jahrhundert angehören und somit die bekannten Dio-Handschriften an Alter übertreffen, ist der Gewinn für die Textherstellung doch nur gering. Indessen tragen diese Bruchstücke wenigstens zur Kenntnis des Verwandtschaftsverhältnisses der übrigen Handschriften etwas bei. Das Patmosbruchstück gehört, wie schon Parmentier richtig erkannt hat, zur Familie der Handschriften U(rbinas 124), B (Parisinus 2958), V(aticanus gr. 99) und ist nach v. Arnims Untersuchung mit UB näher verwandt als mit V.

Hinsichtlich des textkritischen Theiles verweise ich auf meine Besprechung des ersten Bandes (in dieser Zeitschr. 1895, S. 214 ff.). Die dort ausgesprochene Anerkennung gilt uneingeschränkt auch vom Schlussbande; kurz gesagt, wir haben in v. Arnims Ausgabe eine gediegene Leistung deutscher Gelehrsamkeit vor uns.

Noch ein Wort in eigener Sache! Der Umstand, dass der zweite Band erst längere Zeit nach seinem Erscheinen dem Berichterstatter durch die Verlagsbuchhandlung zugieng und dieser bald darauf wegen Krankheit über Jahresfrist auf jegliche wissenschaftliche Arbeit verzichten musste, möge die Verspätung dieser Anzeige entschuldigen.

Wien. Karl Burkhard.

Die Mauriner Ausgabe des Augustinus. Ein Beitrag zur Geschichte der Literatur und der Kirche im Zeitalter Ludwigs XIV. Von Dr. Richard C. Kukula. III. Theil. I. und II. Wien, in Commission bei Carl Geroldꞩ Sohn 1892 u. 1898. (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philos.-hist. Classe. Band CXXVII, Abhandl. 5, und Band CXXXVIII, Abhandl. 5.) 48 u. 81 SS.

In dankenswerter Weise hat K. die schon 1890 mit dem I. und II. Theile (vgl. diese Zeitschr. 1891, S. 412 ff.) begonnene Arbeit über die Augustinus-Ausgabe der Benedictiner-Congregation von Saint-Maur (dazu Rottmanner, Bibliographische Nachträge, Sitzungsberichte Bd. CXXIV, Abhdl. 13) mit dem III. Theile 1892 fortgesetzt und 1898 vollendet. Der erste Abschnitt des vorliegenden III. Theiles bringt zunächst auf Grundlage des in der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrten Apparates eine Darlegung des technischen Verfahrens der Mauriner. Der Verf. zeigt, wie die Herausgeber ihre zahlreichen Hilfsarbeiter beschäftigten, wie die letzteren ihre Collationen anlegten und das Alter sowie den Wert der Handschriften beurtheilten. Diese Erörterung ist in vielfacher Hinsicht von hohem Interesse. Der zweite Abschnitt enthält in drei sorgfältig angefertigten Tabellen eine übersichtliche Zusammenstellung des Apparates nebst erläuternden Bemerkungen. In der ersten Tabelle ist eine etymologische und topographische Erklärung der von den Maurinern gewählten Bezeichnungen ihrer Handschriften gegeben, die zweite Tabelle bietet eine Übersicht über die einschlägige Correspondenz der Mauriner, die dritte berichtet über die Collationen für jedes einzelne Werk Augustins. Von den Briefen, die in der zweiten Tabelle aufgezählt sind, hat K. zwölf aus Rom vom Jahre 1699 datierte in einer Zeitschrift veröffentlicht und handelt davon auch in den „Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienser-Orden“, Jahrgang 1896.

Lag das Interesse, das man dem I. und II. Theile der Arbeit allgemein widmete, mehr auf den Gebieten der Literatur- und Kirchengeschichte, so hat der III. Theil einen mehr formalen und praktischen Wert für die Philologen und besonders für die Herausgeber des Augustinus. Wäre die treffliche Abhandlung um viele Jahre früher geschrieben worden, so hätten die Mitarbeiter an der neuen Edition mehr Nutzen davon gehabt und Zeit gewonnen. Aber auch jetzt kommt sie noch sehr gelegen, indem sie in guter Übersicht die Arbeitsmanier der Mauriner darlegt. Die Benützung der Collationen ist den heutigen Editoren, wenn sich die entsprechenden Quellen nicht mehr auffinden lassen, gewiss anzurathen; doch ist in der Verwendung des Materials die größte Vorsicht geboten. An der Ausbeutung des Codex Carnotensis für das Speculum (Appar. Bened., Nouv. Fonds Latin 11652, fol. 296—310ᵛ) habe ich Fehler wahrgenommen, die auch gegen die Collationen fol. 311—326ᵛ aus drei ungenannten, mit 1, 2 und 3 bezeichneten Quellen, von denen 3 dem Codex R entspricht, Miss-

trauen erweckten. Der Verf. bemerkt mit Recht, dass wir auf alleiniger Grundlage dieser Collationen aller Wahrscheinlichkeit nach und selbst bei Anwendung jeglicher Vorsicht oft nur ein mangelhaftes oder geradezu irriges Bild des wahren Wertes und der wahren Lesarten der fraglichen Handschriften gewinnen werden, dass sie in der Regel für die Neuausgabe des Augustinus nur dann einen achtbaren Wert besitzen, wenn eine Autopsie der Originalcodices nicht mehr möglich ist. Aber auch in diesem Falle müsse man vor ihrer Verwertung in ähnlicher Weise, wie wir dies bei dem Horaz-Commentator Cruquius zu thun genöthigt sind, den Sprachgebrauch und die Arbeitsmanier des jeweiligen Gewährsmannes klarzustellen trachten, um vor Missverständnissen thunlichst gesichert zu sein (III 1, S. 88 f.). Doch betont er: wenn sich eine von den Maurinern benützte Handschrift nicht mehr eruieren lasse, erwachse uns dagegen die Verpflichtung, auf jene emsig gesammelten Collationen unserer Vorgänger in ähnlicher Weise Rücksicht zu nehmen, wie die Mauriner ihrerseits die Collationen ihrer Vorgänger verwertet hätten (III 2, S. 4). Die Sache hängt natürlich von der Beschaffenheit des einzelnen Falles ab, und bei den verschiedenen Augustinischen Schriften werden sich die Verhältnisse nicht gleichartig gestalten.

Besäßen wir eine Übersicht über sämmtliche uns heute noch erhaltenen Augustinus-Handschriften, so wäre nicht nur die Auffindung und Auswahl der zu benützenden Codices wesentlich gefördert, sondern auch mit Hilfe der von K. gelieferten Vorarbeit die Agnoscierung mancher von den Maurinern verwendeten Handschrift von vornherein erleichtert. Der Verf. hat sich durch seine fleißige Arbeit ein Verdienst erworben.

Wien. Franz Weihrich.

Sammlung griechischer und römischer Classiker mit Erläuterungen für die Privatlectüre.

Die Verlagshandlung F. Tempsky hat es unternommen, „mit Unterstützung hervorragender Schulmänner die im Sinne der h. Ministerialerlässe vom 30. September 1891 und vom 18. Juni 1894 betriebene Privatlectüre in den classischen Sprachen durch Herausgabe geeigneter Behelfe auf weitere Gebiete und in festere Bahnen zu lenken“. Es entstand die „Sammlung griechischer und römischer Classiker mit Erläuterungen für die Privatlectüre“, von welcher bis jetzt fünf Bände erschienen sind.

1. **T. Livi ab urbe condita lib. XXVI.** Herausgegeben von Anton Stitz. 1895.

Da das 26. Buch in der Schule nicht gelesen wird, so kommt dieser Commentar nur als Hilfsmittel für die Privatlectüre in Be-

tracht. Die Herausgabe desselben erscheint umso dankenswerter, als die Schüler sich bisher mit den Commentaren von Weißenborn-Müller, Friedersdorff u. a. behelfen mussten, welche, da sie nicht für Gymnasiasten berechnet sind, denselben nur geringe Stütze boten. Müssen wir auch anerkennen, dass unsere Schüler der Privatlectüre viel Interesse und Eifer entgegenbringen, so wurde doch der bisherige Mangel an geeigneten erklärenden Ausgaben schwer empfunden. Unter demselben litten in gleicher Weise die Schüler wie der Lehrer. Wie oft musste ich bei der Prüfung die Wahrnehmung machen, dass der Schüler die Bemerkung des Commentars nicht richtig aufgefasst hatte! Wie oft fand ich, dass der Commentar den Schüler gerade da völlig imstiche ließ, wo er einer Aufklärung am dringendsten bedurfte! Wie oft zeigte es sich, dass eine einzige Stelle, schief aufgefasst, für das Verständnis des Folgenden verhängnisvoll wurde! Um diese Hemmnisse möglichst rasch zu beseitigen, sah ich mich veranlasst, die Schüler dazu zu verhalten, etwaige Zweifel und Nöthen mir sofort mitzutheilen. Nur so war es möglich, das Beschreiten von Irrwegen zu verhüten und die etwa ins Stocken gerathene Lectüre wieder flott zu machen. Allerdings ist dieser Vorgang umständlich und zeitraubend für beide Theile. Umso freudiger ist also das Erscheinen von Hilfsbüchern zu begrüßen, welche, wie der Commentar von Stitz, frei von jedem wissenschaftlichen Apparat, einzig und allein die Bedürfnisse des Schülers im Auge haben und demselben jene Unterstützung gewähren, deren er zum Verständnisse des Gelesenen bedarf. Mit richtigem pädagogischen Takt vermied es Stitz, durch grammatische Verweise das Interesse des Schülers abzuschwächen. Die Anmerkungen sind knapp, vielleicht allzu knapp, wie es da und dort scheinen mag. Ich habe hier einige Stellen im Auge, welche, wie ich mich bei der Prüfung überzeugte, auch von tüchtigeren Schülern nicht völlig aufgefasst wurden. Zu diesen wenigen Stellen gehört Cap. XXI 4. Zu dem Satze quod nisi manente in provincia bello non decerneretur gibt Stitz die Erklärung: nisi manente = maneret. Die meisten Schüler haben sich nun als Subject zu maneret das Pronomen is (Marcellus) ergänzt, während sie bello mit decerneretur verbanden. Dieses Missverständnis könnte leicht verhütet werden durch folgende Fassung der Anmerkung: nisi manente b e l l o = nisi bellum maneret (fortbestände). Eine zweite derartige Stelle findet sich XXIV 4: aliorum Campanorum summam etiam census distinxerunt, publicanda necne bona essent. Ich war im vorhinein gespannt, ob die Schüler diesen Satz, welchen Stitz ohne jede Erklärung gelassen hatte, richtig übersetzen würden. Die Prüfung ergab das Gegentheil, wie ich auch vermuthet hatte. Eine dritte Stelle betrifft den Satz am Schlusse des XLV. Cap.: opera et difficilia esse et tempus datura ad ferendam opem imperatoribus suis. Vom Standpunkte eines Quintaners aus bedarf das Particip datura entschieden einer näheren Erklärung, die bei Stitz vermisst wird.

Der Herausgeber hat, um dem Schüler die Benützung anderweitiger Hilfsmittel zu ersparen, dem Buche ein Wörterverzeichnis angeschlossen, „welches der Vocabelkenntnis eines absolvierten Untergymnasiasten angepasst ist“. Bei der Abfassung desselben scheint der Herausgeber etwas ungleichmäßig verfahren zu sein. Wörter wie anceps, catapulta, cibaria, commeatus, Phrasen wie agere cum aliquo, animadvertere in aliquem u. a. sind dem Schüler aus Cäsar bekannt; auctoritas patrum, de caelo tangi, conubium u. a. sind im 1. Buche des Livius bereits vorgekommen. Ich bin nun weit davon entfernt, dem Verf. deshalb einen Vorwurf machen zu wollen; denn bekanntlich vergessen die Schüler manches, und es ist gewiss besser, wenn ein Vocabular ein paar Wörter zuviel als zuwenig enthält. Umsoweniger aber dürfen solche Vocabeln übergangen werden, deren Kenntnis bei den Schülern nicht ohneweiters vorausgesetzt werden darf. So fehlen im Wörterverzeichnisse folgende Vocabeln: praefigo (IV 4), necopinato (VII 4), pervado (VII 6), salutare [Adjectiv] (XII 7), castra conferre (XII 14), placabilis (XIV 2), index (XIV 4), debellare (XXI 4), noscitare (XLI 24), pecua (Plural von pecu, XXXIV 5). Wenn nun auch der Schüler die Bedeutung dieser Wörter, von denen einige in der bisher absolvierten Lectüre noch nicht vorgekommen sein dürften, aus eigenem Nachdenken erräth, so wird er dennoch, um sich völlige Sicherheit zu verschaffen, dieselben im Lexikon nachschlagen. Diese Arbeit könnte ihm erspart werden, wenn die genannten Vocabeln ins Wörterverzeichnis aufgenommen würden. Ferner scheint es geboten, bei jedem einzelnen Worte alle jene Bedeutungen, in denen es in der betreffenden Schrift auftritt, anzugeben; sonst könnte der Schüler sich leicht verleiten lassen, diejenige Bedeutung, die er im Vocabular eben vorfindet, auf alle Stellen anzuwenden. Dass solche Missverständnisse thatsächlich vorkamen, davon habe ich mich bei der Prüfung überzeugt. So z. B. steht im Vocabular bei tormentum nur die eine Bedeutung „Geschütz“; dagegen fehlt die dem Schüler weniger geläufige Bedeutung „Folter“, in welcher es Cap. XII 17 gebraucht ist. Im Wörterverzeichnisse findet sich „deferri herabstürzen“; dagegen fehlt die XIV 7 vorkommende Phrase deferre aliquid ad aliquem. Das Vocabular weist zu ordo die Bedeutungen „Stand, Rang, Classe“ auf; keine von diesen passt aber zu XLVI 7, wo dieses Wort mit „Chargen, Hauptleute“ zu übersetzen ist. Auch würde es den Umfang des Vocabulars kaum merklich vergrößert haben, wenn überall auch die Grundbedeutung aufgenommen worden wäre. Es ist beispielsweise fraglich, ob die Angabe „receptaculum Depôt“ ohneweiters jedem Quintaner verständlich ist. Für unsere Verhältnisse wenigstens hätte ich folgende Fassung gewünscht „Zufluchtsort, Aufbewahrungsort, Depôt“. Von Druckfehlern sind mir nur aufgefallen „zu Hilfe“ auf S. 11, „Teil“ auf der Karte von Spanien.

Dies sind die Unvollkommenheiten, welche nach den von mir gemachten Erfahrungen dem Buche anhaften und bei einer Neu-

auflage, zu welcher es hoffentlich recht bald kommen wird, mit Leichtigkeit zu beheben sein werden. Doch wie wenig bedeuten sie gegenüber den außerordentlichen Vorzügen desselben! Ich muss der Wahrheit gemäß bezeugen, dass noch keine Prüfung aus der Privatlectüre so erfreuliche Resultate zutage gefördert hat, wie die aus dem 26. Buche des Livius unter Benützung des Commentars von Stitz. Mit Ausnahme ganz weniger Stellen — dieselben sind oben angeführt worden — zeigten die Schüler durchwegs gründliches Verständnis des Gelesenen; die Übersetzung war mit Rücksicht auf die Unterrichtsstufe recht befriedigend. Dieses Ergebnis ist umso höher anzuschlagen, als die Unterstützung, welche Stitz dem Schüler gewährt, von der Art ist, dass der Selbstthätigkeit desselben ein weiter Spielraum gelassen wird. Sein Vorgang unterscheidet sich vortheilhaft von der plumpen Manier so mancher Herausgeber von Schülercommentaren, welche bei jeder schwierigeren Stelle nichts Besseres zu thun wissen, als dem Schüler gleich die fertige Übersetzung an die Hand zu geben. Demgegenüber sucht Stitz die Schüler derart anzuregen und zu lenken, dass sie aus eigener Kraft das Richtige finden. Die Anmerkungen bezwecken in erster Linie das Erfassen der Construction; für die Übersetzung werden nur einzelne Winke gegeben; alles übrige wird dem Schüler überlassen, der mitunter auch härteres Holz zu bearbeiten hat. Wenn trotz dieser verhältnismäßig geringen Nachhilfe die Schüler imstande sind, das Gelesene zu bewältigen, so ist dies auch ein Beweis, dass dieselben den Unterricht wohl ausgenützt und die richtige Methode zu studieren sich angeeignet haben; wogegen Schüler, welche sich bei der häuslichen Vorbereitung auf den Hauslehrer oder den gefälligen „Schülercommentar" verlassen, einem Buche, wie das von Stitz, völlig rathlos gegenüberstehen, da sie gewohnt sind, weit ausgiebigere und, ich möchte sagen, materiellere Unterstützung zu empfangen. Aber auch der Lehrer gewinnt aus derartigen privaten Leistungen der Schüler die tröstliche Gewissheit, dass sein Lehrvorgang der richtige war, indem er das erreicht sieht, was ja das Endziel jeder Unterweisung sein soll, die Selbständigkeit des Schülers.

Verdient also das in Rede stehende Buch wegen seiner einzigen methodischen Vorzüge die weiteste Beachtung, so ist es nicht minder der in demselben gebotene hochinteressante Lesestoff, der es für die Privatlectüre besonders geeignet erscheinen lässt. Wenn der Schüler im 21. oder 22. Buche gelesen hat, wie Rom durch den abenteuerlichen Zug des Hannibal an den Rand des Verderbens gebracht wurde, was könnte für ihn interessanter sein, als nunmehr zu erfahren, wie dasselbe Rom sich der Umarmung des Siegers entwindet, den Sturm auf die Hauptstadt zurückschlägt, Capua erobert und unter der Führung des jugendlichen Scipio in Spanien die Offensive ergreift! Der Herausgeber versteht es auch, den anziehenden Inhalt dem Schüler zum vollen Bewusstsein zu

bringen. Diesem Zwecke dient die dem Texte vorausgeschickte „Eintheilung“, welche eine Übersicht über den Inhalt des Buches gewährt, die Hervorhebung der einzelnen Hauptttheile durch deutsche Überschriften, sowie die knappen Inhaltsangaben der einzelnen Capitel am Rande. Hiezu kommen noch fünf Kartenskizzen: Italien und Sicilien, Mittelitalien und die Umgebung Roms, Stadtplan von Rom, Spanien, Griechenland und Macedonien. Eine Zierde des Buches bilden die schön ausgeführten Bildnisse des älteren Scipio und des Hannibal. Die typographische Ausstattung ist vorzüglich, der Preis (geb. 60 kr.) mäßig.

Fassen wir dies alles zusammen, so können wir getrost behaupten, dass Stitz mit der Herausgabe dieses Buches ein wahres Muster eines Schülercommentars geliefert und dadurch einen wichtigen Zweig der classischen Studien, die Privatlectüre, wesentlich gefördert hat. Durch solche Erklärungsschriften wird es erst ermöglicht, den Bildungsgehalt, welcher der Lectüre innewohnt, völlig zu erschöpfen und auch die Bedenken jener Lehrerkreise zu zerstreuen, die mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten, welche bei dem bisherigen Mangel an geeigneten Behelfen dem Schüler unleugbar entgegenstanden, der Pflege der Privatlectüre geringere Beachtung schenkten. Im Interesse der allseitigen Förderung der Privatlectüre ist dem Buche von Stitz die weiteste Verbreitung zu wünschen. Um auch mittellosen Schülern die Benützung desselben zu ermöglichen, würde es sich empfehlen, einige Exemplare für die Schülerbibliothek anzuschaffen.

2. C. Iulii Caesaris de bello civili comm. III. Herausgegeben von Wenzel Eymer. 1897.

Der Herausgeber schließt sich, wie er im Vorworte sagt, hinsichtlich des Zweckes und der ganzen Einrichtung des Buches an den soeben besprochenen Commentar von Stitz an. Dennoch ist die Ähnlichkeit der beiden Hilfsmittel nur äußerlicher Natur. Der Vorgang bei der Erklärung weist hingegen große Unterschiede auf. Die Unterstützung, welche Eymer dem Schüler gewährt, ist viel ausgiebiger und materieller, als die von Stitz gebotene. Dieser Unterschied erscheint noch größer, wenn man bedenkt, dass die Schüler erst in der Sexta an die Lectüre des Bellum civile herantreten, also auf einer Bildungsstufe stehen, auf welcher ein reiferes Urtheil und größere Gewandtheit im Übersetzen billigerweise erwartet werden kann. Demgegenüber scheint Eymer bei seinen Sextanern weit geringere Fertigkeit vorauszusetzen, als Stitz bei seinen Quintanern. So hält Eymer es für nöthig, timor belli Parthici durch die Anmerkung „Gen. object.“ zu erklären (XXXI 4); ebenso LXXXVI 4: sine periculo legionum „im Deutschen: für die Legionen“; LXXX 6: oppidum altissimis moenibus „Abl. qual.“ Solche Beihilfe kann für einen Tertianer geeignet sein, für einen Sextaner ist sie einfach beleidigend. Höchst überflüssig sind auch

Noten, wie zu XII 3: Illi ad Caesarem legatos mittunt oppidoque recipiunt: „ergänze eum“. Öfters wird der Conjunctiv beim Relativ erklärt, z. B. XLIV 7: Milites tegimenta fecerant, quibus tela vitarent. Eymer bemerkt dazu: „quibus = ut iis.“ (Ähnliche Anmerkungen: VIII 2; XLIV 3; LIX 4). Soviel syntaktische Kenntnisse müssen wir denn doch bei jedem Sextaner voraussetzen, geschweige denn bei einem, der für die Privatlectüre reif ist. Aber auch auf dem Gebiete der Wortkunde traut der Verf. den Schülern nur geringes Wissen zu. Wir finden beispielsweise folgende Phrasen und Wendungen in den Fußnoten übersetzt: equites dare (IV 4); desperata oppugnatione (IX 8); captos ad Domitium deduxerunt (XXXVIII 4); decernendi potestatem Pompeio fecit (XLI 1); locum relinquere (XLV 5); signa relinquere (XIII 2); loco depellere (LII 2); reliqui se verterunt et loco cesserunt (LI 1); in aversos impetum fecerunt (LXIII 8); bellandi ratio (L 1); committere ut (LXIV 3); consumptis viribus (XCIII 1); equo citato (XCVI 6); in deditionem venerunt (XCIX 3). Es wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn der Herausgeber diese Phrasen ins Wörterverzeichnis aufgenommen haben würde, um so die Schüler für alle Fälle sicherzustellen; als Fußnoten hingegen nehmen sich derartige Hilfen in einem für Sextaner bestimmten Buche recht sonderbar aus. Dieses Verfahren erscheint auch unklug den Schülern gegenüber. Denn wenn es sich hier auch um keine obligaten, sondern um freiwillige Leistungen handelt, so bleibt es immerhin bedenklich, in der Erklärung unter jenes Bildungsniveau herabzusteigen, auf welchem die Schüler auf der betreffenden Unterrichtsstufe unbedingt stehen müssen. Sicher ist, dass die Schüler, wenn man ihnen solche Dinge, welche sie aus der vorangegangenen Schullectüre wissen sollten, auf dem Präsentierteller entgegenbringt, als wären sie etwas völlig Neues, leicht zu einer Überschätzung ihres Wissens und zu der Ansicht verleitet werden, dass die Vocabeln und Phrasen nur für die einzelne Lection gelernt werden. — Großen Wert legt der Herausgeber, und zwar mit Recht, auf eine gute deutsche Übersetzung. Aber auch hier unterschätzt er die Kräfte der Schüler. Höchst überflüssig scheinen Übersetzungshilfen, wie: ignes fieri prohibebat „er ließ keine Feuer anmachen“ (XXX 5); mediae aciei Domitium praeposuerat „hatte das Commando übergeben“ (LXXXIX 2); quantam navium facultatem habebat „soviele Schiffe, als er zur Verfügung hatte“ (XIV 1); gravissima hieme „trotz“ (VIII 4); ebenso altissimis fluminibus (LXXVII 1); eodem usi consilio „nach“ (LXXXI 1); iisdem permoti rumoribus „auf dieselben Gerüchte hin“ (ib.); ducibus usi „unter Führung“ (XCV 4). Erscheinen derartige Übersetzungshilfen dem Bildungsstande von Tertianern oder höchstens Quartanern angemessen, so ist es nicht minder als eine methodische Schwäche zu bezeichnen, wenn der Herausgeber Stellen, welche dem Verständnisse nicht die geringste Schwierigkeit bieten, fertig übersetzt, einzig und allein

aus dem Grunde, weil er eine allzu wörtliche Wiedergabe seitens des Schülers befürchtet, z. B. hae res, quae gestae erant „diese Vorgänge bei“ (XIII 1); equites, quos Scipionis esse arbitrabatur „als die des Scipio“ (XXXVI 5); missus a Pompeio „im Auftrage des P.“ (LVI 2); quid a quoque fieri velit praecipit „ertheilt jedem seinen besonderen Auftrag“ (LXXII 3); cuius rei causa missi essent „den Zweck ihrer Sendung“ (CIX 5). Ich pflege, wenn derartige Fälle in der Schullectüre vorkommen, falls der gerufene Schüler nicht von selbst die dem deutschen Sprachgeist angemessene Übersetzung beibringt, an die ganze Classe die Aufforderung zu richten: „Versuchen Sie den Nebensatz zu eliminieren!“ Dieser Forderung vermögen meistens auch schwächere Schüler zu genügen, und es bereitet ihnen diese Operation eine sichtliche Lust. Ein derartiger Vorgang dürfte, auch im Schülercommentar zur Anwendung gebracht, für die Schüler nutzbringender sein als die Darbietung der besten Übersetzung, und zwar aus folgenden Gründen. Der denkende Schüler, der, durch das Beispiel der Schule belehrt, wohl weiß, dass er bei der wörtlichen Übersetzung nicht stehen bleiben darf, wird von selbst nach dem eben passenden Ausdrucke suchen und denselben auch meistens finden. Der Reiz des Suchens und die Freude des Findens wird ihm aber benommen, wenn er die Lösung schwarz auf weiß gedruckt sieht. Jener Schüler dagegen, welcher derartige Anregungen, wie die oben vorgeschlagene, nicht zu benützen versteht, ist für die Privatlectüre überhaupt nicht reif. Wird er dennoch zu derselben zugelassen, so wird er die im Commentar gebotene Übersetzung auswendig lernen. Die Folge wäre eine schwere Überbürdung des Gedächtnisses; die Privatlectüre würde unter solchen Umständen dem Schüler keinen Nutzen, sondern Schaden bringen, da er sich an mechanisches Arbeiten gewöhnen würde. Diese Gefahr ist für ihn in noch höherem Grade vorhanden an solchen schwierigeren Stellen, wo durch die dargebotene freie Übersetzung die lateinische Construction ganz verdeckt wird, z. B. XII 2: Illi (negaverunt se) sibi iudicium sumpturos contra atque omnis Italia ... iudicavisset „sie würden sich kein Urtheil herausnehmen gegen die Entscheidung Italiens“. Ich frage: Werden die Schüler — ich habe dabei solche im Auge, welche eine so weitgehende Unterstützung, wie wir oben gesehen haben, wirklich benöthigen — werden solche Schüler ohne Beihilfe auch imstande sein, die lateinische Fügung wörtlich wiederzugeben? Ich möchte es bezweifeln. Ich für meinen Theil würde, wenn diese Stelle in der Schullectüre vorkäme, die Verbindung contra atque durch ein bekanntes ähnliches Beispiel beleuchten und sodann den Rath geben, den Nebensatz zu eliminieren. Eine Übersetzung, welche sich der Schüler äußerlich aneignet, von der er nicht weiß, wie er zu derselben gekommen ist, ist völlig wertlos. Ein solches Verfahren kann nur dazu führen, dass der Schüler auch sonst mit dem Scheine des Wissens sich begnügt. Daher sollen auch Phrasen,

wenn sie zum erstenmal auftreten, vom Grunde aus erklä
werden. Ein solcher Fall ist Cap. XXXVI 4: conclamatis vasibu
Die Fußnote bei Eymer lautet: „Der Aufbruch geschah auf dre
maliges Signal." Im Wörterverzeichnisse steht: „conclāmare (vas
Befehl zum Aufbruch geben." Die eigentliche Bedeutung dies
Phrase blieb mehreren Schülern, wie ich mich bei der Prüfun
überzeugte, verborgen. Erst durch den Hinweis auf das bekann
vasa colligere wurde denselben die in dem Ausdrucke liegen
Brachylogie klar; einige Schüler hatten aus dem Lexikon ih
Belehrung geschöpft, eine Unbequemlichkeit, die ihnen leicht hät
erspart werden können. Im übrigen ist das Wörterverzeichnis völl
ausreichend; von selteneren Wörtern fehlt nur sescenarius (IV 3

Was die sachliche Erklärung betrifft, so bietet dieselb
all dasjenige, was der Schüler zum Verständnisse des Gelesen
benöthigt, ohne über das gebotene Maß hinauszugehen. Die b
den Prüfungen gemachten Erfahrungen berechtigen mich zu de
Ausspruche, dass dieser Commentar in sachlicher Beziehung darna
angethan ist, dem Schüler die führende Hand des Lehrers völl
zu ersetzen. Nur bei zwei Capiteln (XX, XXI), welche allerdin
zu den schwierigeren gehören, zeigte sich bei mehreren Schüle
schiefe Auffassung, welche auf unklarem sachlichen Verständnis
beruhte. Eine etwas größere Ausführlichkeit in der Erklärun
wäre hier umsomehr am Platze gewesen, als die geschilderten Ve
hältnisse außerhalb des Gesichtskreises eines Sextaners liege
Manchmal wäre auch eine bessere, prägnantere Stilisierung d
Anmerkungen zu wünschen. z. B. I 1: „Verfassungsmäßig soll
niemand in Rom dasselbe Amt innerhalb bestimmter Zeit bekleiden.
Der Fachmann weiß, was darunter gemeint ist; der Schüler wi
daraus schwerlich klug werden. — Von Druckfehlern ist mir n
aufgefallen possesiones auf S. 14. In der Anmerkung zu Cap. XL
3 (Pompeiani hoc insolentius ... nostros premere coeperunt) wi
hoc als Abl. comp. bezeichnet, während es ein Abl. mens. ist. -
Dem Buche sind vier Kartenskizzen beigegeben: Der Kriegsscha
platz in Macedonien und Thessalien, Plan der Blockade von Dy
rachium, das Schlachtfeld von Pharsalus, die Entwicklung d
Treffens von Pharsalus. Das Titelblatt schmückt die Neapel
Büste Cäsars; außerdem finden wir auf S. VIII die Büste d
Pompeius, im Verzeichnisse der Eigennamen die Köpfe des M. A
tonius, der Kleopatra und des Pompeius filius abgebildet. Die Au
stattung des Buches ist vorzüglich, der Preis (geh. 40 kr., ge
60 kr.) mäßig.

Aus alldem geht hervor, dass der Verf. sich den Livius
commentar von Stitz zum Vorbild genommen hat, ohne jedoc
demselben durchwegs gerecht zu werden. Während bei Stitz kei
Wort überflüssig ist, geht Eymer in der sprachlichen Erklärun
entschieden zu weit. Dennoch hat dieser durch die Herausgab
seines Cäsarcommentars sich den Dank aller philologischen Lehre

rworben. Dieses Hilfsmittel ermöglicht es auch verhältnismäßig chwächeren Schülern, falls sie nur ihren obligaten Verpflichtungen nstandslos nachkommen, an der Privatlectüre sich zu betheiligen; nd ich kann aus meiner Erfahrung bezeugen, dass eine Anzahl on Sextanern, deren Schulleistungen mit „genügend" zu bezeichnen ind, mit Hilfe dieses Commentars recht hübsche Prüfungserfolge rzielten. Besseren Schülern, denen Eymers Buch zu wenig Gelegenheit bietet, ihre Kräfte zu bethätigen, wurde die Liviuslectüre ach der Anleitung von Stitz empfohlen.

. M. Tulli Ciceronis Tusculanarum disputationum libri I, II, V. Herausgegeben von Emil Gschwind. 1896.

Wenn der Verf. dieses Commentars im Vorworte sagt, der nziehende, lehrreiche Inhalt, der einfache Vortrag in Ciceros Tusculanen stelle bei der Wahl der Privatlectüre für die 7. und . Classe diese Schrift in den Vordergrund, so können wir ihm ierin nur beistimmen, müssen aber auch erklären, dass es erst urch die vorzügliche Interpretation des Herausgebers dem Schüler rmöglicht wurde, diese immerhin schwierige Schrift mit wahraftem Erfolge privatim zu lesen. Denn die Neuheit der philosophischen Termini und die große Menge von Citaten aus Dichtern bieten dem Schüler so große Schwierigkeiten, dass er, sich selbst überlassen, bald alle Lust zum Lesen verlieren müsste. Gschwind bewegt sich nicht in den ausgetretenen Pfaden der Ciceroerklärer; sein Commentar ist eine durchaus selbständige Leistung, an welcher ebensosehr die Vertrautheit des Verf.s mit Ciceros philosophischen Schriften wie seine liebevolle Versenkung in die Bedürfnisse der Jugend zu rühmen ist. Ein besonderer Vorzug seiner Darstellung ist die logische Zergliederung der vorkommenden Beweise und die stete Bezugnahme auf die Lehrsätze der Psychologie, wodurch nicht nur das Interesse des Schülers angeregt, sondern auch ein tieferes Verständnis der behandelten Fragen erreicht wird. Von diesem Gesichtspunkte aus empfiehlt es sich, die Tusculanen erst in der achten Classe zu lesen; dem Septimaner würden so manche interessanten Ausführungen des Herausgebers unverständlich bleiben. Hiezu kommt noch der Umstand, dass an mehreren Stellen des ersten Buches (12, 27; 29, 71 ff.; 41, 97 ff.; 43, 103) auf Platon Bezug genommen wird und auch der Herausgeber die Kenntnis der Apologie bei den Schülern voraussetzt. Mit Rücksicht auf die Unterrichtsstufe, für welche Ciceros Schrift bestimmt ist, muss es auffallen, dass der Herausgeber der sprachlichen Erklärung einen so breiten Raum gewährt. Es ist derselbe Fehler, dem wir in dem Commentare von Eymer begegnet sind. Dieser Fehler wurzelt einerseits in der Überschätzung der Schwierigkeit des Autors, andererseits in der Unterschätzung der Kräfte der Schüler. Gewiss bieten die logischen Deductionen und die vielen Citate in den Tusculanen dem Schüler große Schwierigkeiten, und

es ist daher nur zu billigen, wenn demselben die größtmöglicl Unterstützung gewährt wird. Ja man könnte bei gewissen Dichte stellen noch weiter gehen und dieselben kurzweg übersetze Dagegen finden sich eine Menge kleiner Erzählungen, die so ei fach gehalten und zum Theile dem Schüler schon von anderwär bekannt sind, so dass wir billigerweise verlangen können, dass dieselben ohne jede Nachhilfe übersetze. Wie wenig Fertigk der Herausgeber dem Schüler zutraut, dafür nur ein Beispi I 42, 101 sagt Leonidas: Pergite animo forti, Lacedaemonii, hod apud inferos fortasse cenabimus. Diese Stelle, welche ein rech schaffener Secundaner ohneweiters versteht, versieht Gschwind m folgenden Noten: „Pergite = vorwärts! apud inferos = in d Unterwelt." — Unter den Vocabeln, deren Bedeutung in den Fu noten angegeben wird (ins Wörterverzeichnis mögen dieselben imme hin aufgenommen werden), finden sich unter anderen auch folgend cedere nachstehen, nachgeben (I 3, 5; die Stelle erinnert an de bekannten Vers: Cedite, scriptores Romani usw.), dolere Schme (Trauer) empfinden (I 32, 79), remanere fortdauern (I 34, 83 interitus Vernichtung (I 36, 88), brevitas kurze Dauer (I 39, 94 requiro vermissen (V 8, 23), postremo kurz (V 5, 12). Von Phras und Wendungen sind mir folgende aufgefallen: laudi dare zu Lobe anrechnen (I 2, 4), in praesentia für den Augenblick (I 14), dies et noctes bei Tag und Nacht (ib.), quid tibi opus e wozu brauchst du? (I 11, 24), naturā von Natur aus (I 21, 48 verum quaerere nach der Wahrheit forschen (I 34, 83), ei mein evenisset es wäre ihm besser ergangen (I 35, 85), si esset e stinctus wenn er gestorben wäre (ib. 86), exacta aetate in hohe Alter (I 39, 94), ad me pertinet geht mich an (V 1, 4), omnibu studiis praestare alle Beschäftigungen übertreffen (V 3, 9). Wen schon derartige selbstverständliche Dinge erklärt werden, so ist e nur consequent, wenn der Herausgeber an allen jenen Stellen, welch eine freiere Wiedergabe erfordern, gleich die treffende Übersetzun dem Schüler an die Hand gibt. Diese Freigebigkeit trägt auc dazu bei, dass die Fußnoten mitunter zu bedenklicher Länge an wachsen. Gleichwohl ist die Ansicht, dass die Lectüre ums leichter fortschreite, je mehr an Erklärung dem Schüler gebote wird, eine irrige. Auch hierin ist weises Maßhalten vonnöthe Denn wie die Schullectüre keinen freudigen Genuss aufkomme lässt, solange der Schüler genöthigt ist, jedes dritte Wort i Lexikon aufzuschlagen, so wird auch bei der Privatlectüre jen rüstige Fortschritt, der das Interesse des Schülers wach erhäl gehemmt, wenn sich an jedes Wort des Textes das Bleigewich einer erklärenden Anmerkung anhängt. Die Ängstlichkeit de Erklärers geht sodann auch auf den Schüler über, der sich zuletz nicht mehr getraut, eine wörtliche Übersetzung zu geben, auc dort, wo sie die beste ist, sondern sich mit wässerigen Umschrei bungen abquält, wobei die Natürlichkeit und das muthige Zugreife

eeinträchtigt wird. Auch hier gilt der Spruch: „Das Bessere ist er Feind des Guten!“ Verlangen wir bei der Prüfung aus der 'rivatlectüre nicht durchwegs eine Musterübersetzung; vergessen ir nicht, dass das natürliche Interesse der Jugend in erster Linie em Inhalte zugewendet ist. Ist dieser im ganzen wie in seinen 'heilen gehörig aufgefasst worden, so können wir uns bei der-rtigen freiwilligen Leistungen über manche Unvollkommenheit des eutschen Ausdrucks wohl hinwegsetzen. Ganz anders verhält es ich bei der Schullectüre, wo der Zögling unter der beständigen 'ontrole seiner Mitschüler übersetzt, wobei es dem Lehrer zur 'flicht gemacht ist, die Schüler zur Findung der Musterübersetzung inzuleiten. Diese Gewöhnung an vergleichende Abwägung des ateinischen und deutschen Ausdrucks wird auch dem Betriebe der 'rivatlectüre zustatten kommen, so dass die Schüler verhältnis-näßig nur wenige Übersetzungshilfen benöthigen werden. Gelingt s ihnen, da und dort auch an schwierigeren Stellen aus eigener (raft den treffenden Ausdruck zu finden, so hat dies mehr Wert, ls wenn sie alle noch so schönen Wendungen, die der Commentar hnen bietet, auswendig lernen. Dass die Schüler so weit gebracht werden können, kann ich aus meiner Erfahrung bezeugen; ich füge iber auch hinzu, dass nur eine tüchtige Schulung der oben be-eichneten Art sie in den Stand setzt, mit Erfolg Privatlectüre u betreiben. Denn wir dürfen auch bei dieser von den Schülern keine Leistungen verlangen, zu denen sie nicht durch den Unter-icht befähigt worden sind.

Es scheint also Gschwind bei der Herausgabe der Tusculanen gleich Eymer in seinem Cäsarcommentar auch auf jene schwächeren Elemente der Classe Rücksicht genommen zu haben, welche, obwohl ür die Privatlectüre weniger befähigt, dennoch an derselben theil-unehmen wünschen. Wir können uns darüber nur freuen und aben volles Verständnis für das Bestreben des Herausgebers, auch olchen Schülern einen Erfolg zu ermöglichen. Gleichwohl würde s sich empfehlen, bei einer eventuellen Neuauflage jene Vocabeln und Phrasen, deren Kenntnis bei Septimanern vorausgesetzt werden nuss, aus dem fortlaufenden Commentar in das Wörterverzeichnis u verweisen. Auf diese Weise würde einerseits dem schwächeren Schüler für alle Fälle die begehrte Auskunft geboten, andererseits ler Nachtheil vermieden, dass der tüchtigere Schüler durch über-lüssige und unerbetene Belehrungen bevormundet und im raschen Fortschreiten aufgehalten wird. Dadurch würde auch der Com-mentar eine nicht unwesentliche Kürzung erfahren, wahrlich nicht zum Schaden des Buches, welchem auch sonst manche Weitschweifig-keit anhaftet. — Diese Ausstellungen vermögen indes den hohen und bleibenden Wert dieses Buches, der in der Vortrefflichkeit der sachlichen Erklärung liegt, nicht zu beeinträchtigen. Der Gebrauch dieses Hilfsmittels wird allerorts die schönsten Lesefrüchte zeitigen. Die Ausstattung ist, wie bei allen Bänden dieser Sammlung, muster-

haft; der Preis des mit zehn Abbildungen geschmückten Buch ist mit 90 kr. nicht zu hoch bemessen, wenn man den Umfa desselben (XXVIII u. 211 SS.) in Betracht zieht.

4. Plutarchs Perikles. Herausgegeben von Hermann Schicking 1898.

Wenn mit der Herausgabe dieser Schrift für die Privatlectü der Kreis der Schulschriftsteller überschritten wird, so können dies nur billigen; denn auch wir sind der Ansicht, „dass Lectüre Plutarchs, eines der humansten Geister des Alterthu gerade unserer heutigen Jugend ans Herz zu legen sei". Un allen Biographien vermag wohl keine das Interesse des Schül in so hohem Grade zu fesseln, wie die des Perikles, und zw nicht nur des Mannes wegen, sondern auch wegen der Großarti keit des Zeitalters, welches nach ihm benannt wurde. Der Hera geber versteht es auch, den Schüler derart zu leiten, dass ihm anziehende Inhalt zum vollen Bewusstsein kommt und die Lect zum freudigen Genusse wird. Im allgemeinen folgt Schicking den bewährten Grundsätzen Stitz'. Gleichwohl finden sich da u dort Anmerkungen, welche für Schüler, die Demosthenes gele haben, überflüssig erscheinen, so S. 13, Z. 3: *πρὸς χάριν* „ Gefallen"; S. 14, Z. 21: *ἀπὸ τῶν κοινῶν* „aus öffentlich Mitteln"; S. 15, Z. 11: *ὡς ἔπος εἰπεῖν* „sozusagen"; S. 25, Z. 1 *χρῆσθαί τινι* = uti aliquo. Das Wörterverzeichnis ist sehr rei haltig, es enthält bei 1000 Vocabeln. Wenn der Verf. befürcht „dass ihm der Vorwurf gemacht werden wird, er habe in die Hinsicht zuviel gethan", so können wir ihn versichern, dass hierin keinen Fehler erblicken; eine gewisse Vollständigkeit Vocabulars ist aus dem Grunde geboten, weil es mitunter vorkom dass auch besseren Schülern die Bedeutung eines Wortes ni gegenwärtig ist. Im Gegentheil, wenn ich einen Wunsch a sprechen darf, so ist es der, dass auch jene Vocabeln und Phras welche im Commentar eine freiere Übersetzung erfahren, in Wörterverzeichnis aufgenommen würden, und zwar sowohl in Grundbedeutung als auch in der eben passenden Bedeutung. De der Schüler, welcher von der Schule aus gewöhnt ist, nichts U verstandenes sich anzueignen, sondern allen Dingen auf den Gr zu gehen, wird auch bei der Privatlectüre das Bedürfnis hab sich darüber klar zu werden, auf welchem Wege die dargebot Übersetzung entstanden ist. Findet er im Vocabular die gewünsc Auskunft, so wird dies auch zur Folge haben, dass er die fr Übersetzung leichter im Gedächtnisse behält. Von diesem Gesich punkte aus wäre ins Wörterverzeichnis aufzunehmen: *ὁμιλία* (S. Z. 28), im Commentar mit „gesellschaftliche Manieren" wied gegeben; *προσένειμεν ἑαυτόν* (S. 7, Z. 12) „widmete sich *ἀνέγκλιτος* (S. 18, Z. 19), *μάχης ἁπτόμενος* (S. 22, Z. 24) „si in eine Schlacht einließ"; *θεραπεύων* (S. 38, Z. 22) „um bes

zu stimmen"; *ἐλόντες* (S. 43, Z. 3) „solche, denen es nachgewiesen wurde"; *ἐπέκλασε* (ib. Z. 13) „rührte". — Von Druckfehlern fiel mir auf *διήχησιν* statt *διήγησιν* auf S. 31, Fußnote links, vorletzte Zeile, und *ἐναύσιος* statt *ἐνιαύσιος* im Wörterverzeichnisse. Daselbst ist auch die alphabetische Anordnung ein paarmal gestört. Das auf S. 45 angeführte Citat aus der Odyssee befremdet auf den ersten Blick; war es auch nicht möglich, jedem Verse eine besondere Zeile zu widmen, so hätten die einzelnen Verse wenigstens durch Trennungsstriche geschieden werden sollen. — Die Ausstattung des mit einem Bildnisse des Perikles und einer Karte versehenen Buches ist hübsch; der Preis (geh. 40 kr.) ist mäßig. — Mit der Herausgabe dieser Schrift hat Schickinger ein schätzbares Material für die Privatlectüre der obersten Classen geliefert. Der Versuch, den zwei meiner Octavaner mit der Lectüre Plutarchs gemacht haben, ist glänzend ausgefallen; der Erfolg ist in erster Linie der verständigen Interpretation des Herausgebers zu danken.

5. Demosthenes' Rede vom Kranze. Herausgegeben von Anton Stitz. 1898.

Bisher wagte ich es nicht, selbst hervorragenden Schülern die Kranzrede zur häuslichen Lectüre zu empfehlen, theils wegen ihres großen Umfanges, theils wegen der Schwierigkeiten, welche für den Schüler auch dann bestehen, wenn man ihm den Commentar von Westermann oder Blass an die Hand gibt. Nach beiden Seiten hin hat Stitz Erleichterungen getroffen, indem er einerseits den Umfang der Rede durch Ausscheidung der Volksbeschlüsse, Briefe usw. bedeutend verringerte, andererseits von der Höhe der akademischen Interpretation zum Schüler herabstieg. Man erkennt sofort den Meister in der methodischen Leitung des Schülers, als den er sich bereits in seiner Liviusausgabe bewährt hat. Die Erklärung der Kranzrede ist von so allseitiger Gediegenheit, dass an derselben nicht das Geringste auszusetzen ist. Allerdings dürfen wir nicht übersehen, dass Stitz für Schüler schreibt, welche für die Privatlectüre völlig reif sind, also für solche, welche durch gründliches Studium des betreffenden Autors zu einer relativen Selbständigkeit gelangt sind. Im abgelaufenen Semester hat einer meiner Schüler Demosthenes' Kranzrede gelesen. Mit Hilfe des genannten Commentars gelang es ihm, die nicht geringen Schwierigkeiten zu überwinden und einen sicheren Überblick über das gewaltige Kunstwerk zu erlangen. Der Eindruck, den die mit dem Schüler vorgenommene Besprechung des Gelesenen zurückließ, lässt sich am besten mit Stitz' eigenen Worten wiedergeben: „Wenn die studierende Jugend in die Lage kommt, dieses erhabene Denkmal geschichtlicher Größe, patriotischer Hingebung und glänzender Redekunst zum Gegenstande des Selbstudiums zu machen, so trägt sie

einen hohen Preis nach jeder Richtung davon." — Der Preis (g 60 kr.) ist mit Rücksicht auf die vorzügliche Ausstattung mä zu nennen.

Mähr.-Trübau. Anton Malfertheiner.

Dr. Adolf Dyroff, Die Ethik der alten Stoa. Berlin, S. Calv u. Co. 1897. (Berliner Studien für class. Philologie und Archäol herausgegeben von O. Seyffert. N. F. II. Bd., 2.—4. Heft.) X u. 410 SS.[1])

Der ebenso lohnenden, als schwierigen Aufgabe, geschlosse Theilgebiete des stoischen Lehrgehalts quellenkritisch und g schichtsmethodisch abzugrenzen und auf diesem Wege zu möglich reinlicher Sichtung des Nebeneinander und Nacheinander der Schu dogmatik mit ihren Complexen und Phasen vorzudringen, haben si seit Baguets trefflicher, lange vereinzelt gebliebener Arbeit üb Chrysipp immer neue Kräfte gewidmet. Mit dem vorliegend Buche gesellt sich den im ablaufenden Vierteljahrhundert erheblic vermehrten Anläufen auf diesem Felde ein neuer zu. Sein Ver nimmt die Ethik der Stoa, nach dem bekannten Worte bei Sext den Dotter im Ei des Gesammtsystems, selbständig in Angri ohne zuvor sich und dem Leser mühselig den Pfad durch d Weiße der Physik, geschweige durch die Schale der Logik bahnen. Das war sein gutes Recht, und desto freieren Rau gewann er für die Verfolgung seines Zieles, das er kurz dab definiert, „die altstoischen Bestandtheile aus der gesammtstoische Lehre nach methodischen Grundsätzen auszuscheiden" und si hierbei „ohne spätere Zuthaten, die auch Zeller nicht verschmäht zu behelfen (Vorr. S. III). Es musste ihm hauptsächlich auf d Nachweis ankommen, was sich einem jeden der führenden Geist im Jugendstadium der Secte mit mehr oder minder sicherem A spruch als das ihm Eigenthümliche vindicieren lasse; herrenlose doxographischem Gute galt es seine Stelle im Lehrgebäude anz weisen; die Abhängigkeit der stoischen Moraltheorie von älter und gleichzeitigen Lehrmeinungen verlangte ihre Würdigung so g wie die Abwehr, welche das System Fremdartigem entgegensetz und nicht zum wenigsten war der Hinweis auf die schon au fallend früh im Schoße der Stoa selbst sich durchsetzenden Modi cationen der ethischen Grundformeln und eine einleuchtende B gründung dieses Wandels geboten.

Der Verf. hat sich diese und noch weitere Anforderung die an jede neue Behandlung dieser an ungelösten Fragen n allzureichen Materie gestellt werden müssen, unleugbar vor Aug

---

[1]) Die Verspätung der Anzeige hat ihren Grund im Wechsel d Person des Ref.

gehalten und in der That mehr geleistet als eine bloße Summierung urkundlichen Stoffes. Was irgend wesentlich schien für die Ethik der zenonisch-chrysippischen Epoche, hat er aus den Placita bei Diogenes, Stobaeus, dem sogenannten Andronikus, den Aristoteles-Commentatoren, aus den Streitschriften des Plutarch, Galen, Sextus, aus Ciceros Schriftstellerei und Philos Apologetik, aus den Spätstoikern, aus der apophthegmatischen Literatur ausgehoben; dabei war jeder Autorname auf seine Gewähr zu prüfen, alles was durch keinen gedeckt erscheint, zu verificieren und nach seinem Werte und seiner Absicht dem System einzuordnen, endlich aber Nachricht für Nachricht philologisch correct und philosophiegeschichtlich sachgemäß zu discutieren. Auch nachdem so ergiebige Fragmentsammlungen wie die Wachsmuths, Pearsons, Gerckes, so treffliche synthetische und analytische Durchforschungen geringern oder größern Umfangs, wie die von Wellmann und Hirzel, auf einem kleinern Raume die von Saal (für Ariston), in einem nachbarlichen Gebiete Bonhöffers Untersuchungen, im Grenzterrain Wilamowitz (für Teles) vorgearbeitet haben, ist das keine leichte Aufgabe. Und mag auch ein zweifelsüchtiger Kobold sich bei dem Bekenntnis regen, das uns schon an der Schwelle des Buches empfiehlt, „große Veränderungen an dem bekannten Bilde der stoischen Ethik nicht zu erwarten“ (der stoischen wohlgemerkt, nicht der altstoischen), womit das Bedürfnis nach einer neuen Diatribe in Frage gestellt scheinen kann, so ist doch die Arbeit nicht umsonst gethan, wäre es auch nur um der wertvollen Feststellungen willen, die sie in einzelnen strittigen Punkten bietet, besonders in sechs theils literarische, theils historische Fragen erörternden Excursen; und wäre die Ausbeute noch so gering, dem umsichtigen Fleiße, der dies Buch zusammengetragen, gebürt rückhaltslose Anerkennung.

Wenn dessenungeachtet die Zuversicht, in ihm die ethische Doctrin der Altstoa in voller Lebendigkeit vergegenwärtigt zu finden, einigermaßen enttäuscht wird, wenn der Leser nicht unerhebliche Mühe hat, sich ein Bild davon zu gestalten, wie in der Frühzeit der Schule Lehre und Leben, Doxa und Paränese sich wechselseitig bedingen und durchdringen, kurz, wenn dem Überblick über die denkwürdige Sittenlehre des Porticus die befriedigende Abrundung fehlt, so liegt wohl, wie auch von anderer Seite bemerkt worden ist (Lit. Centralbl. 1898, 149), die Hauptschuld an der Structur des Werkes.

Seine erste größere Hälfte entwickelt die altstoische Moraltheorie von Zenon bis auf Chrysipp, indem die Darstellung ihrer Elemente von dem anthropologischen Unterbau der Trieblehre zu dem System der Güter, Werte und Ziele emporsteigt. Die Zergliederung befasst sich dementsprechend der Reihe nach mit dem Trieb nach Wesen und Artung; dem Ziel; der Tugend und ihren Eigenschaften, den Tugenden und Lastern in specie; den

Gütern, Übeln und *μέσα*; den guten, bösen und mittleren Hand
lungen; der Leidenschaft nach ihrer Natur, ihren Eiger
schaften und Arten. Die Prophylaxis führt dann in die parän
tische Ethik hinüber. Ausgangspunkt aber für jene Anordnung i
dem Verf. der locus classicus bei Diogenes VII 84, den er, a
Zellers Einkerbung der Glieder anknüpfend, so versteht: *τὸ* (
ἠθικὸν μέρος τῆς φιλοσοφίας διαιροῦσιν εἴς τε τὸν περὶ ὁρμ
(1) *καὶ εἰς τὸν περὶ ἀγαθῶν καὶ κακῶν τόπον* (2) *καὶ τὸν πε*
παθῶν (3) *καὶ περὶ ἀρετῆς καὶ περὶ τέλους* (1′) *περί τε τ*
πρώτης ἀξίας καὶ τῶν πράξεων καὶ περὶ τῶν καθηκόντων (2
προτροπῶν τε καὶ ἀποτροπῶν (3′)· *καὶ οὕτω δ' ὑποδιαιροῦσ*
οἱ περὶ Χρύσιππον . . . *ὁ μὲν γὰρ Κιτιεὺς Ζήνων καὶ ὁ Κλεά*
θης, ὡς ἂν ἀρχαιότεροι, ἀφελέστερον περὶ τῶν πραγμάτ
διέλαβον· οὗτοι (*οὕτω*?) *δὲ διεῖλον καὶ τὸν λογικὸν καὶ τ*
φυσικόν. Dass dieser leitende Faden ein etwas dürftiger Not
behelf bei dem Wiederaufbau der „allgemeinen“ Theorie sei, wir
sich der Verf. umsoweniger verhehlen, als er ihn selbst nic
einmal getreu befolgen konnte (vgl. S. 14) und durfte. Ab
immerhin, die gegebene Richtschnur war kein Hindernis, jedesm
die fünf oder sechs in Betracht kommenden Zeugen, neben d
drei oben genannten Stützpfeilern der Stoa noch den streitbar
Ariston, Herill und Persaios, zu verhören. Hier war vielfach
Anlass zu intimerer Charakteristik, den sich denn auch der Ve
selten entgehen lässt; in diesem Rahmen ließ sich das geisti
Eigenthum der Schulstifter gleichwie das der Häretiker mit me
minder bestimmten Linien umschreiben und Licht und Schatt
nach Billigkeit vertheilen. Wie zu erwarten, steht weniger Zen
lehrende, als Chrysipps codificierende Persönlichkeit im Vorde
grund. Seine Ethik, „in Wirklichkeit nur eine Begründung u
Fortführung der Lehre Zenons“, obwohl er nach Diog. VII 17
(welche Stelle der Verf. S. 322 freilich anders deuten will, oh
aber triftige Gründe beibringen zu können) *ἐν τοῖς πλείστοι*
διηνέχθη πρὸς Ζήνωνα ἀλλὰ καὶ πρὸς Κλεάνθην, läuft il
in der orthodoxen Publicistik naturgemäß den Rang ab. Eb
deshalb aber, weil dem persönlichen Momente, anders als etwa i
Garten Epikurs, in dieser Schule ein so weiter Raum zukommt -
Antipater von Tarsus konnte *περὶ τῆς Κλεάνθους καὶ Χρυσί*
που διαφορᾶς schreiben, vgl. Cic. acad. pr. II 47, 143 — empfind
der Benützer des Dyroff'schen Buches die oben mitgetheilte Sch
matik als eine Zerpflückung und Zerfaserung gerade dessen, w
er als ein Einheitliches der vollen Beleuchtung ausgesetzt zu seh
wünschen möchte: des Individuellen als Träger der theoretische
mehr noch der therapeutischen Ethik. Die verstreuten Ansätze z
Charakterisierung der Koryphäen der Altstoa bieten für diesen En
gang nur schwachen Ersatz; dass es dem Verf. an der Fähigke
zu solcher Darstellungsweise nicht fehlt, hat er mit dem tref
lichen Capitel über die „geschichtliche Stellung der alten Stoa
bewiesen.

Im zweiten Theile gelangt er über die Stufen der *προκοπή* zu den praktischen Aufgaben der *παραίνεσις*, der stoischen Politik und Gesellschaftslehre, um hierauf im engeren Bereiche der Socialethik sich der Lösung einer Einzelfrage zuzuwenden, dem Nachweise nämlich, dass dem 'plutarchischen' Buche *περὶ παίδων ἀγωγῆς* die Schrift gleichen Inhalts, die Quintilian für Chrysipp bezeugt, als Vorlage gedient habe. Diese *ὑποτελλὶς* der Dyroff'schen Untersuchungen scheint die ernste Erwägung auch derer zu verdienen, welche sich mit dem Ergebnis „speciell stoischen Gehalts der Schrift" nicht voll und ganz werden befreunden können.

Wien. Siegfried Mekler.

Das Christentum in der altdeutschen Heldendichtung. Vier Abhandlungen von Anton E. Schönbach. Graz 1897. XII u. 266 SS.

Das Buch enthält mehr und weniger als sein Titel besagt, ein Umstand, auf den Schönbach den Leser gleich im Vorworte aufmerksam macht. Es beschränkt sich auf die Untersuchung der vier Epen: Nibelungenlied, Klage, Kudrun, Alphart, die das Thema der vier Abhandlungen bilden. Wenn also die große Menge der anderen Heldendichtungen (die Dietrichepen, der Ortnit-Wolfdietrich-Cyklus u. a. m.) von der Betrachtung ausgeschlossen ist, so ist dafür der Inhalt der vier Abhandlungen reicher, als der Haupttitel vermuthen lässt, da sich an die Stellensammlungen, welche den Einfluss des Christenthums auf die Redewendungen, die Schilderung des Zuständlichen und die Auffassung des Stoffes darlegen, Erörterungen über literarhistorische Fragen und über verschiedene Einzelheiten schließen. Dass die Untersuchungen den mittelhochdeutschen Gedichten und nicht den Heldensagen gelten, geht aus dem Titel hervor.

Wenn man die praktisch und sauber geordneten Belegsammlungen der Formeln, Redewendungen und sonstigen Stellen religiösen Inhalts aus den vier genannten Epen überblickt und sich der Erweiterung der literarhistorischen und culturgeschichtlichen Erkenntnis freut, welche aus der Zusammenfassung dieser Einzelheiten zu dem organischen Ganzen einer bestimmten Geistesrichtung hervorgeht, so möchte man es lebhaft bedauern, dass Schönbach mit seinem schon gesammelten Materiale (S. V) aus den anderen Heldendichtungen zurückhält; befinden sich doch unter diesen gerade Werke, welche den religiösen Einfluss noch stärker zeigen, so namentlich die Ortnit-Wolfdietrich-Epen, in denen das Religiös-Kirchliche eine so große Rolle spielt wie kaum in einem anderen deutschen Heldenepos; sie stehen hierin fast auf der gleichen Stufe wie die Chansons de geste, mit denen sie ja auch sonst merkwürdig nahe Berührungen zeigen (vgl. Heinzel, WSB CXIX, III, S. 67 ff., 78 ff. des SA). Diese Selbsteinschränkung hängt

jedoch mit einem wesentlichen Vorzuge der Arbeit zusammen; dem Verf. ist es nicht um die äußerliche Materialsammlung allein zu thun; er dringt von dieser tiefer in das Wesen der religiösen Stofffärbung ein und geht ihrem Zusammenhange mit anderen literärischen Problemen nach; dies bedingte ein engeres Abstecken des Untersuchungsgebietes.

Was uns geboten wird, ist somit nicht nur eine Aufzählung, sondern zugleich auch eine Behandlung der religiösen und geistlichen Elemente, die eine Fülle von willkommenen Erläuterungen zu einzelnen Stellen und zum Gesammtcharakter der behandelten Dichtungen beibringt, wie dies von dem ersten Kenner des mittelalterlichen Christenthums und der Literatur desselben nicht anders zu erwarten stand. Für die Commentierung dieser Epen liegt hier ein Hilfsmittel vor, auf das bei allen Stellen, welche kirchliche Einrichtungen und geistliche Vorstellungen berühren, zurückzugreifen und zu verweisen sein wird als Quelle gründlicher Belehrung. Wie tiefgreifend die Bedeutung und Würdigung dieser Zusammenhänge ist, zeigen z. B. die Erörterungen über die Heirat zwischen Christen und Heiden (Kriemhild und Etzel) S. 9, über den legendarischen Hintergrund der Aufzählung der verschiedenen denkbaren Todesarten Etzels (in der Klage) S. 78, über den Einfluss des englischen Grußes auf die Stilisierung der Scene, wo der wunderbare Vogel Kudrun seine Botschaft bringt S. 115 ff. u. a. m.; diese Bedeutung erstreckt sich mitunter sogar bis auf die Textherstellung und unmittelbare Texterklärung (vgl. S. 146 [zu Kudrun Str. 390], S. 149 [zu Kudrun Str. 181] u. ö.) Mitunter scheint freilich der Kreis der geistlichen Beziehungen etwas zu weit gezogen zu sein, so in Einzelheiten des schönen Nachweises der religiösen Färbung der oben erwähnten Scene zwischen Kudrun und dem weissagenden Vogel; dass die Vogelvorstellung, die im Texte deutlich ausgedrückt ist, nur auf den optischen Eindruck, den der Engel aus der Ferne machte, zurückgehen sollte (S. 133), wird man kaum annehmbar finden, trotz der feinfühligen Erklärungen Schönbachs; eine so künstlerische, man möchte fast sagen raffiniert feine Discretion, eine Erscheinung nach den Phasen der Vorstellungen, die sie dem Beschauer erweckt, zu zeichnen, ohne mit einem Worte des Sinnentruges als solchen zu gedenken und ihn aufzuklären, ist in der mittelalterlichen Poesie kaum glaublich. Die Betrachtung der Klage, dass Kriemhild um ihrer Treue willen Anwartschaft auf die Gnade Gottes hat, mag im formellen wirklich Beeinflussungen durch geistliche Vorstellungen und Aussprüche aufweisen, und zumal wenn der Dichter ein Geistlicher war, wie Schönbach sehr wahrscheinlich macht, wird er solche Reflexionen bewusst oder unbewusst in die Ausdrucksweise der ihm geläufigen geistlichen Sentenzen kleiden: aber in der Anwendung der Lehre vom Lohne der religiösen Treue auf die dämonische Gestalt der Kriemhild, die durch einen Strom von Blut

schreitet und zwei Völker vernichtet, um der Pflicht der Blutrache aus Treue für ihren Geliebten zu genügen, liegt eine Auffassung, die sich nicht aus dem religiösen, sondern nur aus dem altnationalen Sittlichkeitsprincipe der Treue erklärt (s. Vogt, Geschichte der deutschen Literatur S. 115). In anderen Fällen deckt sich die allgemein menschliche Anschauung mit der christlichen Sittenlehre, so dass eine Beziehung auf letztere zweifelhaft sein kann, so bei den Freundschaftssentenzen in Kudrun (S. 115) oder bei den Anrufungen Gottes im Kampfe (z. B. in den Formeln aus Alphart S. 212), die natürlich bei mhd. Dichtern dem christlichen Glauben entspringen, aber nichts exclusiv Christliches enthalten; der Glaube, dass die Gottheit bei den Kämpfen walte, ist dem allgemein religiösen Empfinden gemäß, und von den heidnischen Germanen sogar direct bezeugt (*[deus,] quem adesse bellantibus credunt:* Germania c. 7). Aber natürlich brauchten solche Erwägungen nicht die Miteinbeziehung derartiger Formeln in die Aufzählung hindern, und wenn hie und da die Zurückführung einer Sentenz o. ähnl. auf christlich-religiöse Vorstellungen nur als Möglichkeit neben anderen Möglichkeiten erscheint (und gewiss auch nur in diesem Sinne gemeint ist), so kann dies im Interesse der vollständigen Durchmessung der religiösen Einfluss-Sphäre und der allseitigen Beleuchtung dieser Probleme nur willkommen genannt werden.

Die größere oder geringere Intensität der religiösen Färbung, die Vertheilung der betreffenden Stellen über das Gesammtwerk und ähnliche Beobachtungen verwertet Schönbach sodann zu Schlüssen auf die Dichterindividualität, und die Untersuchung, wieweit diese Schlüsse sich mit anderen literarhistorischen Kriterien decken, sie modificieren, oder das Schwergewicht einer von mehreren Möglichkeiten verstärken, gibt ihm Gelegenheit und Anlass, die bisher aufgestellten Theorien über Zeit, Ort und Entstehung der Epen zu durchmustern und seine eigenen Ansichten zu begründen. Als Voraussetzung für das Nibelungenlied nimmt Sch. eine vielseitig gestaltete mündliche Sagenüberlieferung an, die noch in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bestanden hat, von der aber nur die Hauptpunkte in Liedern behandelt waren, die vermuthlich in Reimpaaren abgefasst waren; unter dem Einflusse des höfischen Romanes wurde der Gedanke angeregt, solche Lieder und Erzählungen in epischen Zusammenhang zu bringen, und die Strophenform der Lyrik wurde hiebei auf das Epos übertragen: diese neue Entwicklung konnte nur dort stattfinden, wo man Roman und Minnesang kannte, im Kreise der ritterlichen Ministerialen (S. 49 ff.). Die Lachmannschen 'Lieder' lässt Sch. fallen; statt der Versuche, die Vorstufen des Epos im Strophenbestande zu sondern, räth er, lieber die Schichten der Überlieferung, wie sie in den Realien, in Rechts- und Sittenanschauungen sich kenntlich machen, durch Vergleichung mit besser erkannten geschichtlichen Perioden festzustellen. Unter diesen durchaus richtigen und sehr beachtenswerten Gesichtspunkt

fallen auch die Untersuchungen Sch.s über die 'Klage' und über 'Kudrun'. Die Zusammenfassung aller Einzelmomente, in denen sich die Individualität des Dichters ausspricht, ergibt als wahrscheinlichsten Schluss, dass der Verf. (bezw. Bearbeiter) der 'Klage' ein Geistlicher gewesen, eine Ansicht, die schon öfter ausgesprochen, aber noch nicht im einzelnen nachgewiesen worden war. Die Entstehung des Gedichtes (d. h. der uns vorliegenden Bearbeitung einer verlorenen Vorlage) darf nicht zu weit zurückverlegt werden, jedenfalls setzt die 'Klage' unsere Nibelungendichtung voraus, wie Sch. mit Recht hervorhebt; sehr schön ist der Hinweis auf die österreichischen Fürstenklagen, die gerade Österreich als Heimat der 'Klage' erweisen und den literarischen Kreis bilden, in den dieses sonst so merkwürdig vereinzelte Gedicht gehört. Besonders reich an Untersuchungen und Nachweisen von literarhistorischen Kriterien zur Schichtenchronologie ist der Kudrun-Abschnitt: es sei hier nur auf die Partien über die Mittelmeerlandschaft der Kudrun S. 187 ff., über das Seewesen und die Seemannssprache der Levantefahrer S. 190 ff. verwiesen. Das Costüm der Kudrun ist darnach das der späteren, der letzten Kreuzzüge (S. 199); ob man nun mit Schönbach die Schlussfolgerung, das Gedicht sei, auch in seinen ältesten Theilen, nicht früher als 1230—1240 entstanden, mitzumachen für unausweichlich hält oder nicht, jedenfalls wird man dieser Zeit die entscheidende Bearbeitung zuschreiben dürfen, die für die Überlieferung maßgebend geworden ist. Sehr beachtenswert ist auch in diesem Zusammenhange die feine literarästhetische Bemerkung, dass der Gedanke, eine leidende Frau in den Mittelpunkt einer großen Erzählung zu stellen, bereits eine reiche, über den Höhepunkt hinausgekommene Pflege der höfischen Poesie, Epik und Lyrik voraussetze (S. 203); ein ähnlicher Entwicklungsgang zeigt sich auch in der Eddapoesie, wo die Frauenklagen mit ihrer lyrischen Auflösung der epischen Haltung, wenn auch nicht chronologisch in allen Fällen die jüngsten der Eddagedichte, so doch gewiss als Gattung an den Schluss der organischen Entwicklung der epischen Liederarten zu setzen sind. Auch zur Heimatfrage der Kudrun bringt Schönbach manches Neue bei; ausschlaggebend für Innerösterreich (Steiermark) scheint mir namentlich die Beleuchtung, welche der Stelle zutheil wird, wo ein Kloster mit 300 Huben als reich hervorgehoben ist. Von den literarischen Untersuchungen, die dem Gedichte 'Alphart' gewidmet sind, sei hier namentlich der Nachweis hervorgehoben, dass die Vorlage der Handschschrift in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zu setzen ist, wie die Lesefehler des Schreibers beweisen, und auf die Vermehrung der Gründe, welche verbieten, das ursprüngliche Gedicht für älter als rund 1250 zu halten, hingewiesen. Darauf führt auch die Stoffgestaltung, die sich als jüngster Ausläufer einer älteren Motivkette erweist, wie ich in meinen Deutschen Heldensagen I 314 nachzuweisen versucht habe. In Bezug auf

die Athetesen Martins billigt Schönbach Kettners und meine ablehnende Haltung, und vermehrt die Gegenbeweise durch eine Reihe von Beobachtungen; dagegen stellt er sich auf die Seite Martins in der Annahme, dass die Fortsetzung von einem anderen Dichter herrühre, und stützt dieselbe mit neuen Gründen, vor allem durch den Hinweis auf die ungleiche Vertheilung und Anwendung der religiösen Formeln. Diese Ungleichheit lässt sich vielleicht, wie Kettner in seiner Anzeige (Z. f. d. Ph. XXX) ausführt, auf die Ungleichheit der Situationen zurückführen; vielleicht aber haben Martin und Schönbach recht. Ich bringe, um ein Wort des Verf.s zu gebrauchen, für diese Fragen gleich ihm keine Leidenschaft auf und erkenne solche Nachweise von Differenzen zwischen dem Haupttheile und der Fortsetzung willig an; ob sie nur die Erklärung durch Verschiedenheit der Verff. zulassen, ist mir doch noch zweifelhaft. Einen Schluss mit annähernd gleichem Inhalte möchte ich auch heute noch dem alten Gedichte zutrauen, glaube jedoch auch, dass er bedeutend kürzer war und daher einen Umdichter anregen konnte, ihn gänzlich umzuarbeiten und zu erweitern, so dass wir in gewissem Sinne berechtigt sind, diese Partie als „Fortsetzung" zu fassen. Bei einer solchen Sachlage könnten die Beobachtungen über den Zusammenhang beider Theile, die Kettner und ich gemacht haben, mit den von Martin und Schönbach nachgewiesenen Differenzen vollkommen in Einklang stehen: jene als Spuren für das Vorhandensein eines alten kürzeren Schlusses, der wohl hauptsächlich nur dem Inhalte nach in die Fortsetzung übergieng, diese als Zeugnisse für eine andere Verfasserindividualität, die aus dem vorliegenden Schlusse spricht.

Die kurze Anzeige des gehaltvollen Werkes konnte nur den wesentlichsten Inhalt desselben skizzieren, ohne ihn mit diesen Andeutungen zu erschöpfen; es gibt kaum eine bedeutendere Frage der höheren Kritik des mhd. Heldenepos, die nicht besprochen oder gestreift, gefördert oder angeregt würde. Dass sich auf diesem vielumstrittenen Gebiete in Bälde oder überhaupt jemals volle Einigung erzielen lassen wird, ist bei den lückenhaften Grundlagen unserer Erkenntnis, die verschiedenen Erklärungen Raum geben, nicht zu hoffen, vielleicht nicht einmal zu wünschen, denn im Widerstreit der Meinungen liegt zugleich der Stachel, der zu immer allseitigerer Forschung anspornt. Die leidenschaftslose objective Ruhe von Schönbachs Studien und die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, unter denen der Verf. die Probleme betrachtet, können als Muster bezeichnet werden und bilden nicht die geringsten Vorzüge des lehrreichen Werkes.

Breslau. O. L. Jiriczek.

Systematisches Verzeichnis der Abhandlungen, welche in den Schulschriften sämmtlicher an dem Programmtausche theilnehmenden Lehranstalten erschienen sind. Bearbeitet von Rudolf Klussmann. Nebst zwei Registern. Dritter Band 1891—1895. Leipzig. Teubner 1899. Lex. 8°, VII u. 342 SS. Preis 00 Mk.

Der vorliegende, vor kurzem erschienene dritte Band des Kl.'schen Verzeichnisses weist dieselben Vorzüge auf, welche Ref. den früher (1889 und 1893) veröffentlichten Bänden dieses sehr brauchbaren und verdienstlichen Werkes nachrühmen konnte (vgl. Jahrg. 1894, S. 647—651) und er übertrifft sie durch noch größere Ausführlichkeit und Genauigkeit. Schon der äußere Umstand, dass der dritte Band, der die Jahre 1891 bis 1895 umfasst, um 57 Seiten stärker ist, als der zweite für 1886—1890 und 27 Seiten mehr enthält als der erste für das Decennium 1876—1885, legt Zeugnis ab für den rastlosen Eifer und die Umsicht des Verf.s, sein Verzeichnis nach Thunlichkeit auszugestalten. Besonderen Dank verdient er dafür, dass er noch mehr als sonst auf frühere Jahre zurückgegriffen hat und dass er nicht nur die auf dem Titelblatte verzeichneten Aufsätze verbucht, sondern auch die in den Schulnachrichten selbst enthaltenen Stücke, wie Reden u. a., endlich bei umfassenderen Abhandlungen auch die einzelnen Theile an den betreffenden Stellen des systematischen Verzeichnisses registriert. So gestaltet sich das vorliegende Werk immer mehr zu einem vortrefflichen Generalrepertorium der Programmenliteratur. Welche Summe von Arbeit dies, sowie der Eifer, den Kl. auf die Ernierung und Vervollständigung der Vornamen verwendet, dem Verf. verursachen müssen, kann nur der Kundige ermessen. Diese Ergänzung oder Vervollständigung der Vornamen kommt vornehmlich den Bibliothekaren und Bibliographen zugute, und schwierig ist sie, weil es dafür fast ganz an Behelfen fehlt. Bei der in den Programmen der reichsdeutschen Mittelschulen, trotzdem sie bereits mehrfach und nachdrücklich getadelt worden ist, noch immer zumeist bestehenden Unsitte, nicht nur im Titel der Aufsätze, sondern auch in den Schulnachrichten die Vornamen der Verfasser (Lehrer) ganz zu unterdrücken oder höchstens durch den Anfangsbuchstaben anzudeuten, verursacht diese Ergänzung oder Vervollständigung den Bibliothekaren und Bibliographen viel Arbeit, die leicht zu ersparen wäre, wenn in den reichsdeutschen Programmen, wie in den österreichischen, im Lehrplan oder im Lehrerverzeichnisse die vollen Namen zu finden wären. Aber es scheint, dass das, was bei uns selbstverständlich ist, „draußen", weil durch einen alten abusus eingewurzelt, auch durch gelegentliche behördliche Vorschriften, denn es fehlt an solchen nicht, nicht durchzusetzen ist.

Die oben erwähnte Sorgfalt, mit der Kl. den Inhalt der Programme registriert, beweist, dass er die einzelnen Programme selbst einsieht: darin liegt auch die Gewähr für die Vollständigkeit. Die Kl.'sche Arbeit gewinnt noch dadurch an Wert, dass sie sich nicht

auf die in den Programmen enthaltenen Abhandlungen beschränkt, sondern an den betreffenden Stellen auch etwa später, und zwar nicht nur selbständig, sondern auch in Zeitschriften, erschienene oder in Aussicht stehende Fortsetzungen (vgl. z. B. S. 184 und 185) aufführt; es sind das bibliographische Nachweisungen, die man auch in sorgfältigen Bibliothekskatalogen ganz vergeblich suchen würde und durch die sich der Verf. gewiss den Dank aller das Verzeichnis zurathe Ziehenden verdient hat.

Gegen Ausstattung und Druck ist nichts zu erinnern. Bei Anführung der *ΣΠΟΝΔΑΙ* von Stitz (S. 276) spielte dem liebenswürdigen Verf. der Teufel im Setzkasten den Possen, aus den poetischen Flugblättern, gelegentlich des Wiener Philologentages, poetische Fluchblätter zu machen — aber hony soit qui mal y pense!

Von den Wünschen des Ref. (a. a. O. S. 650) konnte, wie Verf. brieflich mittheilt, keiner in dem dritten Bande berücksichtigt werden. Ref. bedauert dies umsomehr, als über den Umfang der an dem Austausche betheiligten Anstalten völlige Unklarheit herrscht. Verf., der seit Jahren mit diesen Dingen sich abmüht und für den die völlige Einsicht in diese Verhältnisse gewiss zunächst förderlich wäre, würde sich gewiss den Dank aller mit den Programmen Beschäftigten verdienen, wenn er, am leichtesten wohl durch die Teubnerische Verlagsbuchhandlung, mit der doch die betreffenden Verträge abgeschlossen worden sein müssen, feststellen wollte, welche Anstalten (Staaten) am Programmenaustausche betheiligt sind und woran es denn liegt, dass in diesen Austausch nicht alle einbezogen werden.

Von österreichischen Anstalten berücksichtigt Kl. nur alles in allem 68 deutsche Anstalten, darunter befinden sich nur vier Realschulen, dazu kommen noch die fünf evangelischen Gymnasien Siebenbürgens. Einer freundlichen brieflichen Mittheilung des Verf.s entnimmt Ref., dass eine vor Jahren beabsichtigte Berücksichtigung sämmtlicher österreichischer Programme „an dem bestimmten Widerspruch Teubners scheiterte, der sich nur zur Aufnahme der Anstalten verstehen wollte, die an dem durch ihn vermittelten Tausche theilnehmen“. Wenn nun diese Schwierigkeit wirklich nicht zu überwinden sein sollte, so muss Ref. es um so nachdrücklicher bedauern, dass seine in der mehrfach angeführten Besprechung (a. a. O. S. 650) gegebene Anregung, die Herstellung eines österreichischen Verzeichnisses betreffend, so ganz ohne Wirkung geblieben ist, trotz allseitiger Zustimmung, die sie gefunden hat, — weil eben von keiner dazu berufenen amtlichen Stelle dazu die Initiative ergriffen wurde, und er erlaubt sich deshalb hier seinen Vorschlag in Erinnerung zu bringen

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Drei Vorschläge zum geographisch-statistischen Unterrichte in der Vaterlandskunde.

Bei der Beobachtung des Entwicklungsganges der Geographie in den letzten Decennien macht man die Wahrnehmung, dass sie immer mehr und mehr ihren naturwissenschaftlichen Grundcharakter zum Gesammtcharakter gemacht hat, so dass im geographischen höheren und niederen Unterrichte auf die geologische und physische Beschaffenheit eines Landes das Hauptgewicht gelegt wird. Es ist nicht zu leugnen, dass dies seine gewisse Berechtigung hat; ja man muss sogar die Einführung des natürlichen Causalitätsprincipes in die Geographie mit Freude begrüßen. Nur sollte dies nicht soweit getrieben werden, dass dann die Geographie nur eine erweiterte Geologie ist. Es ist ein Unterschied, ob jemand Geologie studiert oder Geographie; die Geographie ist die weitere Wissenschaft und hat Theile, welche mit der Geologie nichts oder wenig zu thun haben; diese müssen die gleiche Berücksichtigung finden, wie die anderen; auch im höheren wissenschaftlichen Unterrichte. Wenn heute an der Universität soviel in Geologie »gemacht« wird, dass den Anfänger, der ohne genügende Vorkenntnisse in medias res gestürzt wird, ein nicht geringes Grausen erfasst, so ist es nicht zu verwundern, dass mancher infolge dieser Schwierigkeiten und der stark »mathematischen« mathematischen Geographie ins rein historische Lager hinübergetrieben wird; wenn man den heutigen Mangel an Lehramtscandidaten für Geographie und Geschichte erklären will, darf man an dieser Erscheinung nicht vorübergehen.

Während nun die Geologie in allzu umfassender und vertiefender Weise genommen wird, bleibt naturgemäß für die Topographie kein oder wenigstens kein genügender Raum mehr übrig; es erfolgt dann eine bloße Aufzählung der »Siedlungen«, die zu einer endlosen Reihe von Namen führt; schon auf der Universität macht die Bewältigung dieser Namenreihe dem Studierenden Schwierigkeiten, obwohl er oft Zeit genug dazu hat und sich gewissermaßen den Stoff eintheilen kann.

Ich fürchte nun, infolge der vorangehenden Bemerkungen missverstanden zu werden. Nichts liegt mir aber ferner, als den Wert der Geologie für die Geographie und der ersteren selbst — als Wissenschaft — zu verkennen oder gering zu achten; ich selbst muss gestehen, dass ich von den vielen Anregungen, die ich beim Studium der Geographie an der Universität empfangen habe, speciell beim Unterrichte den ausgiebigsten und vortheilhaftesten Gebrauch gemacht habe, z. B. auf dem Gebiete der Morphologie der Erdoberfläche. Auch weiß ich ganz gut, dass man auf der Universität einen anderen Maßstab anlegen muss und soll, und dass „die Wissenschaft und ihre Lehre frei ist". Nichtsdestoweniger glaube ich in dem früher Gesagten der Zustimmung vieler sicher zu sein, die in den letzten Jahren an der Universität studierten und jetzt daselbst studieren.[1])

Wenn ich aber über die mir allzu gering scheinende — ich will mich möglichst subjectiv ausdrücken — Beachtung der Topographie klage, so thue ich dies von dem Gesichtspunkte aus, dass denn doch die Topographie für die — man entschuldige den Ausdruck — praktische Geographie den größeren Wert hat. Kaum jemals wird jemand, wenn er nicht als Fachmann unter Fachmännern ist, in die Lage kommen, in praktischer Bethätigung seiner Bildung gefragt zu werden, ob er auf dieser oder jener Formation stehe oder ob das Keuper oder Kulm sei, wohl aber wird sich ihm schon beim Lesen einer Zeitung die Frage selbst bieten oder geboten werden, wo dieser oder jener Ort liege, was es mit dieser oder jener Stadt für ein Bewandtnis habe. Es ist und bleibt eine Thatsache, was mit Recht die Herbart-Ziller'sche Schule so hervorhebt, dass der Mensch und seine Werke für den Menschen das größte und vorwiegendste Interesse haben; und man mag sagen, was man will, die geographische Bildung zeigt sich schließlich für die Allgemeinheit nur in der Kenntnis von Orten und deren Bedeutung.

Und wie auf der Universität, so wird auch im Mittelschulunterrichte, speciell dort, wo es am nothwendigsten wäre, nämlich in der Vaterlandskunde, die Bedeutung der Topographie nicht recht gewürdigt. Nicht vielleicht dass hier auch auf Kosten der Topographie die physische Geographie zu ausführlich behandelt würde; letztere bewegt sich ja auch nur auf dem Standpunkte des „Allgemeinen". Es ist vielmehr die Art und Weise, in welcher erstere geboten wird, aus mehr als einem Grunde nicht die zweckentsprechendste.

Sehen wir uns zunächst die Lehrbücher[2]) in dieser Hinsicht an. Für das Untergymnasium greifen wir das in seiner Art ausgezeichnete

---

[1]) Der Satz, der hier entgegengehalten werden könnte, dass der Lehrer mehr wissen müsse als er braucht, darf eben nicht so gedeutet werden, dass er einseitig mehr wissen müsse.

[2]) Das Lehrbuch von Lang Franz: Geographisch-statistische Vaterlandskunde für die VII. Classe der österr. Realschulen (Tempsky 1898) bringt die Topographie im Anschlusse an die großen orographischen Einheiten und fasst sie nochmals zum Zwecke der Wiederholung als einfache Namensaufzählungen zusammen.

und allen anderen vorzuziehende von Dr. F. M. Mayer für die 4. Classe der Mittelschulen heraus. Der Lehrstoff umfasst hier 104 Seiten; da dem Lehrer je zwei Stunden wöchentlich, somit ungefähr 80 Stunden im Jahre als Maximum zugebote stehen, so fällt auf eine Stunde 1·3 Seiten; dieses Verhältnis erweist sich auch für die Topographie günstig, obwohl auch hier ein gleich zu erörternder Übelstand störend einwirkt. Umso unangenehmer sieht es bei der Vaterlandskunde für Obergymnasien von Dr. Hannak aus; der Lehrer hat hier im zweiten Semester 86 Seiten zu bewältigen, muss also bei zwei Stunden wöchentlicher Unterrichtszeit stündlich zwei Seiten durchnehmen; das ergibt bei der Topographie z. B. Böhmens ungefähr 48, bei der Ungarns gar 50 Orte; das heißt die Schüler haben von einer Stunde zur andern sich die Namen, die Lage und zu jedem Orte ein besonderes »charakteristisches« Anhängsel zu merken. Wir haben hier wieder jene Namenreihe von »Siedlungen«, deren ich früher Erwähnung gethan.[1])

Nun muss man sich vor Augen halten, dass eine solche Aufzählung von Namen an und für sich ermüdend wirkt, ein Erlernen und Durcharbeiten in der Schule, wie es die moderne Pädagogik fordert, bei der Fülle der Namen und der Kürze der Zeit unmöglich ist; dass hiebei das Interesse der Schüler erlahmt und ein bleibender Gewinn — »dass das Gelernte geistiges Eigenthum der Schüler werde« — nicht erzielt wird, ist mehr als wahrscheinlich. Wird aber der Lehrer ausführlicher, sucht er bei den einzelnen Orten aus seiner eigenen Erfahrung zur Charakterisierung und Ausschmückung damit zur Erweckung des Interesses beizutragen, so lauft er Gefahr, den Stoff nicht bewältigen zu können; nimmt er aber nur die ihm wichtig scheinenden Orte, so verkürzt er meiner Ansicht nach die Vaterlandskunde in unnöthiger Weise; sein Vaterland, das des Schönen und Mannigfaltigen so vieles bietet, soll jeder Österreicher nach Möglichkeit gründlich kennen lernen; er wird es dann auch lieben.

Ich wage hier meiner Überzeugung Ausdruck zu geben — obwohl ich weiß, dass ich hierbei auf vielen Seiten Widerspruch finden werde —, dass mir das Heil des Unterrichtes nicht in der immer mehr zunehmenden Beschränkung des Lehrstoffes zu liegen scheint, welche dazu dienen soll, den Schülern die Sache zu erleichtern. Nicht die Menge dessen, was gebracht wird, sondern die Art und Weise des Vorganges, der Grad des Interesses, welches die Schüler dem Unterrichte entgegenbringen, das Zusammenwirken mit anderen Gegenständen sind es, die dem Schüler den Gegenstand zur Lust oder Freude machen. Und vielleicht kein anderer Gegenstand bedarf sosehr des ausschmückenden, klarmachenden und schildernden Details als die Geographie, um nicht ein erschrecklich trockener und uninteressanter Lehrstoff zu werden. Auch soll man nicht

[1]) Auch das neuerschienene Lehrbuch von Lang, Vaterlandskunde für die VIII. Classe der österr. Gymnasien (Tempsky 1899) hält an der alten Darstellungsweise fest, und daher richtet sich das Folgende zum Theile auch gegen dieses Lehrbuch.

vergessen, dass Details, selbst wenn sie das Lehrbuch bringt, nur den Zweck haben sollen, das Interesse zu erwecken, dass es aber für die Note eines Schülers belanglos sein muss, ob er diese oder jene Kleinigkeit weiß, wenn er nur die Hauptsachen inne hat und darin Sicherheit des Kennens beweist.

Kehren wir nun zu unserem »Ortsverzeichnisse« zurück; jeder Ort erscheint im Lehrbuche mit einer charakterisierenden Bemerkung versehen; im allgemeinen erscheint dieselbe kurz und gedrängt — es geht ja aus Raumrücksichten nicht anders und man kann da niemandem einen Vorwurf machen; aber eben diese Kürze macht die ganze Topographie schrecklich; man lese z. B. bei Böhmen (Hannak S. 181): »An den rechten Neben- und Zuflüssen der Elbe (im NO) liegen: (Im Gebiete der Cidlina): Jitschin OG., UR., LBA. (An der Iser und ihren Zuflüssen): Starkenbach, Leinenindustrie. Turnau, Fabrication falscher Edelsteine. Kosmanos, Baumwollindustrie. Jung-Bunzlau, OG., Kattundruckerei. (An der Haber): Auscha, Hopfenhandel. (An der Polzen und ihren Zuflüssen): Zwickau, Reichsstadt (nicht dem Sohne Napoleons I., Herzog v. Reichsstadt, gehörig) und Böhmisch-Leipa, OG. u. OR., bedeutende Industrieplätze; nördlich hievon Haida, Mittelpunkt der Glasraffinerie und Schleiferei: Burgstein, Spiegelfabrication.«

Ich bin überzeugt, dass ein Schüler, wenn er 45 Städte in dieser Weise z. B. von Dienstag auf Freitag lernen soll (er lernt sie ja doch oft erst Donnerstag abends!), am Freitag nicht ganz sicher sein wird, ob nach Auscha die falschen Edelsteine und nach Turnau der Hopfenhandel gehört, ob in Jitschin eine UR. oder OR. ist und vielleicht in Böhmisch-Leipa die LBA., ob in Burgstein Glas geschliffen oder in Haida Spiegel fabriciert werden.

Noch schwieriger — oder einfacher, je nachdem man es auffasst — wird die Sache, wenn bei einzelnen Orten nichts oder nur die Angabe irgendeiner Mittelschule — von der man übrigens nie erfährt, welche Unterrichtssprache sie hat, was doch für die Nationalitätsverhältnisse der Gegend von Bedeutung wäre — zu finden ist, oder sich diese Angaben häufen, wie z. B. bei den Orten Raab, Ödenburg, Kecskemét, Elbogen, Komotau, Brüx, Römerstadt, Rottenmann u. v. a. Nun haben aber diese beigefügten Bemerkungen doch den Zweck, die Bedeutung des Ortes in cultureller Beziehung zu kennzeichnen und somit zur Kenntnis der Cultur des gesammten Kronlandes einen Beitrag zu liefern. Ob aber der Schüler, nachdem er die Topographie eines Landes in dieser Weise kennen gelernt, einen Überblick und ein Bild der Cultur des Kronlandes gewonnen hat — das ist eine Frage, die ich nach den an mir und anderen gewonnenen Erfahrungen direct verneinen muss; ich will dabei gar nicht so stark betonen, dass sich unter diesen Bemerkungen auch solche finden, die — sehr veraltet — nicht mehr wahr sind oder auch nie wahr waren, dagegen andere, welche wichtig gewesen wären, ganz fehlen. So heißt es z. B. bei Jaroslau: »OG., bedeutender Handel bis Danzig, erzeugt viel ordinäre Leinwand für die Militärverwaltung.« Ich war als Officier in Jaroslau und kenne die Verhältnisse daselbst so ziemlich genau; der

„bedeutende Handel“ besteht aus einigen nichtssagenden Flößen, die wenn der San das nöthige Wasser hat, glücklich weiterkommen und nu durch oder besser neben Jaroslau vorbeifahren; die Erzeugung der ordi nären Leinwand aber ist vollständig unrichtig und kein Mensch wei sich dort auf etwas Ähnliches zu erinnern. Bei Iglau ist angegeben „OG., OR., Tuch- und Lederfabrication, ehemals Silberbergbau“; auc die Tuchfabrication war ehemals, so bis in die Sechzigerjahre; heut sind in der weiteren Umgebung die Tuchfabriken und von der ehemalige Tuchmacherei zeigen nur noch die zerfallenden Spannrahmen auf de alten Wällen der Stadt; dagegen steht nichts davon zu lesen, dass Igla eine große Tabakfabrik besitzt. Die Lederfabrication gehört besser nac Trebitsch, wo auch nur „OG. (aber ein čechisches), Tuchfabrication angemerkt ist, was ebensowenig wie bei Iglau passt; die „Pferde märkte“ von Trebitsch sind nicht anders als alle Viehmärkte eines größere Fleckens in Mähren; dagegen hat Auspitz, bei dem nur „UG.“ ange merkt ist, in ganz Südmähren berühmte Pferdemärkte. Vielleicht lieg hier ein durch eilf Auflagen sich fortziehender Druckfehler vor, wie ic mir auch einen „Waffenstillstand 1866“ bei Znaim, einen „Weinhand nach Ungarn“ in dem am Nordfuße der Tatra gelegenen Neumarkt nu auf diese Weise erklären könnte; dagegen erkläre ich mir gar nicht, das bei Ried wohl von einer „Weberei“ — die schon lange vorüber ist — nicht aber von der stark betriebenen Bierbrauerei im Innviertel übe haupt, bei Freistadt von einer „Industrie“, von Rottenmann gar nicht auch nicht, dass daselbst einer der wenigen Fundorte von Graphit sic befindet, angemerkt erscheint; ich könnte in dieser Aufzählung noc fortfahren, will es aber mit diesen Beispielen genug sein lassen.

Das zweite, was der Schüler mit dem Namen eines Ortes sic merken muss, ist die Lage. Dieselbe ist im Lehrbuche [1] angegeben durc Anführung des betreffenden Flussgebietes, wie z. B. oben „an der Is und ihren Zuflüssen“. Nun kommen aber oft diese Neben- und Zuflüs in der Hydrographie gar nicht vor, wie z. B. die Haber; der Schül muss also in der Topographie noch etwas aus der Hydrographie da lernen; dagegen wird bei der Orographie und Hydrographie mit ein gewissen Ängstlichkeit die Nennung irgendeines Ortes vermieden. [2] Da steht nun in scharfem Gegensatze, dass in höchst unlogischer Weise i der Statistik, welche der Topographie vorangestellt ist, eine Menge Or genannt werden; denn es wird bei der „Bevölkerung“ nicht bloß von de Kronländern, sondern auch von einzelnen Orten, z. B. bei den Sprachinsel gesprochen, bei den Capiteln Bergbau, Industrie, Handel und Eisenbahne werden fast sämmtliche wichtigeren Orte genannt. Sollen dies nich bloße Namen bleiben, so muss die Lage des betreffenden Ortes mitge lernt werden, d. h. die Topographie wird schon hier genommen un erscheint eigentlich später ganz überflüssig.

Nun darf man aber nicht vergessen, dass die Didaktik die richtig Forderung stellt, dass der geographische Unterricht auf Grund der Kar

---

[1] Auch bei Lang, VIII.

[2] Bei Lang, VIII. gleichfalls.

vor sich gehen soll; dass der Schüler selbst an der Hand der Karte unter Leitung des Lehrers das zu Erlernende herausfinden soll. Da muss es sich als naturgemäß herausstellen, dass der Ort in der Weise gelehrt und gelernt wird, wie er sich auf der Karte und in der Natur findet, nämlich in innigem Zusammenhange mit der Oro- und Hydrographie, weil er ja sonst gewissermaßen in der Luft schwebt. Ich kann mir wenigstens nicht vorstellen, wie man z. B. von dem Laufe der Enns sprechen kann, ohne die Orte Steinach-Irding, Selzthal, Admont, Gstatterboden, Hieflau, Reifling und Enns zu erwähnen; oder die hohen Tauern zu beschreiben, ohne die in den nördlichen Thälern liegenden, einzig wegen ihrer Lage zum Gebirge nennenswerten Ortschaften anzuführen, die in der Touristik und als Sommerfrischen einen fast internationalen Ruf haben. Ist für den Schüler deswegen das Gebirge schwerer zu merken? Oder genügt es wirklich, wenn er bloß den Namen der Hohen Tauern kennt und einige Gipfel zu nennen weiß, von denen und deren Lage er doch keine richtige Vorstellung hat? Ist dies wirklich Vaterlandskunde? Ist es eine Überbürdung, wenn der Schüler die Dinge so kennen lernt, wie sie sich in der Natur und auf der Karte ihm darbieten? Wer je den Versuch gemacht hat, in jener Weise zu unterrichten, wird mit Fug und Recht bezeugen können, dass das Interesse der Schüler dadurch gesteigert wird, die Lernfreudigkeit zunimmt, die Leichtigkeit des Erlernens bei den Schülern größer wird.

Ich sehe es also als eine Erleichterung für das Erlernen der Topographie an, wenn dieselbe mit der Oro- und Hydrographie in passender Weise vereint wird.

Diese Ansicht hat sich auch schon theilweise Bahn gebrochen und wenn ein Lehrer nicht ganz der Sclave des Buches ist — und auch der mit Rücksicht auf die gegebenen Vorschriften gewissenhafteste braucht es nicht zu sein [1]) —, wird er mehr oder minder beim Unterrichte in einer solchen Verbindung vorgehen; es ist auch mit Freuden zu begrüßen, dass die vorerwähnten Lehrbücher von Mayer und Lang (VII.) in vielen Dingen mit der bisherigen Tradition gebrochen haben und sich infolge dessen aufs vortheilhafteste von dem Hannaks unterscheidet; aber dieser Bruch war kein vollständiger, es ist doch noch einiges hängen geblieben.

Von dem ganz richtigen Standpunkte aus, dass eine ins Auge fallende und in gewissem Sinne naturgemäße Disposition das Lernen wesentlich erleichtert, hat man in der Geographie seit alten Zeiten eine bestimmte Reihenfolge gebildet, in welcher ein Land behandelt wurde, nämlich: Lage, Grenzen, Größe, horizontale Gliederung, verticale Gliederung, Hydrographie, Klima, Vegetation, Producte, Bevölkerung, staatliche Verhältnisse und Topographie. Diese Eintheilung hat entschieden etwas für sich, insofern sie eine Richtschnur für den Vorgang des Lehrers bietet, wiewohl sich über die Aufeinanderfolge der einzelnen Glieder streiten ließe, z. B. ob das Klima vor oder nach der Hydrographie, die staatlichen Verhältnisse vielleicht besser nach der Topographie am Platze

[1]) Vgl. Instructionen, S. 111.

wären u. v. a. Es finden sich auch bei den einzelnen Lehrbüchern Ab weichungen, im großen und ganzen aber ist diese Eintheilung beibe halten. Es ließe sich aber die Frage aufwerfen, ob denn diese Art de Disposition des geographischen Lehrstoffes diejenige sei, die in alle Fällen einzig und allein zum richtigen Resultat führt,[1]) oder ob sic nicht Abweichungen davon nach den Verhältnissen einzelner Länder al zweckentsprechender herausstellen dürften; es ist nur zusehr zu fürchte dass im ersteren Falle die unsere Didaktik so schwer schädigend Schablone die natürliche Folge sein dürfte. So ist es auch gekomme dass infolge starren Festhaltens an dieser Disposition z. B. in Hannak Lehrbuche bei der Orographie kein Fluss genannt ist, ebensowenig wi bei der Hydrographie die Angabe eines Gebirges oder eines Ortes z finden ist; dass ferner in Unterabtheilungen dieser Disposition Detail gebracht werden, welche mit dem Grundsatze, der hier offenbar einge halten wird — zuerst das Allgemeine und dann das Besondere —, i starkem Widerspruche stehen; so z. B. gibt es ein Capitel »Quellen« darin werden in 25 kleingedruckten Zeilen 48 Orte genannt; es sin Badeorte mit Angabe der Art des Bades und eventuell der Zusammen setzung des Brunnenwassers. Etwas Ähnliches finden wir bei dem Capite »Wasserfälle«; die Seen erscheinen natürlich bei der Durchführung diese Disposition von den Flüssen getrennt und beim Capitel »Seen« aufgezählt

Wie man sieht, sind solche Capitel eigentlich Zusammenfassungen die am Schlusse des Unterrichtes wohl am Platze sind; sie werden vo jeder Didaktik angerathen; sie können aber nicht als Ausgangspunkt oder Grundlage des Unterrichtsvorganges angesehen werden, wie es hie der Fall ist. Bei einem rationell betriebenen Unterrichte werden solch Zusammenfassungen von den Schülern selbst gemacht und zwar am End des Lehrpensums. Denn auch beim geographischen Unterrichte schein mir der Weg vom Besonderen zum Allgemeinen der richtigere. De Schüler lernt z. B. die einzelnen Gruppen der nördlichen Kalkalpen mit ihrer Begrenzung, den charakteristischen Gebirgsformen usw. kennen, vo seinen Augen schließt sich eine Gruppe an die andere. Dann kann ma durch Fragen das Allgemeine herausgreifen und durch Vergleiche — deren Wert im Unterrichte unangefochten ist — die Unterschiede feststellen lassen.

Von der obigen Schablone hat sich auch Mayers Lehrbuch nicht ganz frei gemacht. Auch hier finden wir z. B. bei dem Capitel »Größe« die Zahlencolonnen der Größen aller Kronländer; der Schüler soll sich auf einmal 23 Zahlen merken! Ist es wohl nicht einfacher, er lernt bei jedem Kronlande die Größe desselben und kann sich dann selbst mit Leichtigkeit diese Tabelle zusammenstellen?

Mein Vorschlag geht also zunächst dahin: die Orographie als Grundlage anzunehmen; in diesen Rahmen und

[1]) Auch das Lehrbuch von Lang (VII.) nimmt diese Eintheilung vor; bei einem Staate, der vorwiegend Binnenland ist, erscheint es mir besser, die Meeresküste im Anschlusse an die betreffende orographische Einheit — hier der Karst — und nicht umgekehrt zu nehmen.

zwar bei den einzelnen orographischen Gruppen alles einzufügen, was sonst bei der Hydrographie und Topographie vorkommt; dann das Allgemeine von den Schülern ableiten zu lassen.[1])

Bevor ich aber zu dieser theoretischen Forderung ein praktisches Beispiel gebe, will ich noch eine Frage beantworten, die sich unwillkürlich bietet: Wohin mit dem Capitel »Klima«?

Allgemeinere Erörterungen über das Klima finde ich sowohl in der vierten, noch mehr aber in der achten Classe für ganz überflüssig; der in den anderen Classen ertheilte geographische und physikalische Unterricht wäre sonst ganz umsonst gewesen; einen Concentrationsstoff für Geographie und Physik bildet aber unzweifelhaft dieses Capitel. Die klimatischen Factoren müssen ja, da doch auch bei anderen Ländern das Klima behandelt wurde, schon in früheren Classen eingeprägt worden sein; der Schüler muss schon gegenwärtig haben, dass das Klima eines Landes abhängig ist von der geographischen Breite und der absoluten Höhe; dass es beeinflusst wird von der Lage und Streichungsrichtung der eventuellen Gebirge, von den herrschenden Winden, von der Nähe des Meeres und eventueller Strömungen; dann wird es ihm nicht schwer fallen, klimatische Fragen selbst beantworten zu können. Andererseits hängt mit dem Klima aufs innigste die Vegetation und mit dieser vielfach die Cultur eines Landes zusammen. Von diesen Gesichtspunkten aus stehen für die Behandlung des Klimas im Unterrichte zwei Wege offen: entweder man fügt bei den einzelnen früher erwähnten Gruppen die klimatischen Verhältnisse ein und fasst sie nach Beendigung einer größeren orographischen Einheit übersichtlich zusammen; damit wäre den klimatischen Factoren Rechnung getragen; oder man fasst mehr die Folgen der klimatischen Verhältnisse ins Auge und nimmt dann das Klima als Vorbedingung der Cultur eines jeden einzelnen Kronlandes; auf diesen Fall komme ich noch ausführlicher zurück.

Noch eine Frage wird sich dem Leser aufdrängen: Soll die Donau, der Hauptfluss der Monarchie, auch in diese orographischen Theile aufgetheilt werden? Sie bildet ja nicht immer eine Begrenzungslinie bei den einzelnen Gruppen, weder in Ober- noch in Niederösterreich, wo sie streckenweise zum böhmisch-mährischen Massiv gehört und somit in viele kleine Theile zerrissen würde. Das wäre kaum von Vortheil; die Donau muss, ihrer Bedeutung gemäß, im ganzen genommen werden; es ist dies in ganz vorzüglicher Weise in Mayers Lehrbuch geschehen.[3])

Nun gehe ich von der Theorie zu einem praktischen Beispiele über, um darzuthun, wie ich mir eine solche Gebirgsgruppe durchgenommen

[1]) Ich betone hier das Wort »einfügen« im Gegensatze zum Lehrbuche Langs, wo die Topographie (»Siedlungen«) im Anschlusse an die Orographie, sonst aber wie bei Hannak genommen wird.

[2]) In dem Lehrbuche von Lang (VII.) ist das Klima an die orographischen Einheiten angeschlossen, in Lang (VIII.) als ein eigenes Capitel behandelt.

[3]) Bei Lang (VII. u. VIII.) ist die Donau zerstückelt.

denke;[1]) ich wähle hierbei die Inn-Salzach-Gruppe[2]) der nördlichen Kalkalpen.

Nach meiner Darstellung ergäbe sich Folgendes:

„3. Die Inn-Salzach-Gruppe, begrenzt vom Innthal, Ziller-, Gerlosthal, Gerlos-Pass (Pinzgauer Höhe 1500 m) und dem Salzachthal, zerfällt durch die Salzach und die Senke des Zeller Sees in zwei ungleiche Theile; der größere westliche Theil wird im Süden durch den Hauptkamm der Kitzbühler Alpen, welche im Westen gegen 2400 m hoch, im Osten niedriger werden, und mit der als Aussichtspunkt berühmten Schmittenhöhe 1900 m westlich der Sommerfrische Zell am See endigen; sie fallen gegen das Gerlosthal und den oberen Pinzgau steil ab; die Mitte wird nach Norden durch die Nebenthäler des Brixenthales (Wörgl, Hopfgarten), der Osten durch die vom Passe Thurn (gegen 1300 m) kommende Kitzbüheler Ache (zum Chiemsee und Inn) [Kitzbühel] entwässert. Den Kitzbüheler Alpen vorgelagert sind (nördlich des Brixenthales) zwischen Inn und Ache die hohe Salve (1800 m, berühmter Aussichtspunkt), und nördlich davon das Kaisergebirge (2300 m, östlich der ehemaligen Grenzfestung, jetzt Grenzstation Kufstein); zwischen dem Achen- und Saalachthale die steilen Formen der Leoganger und Loferer Steinberge (nach den Orten Leogang und Lofer genannt). Der kleinere östliche Theil wird durch die Hundsteinkette (östl. v. Zeller See) und die Salzburger Alpen, welche sich um den Königssee (im bairischen Berchtesgaden) gruppieren; sie bestehen auf österreichischem Gebiete aus dem im Süden dieses Sees gelagerten, plateauartigen Steinernen Meere mit Gipfeln bis 2600 m, von dem nach Osten die Übergossene Alm mit dem Hochkönig (2900 m), nach Norden das Hagengebirge ausläuft, dessen letzter Ausläufer von der Salzach im Thalpasse Lueg oberhalb Golling durchbrochen wird (Gollinger Wasserfall, angeblicher Abfluss des Königsees). Nördlich davon der Hohe Göll (2500 m) und jenseits des Almbaches (Abfluss des Königssees) der Untersberg (1800 m). Die Bahnlinie (k. k. Staatsbahn) folgt dem Brixenthale von Wörgl bis Hopfgarten, geht nach Kitzbühel im Achenthale bis St. Johann (in Tirol) über den Pass von Hochfilzen (Griesen Pass) ins Saalachthal (Saalfelden im Milter Pinzgau) und nach Zell am See, durchs Salzachthal (Unter-Pinzgau, Knie bei St. Johann im Pongau) über Hallein (Salzbergwerk in Dürrenberg) nach Salzburg. Unterhalb Hallein öffnet sich das Salzachthal und in der im Süden durch den marmorreichen, sagenberühmten Untersberg, im Osten von dem Gaisberge (1200 m, Aussichtspunkt, Zahnradbahn) begrenzten Thalebene liegt, zwischen dem

---

[1]) Ich verweise zum Vergleiche auf Hannak S. 115 und Mayer S. 15.

[2]) Zur Behandlung bei Lang (VII., S. 25 u. 29, u. VIII, S. 144) bemerke ich, dass ich mich an diese Eintheilung halte, welche, obwohl sie den Gelehrten als „veraltet“ erscheint, doch den Vorzug hat, dass sie nach den in der Schule gebräuchlichen Karten leichter erkennbar ist, als die wissenschaftlich-geologische, welcher Lang folgt. Man scheint leider zu vergessen, dass jede Eintheilung nur logisches Mittel zu dem Zwecke ist, um Details leichter zu übersehen und dem Gedächtnisse einprägen zu können; je augenscheinlicher, desto besser ist sie.

Kapuzinerberg am rechten und Mönchsberg (im Süden Festung Hohensalzburg, Drahtseilbahn) am linken Salzachufer die kirchenreiche (»das deutsche Rom«) Hauptstadt des gleichnamigen Kronlandes Salzburg (27.000 E.).[1] Aus den Trümmern des römischen Juvavum entstand hier um die vom hl. Rupertus, Bischof von Worms, errichteten Klöster eine Stadt, welche schon um 798 ein Erzbisthum wurde; die reichsunmittelbaren Erzbischöfe schmückten die Stadt durch Bauwerke (Dom, erzbischöfliche Residenz, Schloss Mirabell, südlich der Stadt das jetzt k. Lustschloss Hellbrunn); sie ist der Geburtsort des Tonkünstlers Mozart (geb. 1756, gest. zu Wien 1791).«

Durch eine solche Behandlung des Lehrstoffes würde nun die Topographie in der Art und Weise, wie sie bis jetzt genommen wird, überflüssig werden; es würde nun dadurch — obgleich das Capitel »Orographie« bedeutend erweitert würde — und durch die Weglassung oder andere Behandlung dessen, was heute noch so bedeutenden Raum in den Lehrbüchern und beim Unterrichte einnimmt und worauf ich schon früher hingewiesen habe, doch soviel Platz geschaffen werden, um die Topographie durch etwas zu ersetzen, das, wenn der Ausdruck hier erlaubt ist, zeitgemäßer wäre.

Auf dem VI. deutsch-österreichischen Mittelschultage hat Prof. Dr. L. Singer in einem anregenden, an Ort und Stelle und auch in den öffentlichen Blättern besprochenen Vortrag: »Über die politische und wirtschaftliche Bildung durch die Mittelschule« ausgeführt und unter allgemeinem Beifalle als beachtenswert für die Zukunft hingestellt, dass »die Verhältnisse des Staates und der Gesellschaft auch von der Mittelschule die Vermittlung politischer und wirtschaftlicher Bildung fordern«; dass es also nothwendig sei, »die Kenntnis der wichtigsten Formen des Staates und des socialen Lebens und die Bedingung ihrer Existenz zu vermitteln«; »dass dieses vorwiegend Aufgabe des geschichtlichen und geographischen Unterrichtes sei, dessen Ergebnisse auf beiden Stufen des Unterrichtes in der Vaterlandskunde zusammengefasst, erweitert und vertieft werden«; »dass bei Wiederholung der Geographie auf der Oberstufe auf das wirtschaftsgeographische Moment besonderes Gewicht gelegt wird«, und dass »zu erwägen sei, ob und inwieweit dafür besonders Raum zu schaffen sei«.

Diese Forderungen sind umso berechtigter, als bisher in dieser Hinsicht wenig oder gar nichts geschehen war. Sehen wir uns nur den Abschnitt unseres Lehrbuches: »Cultur der Bevölkerung« näher an.

Ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, dass sich hier das Unlogische vorfindet, dass nicht bloß die Kenntnis der einzelnen Kronländer, sondern auch die der meisten Orte vorausgesetzt wird, obwohl

[1]) Die Einwohnerzahlen sowie die Bergeshöhen sollen in runden Zahlen angegeben werden; bei Hannak liest man Dalmatien 527.426 E., Karlsbad 12.033 E.; der ewige Schneeberg 2939 m, hohe Salve 1824 m usw.; auch bei Lang (VII.) finden sich noch solche Angaben, z. B. Salzburger Hohe Thron 1851 m, Raucheck 2428 m, Hochkönig 2938 m, Orjen 1898 m, Triest 120.333 E.! Lang (VIII.) hat auf Zehner abgerundete Zahlen.

die Topographie erst später kommt. Dann sind die einzelnen Capitel wi in der Oro- und Hydrographie bloße Zusammenfassungen und sehr all gemein gehalten; so schiene es mir ganz passend, wenn die Schüler selbs bei der Wiederholung des ganzen Lehrstoffes eine solche Zusammenfassun vornehmen würden. So macht aber manches fast den Eindruck, dass e gesagt sei, ut aliquid fiat; vieles aber muss, wenn der Lehrer nicht fort während dagegen arbeitet, in dem Schüler eine ganz falsche Vorstellung über gewisse Gebiete erwecken; z. B. nimmt das Capitel »Jagd« einen großen Raum ein; es wird hierin auch von Wölfen, Bären und Schakalen gesprochen, vom Fasan und der großen Trappe so in einem Athem, das der Schüler vielleicht der Ansicht wird, dass diese Thiere auch zu den eigentlichen Jagdthieren gehören, ja er ist geneigt, überhaupt die Jagd und die Fischerei in wirtschaftlicher Beziehung mit der Viehzucht au gleiche Stufe zu stellen. Die Jagd ist aber vom volkswirtschaftlichen Standpunkte nur dann beachtenswert, wenn sie in nationalökonomischem Sinne eine Rolle spielt; dass hierbei nur die eigentlichen Jagdthiere — Hirsche, Rehe, Hasen, Rebhühner, Fasanen nur stellenweise — in Betracht kommen, ist selbstverständlich; alles andere ist, wenn man so sagen will, nothwendige Jagd, z. B. die der Raubthiere, oder Luxusjagd, z. B. des Auerwildes u. dgl. Sehr allgemein gehalten ist unter vielem anderen z. B. die vom nationalökonomischen Standpunkte wichtige Viehzucht: da heißt es: »Die Rindviehzucht ist in den Alpenländern, wo sie durch die Bauernwirtschaft begünstigt wird, am bedeutendsten. Das schönste Rindvieh haben Tirol, Salzburg und Steiermark. — Im ganzen zählt man 14 Mill. Stück.« Im Schüler bildet sich unwillkürlich die Ansicht, dass in den anderen Kronländern keine nennenswerte Rindviehzucht betrieben würde, was doch nicht der Fall ist; es wird ihm aber doch auch klar werden müssen, dass die Rindviehzucht in den stark ackerbautreibenden Ländern eine andere ist, als in jenen Gebieten, wo der Dünger nicht gebraucht wird; dass Rassethiere der Alpenländer in großen Herden von den Großgrundbesitzern z. B. in Böhmen und Mähren gehalten werden und sich wesentlich von dem »Landschlage«, den die Bauern haben, unterscheiden; dass die hier betriebene Milchwirtschaft keine kleinere Bedeutung hat als die in den Alpenländern.

Nun ist aber der Stand der materiellen Cultur in den einzelnen Kronländern selbst bei gleichen natürlichen Vorbedingungen ein wesentlich verschiedener; dies hängt damit zusammen, dass die Kronländer Verwaltungseinheiten sind und neben den allgemeinen Staatsgesetzen eigene Landesgesetze haben, die sich speciell mit der Hebung der materiellen Cultur beschäftigen; dies tritt auf dem Gebiete der Landwirtschaft ebenso hervor wie ganz besonders in der Industrie, im Gewerbe und Handel; auch die geistige Cultur wird hievon berührt.[1])

[1]) Diese Gründe möchte ich auch der Behandlung der Cultur bei Lang (VII.) gegenüberhalten, wo sie an die orographischen Einheiten angeschlossen wird.

Mit Rücksicht darauf wäre es wohl angezeigter, in Fragen materieller und geistiger Cultur jedes Kronland für sich zu betrachten; als Mittel dazu ergäbe sich das Culturbild.

Dieser Ausdruck findet sich bereits in Mayers Lehrbuche;[1]) es ist damit eine kurze Übersicht über die Cultur eines jeden Kronlandes gemeint, die am Schlusse der Topographie gegeben wird. In dieser kurzen Form allerdings wären die Culturbilder wohl nicht der richtige Ersatz für die Topographie und das Capitel »Cultur«. Sie müssten bedeutend erweitert werden. Als Grundlage eines solchen erweiterten Culturbildes denke ich mir Folgendes:

1. Angabe des Flächeninhaltes und der Grenzen; letzterer aber nicht bloß in der Weise, dass die benachbarten Länder angegeben werden, sondern durch Umfahrung der Grenzlinie, d. h. indem angegeben wird, welchen natürlichen Linien die politische Grenze folgt; letzteres kann der Schüler selbst von der Karte ablesen, im Lehrbuche ist also nur anzudeuten: »Grenzen«.

2. Die Bodengestalt — im Buche nur unter diesem Schlagworte angedeutet —; es wird kurz angegeben, wo das Land eben, wo und wie gebirgig ist.

3. Allgemeine klimatische Verhältnisse, wie sie durch die Bodengestalt bedingt werden.

4. *a*) Welche Fläche zum Ackerbau verwendet wird, angegeben in Procenten oder in Bruchtheilen; welche Feldfrüchte vorwiegend gebaut werden und wo.

b) Wieviel (in Procenten oder Bruchtheilen) an Wiesen und Weiden vorhanden und wo dieselben eventuell in größerem Zusammenhange auftreten. Wie es mit der Viehzucht steht. Welche Thiergattungen da in Betracht kommen, und in welcher Weise die Viehzucht betrieben wird (z. B. bei Rindviehzucht ob zu Düngungs-, Mast- oder Zuchtzwecken).

c) Welcher Theil des Landes mit Wald bedeckt ist, ob derselbe in größerem Zusammenhange auftritt; welche Baumgattung (Laub-, Nadel-, gemischter Wald)? Auf welcher Stufe die Forstwirtschaft steht.

d) Wieviel unproductiver Boden vorhanden ist und welcher Art.

4. Wie der Bergbau betrieben wird, wo und was er liefert.

5. Angabe der Industrie und des Gewerbes und zwar der landwirtschaftlichen und gewerblichen nebst Anführung der bedeutendsten Industrieorte.

6. Der Handel. *a*) Verkehrswege (Straßen, Wasserwege und Eisenbahnen).

b) Womit vorwiegend Handel getrieben wird; ob Ausfuhr-, Einfuhr- oder Durchzugshandel vorwiegt.

c) Angabe der Haupthandelsorte.

---

[1]) Übrigens auch in alten Lehrbüchern; so bei Klun, Das Kaiserthum Österreich (Gerold 1861) und Grassauer, Landeskunde von Österr.-Ungarn (Braunmüller 1875); ähnliches bei L. R. v. Heufler, Die Kronländer von Österreich (Wien 1855).

7. Die Bevölkerung. *a*) Angabe der absoluten und relativen Bevölkerungszahl, dann wo die Bevölkerung am dünnsten und wo am am dichtesten angesiedelt ist; denn die relative Bevölkerungszahl erzeugt oft in den Schülern ganz falsche Vorstellungen.

b) Vertheilung der Bevölkerung nach der Religion; hierbei kann auch die kirchliche Organisation Berücksichtigung finden.

c) Angabe der Nationalitäten, ihrer Vertheilung und Dichte.

d) Beschäftigung der Bewohner; dieser Punkt braucht im Lehrbuche nur angedeutet werden; es wäre eine Anwendung des früher Erwähnten mit Rücksicht auf die Menschen.

e) Bildung der Bevölkerung. Der Procentsatz der Analphabeten, die Anzahl der Volks- und Mittelschulen, eventuell Fach- und Gewerbeschulen wären hier anzuführen; auch sonstige Bildungsstätten, wie Bibliotheken, Museen u. dgl. dürften nicht übersehen werden.

Der Vortheil, den ein solches Culturbild zunächst für die Didaktik des Unterrichtes bietet, ist der, dass das Interesse des Schülers dadurch in hohem Grade geweckt und festgehalten wird. Nur wenn man sich selbst noch die Erinnerung bewahrt hat, weiß man, wie erschrecklich langweilig der Lehrstoff dem Schüler ist, wenn er in der vom Lehrbuche vorgezeichneten Weise durchgenommen wird; das Endergebnis ist dann ein sehr geringes: unbestimmte und unklare Vorstellungen. Dadurch, dass nun bei einem Culturbilde die Grenzen enger gezogen sind, das Bild ein kleineres wird, erscheint alles concreter, klarer und deutlicher; die Abhängigkeit der einzelnen wirtschaftlichen Factoren, gewissermaßen der Kreislauf der materiellen Cultur, wird hier leichter erkannt, was doch für die Erziehung einer wirtschaftlichen Bildung von Wichtigkeit ist. Dann wird auch infolge der präcisen Gruppierung des Stoffes nach bleibenden Gesichtspunkten die gedächtnismäßige Aneignung wesentlich erleichtert.

Ich will nun an das Gesagte ein praktisches Beispiel anfügen und wähle hiezu das Culturbild von Oberösterreich, um dann noch einige allgemeine Bemerkungen daran zu knüpfen.

1. Flächeninhalt 12.000 km². 2. Die Grenzen: Es grenzt im Osten an Niederösterreich, im Süden an Steiermark und Salzburg, im Westen an Salzburg und Bayern, im Norden an Böhmen; die Grenzlinie folgt im Norden vom Dreisesselberg und Blöckenstein (Grenze von Böhmen, Bayern und Oberösterreich) nach Osten nicht ganz der Wasserscheide zwischen Donau und Moldau, biegt dann auf der zwischen Narn-Aist und Kamp-Krems gegen Süden um und streicht bis an die Donau, folgt dieser stromaufwärts bis zur Mündung der Enns, dieser aufwärts bis zur Mündung des Ramingbaches, diesem hinauf, dann zwischen Ibbs und Enns bis zur Voralpe (Steiermark, Nieder- und Oberösterreich), geht hier westlich über die Enns und die Ennsthaler Alpen, den hohen Pyrgas, den Pyhrn-Pass, Warscheneck, das Todte Gebirge (Priel in Oberösterreich), biegt auf dem Sarstein nach Süden, geht über die Traun, die Höhe des Dachstein (Hauptgipfel in Oberösterreich) dann nach Norden mit Einschluss des Gosauthales über den Gschüttpass an die Ischl, folgt dieser und dem

Wolfgangsee bis zur Mitte, geht dann zum Attersee (Schafberg in Salzburg), am Südende des Mondsees, schließt den Fuschelsee aus, den Zellsee ein, biegt an der oberen Vöckla nach Westen, an die Salzach, diese und den Inn abwärts, lässt dessen Mündung (Innstadt) aus; nun ist die Donau die Grenze bis Engelhartszell, von hier eine Linie nördlich bis zum Blöckenstein.

3. Bodengestalt: Im Süden Hochgebirge (Kalkalpen), in der Mitte hügeliges Alpenvorland mit dem Hausruck und Kobernauserwald im Westen, gegen die Welser Heide, das Efferdinger- und Linzerbecken sich verflachend. Im Norden ansteigendes Bergland (Granit und Gneis) von tiefeingeschnittenen, steilrandigen Thälern durchzogen.

4. Das Klima ist infolge der Höhenlage verhältnismäßig rauh; gegen Westen offen, gegen Süden und Norden ansteigend, mit einem großen Flusse in der Mitte ist das Land sehr regenreich (besonders das Salzkammergut und das Donauthal).

5. *a*) Ackerbau: Ungefähr 35% (mehr als ein Drittel) des Landes ist angebaut; sämmtliche Culturpflanzen mit Ausnahme des Tabaks, Weines und Mais werden gebaut (ein kleiner Weinberg bei Aschach); der Landbau, weil meist Bauernwirtschaften, wird nicht besonders rationell betrieben, größtentheils herrscht noch die Dreifelderwirtschaft (charakteristisch für das Innviertel ist die Benützung des Schliers als Dungmittels); bemerkenswert ist der Hopfenbau (Schwanenstadt und Mühlviertel); die Obstcultur steht in Bezug auf edles Obst auf keiner hohen Stufe; meist ist es Mostobst, das die um die einzeln stehenden Bauerngehöfte befindlichen Obstgärten tragen (Mostbereitung).

b) Wiesen und Weiden bedecken mehr als ein Fünftel des Landes (vorwiegend in den Alpen und im Hausruck- und Innviertel). Die Viehzucht ist bedeutend; im Innviertel die Pferdezucht (Pferderennen z. B. in Ried); Rindviehzucht (meist zur Milcherzeugung) vorwiegend Alpenrassen (Viehmärkte in Mondsee). Die Schaf- und Ziegenzucht ist ohne Bedeutung.

c) 34% des Landes sind mit Wald bedeckt; derselbe kommt in größerem Zusammenhange in den Alpen und im Nordwesten, in kleinen Parzellen in der Mitte vorwiegend als Nadelwald vor. Die Hälfte ist im bäuerlichen Besitze; in den Alpen und im nördlichen Berglande herrscht der Großgrundbesitz vor, daher starker Holzbetrieb in diesen Theilen (Canäle und Schleusen); die Jagd ist nur auf Rothwild, nicht auf Niederwild bedeutend.

d) 8% sind unproductiv; es sind dies die Fels- und Schneeflächen des Hochgebirges und Granithalden des Nordens.

6. Der Bergbau liefert zwar keine Metalle, wohl aber Salz und Kohle; ersteres wird in den Salinen von Hallstatt, Ischl, Ebensee (1 Mill. MC.) gewonnen, die Kohle (Braunkohle) im Hausruck (Thomasroith und Wolfsegg).

7. Die Industrie ist verhältnismäßig gering; die landwirtschaftliche beschränkt sich auf zahlreiche Bierbrauereien (239, besonders im Innviertel, dann in Zipf und Urfahr); in der gewerblichen Industrie ragt

vor allem die Eisen- und Stahlwaarenerzeugung hervor; sie ist zum Theil eine Hausindustrie (im Südosten) in der Erzeugung von Messern, Gabeln, Sensen usw.; als Fabriksorte sind Steyer (Werndls Gewehrfabriken, Fahrräder) und Linz (Locomotivfabriken und Schiffswerften) zu nennen. Die Textilindustrie beschränkt sich auf Kleinmünchen bei Linz. Beachtenswert ist die Holz- und Spielwaren-Hausindustrie in der Viechtau bei Gmunden (Ausfuhr in die Balkanstaaten). Die Leinenindustrie im Mühlviertel (Haslach) ist stark zurückgegangen. Zu erwähnen sind auch die Granitbrüche in Mauthausen und Schärding und die Mühlsteinerzeugung bei Perg.

8. Für den Handel, der vorwiegend ein Kleinhandel ist, bilden zahlreiche und meist (besonders im Süden) gut erhaltene Straßen die Hauptverkehrswege; für den Holzhandel sind die meist flößbaren großen Flüsse wichtig; für den Großhandel und den Durchzugshandel die Donau und die zahlreichen Eisenbahnen. Die Hauptbahn des Landes (k. k. Staatsbahn) geht von Linz einerseits über Enns nach Wien, andererseits über Wels, Lambach (Abzweigung nach Gmunden, Localbahn), Attnang-Puchheim (Abzweigung nach Gmunden, Ischl, Aussee einerseits und über den Hausruck nach Ried, Schärding, Passau andererseits), Vöcklabruck (Abzweigung nach Kammer am Attersee) nach Salzburg; daran schließt sich in Wels die Strecke nach Bayern (über Neumarkt nach Ried, Braunau, Simbach einerseits, nach Schärding, Passau andererseits) an, mit Abzweigungen an die Donau (Wels-Aschach) und nach Steyer (über Unter-Rohr-Bad-Hall); dann in Linz die Bahn nach Böhmen (Wartberg, Freistadt, Kerschbaumer Sattel, Budweis). Außerdem sind Privatbahnen von Linz nach Klaus-Steyerling (Kremsthalbahn und Steyrthalbahn), die Mühlkreisbahn (Urfahr-Rohrbach, Aigen-Schlägl); dann der Theil der Salzkammergutbahn von Ischl nach Strobl. Im Sommer sehr starker Fremdenverkehr in die Alpen.

9. Die Bevölkerung: Oberösterreich hat rund 800.000 Einwohner; auf 1 km² kommen 67; am dichtesten ist das Gebiet um Linz und Wels besiedelt, am dünnsten der gebirgige Süden. Der Religion nach gehören die meisten (97%) der katholischen Kirche an (Bisthum Linz, Stifte Kremsmünster, St. Florian, Lambach, Schlierbach, Reichersberg, Wilhering, Schlägl); die evangelische Kirche hat nur wenige Mitglieder (Oberkirchenrath in Wallern); die Altkatholiken nehmen jetzt an Zahl ab; Israeliten in verschwindend kleiner Zahl. Die Bevölkerung ist durchwegs deutsch. Mit Rücksicht auf die Beschäftigung sind die meisten Bewohner Landwirte; der Bauernstand ist hier meist wohlhabend (Innviertel), arm im Nordosten des Landes; nur in den vorerwähnten Industriegebieten tritt der Bauer gegen den Gewerbe-Arbeiter zurück. Die Form der Siedlungen ist die einzeln stehender Gehöfte; zusammengeschlossene größere Dörfer sind seltener. Die Bildung des Volkes ist ziemlich groß, nur 6% sind Analphabeten; für die Bildung wird durch 665 Volks- und 13 Bürgerschulen (sammt Salzburg), 6 Gymnasien (Linz 2, Ried, Freistadt, Kremsmünster, Gmunden [U G.]), 2 Realschulen (Linz, Steyer), 2 Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten (Linz, Vöcklabruck [privat]), eine Handelsakademie (Linz), ein

Mädchen-Lyceum (Linz) und durch Fachschulen (Ebensee, Ischl), Welser Handelsschule gesorgt. In Linz besteht eine Studienbibliothek und das Museum Francisco-Carolinum."

Ich bin überzeugt, dass mancher Leser mit diesem Vorgange auf den ersten Blick nicht ganz einverstanden sein wird; Bedenken werden sich einstellen; der eine wird finden, dass hier ungeheuer viel gesagt und somit gefordert wird, und bedauert schon die armen Schüler, die dann noch mehr zu lernen hätten, als ihnen jetzt schon zugemuthet wird. Nun ich möchte dann den Betreffenden auffordern, sich die Mühe zu nehmen und zu vergleichen, wieviel eigentlich hier mehr gesagt ist als in dem mehrfach erwähnten Lehrbuche; er wird gewiss nicht viel finden, nur dass der Zusammenhang ein gänzlich anderer ist. Ein anderer wird vielleicht sagen, dass bei einer solchen Darstellung ein Lehrbuch zu einem recht dicken Codex anwachsen und jene schlanke Form verlieren würde, die unsere Lehrbücher auszeichnet. Auch ihn kann ich beruhigen; ein nach den bisher gegebenen Intentionen verfasstes Lehrbuch der Vaterlandskunde würde nicht viel größer als das jetzige. Denn nichts liegt mir ferner, als dass alles, was ich in dem Vorangegangenen gesagt habe, in ein Lehrbuch aufgenommen würde; denn damit wäre ja ein Hauptvortheil der angeregten Methode, dass nämlich die Schüler zu eigenem Denken und Arbeiten in der Schule angehalten werden, verloren; es käme auf das alte Auswendiglernen hinaus. Es ist im Gegentheil meine Ansicht, dass das Lehrbuch nur ein Handbuch oder Nachschlagebuch und ein Leitfaden sei, je nachdem man den Vortrag des Lehrers oder die Karte ins Auge fasst. Die Karte bleibt immer die Grundlage des geographischen Unterrichtes; mit Rücksicht darauf soll das Lehrbuch nichts von dem enthalten, was der Schüler direct und unzweideutig von der Karte ablesen kann; im Lehrbuche genügt hierbei nur eine Andeutung oder ein Schlagwort; dazu gehören die Grenzen, die Bodengestalt, Verkehrswege, besonders Eisenbahnen. Der dadurch im Lehrbuche gewonnene Raum soll mit viel wichtigeren Dingen, die der Schüler nicht aus der Karte oder sonst woher nehmen kann, ausgefüllt werden. Allerdings ist aber hier die Forderung nach guten Karten zugleich gegeben.[1])

Vielleicht wird auch dem einen oder anderen Leser der Gedanke kommen, es wäre namentlich in Anbetracht der Culturbilder zu wünschen, dass der Lehrer soviel als möglich aus eigener Anschauung die Verhältnisse kennen sollte; diese Idee ist nicht neu, darum nicht minder gut; leider zu geringstem Theile ausführbar — ein Umstand, der nicht wenig zu manchen Mängeln im Unterrichte beiträgt.

Aber ein anderer Einwurf wird sich machen lassen; es wird sich aus diesen Culturbildern allein nicht derjenige Gewinn für die oben angestrebte wirtschaftliche Bildung durch die Schule ziehen lassen, da

---

[1]) Es ist zu wünschen, dass die vorzüglichen Karten unserer Kronländer von Dr. K. Schober bald fortgesetzt werden und allgemein Eingang beim Unterrichte finden.

der Schüler darin oft mit Worten arbeitet, zu denen ihm die Begrif fehlen würden. Er muss also die Grundbegriffe der Wirtschaftsleh kennen lernen. Daraus ergibt sich, dass den Culturbildern ein Capit allgemeinen Inhalts vorauszusenden wäre, welches die Erklärung solch Grundbegriffe brächte; dazu gehören: Urproduction und Fabricatio Capital und Eigenthum, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Arten der G werbe, Angebot und Nachfrage, Handel und Industrie, Arten des Hand und der Industrie.

Mein zweiter Vorschlag geht also dahin, es möge zweiter Stelle nach dem allgemeinen geographischen The die Behandlung der Kronländer in Form von Culturbilder treten; denselben wäre ein Capitel zur Erklärung allg meiner volkswirtschaftlicher Begriffe vorauszusenden: zu Schlusse ein Culturbild nach den gegebenen Gesicht punkten von der ganzen Monarchie zusammenzustellen.

Nun fehlt noch jener Theil, welcher unter dem Schlagworte »Pol tische Verhältnisse« in unseren Lehrbüchern zu finden ist. Ich möcht dieses Capitel den schwächsten Punkt der Vaterlandskunde nenne namentlich insofern, als das Ergebnis des darauf begründeten Unterricht in den meisten Fällen ein sehr geringes ist. Die Schüler unserer Mitte schule — ich habe an mir und vielen anderen die Erfahrung gemacht - kennen wohl als Abiturienten vielleicht sehr gut die solonische un servianische Verfassung, haben aber von der Staatsverfassung Österreic Ungarns meist nur eine blasse Ahnung. Ja selbst der Lehrer find eigentlich niemals recht Gelegenheit — wenn er sich nicht selbst ei Art Privatstudium daraus macht —, im Laufe seiner Universitätsstudie sich mit diesem höchst wichtigen Gegenstande zu beschäftigen. Es wä sogar ernstlich zu erwägen, ob nicht auch die Universität da Ihrige thun sollte, durch Einführung solcher Collegien fü Lehramtscandidaten und die strenge Forderung diese Kenntnisse bei den Staatsprüfungen die hier nothwendig Vorbildung dem Lehrer zu geben. Denn so kommt es, dass de Lehrer dann über Dinge zu lehren hat, die er selbst nicht genau kenn z. B. die Gerichtsverfassung, die Finanzgebarung usw. Der Erwachsen sammelt sich erst in einer langen Reihe von Jahren meist aus der Lectür der Zeitungen ein Gesammtbild von der Organisation unseres Staatswesen

In der letzten Zeit hat man aber der politischen Bildung durc die Schule große Aufmerksamkeit zu schenken begonnen, da die Zeit verhältnisse dies geradezu herausgefordert haben; in Deutschland is man seit der bekannten Cabinetsordre des deutschen Kaisers vom Jahr 1889 dieser Frage näher getreten und besonders über die Behandlun der socialen Frage in der Schule sind daselbst eine Reihe von Aufsätze und Büchern erschienen; auch in der Schweiz und in Frankreich sin schon solche Darstellungen der staatsbürgerlichen Lehre auf den Bücher markt gekommen und auch in Österreich ist ein derartiger Versuch ge macht worden.[1]) Die Forderung, eine solche social politische Bildung

[1]) L. Fleischner, Österreichische Bürgerkunde (Tempsky 1896).

durch die Mittelschule zu vermitteln, ist, wie schon früher erwähnt wurde, durch den Vortrag Dr. Singers in jüngster Zeit angeregt worden.

Dass aber solche Forderungen gestellt werden, liegt zwar zunächst in der herrschenden Zeitrichtung, ist jedoch auch ein Beweis, dass der bisherige Mittelschulunterricht nach dieser Seite hin nicht dasjenige geleistet hat, was er hätte leisten sollen. Dass daran außer der früher erwähnten und nicht genug zu betonenden mangelhaften Vorbildung des Lehrers auch der bisherige Unterrichtsvorgang die Schuld trägt, ergibt sich bei einer Durchsicht des betreffenden Capitels im Lehrbuche. In demselben sind für diese Frage 9, wenn man noch das Capitel »geistige Cultur« dazu zieht, 13 Seiten verwendet,[1]) meist klein gedruckt; von diesen entfällt eine Seite auf die Geschichte der Verfassung, eine zweite auf einige ziemlich unpraktische und wertlose Tabellen über den Landtag und das Abgeordnetenhaus; so bleiben 11 Seiten für das eigentliche Thema. Natürlich müssen diese in der gedrängtesten Form ziemlich viel enthalten; die Anordnung des Stoffes ist eine derartige, dass es dem Lehrer für den Vortrag — wenn er es nicht vorzieht, sich über die Disposition des Buches hinwegzusetzen — und dem Schüler für die gedächtnismäßige oder verstandesmäßige Aneignung die größten Schwierigkeiten bereitet; ich glaube hier im Sinne aller derer zu sprechen, welche das zweifelhafte Glück hatten, genau nach diesem Lehrbuche lernen zu müssen.

Meiner Ansicht nach kann hier nur auf zweifachem Wege geholfen werden: durch einen logisch richtigen Aufbau mit präciser, klarer Ausdrucksweise von Seiten des Buches; durch einen Discussionsvortrag von Seiten des Lehrers (worunter ich einen Lehrvorgang verstehe, bei welchem der Lehrer durch Fragen die Schüler auf das führt, was er ihnen beibringen will) verbunden mit zahlreichen praktischen Beispielen, die hier eine Hauptsache sind.

Wenn ich es nun wage, im Folgenden einen Vorschlag zur Behandlung dieses Capitels zu machen, so bin ich mir dabei der Schwierigkeiten wohl bewusst, welche nicht sosehr dem der Sache mächtigen Lehrer als vielmehr dem Verfasser eines Lehrbuches sich entgegenstellen; sie ergeben sich zum Theile schon aus dem Umstande, dass wir es hier eigentlich mit zwei Staatsgebilden zu thun haben, innerhalb deren die Verhältnisse ziemlich verwickelt sind. Nichtsdestoweniger glaube ich, dass gerade hier eine Anregung am wirksamsten sein dürfte.

Zunächst käme also 1. ein Capitel allgemeinen Inhalts mit der Erklärung der politischen Grundbegriffe: Entstehung der Verfassung, Begriff der Verfassung, der Regierung, des Parlamentarismus, des Staatsbeamtenthums. Daran knüpft sich 2. Staatsoberhaupt: Stellung des Kaisers zur Verfassung, seine besonderen Rechte, der Hofstaat. 3. Die Ministerien, und zwar: *A.* Die gemeinsamen Ministerien, *B.* Die Ministerien der Reichshälften: *a*) österreichische, *b*) ungarische. Bei jedem Ministerium müsste nun dessen Wirkungskreis und dessen Wirkungsweise,

---

[1]) Bei Lang (VII.) 10, (VIII.) 12 Seiten.

der Verwaltungsapparat genau angegeben und in der Schule aus und a Beispielen ersichtlich gemacht werden, die womöglich dem Vorstellung kreise des Schülers entnommen sein sollten. Es wäre also z. B. bei Ministerium des Inneren die Verwaltungsorganisation der Länder (Statt halterei, Bezirkshauptmannschaft, Gemeinde), beim Ministerium für Cultu und Unterricht das Schulwesen, das Verhältnis der Kirche zum Staat beim Justizministerium die Gerichtsverfassung (Civil- und Strafgericht die Geschworenengerichte, der Verwaltungsgerichtshof und das Reich gericht, die Handelsgerichte), beim Handelsministerium das Gewerb wesen, Handels- und Gewerbekammern, das Gewerbeinspectorat, Post und Telegraphenwesen, beim Finanzministerium das Steuer- und Zollwese Monopole und Regalien usw. Nicht zu vergessen wären in jedem Mini sterium die Beamtenkategorien, damit sich doch der Abiturient unte einem Rechnungsrevidenten, Gerichtsadjuncten, Steueramtscontrolor u. dgl. mit denen er persönlich zu verkehren hat, auch etwas vorstelle. 4. Di gesetzgebende Gewalt *A.* in Österreich (Reichsrath), *B.* in Ungarn (Reichs tag), und zwar: *a*) Herrenhaus, resp. Magnatentafel, *b*) Abgeordneten haus, resp. Repräsentantentafel. Hiebei käme in Betracht: 1. Wie komme diese Körperschaften zustande (erblicher Anspruch, Ernennung, Wahl Art und Weise der Wahl, letzteres am besten durch ein Beispiel für da Abgeordnetenhaus zu erklären), 2. Pflichten, Rechte und Stellung de Abgeordneten. 5. Die Delegationen (Art und Zweck des Zusammen tretens, Wirkungsweise). 6. Die Landesvertretungen (Landtage un Landesausschuss, Zusammenkommen, Rechte und Pflichten derselben) 7. Wie kommt ein Staatsgesetz zustande und wie zur Durchführung? 8. Wie entsteht ein Landesgesetz und wie wird es durchgeführt?

Auf die zwei letzten Punkte möchte ich ein besonderes Gewicht legen; denn durch deren Beantwortung wird gewissermaßen praktisch di Wirkungsweise der zwei Hauptelemente der Verfassung, der Volksver tretung und der Regierung, gezeigt; es ist ein Anwenden dessen, was di früheren Punkte gebracht, und insofern eignen sie sich vorzüglich al Maturitätsfragen.

Mein dritter Vorschlag geht also dahin, dass die Be handlung der politischen Verhältnisse an dritter Stelle[1] in der oben angegebenen Reihenfolge mit größerer Gründ lichkeit — auch von Seiten des Buches — vorgenomme werde.

Dass ich die politischen Verhältnisse an dritter, also letzter Stelle, behandelt haben will, begründe ich damit, dass die Aneignung dieser Partie mehr auf das Verständnis als auf das Gedächtnis, mehr auf die Schulstunden als auf die häusliche Vorbereitung Anspruch erhebt und daher in einer Zeit, wo der Octavaner ohnedies viel zu lernen und zu wiederholen hat, wohl am Platze ist; dann aber bildet dieser Theil den natürlichen Abschluss dessen, was die Mittelschule lehren kann: es ist

[1]) Dies ist in Langs Lehrbuch auch durchgeführt.

für den Schüler die directe Vorbereitung für sein künftiges Auftreten als Staatsbürger.

Zum Schlusse spreche ich noch den Wunsch aus, dass diese Vorschläge bei den Fachgenossen Anklang finden oder aber sich eine Discussion erhebe, welche dann eine Sichtung der Vorschläge und so eine Basis zur gründlichen Reform dieses höchst wichtigen Theiles der Geographie ergeben würde. Denn dass eine solche Reform nothwendig ist, wird jeder Unbefangene sicher zugeben.

Wien. Dr. Anton Becker.

Gaudeamus. Blätter und Bilder für die studierende Jugend. Geleitet von Ferdinand Ginzel, k. k. Professor in Wien. 1. Jahrgang, 1. Band; vom 2. Bande Heft 13—20. Wien, Verlag von G. Freytag u. Berndt. Bezugspreis des ganzen Jahrganges sammt Postversendung 3 fl. 25 kr.

„Den Lesetrieb der studierenden Jugend in richtige Bahnen zu lenken, ihr als treuer Berather, als Freudenbringer und Geisteswecker zur Seite zu stehen und über alles auch die Liebe zum Vaterlande zu pflegen“, haben als edles Ziel Leiter und Verleger des „Gaudeamus“ versprochen. Da nun dem neuen Unternehmen das Jahr sich zu wenden beginnt, ist uns das Urtheil ermöglicht, wie sich Leisten zum Versprechen stellt. Ohne Rückhalt müssen wir unserer Verwunderung Ausdruck geben, dass der Verleger eine Jugendschrift in dieser Ausstattung zu so niedrigem Preise zu liefern imstande ist. Der fertige 1. Band enthält in Quartformat 202 Seiten, das Papier ist gut, der Druck groß, die zahlreichen Bilder deutlich und rein. Das Unternehmen hofft also, unter der studierenden Jugend recht zahlreiche Abnehmer zu finden, und es setzt auch der Leiter, Prof. Ferd. Ginzel, alle Kraft ein, um den vielseitigen Wünschen und Anliegen zu genügen. In der „Offenen Briefpost“ unterhält das „Gaudeamus“ mit seinen Lesern einen persönlichen Verkehr, die wissbegierige Jugend hat ja manches zu fragen; in Scherzfragen und Anekdoten bringt es Kurzweil; Räthsel, Charaden, Logogriphe, Homogramme, Zusammensetz- und Zerleg-Aufgaben reizen das Rathen und Versuchen; Anleitungen für leichte physikalische Experimente, Winke für Liebhaberphotographen, Belehrungen über Schwimmen und Schlittschuhlaufen wollen der Jugend manche nützliche Fertigkeit anlernen. Dies sind gleichsam angenehme Zugaben, welche das „Gaudeamus“ seinen Lesern bringt, seine eigentliche Aufgabe sucht es in der anregenden Unterhaltung und in der Bereicherung des Wissens. Die Mitarbeiter, welche der Leiter hiezu gewonnen hat, bestreben sich, einen ansprechenden Inhalt in schöner Form zu geben. Von den zahlreichen Beiträgen seien hier nur einige genannt. Mit einer Geschichte aus der Schule: „Um einer Mutter willen“ eröffnet H. Brandstädter die Erzählungen; in den weiteren Heften sind zu nennen: P. K. Rosegger: „Was den Schwalben auf der Reise passiert ist“, Ant. Ohorn: „Kotzebues Rache“, A. v. Carlowitz: „In großer Gefahr“. Aus den alten Sagen führt uns Rich. Kralik „Deutsche Heldengeschichten“ vor; die nordböhmische

Volkssage »Der Nachtjäger« erzählt uns J. Taubmann, zu Führichs Bildern: »Die Legende des heiligen Wendelin« gibt F. G. den Text. Das classische Alterthum ist durch die Schilderungen von Dr. Anton Frank: »Von Brindisi nach Athen«, »Ein Tag auf Delos« vertreten. Karl Tragau, der Leiter der Ausgrabungen in Carnuntum, bietet eine übersichtliche Beschreibung der römischen Stadt. In das Leben der deutschen Sprache leiten hinüber die Aufsätze von J. Bass: »Was man auf der Straße lernen kann« und »Die Familiennamen«. Auch aus dem Englischen und Französischen werden Leseproben von mäßigem Umfange gegeben. Auch die Naturwissenschaften werden nicht vergessen. Prof. Leo Schöngut schreibt über das »Variometer« und »Die Verflüssigung der Luft«. Die Länder- und Völkerkunde schildert einen »Frühling auf der Alm«, geleitet den Leser in »Die Tatra«, »Quer durch Mittelasien« »In den äußersten Norden«, lässt vor unseren Augen »Ein altgermanisches Dorf« wieder erstehen. Die Lebensbilder geben abgerundete Zeichnungen von Männern, die im Boden des engeren Heimatlandes wurzeln. Wir nennen von ihnen: »Radetzkys Ruhestätte«, von Johann Peter, »Joseph Ritter v. Führich« von Ferd. Ginzel, »Ein Sohn des Hochwalds (Zu Adalbert Stifters 93. Geburtstag)« von Friedr. Römer. Die Zeit- und Weltgeschichte weist auf die Ereignisse hin, welche die Jugend immer mit Interesse verfolgt: »Die dritte Ausfahrt des Columbus« von Prof. Karl Fuchs, »Der 20. Juli 1866« von H. Thomas, »Der ostasiatische Wetterwinkel, der spanisch-amerikanische Kriegsschauplatz Santiago de Cuba« mit beigeschlossenen Karten. Das Jubiläumsjahr 1898 feiert das »Gaudeamus« mit einer lateinischen Ode von Karl Rieder »Imperatori Nostro«, entwirft in beredten Worten ein Lebensbild des Kaisers, führt den jugendlichen Leser in »Habsburgs Ahnensaal« und gibt zu den drei Bildern der »Habsburg« eine geographisch-historische Skizze. Das Gedenkblatt »Von unserer Kaiserin« leiht der tiefempfundenen, reinen Trauer ob des Hinganges der hohen Frau einen schlichten Ausdruck.

Wenn diese Zeilen für das »Gaudeamus« hier ein bescheidenes Plätzchen in Anspruch nehmen, so möge die Obsorge für die Bildung und Erziehung der studierenden Jugend ihr Anwalt werden. Den Bildungszweck und die Erziehungsarbeit hat nicht allein der strenge Unterricht zur Pflicht übernommen, diese Anliegen werden nicht minder gefördert, wenn das Gemüth zu einer freieren Bethätigung seiner Kräfte dem eigenen Zuge folgen darf. Hierin liegt ja auch der vornehme Begriff der Erholung. Das »Gaudeamus« sucht diesen Weg zu wandeln, und in diesem Gedanken wünschen wir ihm eifrige Mitarbeiter und recht zahlreiche Leser.

Wien. Dr. Ant. Frank.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Conferenzen in Angelegenheiten des Mittelschulwesens.

Die »Wiener Abendpost« vom 4. April l. J. meldet: Am 27., 28. und 29. März d. J. waren im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht sämmtliche Landes-Schulinspectoren für Mittelschulen unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Sectionschefs Dr. Wilhelm Ritter von Hartel zur Berathung in Mittelschul-Angelegenheiten versammelt.[1])

Der Vorsitzende erörterte bei Eröffnung der Sitzungen Zweck und Ziel dieser Berathung und wies im besonderen darauf hin, dass dem Ministerium daran gelegen sei, die Ansichten der berufenen Inspectoren über eine Reihe von Maßnahmen, die in Vorbereitung begriffen sind, zu hören, sowie im Interesse eines regeren und unmittelbaren Verkehres der Inspectoren mit der Lehrerschaft das Inspectionswesen von Vielschreiberei und bureaukratischen Förmlichkeiten nach Möglichkeit zu entlasten.

Die Gegenstände dieser Berathung betrafen allgemeine Fragen der inneren Ausgestaltung unseres Mittelschulwesens und Einzelfragen von besonderer Actualität. Der erste Punkt der Berathung war: »Hemmnisse des Unterrichtserfolges und Mittel zur Behebung derselben«.

Die Versammlung einigte sich auf folgende Sätze: Da der Hauptgrund der Hemmung des Unterrichtserfolges in der Überfüllung der Mittelschulen liege, wodurch die Leitung der Anstalten erschwert und die Gleichartigkeit des Unterrichtes, sowie der Lehrerfolg beeinträchtigt werde, seien als Mittel zur Behebung dieses Übelstandes — abgesehen von der Creierung neuer Schulkategorien und der Errichtung von Mittelschulen, welch letztere aber bei dem herrschenden allgemeinen Lehrermangel gegenwärtig bedenklich erscheine — zu empfehlen: die sorgfältige Durchführung der Aufnahmsprüfung im Sinne der bestehenden Verordnungen; die Ausscheidung der aufgenommenen, aber sich als ungeeignet erweisenden Schüler im Verlaufe und nach Abschluss des ersten Semesters; die Überprüfung und Neuregelung des Berechtigungswesens in dem Sinne, dass für die Erreichung bestimmter Beamtenstellen von dem Nachweise des Mittelschul-Studiums und der Ablegung der Maturitätsprüfung Umgang genommen und das Freiwilligenrecht den Absolventen weiterer Schulen zugesprochen werde.

---

[1]) Die erste und letzte Versammlung der Landes-Schulinspectoren für Mittelschulen fand im Jahre 1878 statt. Die Red.

Um eine genügende Vorbereitung der Schüler für die Mittelschulen zu ermöglichen, wäre dort, wo die Unterrichtsverhältnisse es erfordern, durch Errichtung von Vorbereitungs-Classen zu sorgen.

Hinsichtlich der Lehrbücher wäre in dem Bestreben fortzuschreiten, dieselben von allem entbehrlichen Lehrstoff zu befreien und die Darstellung ohne Verzicht auf ihre wissenschaftliche Grundlage zu vereinfachen.

Den zweiten Gegenstand der Berathung bildete die sogenannte analytisch-directe Methode und ihre Anwendung beim Unterrichte in den Landessprachen, insbesondere beim deutschen Unterrichte an nicht deutschen Lehranstalten.

Die Berathung führte zur Billigung der am Schlusse des Referates aufgestellten Thesen, wonach 1. weder die alte, exclusiv synthetische Übersetzungs-Methode, noch die neue, extrem analytisch-directe Parlier-Methode für den Unterricht in den modernen Sprachen (Landessprachen), insbesondere der deutschen Sprache an nicht deutschen Mittelschulen geeignet ist, indem mit der ersten die erforderliche sprachliche Gewandtheit, mit der zweiten die nöthige grammatische Sicherheit nicht erzielt werden könne; 2. dagegen für diesen Unterricht diejenige Lehrmethode geeignet erscheint, welche die beiden Ziele des Sprachunterrichtes in gleicher Weise verfolgt und einestheils die grammatische Sicherheit durch planmäßige Behandlung der Grammatik auf Grund passend gewählter und methodisch geordneter Lesestücke, andererseits die sprachliche Gewandtheit durch fleißige Pflege der Conversation und Reproduction zu erreichen bestrebt ist.

Die gründlichste Erörterung erfuhr das dritte Thema: »Das Inspctionswesen, eventuelle Einführung von periodisch wiederkehrenden Directoren-Conferenzen innerhalb eines Inspections-Gebietes«.

In der Discussion hierüber kam eine ganze Reihe von Detail- und Principien-Fragen des Inspectionswesens zur Sprache, worauf sich als Ansicht der Versammlung ergab, dass eine neue Instruction für die Landes-Schulinspectoren zu erlassen sei, gegebenenfalls Inspectoren für einzelne Fächer (wie Turnen) ernannt werden mögen, endlich die Einführung von Directoren-Conferenzen innerhalb eines Inspections-Gebietes in Aussicht genommen werden solle.

Auch wurde es als wünschenswert erklärt, dass Mittelschul-Directoren als Experten fallweise den Berathungen des Landesschulrathes zur Vereinfachung des Geschäftsganges beigezogen werden.

Die vierte der vorgelegten Fragen betraf »die praktische Ausbildung und die wissenschaftliche Fortbildung der Mittelschullehrer«.

Die Versammlung sprach sich dahin aus, dass das erweiterte Probejahr für Lehramtscandidaten, wie es bereits seit einigen Jahren am Maximilian-Gymnasium in Wien eingeführt ist, nicht nur an anderen Gymnasien, sondern auch an Realschulen nach Maßgabe der vorhandenen Lehramtscandidaten einzurichten, auf reges gegenseitiges Hospitieren der Mittelschullehrer in geeigneter Weise hinzuwirken, Stipendien für pädagogische Studienreisen zu creieren, schließlich die wissenschaftliche Fortbildung der Mittelschullehrer durch Einführung weiterer Ferialcurse an den Hochschulen zu fördern wäre.

Eine eingehende Erörterung erfuhren weiter einige actuelle Fragen, wie das Prüfungswesen überhaupt und die eingeführten Classenkataloge, der bestehende Lehrermangel, Prüfungstermine, die Pflege der Privatlectüre insbesondere in den classischen Sprachen und einige administrative Angelegenheiten.

Die Versammlung berieth weiter den vorgelegten Entwurf einer neuen Maturitäts-Prüfungsordnung für Realschulen.

Den Schluss der Berathungen bildeten freie Anträge verschiedener Art, die im allgemeinen unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse und Bedürfnisse der einzelnen Länder auf ein einheitliches und gleichmäßiges Vorgehen aller Inspectoren abzielen.

In einer Schlussansprache dankte der Vorsitzende den Versammelten für die bethätigte Mitwirkung und sprach die Hoffnung aus, dass sie im Sinne der gepflogenen Berathungen und der bei diesem Anlasse gegebenen Weisungen aufklärend und aneifernd auf die ihnen unterstellten Organe einwirken und nichts unterlassen werden, was zur ruhigen und gedeihlichen Weiterentwicklung unseres Mittelschulwesens dienen könne.

Literarische Miscellen.

Führer durch Pompeji. Verfasst von A. Mau. 3. verm. u. verb. Aufl. Leipzig, Engelmann 1898. kl. 8°, 120 SS.

Dieser Führer, 1893 in erster und 1896 in zweiter Auflage erschienen, hat verdientermaßen allgemeine Anerkennung und eine große Verbreitung gefunden. Niemand ist so befähigt, eine Darstellung Pompejis zu geben wie der Verf., der dieser Stadt ein so langjähriges, eingehendes und erfolgreiches Studium gewidmet hat. Die dritte Auflage ist nicht bloß sorgfältig revidiert, sondern auch mit Rücksicht auf die neueren Ausgrabungen erweitert. Eine willkommene Bereicherung derselben sind auch die Specialpläne des Forums und der Theater und ein ausführlicherer Plan der Gräberstraße, endlich S. 117 f. eine Beschreibung der Villa rustica von Boscoreale.

P. W. Forchhammer. Ein Gedenkblatt von Dr. A. Höck und L. Pertsch. Kiel, H. Eckardt, Verlagsbuchhandlung 1898. gr. 8°, 289 SS.

Das vorliegende Buch verdankt seine Entstehung der Pietät der Gemahlin des verewigten Gelehrten, welche diesem durch eine ausführliche Biographie und eine Darlegung seiner wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit ein Denkmal zu setzen wünschte. In diese Aufgabe theilten sich die Verff. in der Weise, dass der letztere eine Darstellung der Jugendzeit Forchhammers, der erstere die weitere Biographie und die Würdigung seiner wissenschaftlichen Arbeiten lieferte. Beide haben die ihnen gestellte Aufgabe in sehr befriedigender Weise gelöst und ein anziehendes Bild des Mannes geschaffen, der als Lehrer und Forscher, als Förderer des geistigen Strebens in seinem Heimatlande und Vorkämpfer für dessen Rechte die dankbare Anerkennung der Nachwelt verdient hat. Wenn auch die Wissenschaft in ihrer reichen, rastlosen Entwicklung das von den einzelnen Geleistete überholt, so werden doch die Namen derer, welche mitgeholfen haben den Bau aufzuführen, sicher nicht vergessen sein.

An die Biographie schließt sich eine interessante Auswahl aus Briefen Forchhammers während seiner Reisen in England, Italien, Griechenland, Frankreich und aus Briefen von Gelehrten an ihn, wie von C. O. Müller, G. Hermann, Böckh und anderen. Ein Porträt des Verewigten und eine Abbildung seines Wohnhauses in Kiel gereichen dem Buche zum besonderen Schmuck.

Die Kunstanstalt G. Freytag & Berndt, Wien, Schottenfeldgasse 64 hat für die durch die k. k. Jubiläums-Erinnerungs-Medaille ausgezeichneten Militärs und Staatsbeamten ein Gedenkblatt herstellen lassen, welches in sehr hübscher Ausstattung den kaiserlichen Adler und in dessen Brustschild die Medaille in natürlicher Größe darstellt. Darunter ist ein freier Raum, in welchem der Name des Besitzers kalligraphiert eingetragen wird. Das Blatt wird von der Anstalt an Militärs um 80 kr., an Staatsbeamte um 1 fl. gegen Einsendung des Betrages franco geliefert.

A. Kretschmer, Deutsche Volkstrachten. 3
75 Pf., mit 91 prächtigen Farbendrucktafeln. Lei

Der Verleger hat von diesem bekannten und
Werke eine neue Ausgabe in Lieferungen veranstalte
allmähliche Anschaffung ermöglicht wird, und zuglei
mäßigt. Die Tafeln sind von dem Maler A. Kretschma
fältiger Studien nach der Natur ausgeführt und nicht bl
auch vollkommen getreu und charakteristisch. Wenn
rasch die Volkstrachten in unserer Zeit verschwinden,
Wert und die Bedeutung des Werkes noch höher ans
klärende Text entspricht allen Anforderungen. Man kan
dem die berufensten Autoritäten Lob gezollt haben, zu
Lehrerbibliotheken bestens empfehlen. Beim geographi
wird es mit großem Nutzen verwendet werden können.
übrigens von selbst, dass auch das ganze Werk auf
um den Preis von 25 Mk.) angekauft werden kann.

Haberlandt, Dr. Michael, Völkerkunde. 56
Bändchen der Sammlung Göschen. Leipzig 1898.

Nach einer Einleitung, in welcher Begriff und Au
kunde, sowie die Geschichte dieser Wissenschaft kurz a
werden, bespricht der Verf. zunächst die Entwicklungs
lebens im allgemeinen und wendet sich dann dem e
der allgemeinen Völkerkunde zu, welcher eine vergleic
der materiellen und geistigen Cultur der einzelnen V
Culturstufen umfasst. Diesem Abschnitte folgt die besc
kunde, geordnet nach den Gruppen der Amerikaner,
des stillen Oceans, Malayen, Asiaten, Afrikaner und
ländischen Rasse. Wohl fußt der Verf. auf den Ergebnis
Literatur, aber es sind vielfach auch die Resultate ei
die uns derselbe auf geringem Raume bietet. Die
dabei keineswegs den Charakter des Compendienhafte
gut lesbar und anregend und wird in ihrer Anschaulic
reiche typische Abbildungen unterstützt.

Wien. D

Arithmetische Aufgaben. Unter besonderer Berü
Anwendungen aus dem Gebiete der Geometrie, Ph
Von Dr. Hugo Fenkner. 3. Aufl. Ausgabe A. Berlin

Die vorliegende Aufgabensammlung (Ausgabe A)
Seiten ein leichtes und reiches, dem Inhalte nach
förmiges Übungsmaterial zu folgenden Capiteln: Rec
Zahlen, algebraische Zahlen und Grundoperationen mit d
Gleichungen des ersten Grades mit einer und mit mehr
Verhältnisse, Proportionen, Potenzen, Wurzeln, Gleichu
Grades mit einer Unbekannten, größte und kleinste Werte

Für den Bedarf aus den einschlägigen Partien
Classen unserer österreichischen Mittelschulen bietet d
obwohl in der neuen Ausgabe namentlich die Abschn
tische Gleichungen eine weitere Bereicherung erfahren

Wien. M.

Neue Hilfsmittel für das constructive Zeichnen. Herausgegeben von Oberlehrer Georg Friese. Hannover. 1. Zeichenblöcke (Preis 1 Mk. 25 Pf. und 1 Mk. 60 Pf.), 2. verstellbare Reissschiene »Archimedes« (Preis 1 Mk. 60 Pf.), 3. Zeichenwinkel mit Greifleiste »Euklid« (Preis 1 Mk. 25 Pf.). Helwing'sche Verlagsbuchhandlung, Hannover.

Die vorliegenden Requisiten erweisen sich für den Schulgebrauch als äußerst praktisch. Der Block ist, im Gegensatze zu den gebräuchlichen, schwerfälligen Brettern leicht zu handhaben und bietet links eine glatte Kante zur Führung der Schiene. Diese ist mit einer Verstellschraube versehen, so dass Parallellinien nach jeder Richtung gezogen werden können. Die beiden Dreiecke (45° und 60°) gewinnen durch die an den Innenkanten angebrachten Greifleisten nicht nur eine größere Festigkeit und Stabilität, sondern sind dadurch auch bequemer auf der Zeichenfläche zu handhaben. Der Preis der ebenso gediegen als für ihren Zweck exact ausgeführten Lehrmittel ist ein verhältnismäßig niedriger; die Einführung derselben kann daher, namentlich in den mittleren Schulen, bestens empfohlen werden.

Wien. J. Langl.

Programmenschau.

45. **Strobl Anton, Zur Schullectüre der Annalen des Tacitus.** (Fortsetzung.) Progr. des k. k. deutschen Obergymn. in Prag (Kleinseite) 1897, 8°, 24 SS.

Hatte sich der Verf. im Programm vom Jahre 1896 der obigen Anstalt mit der Frage beschäftigt, welche von den Büchern, deren Inhalt die Ereignisse während der Regierung des Tiberius bilden, sich zur vollständigen Lectüre am besten eignen, so kommt er in dieser Fortsetzung und im Anschlusse an die Aufstellungen in den Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich zur Behandlung der weiteren Frage, welche Partien sich aus denselben Büchern ausheben lassen, die in innerem Zusammenhange der Ereignisse und der Personen oder der Culturbilder stehen. War Ref. schon gegenüber dem ersten Theile in der Lage, auf den glücklichen Umstand hinzuweisen, dass die Frage über die Schullectüre des Tacitus ein Mann aufgriff, der dessen historische Schriften in besonderer Weise beherrscht, so muss dies gegenüber dem vorliegenden Theile noch mehr hervorgehoben werden. Der gestaltende Geschmack des Verf.s reiht die Vorgänge aneinander, die Deutschland betreffen, gibt ein Gesammtbild des Germanicus aus dem bei Tacitus Erhaltenen, eine Geschichte des Kaiserhauses bis zum Tode des Tiberius. Er schafft ferner ein Bild von dem Charakter des Tiberius nach den verschiedensten Gesichtspunkten, als da sind: seine Herrschertüchtigkeit und Regierungsweise, seine unparteiische Rechtspflege und Finanzwirtschaft, die Sorge für den Cultus und das Verhalten gegenüber dem Senat, den Beamtenwahlen und Beamten, die Provinzialverwaltung, das Heer und die äußere Politik. Andere Zusammenstellungen beziehen sich auf Seians Einfluss, auf des Tiberius Verhalten gegen seine Angehörigen, seine Erhabenheit über Schmeichelei und Gerede. Den Schluss bildet der Versuch, in einer Auswahl die wichtigsten Änderungen in den Staatseinrichtungen und ein Bild der gesellschaftlichen Zustände unter Tiberius zu geben.

Es ist allerdings nicht zu leugnen, dass, wie der Verf. selbst zugibt, bei solcher Gestaltung der Lectüre die Gefahr der Unstetigkeit und Zersplitterung droht. Allein gegenüber den Vortheilen, die sich aus solchen inhaltlich zu einem mehr oder weniger geschlossenen Ganzen sich

vereinigenden Partien ergeben, möchte Ref. diese Gefahr nicht allzu hoch taxieren. Bequem ist es ja, die Lectüre auf einzelne Bücher zu beschränken, und viele ziehen dies vor. Allein abgesehen davon, dass der Gesichtskreis auf alle Fälle beschränkt bleibt, läuft bei dem Charakter der annalistischen Geschichtsschreibung denn doch auch so manches nebeneinander her, was nicht zu einander in Beziehung steht und Fragment bleibt. Die Erscheinung des Abgerissenen kann der fachkundige Lehrer zurückdrängen oder wenigstens mildern, wenn er bei der Lectüre die Zügel fest in der Hand behält und durch das lebendige Wort die Übergänge vermittelt. Das erfordert allerdings einige Mühe, Takt und Studium von Seite des Lehrers; aber ein günstiger Erfolg erscheint nicht ausgeschlossen. Dann ist der Gewinn aus einer Lectüre nach den von dem Verf. entwickelten Gesichtspunkten ungleich größer als die bunt zusammengewürfelten Lesestücke mancher Chrestomathie ihn bieten können. Auf alle Fälle wird auch diese Fortsetzung, wie der erste Theil, der Aufmerksamkeit der betheiligten Kreise bestens empfohlen.

Wien. Franz Zöchbauer.

---

46. Stadelmann Frz., Die Bürgschaft. (Fortsetzung u. Schluss.) Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Triest 1897, 8°, 39 SS.

Der Jahresbericht von 1896 enthielt den I. Theil der Abhandlung, welcher die antike Überlieferung und Behandlung des Stoffes bearbeitet und sodann auf die Darlegung des Motives in der modernen, zunächst der spanischen Literatur eingeht. Die Fortsetzung im Jahresberichte von 1897 beginnt mit einer Besprechung von Schillers Bürgschaft, erörtert ihr Verhältnis zu den Quellen, ferner das Abweichende und die eigenthümliche Ausgestaltung des Stoffes. Daran schließt sich eine Besprechung der von den verschiedenen Erklärern Schillers geäußerten Ansichten. Die Übersetzungen, Parodien und musikalischen Compositionen des Gedichtes werden bei dieser Gelegenheit ebenfalls aufgezählt.

Hierauf geht der Verf. zu den italienischen Bearbeitungen des Bürgschaft-Motives über und theilt aus den »Novelle morali« des Pater Francesco Soave den Text einer Erzählung mit, in der charakteristisch ist, dass sich der eine Freund für den anderen deshalb verbürgt, weil dieser vor seinem Tode von dem alten Vater, sowie von Weib und Kind Abschied nehmen will. Eine Wendung der Erzählung, welche auch noch in anderen Literaturen aufzufinden ist. Außerdem theilt der Verf. noch drei andere altitalienische Erzählungen verwandten Inhaltes mit und schließt diesen Abschnitt mit Andrea Maffeis berühmter Übersetzung von Schillers Bürgschaft ins Italienische. Sodann geht die Betrachtung zu der Literatur der Franzosen über. Der Verf. bringt an dieser Stelle in Übersetzung aus Barthelémys »Voyage du jeune Anacharsis en Grèce« eine einschlägige Geschichte und nimmt überdies auf die »Geste de Blaivies« Rücksicht. Im Anschlusse daran macht er einen Excurs in das Gebiet der mittelalterlichen Freundschaftssage. Hier könnte er neben Grimms Märchen vom »treuen Johannes« noch auf einige verwandte Stücke in dessen Sammlung hinweisen, wie dies Richard von Muth vor Jahren in den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Classe der Wiener Akademie der Wissenschaften schon gethan hat. Außerdem hätte ich auf ein sehr verwandtes schlesisches Märchen bei Peter (Volksthümliches aus Österreichisch-Schlesien) zu verweisen, dessen nahe Berührung mit dem Stoffe des »Engelhart« von Konrad von Würzburg ich gelegentlich nachweisen werde. Letzteres mittelhochdeutsche Gedicht wurde vom Verf. überhaupt übersehen. Seinem Stoffe parallel laufen eine mittellateinische Erzählung, eine bisher ungedruckte Bearbeitung eines kärntnischen Dichters des Mittelalters (Salzburger Studienbibliothek, Cod. V, 1 J. S. 2

171/6; vgl. Schönbach in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, philos.-histor. Classe, 88. Bd., S. 850) und eine mittelhochdeutsche Prosaerzählung in einer Münchner Handschrift der Hof- und Staatsbibliothek, Nr. 523. Diese Literatur der mittelalterlichen Freundschaftssage, auf die der Verf. zum theil Bezug genommen hat, steht mit seinem eigentlichen Thema allerdings nur in einem loseren Zusammenhange. Desgleichen auch „Der arme Heinrich" Hartmanns, der S. 21 in erster Linie zu erwähnen war, da das dort citierte Volksbuch aus seinem Gedichte erflossen ist. Hierauf verfolgt der Verf. die orientalischen Literaturen, geht auf englische, serbische, kroatische und slovenische Bearbeitungen des Bürgschaft-Motives über und zeigt, wie letztere Darstellungen durch Vermittlung der Türken mit arabischen Erzählungen zusammenhängen. Alle Darstellungen aber scheinen auf die That der beiden Pythagoräer zurückzugehen, welche, wie im 1. Theile gezeigt ist, auf die Zeitgenossen einen so großen Eindruck gemacht haben dürfte.

Wien. Dr. F. Prosch.

---

47. **Ammann J. J., Das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad mit Berücksichtigung der Chanson de Roland.** Progr. des Gymn. in Krumau 1898, 8°, 19 SS.

Diese 10. Fortsetzung der von wahrem Bienenfleiße zeugenden großen Arbeit Ammanns enthält auf ihren 18½ Seiten nichts als Zahlen, und nunmehr ist der erste Theil des Reimregisters abgeschlossen. Da die Fortsetzungen, in denen die Arbeit seit einem Jahrzehnt erscheint, in letzterer Zeit immer kürzer werden, ist auf einen Abschluss im nächsten Jahre noch nicht zu hoffen. Glücklicherweise ist die Geduld des Verf.s ebenso groß wie sein Fleiß.

Graz. F. Khull.

---

48. **Knott Rudolf, Michel Stüeler, ein Lebens- und Sittenbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.** Progr. des Staats-, Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau 1898. 8°, 35 SS.

Wir hatten bereits in dieser Zeitschrift (Jahrg. XLVI, Juniheft 1896) Gelegenheit, einer Programmabhandlung des Autors zu gedenken, welche das Teplitzer Stadtleben im siebzehnten Jahrhundert, also in derselben Epoche, behandelt. Zwei Vorzüge waren es vornehmlich, die wir jenem Aufsatze nachrühmen konnten: erstlich die auf Archivalien beruhende quellenmäßige Darstellung, weiters die besondere Betonung des culturhistorischen Momentes. Auch in der vorliegenden Abhandlung, der ein Tagebuch unseres Helden, eines Bürgers des alterthümlichen Ortes Graupen im böhm. Erzgebirge, im wesentlichen zugrunde liegt, sind es gemäß dem ciceronianischen Ausspruche: Cedant arma togae, concedat laurea laudi, weniger die kriegerischen Ereignisse, denen ein breiter Raum gegönnt ist, als das Stilleben einer deutschen Kleinstadt in dieser Zeit. Wir erfahren da recht viele Einzelnheiten über die wirtschaftlichen, religiösen und socialen Verhältnisse, welche damals dort herrschten. Wohl treten im späteren Theile der Arbeit die militärischen Nachrichten in den Vordergrund, da die gebotenen Daten der Natur der Sache nach vorzugsweise die Drangsale zum Gegenstande haben, von denen die Bewohner des Berg- und böhmisch-sächsischen Grenzstädtchens durch Freund und Feind betroffen wurden. Die Eigenart der Quelle, die der Autor bei passender Gelegenheit selbst sprechen lässt, verleiht der Darstellung

eine gewisse Frische und Unmittelbarkeit; wir möchten, wenn wir an die Aufzeichnungen des Selbsterlebten seitens des Ritters in den Bauernaufständen der Reformationszeit, Gottfrieds von Berlichingen, und an ihre Bearbeitung durch Goethe denken, sagen: dramatische Lebendigkeit. Dem Verf., der neben der erwähnten Grundlage auch andere Archivsprotokolle der Stadt Graupen zu diesem Behufe herangezogen hat, gebürt für seine eingehende und instructive, sowie interessante und schöne Darstellung aus dem deutsch-böhmischen Städteleben der Dank und die Anerkennung aller Freunde vaterländischer Geschichtsschreibung.

Bielitz. S. Gorge.

---

49. Nitman K. J., Geneza kwestyi oryentalnej i jej rozwój az do bitwy pod Mohaczem w roku 1526 (Die Entstehung der orientalischen Frage und ihre Entwicklung bis zur Schlacht bei Mohács). Progr. des Gymn. in Bochnia 1897, 8°, 38 SS.

Der Verf. schildert in der vorliegenden Studie den Zerfall des oströmischen Reiches, das Vordringen der Türken nach Europa und deren allmähliche Machtentfaltung bis zur Schlacht bei Mohács im Jahre 1526. Bei seiner Darstellung hat N. insbesondere auch die Ergebnisse neuerer polnischer Arbeiten verwertet. Am Schlusse hebt der Verf. mit Recht den großen Nachtheil hervor, welcher daraus erwuchs, dass die im Jahre 1515 zwischen den Habsburgern und den Jagellonen angebahnten freundschaftlichen Verhältnisse nicht von nachdrücklichen und dauernden Folgen waren.

50. Kozłowski E., Mikołaj Tungen. Spór o biskupstwo warmińskie 1467—1479 (Nikolaus Tungen. Der Kampf um das ermeländische Bisthum). Progr. des Gymn. in Bochnia 1896 u. 1897, 8°, 31 u. 19 SS.

In der vorliegenden Arbeit schildert der Verf. sehr eingehend einen der Kämpfe, welche Kasimir IV. geführt hat, um die Macht und den Einfluss der Geistlichkeit zu brechen. Um diesen Zweck zu erreichen hat er vor allem dahin gestrebt, dass die Bisthümer nach seinem Willen besetzt würden. Dies verwickelte ihn zunächst in den Streit mit dem Krakauer Capitel und dem Bischof Zbigniew Oleśnicki, und ein ebensolcher Kampf war es, den die vorliegende Arbeit schildert. Nachdem der Bischof Paul Legendorf im Jahre 1467 gestorben war, wählte das Capitel den päpstlichen Secretär Nikolaus Tungen, während Kasimir seinen Liebling den königlichen Secretär Wincent Kiełbasa für den erledigten Bischofstuhl bestimmte. Auf die Seite des erstgenannten stellte sich der Papst und bestätigte ihn; selbst die Consecration des neuen Bischofs fand in Rom statt. Die Veranlassung für diese Stellung des Papstes gab der Umstand, dass man in Rom gegen Kasimir eingenommen war, weil dieser mit Georg Podiebrad in Verbindung stand, statt dass er diesen mit Hilfe Matthias Corvinus' vertrieben hätte. Nachdem sodann Paul II. gestorben war, traf sein Nachfolger Sixtus IV., dessen Gedanken vorzüglich auf einen Türkenkrieg gerichtet waren und der daher auch Kasimir für denselben gewinnen wollte, die Entscheidung, dass Tungen mit Zustimmung des Königs Bischof von Kamieniec werden sollte, während das ermeländische Bisthum Andreas Oporowski erhielt. Damit war aber weder Tungen, noch Kiełbasa einverstanden. Ersterer fand im Deutschen Ritterorden eine Stütze, und so kam es 1472—1477 zu einem langwierigen Kampfe. Als Bundesgenosse gesellte sich dem Bischof dann auch Matthias

Corvinus zu, da er in Böhmen Prätendent des polnischen Prinzen Wladyslaw war, der von seinem Vater unterstützt wurde. Da der polnische König für seinen Sohn eintreten musste, so konnte er nicht gegen Tungen entschieden einschreiten. Im Jahre 1477 begannen sodann die Verhandlungen zwischen den streitenden Parteien. Lange kam es zu keinem Frieden. Als aber Tungen sich von Matthias verlassen sah, da dieser seine ganze Aufmerksamkeit den Türken zuwenden musste, als ferner die Preußen sich von Tungen und dem Großmeister nicht gegen Polen aufreizen ließen, ferner der Kaiser zu Gunsten Polens auftrat und dem Orden jegliches Unternehmen gegen Polen verbot, endlich auch das polnische Heer drohend vorrückte, da sahen sich die Verbündeten in die Enge getrieben und beschlossen, den Frieden zu suchen. In Piotrkow leistete Tungen am 24. Juni 1479 die Huldigung und anerkannte in seinem und seiner Nachfolger Namen die Oberhoheit des polnischen Königs; dafür erhielt er von diesem die Bestätigung in seinem Bisthum. Der Großmeister dagegen zögerte noch immer, die Huldigung zu leisten; erst als er Kunde erhielt, dass Kasimir mit Matthias den Olmützer Frieden geschlossen habe, huldigte er am 9. October 1479 dem Könige, und dieser gelobte, ihm nichts nachzutragen. Tungen regierte bis zum 14. Februar 1489. Nachdem er an diesem Tage gestorben war, wählte das Capitel zum Bischof Welsenrode, den der Papst und schließlich trotz anderer Pläne und Absichten auch der König anerkannte. Es sei nur noch erwähnt, dass der Arbeit das Wappen des Bischofs Tungen beigegeben ist.

Die Darstellung der verwickelten Begebenheiten ist klar und übersichtlich.

Czernowitz. R. F. Kaindl.

---

51. **Procházka, Dr. Franz X.**, O soudech záporných (Negative Urtheile). Progr. des k. k. Obergymn. in Neuhaus 1897, 8°, 19 SS.

Der Verf. entscheidet sich für die außerhalb der Brentano'schen Schule vorherrschende Ansicht, dass die negativen Urtheile secundäre Denkformen seien, deren Wesen die Verwertung eines bestimmten durch positives Urtheil ausgesprochenn Verhältnisses zweier Begriffe ausmacht. Wäre die ein wenig weitschweifige Registrierung der Ansichten über das Wesen negativer Urtheile gleich vom Gesichtspunkte der im zweiten Absatze angeführten Kategorien geschehen, hätte die Abhandlung an Übersichtlichkeit gewonnen. Die Application des Resultats an die Grammatik ist interessant. Der Satz S. 14: »Minder häufige Wahrnehmungen werden durch Negation bezeichnet« ist nicht recht verständlich. Man muss den rechten Sinn erst aus dem Folgenden zu errathen suchen.

52. **Sixta, Dr. Wenzel**, O methodě induktivní a deduktivní (Über die inductive und deductive Methode). Progr. der k. k. böhm. Oberrealschule in Pardubitz 1897, 8°, 14 SS.

Den Verf. beschäftigt die Frage, ob die inductive Methode die einzig erfolgreiche und berechtigte sei und ob neben derselben dem deductiven Verfahren ein heuristischer Wert überhaupt zukomme. Heutzutage eine wohl überflüssige Frage. Die Antwort kann nicht anders lauten, als es in den meisten neueren Lehrbüchern der Logik geschieht. Auch in der Darstellung beider Methoden geht der Verf. nicht über die Schulbücher hinaus. Sachlich ist die Abhandlung gut, der Gedankengang klar. Hie und da vorkommende psychologische und logische Uncorrectheiten verrathen einen Nichtfachmann. So hat der Verf. es unter-

lassen, die bloße Wahrscheinlichkeit der Inductionsschlüss
Von der »formalen« Logik scheint der Verf. nicht den
zu haben (§. 13). Der Satz §. 8: »Was dem Gedanken
ist die Regelmäßigkeit ... Willkür und Unregelmäßigl
Widerspruche mit den psychologischen und intellectuellen
z. B. mit der natürlichen Reproduction« ist unklar und i
Theile unrichtig; denn die Phantasie ist auch Repr
ist das Wort zkušenost wohl im ungebräuchlichen Sin
sonst könnte es nicht heißen, kein Urtheil komme dur
allgemeine Erfahrung zustande. Von der Bedeutung de
dasjenige Stadium der Wissenschaften, wo sie ihr Dase
keit von einem philosophischen Systeme fristeten, gesc
wähnung. Deshalb wird der Antagonismus der inductive
Methode in der Abhandlung nicht gehörig beleuchtet. Üb
wäre Poggendorfs Geschichte der Physik nachzuschlage

53. Kádner, Dr. Otakar, O ctižádosti a jejím vý
gogickém (Das Ehrgefühl und seine päda
deutung). Progr. des k. k. Obergymn. in Raudnitz

Um die pädagogische Bedeutung des Ehrgefühls
der Verf. den richtigen, einzig möglichen Weg eingesch
von der psychologischen Analyse dieses Begriffes ausgeht.
Excurs im 3. Theile ist sehr am Platze, und auch die B
sich der Verf. im 4. Theile auferlegt hat, ist gutzuheißen.
logische Analyse betrifft, so hat der Verf. die Ambiguität
Ausdrucks ctižádost ganz richtig erkannt und hervorge
aber, dass er sich bei der Besprechung ausschließlich a
Ehrgefühl hält, scheint mir die Klarheit der Analyse b
sein. S. 13 fehlt die Erwähnung der Xenophontischen Ky
Lindner wäre auch seine böhmisch geschriebene Pädago
Klika) zu berücksichtigen, wo seine Ansicht über Prämie
des Verf.s modificiert erscheint. Das sogenannte Certie
bei uns in der Form von Dislocierung der Schüler auf
sultats der lateinischen Compositionen im I. Semester
vor kurzem gang und gäbe.

Die einschlägige Literatur ist reichlich benützt
fehler gibt es recht viele.

Königl. Weinberge. Dr. F

Wiener Bürger- und Mittelschüler au

Wir erhalten folgende Zuschrift: Zum zweitenm
heuer Bürgerschullehrer Herr Victor Pimmer Schüle
Schulen vom 13. Jahre aufwärts um sich und unternimn
Namen des Vereines zur Pflege der körperl. E
Pfingstreise. Aus dem Programme entnehmen wir:
fahrt 2h 50m nach St. Pölten. Sonntag, Marsch dur
steinerwald nach Aggstein. Montag, Besichtigung der
Marsch durch die Wachau nach Spitz. Dienstag, Donau
Nach den gegenwärtigen Anmeldungen werden sich e
betheiligen. Die ganzen Kosten belaufen sich auf etwa
sehr zu wünschen, dass solche für Geist und Körper glei
behrlichen Schülerreisen von den Behörden auf jede Weise g

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlass des Min. für C. u. U. vom 20. Sept. 1897, Z. 24.035, an die Decanate sämmtlicher philosophischen Facultäten, womit die Bestimmungen der neuen Prüfungsvorschriften für das Lehramt an Mittelschulen (Ministerial-Verordnung vom 30. August 1897, R.-G.-Bl. Nr. 220) in Betreff der pädagogisch didaktischen Colloquien, sowie bezüglich der Seminararbeiten erläutert werden. — Mit dem Studienjahre 1897/98 hat die mit hierortiger Ministerial Verordnung vom 30. August 1897, R.-G.-Bl. Nr. 220, kundgemachte neue Vorschrift über die Prüfung der Candidaten des Lehramtes an Gymnasien und Realschulen in Wirksamkeit zu treten. Indem ich das Decanat ersuche, die einzelnen Mitglieder des Professoren-Collegiums auf diese neue Prüfungsvorschrift aufmerksam zu machen, nehme ich Veranlassung, insbesondere auf zwei, von den bestehenden Vorschriften abweichende Neuerungen hinzuweisen. Nach der neuen Vorschrift haben die Prüfungscandidaten gegen Wegfall der bisherigen pädagogisch-didaktischen Hausarbeit die während ihrer Studien erlangte allgemeine philosophische und pädagogische Bildung durch besondere, zu diesem Zwecke abzulegende Prüfungen (Colloquien) darzuthun, welch letztere jedoch durch den Nachweis über eine entsprechende Verwendung in einem philosophisch-pädagogischen Seminare ersetzt werden können. Auch im übrigen soll künftig der Betheiligung von Studierenden an den Arbeiten der wissenschaftlichen Seminare, sowie der anderen Institute und Laboratorien sowohl rücksichtlich der Zulassung von Candidaten zur Prüfung, wie auch bei der Beurtheilung der von ihnen erlangten Vorbildung größeres Gewicht als bisher beigelegt werden und soll insbesondere auch eine der von den Candidaten zu fordernden Hausarbeiten nach dem Ermessen der Prüfungscommission durch eine in einem Seminare, bezw. Institute oder Laboratorium ausgeführte und von der Leitung bestätigte Specialarbeit ersetzt werden können. In der Erwägung, dass die Bethätigung der Studierenden in den Seminarien und sonstigen Instituten vorzüglich geeignet ist, zur Vertiefung des betreffenden Fachstudiums beizutragen, war bei diesen neuen Vorschriften, durch welche an den Nachweis über eine solche Theilnahme an Seminar- und Instituts-Übungen bestimmte Vortheile geknüpft werden, auch zugleich beabsichtigt, diesen letzteren größere Bedeutung und ein regeres Interesse seitens der Studierenden zu sichern. Da die Prüfungscandidaten nach den erwähnten neuen Vorschriften verpflichtet sind, über die Colloquien aus den philosophisch-pädagogischen Disciplinen, sowie über ihre Verwendung bei den bezeichneten Übungen Zeugnisse und Nachweise beizubringen, finde ich diesfalls Nachstehendes zu bemerken: Seitens des Decanates werden zur Bescheinigung des Erfolges bei den erwähnten Colloquien besondere Formulare in Verwendung zu nehmen sein, deren Überschrift die Bezeichnung enthält: »Colloquium aus .... (folgt der Gegenstand der betreffenden Vorlesung), abgelegt zum Zwecke der Zulassung zur Prüfung für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen.« Die Colloquien sind nach deren bestehenden Normen im unmittelbaren An-

schlusse an die betreffende Vorlesung abzuhalten, und muss der Erfol derselben wenigstens ein genügender sein, widrigens der Candidat neue lich eine derartige Vorlesung zu frequentieren und sich hierüber de Colloquium zu unterziehen haben wird. Entsprechend der erhöhten Be deutung, welche im Sinne der obigen Bemerkungen künftig der Ve wendung in den Seminarien, Instituten und Laboratorien zukomm wird, werden die Vorstände derselben aufgefordert, nur jenen Candidat Zeugnisse über ihre Verwendung auszustellen, welche nicht etwa blo den betreffenden Übungen assistiert, sondern sich bei denselben dur fortgesetzte eifrige Bethätigung derart hervorgethan haben, dass di Überzeugung gewonnen werden konnte, der Candidat habe aus sein Betheiligung an den fraglichen Übungen auch wirklich für seine wisse schaftliche Ausbildung Vortheil gezogen. Bei der Ertheilung solch Zeugnisse wird demnach auch stets mit der entsprechenden Strenge vo zugehen und in denselben die wahrgenommene Verwendung des Cand daten näher zu charakterisieren sein, so dass diese Zeugnisse eine gewis Garantie für die vom Candidaten in dem Seminare oder Institute tha sächlich erlangte Durchbildung zu bieten vermögen.

Erlass des Min. für C. und U. vom 2. Nov. 1898, Z. 20.509 1897, **betreffend die Aufnahme von Widmungen, Vorreden und buc händlerischen Anzeigen in Lehrtexte und Lehrmittel.** — Aus Anlass ein speciellen Falles finde ich mich unter Bezugnahme auf die Ministeri Verordnung vom 6. August 1885, Z. 4796 (Minist.-Vdgsbl. 1885, S. 18 bestimmt, bekannt zu geben, dass in die für den Gebrauch an Schule welcher Kategorie immer, bestimmten Lehrtexte und Lehrmittel wed Widmungen, noch Vorreden, noch buchhändlerische Annoncen aufgenomm werden dürfen.

Erlass des Min. für C. und U. vom 28. Nov. 1898, Z. 25.885, an sämmtliche Landesschulbehörden, **betreffend die Dienstalterszulage der Supplenten an Staats-Mittelschulen und staatlichen Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen.** — Aus Anlass eines angeregten Zweifels wird der k. k Landesschulbehörde eröffnet, dass die Bestimmungen des Gesetzes vom 8. Juli 1886, R.-G.-Bl. Nr. 121, betreffend eine Dienstalterszulage der Supplenten (Hilfslehrer) an den vom Staate erhaltenen Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten mit dem Gesetze vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, betreffend die Regelung der Bezüge des Lehrpersonales an den vom Staate erhaltenen Mittelschulen, beziehungsweise mit dem Gesetze vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 174, betreffend die Regelung der Bezüge des Lehrpersonales an den staatlichen Lehrerbildungsanstalten und an den mit diesen Anstalten verbundenen, aus Staatsmitteln erhaltenen Übungsschulen nicht in Widerspruche stehen, sonach auch fernerhin in Kraft bleiben.

Erlass des Min. für C. und U. vom 1. März 1899, Z. 5546, an sämmtliche k. k. Landesschulbehörden, **mit welchem die 5. umgearbeitete Auflage der Instructionen für den Unterricht an den Realschulen in Österreich veröffentlicht wird.** — Mit Beziehung auf die Verordnung vom 23. April 1898, Z. 10331, betreffend einen neuen Normallehrplan fü Realschulen, finde ich eine neue Ausgabe der Instructionen für den Unter richt an den Realschulen zu veröffentlichen. Diese Auflage ist gegenübe den früheren eine vielfach geänderte und umgearbeitete Die Änderunge welche einerseits die Veröffentlichung des neuen Normallehrplanes, ande seits die seit dem Erscheinen der ersten Auflage der Instructionen i der Unterrichtspraxis gewonnenen Erfahrungen, die durch dieselben he vorgerufenen Besprechungen in Schulprogrammen und Abhandlungen un in nicht minderem Maße die in diese Zwischenzeit fallenden, nicht ur erheblichen Fortschritte der wissenschaftlichen Didaktik an die Han gaben, erstrecken sich auf alle Lehrfächer, insbesondere aber auf jen in welchen infolge des geänderten Lehrplanes eine neue Richtschnur fü das Verfahren im Unterrichte zu bieten war. Wie an verschiedene Stellen dieser Instructionen hervorgehoben ist, kann es nicht die Aufgab

solcher didaktischer Unterweisungen sein, den Unterrichtsgang bis ins Kleinste zu regeln oder den erprobten Lehrer der Verwertung eigener Erfahrung und der Selbständigkeit im unterrichtlichen Verfahren zu berauben. Sie wollen aber, indem sie gleichsam einen ausführenden Commentar zu dem nur in kurzen Sätzen abgefassten Lehrplan bieten, seine Intentionen verdeutlichen und an bewährten Beispielen veranschaulichen, namentlich jüngere Lehrer vor Umwegen und Missgriffen bewahren und sie zu planmäßiger didaktischer Arbeit verhalten, dem daran gewöhnten erfahrenen Lehrer aber einen sicheren Maßstab in der Vergleichung und Beurtheilung des eigenen Verfahrens an die Hand geben. Ich muss demnach erwarten, dass sämmtliche Lehrer sich mit dem Inhalte dieser Instructionen vertraut machen, und Pflicht der Aufsichtsorgane wird es sein, sich durch Beobachtung in der Schule und durch Besprechungen in Gesammtconferenzen zu überzeugen, inwieweit dies erreicht worden ist, ob jene mit Verständnis gehandhabt werden oder zu selbständiger Aus- und Weiterbildung der Methoden des Unterrichtes Stoff und Anregung gegeben haben. Auf diese Weise wird weder die Individualität jener erfahrungsreichen Lehrer, welche auf anderem Wege gleiche oder bessere Erfolge zu erzielen vermögen, beschränkt werden, noch die verständnisvolle Würdigung der gegebenen Rathschläge ausbleiben, von welcher vor allem ihre richtige Ausführung abhängt. In diesem Sinne wurden auch zur Förderung der didaktischen Fortbildung bei der Behandlung einiger Fächer reichhaltigere Literaturangaben angeschlossen, die zwar auf Vollständigkeit verzichten, aber wenigstens aus der Zahl der leichter zugänglichen Hilfsmittel die beachtenswerteren und in fachmännischen Kreisen geschätzteren hervorheben. Mit der zunehmenden Vervollkommnung des Unterrichtsbetriebes, welche der strebsame Lehrer so durch eigene Arbeit zu gewinnen bemüht sein wird, werden die Klagen wegen Überbürdung der Schüler, welche nur zu häufig ein in pädagogisch-didaktischer Beziehung verkehrter Lehrvorgang im Gefolge hat, verstummen; es wird der bildende und erziebliche Wert jedes Gegenstandes zu vollerer Wirksamkeit gebracht werden, und so trotz der knapp zugemessenen Arbeitszeit das gesetzte Ziel nicht unerreichbar sein. Allerdings kann auf dem Gebiete des Unterrichtes, welchem diese Instructionen gelten, diese Kunst des Lehrens, soweit eine Kunst erlernt werden kann, nur unter der Voraussetzung erworben werden, dass der Lehrer seinen Stoff ganz beherrscht, in steter Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft bleibt und daraus stets neue Kraft und Liebe für seinen schwierigen Beruf empfängt.

Das Öffentlichkeitsrecht für das Schuljahr 1898/9 wurde verliehen: der I.—IV. Classe des böhm. Privat-Untergymn. in Mistek; der I.—VII. Classe des bisch. Privat-Gymn. am Collegium Petrinum in Urfahr; der I.—III. Classe des Comm.-Gymn. in Gmunden (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses); der I.—III. Classe des deutschen Comm.-Gymn. in Mährisch-Ostrau (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses); der I. und II. Classe des böhm. Privat-Realgymn. in Mährisch-Ostrau; der I. Classe des Comm.-Gymn. in Rokycan (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses); der I.—VI. Classe des Comm.-Gymn. in Beneschau, auch für das Schuljahr 1899/1900 unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses); der I.—III. Classe des böhm. Privat-Untergymn. in Hohenstadt; der I.—IV. Classe des Comm.-Gymn. in Friedek (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses); der I. Classe des böhm. Comm.-Gymn. in Gaya; der I. Classe des städt. Kaiser Franz Joseph-Jubiläums-Realgymn. in Korneuburg (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses); der V. Classe des Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Pettau auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses); der I.—IV. Classe des Comm.-Untergymn. in Bregenz auf

die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen (unt
des Reciprocitätsverhältnisses); der I. und II. Classe der Co
in Adlerkostelетz (unter Anerkennung des Reciprocität
der VI. Classe des Comm.-Gymn. in Aussig auf die Dau
der gesetzlichen Bedingungen (unter Anerkennung des
verhältnisses); der I.—IV. Classe des Privat-Gymn. in
—III. Classe des Landes-Realgymn. in Mödling (unt
des Reciprocitätsverhältnisses); der I.—VII. Classe des
Franz Joseph-Gymn. in Karlsbad (unter Anerkennung de
verhältnisses); der I. Classe des städt. Kaiser Franz Jo
in Gablonz a. d. Neisse (unter nachträglicher Anerken
procitätsverhältnisses); der I. und II. Classe der Comm
Nachod (unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältniss
Classe der Comm.-Realschule in Laun (unter Anerken
procitätsverhältnisses); der V. und VI. Classe des Stiftsgym

Den Privat-Gymnasien der Gesellschaft Jesu in K
Bąkowice bei Chyrów wurde das Öffentlichkeitsrecht r
als öffentliche Schüler eingeschriebenen internen Zöglinge d
sowie das Recht, Maturitätsprüfungen mit den genannten
zuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustelle
der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen erstreckt.

Seine k. u. k. Apost. Majestät haben a. g. zu ge
dass das mit dem Beginne des Schuljahres 1899/1900 zu
Aussicht genommene Staats-Untergymn. in Sereth den
Joseph-Untergymnasium", das Comm.-Realgymn. in Ko
Namen "Kaiser Franz Joseph-Jubiläums-Realgymnasium
caner-Gymn. in Hall den Namen "K. k. Franz Joseph-G
Landes-Gymn. in Pettau den Namen "Kaiser Franz Josep
das Staats-Gymn. in Krainburg den Namen "K. k. Kaise
Gymnasium — c. k. Cesarja Franca Jožefa gymnazija", d
schule in Adlerkostelетz den Namen "Jubilejní reál
a krále Františka Josefa I.", die Comm.-Realschule in
Namen "Jubilejní reálná škola císaře a krále Františka
Comm.-Realgymn. in Gablonz a. N. den Namen "Stä
Franz Joseph-Realgymnasium", die Landes-Oberrealschule
den Namen "Kaiser Franz Joseph-Landes-Realschule —
císaře a krále Františka Josefa I.", endlich das Privat-
Vereines "Matice Ostravská" in Mährisch-Ostrau den
reálné gymnasium císaře a krále Františka Josefa I." füh
das Comm.-Gymn. in Beneschau nach dem A. h. Namen

Personal- und Schulnotize

Ernennungen.

Zum Landesschulinspector in Oberösterreich und
Director des Maximiliansgymn. in Wien Dr. Josef Loos.

Zum Landesschulinspector in Schlesien der Director
Realschule in Karolinenthal Karl Wihlidal.

Zum Director des II. böhm. Gymn. in Brünn der
Gymn. in Olmütz Eduard Ouředníček.

Zum Director des Maximiliangymn. in Wien der Dir
in Pola Anton Stitz.

Zum Director des Gymn. in Oberhollabrunn der P
im III. Bezirke von Wien Schulrath Christian Jänicke.

Zum Director des Gymn. in Brüx der Prof. am d
in Prag-Neustadt (Stephansgasse) Franz Ullsperger.

Zum Director der deutschen Realschule in Karolin
an der II. deutschen Realschule in Prag Emanuel Rein

Der Director des böhm. Privatgymn. in Troppau Josef Fürst zum Director des böhm. Gymn. daselbst.

Der Prof. am V. Gymn. in Lemberg Josef Nogaj zum Director des Gymn. in Rzeszów.

Zum Prof. an der gr.-or. Realschule in Czernowitz der Prof. am Gymn. in Radautz Constantin Maximowicz.

Zum wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Wiener-Neustadt der suppl. Religionslehrer daselbst P. Gerhard Jeindl.

Zum Prof. der Staats-Gewerbeschule in Lemberg der Prof. am Gymn. in Kołomea Valerian Kryciński.

Zum prov. Lehrer an der Realschule in Jägerndorf der Supplent an der deutschen Realschule in Pilsen Adam Schuh.

Zum wirkl. Lehrer an der Handels- und nautischen Akademie in Triest der wirkl. Lehrer an der Realschule in Neutitschein Eduard Hrkal.

Zum prov. Lehrer an der böhm. Realschule in Brünn der Supplent an dieser Anstalt Anton Doležal.

Zum defin. Turnlehrer an der Realschule in den Königl. Weinbergen der Nebenlehrer für den Turnunterricht an dieser Anstalt Anton Antoš.

Zu wirkl. Lehrern am böhm. Gymn. in Troppau die Proff. und wirkl. Lehrer am böhm. Privatgymn. daselbst Victorin Karas, Josef Krejči, Franz Novák, Thomas Svěrak, Vincenz Kopr, Wenzel Hauer, Robert Parma, Anton Karásek, Johann Svoboda, Franz Überhuber und Josef Pospišil.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Kołomea der Supplent an der Realschule in Tarnopol Julian Hawel.

Verliehen wurde eine erledigte Lehrstelle am böhm. Gymn. in Olmütz dem Prof. am Gymn. in Wallachisch-Meseritsch Dr. Franz Kovář und eine erledigte Lehrstelle am II. Gymn. in Graz dem Prof. an der Realschule in Marburg Dr. Simon Marian Prem.

Zu wirkl. Lehrern am Gymn. in Freistadt der Supplent am Gymn. in Linz Dr. Friedrich Falbrecht, am Gymn. in Eger der Supplent am deutschen Gymn. in Pilsen Gustav Wilhelm Glaeßner, am Gymn. in Mies der prov. Lehrer am Gymn. in Krumau Hubert Badstüber, am böhm. Gymn. in Troppau der Supplent an dieser Anstalt Franz Novotný, an der Realschule in Marburg der prov. Lehrer an der deutschen Realschule in Pilsen Victor Ortner und am Gymn. in Radautz der Supplent an der gr.-or. Realschule in Czernowitz David Mader.

Zu prov. Lehrern am Gymn. in Krumau der Supplent an der Staats-Mittelschule in Reichenberg Dr. Alois Bernt, am Gymn. in Radautz der Supplent am Obergymn. in Czernowitz Franz Papak, an der deutschen Realschule in Pilsen der Supplent am Gymn. im VI. Bezirke von Wien Dr. Hermann Raschke.

Zu Secretären des k. k. österr. archäol. Institutes die prov. Gymnasiallehrer und Privatdocenten an der Wiener Univ. Dr. Ernst Kalinka und Dr. Rudolf Heberdey und die Privatdocenten an der Wiener Univ. Dr. Wolfgang Reichel und Dr. Adolf Wilhelm.

Zu defin. Turnlehrern an der Realschule in Salzburg der Nebenlehrer für den Turnunterricht an dieser Anstalt Moriz Protze und an der Realschule in Spalato der Nebenlehrer für den Turnunterricht an dieser Anstalt Josef Cindro.

Zum Mitgliede der wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Lemberg und zwar zum Fachexaminator für darstellende Geometrie und geometrisches Zeichnen für das Studienjahr 1898/99 der ord. Prof. an der techn. Hochschule in Lemberg Dr. Mieczislaus Łazarski.

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Graz der Prof. am II. Gymn. in Graz Karl Zelger.

Zu Mitgliedern der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen der a. o. Prof. an der Univ. in Lemberg Dr.

Alexander Kolessa und die Privatdocenten an der gen
Anton Danysz, Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Le
Eduard Porębowicz und zwar den erstgenannten zum
ruthen. Sprache und Literatur, den zweitgenannten zum
Pädagogik und den letztgenannten zum Examinator für
und Literatur.

Zum Mitgliede der wiss. Prüfungscommission für
Gymnasien und Realschulen in Innsbruck und zum Fa
Philosophie der ord. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Fra

Zu Fachinspector für den Zeichenunterricht an Mitte
und Lehrerinnenbildungsanstalten Anton Andël, Anton
Langl, Hermann Lukas, Anton Stefanovicz und Jo
Prof. an der Realschule im III. Bezirke in Wien Ed
für den Zeichenunterricht an Mittelschulen, Lehrer- u
bildungsanstalten in Dalmatien und im Küstenlande s
zeichneten Lehranstalten mit italien. Unterrichtssprache

Zum Bezirksschulinspector für die böhm. Schulen
Časlau der Prof. an der böhm. Realschule in Pilsen Jo

Zu Mitgliedern des Tiroler Landesschulrathes de
Grander in St. Johann in Tirol, der Regens des Vincer
Dr. Alois Spielmann, der Decan, Ehrendomherr Seb
Meran, der Domcapitular, Decan und Dompfarrer in
Valentinelli, ferner der Director der Realschule in I
rath Hermann Sander, der Director der Lehrer- und Leh
anstalt in Innsbruck Hermann Röck, der Director d
Roveredo Lorenz Müller und der Director der Lehrerb
Roveredo Albin Bertamini.

Zum Mitgliede der Prüfungscommission an höhere
in Wien der Prof. am Gymn. im III. Bezirke von Wien

Zum Mitgliede der wiss. Prüfungscommission für
Gymnasien und Realschulen in Prag der Director der II
schule in Prag, Regierungsrath Karl v. Ott (für darstell

Zum prov. Bezirksschulinspector der Prof. an der
in Znaim Emil Raimann.

Zum Bezirksschulinspector der Prof. am deutschen G
Dr. Anton Schlosser.

In die VIII. Rangsclasse wurden befördert: die
in Teschen Ignaz Świeży, Dr. Alois Steiner und
die Proff. am Gymn. in Weidenau Johann Holub, J
Emil Skomal, ferner der Prof. an der Realschule in T
Demel.

Auszeichnungen erhielten:

Den Titel und Charakter eines Hofrathes: Die im
C. und U. in Verwendung stehenden Landesschulinspecto
Pavlíček und Dr. Johann Huemer, der Landesschuli
P. Robert Christian Riedl, der Landesschulinspector in
Franke; den Stern zum Comthurkreuz des Franz Jos
Vicepräsident des galiz. Landesschulrathes Dr. Michael
den Orden der eisernen Krone III. Classe: der Landes
Prag Wenzel Klouček, der Landesschulinspector in
Kotsmich, der Landesschulinspector in Wien Dr. Fer
der Landesschulinspector in Brünn Wenzel Royt, der Di
Gymn. in Wien Regierungsrath Karl Ziwsa, der Gymn.
Reichsrathsabgeordneter Ignaz Swiezi; das Ritterkreuz
Ordens: der Director am Gymn. in Wadowice Severin A
am Gymn. in Krems Anton Baran, der Director der Real
Rudolf Bartelmus, der Director am akad. Gymn. in

Charkiewicz, der Schulrath und Director am fürsterzb. Privat-Gymn. in Salzburg Willibald Hauthaler, der Director an der Realschule in Teschen Johann Januschke, der Director an der böhm. Realschule in Prag-Neustadt Vincenz Jarolimek, der Gymn.-Prof., Schulrath und Schriftleiter in Prag Anton Jirásek, der Director am Gymn. in Cilli Peter Končnik, der Director am IV. Gymn. in Lemberg Valentin Koziol, der Gymn. Prof. und Conservator der Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale in Aquileja Heinrich Majonica, der Director am V. Gymn. in Lemberg Franz Próchnicki, der Prof. und Bezirksschulinspector in Graz Johann Georg Reiß, der Schulrath und Realschuldirector in Görz Dr. Ägydius Schreiber, der Director am III. Gymn. in Krakau Stanislaus Siedlecki, der Director des Hyacinth-Gymn. in Krakau Thaddäus Skuba, der Director und Regens am fürstbisch. Knabenseminar in Brixen Dr. Alois Spielmann, der Director an der II. Realschule im II. Bezirke von Wien Richard Trampler, der Director am Comm.-Obergymn. in Triest Josef Vettach, der Director an der deutschen Realschule in Budweis Julius Zuleger; den Titel eines Regierungsrathes: der Director des Obergymn. in Czernowitz Heinrich Klauser, der Director an der Landes-Oberrealschule in Graz Dr. Franz M. Mayer, der Director an der Oberrealschule in Klagenfurt Josef Opl, der Director am I. deutschen Gymn. in Brünn Ignaz Pokorny, der Director am deutschen Gymn. in Prag-Kleinseite Dr. Friedrich Schubert, der Director am akad. Gymn. in Prag Jaroslav Sobička, der Director am I. Gymn. im II. Bezirke von Wien Dr. Gustav Waniek; den Titel eines Schulrathes: der Prof. am Gymn. im VIII. Bezirke von Wien Richard Batta, der Prof. an der I. Realschule im II. Bezirke von Wien Adolf Bechtel, der Director an der Realschule in Stanislau Josef Czaczkowsky, der Director des Mädchen-Lyceums in Linz Johann Degn, der Director am Gymn. in Rudolfswerth Dr. Franz Detela, der Prof. am I. Gymn. im II. Bezirke von Wien Ludwig Fischer, der Prof. an der Realschule im III. Bezirke von Wien Moriz Glöser, der Prof. am akad. Gymn. in Wien Valentin Hintner, der Prof. am Gymn. der theres. Akademie in Wien Dr. Alois Höfler, der Prof. am Gymn. im III. Bezirke von Wien Christian Jänicke, der Director an der Realschule in Laibach Dr. Rudolf Junowicz, der Prof. am II. Gymn. im II. Bezirke von Wien Heinrich Koziol, der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Dr. Ludwig Kubala, der Director der böhm. Realschule in Brünn Adolf Kubeš, der Director an der Realschule in Salzburg Dr. Eduard Kunz, der Director am Gymn. in Klagenfurt Dr. Robert Latzel, der Prof. am Maximilians-Gymn. in Wien Dr. Anton Edler von Leclair, der Prof. am II. Gymn. in Lemberg Dr. Josef Lewicki, der Prof. am IV. Gymn. in Lemberg Marian Lomnicki, der Director am Gymn. in Tarnopol Dr. Moriz Ritter von Maciszewski, der Prof. an der Realschule im VI. Bezirke von Wien Josef Meixner, der Prof. an der I. deutschen Realschule in Prag Josef Micholetzky, der Director am Gymn. in Złoczów Dr. Przemislaus Ritter von Niementowski, der Prof. am Gymn. bei St. Anna in Krakau Anton Pazdrowski, der Prof. an der Realschule im I. Bezirke von Wien Franz Pejscha, der Director am Gymn. in Stryj Dr. Karl Petelenz, der Director an der Realschule in Linz Rudolf Pindter, der Prof. am Elisabeth-Gymn. in Wien Dr. Wilhelm Schmidt, der Prof. am Gymn. in Tarnów Clemens Schnitzel, der Director am Gymn. in Podgórcze Thomas Soltysik, der Prof. an der Realschule in Krakau Roman Spitzer, der Director der Realschule in Trautenau Josef Wurm, der Director des Gymn. in Villach Andreas Zeehe, der Prof. am Gymn. bei St. Anna in Krakau Dr. Theophil Ziembicki; den Titel eines kais. Rathes: der Prof. an der Oberrealschule in Laibach Johann Franke; das goldene Verdienstkreuz mit der Krone: der Prof. am Gymn. in Leitomischl Emanuel Bárta, der Prof. am Gymn. in Linz Ferdinand Barta, der Prof. am Gymn. in Eger Richard Basel, der Prof. an der Realschule in Pardubitz und Bezirksschulinspector Franz Bělohlávek,

der Prof. an der böhm. Realschule in Prag-Neustadt Richar
der Prof. am Gymn. in Linz und Bezirksschulinspector Ha
der Prof. am Stifts-Gymn. der Benedictiner in Seiten
Frieß, der Prof. am akad. Gymn. in Prag und Bezi
Franz Hansl, der Prof. an der Realschule in Linz Jos
Prof. am Gymn. in Linz und Bezirksschulinspector Kajeta
Prof. an der böhm. Realschule in Prag-Altstadt Johann
am Gymn. in Leitmeritz Josef John, der Prof. am G
Oswald Kaiser, der Prof. an der Realschule in Salzburg
der Prof. an der Realschule in Pardubitz und Bezirksschu
Kodet, der Prof. an der II. deutschen Realschule in P
schulinspector Franz Krünes, der Prof. am deutschen G
Josef Kubista, der Religionslehrer am Civil-Mädchenpe
Julius Kundi, der Prof. am Gymn. in Marburg Johann
Prof. am Gymn. in Czernowitz Dr. Anton Polaschek,
II. deutschen Realschule in Prag und Bezirksschulins
Reinisch, der Prof. an der Realschule in Steyr und Bezi
Anton Rolleder, der Prof. am Gymn. in Stanislau P
der Prof. an der Realschule in Bielitz und Bezirksschul
Terlitza, der Prof. am Gymn. in Troppau Franz Wa
an der Realschule in Leitmeritz Franz Wolf von Wolf
an der Oberrealschule in Laibach Emil Ziakowski. —
Versetzung in den bleibenden Ruhestand: der Fachinspector
unterricht an Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnenbild
Böhmen Prof. Anton Friebel in Prag, der Prof. Josef
linenthal und der Prof. am Gymn. in Radautz Nikolaus
den Titel eines Schulrathes, der Landesschulinspector Eduar
in Linz den Titel und Charakter eines Hofrathes, der
Heyduk, Prof. an der Realschule in Pisek, der Schulrath
em. Director des Landes-Gymn. in Leoben, und der Schul
Prof. am akad. Gymn. in Wien das Ritterkreuz des Fran
der Director der Realschule im XVIII. Bezirke von Wien
von Alth den Titel und Charakter eines Regierungsrat

Nekrologie.

Gestorben sind:[1]) Regierungsrath Johann Ptasch
director i. R., 72 J. alt; Karl Bargetzi, Realschulprof.
berg, 26 J. alt; Franz Hospodka, Gymnasiallehrer (LG)
36 J. alt; Josef Baudiš, em. Director des akad. Gymn
betagt; Jakob Keller, Gymnasialprof. (LG) in Freis
Johann Malec, Realschulprof. (Ngmnl), 51 J. alt; J
Gymnasiallehrer (Dlg) in Mies, 34 J. alt; Johann Stra
Director (LG) in Brüx, 45 J. alt; Franz Martinek, Gym
39 J. alt; Franz Bienarz, Gymnasialprof. (Ngmnl), 5
Militky, Religionsprof. in Pardubitz, 53 J. alt; Stefan
gionslehrer am Gymn. in Cattaro, 52 J. alt; Josef Kat
prof. (HD) in Mährisch-Ostrau, 46 J. alt; Karl Hehl,
(LG) in Wien, 41 J. alt; Josef Wenzel, Gymnasialprof.
45 J. alt; Franz Hrbek, Gymnasialprof. (LG) in Kö
47 J. alt; Josef Batycki, Gymnasialprof. (LG) in Sta
Dr. Johann Traunwieser, Gymnasialprof. (LG) in M
48 J. alt; Josef Šembera, Gymnasiallehrer (Z) in Niko
Ludwig Schmued, Gymnasialdirector i. R., in Salzbur

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzie
Lehrkörper (Directionen) ersucht, die eintretenden Todesfä
gefälligst bekannt zu geben.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Shakespeare'sche Einflüsse auf Schillers Tell.

I.

In einem Briefe an Körner vom 9. September 1802 klagt Schiller über die Hindernisse, welche der Gestaltung der Tellsage im Wege liegen. „Ob nun gleich Tell einer dramatischen Behandlung nichts weniger als günstig erscheint, da die Handlung dem Ort und der Zeit nach zerstreut auseinanderliegt, da sie großentheils Staatsaction ist und — das Märchen mit dem Hut und Apfel ausgenommen — der Darstellung widerstrebt: so habe ich bis jetzt soviele poetische Operationen damit vorgenommen, dass sie aus dem Historischen heraus und ins Poetische eingetreten ist."

Das Hauptübel des Stoffes war, dass sich die Schweizer Eidgenossenschaft gegen eine vielköpfige und darum mehr oder weniger unpersönliche Tyrannei richtete. Es fehlt an einem mächtigen Gegenspiele. Tell ist einer der Bündler, die Vögte sind bloß Handlanger, nicht Inhaber der Gewalt und menschlich uninteressant. Auf der Suche nach einem großen persönlichen Conflict innerhalb der Staatsaction schwebt Schiller das Duell zwischen Macbeth und Macduff vor, und hier findet er die Lösung seines dramatischen Problems. Tell und Gessler werden über ihre Genossen erhöht und von ihnen losgelöst. Sie verfolgen nur nebenbei politische Zwecke, und werden als Menschen, nicht als Politiker tragische Personen. Melchthal und Landenberg treten ihnen zur Seite, so dass Schiller das Motiv der Todfeindschaft in Anlehnung an die Chronik Tschudis zweimal verwendet.

Der Abfall Macduffs wird von Shakespeare motiviert mit der Lage des Landes, wir verstehen ihn, ohne seine Nothwendigkeit zu fühlen. Man erzählt von tausendfachem Unrecht, das vom

Kronräuber dem Lande zugefügt wird, aber wir bleiben kalt; den
unsere Phantasie eilt dem Worte nicht kräftig genug nach, un
die bloß erwähnten Greuel zu Gestalten auszubilden. Sehen wi
jedoch, dass der Tyrann nicht bloß ein rücksichtloser Herrscher
sondern ein unbarmherziger Kindesmörder ist, so erwacht der uralt
Instinct der Blutrache, das Gefühl der Sicherung unserer Famili
reißt uns fort. Macduffs Vergeltung an Macbeth ist die That eine
einzelnen, aber die Sache unser aller. So erwärmt auch Schille
das Interesse an der Staatsaction durch rein menschliche Triebe
und das sind die Operationen, mittels deren er die Geschichte de
Eidgenossenschaft aus dem Historischen ins Poetische hineinspielt

Der Landenberger blendet den greisen Vater Melchthals wege
der Schuld des Sohnes. Er trifft den Schwachen, weil ihm de
Starke entflohen ist. Hierin begegnet sich Schillers Vorlage, di
Chronik Tschudis, mit Shakespeares Macbeth, und Schiller konnt
durch Zufall die Bahnen Shakespeares kreuzen. Betrachten wi
jedoch, wie Schiller Melchthals Lage, Gefühle, Entschlüsse un
Thaten fast parallel mit denjenigen Macduffs entwickelt, so folg
daraus, dass wir es nicht lediglich mit einer Äußerlichkeit, mi
einer durch die Verhältnisse gegebenen ähnlichen Situation zu thu
haben. Selbstverständlich nuanciert Schiller das Entlehnte nac
dem Alter und Charakter Melchthals.

Anders nimmt der Jüngling die Schreckensnachricht auf a
der kriegsgewohnte Mann. Macduffs Schmerz ist wortlos, gan
nach innen gekehrt, Malcolm muss den Brütenden zu erweiche
trachten. Melchthal erfasst — nach der Bühnenweisung — mi
krampfhafter Heftigkeit Stauffachers Hand. Aber in gleichen Worte
entladet sich der Schmerz beider. Nach langem Schweigen finde
Macduff das schneidende Wort:

My children too? Meine Kinder auch?

Genau so epigrammatisch fragt Melchthal:

In die Augen? redet!

Macduff und Melchthal trifft nichts so hart, als dass si
nicht abwehren, helfen konnten.

Macd.: And I must be from thence! My wife killed too?
Und ich muss fern sein? Auch mein Weib getödtet!

Melchthal: Und ich
Muss ferne sein! In seine beiden Augen?

Mit denselben Worten mahnen Malcolm und Walther Fürs
die Verzweifelten zu größerer Fassung:

Malcom: Dispute it like a man! Fasst Euch: Ertragt es wie ein Mann
Walther Fürst: Bezwinget Euch! Ertragt es wie ein Mann.

Macduff kostet das ganze Maß seines Leidens aus:

All my pretty ones? Alle! Was, meine zarten Engel alle!
Did you say all?

Malcolm: Dispute it like a man
Kämpf Deinem Schmerz entgegen, wie ein Mann!

Macduff: I shall do so,
But I must also feel it as a man
I cannot but remember such things were
That were most precious to me.
Ich will's, wenn ich als Mann ihn erst gefühlt.
Ich kann nicht daran denken, dass das lebte,
Was mir das Theuerste auf Erden war!

Ebenso vergegenwärtigt sich Melchthal das Unglück des Vaters:

Blind also! Wirklich blind und ganz geblendet?

Er malt die Entbehrungen des Blinden aus:

Sterben ist nichts — doch leben und nicht sehen —
Das ist das Unglück.

Bei beiden Naturen, dem wortkargen Mann und dem beredten Jüngling, setzt sich der Schmerz in das weichere Gefühl des Selbstvorwurfs um:

Macduff: Sinful Macduff!
They were all struck for thee! Naught that I am,
Not for their own demerits, but for mine,
Fell slaughter on their souls.
Sündenvoller Macduff!
Um deinetwillen wurden sie erschlagen!
Nichtswürdiger, für d e i n e Missethat,
Nicht für die i h r e büßten ihre Seelen.

Melchthal: Um meiner Schuld, um meines Frevels willen!
Was für ein feiger Elender bin ich,
Dass ich auf meine Sicherheit gedacht
Und nicht auf deine! Dein geliebtes Haupt
Als Pfand gelassen in des Wüthrichs Händen.

Am Schuldbewusstsein entzündet sich die Racheglut:

Macduff: O, I could play the woman with mine eyes,
And braggart with my tongue, — But, gentle heavens
Cut short all intermission.
Oh! Ich könnte weinen, wie ein Weib, und mit
Der Zunge toben — aber schneide Du
Gerechter Himmel allen Aufschub ab.

Melchthal: Feigherzige Vorsicht, fahre hin — Auf nichts
Als blutige Vergeltung will ich denken.

Viel knapper als Schiller behandelt Shakespeare den Übergang zur That. Freilich ist hier die Action vorbereitet und gleitet dem Ende zu, während sie dort erst in Fluss kommen soll. Macduff braucht bloß zu einem marschbereiten Heere zu stoßen, während Melchthal bedächtige Hirten zu einem kriegerischen Wagnis bestimmen will.

Macduff: Front to front
Bring thou this fiend of Scotland and myself;
Within my sword's length set him; if he 'scape,
Heaven forgive him too.
Stirn gegen Stirn bring diesen Teufel Schotlands
Und mich zusammen — Nur auf Schwerteslänge
Bring ihn mir nahe, und entkömmt er, dann
Magst du ihm auch vergeben!

Malcolm: This tune goes manly.
Come, go we to the king, our power is ready;
Our lack is nothing but our leave, Macbeth
Is ripe for shaking.
Das klingt männlich!
Kommt! Gehen wir zum König. Alles ist
Bereit, wir brauchen Abschied bloß zu nehmen.
Macbeth ist reif zum Schneiden, usw.

Anders ist der Widerhall, den die Racheworte Melchthals finden.

Melchthal: Hinüber will ich — keiner soll mich halten —
Des Vaters Auge von dem Landvogt fordern,
Aus allen seinen Reisigen heraus
Will ich ihn finden — Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heißen, ungeheuern Schmerz
In seinem Lebensblute kühle.
Walther Fürst: Bleibt!
Was könnt ihr gegen ihn? Er sitzt zu Sarnen
Auf seiner Herrenburg und spottet
Ohnmächtigen Zorns in seiner sichern Feste.

Melchthals Antwort klingt fast wie Prahlerei; allein da[s] Pathos seines Schmerzes überwindet den Widerstand, bis der greis[e] Walther Fürst seine Bedenklichkeiten bemeistert:

Wenn die drei Lande dächten, wie wir drei,
So möchten wir etwas vermögen.

Hierauf wird der Plan der Verschwörung entworfen und ei[n] feierliches Gelübde zur Vernichtung der Tyrannei abgelegt. Noc[h] die breitausgeführte Scene des Rütlibundes, eine Ruhepause in de[r] Handlung, knüpft an dasselbe Gefühlsmoment Melchthals an, wo[-]durch die politische Action innerlich wird.

Melchthal: Und als ich kam ins heimatliche Thal
Wo mir die Vettern weitverbreitet wohnen —
Als ich den Vater fand, von der Barmherzigkeit
Mildthätiger Menschen lebend —

Da begegnen wir denn auch den Reflexionen, womit Malcol[m] den Macduff aufzurichten trachtet.

Malcolm: Be this the whetstone of your sword: let grief
Convert to anger; blunt not the heart, enrage it.
Lass das den Wetzstein deines Schwertes sein.
Lass deinen Kummer sich in Wut verwandeln,
Erweiche nicht dein Herz, entzünd' es.
Melchthal: Da weint ich nicht! Nicht in ohnmächtigen Thränen
Goss ich die Kraft des heißen Schmerzes aus,
In tiefer Brust, wie einen theuern Schatz,
Verschloss ich ihn und dachte nur auf Thaten.

Macduffs Racheworte werden eingelöst, Melchthals leiden[-]schaftliche Drohungen dagegen kühlen sich ab. Der Landvog[t] wird auf Fürbitte des geblendeten Vaters von Melchthal begnadig[t]. Der Dichter hat sich das Motiv der befriedigten Rache für Te[ll] aufgespart.

Um die Veränderungen, welche Schiller mit seiner Vorlag[e] vornahm, ins Licht zu stellen, setze ich eine Stelle aus Tschudi[s] Chronik hieher.

Als ouch Arnold der Sun vernam, wie es sinem frommen Vatter gangen, klagt Ers heimlich vertruwten Lüten ze Uri, und hoffet mitlerzit sins Vatters zugefügte Schmach ze rächen. Die Landlüt hieltend dem Land-Vogt für, es wär Inen beschwerlich, mit den Iren also streng umzegon. Der Landvogt gab Antwurt, Er möcht sin nützit, der König, dess Diener er sig, woll es haben, und hab Im solches ze tunde bevolhen.

Nach der Chronik ist es also nicht Melchthal, der die Schreckensthat von befreundeten Leuten erfährt, sondern — im Gegensatze zum Drama — erzählt er sie ihnen und überlässt den Freunden die Abwehr. Allein der Groll über die Blendung des Greises bewirkt nur eine schwächliche Beschwerde. Erst nach diesem Schritte sucht Stauffacher, der sich in seinem Besitze bedroht fühlt, Walther Fürst auf, um mit ihm über die dringende Vertheidigung zu berathen. „Walther Fürst erbot sich sins Teils sölchem Anschlag helffen statt ze thun und zeigt Im (Stauffacher) an von dem Gesellen von Unterwalden Arnolden von Melchthal, der des Land-Vogts ze Unterwalden Diener ein Finger zerschlagen, wie sich derselb noch bi Inen in Uri enthielte, wandlete aber vilmalen heimlich gen Unterwalden zu den Sinen, und wäre ein tapfferer, verständiger Mann, wiewol noch jung, hette ouch ein große Blutz-fründschafft in sinem Land, und sig Im wol ze truwen, dann er zu diser Sache von siner Geschicklichkeit wegen sonders wol dienen werde."

Schiller dagegen zieht nach dem Muster von Shakespeares Macduffscene die Ereignisse zusammen. Melchthal war wie Macduff geflohen, und weiß nichts von dem Elend seines Vaters. Wie Macduff durch Rosse, wird er durch Stauffacher erst im entscheidenden Augenblick vom Unglück des Vaters unterrichtet; und er drängt Walther Fürst und Stauffacher zur That, wie Macduff den zögernden Malcolm zum Feldzug anfeuert. Die heimlichen Gänge lässt Schiller nicht unbenutzt, aber er verlegt sie zeitlich nach dem Eidschwur, der die Urheber des Bundes zur Bestellung der Gesinnungsgenossen verpflichtet. Also schuf er den historischen Verlauf in eine lebendige Scene um.

II.

Größere Ähnlichkeit als zwischen Melchthal und Tell einerseits und Macduff andererseits — denn sie trifft meistens die Situation und nur selten den Charakter — besteht zwischen Gessler und Macbeth. Beide kennen kein menschliches Mitgefühl und schonen weder klein noch groß.

Macduff klagt:

> Each new morn,
> New widows howl; new orphans cry;
> Mit jedem Morgen heulen neu
> Verlassene Witwen, heulen neue Waisen.

Und Armgard fordert den Vater für die verlassenen Waise zurück:

> Mein Mann liegt im Gefängnis;
> Die armen Waisen schrei'n nach Brot. IV. 3, 2736.

Blinder Ehrgeiz reißt die kräftigen, von Haus aus nicht ga bösen Naturen Macbeths und Gesslers zu Unthaten hin; ab Macbeth verlernt jede Reue, während Gessler noch von diese Gefühle übermannt wird.

> Macbeth: I have supp'd full with horrors:
> Direness, familiar to my slaughterous thoughts,
> Cannot once start me.
> Jetzt hab ich mich an Gräueln übersättigt;
> Entsetzliches vernehm ich regungslos.
> Alltäglich ward es meinen Mordgedanken. V. 5.

Gessler dagegen zu Armgard:

> Man reiße sie von hinnen, oder ich
> Vergesse mich und thue, was mich reut. IV. 3. 2774.

Scherer nennt Gessler einen Märchentyrannen. Wie schrump er vor dem „Tiger" Macbeth zusammen! Dieser ist noch in d Verzweiflung unerschrocken; jener kleinmüthig angesichts der G fahr (IV. 1. 49). Nur in Einem überbietet Gessler sein Vorbild in der Schadenfreude, dem kleinlichen Gelüst am Grausamen.

Macduff und Tell haben die Tyrannen durch ihr Selbstbewuss sein gereizt. Trotzig schickt der Vasall die Boten des Königs, d ihn zu Hof entbietet, mit dem Worte heim: „Ich komme nicht (III 6. Sh.; IV 1. Schillers Bearbeitung). [1]) Bäuerlich gutmüthi äußert sich Tells Stärkegefühl, als Gessler ihm unbewaffnet i enger Schlucht begegnet:

> Da jammerte mich sein, ich trat zu ihm
> Bescheidentlich und sprach: I c h b i n ' s, Herr Landvogt.
> Er aber konnte keinen armen Laut
> Aus seinem Munde geben.

Macbeth lässt, um den Hochverrath Macduffs zu rächen dessen Weib und Kinder tödten; Gessler befiehlt Tell, auf da Haupt des Kindes zu schießen, zur Strafe für eine unbedeutend Widersetzlichkeit. Die Sage weiß nur von dieser; erst Schille hat das ungeheuere Ansinnen Gesslers nach Shakespeares Vorgan als die Rache des Gedemüthigten menschlich erklärt. Auch da Wüthen gegen das Kind, das dem natürlichen Gefühle heilig ist wird bei beiden Tyrannen mit demselben Grunde motiviert: gege das Kind wüthet nur, wer keines hat.

> Macduff: H e h a s n o c h i l d r e n. All my pretty ones?
> Did you say all? O hell-kite! All?
> What, all my pretty chickens and their dam,
> At one fell swoop?

---

[1]) Lenox: Sent he to Macduff?
Lord: He did: and with an absolute: Sir, not I
The cloudy messenger turns me his back.

Er hat keine Kinder! Alle!
Was? Meine zarten, kleinen Engel alle!
O höllischer Geier! Alle! Mutter, Kinder
Mit einem einzigen Tigersgriff!

Tell: Ich soll der Mörder werden meines Kindes!
Herr! Ihr habt keine Kinder — wisset nicht
Was sich bewegt in eines Vaters Herzen.

Von einer Kinderlosigkeit Gesslers weiß die Sage nichts. Der Dichter hat es aber darauf angelegt, Gessler auch in dieser Beziehung Macbeth näher zu bringen. Macbeth hatte Kinder, die ihm offenbar in zartem Alter wegstarben: Lady Macbeth sagt:

I have given suck, and know
How tender 't is to love the babe, that milks me.
Ich habe Kinder aufgesäugt und weiß,
Wie allgewaltig Mutterliebe zwingt. I. 15.

Gessler ist ledig und hat das Vaterglück nie gekannt.

III.

Macduffs und Tells Geschick bewegt sich in ähnlichen, wenn auch nicht gleichen Kreisen. Schon das erste Auftreten Beider bedeutet eine Provocation der Herrschenden, deren üblen Willen sie durch sorglose Thatenlust heraufbeschworen haben. 1. Macduff regt den ersten Verdacht gegen Macbeth, den Mörder Duncans an; Tell rettet den Mörder des Landvogts. 2. Beide äußern zur Unzeit Worte des Selbstgefühls und reizen die Gewaltherrscher zur heimlichen Gegenwehr. 3. Der offene Abfall Macduffs, Tells öffentliche Auflehnung gegen den Befehl Gesslers führen die tragische Situation herbei. Durch seine Flucht hat Macduff Weib und Kind der Mörderband überliefert; Tell ist infolge seiner Unbotmäßigkeit gezwungen, nach dem Kopfe seines Kindes zu schießen. 4. Beide rächen sich, indem sie ihre Peiniger mit eigener Hand tödten. Vier Stufen, auf denen sich das Schicksal beider Helden aufbaut. Nur zwei davon hat Schiller in der Tschudischen Chronik vorgefunden: die Verweigerung der Reverenz und die Ermordung Gesslers. Geradezu in Widerspruch mit seiner Quelle lässt er Baumgarten von Tell retten. „Baumgarten, heißt es da, entwich angentz Uri, da enthielt er sich heimlich, wiwol nit vil Nachjagens geschah, von wegen der Schand, die der Ambtmann hat wöllen vollbringen.“ Also Baumgarten wurde nicht verfolgt. Freie Erfindung Schillers ist auch das Zusammentreffen Gesslers und Tells in der Schlucht und die Annahme eines feindlichen Verhältnisses. Nirgends wird in der Chronik angedeutet, dass Gessler den Tell „wegen kleiner Ursache schwer gebüßt“ hätte.

Als zufällige Übereinstimmung könnte es erscheinen, dass Macduff den Macbeth, Tell hinwieder den Gessler mit eigener Hand tödtet. Schiller folgte der Sage, brauchte also kein anderes Vorbild. Die Sage überliefert indes bloß das Factum, dessen Motivierung ist Zuthat des Dichters. Die Verwandtschaft Macduffs und

Tells zeigt sich darin, dass beide die Rache als Pflicht üben. Melchthal kennt auch ein Gebot der Milde, Tell nur das der Vergeltung.

Macduff: Tyrant, show thy face:
If thou b'est slain, and with no stroke of mine,
My wife and children's ghosts will haunt me still.
Zeige Dich, Tyrann!
Fällst Du von einer andern Hand als meiner,
So plagen mich die Geister meines Weibes
Und meiner Kinder. V. 10. 8.

Tell: Als ich ohnmächtig flehend rang vor Dir
Damals gelobt ich mir in meinem Innern
Mit furchtbarem Eidschwur, den nur Gott gehört,
Dass meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz sein sollte.

Die Schwergeprüften rächen sich jeder in seiner Art: Der Krieger Macduff mit dem Schwerte in der Schlacht; der Schütze Tell mit dem Bogen auf gedecktem Anstand. Dass Tell Gewissensbisse zu überwinden hat, ist natürlich bei einem Manne, der niemals Menschenblut vergossen hat. Nach vollbrachter That hebt sich sein Bewusstsein. Wie Macduff, der Macbeth niedergestreckt hat, stolz ausruft;

Hail, King! for so thou art: Behold, where stands
Th'usurper's cursèd head: the time is free.
Heil Dir, o König, denn Du bist's. Im Staube
Liegt der Tyrann, und hier ist seine Beute,
Die Zeit ist wieder frei!

So bekennt sich auch Tell stolz zu seinem Schuss:

Du kennst den Schützen, suche keinen andern!
Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld
Vor Dir, Du wirst dem Lande nicht mehr schaden.
IV. 3. 2795.

Mit Macbeth fiel die Tyrannei, Gessler ist nur Einer der Tyrannen. Tells Jubelruf scheint darum minder berechtigt; aber der Dichter hat Gessler so sehr über seine Genossen erhöht, dass mit ihm auch die Gewaltherrschaft zusammenbricht.

IV.

Wie mächtig Shakespeares Macbeth auf Schillers gestaltende Phantasie gewirkt hat, kann man selbst in episodischen Figuren verfolgen. Das Weib des Helden hat ein schweres Los. Sie muss als erste Opfer bringen. Allein der Sinn des Weibes, aufs Nächste, aufs Gegenwärtige, häuslich Beschränkte gerichtet, kann sich nur widerstrebend in solche Entsagung zu Gunsten der Allgemeinheit finden. Darin begegnen sich Hedwig und Lady Macduff. Es ist umso begreiflicher, dass Hedwig der Lady Macduff nachgerieth, als sich Schiller verhältnismäßig spät und aus Gründen der Aufführung entschloss, diese Rolle zu schaffen. Am 22. Februar 1804 schreibt er an Goethe: „Anbei übersende die Rollen vom Tell mit

meiner Besetzung. Ich habe drei neue Weiber darin creiert, um die noch übrigen Schauspielerinnen in das Stück hineinzuziehen, weil sie nicht gern Statisten machen.“ Gertruds Rolle war schon in der Chronik vorgezeichnet; es handelt sich demnach um Bertha Armgard und Hedwig.

Im Gegensatze zu Hedwig, dem liebenden Weib, steht Gertrud, die Heldin, welche Schiller mit manchem Zuge der edlen Portia aus Shakespeares Julius Caesar ausstattete. Beide gehen über die Schranken des Geschlechts hinaus und rechtfertigen das mit ihrer Abkunft:

I grant, I am a woman, but withal
A woman well reputed — Cato's daughter.
Ich bin ein Weib, gesteh ich, aber doch
Ein Weib von gutem Rufe, Catos Tochter

Gertrud: Des edeln Ibergs Tochter rühm' ich mich usw.

Portia muss sich ihren Antheil an den Sorgen des Mannes erstreiten, Gertrud bittet darum. Portia und Gertrud fürchten, wenns zum Äußersten kommt, auch den Tod nicht; jene tödtet sich nach Brutus' Niederlage, diese würde den Tod suchen, wenn das Land unterjocht würde.

Brutus und Stauffacher, die Ehemänner, fühlen sich glücklich im Besitze eines solchen Weibes.

Brutus: O ye gods
Render me worthy of this noble wife!
Ihr Götter, macht mich wert des edlen Weibes!

Stauffacher: Wer so ein Herz an seinen Busen drückt,
Der kann für Herd und Hof mit Freuden fechten.

Endlich verleugnen auch der Knabe Macduffs und Tells Walther nicht eine gewisse Familienähnlichkeit. Ihre äußere Lage ist die gleiche: der Vater lebt, doch sie sind verwaist.

Rosse: My, pretty cousin,	Der Himmel segne Dich,
Blessing upon you!	Mein kleiner Vetter.

Lady Macduff: Father'd he is, and yet he's fatherless.
Sein Vater lebt, doch er ist vaterlos.

Attinghausen: Wer ist der Knabe?

W. Fürst: Segnet ihn, o Herr!
Er ist mein Enkel und ist vaterlos.

In der Gefahr halten sich beide wie kleine Helden und sind dabei fragelustig wie rechte Kinder.

V.

Zeitliche und andere äußere Umstände sind viele vorhanden, die eine Beeinflussung Schillers durch den Macbeth natürlich machen. Während Schiller an der Bearbeitung des Macbeth schafft, ergreift ihn die Anlage des Werkes derart, dass er darüber den Schlaf verliert. In einem undatierten Briefe, wahrscheinlich vom 14. Januar 1800, schreibt er an Goethe: „Ich habe die Nacht nicht geschlafen und bin erst seit zwölf Uhr eingeschlafen. Eine

lebhafte Beschäftigung mit dem Macbeth, dem ich gestern noc spät nachdachte, hat mich erhitzt." Die Inscenierung diese Werkes gibt Schiller bis in den Mai desselben Jahres zu thu Um dieselbe Zeit besprach Schiller oft mit Goethe den Tellpla des Letzteren. Goethe berichtet darüber in den Tages- und Jahre heften: „Über dieses innere Bilden und äußere Unterlassen war wir in das neue Jahrhundert eingetreten. Ich habe mit Schill diese Angelegenheit oft besprochen und ihn mit meiner lebhaft Schilderung jener Felswände und gedrängten Zustände oft gen unterhalten, dergestalt, dass sich bei ihm dieses Thema na seiner Weise zurechtstellen und formen musste. Auch er mach mich mit seinen Absichten bekannt, und ich entbehrte nichts einem Stoffe, der bei mir den Reiz der Neuheit und des unmitte baren Anschauens verloren hatte, und überließ ihm denselben ger und förmlich."

Mehrere Briefe aus dem Jahre 1802 zeigen Schiller bere eifrig brütend über den Stoff. Eine Zeitlang scheint sein Interes daran kälter gewesen zu sein, denn in einem Briefe vom 16. Mä 1802 an Cotta sagt er merkwürdigerweise: „Ich habe so oft d falsche Gerücht hören müssen, als ob ich einen Wilhelm Tell b arbeitete, dass ich endlich auf diesen Gegenstand aufmerksam g worden bin und das Chronikon Helveticum von Tschudi studiert Dies hat mich so sehr angezogen, dass ich nun in allem Erns einen Wilhelm Tell zu bearbeiten gedenke" usw.

Während der Arbeit werden indes Julius Cäsar und Macbe neu insceniert, und es ist natürlich, dass alte Erinnerungen e wachten. Über die Wirkung des Julius Cäsar schreibt Schill an Goethe den 20. October 1803: „Für meinen Tell ist mir d Stück von unschätzbarem Wert; mein Schifflein wird dadurch g hoben. Es hat mich gleich in die thätigste Stimmung versetzt. Ein merklicher Einfluss dieses Werkes ist auch, wie gezeigt wurd in der Gestalt der Gertrud wahrzunehmen. Am 8. Februar 180 meldet sich wieder Macbeth. Schiller schreibt damals an Goethe „Einige Rollen, die noch im Macbeth zu besetzen sind, weshal ich auch die Austheilung überschicke." Zur Aufführung gelang Macbeth aber nicht; denn am 18. Februar 1804 wünscht Schille indem er sein eben fertiggestelltes Drama Goethe übersendet, das man die Aufführung des Macbeth verschieben möge. „Soll e gegen Ostern gegeben werden, so müssen wir versuchen, es ach Tage vorher zustande zu bringen... dann müsste aber wegen de anzuschaffenden Kleider und erforderlichen Decorationen schleunig Resolution gefasst werden, auch müsste man Macbeth ver schieben."

Alle diese Umstände machen es erklärlich, dass Schiller di Motive des Macbeth sozusagen transponiert hat. Das Hauptmoti des Tell, wie Tyrannei gebrochen wird, dort in wenigen Scene und einer Figur erschöpft, hat er in viele Strahlen zerlegt. Un

noch in einem Punkte ist Schiller, der im allgemeinen seiner historischen Vorlage recht treu folgt, nach Shakespeares Muster vorgegangen. Der Rütlibund, Protagonist in Tschudis Chronik, ist im Schiller'schen Drama nahezu müßiger Zuschauer. So weicht auch Malcolm, durch seine Stellung zum Gegenpart Macbeths berufen, hinter Macduff zurück. Malcolm ringt bloß nach seiner Krone; Macduff übt Blutrache. Solange der Kampf wogt, treten der Bund sowohl als der König in den Hintergrund; dafür haben sie das Schlusswort. Malcolm erhebt seine Getreuen zu Grafen, der Eidgenosse Rudenz schenkt seinen Knechten die Freiheit. Schiller bequemte sich dieser Methode umso lieber an, als er derart sein politisches Ideal — Sieg der Freiheit in unblutiger Revolution — darstellen konnte. Der Bund hebt nicht das Gesetz auf, sondern stellt es wieder her.

Die Umbildung der Shakespeare'schen Motive scheint mir nicht eine Folge dunkler Reminiscenzen zu sein. Schiller war es gewöhnt, die Situationen seiner Dramen von einem abstracten Gesichtspunkte zu betrachten, dafür liefert der Demetriusentwurf genügende Beweise. Dass bei der ziemlich großen Zahl entlehnter Motive die wörtlichen Anklänge im ganzen selten sind, kann nicht wundernehmen, da Schiller das Wort beherrschte. Was ihm aber fehlte, Shakespeare dagegen in hohem Maße zugebote stand, das ist der Naturlaut. Wenn Schiller ein Wort entlehnt, so muss es diesen Stempel der Vollkommenheit tragen.

Wien. W. Duschinsky.

Zweite Abtheilun

Literarische Anzeigen.

Jos. Bach, Homerische Formenlehre. Für d
zusammengestellt. Münster, Aschendorff 1898. 5

Vorliegende Zusammenstellung der homeris
war anfänglich als Einleitung zu einem vom Verf
mentar der gekürzten Ausgabe der beiden homer
stimmt; da aber der Umfang dieser Zusamme
wurde, als angenommen worden war, entstand di
erscheinende Bändchen. D. B. Monro freilich hat
seiner Homerausgabe vom Jahre 1884 Oxford
grammar auf 32 Seiten beizugeben und darin
Syntax zu behandeln. Die Darstellung Bachs b
wiegenden Einwänden keinen Anlass; gleichwohl
einem anderen Standpunkte der Betrachtung a
Änderungen in Anregung bringen. So fällt es au
lesen ist „Später geschwundene Formen und Bu
bei Homer noch vorhanden und zeigen, trotzdem
geschrieben werden, doch ihre metrische Ei
der Buchstabe Digamma)"; das 'z. B.' begreift
erfährt, dass Bach auch eine Nachwirkung ehe
annimmt §. 12 bei (σ) ἔχω, (σ) ἅλα, (σ) ἄλτο,
noch mehreren anderen Wörtern. An diese Na
etymologisch erschlossenen Sigma vermag ich n
so wenig als an den 'stärkeren' Lautgehalt de
von π und τ (§. 15). Es ist ja das bleibende,
W. v. Hartels, hier mit den Lehren der Sprac
mit der Etymologie Aufklärung geschaffen zu h
Verallgemeinerung eines in jedem Falle bes
senden Grundsatzes hat er nicht vorausgesehen
nur um die Dauerlaute λ, ϱ, μ, ν handeln und
Wörtchen, wie ἐνί, δέ, μάλα u. ähnliches; sonst
logie einen doppelconsonantischen Anlaut nachweis
nicht erledigt, ist auf Verszwang zurückzufüh

gewisse Rolle unzweifelhaft zukommt. Die §§. 12—15 halten einer Prüfung nach den angedeuteten Grundsätzen nicht stand. Im §. 33 erscheint die Betonung *νἶει* nicht richtig; *Φ* 34 ist doch *νἱεῖ* zu lesen, oder mit v. Leeuwen im Enchiridion p. 235 *υἱι*. Was im §. 49 über den Bindevocal gelehrt wird, ist ohne wissenschaftliche Begründung, wie sie der Ref. in seinen 'Beiträge z. Formenlehre des griech. Verbums' 1886, S. 13 gegeben hat, nicht verständlich; innig hängt damit zusammen die Darstellung des sog. 'gemischten Aoristes' (bei Bach S. 34); bei diesem sind die Formen *δέξο* neben *δέξεο*, *ὄρσεο* neben *ὄρσο* nicht aufgeklärt. An eine Entstehung des *ἐνίσπες* aus *ἐνίσπεθι* vermag ich auch nicht zu glauben. In Sachen der sogen. distrahierten Formen folgt B. der Ansicht Wackernagels und entfernt diese Formen aus seinem Texte; dass dies vom philologischen Standpunkte aus unzulässig sei, davon hat sich der Ref. überzeugt, und gibt der Erwartung Raum, dass diese Mode wieder vorübergehen werde.

Alwin Koch, Schüler-Commentar zu Homers Ilias. 1. Heft. V u. 61 SS. Wien u. Prag, F. Tempsky 1899.

— — Schüler-Commentar zu Homers Odyssee. IV u. 99 SS. Ebendort 1898.

Diesen Commentaren, welche eigentlich gedruckte Vocabularien sind, liegen Bruchstücke aus den Epen zugrunde. Für die Ilias hatte der Verf. eine Auswahl von etwa 5000 Versen zur Verfügung gestellt erhalten vom k. Gymnasialrector J. Müller in Neustadt a. H.; da aber die Verlagshandlung Rücksicht auf österreichische Gymnasien nehmen wollte, so wurde diese Auswahl von 5000 Versen um 2000 vermehrt. Diese Masse wird auf zwei Hefte vertheilt. Man erlasse es dem Ref., die Stückchen mit Buch- und Verszahl aufzuführen, die hier aneinandergereiht werden. Es wäre wünschenswert, dass sich selbständig denkende Fachgenossen der Aufdringlichkeit solcher Lesestoffklitterer erwehrten. Auch von der sehr zifferreichen Orientierung über die Benützung des Schüler-Commentars sei zu schweigen gestattet.

Als Text ist zugrunde gelegt der von Ameis-Hentze, 4. Aufl. 1884, was zu billigen ist.

In der Wahl der Übersetzung und in der Etymologie ist im allgemeinen das Richtige getroffen; störende Druckfehler sind nicht zu häufig, verzeichnet habe ich mir solche in den Vocabeln zu *ε* 191, 487, *ν* 87 (zwei nacheinander), *κ* 43, *μ* 435; S. 63 muss es XIII st. XII heißen und zu *μ* 246 *αἰγίβοτος*; *ξ* 246, 289.

Unebenheiten sind mir folgende aufgefallen: *δικασ-πόλος* wird getrennt *Α* 238, aber *λ* 186 *δικα-σπόλος*; ersteres ist richtig, denn engl. spell, das man für die zweitgenannte Trennung ins Feld geführt hat, passt nicht; bei *γέντο* kann man engl. to get vergleichen, wie es denn überhaupt besonders in einem für preußische

Gymnasien bestimmten Buche nicht schaden könnte, wenn franz. und engl. gelegentlich zur Verdeutlichung herangezogen würde, so zu ἕλκος (ἕλκω ἑλκύω) franz. trait. Die Übersetzung gewisser von Gefühlen begleiteter Ausdrücke lässt sich nicht mit wenigen Worten einer fremden Sprache wiedergeben, so gibt Koch für ὢπόποι nur die Übersetzung 'weh', 'unbegreiflich', dies letztere ist für ein Gefühlswort zu nüchtern; σχέτλιος, meist im Vocativ, kann durch manch andere Ausdrücke als durch 'schrecklich', ein Wort, das die Schüler leider zu oft aus Denkfaulheit gebrauchen, wiedergegeben werden, so durch 'Unbändiger'; δῖος übersetzt K. in der Odyssee mit 'göttlich', zu *M* 5 aber mit 'herrlich', 'hehr'; doch ist Odysseus ebensogut wie Achilles körperlich und seelisch 'trefflich', mitunter 'in Schönheit strahlend', ein herrlicher Mann.

Weitere Einzelheiten sind: Zu ἀλιτρός sollte 'Schelm' genannt sein, wie bei Faesi-Hinrichs; ἀ-δευκής heißt ζ 273 'rücksichtslos', dem Sinne nach dem fremdwörtlichen 'indiscret' entsprechend, es ist das Gegenstück zu ἐν-δυκ-έως; mit πότμος und ὄλεθρος verbunden kann es mit 'erbarmungslos', 'hart' übersetzt werden (davon sehr abweichend Ebelings Lexikon: incertus, necopinatus). Unter solchen Umständen ist der Wunsch Kohls (Griechischer Unterricht, 59), dass sich jedes Lehrercollegium für die stehenden Beiworte einigen sollte, nur so durchführbar, dass ein Referent die Bedeutungen festsetzt und sich die übrigen dessen Autorität beugen. Das Plusquamperfectum zu ἐρείδω ist offenbar zu gliedern in ἐρ-ηρέδ-ατο und nicht so wie es unter η 95 geschieht; ein genit. ἰνός von ἴς besteht nicht; ι 116 wird die La. λάχεια von Hentze angenommen und dieses Beiwort mit fruchtbar übersetzt; Hentze hat im Comm. (9. A.) die Bedeutung 'flach'; zu ι 359 ist der Zusatz bei ἀμβροσίη „u. = Salbe“ unpassend.

Hiemit seien diese Bemerkungen abgeschlossen. Es ist nicht wünschenswert, dass diese Schülerpräparation in die Hände unserer Schüler komme, so wenig als die gleich zu besprechende; wir brauchen uns die Buntheit pädagogisch-didaktischer Versuche und Einfälle Deutschlands nicht gerade immer zum Muster zu nehmen.[1])

H. Reiter, Präparation zu Homers Odyssee. Buch XIII bis XVIII in Auswahl. 20 SS.

H. Schmitt, Präparation zu Homers Ilias. Ges. XIII—XVIII. 36 SS., Ges. XIX—XXIV in Auswahl. 40 SS. Hannover, Nordd. Verlagsanstalt 1898. (Heft 33, 35, 37 der Präparationen usw. von Krafft und Ranke.)

In diesen Präparationen wird das auszulassende, aber nur bei der Ilias in Prosa und Versen mitgetheilt. Die Ilias ist in Fetzen gerissen. Von *N* ist 1—28 präpariert, *Ξ* ist nur im Auszuge mit-

[1]) Das 2. Heft des Schülercommentars zur Ilias ist auch schon erschienen.

etheilt, von *O* soll offenbar gelesen werden: 592—695. 696 bis 745 u. s. f. Liest man in unserer höheren Schule mit 16- bis 17jährigen Jünglingen die homerischen Epen wirklich nur wegen des Inhaltes oder sind nicht vielmehr diese Epen nach Inhalt und Form geeignet, ernste ästhetische und kritische Arbeit zu lehren und vorzubereiten? Bisher dachten die besten unseres Standes in der Richtung der zweiten Alternative.

Das Urtheil über die Art der Erklärung kann diesmal ebenso anerkennend im allgemeinen sein, wie es über die früheren Hefte in dieser Zeitschrift, zuletzt Jahrg. 1898, S. 701 gefällt worden war. Einzelheiten geben auch diesmal wieder Anlass, im Interesse einer schulgemäßen Erklärung Bedenken gegen Vorgebrachtes zu äußern oder Ergänzungen vorzuschlagen.

Zu *ν* 83 wird bei *ῥίμφα* an mhd. ge-ringe = leicht erinnert; in Österreich ist 'gering' in dieser Bedeutung noch volksthümlich. Sieh auch Kluge, Etymol. Wörterbuch, unter 'gering'. In der Fußnote zu *ν* 233 erscheint eine Wurzel *γαν*, von welcher nichts bekannt ist, die Ablautstufen sind *γα* (= *γη*), *γεν*, *γον*. Man sollte zu *κότ-ος* (*ν* 342) die Trennung Had-er erwarten; § 77 muss es heißen *καλύνω*; § 92 *δαρδάπτω* aus **δαρ-δαρ-πτω*; das Wort ist übrigens contaminiert aus *δαρ-* und *δάπτω*; wenn man aber Reduplication annimmt, so ist nur die vorgeschlagene Grundform verständlich; *ἄριστον* 'Frühstück' ist *π* 2 sonderbar abgeleitet: *ἦρι* steckt freilich darin, aber weiter geht die Erkenntnis nicht; man gebe sich also nicht den Anschein, als wisse man mehr. Aus **κυν-σε* wird nicht *κύσσε*, (*π* 15), sondern das *σσ* ist nach Analogie anderer Verba eingedrungen, wie *κύσε* *ρ* 21 lehren kann; für *τηλύγετος* ist eine neue Ableitung geboten: tālea 'Reis' und *ὑγιής*; es wird damit schwerlich jemandem gedient sein; *θέσσασθαι* kommt bei Homer nicht vor, *θεσσάμενος* im Schol. Apollon Rhod. I 824, wo jener Infin. erscheint, aus Hesiod im Aegimius; *ἀπόθεστος* *π* 296 kann allerdings mit detestatus übersetzt werden; beiläufig bemerkt wäre eine Verbindung des Wortes mit *θε(σ)ός* 'Gott' möglich und das *θεσ-* in *θέσκελος*, *θέσ-φατος*, *θεσ-πέσιος*, *θέσπις* (dieses Koseform des vorangehenden) fügte sich zum Ganzen; *θεός* wäre der 'angeflehte', 'verehrte' und 'venerabilis'. In den Anmerkungen zur Ilias findet sich von *θεσπέσιος* die Übersetzung „göttlich redend“ *O* 637, die ich mir nicht aneignen kann. (So auch in Ebelings Lexikon.)

Es sei mir gestattet, diese Gruppe von Adjectiven hier einer knappen Erörterung zu unterziehen. Da *θεσ-* der gemeinsame Bestandtheil ist (so trennt auch Autenrieth i. d. 8. A.), so ist bei *-πεσιος* an *πετ-* zu denken, bei *θέσκελος* an *κέλ-ομαι* und *κελεύω*; **πεσ-ιος* reiht sich jenen Formen an, die vom Futurum des Stammes *πετ-* (*πέσομαι*, *πεσ-οῦμαι*) beeinflusst sind (*τὸ πέσ-ος*, *πέσ-ημα*) und wir gewinnen die Bedeutung ex divino impet-u (alt: im-pet-e); auf Gegenstände wie *βηλός*, *ἄντρον*, *χαλκός*

übertragen kann es mit göttlich, großartig, überirdisch, übermensch
lich wiedergegeben werden, wobei, wie auch sonst, zu bedenken is
dass solche Beiwörter formelhaft werden. (Vgl. auch *δι-πετή*
und *O* 624 bezüglich des Aor. *ἔπεσ'*.)

Zu *N* 5 ist *ἀγχέ-μαχος* so zu erklären, dass gegenüber de
ἄγχι das *ε* den anderen Composita, wie *μενε-πτόλεμος* und *ἐχέ-θυμος*
entlehnt ist. *εἶδαρ* (*N* 35) auf **ἔδϝαρ* zurückzuführen ist bedenklich
θεο-πρόπος ist deutlich 'derjenige, welcher die Götter befragt
πρόπος entspricht dem lat. procus 'der Freier', hiezu das Verbu
prec-or; *ὄπις* ist *Π* 388 mit dem object. gen. *θεῶν* verbunde
und heißt demnach Rücksicht, wofür auch das Verb. *ὀπίζομα*
spricht, z. B. *Σ* 216; *ὄπις* konnte auch der Blick der Götte
heißen und wird in der Odyssee ausschließlich so gebraucht.

ἀψ-όρροος *Σ* 399 ist contaminiert aus *ἄψ-ορρος* (*οὐρε*
und *ῥοός* 'der Strom'; ein *ὀρρο* fließen ist aus der Luft gegriffen
παλύνω zu *πάλλω* pello heißt in erster Reihe 'zerstoßen', dan
'bestreuen'; *ὀ-πάζω* gehört meiner Meinung nach zu *ὀ-πηδός* (pe
pedis) nicht zu *ἕπ-ομαι*; dem *ἀοσσητήρ* *X* 333 liegt allerding
ein *ἀοσσέω* zugrunde, aber dieses setzt wieder ein **ἀ-οσσ-ο*
voraus, wodurch wir auf soci-us geführt werden; in dem Compo
μετ-άγγελος (*Ψ* 199) hat *μετά* die Bedeutung „nach, auf ein
Schar zu", nicht die der Vermittlung; *ἀπ-ηνής* ist nac
Benfey, der Skt. âna Mund, Nase, Gesicht vergleicht, erklär
doch nützt den Schülern die Andeutung St. *ἠνο-* 'Angesicht' nicht
weil dies nicht griechisch ist, sondern es sollte auf *ὑπ-ηνή-τη*
verwiesen werden. Zu *γλῆνος* (*Ω* 192) vergleiche man *γλήνη* un
Klein-od (s. Kluge, Etymol. Wb. unter 'klein'); zu *πάσσαλο*
(*Ω* 268) pālus von W. pag; über die Theilung *ὀπ-ηδέω* (z
Ω 268) siehe das zu *ὀ-πάζω* Bemerkte; in dem *ἀπ-ε-μνήσαντ*
Ω 428 liegt derselbe Gedanke wie in *ἀπο-διδόναι*, so erklä
auch Hentze im Commentar.

Aus diesen verhältnismäßig wenigen Ausstellungen wird de
Lehrer, dem es obliegt, Homer zu erklären, entnehmen, in welchen
Geiste der Ref. diese Erklärung vorgenommen wissen möchte.

Villach. G. Vogrinz.

Sophokles erklärt von Schneidewin-Nauck. 2. Bändchen: Köni
Ödipus. 10. Aufl. Neue Bearbeitung von Ewald Bruhn. Berlin
Weidmann 1897.

Von der Einleitung der 9. Auflage ist bloß das 1. Capite
unverändert geblieben, „Text und Commentar sind von Grund au
umgestaltet". Weitgehenden Einfluss auf die Neugestaltung de
Buches übte v. Wilamowitz-Moellendorff: er hat nicht bloß das
Manuscript durchgesehen und dem Verf. seine Bemerkungen mit-
getheilt, sondern es ist auch sonst die Methode, welche er in seinen

Ausgaben äschyleischer und euripideischer Dramen durchgeführt hat, vom Verf. recipiert worden. Dies tritt sofort zutage im 2. Capitel der Einleitung, welches eine kritische Geschichte der Sagengestaltung gibt mit all den bekannten kühnen, gar oft auf recht unsicherer Grundlage aufgebauten Combinationen. Das 2. Capitel bezeichnet als die Idee des Stückes folgende: „Menschenwitz ist machtlos gegen Götterwillen." Ohne Zweifel kann einer, wenn er will, auch diese Lehre aus dem Stücke ziehen. Dennoch halte ich daran fest, dass auch hier wieder der Dichter das *ὠμὸν φρόνημα* des Ödipus als den Urquell seiner Leiden darstellen wollte. Denn die wilde Leidenschaftlichkeit des Ödipus fördert die *ἀναγνώρισις*, und diese ist, wie schon Aristoteles sah, das Wichtigste an dem Drama. Indem sie sich vollzieht, wird zugleich offenbar, dass der Götterwille allmächtig, der Mensch ihm gegenüber ein Nichts ist. Der „durchdringende Scharfsinn", wie das 4. Capitel zeigt, ein hervorstechender Zug von Ödipus' Charakter, tritt erst an zweite Stelle: er ist es, der den König trotz seiner Leidenschaftlichkeit noch zu dem gewünschten Endziele, der Entdeckung seiner wahren Abkunft, bringt: aber er kann doch nimmer das eigentliche Wesen eines tragischen Charakters ausmachen. Das 4. Capitel, welches die Abfassungszeit des Dramas zu bestimmen sucht, will den ungeheuerlichen Einfall begründen, dass das zweite Stasimon (863—910) eine Polemik gegen Protagoras von Abdera enthalte. So etwas ist einfach deshalb a limine abzuweisen, weil Sophokles nicht für eine Philosophenversammlung, sondern für das Volk von Athen dichtete, das seinen Liebling ganz verstehen wollte. Welchen Begriff aber die breiteren Schichten des athenischen Volkes von Philosophenschulen und deren Lehren hatte, zeigen uns am besten Aristophanes' Wolken, wo ein Sokrates mit Naturphilosophen und Sophisten in einen Topf geworfen wird. Wie konnte das athenische Publicum eine Anspielung auf einen bestimmten philosophischen Lehrsatz verstehen? Weiter: wenn es auch noch so wahr sein sollte, dass „keine Interpretationskunst der Welt aus den Worten desselben Stasimons *εἰ μὴ τὸ κέρδος κερδανεῖ δικαίως* eine Beziehung auf Iokaste und Ödipus herausdeuten kann", so bleibt es doch widersinnig, dahinter Politik zu wittern. Das Drama des Aischylos und Sophokles ist ad maiorem deorum gloriam zur Verherrlichung religiöser Feste gedichtet und bietet dem Dichter willkommenen Anlass, durch Aussprache seiner tiefreligiösen Überzeugung auf die Zuhörer in ethischem Sinne einzuwirken. In eine solche Sphäre passen aber Gedanken der Politik durchaus nicht: sie würden sich wie hässliche Flecken auf einem schönen Gemälde ausnehmen, besonders wenn sie gar im Dienste feindseliger Angriffe auf einzelne Personen (Protagoras und Perikles) oder einer missgünstigen Beurtheilung der nationalen Politik (S. 48 ff.) stehen sollten, und keine Interpretationskunst der Welt wird imstande sein, diesen Erwägungen zu trotzen. Es ist immer noch besser anzunehmen, dass die Chor-

lieder des Aischylos und Sophokles zur Handlung des Stückes n
in loser Beziehung stehen, als sie völlig davon loszureißen u
zu Repräsentanten des „politischen Liedes" zu stempeln.

Wenn wir so das, was Bruhn zur Förderung der höher
Exegese geleistet zu haben meint, abweisen müssen, so könn
wir seine Principien in der niederen Kritik und Exegese voll
billigen. Der Anhang bietet nicht mehr, wie dies bei Nauck d
Fall war, eine Sammlung zahlloser, wenn auch fast durchwegs glä
zender Conjecturen. Der Kenner hat es aber bald weg, dass die
Ausfall dadurch gerechtfertigt ist, dass im erklärenden Comment
selbst durch treffende Parallelen und geschickte Interpretation d
Einwände gegen die Überlieferung widerlegt werden und son
jenen Conjecturen und Athetesen der Boden entzogen wird. Da
hängt der Verf. aber durchaus nicht starrsinnig am Buchstab
der codices: es sind im Gegentheil noch immer mehr Conjectur
aufgenommen, als nöthig war. Aber die Umkehr zum Conserv
tivismus in der Textkritik, welche G. Kaibel in seiner Elektra
glänzend inauguriert hat, tritt dennoch klar zutage. Was d
exegetischen Commentar anlangt, so ist es nur zu loben, dass
Stelle zahlloser Parallelstellen, welche vom Verf. in Indices v
wiesen sind — ihr Erscheinen wird in nahe Aussicht gestellt -
neue Erklärungen treten, welche das formelle Verständnis, insb
sondere aber die richtige Erfassung der dramatischen Situation
mächtig fördern. Sehr vielen dieser Erklärungen merkt man
sofort an, dass sie von Wilamowitz eingegeben sind (vgl. z.
hintereinander zu V. 729, 731, 742, 750, 760, 780, 830, 83
845 f. u. s. f.): es sind die eigentlichen Goldkörner des co
mentarius perpetuus.

Wien. Hugo Jurenka.

Babrii fabulae Aesopeae. Recensuit O. Crusius. Editio min
(Bibl. scriptorum Teubneriana.) Lipsiae 1897. 312 SS.

Die Übung, editiones minores mit Hinweglassung umfan
reicher Prolegomena und des Index verborum zu veranstalten, h
hier zu einer kleinen Inconsequenz geführt, da S. 251—263
Einleitung zu den von C. F. Müller herausgegebenen Tetrastic
des Ignatius Diaconus aus typographischen Gründen beibehalt
werden musste. Der Besitzer dieser wohlfeilen Ausgabe (d
übrigens eine Probe des Athous und zwei der Wachstafeln
Lichtdruck beigegeben sind) ist also über die Hss. des Ignati
und die — metrischen — Grundsätze, nach denen Nachahmung
desselben ausgeschieden werden können, genau orientiert, währe
er, da dem Texte des Babrius nur Testimonia (S. 3—8; ein wic
tiger Nachtrag aus Basilius S. 309) vorangehen, über Hss. d
Babrius und deren Bezeichnung nur aus der Zeichenerklärung a

S. 308 das Nothwendigste erfährt. Dort fehlt die Bezeichnung des Augustanus (A[a]) gänzlich; M und P[1] stehen nicht in der alphabetischen Reihenfolge, sondern unmittelbar nach der paraphrasis Bodleiana.

Auf die anlässlich des Erscheinens der größeren Ausgabe vielfach hervorgehobenen Verdienste, die sich Cr. durch die Reichhaltigkeit der knappen adnotatio und die Lob und Tadel gerecht vertheilende Beurtheilung früherer Arbeiten erworben hat, glaube ich hier nicht eingehen zu sollen, da die Prolegomena zur Beurtheilung nicht vorliegen. Ich begnüge mich also damit, den Inhalt des Bandes zu skizzieren. Die Fabeln des Babrius zerfallen zunächst in die 123 des schon berührten codex Athous, 12 des Vaticanus, 4 der gleichfalls schon erwähnten Leidener Wachstafeln und je 1 nur bei Pseudositheus und bei Tzetzes und Natalis Comes erhaltene. Dann werden die Paraphrasen (Nr. 142—194 des Bodleianus) — mit Herstellungsversuchen, die meist in die adnotatio verwiesen sind —, endlich Fabeln zusammengestellt, deren Zuweisung an B. zweifelhaft (Nr. 207—222) oder unrichtig ist (Nr. 223—254). Ferner hat Cr. die Reste daktylischer (S. 215—233) und jambischer Fabeln (S. 234—248) gesammelt und auch hiebei die in Paraphrasen erkennbaren Verse besonders behandelt.

Bedauerlich bleibt es, dass Cr. die durch die größere Ausgabe hervorgerufenen Äußerungen selbst in den Addendis noch nicht berücksichtigen konnte.

A. Zimmermann, Kritische Nachlese zu den Posthomerica des Quintus Smyrnaeus.

Sonderabdruck der Beilagen zum 17. und 18. Jahresbericht des Gymnasiums zu Wilhelmshaven, Ostern 1899 u. 1900. Leipzig, Teubner 1900. 47 SS.

Zimmermanns Quintus-Ausgabe (Bibl. Teubn. 1891) bildet im Vereine mit seinen 'Kritischen Untersuchungen zu Qu. S.' (Leipzig 1889) eine gute Grundlage für die Quintus-Kritik, in deren Geschichte sie einen neuen Abschnitt bezeichnet; es ist Z. auch zuzugeben, dass meine Nachcollation des Parrhasianus nur zu einer — im Verhältnisse zum Umfange der Posthomerica — sehr geringen Zahl von Stellen zu Änderungen Anlass gibt. Nun hat sich Z. ein neues Verdienst erworben, indem er auf Grund dieser Nachcollation (Wien. Stud. XVII, 161—164) sonstiger Publicationen und eigener erneuter Durchforschung etwa 200 Stellen in dieser 'Kritischen Nachlese' bespricht; mit Recht bezeichnet er die beiden Wilhelmshavner Programme (von denen das zweite erst zu Ostern 1900 erscheinen wird; mir liegt durch Z.s Freundlichkeit der bei Teubner herausgegebene Sonderabdruck schon jetzt vor) auf dem Titelblatte als eine nothwendige Ergänzung der Textausgabe.

Betreffs des codex P habe ich zunächst eine Bemerkung
S. 21 zu machen. Es sind nämlich in P die Verse IV 526—5
nach V 158 gesetzt, und zu V 159 ist am Rande — wie a
meinem Z. zur Verfügung gestellten Collationsexemplar zu erseh
ist — bemerkt: ζήτει (über ζη ist entweder τ oder Acut u
Abkürzungsstrich geschrieben) *ὄπισθεν πρὸς τὸ τέλος τῆς ῥα*
δίας; thatsächlich ist ja die Fortsetzung zu IV 573 oben ge
Ende des 4. Gesanges zu suchen. Z. aber liest aus Treus A
zeichnungen ein *ὄπισθεν τὸ ῥακῶδες* heraus und spricht da
von der handschriftlichen Andeutung einer Lücke. Ferner fe
der Hinweis auf P bei IX 372, bei XIV 621 die Angabe, d
ich aus den verschnörkelten Schriftzügen von P *οὐ κειμέν*
herausgelesen habe.

Was nun die zusammengestellten Publicationen betrifft,
hat Z. nicht nur die speciell auf Qu. bezüglichen (zumeist Rec
sionen der Ausgabe), sondern auch Schriften, wie E. Polla
Hippodromica. Leipzig 1890, berücksichtigt; vermisst habe
nur die Vermuthung von Maass (Aratea 261, 26) zu VII 29
Σκυρόθεν statt *ὕστερον*.

Endlich ist im allgemeinen — auf einzelne Stellen mag
nicht eingehen, da der zweite Theil, wie schon erwähnt wur
noch nicht allgemein zugänglich ist — über Z.s kritisches V
fahren zu berichten. An einer Anzahl von Stellen tritt er
Recht für die Aufnahme der (längst bekannten oder neuerlich c
statierten) Lesart von P ein, für andere bringt er beachtenswe
Verbesserungsvorschläge, darunter auch solche zur Beseitigung v
Lücken. Wenn auch bei manchen von den 22 S. 5 zusamm
gestellten Stellen (es blieben demnach nur 3—4 Lücken) weg
gewaltsamer Änderung oder wegen nicht befriedigender Les
Zweifel bleiben, scheint mir doch das Streben, Lücken zu vermeid
ein richtiges zu sein. In anderen Fällen haben mich die Bedenk
gegen verschiedene Versuche Z.s zu der Erwägung veranlasst,
nicht doch die handschriftliche Lesart gehalten werden könn
vgl. III 295 und IV 209. Selbst VI 175 weiß ich nicht,
Sitzlers Conjectur *ἢ δαιτυμόσιν πρέπει ἠδὲ νομεῦσι* (für *δα*
μεταπρέπει), die Z. überzeugend nennt, nicht eher bestech
genannt werden sollte. Dass ich bei III 295 auch an *δηναι*
gedacht habe, veranlasst mich, mit dem Wunsche zu schließe
Z. möge bald in die Lage kommen, seinen Wortindex zu veröffe
lichen.

Iglau. Dr. Wilh. Weinberger.

ıusgewählte Reden des Lysias, erklärt von R. Rauchenstein. 2. Bändchen. 10. Aufl. besorgt von Karl Fuhr. Berlin, Weidmann 1897. 138 SS.

Der mehr als zehnjährige Zeitraum, der seit der letzten Be-rbeitung des 2. Bändchens vorliegender Ausgabe verstrichen ist, ıt für die Herstellung der neuen Auflage nicht ohne Einwirkung ıeblieben. Am wenigsten wurden davon die Einleitungen zu den inzelnen Reden berührt. Einige Zusätze zeigt die zur 19. Rede, ro namentlich die chronologischen Schwierigkeiten der darin be-prochenen kyprischen Verhältnisse betont werden, ferner die zur 12. Rede über das Vorgehen der Getreidehändler, welches den Anlass zu dieser Rede bildet; auch der wahrscheinliche Ausgang ler Sache des Pankleon, gegen den die 23. Rede gerichtet ist, rird auf Grund der Abhandlung von Wilamowitz dargestellt.

Der Commentar ist zunächst von textkritischen Erörterungen, lie in den Anhang verwiesen sind, entlastet, sonst aber vielfach rweitert und umgearbeitet. Zu mehreren Stellen der 19. Rede z. B. und Nachweise über den logischen Aufbau der Rede hinzugefügt.

Weit größer sind die Änderungen im Texte, für den die Bearbeitungen von Weidner und Thalheim verwertet wurden. Ich ühre nur jene Stellen an, wo der Herausgeber neue Besserungs-versuche aufgenommen hat. XIX 28. Die kritisch ganz unsichere Steile gibt Fuhr in derselben Fassung wie in der 9. Auflage, nur setzt er statt *Ἀριστοφάνει*, das ihm zu dem Glossem im Palat. zu gehören scheint, *αὐτῷ* vor *πρίν*. — VII 23. Statt Scheibes ὅσῳ (ὅς im Pal.) schreibt F. *οὗτος*, indem er nach *δεινότατα ἂν πάσχω* stärker interpungiert. Dann aber hätte sich immerhin ὅς = ille enim halten lassen, das jedenfalls den Vorzug vor *ὅσῳ* verdient. — XXIV 1. Nach *ἄξιον*, dessen Verbindung mit *βεβιω-κότα* sich nicht rechtfertigen lässt, ergänzt jetzt F. *ὄντα*. Ich halte die Stelle damit nicht für gebessert, da sich die beiden Participia nicht miteinander vertragen. Welches derselben soll dem *ψευδόμενον* des ersten Gliedes entsprechen? Dem Sinne und der gleichen Stellung nach müsste es *ἄξιον ὄντα* sein, dann gibt es aber für *βεβιωκότα* keine befriedigende Erklärung. Ist aber *βεβιωκότα* zu *ἐπιδεῖξαι* zu construieren, dann erwartet man ent-weder *ἀξίως*, was Reiske verlangt hat, oder *βίον ἐπ. μᾶλλον ἄξιον*. Den Ausfall von *βίον* hat F. selbst in der 9. Auflage vermuthet; mir scheint er sehr wahrscheinlich. — Ibid. 21. *Μὴ οὖν* statt des überlieferten *μηδέ* empfiehlt sich dem Sinne nach; auch konnte *οὖν* wegen des folgenden *οὐ* leicht ausfallen. — XXXII 13. An Stelle des fehlerhaften *τὸν βίον καταλιπεῖν* der Handschriften schrieb man bisher mit Scheibe *τ. β. ἐκλιπεῖν*. Nun bemerkt F. mit Recht, es handle sich hier gar nicht ums Sterben, und schreibt *τ. β. καταβιοῦν*. Mir erscheint dieses ohne modalen Zusatz nichtssagend; ist vielleicht *καταισχύνειν* zu schreiben? Vgl. Dem. c. Timocr. 204 *καταισχύνει .. τὸν βίον*.

Die offenbar verderbte Überlieferung in VII 12 festhalten z
wollen, ist ein eitles Bemühen; denn λέγομαι ὥς μοι προσήκ
„man redet von mir, wie ich eigentlich sein sollte“ ist schwerli
gut Griechisch. Durch εὐλογεῖσθαι ἤ hat Herwerden wenigste
einen untadeligen Sinn und Wortlaut hergestellt.

Wien. Franz Slameczka.

Divico oder die von Caesar den Ost-Galliern und Süd-German gegenüber vertretene Politik. Von Hartmann Friedrich v Mülinen, Dr. phil. 1. Lieferung. Bern, Commissionsverlag v Hans Körber 1898.

Der Verf. sagt S. 7: 'Es muss ... allerdings zugegeb werden, dass Cäsar durch die erwähnte kriegerische Unternehmu — er meint den Sieg über die Helvetier und Ariovist — si um sein Vaterland, die Menschheit und die Cultur in unsterblich Weise verdient gemacht hat; ob er aber in seiner Handlungs- u Darstellungsweise auch seinen Gegnern zuweilen gerecht geword ist, ist eine andere Frage; diese hier zu erörtern, ist der Zwe unserer Schrift.' Und jetzt lässt M. eine Übersetzung des I. Co mentarius — er nennt das Ding 'Erläuterung', wohl in Erinneru dessen, was z. B. eine 'commentierte' Ausgabe bedeutet — folge Zugrunde gelegt ist die Kraner'sche Stereotypausgabe vom Jah 1861!

Den kritischen Standpunkt des Verf.s beleuchten folgen Sätze S. 60: 'In sachlicher(!) Beziehung wollen wir, was die ve schiedenen Lesarten betrifft, erwähnen, dass sie im allgemein nicht sehr voneinander abweichen und dass nur in einem Punk eine eigentliche Correctur gemacht werden muss, die wir sch Plutarch und Orosius verdanken: Die Flucht der Germanen na ihrer Niederlage durch Cäsar erstreckte sich nämlich nicht n 5000, sondern 50.000 Doppelschritte weit.' M. selbst lässt ab in seiner Übersetzung '5000' stehen, und er hat recht getha denn dass dort 'eine eigentliche Correctur gemacht werden mus hätte er doch nachzuweisen versuchen sollen. Er möge etwa d Notiz bei Kraner-Dittenberger[15] z. St. nachlesen. Überdies sei ihm bezüglich der Lesarten die fast 7 Seiten großoctav in Meuse Tabula coniecturarum zum Studium empfohlen. Bezüglich d Handschriftenfrage, von der jeder, der sich mit Cäsar zu beschä tigen vorgibt, doch zum mindesten wissen müsste, dass sie si seit Nipperdey in einer vollständigen Umwälzung befindet, merk M. so viel an: 'Desgleichen wollen wir noch beifügen, aus welch Zeit die älteste Handschrift stammt, und wo sie sich derzeit b findet: Sie stammt aus dem 10. Jahrhundert und ist da, wo s sein soll, nämlich in Paris!' (S. 60). Das ist recht kräftig. Wi das überzeugend wirkt! Zum Ansatz möge er aber etwa Teuffe

Schwabes Literaturgeschichte nachsehen; dort wird er als Zeit IX.— X. Jhdt. angegeben sehen.

Und nun zu der Übersetzung. Geschmackvoll ist gleich die rechtfertigende Bemerkung zur Übersetzung auf S. 60: 'Erstens sind wir ausschließlich dem Gange der Ereignisse gefolgt, indem wir ihn(!), zur besseren Veranschaulichung, in die Gegenwart versetzten.' Wie schön sich das ausnimmt, dafür eine Probe: 'Der Gemahlinnen hat (fuerunt) Ariovistus zwei; die eine derselben, die er von zu Hause mit sich gebracht hat (duxerat), ist aus dem Stamme der Sueven; die andere, König Voccios Schwester, die er, nachdem sie ihm von dem Bruder zugeschickt worden ist, in Gallien geheiratet hat (duxerat), ist aus Noricum; beide kommen auf dieser Flucht ums Leben (periit). — Dieselbigen haben auch zwei Töchter (Text: Fuerunt duae filiae).

M. hat auch gewisse Lieblingsausdrücke; besonders fiel mir das schöne 'derselbige' auf. Also z. B. S. 54 f. 'Mit denselbigen begeben sich die Ersteren in die Schlacht. — Auf dieselbigen ziehen sich die Reiter zurück: Dieselbigen springen auch, wenn eine größere Schwierigkeit entsteht, herzu', und sechs Zeilen tiefer kommt es wieder.

Diese Citate werfen auch schon das entsprechende Licht auf die Übersetzung. Von einem deutschen Sprachgeiste keine Spur. Ein jeder mittelmäßiger Quartaner würde eine bessere Übersetzung geboten haben; man sehe z. B. c. XLI init.: 'Nachdem Cäsar diese Rede gehalten hat, wandelt sich Aller Sinn in wunderbarer Weise um; es entsteht in ihnen die höchste Munterkeit und Kriegslust und es dankt ihm vor allem die zehnte Legion vermittelst ihrer Kriegstribunen dafür, dass er über sie ein so günstiges Urtheil gefällt habe, und bestätigt ihm zugleich, dass sie zum Kriegführen vollständig bereit sei. — Hierauf lassen es sich aber auch die übrigen Legionen vermittelst ihrer Kriegstribunen und der Centurionen ihrer ersten Glieder (ordinum!) angelegen sein, Cäsar wiederum zu befriedigen.' Oder c. XII 5: 'Dieser Stamm allein hat, als er nach der Überlieferung unserer Väter von zu Hause ausgezogen ist, Consul L. Cassius getödtet und das Heer desselben unter dem Joche durchgeschickt.' Und in diesem lallenden 'Deutsch' geht es fast das ganze Büchlein hindurch, denn eigentlich ist in dieser 1. Lieferung nur, wie schon erwähnt, eine 'Übersetzung' der ersten 'Erläuterung' gegeben.

M. könnte freilich einwenden, das, was man sagen will, schön und grammatisch richtig und auch nicht gegen den Sprachgeist zu sagen, ist nicht jedermanns Sache. Gut, natürlich nicht zugegeben. Aber wenn einer Cäsar übersetzen will und dann solche Schnitzer macht, wie z. B. XIII ibi futuros Helvetios, ubi eos Caesar constituisset ... wo Cäsar es beschließe; ib. sin bello persequi perseveraret, reminisceretur et veteris incommodi pop. Romani et pristinae virtutis Helvetiorum ... wenn er jedoch fort-

fahren sollte, sie in kriegerischer Absicht zu verfol
er der ebenso alten und dem römischen Volke nac
auch ehemals bewiesenen Tapferkeit der Helveti
XVII 5 ab eisdem nostra consilia, quaeque in ca
hostibus enuntiari .... Durch eben diese Leute w
unsere im Lager gehaltenen Berathschlagungen an
rathen; XVIII 5 .. facultates ad largiendum magn
magnum numerum equitatus suo sumptu semper a
se habere ... habe er ... große Mittel zur Vers
gehäuft; so umgebe er sich mit einer großen Zah
die er zu seinem Aufwande stets unterhalte ... I
heißt vom Heere 'reisen'; XXI 1 sub monte heißt
Berges; ib. circuitus 'Umweg'. Doch ich will aufh
man also, um meine frühere Frage aufzunehmen, zu s

Ich glaube das nicht besser beantworten zu k
ich ioci causa den Gallimathias herschreibe, den M
zu IX 4[1]) gibt (S. 61): „In Capitel 9 haben wir be
den Helvetiern und Sequanern stattgefundenen A
Geiseln den Ausdruck „und zwar so" gebraucht, i
steht: perficit, von perficere, beenden; wir hätten d
„perficit", das ein volksthümlicher Ausdruck gewe
und unzweifelhaft adverbialen Charakter hat, am bes
schließlich so" übersetzt; da aber die Verhandlung,
tausche der Geiseln vorangieng, schon als eine lä
dargestellt worden ist, so haben wir dieses „schli
lassen."

Bewundernswert ist die Logik S. 64, wo es
haben wir nach dem lateinischen Sprichworte: I
affirmat, zu deutsch: „Die doppelte Verneinung bej
directe Ausdrucksweise eintreten lassen und desgleic
folge der Capitel in andere Abschnitte getheilt und
gekürzt."

Man kann nach diesen Proben auf die nächst
gespannt sein. Vielleicht ist aber M. unterdesse
betreffs seiner Auseinandersetzungen zu dem Endres
ich gerne unterschreibe, gelangt: 'Schade um das
gute Papier, worauf das Zeug gedruckt ist.'

---

[1]) Der Text lautet: 'Itaque rem suscipit et a Se
ut per fines suos Helvetios ire patiantur, obsidesque uti
perficit: Sequani, ne itinere Helvetios prohibeant' eqs. –
'er nimmt sich daher der Sache an und verlangt von
H. durch ihr Land hindurchziehen dürfen und dass sie s
seitig ihre Geiseln stellen, und zwar so: die Sequaner,
an der Reise (!) nicht zu verhindern' usw.

Anschauungstafeln zu Caesars bellum Gallicum von Dr. Ludwig Gurlitt, Oberlehrer am Gymnasium in Steglitz. Gotha, Perthes. I. Castra Romana. II. Alesia. Preis pro Blatt 3 Mk.

Die in letzter Zeit immer und immer wieder betonte Nothwendigkeit von Anschauungsmitteln, [1]) die den Zweck haben, das Verständnis des classischen Alterthums in Verbindung mit der Lectüre der alten Classiker zu fördern, hat hier ein neues Unternehmen gezeitigt, das die Aufmerksamkeit der Schule vollauf verdient.

Die Tafeln haben eine Größe von 92 × 61 cm, sind also noch größer als die bekannten Seemann'schen „100 Meisterwerke" oder die Langl'schen Tafeln. Die Zeichnung, auf die Fernwirkung berechnet, entspricht allen Forderungen der Schule. Ich habe mich überzeugt, dass auch der entferntest sitzende Schüler vollkommen klar — auch die Details — sieht.

Die Tafel von Alesia erhält auch einen besonderen Reiz dadurch, weil die wirkliche Terrainformation mit der antiken Stadt im Hintergrunde berücksichtigt erscheint. Die Schwierigkeiten, die sich der Wiedergabe aller Annäherungshindernisse entgegenstellten — es durfte ja unter eine gewisse Größe der einzelnen Objecte nicht heruntergegangen werden, wenn sie nicht für das Classenzimmer unbrauchbar werden sollten — wären vielleicht theilweise doch in der Art zu beseitigen gewesen, dass man irgendwo oben auf der Tafel einen kleiner gehaltenen senkrechten Durchschnitt aller Hindernisse eingezeichnet hätte. Das hätte sich vielleicht doch so anbringen lassen, dass der Gesammteindruck — und um den handelte es sich wohl dem Verf. — nicht gar zu sehr gelitten hätte. Ich denke da z. B. an die Akropoliskarte im Oldenbourg'schen Verlage. Die Schüler müssten da eben in den Zwischenpausen näher zur Karte treten.

Auch hätte G. die Lagerecken abrunden sollen. Man kann doch dem Praktiker Cäsar, auch wenn wir darüber nicht Zeugnisse hätten, nicht zumuthen, dass er die todten Räume, die vom rein viereckigen Lager aus nicht bestrichen werden konnten, geduldet haben sollte. Dem widerspricht durchaus nicht, dass es castra quadrata heißt, ein Ausdruck, der übrigens bei Cäsar gar nicht vorkommt (vgl. auch den 'Grundriss des Lagers' S. 35 in der von mir besorgten 2. Auflage des Prammer'schen Wörterbuches zum b. G.).

Beigegeben sind auf fliegenden Blättern die nöthigen Erklärungen. Sie sind sehr sachgemäß, kurz und doch erschöpfend

---

[1]) Vgl. auch meine Programmarbeit »Der Anschauungsunterricht mit Rücksicht auf die Liviuslectüre.« Czernowitz 1894, wo ich auch den Antheil österreichischer Schulmänner an diesen Bestrebungen ins rechte Licht zu setzen suchte, was ich ausdrücklich betonen will, weil die alljährlich über die Sache erscheinenden reichsdeutschen Schriften von diesen Bestrebungen zumeist schweigen.

gehalten. Nur möchte ich dem Herausgeber zur etwaigen Erwägung empfehlen, diese Erklärungen vielleicht einseitig drucken zu lassen. Das hätte manche Vortheile. Vor allem giengen sie nicht verloren, weil sie irgendwo auf der Tafel, vielleicht auch rückwärts, aufgeklebt werden könnten.

Das schöne Unternehmen sei hiemit allen Collegen aufs angelegentlichste empfohlen.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

M. Tulli Ciceronis Somnium Scipionis. Für den Schulgebrauch erklärt von Karl Meißner. 4. verb. Aufl. Leipzig, Teubner 1896. Preis 45 Pf.

In dieser neuen Auflage wurden mancherlei, zum Theile nicht unwesentliche Änderungen vorgenommen. Vor allem wurden Commentar und Einleitung im Interesse einer größeren Brauchbarkeit für die Schule gekürzt. Doch sind immer noch die Erläuterungen reichhaltig genug, um die schwierige Schrift dem Verständnisse der Schüler näher zu bringen. Denn das lässt sich doch wohl nicht in Abrede stellen, dass das *Somnium Scipionis* sowohl in stofflicher, als auch in sprachlicher Hinsicht für die Schüler zahlreichere Schwierigkeiten bietet als irgendeine andere Schrift Ciceros. Nägelsbach hatte sie freilich das schönste unter den philosophischen Stücken Ciceros genannt, und richtig ist, dass die Schrift wegen ihres hohen ethischen Gehaltes und der förmlich dichterischen Schönheit der Darstellung einen hervorragenden Platz einnimmt. Trotzdem würde ich mich nicht getrauen, sie als Schullectüre zu verwenden. Eher noch würde sie sich, was der Herausgeber auch im Auge hat, dazu eignen, als Privatlectüre strebsameren Schülern empfohlen zu werden, selbstverständlich nur an der Hand eines guten Commentars, wie es der vorliegende ist. Aber selbst für diesen Zweck würde Ref. eine Auswahl aus anderen philosophischen Schriften Ciceros, wie sie Weißenfels veranstaltete, vorziehen. Über einige Änderungen in der Textesgestaltung gibt der kritische Anhang erklärenden Aufschluss.

De M. Tulli Ciceronis philosophiae studiis scripsit Dr. J. Križanić. Doctordissertation. Zagrabiae (Agram) 1897.

Die Schrift bietet in einer im allgemeinen sehr gewandten lateinischen Darstellung eine übersichtliche Erörterung des gestellten Themas; doch kann sie auf irgendeinen wissenschaftlichen Wert nicht Anspruch erheben. Voraufgeschickt wird vom Verf. eine Zusammenstellung der von ihm benützten Hilfswerke, unter denen ich manches wichtigere einschlägige Werk vermisse, zu meinem Befremden aber die seinerzeit von mir in diesen Blättern angezeigte, völlig wertlose Programmabhandlung von Fr. Smrčka

I. Tullius Cicero de philosophia merita sibi paraverit',
892, finde. Nach der Erörterung des Zustandes der philo-
hen Studien in Rom vor Cicero bespricht K. im ersten Theile
Abhandlung die Frage, wie es kam, dass Cicero sich über-
mit philosophischen Studien befasste. Im zweiten Theile
diese philosophischen Schriften selbst, dann kurz die Art,
ero seine Quellen benützte, und die Verdienste, die er sich
n um die römische Literatur und besonders um die latei-
Sprache erwarb, erörtert. Neue Gesichtspunkte werden
verschiedenen Fragen in keiner Weise abgewonnen. Es
vielmehr die Schrift wesentlich nichts anderes als eine
fließendem Latein, im ersten Theil sehr häufig mit Ciceros
Worten gegebene Darstellung jener Fragen, die auch in
mischen Literaturgeschichte behandelt werden. Die Latinität
f.s ist bis auf einige bedauerliche Abweichungen sicherlich
zu nennen und an guten Mustern, insbesondere an jenem
gebildet, dergestalt, dass auch die für Cicero typische
'*esse videatur*' nicht selten von K. verwendet wird. In
rtheilung der Verdienste Ciceros nach den bezeichneten
gen zeigt sich eine sehr anerkennenswerte Wärme des Tones,
n überhaupt in neuerer Zeit wieder eine gerechtere Würdi-
es seit Drumann und Mommsen in Deutschland arg ver-
ften großen römischen Redners platzgreift. — Auffallend
ch und kann nicht unerwähnt bleiben, dass die Abhandlung
r im allgemeinen bemerkenswerten Glätte und Eleganz des
hen Stils doch auch mancherlei nicht ganz geringfügige
e gegen Correctheit des lateinischen Ausdruckes aufweist,
als Dativ (zweimal!, S. 48, Z. 9, S. 57, Z. 1), *videri*
us. c. inf. (*unam hanc causam fuisse videtur*, S. 48),
tionsverstöße wie: *quam avide libri exspectarentur, luculen-*
n exemplum exstat (S. 76), *haud scio an* im Sinne von
ich' u. ä. Wie die sichtliche Belesenheit des Verf.s in
en Latinität ihn vor solchen Dingen nicht völlig bewahren
ist mir unerfindlich.

tion zu Ciceros Rede De imperio Cn. Pompei von Dr.
rause. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt 1898. Preis 30 Pf.

as Heft zeigt die bekannte Anlage der Krafft-Ranke'schen
tionen. Es will dem Schüler die 'meist unfruchtbare Arbeit
hschlagens im Wörterbuche abnehmen und ihn durch ein-
Berücksichtigung der Etymologie und des Bedeutungs-
in den Stand setzen, seine Kenntnis des Sprachschatzes
rn und zu vertiefen'. Dieses Ziel könnte freilich auch
nützung eines entsprechend angelegten lateinischen Lexikons
a des Stowasser'schen erreicht werden. Als bekannt werden,
in den Vorbemerkungen heißt, in der Regel diejenigen
n und Wendungen vorausgesetzt, die der Schüler vermuth-

lich mehrmals in Cäsars bell. Gall. gelesen hat. Doch wird ein ziemlicher Tiefstand der Vocabelkenntnisse vorausgesetzt, wenn auch Wörter wie *iucundus, prohibeo, auctoritas, ingenium, praeter. beatus, studiosus* u. ä. angegeben werden. Die in der Rede erwähnten geschichtlichen Begebenheiten sind tabellarisch zusammengestellt. Die Anmerkungen erläutern in bündiger Kürze nur das für das unmittelbare Verständnis der Stelle Erforderliche. Alles Weitere, insbesondere die Disposition, wird der gemeinsamen Arbeit in der Schule überlassen; und das wäre ja nur zu billigen.

Ciceros Rede gegen L. Catilina und seine Genossen. 3. erw. Aufl., herausgeg. von H. Nohl. Mit einem Titelbilde. Wien u. Prag. Tempsky 1897. Preis geh. 30 kr., geb. 50 kr.

Die Erweiterung in dieser neuen Auflage der mit Recht sehr geschätzten und sehr verbreiteten Schulausgabe besteht in der Anfügung einer Erklärung der Eigennamen und sachlich schwierigen Stellen, die durchaus zweckentsprechend ist und die Brauchbarkeit des Buches nur noch erhöhen wird. Alles andere ist wörtlich gleichlautend mit der 2. Auflage, die auch in diesen Blättern vom Ref. kurz angezeigt wurde.

Ciceros Rede de imperio Cn. Pompei, erklärt von F. Thümen. 2. durchges. u. verm. Aufl. Berlin, Gärtner 1898.

Der Herausgeber sucht in diesem Commentar, dessen 1. Auflage vom Ref. in diesen Blättern besprochen wurde, die Exegese der Rede nach den Grundsätzen der Herbart'schen Pädagogik durchzuführen und demnach bei der Interpretation die bekannten verschiedenen Gattungen des Interesses: das empirische, speculative. ästhetische, sympathetische, sociale und religiöse Interesse zu erwecken. Ich halte jedoch auch heute noch, wie ich es bei der Besprechung der 1. Auflage aussprach, daran fest, dass eine solche Art der Behandlung der Lectüre sich für die Zwecke der Schule wenig empfehle. Das ehrliche Streben des Herausgebers in allen Ehren! Auch soll nicht geleugnet werden, dass in seinem Commentar eine Fülle wissenswerter Dinge aufgespeichert ist. Allein schon vom Standpunkte des so wünschenswerten rascheren Fortschreitens in der Lectüre erscheint jene Methode der Interpretation nicht rathsam; dabei lenken jene oft recht gequälten Auseinandersetzungen, durch die überall für die einzelnen Arten des Interesses etwas gewonnen werden soll, doch von der eigentlichen Hauptsache ab. Ich möchte daher Weißenfels vollkommen beistimmen, der (Wochenschr. f. cl. Phil. 1898, Nr. 5) [1]) erklärt, Thümens Verfahren verleite leicht zu einem erzwungenen, breiten

[1]) Dies citiere ich nur deshalb, weil Thümen in der Vorrede dieser 2. Auflage gerade meine ablehnende Beurtheilung der 1. Auflage besonders vermerkt.

Gerede; man müsse seinen Gegenstand bei der Behandlung in der Schule nicht so lange zerren und pressen, bis er auch für Gesichtspunkte, die ihm fernliegen, etwas hergebe. Dass hingegen der Commentar mit seiner reichhaltigen Materialsammlung bei Behandlung der Rede in einem pädagogischen Seminar recht nützlich sei, ist ohneweiters zuzugeben. — Sieht man von jener speciellen Eigenart des Commentars ab, so ist das ernste Bemühen des Herausgebers, die Worte und Gedanken des Redners zum vollen Verständnisse zu bringen, aller Anerkennung wert.

Ciceros Reden de imperio Cn. Pompei und pro Archia poeta. Nach Dr. Ferd. Schultz' Ausgabe 2., völlig umg. u. verm. Aufl. besorgt von Dr. Adolf Lange. Paderborn, Schöningh 1898.

Diese Neubearbeitung der Schultz'schen Ausgabe unterscheidet sich von der früheren vor allem dadurch, dass an Stelle des lateinischen Argumentum eine deutsche Einleitung vorangestellt ist. Auch der Text bedurfte einer gründlichen Revision. Er wurde, entsprechend dem neueren Stande der Textkritik, im wesentlichen unter Zugrundelegung der kritischen Ausgabe C. F. W. Müllers constituiert. Auch der Commentar erfuhr mannigfache Bereicherungen zumeist in Bezug auf sachliche Exegese, aber auch eine große Anzahl sprachlicher Erläuterungen wurde neu hinzugefügt. Die Einleitungen erörtern in sachgemäßer Weise alles, was für das Verständnis der Reden eine Voraussetzung bildet. Der Commentar leitet den Schüler vielfach in sehr verständiger Weise zu einer angemessenen deutschen Übersetzung an. Nur einige kurze Bemerkungen mögen hier noch platzfinden! Pomp. 13 würde ich es vorziehen, bei der Übersetzung der Wendung '*in quo summa sint omnia*' die vox ambigua 'der alle Eigenschaften im höchsten Grade besitzt' (so Lange) durch einen bestimmteren Ausdruck, etwa 'Feldherreneigenschaften, Tugenden' zu ersetzen. — Pomp. §. 14 beziehen sich Ciceros Worte *propter socios ..... maiores nostri ..... cum Poenis bella gesserunt*, wiewohl auch schon der Plural *bella* deutlich zeigt, nicht bloß, wie L. angibt, auf den zweiten punischen Krieg und auf die Vergewaltigung der Saguntiner, sondern diese römische Fiction, dass Vergewaltigung römischer Bundesgenossen der Anlass des Krieges gewesen sei, bezieht sich nach Ciceros und überhaupt nach römischer Auffassung sicherlich auch auf den ersten punischen Krieg (Mamertiner) und den dritten (Masinissa). — ib. §. 24 *regum afflictae fortunae*. Hier ist L.s Erklärung, der Plural '*fortunae*' stehe wegen der Beziehung auf mehrere Personen sicher nicht zutreffend, da sich *fortunae* ganz sicher auch neben einem Singular findet, so Cic. Tusc. V 115 *eius fortunas laudare*, ib. I 86 *qui si mortem tum obiisset, in amplissimis fortunis occidisset*. r. p. II 34 *Demaratus et honore et auctoritate et fortunis civitatis suae princeps*. — ib. §. 25 findet sich zu den Worten *sic ut poetae solent* die jeden-

falls befremdlich klingende Note: 'Naevius hatte in seinem *bellum Punicum* den ersten, Ennius in seinen Annales den zweiten punischen Krieg in Versen beschrieben.' Diese verstümmelte Angabe des Inhaltes der Annales muss nicht bloß den Schüler, sondern jeden Leser irreführen. — ib. §. 30 zu *liberatam* soll es genauer heißen: 'Das verschweigt hier Cicero wohlweislich vor dem Volke, dessen Zustimmung er durch diese Rede gewinnen will, dass Pomp. damals Italien von der Herrschaft der Marianer befreit hatte.' — §. 49 *hoc tantum boni* ist die von L. empfohlene deutsche Übersetzung 'diesen so großen Vortheil' recht unerwünscht. Gerade auf den Latinismus, der in *tantum* liegt, söllte nachdrücklich hingewiesen werden. — pro Arch. §. 5 heißt die Note zu *in Latio* 'Im Gegensatz zu Rom; in welchen Städten wohl?' Was soll ein Schüler mit dieser Erläuterung in Frageform gerade an dieser Stelle anfangen? Denn was hier mit Latium gemeint sei, ist bekanntlich strittig. — ib. §. 26 zu *pingue quiddam sonantibus* möchte ich lieber statt der Stelle Hor. Ep. II 1, 267, die weniger instructiv scheint, eine andere Stelle desselben Dichters citiert sehen: Serm. II 6, 14 f. *Pingue pecus domino facias et cetera praeter* | *ingenium*, aus der die Bedeutungsentwicklung sich klar ergibt. — Der Druck und die äußere Ausstattung des Heftes sind sorgfältig.

Schülercommentar zu Ciceros IV. Buche der Anklageschrift gegen Verres von Hermann Nohl. Mit einem Plan von Syrakus. Leipzig, G. Freytag 1898. Preis geh. 40 Pf., geb. 70 Pf.

Seiner Ausgabe dieser Rede, die schon vor mehreren Jahren in 2. Auflage, und zwar mit mancherlei wertvollen Beigaben ausgestattet, erschien, lässt Nohl nunmehr einen Schülercommentar für dieselbe Rede folgen. Er hält in den Erläuterungen das richtige Maß ein, indem er nur dem wirklichen Bedürfnisse des Schülers entgegenkommen will, ohne ihm jedoch die eigene Denkarbeit ganz zu ersparen. Der Commentar erstreckt sich in gleicher Weise auf sachliche und sprachliche Schwierigkeiten. Nur an einer einzigen Stelle (§. 101 zu *orandi causa*) wird auch die kritische Gestaltung der Stelle leicht gestreift, was sonst mit Recht durchaus gemieden wird. Man merkt es dem trefflichen Büchlein allenthalben deutlich an, dass es aus der Praxis des Schulunterrichtes hervorgegangen ist. Der Herausgeber vereinigt eben in sich jene beiden Eigenschaften, die zur Erreichung des von ihm angestrebten Zweckes erforderlich sind: er ist ein ebenso gründlicher Kenner Ciceros als ein gewiegter und erfahrener Schulmann, der für das Bedürfnis der Schüler das feinste Verständnis besitzt. Mit Geschick wird der Schüler zu einer schönen deutschen Übersetzung angeleitet, was insbesondere dort von Wert ist, wo Latinismen des Ausdruckes oder Satzbaues vorliegen. An passenden Stellen werden auch synonyme Ausdrücke nebeneinandergestellt und erläutert, doch

geschieht dies nur maßvoll und nicht in jener aufdringlichen Form, die in anderen Commentaren nicht selten begegnet. Ein paar Bemerkungen, Einzelheiten betreffend, mögen hier noch platzfinden. §. 2 freut es mich, dass Nohl jetzt auch in der Note die *fana* unter die *loca communia* rechnet, was, wie ich wiederholt nachzuweisen versuchte, das einzig Richtige ist. — §. 11 zu den Worten *verisimile non est, ut anteponeret* würde m. E. sowohl das *ut* als insbesondere die scheinbar seltsame Consecutio (*anteponeret* nach *v. est*) eine kurze Bemerkung verdienen. Dieser Coniunctivus potentialis der Vergangenheit bleibt eben auch in der Abhängigkeit von einem Haupttempus unverändert (vgl. Halm-Laubmann zu pro Sulla §. 57). — §. 20 scheint es mir doch sinngemäßer, die Worte *procedat in numerum* nicht als Frage, sondern als spöttischen Wunsch zu fassen. — Recht wünschenswert wäre die Quantitätsbezeichnung bei einigen Wörtern, die leicht unrichtig ausgesprochen werden. Hierin herrscht in dem Commentar kein ganz gleichmäßiges Verfahren. So möchte ich etwa die Quantität bezeichnen in den Wörtern: *Verrīa* und *Marcellīa* §. 24, 151, *Thericlīa* §. 38, *Amphiarāos* §. 39, *Catīna* und *Centurīpae* §. 50. — §. 32 verdient *utrosque scyphos*, das ja grammatisch auffällig ist, immerhin eine kurze Note. — Zu §. 33 *ista intellegere nescio quid nugatorium sciebam esse* vermisse ich die Bemerkung, dass dies keineswegs Ciceros wirkliche Anschauung ist, sondern nur eine Concession an die Anschauung seiner Zuhörer, vgl. §. 5 zu *ut opinor*. — §. 56 sollte *aliquam multi* als ungewöhnlicher, wahrscheinlich archaistischer Ausdruck bezeichnet werden.

Wenn man, wozu gerade diese Rede wegen ihres reichen und instructiven Inhaltes sich in hervorragender Weise eignet, sie für die Privatlectüre auf der obersten Stufe verwenden will, würde diese Schülerausgabe Nohls von den Schülern sicherlich mit besonderem Nutzen verwendet werden.

Ciceros Reden. Für den Schulgebrauch herausgegeben von J. H. Schmalz. 5. Heft: IV. und V. Rede gegen Verres und die Rede für Murena. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1898. Preis 1 Mk. 50 Pf.

In der bekannten, sehr gefälligen äußeren Ausstattung dieses Verlages präsentiert sich die neue Ausgabe dieser drei Reden Ciceros. Für die Textesgestaltung war C. F. W. Müllers Ausgabe grundlegend, doch so, dass auch spätere Beiträge zur Verbesserung des Textes Berücksichtigung erfuhren. Mit Rücksicht auf den Zweck der Ausgabe, dem Bedürfnisse der Schule zu dienen, war Schm. mit Recht an besonders schwierigen Stellen wenigstens bestrebt, einen lesbaren Text zu bieten. Es gilt dies namentlich von einigen stark verderbten Stellen der Mureniana, an denen Müller das Zeichen der Corruptel in den Text setzt. Auch diesem Bändchen wird der bereits vom Ref. besprochene Abriss des Lebens Ciceros

voraufgeschickt, dem eine sehr kurze Einleitung zur IV. und V. Rede gegen Verres und zur Mureniana folgt. Diese Einleitungen scheinen mir beide etwas gar zu knapp gehalten. Die Folge davon ist manche Unklarheit in nicht ganz belanglosen Dingen. So wäre es doch nicht unwesentlich gewesen zu bemerken, dass die Hinausschiebung des Processes bis ins Jahr 69 von Verres deshalb angestrebt wurde, weil er dann auf die Unterstützung der ihm freundlich gesinnten Beamten jenes Jahres rechnen konnte. Von Caecilius heißt es in der Einleitung: 'wahrscheinlich ein Sicilier und Quästor unter Verres', was so gefasst ist, als stünde es nicht völlig sicher, dass Caecilius unter Verres Quästor gewesen sei. Schm. wollte sagen: 'Quästor des Verres, wahrscheinlich von sicilischer Abkunft.' Übrigens konnten auch die Zweifel bezüglich der sicilischen Abkunft des Verres fallen gelassen werden. — In der Charakteristik der Rede für Murena könnte doch etwas bestimmter auf den heiteren Witz und den köstlichen Humor hingewiesen werden, wodurch gerade diese Rede sich vor allen auszeichnet. Einen Commentar diesem Bändchen beizugeben, hielt Schm. deshalb für überflüssig, weil es für die Lectüre der obersten Stufe bestimmt sei. Nur ein Verzeichnis der Eigennamen ist angefügt. Doch da die in diesem Bändchen enthaltenen Reden, insbesondere die IV. Rede gegen Verres in sachlicher Beziehung überaus reichliches Material bieten, das der Erläuterung dringend bedürftig ist, so kann der in dem Verzeichnisse der Eigennamen gebotene Behelf der Präparation nicht als für den Schüler ausreichend bezeichnet werden. Die Angaben da sind gar zu dürftig, und durch das Streben nach allzugroßer Knappheit ist manches entweder gar nicht oder nicht bestimmt genug erläutert. Auch schiene mir eine etwas gleichmäßigere Gestaltung der einzelnen Noten wünschenswert. Bei einzelnen Namen wird die Zeit angegeben, in der die betreffenden Personen lebten, bei anderen nicht. So fehlt die Zeitangabe bei Boëthus, Diogenes, Cn. Flavius, Mithridates, Plato, Sappho. Auch die Bezeichnung der Quantität sollte bei gewissen Eigennamen nicht fehlen, die leicht irrthümlich ausgesprochen werden, so bei Catīna, Himĕra, Marcellīa, Phasēlis u. a. — Die *Aetoli* werden (s. v.) fälschlich als Völkerschaft in Nordgriechenland bezeichnet. — Unter dem Worte *Aiax* fehlt die Bemerkung, dass der Telamonier gemeint ist. — Die Note zu *Canephoroe* könnte doch eine ganz kurze Hindeutung auf das Fest der Panathenäen enthalten. — Unter *Corinthia vasa,* desgleichen unter *Deliaca vasa* erwartet man doch auch eine Erwähnung des Materials, aus dem sie gefertigt waren, damit der Schüler nicht etwa an irdene Gefäße denke. — Unter dem Worte *Felicitas* heißt es mit eigenthümlicher Unbestimmtheit 'Ihr Tempel wurde 150 von Lucullus wegen glücklicher Feldzüge in Spanien erbaut'. Aber bei dem Namen 'Lucullus' schlechthin muss jeder nothwendig an den bekannten Lucullus Ponticus denken, der der Enkel des Er-

bauers jenes Tempels war. Recht zweckmäßig wäre es doch gewesen, bei Namen wie Catulus, Cato, Caesar, Lucullus auch das Gentilnomen beizufügen. — Die Angabe 'Lampsacus, Stadt in Kleinasien' ist ganz wertlos, weil gar zu unbestimmt. — Unter *Praxiteles*' soll es richtig heißen: 'um 350 v. Chr.', nicht 450. An den genannten Punkten bedürfte das Wörterverzeichnis in der nächsten Auflage wohl einer Berichtigung.

Wien. Alois Kornitzer.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. Editum consilio et impensis Academiae Caes. Vindobonensis. Volumen XXXIIII. S. Aureli Augustini operum sectio II. Epistulae. Ex recensione Al. Goldbacher.

S. Aureli Augustini Hipponiensis episcopi Epistulae. Recensuit Al. Goldbacher. Pars II. Epist. XXXI—CXXIII. Vindobonae, Pragae, Lipsiae. F. Tempsky, G. Freytag 1898. 746 SS.

Die Ausgabe der Augustinischen Briefe ist durch die Veröffentlichung des zweiten Theiles erheblich gefördert worden. Der neue Band enthält die 93 Briefe (nebst Ep. 92 A) aus den 15 Jahren von Augustins Erhebung zur Bischofswürde bis zu seiner Disputation mit den Donatisten, von 396—410. Diese Partie der Correspondenz gewährt einen Einblick in die immer zunehmende Thätigkeit des Verf.s, der auf einzelne an ihn gerichtete Fragen mit einer solchen Gründlichkeit eingieng, dass mancher Brief zu einer größeren Abhandlung anwuchs. Von Interesse ist der fortgesetzte Briefwechsel mit Hieronymus über die Bibelübersetzung und die Auslegung von Gal. 2, 11. Lehrreich sind die Briefe an Ianuarius über kirchliche Gebräuche und über das Osterfest, an Casulanus über das Fastengebot. Gemüthvoll und theilnehmend sind die freundschaftlichen Schreiben an Paulinus und Therasia sowie der Trostbrief an Italica. Kirchengeschichtlich bedeutsam ist die Correspondenz bezüglich der Donatisten und die Schreiben an den Clerus und die Gemeinde von Hippo. Besonders spannend und anziehend ist Ep. 118. Dioscorus, im Begriffe, eine Reise zu machen, hatte um baldige Aufklärung über eine große Zahl von Stellen aus Ciceros Schriften gebeten, weil er in gewissen Kreisen seine Bekanntschaft mit der classischen Literatur an den Tag legen müsse. Er erhält eine strenge Zurechtweisung bezüglich seiner Eitelkeit und eine fassliche Belehrung über die epicureische, stoische und platonisch-akademische Philosophie mit einem Endergebnisse, das ihn etwas überrascht haben wird. Epistel 92 A wird aus einem Codex von Cheltenham zum erstenmal veröffentlicht.

Der Herausgeber hat auch in dem vorliegenden Bande den Text musterhaft behandelt. Durch seine Recension auf Grund des ausgedehnten handschriftlichen Materials hat er die Mauriner weit

übertroffen. Einige corrupte Stellen sind durch evidente Emendation in Ordnung gebracht. Der erzielte Fortschritt ist umso höher anzuschlagen, als die Handschriften der verschiedenen Briefe von so ungleichem Werte sind, was die Arbeit sehr erschwerte. In Epist. 36, 3, n. 5 ist nach der Güte der Handschriften HP p. 35, 2 *de ieiunio uel de prandio* mit Wiederholung der Präposition zu schreiben, wie auch Aug. De consensu evangelistarum I, 1, n. 2 herzustellen ist: *de domini uel de apostolorum actibus* (ähnlich noch ib. 50, 105. 66, 98. II 28, 64), wenngleich bei engerer copulativer Verbindung die Präposition des zweiten Gliedes wegfällt (ib. II 28, n. 64. 29, n. 69. 45, n. 94. 50, n. 105) und ein Schwanken beobachtet wird Epist. 55, 2, p. 170, 20 *in illa passione domini et resurrectione* und p. 171, 14 *in passione et in resurrectione* nach K und Eug. Wahrscheinlich ist Epist. 44, 6, p. 114, 15 statt *eminuit* nach MF *emicuit* zu lesen, wie die Handschriften auch bei Aug. In Ioh. evang. tract. VI 20 (Migne 35, 1435) das Richtige bieten werden, wo sie *emicare* ungeachtet des Vergleiches mit *supereminere* vorziehen: *Quomodo enim oleum a nullo humore premitur, sed disruptis omnibus exsilit et supereminet, sic et caritas non potest premi in ima; necesse est, ut ad superna emicet,* während die Mauriner gegen die Überlieferung auch hier *emineat* lesen. In dem Citate Gal. 5, 19, wo *ἀσέλγεια* nach dem cod. Boernerianus ebenso wie die übrigen Glieder im Plural steht, dürfte p. 491, 3 nach PN *luxuriae* vielleicht richtig sein. Die Stelle Dan. 3, 44 ist p. 656, 1 sehr schlecht hergestellt; in der Anführung des Griechischen *ἀπὸ πάσης τῆς δυναστείας* ist das folgende *καὶ* noch hinzuzunehmen. Mit THB ist p. 391, 11 sicher *didragmas* zu schreiben, wie Aug. Conf. VIII 3, n. 6. X 18, n. 27 *dragmam.* Auch wird in Erwägung zu ziehen sein, ob nicht *prodeerit* p. 370, 15 in der Bibelstelle Gal. 5, 2 nach H (cod. Escor. s. VIII—IX) aufzunehmen ist, wiewohl *prodeerat* p. 371, 2 im Text des Autors nur durch den Abschreiber nachgeahmt wurde. In sprachlicher Hinsicht ist es von Wichtigkeit, dass p. 7, 23 Epist. 31, 8 ein Infinitivus Futuri Passivi auf *-uiri* in der handschriftlichen Lesart *dat uiri* nach E K erscheint, wofür die älteren Ausgaben *dari,* der neueste Herausgeber *datum iri* schrieben, während wohl *datuiri* in den Text gesetzt werden kann wie *prosperatuiri* Epist. 28, 4, n. 6. Vgl. Archiv für lat. Lexikogr. IX 492. X 136. XI 274. Diese Infinitivform hat bezüglich der lautlichen Entwicklung in *circuire* ihre zutreffende Analogie. Wegen der Schreibung *Manichaeus,* wofür sich vermuthlich *Manicheus* in H (cod. Palatinus s. VII) Epist. 36 finden wird, und sonstiger Fragen in formalen Kleinigkeiten werden ja die Prolegomena Auskunft geben.

Die Briefe des großen Kirchenlehrers nehmen in der Geschichte der Cultur eine so wichtige Stelle ein, dass sie von keiner sonstigen Briefsammlung seit Cicero und Caesar über Pascal und

Montesquieu hinaus an Bedeutung verdunkelt werden. Man kann daher wünschen, dass nach diesem vortrefflichen Zustande des Textes eine billige Ausgabe in der Bibliotheca Teubneriana veranstaltet werden möge.

Wien. Franz Weihrich.

Heinrich Reich, Übungsbuch der griechischen Syntax. I. Theil: Die Syntax der Casus nebst Materialien zur Wiederholung der Formenlehre. Bamberg. C. C. Buchner Verlag (Rudolf Koch) 1897. XI u. 168 SS. — II. Theil: Die Syntax des Verbums. Ebd. 1898. VII u. 141 SS.

Die Einrichtung dieses für die vier obersten Classen der humanistischen Gymnasien in Bayern bestimmten Übungsbuches ist den Bestimmungen der Schulordnung vom 30. Juli 1891 angepasst. Mit Berücksichtigung derselben enthält der erste Theil unseres Übungsbuches, der in der 6. Classe zur Verwendung kommen soll, 1. ungefähr 1000 griechische Einzelsätze zur Wiederholung der Formenlehre (S. 1—28), 2. griechische Mustersätze zur Syntax der Casus (S. 28—60), 3. deutsche Einzelsätze zur Syntax der Casus (S. 61—83), endlich 4. zusammenhängende Stücke (S. 84 bis 140). Die griechischen Mustersätze zur Syntax der Casus umfassen: 1. Vorübungen (Tempora, Modi, Participialconstruction, die Dass-Sätze, Fragesätze, Negationen, Attraction des Relativs, ἄν beim Relativ und bei Conjunctionen) und 2. die speciell zur Erläuterung der Syntax der Casus dienenden Stücke, welche nach den Rubriken Congruenz, Artikel, Accusativ, Dativ, Genitiv, Präpositionen, Infinitiv angeordnet sind. Auch die im zweiten Theile enthaltenen deutschen Sätze und ebenso die zusammenhängenden Stücke sind nach den gleichen Gesichtspunkten geordnet, nur kommen noch 15 zusammenhängende Stücke zur Einübung des gesammten Lehrstoffes (Nr. 76—90) und die drei Prüfungsaufgaben für die Progymnasien aus den Jahren 1894, 1895, 1896 hinzu. Der zweite Theil des Übungsbuches, der, wie schon aus dem Titel hervorgeht, die Syntax des Verbums behandelt, umfasst wiederum zwei Theile. Der erste bietet griechische Mustersätze zur Syntax des Verbums (S. 1—42), der zweite deutsche Einzelsätze (S. 43 bis 74) und zusammenhängende Stücke (S. 74—119). Die zuletzt genannten sind nach folgenden Rubriken geordnet: Genera des Verbums, Tempora, Modi, Declarativsätze, directe und indirecte Fragen, Adverbialsätze, Relativsätze, indirecte Rede, Particip, beigeordnete Sätze, gesammter Lehrstoff. Beiden Theilen ist je ein deutsch-griechisches Wörterverzeichnis beigegeben. Außerdem sind die deutschen Stücke mit zahlreichen Fußnoten versehen, die Winke für die Übersetzung und zwar größtentheils die betreffenden zur Wiedergabe zu wählenden griechischen Wörter enthalten. Zugrunde

gelegt ist unserem Übungsbuche die an den meisten bayerischen Gymnasien eingeführte Englmann-Rottmaner'sche Syntax des attischen Dialects.

Was den Inhalt der einzelnen Sätze und Stücke anlangt, so glaubt ihn Ref. nach einer allerdings mehr summarischen Durchsicht als zweckentsprechend bezeichnen zu dürfen. Als Versehen sind mir dabei im ersten Theile aufgefallen *ἔλεξεν· τέκνοι* statt *ἔλεξε· τέκνον* S. 18, Z. 11 v. o. und *ποεῖν* statt *ποιεῖν* S. 22, Z. 8 v. o.

Dr. Otto Kohl, Griechisches Lese- und Übungsbuch vor und neben Xenophons Anabasis. I. Theil. Bis zu den liquiden Verben einschließlich. 4. Aufl. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1898. VIII u. 115 SS.

Die 1. Auflage dieses mit Sorgfalt und Umsicht gearbeiteten Übungsbuches habe ich in dieser Zeitschr. 1887, S. 656 f. einer empfehlenden Besprechung unterzogen, in der ich Anlage und Einrichtung desselben in entsprechender Ausführlichkeit dargelegt habe. Desgleichen ist die 2. Auflage kurz angezeigt in dieser Zeitschr. 1895, S. 332 u. 775. Die vorliegende 4. Auflage unterscheidet sich von der 2. nur durch geringfügige Änderungen im Texte, sowie durch eine übersichtliche Zusammenstellung der syntaktischen Eigenthümlichkeiten nach dem erstmaligen Vorkommen und eine systematische Übersicht derselben am Schlusse des Buches.

Grammatica Latina con osservazioni stilistiche composta dal Prof. Gustavo Landgraf, tradotta e adattata per le scuole Italiane dal Dr. Martino Martini. In Firenze, G. C. Sansoni, editore, 1898. VIII u. 337 SS. Preis 2 L.

Die vortreffliche Grammatik von Landgraf, deren Wert noch ganz besonders erhöht wird durch desselben Verf.s „Literaturnachweise und Bemerkungen zur Lateinischen Schulgrammatik" (3. Aufl., Bamberg 1894), liegt nun auch in italienischer Übersetzung vor. Ohne dass Ref. die Absicht hätte, auf eine nähere Besprechung derselben einzugehen, glaubt er doch seine Landsleute italienischer Zunge auf diese neue Erscheinung angelegentlichst aufmerksam machen zu müssen und empfiehlt dieses neue Hilfsmittel beim Unterrichte in der lateinischen Sprache aufs wärmste. Diese für die italienischen Gymnasien neue Grammatik verdient neben der verdienstvollen, von Dr. C. Jülg und B. Dalpia veranstalteten Übersetzung der Scheindler'schen Schulgrammatik, abgesehen von anderen Vorzügen, insbesondere wegen der Berücksichtigung der Stilistik die ernstliche Beachtung der Schulmänner. Der Druck könnte correcter sein.

O. Riemann et H. Gölzer, Grammaire comparée du grec et du latin. Syntaxe. Paris, A. Colin et Co. 1897. 893 SS.

Vergleichende Darstellungen der griechischen und lateinischen Grammatik sind gerade in neuerer Zeit wieder beliebt geworden. Jedoch befassen sich die älteren unter ihnen, so V. Henry, Précis de grammaire comparée du grec et du latin (1. Aufl. Paris 1888) und dessen italienische Übersetzung, Compendio di gramm. compar. del Greco e del Latino von Alessandro Arrò (Torino 1896)[1]) ausschließlich mit der Laut- und Formenlehre. Dagegen hat P. Giles in seinem Buche A short manual of comparative philologie for classical students (1895) und in der von J. Hertel unter dem Titel „Vergleichende Grammatik der classischen Sprachen“ besorgten autorisierten deutschen Ausgabe (Leipzig 1896)[2]) auch einen Abriss der vergleichenden Syntax des Griechischen und Lateinischen bearbeitet, in welchem, entsprechend dem ganzen Charakter des Buches, der Gegenstand insbesondere vom allgemein vergleichenden Standpunkte der indogermanischen Sprachforschung behandelt wird. Dagegen hat die jetzt vorliegende, sehr umfangreiche französische Darstellung, welche H. Gölzer großentheils nach Aufzeichnungen von O. Riemann, die dieser rühmlichst bekannte Philologe seinen grammatischen Cursen an der 'Sorbonne' und später an der 'École normale' zugrunde gelegt hatte, verfasst hat, einen vorwiegend statistischen Charakter. Bestimmt ist das Werk nach dem Titel „a l'enseignement supérieur (Licence ès lettres, Agrégations des Lettres et de Grammaire).“

Was die Anordnung des Stoffes betrifft, so ist dieselbe in der Hauptsache nach der hergebrachten Schablone der Mischsyntax getroffen, jedoch soll hier nicht unterlassen werden, sie ausdrücklich vorzuführen. Nach einem in der 'introduction' (S. 6—16) niedergelegten, kurzen Überblicke über die historische Entwicklung der Disciplin wird der ganze Stoff in drei Büchern abgehandelt. Diese drei Bücher sind: „Syntaxe de la proposition simple“, „Syntaxe de la phrase“ und „Observations sur quelques parties du discours.“ Das erste Buch umfasst folgende Capitel: 1. Syntaxe d'accord (S. 17—36), 2. Syntaxe de cas (S. 37—232), 3. Le verbe (S. 233—340). Im zweiten werden folgende Unterabtheilungen unterschieden: 1. La phrase primitive und Iuxtaposition et coordination (S. 341—396), 2. Syntaxe de subordination (S. 397—710), 3. Style indirect und Attraction modale (S. 710—725), 4. De la concordance de temps (S. 726—734), 5. Rapport de temps entre une proposition subordonnée et celle dont elle dépend und Expression du conditionnel dans une proposition subordonnée (S. 734 bis 740). Das dritte Buch umfasst folgende Capitel: 1. De l'ad-

[1]) Vgl. meine Besprechung in der Neuen philol. Rundschau 1896, S. 172 ff.

[2]) Vgl. ebendort 1897, S. 36 ff.

jectif und Construction du comparatif et superlatif (S. 741—762), 2. Le pronom (S. 763—802), 3. Les particules und zwar Négation (S. 802—811), Particules de comparaison (S. 812—814), Prépositions (S. 814—820).

In der ganzen Darstellung, welche sich auch auf sehr minutiöse Fragen der griechischen und lateinischen Syntax erstreckt, ist trotz des großen Umfanges unseres Werkes, der zum guten Theile aus der sehr reichlich gebotenen Anzahl von passenden Belegstellen aus beiden classischen Sprachen sich erklärt, das Streben nach knappem und präcisem Ausdrucke anzuerkennen. Der Text ist von zahlreichen, zum Theile sehr ausführlichen Noten begleitet, welche eine Fülle von Einzelbeobachtungen, etymologischen Erklärungen, Literaturnachweisen und Ergänzungen des Textes beibringen.

Es kann unmöglich als die Aufgabe des Ref. erachtet werden, auf die Ausführungen und Ansichten des Verf.s im einzelnen einzugehen. Nur dies eine sei mir zu bemerken gestattet, dass eine ausgiebigere und tiefer eindringende Benützung der modernsten Literatur der vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen wünschenswert gewesen wäre, wie dies insbesondere in der Lehre vom Verbum hervortritt. Auch in den etymologischen Erklärungen ist nicht selten fehlgegriffen, z. B. S. 373[2], wo *enim* und *quidem* aus **ennim* und **quiddem* hergeleitet werden, S. 388[4], wo der erste Theil von *autem* mit ahd. *avar*, nhd. *aber* in Verbindung gebracht wird, S. 507[1], wo *ἧος* mit ai. *yasmāt* zusammengebracht wird ('que les linguistes rapprochent d'une forme sanscrite yasmāt'). Auch ist die Herleitung des lateinischen Passivs aus der Zusammensetzung des Activums mit dem Pronomen *se*, also *legor* = **lego-se*, trotz aller dagegen vorgeführten stichhaltigen Einwände neuerdings S. 768[1] vorgebracht. Sie ist auch durch die Ausführungen von Körting, Formenlehre der französischen Sprache 1, 9 ff. und Zeitschr. f. franz. Sprache u. Lit. 18, 115 ff. keineswegs rehabilitiert. Indes will ich in die Aufzählung solcher Mängel mich nicht weiter einlassen, sondern lieber das Werk als Ganzes dem eindringenden Studium der classischen Philologen empfehlen.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Der Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen in der Sprache der Breslauer Kanzlei von Bruno Arndt. (Germanistische Abhandlungen begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Friedrich Vogt. XV. Heft.) Breslau, Verlag von M. u. H. Marcus 1898. 8°, 118 SS. Preis 5 Mk.

Arndt behandelt in seiner Schrift, einer Breslauer Doctordissertation, die Sprache einer großen Anzahl Breslauer Urkunden aus den Jahren 1352—1560. Den größten Raum nimmt die Unter-

suchung der Orthographie ein, die Angaben über die Flexion sind etwas dürftig. Sehr zu loben ist, dass auch der Wortgebrauch herangezogen wurde. Als fleißige und im großen und ganzen übersichtliche Materialsammlung ist die Arbeit von Wert. Höhere Ansprüche werden durch sie nicht befriedigt. Der Verf. liebt es, jeder kleinen Gruppe von Erscheinungen zusammenfassende Bemerkungen beizugeben, die der nur halbwegs aufmerksame Leser sich selbst schon gemacht hat, er begnügt sich anzuführen, wo Rückert, Weinhold u. a. über die einzelnen Thatsachen sich geäußert haben, er wagt nur selten ein Wort des Widerspruchs, eine wirkliche Kritik versucht er nicht. So ist er in der Auffassung der sprachlichen oder graphischen Erscheinungen nirgends über seine Vorgänger hinausgekommen. Der alte schlesische Orthograph Fabian Frangk wird oft citiert, aber auf eine Interpretation der angezogenen Stellen lässt sich der Verf. nicht ein. Und doch wäre aus ihnen manches Interessante zu lernen gewesen. So geht aus der von A. S. 83 abgedruckten Äußerung Frangks hervor, dass er in Übereinstimmung mit dem heutigen schlesischen Dialect in *heupt* (= ahd. *houbit*) das *p* nicht sprach; hält man damit zusammen, dass *p* trotzdem regelmäßig geschrieben wurde (vgl. Frangks eigene Worte und Arndt S. 50), so sieht man, bis zu welchem Grade Schrift und Sprache voneinander abwichen, und wie vorsichtig man bei allen Schlüssen von graphischen auf lautliche Erscheinungen sein muss.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 17.—19. Jahrgang (1895—1897). Dresden u. Leipzig, Verlag von Karl Reissner 1896—1898. 391, 409 u. 388 SS. Preis pro Jahrgang 9 Mk.

Die Einrichtung dieser bewährten Bibliographie ist die gleiche geblieben, nur die Mitarbeiter haben zum Theil gewechselt. Das Referat über Lexikographie hat im Jahrgang 1897 G. Bötticher übernommen, die Erscheinungen auf dem Gebiete der allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft sowie auf dem des Gotischen bespricht R. Bethge, die Arbeiten über das Althochdeutsche werden von W. Luft verzeichnet. Alle diese Gebiete waren früher Felix Hartmann zugewiesen. Derselbe referierte im Jahrgang 1896 auch über die Forschungen zur Namenkunde, worin er (1895) K. Wersche zum Vorgänger und (1897) R. Wessely zum Nachfolger hatte. Weitere Verschiebungen sind eingetreten in den Abtheilungen Mundarten (1895, 1896 Seelmann, 1897 Bleich), Alterthumskunde (1895 Kossina und Bohm, 1896 und 1897 Bohm allein), Skandinavische Sprachen (1895 und 1896 Mogk, 1897 Gebhardt), Mittelhochdeutsch (1895 Bötticher, Henrici, Scheel, 1896 Bötticher, Scheel, 1897 Bötticher, Saran), 16. Jahrhundert (1895 Bolte, 1896 und 1897 Bolte und J. Luther, letzterer speciell

für Lutherliteratur), Englisch (1895 Brandl und Dieter, 1896 und 1897 Brandl, Dieter und Wülker), Latein (1895 und 1896 Kaiser, 1897 Petsch), Geschichte der germanischen Philologie (1895 Henrici, 1896 Scheel, 1897 Minde-Pouet). Die Redaction des Jahresberichtes ist im Jahre 1897 von E. Henrici auf J. Bolte und W. Scheel übergegangen. Es hängt dies mit zwei Artikeln Henricis im Jahrgang 1896 zusammen und hat zu Auseinandersetzungen zwischen Henrici und dem Vorstande der Gesellschaft für deutsche Philologie Anlass gegeben.[1]) Auf diese Sache näher einzugehen, fühle ich mich nicht veranlasst.

Absolute Vollständigkeit wird wohl meist für ein bibliographisches Unternehmen ein unerreichtes Ideal bleiben. Der Jahresbericht wird nicht immer von den Verfassern von Dissertationen u. dgl. durch Zusendung der betreffenden Schriften unterstützt. Umso größere Anerkennung verdient das Streben der Herausgeber, Lücken älterer Jahrgänge später zu füllen. Dass trotzdem ein paar Sachen übersehen wurden, ist leicht verzeihlich. Ich gebe zum Jahrgang 1895 einige wenige Nachträge, die ich der Bibliographie des Literaturblattes f. germ. und rom. Philologie verdanke. Th. Gartner, Ein neues Büchlein über Sprachrichtigkeit (A. Heintze, Gut Deutsch). [Aus 'Bukowiner Nachr.] Czernowitz. Th. v. Grienberger, Vindobona. Aus den Sitzungsber. der k. Akademie. Wien. W. Henke, Der Typus des germanischen Menschen und seine Verbreitung im deutschen Volke. Tübingen. R. Meringer, Studien zur germanischen Volkskunde III. Wien. L. Mettetal, Hans Sachs et la réformation. Thèse. Paris. F. Spina, Der Vers in den Dramen des Andreas Gryphius und sein Einfluss auf den tragischen Stil. Progr. Braunau. Leipzig, Fock. H. Wolff, Johannes Lebel. Ein siebenbürgisch-deutscher Humanist. Progr. d. Gymn. A. B. in Schäßburg.

Wien. M. H. Jellinek.

Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen geleitet von Prof. Dr. Adolf Hauffen. II. Bd. 1. Heft. Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben von J. J. Ammann. 1. Theil. Prag, J. G. Calve 1898. 8⁰, XII u. 188 SS.

In dem vorliegenden Hefte werden nur die Texte von fünf Spielen gegeben, weitere sollen noch in 3—4 Heften folgen, einem Schlussbande ist die kritische Untersuchung vorbehalten. An erster

[1]) Henrici, Mittheilung zum Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germ. Philologie, und Entgegnung auf Herrn E. Henricis Mittheilung zum Jahresbericht 1896. Mir liegt nur die letzt genannte Schrift vor.

Stelle steht das Höritzer Passionsspiel in Gröllhesls 2. Fassung vom Jahre 1848. Nr. 2 ist ein Christkindl-Spiel nach einer Fassung von 1837. Die kritische Untersuchung wird wohl hier, wie in anderen Spielen, auf die ziemlich zahlreichen Doppelfassungen derselben Verse, wie sie aus der Vereinigung mehrerer Texte entstehen, hinweisen. Interessant ist die sehr ausgeführte Judenscene S. 72 ff. Nr. 3. Vorspiel und Leiden Christi Spiel aus Friedberg, eine Variante des Böhmerwalder Passionsspiels. Bemerkenswert ist hier die ausführliche Vorführung des Streites zwischen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit vor Gott S. 92 ff. Nr. 4. Der ägyptische Joseph nach dem Großzmietscher Spielbuch. Die Arie „Einst zog ich auf meiner Brüder Seite" (S. 129) zeigt Einfluss von Méhul. Nr. 5. Johann von Nepomuk, ein vielverbreitetes Spiel, dessen Quelle in einem 1780 zu Prag gedruckten anonymen Volksschauspiele liegt (vgl. dazu R. M. Werner: Der Laufener Don Juan). Auch der Zusammenhang mit der Wiener Haupt- und Staatsaction (bei Weiss S. 114 ff.) wäre zu erwägen. Die besten Erwartungen lassen sich an die Fortsetzung des Unternehmens knüpfen.

Wien. A. v. Weilen.

Französische Lehrbücher.

1. Georg Weitzenböck, Lehrbuch der französischen Sprache. I. Theil. 2. umgearb. Aufl. 1898. — II. Theil. 2. erweit. Aufl. 1899. Wien u. Prag, Tempsky.

Die beiden für die vier unteren Classen bestimmten Lehrbücher Prof. Weitzenböcks, die schon in ihrer ersten Gestalt als äußerst tüchtige pädagogische Leistungen bezeichnet werden mussten, liegen gegenwärtig bereits in 2. Auflage vor und verdienen nun jenes Lob in noch höherem Maße. Auf Schritt und Tritt stoßen wir auf Verbesserungen, ohne dass aber dadurch der Grundcharakter des Werkes angetastet wurde. Da die Anordnung der Texte vom Anfange an wohldurchdacht war, werden auch jetzt die Schüler auf der Unterstufe zunächst mit ihrer unmittelbaren Umgebung bekannt gemacht — mit der Schule und deren Einrichtungen, dem Elternhause, der Eintheilung und Verwendung der Zeit, den wichtigsten Kleidungsstücken und Nahrungsmitteln in der I., mit dem Menschen und seiner Wohnung, der Eisenbahn, verschiedenen Naturerscheinungen in der II. Classe —, worauf sie in der Mittelstufe in neue weitere Begriffskreise eingeführt werden. Sie sehen, wie ein Haus erbaut wird und eingerichtet ist, unternehmen eine Reise und steigen im Gasthofe ab, werden mit den Namen mannigfaltiger Thiere und Pflanzen bekannt und lernen ihr Augenmerk auf eine vernünftige Gesundheitspflege richten. In der IV. Classe wird ihr Blick noch weiter gelenkt, sie begleiten einen Brief auf

seiner Reise und werden im Anschlusse daran theoretisch und praktisch mit dem Briefstil vertraut gemacht; sie durchwandern Paris, sehen in Marseille zum erstenmal das Meer und setzen schließlich zum Suezcanal über; sie wohnen einer Physik-, Mathematik- und Geometriestunde bei, erhalten Proben der biblischen und kirchlichen Sprache und finden Episoden aus der französischen Geschichte vor ihren Augen entrollt, eingestreute Gedichte befriedigen ihren Drang nach Poesie. In diesem Theile seines Werkes konnte der Verf. wohl im kleinen feilen, der Hauptsache nach brauchte nichts geändert zu werden.

In den Exercices, die den Lectionen folgen, haben im ersten Theile die vom Verf. schon in seinem „Tagebuche" veröffentlichten Wortversetzungen platzgefunden, worin die den Schülern bereits bekannt gewordenen Wörter zu immer neuen Wendungen und Sätzen verbunden und dadurch fester eingeprägt werden. Im zweiten Theile ist hier namentlich die Vermehrung der Thèmes (22) und deren Einführung schon von Beginn der III. Classe an hervorzuheben, wodurch den Forderungen des neuen Realschullehrplanes entsprochen wird. Diese Übersetzungsaufgaben, fast durchgehends zusammenhängende Stücke, lehnen sich innig an die vorangehenden Texte an, in wenigen Fällen dienen sie auch speciell der Einübung grammatischer Regeln.

Auch im Commentaire zu den Lesestücken des III. und IV. Jahres, in dem die Schüler in den Stand gesetzt werden sollen, einen französischen Ausdruck durch einen anderen mit gleichem oder ähnlichem Sinne zu umschreiben, merkt man allenthalben die verbessernde Hand. Namentlich aber ist der grammatische Theil der Bücher einer genauen Durchsicht unterzogen und verbessert worden, ich hebe nur im zweiten Theile als neu hinzugekommene Partien den doppelten Accusativ und Nominativ, die Einzelheiten über die Übereinstimmung des mit avoir conjugierten Perfectparticips, die Stellung des attributiven Adjectivs, ferner die Neubearbeitung der Lehre vom Conjunctiv sowie die Einkleidung der Präpositionen und Conjunctionen in passende Redensarten oder ganze Sätze hervor. Das Vocabulaire, in welchem das erste Vorkommen eines jeden Wortes angeführt ist, bekundet die große Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit des Verf.s, wovon übrigens das ganze Werk lobendes Zeugnis ablegt.

2. Otto Boerner, Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe C. In 2 Abtheilungen. 1898 u. 1896.

— — Oberstufe zum Lehrbuche der französischen Sprache. Ausgabe C. 1898. Leipzig, Teubner.

Durch die günstige Aufnahme seines „Lehrbuches der französischen Sprache" in seiner ursprünglichen Fassung (jetzt Ausgabe A) bewogen, hat der Verf. zunächst eine besondere Ausgabe für höhere Mädchenschulen (Ausgabe B) und in neuester Zeit auch eine ge-

kürzte Ausgabe erscheinen lassen, die eben vorliegende Ausgabe C, welche für solche Schulen bestimmt ist, die dem Französischen nur eine verhältnismäßig beschränkte Zeit zur Verfügung stellen können. Mit Freuden begrüßen wir in diesen mit Benützung der im Laufe der Jahre an den anderen Ausgaben gesammelten Erfahrungen ausgearbeiteten Büchern ein vorzügliches Unterrichtswerk der gemäßigten Reformmethode, das den richtigen Mittelweg zwischen den Extremen einhält. Ohne Vernachlässigung des grammatischen Wissens wird der Schüler von Anfang an zum freien mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Französischen angehalten, denn er soll bald nicht nur aus der Fremdsprache übersetzen können, sondern auch über genügend vorbereitete Gegenstände einen kurzen Aufsatz, einen Brief zu schreiben und einer leichten Unterhaltung zu folgen imstande sein, weshalb bei der Auswahl der Wörter in erster Linie darauf Bedacht genommen wurde, den Wortschatz des täglichen Lebens zu verwenden.

Jede der 60 Lectionen des in zwei Abtheilungen erschienenen „Lehrbuches", welches den Lehrstoff für die untersten drei Classen umfasst, enthält demnach: 1. Einen grammatischen Theil in Gestalt von Musterbeispielen, während die dazu gehörigen Regeln in des Verf.s „Hauptregeln der französischen Grammatik nebst syntaktischem Anhang" (Ausgabe B) nachzuschlagen sind. 2. Französische Übersetzungsstücke meist zusammenhängender Art, häufig Zwiegespräche, wo es der Stoff aber erheischt, auch in Form von Einzelsätzen. 3. Die Angabe der neu vorkommenden Wörter, die zuerst im Text gedruckt, später in einen Anhang verwiesen sind. 4. Deutsche Übersetzungsaufgaben von der ersten Lection an, zuerst Einzelsätze, später, so oft als möglich, zusammenhängende Stücke. 5. Anleitung zu Sprechübungen. 6. Häufig noch außerordentliche Übungen, die entweder zur Einübung schwierigerer Partien der Grammatik, zur Abfassung von kleinen Aufsätzen oder zum Erlernen eines Gedichtes anregen. Ein Anhang bietet passenden Lesestoff, Gedichte, Prosatexte, vielfach aus der Naturgeschichte, aus der Geographie und Geschichte Frankreichs, eine Auswahl von Briefen, Anzeigen usw. als Anleitung zur eigenen Abfassung solcher Schriftstücke und schließlich die beiden Hölzel'schen Wandbilder „Frühling" und „Winter" mit mancherlei darauf bezüglichen Fragen. Eine Karte von Frankreich, ein Plan von Paris und eine französische Münztafel bilden willkommene Beigaben. Ein Wörterbuch ist der 2. Abtheilung in einer Tasche angeschlossen.

Ganz in demselben Sinne ist die „Oberstufe", in welcher die Hauptgesetze der Syntax zur Behandlung gelangen und die für zwei, ja wohl auch für drei bis vier Jahre Lehrstoff bietet, gearbeitet. Nur stellt sich die Ausgabe C als eine völlige Neubearbeitung der Ausgabe A dar, indem jetzt weit mehr als früher auf das Cultur- und Geistesleben der Franzosen Rücksicht genommen wurde. Jede der 14 Lectionen enthält wenigstens zwei französische

Texte, die aus einem in Tasche beigegebenen Wörterbuche zu präparieren sind; sie sollen dem Schüler Kenntnisse von Land und Leuten in Frankreich vermitteln. Die Thèmes sind durchaus zusammenhängender Art, doch sind im Anhange C auch Einzelsätze zur Einübung der Hauptschwierigkeiten geboten worden. Auf die Conversationsübungen wird besonderes Gewicht gelegt; denn die Anknüpfung von Gesprächen einzig und allein über die Lesestücke vermag keine Gewandtheit in der Sprache des täglichen Lebens zu geben. Daher behandeln diese Theile der Lectionen die Stadt, das Haus, Einrichtungs- und Kleidungsgegenstände, den menschlichen Körper im gesunden und kranken Zustande, die Mahlzeiten, das Wetter, kirchliche Feste, Reisen, Unterhaltungen, Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft, Schule und Universität, Ackerbau und Jagd, die bürgerliche Gesellschaft und den Krieg. Jeder Lection folgt die Anregung zur Abfassung eines oder mehrerer Aufsätze. Ein Anhang bietet Gedichte meist ganz moderner Dichter, einen Abriss der französischen Geschichte von 1774—1870 und eine Einführung in das Verständnis der politischen und administrativen Organisation Frankreichs, eine Anzahl kaufmännischer Geschäftsstücke sowie eine Anleitung zur Behandlung des Hölzelschen Bildes „Die Großstadt". Sechs Abbildungen sehenswerter Pariser Gebäude werden manche Stellen der Lectüre beleben.

Es kann nicht bezweifelt werden, dass wir es hier mit einer der beachtenswertesten Leistungen auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichtes zu thun haben.

3. J. u. Ernst Lehmann, Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache nach der Anschauungsmethode und nach einem ganz neuen Plane, mit Bildern. I. Theil. 18. Aufl. Mannheim, Bensheimer 1898.

Wieviele Freunde auch gegenwärtig noch trotz so vieler neuer und, sagen wir es gleich heraus, besserer Unterrichtswerke dieses vor mehr als 20 Jahren entstandene Lehrbuch besitzt, beweist die eben nöthig gewordene 18. Auflage. Diese Gunst verdankt es jedenfalls dem darin zum Ausdruck gelangten Principe der Anschauung, wonach es in zwei Abtheilungen: 1. Die directe Anschauung, 2. Die Anschauung im Bilde zerfällt, zum nicht geringen Theile aber wohl auch dem Umstande, dass die erste Abtheilung, die den Schüler mit den wichtigsten Gegenständen seiner Umgebung und den häufigsten Handlungen bekannt macht, auch schon bei ganz geringen grammatischen Vorkenntnissen durchgenommen werden kann. Die Anschauung im Bilde lehnt sich an größtentheils La Fontaine'sche Fabeln, die mit alten Vignetten ausgestattet sind, an. Leider haben die Verff. nicht die nöthige Sorgfalt darauf verwendet, die neue Auflage den berechtigten Anforderungen der Zeit gemäß auszugestalten. Die Bilder hätten zumeist, die Lesestücke theilweise durch modernere, passendere ersetzt, bei den

Verbalformen die Gesetze der Betonung berücksichtigt, die Anordnung der Verben auf S. 63 und S. 91 weniger willkürlich vorgenommen werden sollen. Da ein Wörterbuch nicht beigegeben ist, sollte auch wirklich ein jedes neu auftretende Wort erklärt werden, was bei einem schon solange in Gebrauch stehenden Werke sicher nicht schwer gefallen wäre. Eigenthümlich muthet es einen auch an, in einem für die erste Stufe bestimmten Buche betreffs der Aussprache Verweise auf Littré, manchmal sogar eine polemische Bemerkung desselben gegen die Akademie vorzufinden.

4. Otto Schanzenbach, Corrigé des thèmes allemands contenus dans la Grammaire française d' Eugène Borel. Rédigé sur les textes de la 20e édition et publié à l'usage exclusif des professeurs et des institutrices. Stuttgart, Paul Neff.

So wenig man es auch im allgemeinen billigen wird, wenn zu weitverbreiteten Unterrichtswerken Schlüssel erscheinen, so lässt sich doch obige Veröffentlichung von Seite des Bearbeiters der letzten Auflagen der Borel'schen Grammatik vollkommen durch den Umstand rechtfertigen, dass schon vor vielen Jahren von unberufener Seite ein von Unrichtigkeiten wimmelnder Schlüssel herausgegeben worden war und reißenden Absatz gefunden hatte. Diesem Machwerk konnte der Boden nur durch eine autorisierte Übertragung entzogen werden. Auch ist durch den Umstand, dass jene Lehrer, welche das Corrigé zu erhalten wünschen, ihrer genauen Adresse die Versicherung hinzufügen müssen, das Buch nur zum eigenen Gebrauche zu begehren, Vorsorge getroffen worden, dass es nicht so leicht in unrechte Hände gerathe. Nicht unnützlich, meine ich, wäre es gewesen, wenn nicht bloß andere richtige Ausdrucksweisen in Klammern beigesetzt wären, sondern wenn nach dem Vorbilde von Ploetz, auf den sich der Verf. im Vorworte beruft, in Gestalt von Anmerkungen vor gewissen Unrichtigkeiten gewarnt, der richtige Ausdruck hin und wieder ausführlicher begründet worden wäre. Aber auch so wird das Büchlein vielen höchst willkommen sein und die ersprießlichsten Dienste leisten.

5. Georg Stier, Causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der französischen Umgangssprache. Berlin, Leopold Zolki 1898. XVII u. 253 SS.

Nicht mit Unrecht weist der Verf. in seinem Vorworte darauf hin, dass die grammatische Methode nicht zum Sprechenkönnen führte, dass aber auch die analytische Methode dieses Ziel nicht erreichen könne, wofern sie nicht neben dem regelmäßigen Sprachstudium auch der alltäglichen Umgangssprache eine eingehende Beachtung schenke. Da aber diese nicht wohl in den Werken der Schriftsteller zu finden, auch in den meisten Lehr- und Lesebüchern noch nicht genügend berücksichtigt ist, will er den Stoff zu Gesprächen über Gegenstände und Vorkommnisse des gewöhnlichen

Lebens in seinen Causeries françaises bieten. Die gesteckte Aufgabe ist darin in vortrefflicher Weise gelöst worden, denn das Buch ist so beschaffen, dass es allen Schulen sowie allen jenen, die nach Erwerbung genügender grammatischer Vorkenntnisse sich die französische Umgangssprache aneignen wollen, aufs wärmste empfohlen werden kann. Denn der Verf. versteht es, die gebräuchlichsten Wendungen der Conversation in gedrängter Kürze, dabei aber stets in anziehender, keineswegs trockener Form zu geben, die hin und wieder durch Dialoge noch an Lebhaftigkeit gewinnt. Welche mannigfaltigen Gebiete behandelt werden, mögen die Überschriften der 24 Capitel des Buches zeigen: 1. Voyage, 2. Famille, 3. Maison, 4. Feu, 5. Eclairage, 6. Repas, 7. Visite, 8 Santé et Maladie, 9. Age, 10. Fêtes, 11. Lit. — Se coucher, se lever, 12. Faire sa toilette, 13. Linge, 14. Toilette d'homme, 15. Toilette de femme, 16. Ville, 17. Instruction, 18. Langues, 19. Lettre, 20. Musique, 21. Théâtre, 22. u. 23. Temps (Wetter und Zeit), 24. Heure. Ein Wörterbuch, welches die vorkommenden Ausdrücke in der Reihenfolge ihres Auftretens erklärt, erleichtert die Benützung des Werkchens. Dem Drucke jedoch hätte der Verf. größere Aufmerksamkeit schenken sollen, denn zu den S. XVII vorgenommenen Berichtigungen ließen sich leider noch viele, für ein Schulbuch zu viele, hinzufügen. Hoffentlich verdient eine neue Auflage, die dem höchst brauchbaren Buche sicherlich in Kürze bevorsteht, auch in dieser Hinsicht uneingeschränktes Lob.

6. Lucien Génin et Joseph Schamanek, Description des tableaux d'enseignement d'Ed. Hölzel à l'usage des écoles. Vienne, Ed. Hölzel (1898). 64 SS.

Schüler, welche nach den Hölzel'schen Wandbildern unterrichtet werden, werden das vorliegende Büchlein höchst willkommen heißen; beschreibt es doch in einfacher, aber gewählter Weise alle auf den einzelnen Bildern wahrzunehmenden Gegenstände und Handlungen, so dass sie darin Muster für eigene kleine Aufsätze finden. Auf die eigentliche Beschreibung eines jeden der neun Bilder (Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Bauernhof, Wald, Gebirge, Stadt, Wohnung) folgt ein sogenanntes Vocabulaire. Doch gebrauchen die Verff. dieses Wort nicht in der üblichen Bedeutung, sondern sie bringen unter dieser Überschrift weitere kleine Abhandlungen über Sachen, zu denen sie die Anregung im Bilde gefunden haben, die aber nicht gut bei der Beschreibung des Bildes selbst besprochen werden konnten. Dadurch ist erwünschte Gelegenheit gewonnen, die Schüler mit den Ausdrücken für die meisten sie umgebenden Gegenstände und für viele Verrichtungen bekannt zu machen und sie dadurch in die französische Alltagsconversation einzuführen. Zu bedauern ist, dass sich die Verff. nicht entschlossen haben, dem Büchlein ein kleines Wörterverzeichnis beizugeben; denn dies würde den Schülern viel lästiges Nach-

schlagen in großen Wörterbüchern erspart, demnach die Verwendbarkeit des trefflichen eigenen Werkes bedeutend erhöht haben, gilt doch auch beim Studium das Wahrwort: Zeit ist Geld.

7. O. Bräunlich, Hilfsbüchlein für das Studium der französischen Literaturgeschichte. Leipzig, G. Freund 1898. 30 SS.

8. C. R. C. Herckenrath, Précis de littérature française. 2e édition. Groningue, P. Noordhoff 1896. 32 SS.

Vor der Anschaffung des kleinen Büchleins Rector Bräunlichs, einer recht schleuderhaft gearbeiteten Marktware, sei hiemit jedermann gewarnt. Zur Charakteristik desselben sei nur angeführt, was es uns über Racine (S. 15) unter der Überschrift „Dramatische Dichter des 17. Jahrhunderts" zu sagen weiß: „Jean Racine † 1699. Seine Ode „La nymphe de la Seine", Hochzeitsgedicht für Ludwig XIV." Das ist alles.

In ganz anderem Lichte präsentiert sich Prof. Herckenraths Précis. Von der Unmöglichkeit überzeugt, dass die Mittelschüler (also auch in Holland) bei dem beschränkten Stundenausmaße die biographischen Einzelheiten der am meisten verbreiteten Handbücher von Ploetz und Herrig sich aneignen können, will er ihnen einen gedrängten und doch zur Einführung in die Literatur ausreichenden Leitfaden liefern, was ihm mit Benützung der bewährten Werke von Petit de Julleville, Darmesteter und Hatzfeld, Nisard, Paul Albert auch vortrefflich gelungen ist. Allerdings wird die Pädagogik nicht davon ablassen können, die Einführung in die Literaturgeschichte auf der Mittelschule als eine Aufgabe der Chrestomathie zu bezeichnen, da nur auf diese Weise der unbedingt nothwendige innige Zusammenhang zwischen literarhistorischen Kenntnissen und absolvierter Lectüre gewahrt werden kann; und an passenden Chrestomathien dieser Art fehlt es uns ja glücklicherweise in Österreich nicht.

Wien. Rudolf Alscher.

Zeitschrift für alte Geschichte. Begründet und herausgegeben von A. Hettler. I. Band 1899, 1. Heft (ausgegeben am 5. Januar 1899). Leipzig. Verlag von A. Hettler. 50 SS.

Ich sprach seinerzeit in diesen Blättern (Jahrg. 1896, 515 ff.) das Bedauern aus, dass es keine specielle Zeitschrift für alte Geschichte gebe, in welcher sich die verschiedenen Arbeitsrichtungen zusammenfinden könnten; mir schwebte damals dafür die unleugbare und in den letzten Jahren von anderer Seite kräftig betonte Thatsache vor, dass die Geschichte der Mittelmeervölker im Alterthum eine Einheit bilde, während durch die jetzige Specialisierung und die Zersplitterung der Arbeiten in den verschiedensten Organen besonders die Fühlung zwischen den Vertretern der altorientalischen

Geschichte und derjenigen der classischen Völker fast ganz verloren gegangen ist. Der Opferwilligkeit eines für die Sache begeisterten Verlegers verdanken wir jetzt den Versuch, die von mir beklagte Lücke auszufüllen.

Die von Hettler herausgegebene „Zeitschrift für alte Geschichte" soll in Bänden von etwa 30 Bogen erscheinen, welche in 6—8 Heften zur Ausgabe gelangen. Der Inhalt wird sich in drei Abtheilungen gliedern: 1. Größere selbständige Abhandlungen und kleinere Mittheilungen, 2. einen kritischen Theil (Referate und Selbstanzeigen), 3. Bibliographie — eine Eintheilung, die mir recht praktisch erscheint und sich z. B. bei der Zeitschrift für neuere deutsche Literaturgeschichte „Euphorion" gut bewährt hat. Das vorliegende Heft, welches das neue Unternehmen eröffnet (in ihm ist von der erwähnten Gliederung einstweilen abgesehen), bringt zunächst einige Worte „Zur Einführung" von Rudolf v. Scala (Innsbruck), in welchen der oben berührte Gedanke von der Einheit der alten Geschichte gerechtfertigt und auf die großen Fortschritte dieser Disciplin in den letzten Jahren hingewiesen wird; dann eine gedankenreiche Erörterung von Julius Jung (Prag) „Über Umfang und Abgrenzung der alten Geschichte", in welcher die Entwicklung dieser Wissenschaft seit Beginn unseres Jahrhunderts knapp und treffend charakterisiert, ihr Verhältnis zu den angrenzenden Fächern, besonders der Philologie und der Jurisprudenz, definiert und in Wiederaufnahme eines von A. v. Gutschmid geäußerten Gedankens gezeigt wird, dass eine strenge Sonderung des frühen Mittelalters von dem Alterthum nicht festgehalten werden kann, vielmehr das Gebiet der alten Geschichte nach dieser Richtung hin zu erweitern ist. Den meisten Raum nimmt der Aufsatz von A. Wiedemann (Bonn) ein „Die neuesten Forschungen zur altägyptischen Geschichte", ein ungemein dankenswerter Überblick über die Arbeiten der letzten Jahre auf diesem Gebiete, in dem mit Recht den Entdeckungen über die älteste ägyptische Geschichte und Cultur (hauptsächlich in Nagada und Abydos) viel Aufmerksamkeit zugewandt wird. Ein ähnlicher ergänzender Bericht für die Zeit der Ptolemäer wäre sehr wünschenswert. Den Schluss macht ein Aufsatz gleichfalls allgemeinen Inhalts von Wilhelm Soltau (Zabern i. E.) „Quellenuntersuchungen über antike Historiker", der sich allerdings auf das dem Verf. eigene Arbeitsgebiet, das Verhältnis des Livius zu seinen Quellen, beschränkt und daraus methodische Folgerungen ableitet.

Indem ich dem neuen Unternehmen viel Glück wünsche, möchte ich ihm einige wohlgemeinte Rathschläge mit auf den Weg geben. Zunächst wäre es gut, wenn H., der, wie es scheint, bis jetzt die Leitung der Zeitschrift allein in Händen hat, sich einen anerkannten Fachmann als deren Redacteur beigesellen würde, da nur letzterer die nothwendige Autorität für sich beanspruchen kann, die den Mitarbeitern gegenüber erforderlich ist. Dann würde es

sich empfehlen, das Organ zu einer Vierteljahrsschrift umzugestalten; wir sind an diese Art des Erscheinens bei den Organen auf unserem Gebiete einmal gewöhnt, und es ist besser, weniger und starke Hefte zu geben, als häufiger herauskommende geringeren Inhalts. Dadurch würde es auch möglich sein, was gleichfalls wünschenswert ist, das Hauptgewicht auf die selbständigen Abhandlungen zu verlegen; wenn ich auch den Nutzen solcher zusammenfassender Artikel, wie sie im ersten Hefte erschienen sind, gerne anerkenne, so kann die neue Zeitschrift nur dann eine führende Rolle als Centralorgan erlangen, wenn es ihr gelingt, die wissenschaftliche Forschung auf dem Felde der alten Geschichte soviel als möglich in ihren Spalten zu concentrieren. Dieser Gedanke an die Bestimmung der Zeitschrift muss von der Leitung unverrückt festgehalten werden; mit einem neuen Organ neben den schon bestehenden würde ja die herrschende Zersplitterung nur noch vermehrt.

Prag. Heinrich Swoboda.

Alfred Hettner, Die Entwicklung der Geographie im 19. Jahrhundert. Rede, gehalten beim Antritt der geographischen Professur an der Universität Tübingen am 28. April 1898. (Sonderabdruck aus dem IV. Jahrgang der geograph. Zeitschrift 1898, S. 305—320.)

Unter der großen Fülle methodischer Auseinandersetzungen über Zweck und Aufgabe der Geographie hat uns selten eine so angesprochen, wie Hettners Antrittsvorlesung. Es ist ein Wort für die Einheitlichkeit der neueren Geographie, eine Stimme gegen deren so oft betonten Dualismus, es ist eine Schrift gegen jene, welche auf dem Boden logischer Entwicklung sich eine Geographie construieren und ganz übersehen, wie sie entstand. Die Aufgabe der Geographie ist für Hettner eine räumliche, nämlich „die Erkenntnis der räumlichen Verschiedenheiten der Erdoberfläche in ihrem Zusammenhange mit Bewässerung, Klima, Pflanzen- und Thierwelt und menschlichem Leben“. Er zeigt, wie Ritter zwar eine solche Erkenntnis methodisch erstrebte, aber zu ihr nicht gelangte, weil er in der teleologischen Weltanschauung seiner Zeit befangen war und den Menschen zum Mittelpunkte der Betrachtung machte; er führt aus, wie Humboldt sich praktisch als Geograph im neueren Sinne bethätigte, aber nicht den Einfluss wie Ritter gewann. Peschel hat nach der Verknöcherung, in welche die Erdkunde nach Ritters Tode verfallen, wieder einen Ausblick auf ihre weite Sphäre eröffnet, und v. Richthofen hat ihre Aufgaben scharf formuliert. Im Sturme, das morphologische Arbeitsfeld zu erobern, hat man anfänglich gelegentlich zuweit auf geologisches Gebiet übergegriffen; jetzt aber macht sich eine Periode der Einschränkung und Sammlung geltend, in der sich auch die nahen Beziehungen der Geographie zur Geschichte klären. Wohl beklagen einzelne

ältere Historiker noch den Verlust der hilfreichen Magd, die ihm die Geographie gewesen war; aber die jüngeren erkennen, dass eine selbständige Wissenschaft, welche die Natur der Länder gründlich verstehen lehrt, auch ihnen bessere Dienste leistet, als eine Geographie, die selbst halb historisch ist, aber von der Natur nichts weiß. Der Geograph dagegen überzeugt sich immer mehr, dass die Geschichte, das Wort im weitesten Sinne einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit genommen, für die Geographie des Menschen ebenso nothwendig ist wie die Geschichte der Erde für die physische Geographie. Staaten- und Völkerkunde gehören nicht mehr zur Geographie.

Hettners Schrift ist ein Programm für seine Lehrthätigkeit und zugleich für die Zeitschrift, deren vierter Jahrgang eben vollendet vor uns liegt. Was wir über sie früher sagten (in dieser Zeitschr. 1896, Heft 12), können wir heute nur wiederholen. Sie ist den eingeschlagenen Bahnen treu geblieben und gehört nunmehr zum unentbehrlichen Rüstzeug des Geographen vom Fache. Die Geographische Zeitschrift gewährt nicht bloß Raum für Einsendungen an ihren Herausgeber, sondern ist ein Organ systematisch ausgewählter, orientierender Aufsätze. Durch Annahme der lateinischen Schrift hat sie mit Beginn des vierten Bandes sich auch äußerlich unter die Fachzeitschriften gestellt und sich einen weiten internationalen Leserkreis gesichert. Gleichzeitig gewährte sie den Abbildungen einen größeren Raum und bringt dadurch neben Wort und Karte das Bild als Mittel geographischer Darstellung zur Geltung. Eine kleine Erhöhung des Abonnementpreises von 16 auf 18 Mk. jährlich ist dadurch gerechtfertigt.

Wien. Albrecht Penck.

Penck A., Friedrich Simony. Leben und Wirken eines Alpenforschers. Ein Beitrag zur Geschichte der Geographie in Österreich. Geogr. Abhandl. VI. Bd., Heft 3. Wien 1898.

Um ein treues Bild des Lebens und Wirkens Simonys, des verewigten Geographen und Alpenforschers, entwerfen zu können, zog der Verf. neben denjenigen Arbeiten, welche der Genannte der Öffentlichkeit übergeben hatte, auch alles das in den Kreis seiner Betrachtungen, was ihm Simonys in verschiedenen Sammlungen zerstreuter handschriftlicher Nachlass bot. Indem er die Würdigung dieser Werke mit der Frucht des Studiums einschlägiger Acten und den Eindrücken eines mehrjährigen freundschaftlichen Verkehrs mit dem greisen Gelehrten vereinigte, schuf er ein Gesammtbild, das in klaren Zügen die großen Verdienste erkennen lässt, welche sich Simony als Forscher und erster Universitätsprofessor der Geographie in Österreich um die Entwicklung dieser Wissenschaft erwarb. Der Schilderung des Studienganges geht eine kurze

cisierung der Stellung voraus, welche Simony hinsichtlich seiner Forschungen unter den Zeitgenossen einnahm, wobei seiner künstlerischen Begabung und Vielseitigkeit, wenn auch auf beschränktem Gebiete, besonders gedacht wird. Die Darstellung der Untersuchungen im Salzkammergute, welche Simony die Gunst der Erzherzoge Johann und Ludwig erwarben, führt uns zum Ende des ersten Abschnittes, der Berufung des Verewigten als Custos des Landesmuseums in Klagenfurt. Der zweite Abschnitt behandelt Simony als Lehrer an der Universität. Er macht uns mit den Maßnahmen bekannt, welche dieser zur Begründung der neuen Lehrkanzel traf. Aus den beiden vollinhaltlich zum Abdruck gebrachten Denkschriften erhellt, welche Bedeutung Simony der Geographie, als einer die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen zusammenfassenden Wissenschaft beimaß, und wie sehr er das geringe Zeitausmaß beklagte, welches durch den Organisationsentwurf an den Gymnasien dieser Disciplin zugewiesen wurde. Zur Herstellung der Lehrmittel übergehend, gedenkt der Verf. der großen Sauberkeit und Genauigkeit der Simony'schen Zeichnungen, welche theils als Unterrichts-, theils als Demonstrationsmaterial verwendet wurden. Sind sie schon als Zeugen von Simonys pädagogischer Begabung wichtig, so gewinnen sie dadurch noch besonders an Wert, dass sie neben dem Stoffe, den Handbücher boten, auch Simonys eigene Forschungsergebnisse verwerteten. Im vierten Abschnitte wendet sich der Verf. der zeichnerischen Thätigkeit Simonys, soweit sie landschaftliche Darstellungen betrifft, zu und zeigt, wie auch in dieser sich eine Beschränkung auf bestimmte Gegenden verfolgen lässt. Penck erkennt den Simony'schen Bildern ob ihrer Genauigkeit, welche nicht mit der sclavischen Wiedergabe der Natur durch die Photographie verglichen werden darf, die Bedeutung von Documenten zu. In dem Vermeiden malerischer Effecte und dem Hervorheben des morphologisch Bedeutsamen liege der Wert der Simony'schen Zeichnungen, der noch dadurch erhöht werde, dass der Genannte seine Beobachtungen in sie hineintrug und im Bilde festhielt. Daraus erkläre es sich, warum Simony sich so lange mit dem Gedanken getragen habe, eine Sammlung geographischer Charakterbilder aus den Alpen zu schaffen. Erörterungen über die barometrischen Höhenmessungen Simonys, die naturhistorischen und prähistorischen Beobachtungen und Studien desselben über die Alluvialgebiete des Etschthales beschließen den vierten Abschnitt. Der folgende ist den Seen- und Gletscherforschungen gewidmet. Der Verf. macht uns zunächst mit den Zielen bekannt, welche Simony bei der Untersuchung der Seen im Auge hatte, und zeigt uns die Methoden und Mittel, welche derselbe zur Erreichung seines Zieles in Anwendung brachte. Wir erfahren, dass Simony in erster Linie die Tiefen- und Temperaturverhältnisse zu ergründen suchte, wobei seine Subtilität ihn besonders auszeichnete. Auf dem Gebiete der Gletscherforschung

liegt nach dem Verf. Simonys Bedeutung darin, dass er die ein-
zelnen Phasen der Gletscherbewegung im Bilde festhielt und dadurc
Documente für die Geschichte der Gletscherschwankungen lieferte
Aus den Ansichten über Karren und Innenmoränen, dem Nachweis
einer früheren Vergletscherung der österreichischen Alpen und de
Auffindung von Lawinenschliffen lernen wir Simony als scharfe
Beobachter und genauen Kenner der Glacialwirkungen kennen
Penck würdigt sodann die Verdienste desselben auf dem Gebiet
der Meteorologie und geleitet uns mit dem Jahre 1875, einen
Wendepunkte in Simonys Arbeiten, zu dem sechsten Abschnitt
in welchem dessen Photographien und Schilderungen nebst seine
Lehrthätigkeit eingehend behandelt werden. Den Ausgangspunk
bilden die photographischen Aufnahmen des Dachsteingebirges, i
welchen das bereits hervorgehobene Bestreben zutage tritt, ein
getreue Wiedergabe der Natur zu erzielen. Die folgenden Erläute
rungen befassen sich mit der alpinistischen Thätigkeit Simony
und den Orten, welche dessen Namen verewigen. An den Vor
trägen und Schilderungen desselben rühmt Penck die genau
Wiedergabe des Beobachteten und die Klarheit und Präcision de
Ausdruckes, auf welche Simony große Mühe verwendete. Dies
Eigenschaften, sagt der Verf., in Verbindung mit der allenthalbe
geäußerten Tendenz, die Ergebnisse der Wissenschaften weite
Kreisen bekannt zu machen, eigneten ihn zum Lehrer. Wenn auc
seine Mitwirkung an pädagogisch-didaktischen Fragen eine gering
war, so müsse er doch vermöge seiner diesbezüglichen handschrift
lichen Leistungen zu den Autoritäten auf diesem Gebiete gezähl
werden. Die letzten Lebensjahre und das Dachsteinwerk bilden de
Schluss der Abhandlung Pencks. Er verfolgt das allmählich
Werden dieses Werkes und betont, dass „der eigenartige Charakte
und der Wert desselben durch die Illustrationen bedingt ist"
„Photographie und Zeichnung sind als gleichwertige Mittel geo
graphischer Landschaftsdarstellung verwendet." Der Verf. heb
Böhms Worten gegenüber die Grenzen der Verwendbarkeit de
Photographie hervor und kommt zu dem Schlusse, dass bei alle
Anerkennung „doch die Leistung des schließlich vom Alter schwe
gebeugten Greises nicht als alleiniger Ausgangspunkt für di
Würdigung seiner gesammten Thätigkeit dienen" dürfe, und zwa
schon aus dem Grunde nicht, weil sein Sohn viele Photographie
und die Hälfte des Textes lieferte. Damit beginnt der Verf. di
Würdigung der Verdienste Simonys. Er zeigt an einzelnen Bei
spielen, „wie sich Simony in allen Richtungen, in welchen sic
die neue phys.-geogr. Forschung der Alpen bewegt, erfolgreic
bethätigte". Er präcisiert dann dessen Stellung zur neueren Geo
graphie und hebt hervor, dass Simony mit den neueren Geographe
„bloß das Arbeitsfeld, nicht die Arbeitsrichtung theilte", indem e
„descriptiver Naturforscher" war, der „beschrieb und sammelte"
und dort, wo er genetisch vorgieng, einzelne Erscheinungen, seltene

große Probleme im Auge hatte. Die Ursachen hiefür findet Penck theilweise in dem Arbeitsgebiete und in seiner (Simonys) Betrachtungsweise der Erdoberfläche". Der Verf. gedenkt dann der Stellung Simonys zu den zeitgenössischen Geologen und Geographen und seines Verhältnisses zu Karl Ritter und Humboldt. Daran schließt sich eine Charakteristik der Persönlichkeit Simonys und eine Schilderung seines Lebens und Wirkens im Salzkammergute wie im Kreise seiner Familie. Nach einer Besprechung der persönlichen Beziehungen zu Simony schließt Penck mit dem Wunsche, es möchte das Bild, das er wahrhaft und treu von Simony zu zeichnen versuchte, „die Erinnerung an den Meister lebendig und frisch erhalten und seine wissenschaftliche Individualität, die bei seinen Lebzeiten nicht immer volle Anerkennung gefunden hat, in ihrer Bedeutung, besonders für die Entwicklung der Geographie in Österreich und die Alpenforschung klar hervortreten lassen".

Als Anhang enthält die Abhandlung Pencks eine von Dr. J. Longo und Dr. A. E. Forster verfasste Zusammenstellung der Arbeiten Simonys. Diese werden in Druckwerke, graphische Darstellungen, Handzeichnungen und Photographien gegliedert. 21 Tafeln (ausschließlich des Porträts Simonys) dienen zur Veranschaulichung der illustrativen Thätigkeit Simonys und der Stätte im geogr. Institute der Wiener Universität, welche pietätvoll die Erinnerungen an den verstorbenen Altmeister der Geographie bewahrt.

Wien. J. Müllner.

Vorlesungen über Algebra von Dr. Eugen Netto. 1. Lieferung des II. Bandes. Leipzig, Teubner 1898. 8°, 192 SS.

Die 1. Lieferung des 2. Bandes enthält eine eingehende Darstellung der Eliminationstheorie und der Theorie der algebraischen Gleichungen mit mehreren Unbekannten. In gleich eingehender Weise ist diese Theorie in keinem mir bekannten Werke über Algebra dargestellt, und die principiell äußerst wichtige Eliminationsmethode Kroneckers erscheint hier zum erstenmale im Rahmen eines Lehrbuches. Die Anerkennung dieses Verdienstes wird nicht geschmälert, wenn Ref. bemerkt, dass er gerade das Ergebnis der Methode von Kronecker noch schärfer hervorgehoben wünschte. Die durch ein beliebiges Gleichungssystem definierten Gebilde werden nämlich auf diesem Wege zurückgeführt auf eine Reihe von Gebilden, welche durch Nullsetzen einer unzerlegbaren Function F und rationale Functionen der in der unzerlegbaren Function vorkommenden Variablen sind, welche als Nenner nur die Discriminante von F in Bezug auf eine Variable haben. Als Multiplicität einer solchen ganzen Lösungsmannigfaltigkeit (und diese ist hier ins Auge zu fassen) erscheint der Exponent von F in der Kronecker'schen Gesammteliminante, deren successive erhaltenen Bestandtheile dann von gleichen Factoren nicht befreit

werden dürfe. Auch würde es vielleicht zur Klarheit beitragen Unzerlegbarkeit und Irreducibilität scharf zu trennen. Die letzteri bezieht sich immer auf einen bestimmten Rationalitätsbereich un schließt die erstere nicht ein, wohl aber umgekehrt.

Dieses in mehr als einer Hinsicht intricate Capitel de Algebra auf engem Rahmen in einer bis auf die neueste Zei reichenden Weise dargestellt zu haben, ist gewiss ein bleibende Verdienst Nettos.

Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften mit Ein schluss ihrer Anwendungen. Mit Unterstützung der Akad. d W. in München u. Wien und K. G. d. W. in Göttingen unter Mit wirkung zahlreicher Fachgenossen herausgegeben von Dr. Heinric Burkhardt und Dr. W. F. Meyer. I. Theil reine Mathematik I. Band, 1. u. 2. Heft. Leipzig, Teubner 1898, 1899.

Auf dieses große Unternehmen des Teubner'schen Verlage ist mit ganz besonderem Nachdruck aufmerksam zu machen, d es in seiner ganzen Anlage und, soweit die vorliegenden Heft reichen, auch in seiner Durchführung der Aufgabe eine Gesammt darstellung der mathematischen Wissenschaften voll gerecht wird Die einzelnen Artikel werden von Specialforschern nach gewissen einheitlichen Grundsätzen verfasst und sind nach sachlichen Ge sichtspunkten geordnet. Dadurch ist es möglich, tiefer greifend Missverständnisse, wie sie bei der Bearbeitung eines solchen Werke durch einen einzelnen unvermeidlich sind, zu verhüten.

In kurzer, prägnanter und doch fasslicher und übersichtliche Darstellung geben die vorliegenden beiden Hefte die Grundlagen der Arithmetik von H. Schubert, die Combinatorik und Determi nanten von E. Netto, Irrationale Zahlen und Convergenz unend licher Processe von A. Pringsheim, Complexe Zahlen von E. Study Mengenlehre von A. Schönflies und Endliche direvale Gruppen von H. Burkhardt. Besonders die Artikel von Pringsheim und Schön flies, nicht weniger der von Schubert behandeln Gebiete, welche in den letzten 40 Jahren eine gründliche Umgestaltung erfahren haben, über welche kurz und zusammenhängend sich zu orientieren auch für den Mittelschullehrer ein Bedürfnis ist.

Das ganze Werk ist auf etwa sechs Bände veranschlagt drei für die reine Mathematik und drei für die Anwendungen au Physik, Geodäsie, Astronomie usw. einschließlich einem Register bande und historischen, philosophischen und didaktischen Fragen. Der Band wird etwa 40 Bogen umfassen und dürfte nach dem Preise der vorliegenden Hefte zu urtheilen etwa auf 20 Mk. kommen.

Zahlentheorie, Versuch einer Gesammtdarstellung dieser Wissenschaft in ihren Haupttheilen von Paul Bachmann IV. Theil: Die Arithmetik der quadratischen Formen (1. Abtheilung) Leipzig, Teubner 1898. 8°, VIII u. 668 SS.

Als Gauss die Theorie der quadratischen Formen mit zwei homogenen Veränderlichen zum Hauptgegenstand seiner classischen

„Disquisitiones arithmeticae" machte, wies er schon auf die Theorie der Formen mit drei und mehr Veränderlichen hin und stellte auch die wichtigsten Probleme für ternäre Formen auf. Seither ist die Theorie der quadratischen Formen an Umfang und Bedeutung beständig gewachsen und für tiefere und feinere Untersuchungen auf den verschiedensten Gebieten der Mathematik ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden. Wir begegnen ihr ebenso bei schwierigen Fragen der Functionentheorie wie in der Theorie der algebraischen Zahlen, wo sie schon vor langem von Hermite zur Geltung gebracht wurde. Eine zusammenfassende Darstellung des Gebietes war umsomehr wünschenswert, als die Originalarbeiten in nicht immer leicht zugänglichen Zeitschriften und akademischen Publicationen zerstreut sind.

Der Verf. gibt zunächst die Theorie der ternären Formen nach Gauss, Eisenstein und St. Smith, sowie einen Auszug aus den Arbeiten A. Meyers. Im Vordergrunde steht dabei das Verhalten der Form gegenüber linearen Transformationen und darauf gegründet die Eintheilung in Classen, Ordnungen und Geschlechter.

Im zweiten Abschnitte bringt er nach einer Einleitung in die Theorie der algebraischen Transformation der Formen die nämlichen Probleme für allgemeine quadratische Formen zur Darstellung und stützt sich in der Hauptsache auf St. Smith, Poincaré und Minkowski. Als Anwendungen wird das Problem der Darstellung einer Zahl oder einer Form von n—1 Unbestimmten durch eine solche von n Unbestimmten, speciell die Anzahl der Darstellungen einer Zahl als Summe von fünf oder mehr Quadraten, sowie die Minkowski'schen Untersuchungen über das Maß eines Geschlechtes.

Der dritte Abschnitt, welcher der zweiten Abtheilung vorbehalten ist, soll die Reductionstheorie der quadratischen Formen bringen, und es wäre in der That sehr wünschenswert, eine handliche Darstellung dieses interessanten und vielleicht wichtigsten Theiles der ganzen Theorie der quadratischen Formen bald zu besitzen.

Innsbruck. W. Wirtinger.

Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. Von Moriz Cantor. 3. (Schluss-) Band. 2. u. 3. Abtheilung. Mit 100 Figuren im Texte. Leipzig, Teubner 1896—1898.

In der 2. Abtheilung des Schlussbandes der Vorlesungen über Geschichte der Mathematik wird der Zeitraum von 1700—1726 behandelt. Besonders gewürdigt wird der Prioritätsstreit zwischen Newton und Leibniz. In demselben wird der Zeitraum bis 1712, dann jener von 1712 angefangen abgesondert betrachtet. In diesem Jahre wurde nämlich ein Ausschuss gebildet, der die Aufgabe hatte, die auf den Streit bezugnehmenden Papiere und Briefe in Augenschein zu nehmen und einen Bericht

für die Gesellschaft (Royal Society) zu verfassen. Dass sich im Laufe der Zeit die Ansichten über den Prioritätsstreit dahin geklärt haben, dass seine gründliche Durchforschung allen Betheiligten ohne irgendeine Ausnahme zum Nachtheile gereichte, erhellt aus der trefflichen Abhandlung zur Genüge. — Im weiteren finden wir geschichtliche Bemerkungen über die combinatorische Analysis, die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die Reihenlehre, die Differenzenrechnung. Anschließend an letztere finden wir die Abhandlung von De Lagny, welche bei der Auflösung von Zahlengleichungen wertvolle Dienste leistet. Dies führt den Verf zur Betrachtung der Entwicklung der Algebra in dem erwähnten Zeitabschnitte, in dem namentlich die Arithmetica universitatis von Newton besonders hervorragt. Sowohl die algebraische Auflösung von Gleichungen, wie sie von Newton gelehrt worden ist, als auch die Anwendung von geometrischen Methoden desselben Forschers zur Lösung derartiger Probleme wird in dem vorliegenden Bande gezeigt. Vorzüglich ist es die Conchoide, welche ihm hierbei wesentliche Dienste leistet. Die Weiterentwicklung der Lehre von den Gleichungen durch Taylor und durch Cottes (in seiner Harmonia Mensurarum) wird dargethan. Der letztgenannte Forscher hat Namhaftes für die Differential- und Integralrechnung geleistet, was gewürdigt wird. Die geschichtlichen Untersuchungen über das Differenziieren und Integrieren, über die Entwicklung der analytischen und projectiven Geometrie konnten nicht leicht geschieden werden und finden sich vereinigt. Besonders wichtig erscheint für die damalige Zeit die Abhandlung Parents über die Eigenschaften der Oberflächen. In seiner Genesis curvarum per umbras hat Newton gezeigt, dass die mannigfaltigsten Curven durch optische Benützung einfachster Gebilde hervorgebracht werden können, und dies ist identisch mit der Erzeugung von Curven durch Centralprojection. Er hat auch schon projectivische Curvenerzeugungen angegeben. Da Newton in seiner Enumeratio die Theoreme ohne einen Beweis andeutete, sahen sich spätere Forscher gezwungen, die Enumeratio zu ergänzen. Namentlich ist es in dieser Beziehung Stirling, dessen Verdienste in besonderer Weise von Prof. Cantor gewürdigt werden, sodann wird die Bedeutung der Arbeiten von Maclaurin in das rechte Licht gesetzt. Sehr lichtvoll ist auch der über Differentialgleichungen handelnde Abschnitt verfasst; in dieser Beziehung sind es Jakob und Johann Bernoulli, welche bahnbrechend gewirkt hatten. Der Verf. tritt auch der Geschichte des Problems der Trajectorien in diesem Abschnitte näher. Der Sohn Johann Bernoullis, Niclaus Bernoulli, hat sich um die Behandlung dieser Aufgabe wesentliche Verdienste erworben. Die Geschichte der Differentialgleichung von Riccati, ferner die Erörterung der Forschungen des Italieners Fagnano beschließt diesen Abschnitt.

In der dritten Abtheilung finden wir die Geschichte der Mathematik von 1727—1758 behandelt. Es wird in derselben unter anderem die Geschichte der Rechenkunst, besonders in Deutschland, betrachtet, dann werden die Lehrbücher der Elementargeometrie mit besonderer Rücksichtnahme auf die Parallelenlehre und auf die Schriften des gelehrten italienischen Jesuiten Sacheri genannt, auf die elementargeometrischen Einzelnuntersuchungen des genannten Zeitraumes eingegangen, die Entwicklung der Algebra, der Zahlentheorie, der Combinatorik und der Wahrscheinlichkeitsrechnung, sowie der Theorie der Reihen ausführlich erörtert. Die folgenden Untersuchungen, sei es auf rein analytischem, sei es auf geometrischem Gebiete, stehen vorzugsweise unter dem Zeichen Eulers, dessen Differentialrechnung, Introductio und Methodica inveniendi, bei der Behandlung von Maximal- und Minimalaufgaben im besonderen dargelegt wird. Die Beziehungen von Clairaut, Braikenridge, De Gua, Maclaurin zur analytischen Geometrie werden dargelegt, und der Schlussabschnitt wird der Entwicklung der Theorie der bestimmten Integrale und der Differentialgleichungen, namentlich im Euler'schen Sinne, gewidmet. Vorzugsweise sind es die Abhandlungen des großen Forschers: „De inventione integralium si post integrationem variabili quantitati determinatus valor tribuatur“ und „De integratione aequationum altiorum graduum“, welche für die bezeichneten Aufgaben maßgebend sind. Selbstverständlich werden die Arbeiten der anderen hervorragenden Analytiker dieses Zeitraumes und deren Bedeutung für die Entwicklung der Wissenschaft auseinandergesetzt; dies gilt besonders von jenen Clairauts und D'Alemberts, dessen Bemühungen um die Integration von simultanen Differentialgleichungen und um die Lehre von den partiellen Differentialgleichungen nicht unterschätzt werden dürfen.

So hat der Verf., wohl der bedeutendste Forscher auf dem Gebiete der Geschichte der Mathematik in Deutschland, ein geradezu epochemachendes Werk vollendet, das, was Präcision und Exactheit der Darstellung, eingehende und liebevolle Behandlung des Gegenstandes, Rücksichtnahme auf alle dem Verf. nur irgendwie zugängliche Quellen betrifft, einzig dasteht. Wir, die aus dem Buche nur eine große Fülle von wertvollen Anregungen geschöpft haben, bedauern nur, dass der Verf. selbst erklärt, wegen seines vorgerückten Alters nicht mehr imstande zu sein, die Geschichte der Mathematik von 1758 angefangen fortsetzen zu können. Mögen sich junge Kräfte finden, welche sich muthvoll dieser schweren Aufgabe unterziehen werden; mögen dieselben diese Aufgabe in ebenso gelungener Weise lösen, wie der Altmeister! Die Verlagsbuchhandlung möge auch die Fortsetzung dieser Arbeit im Auge behalten und derselben ihre Unterstützung in der bekannten opferwilligen Weise leihen.

K. **Koppes Geometrie** zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten neu bearbeitet von Prof. Dr. Josef Dieckmann, Director des Progymnasiums mit Realabtheilung in Viersen. III. Theil. Der Coordinatenbegriff. Analytische Geometrie der Ebene. Mit 35 in den Text gedruckten Figuren und einer Figurentafel, sowie mit zahlreichen Übungen und Aufgaben. Essen, G. D. Baedeker 1897.

Nach dem neuen Lehrplane für die höheren Schulen in Preußen soll in der Prima der Gymnasien die Coordinatengeometrie in ihren Grundzügen, die analytische Geometrie der Ebene in der Prima der Realgymnasien und Oberrealschulen aufgenommen werden. Das vorliegende Büchlein wird nun beiden Gruppen von Anstalten gerecht. Gleichzeitig werden die rein geometrischen Betrachtungen, die synthetischer Natur sind, für die Ellipse, Parabel und Hyperbel an die Spitze der betreffenden Lehren gestellt, da diese Curven dem Schüler aus dem vorhergegangenen Unterrichte noch nicht bekannt geworden sind. Sehr schätzenswert sind die einem jeden Abschnitte beigegebenen, zur Einübung des vorgetragenen Lehrstoffes geeigneten Beispiele. Mit vollem Rechte betont der Verf., dass einfache und elegante algebraische Operation, Allgemeinheit der Abstraction in Resultaten und Schlüssen die anregenden und anziehenden Seiten des Unterrichtes in der analytischen Geometrie sind, und es muss anerkennend hervorgehoben werden, dass der Verf. diesen Punkten durchwegs Rechnung getragen hat.

Der erste Abschnitt handelt von der Einführung des Coordinatensystems und von der Transformation der Coordinatensysteme, wobei sich der Verf. nur auf die Verschiebung und Drehung von orthogonalen Coordinatensystemen beschränkt. Um den vorkommenden algebraischen Rechnungen Bequemlichkeit, den Ergebnissen derselben Übersichtlichkeit zu verleihen, wurden die Grundlehren der Determinantenlehre den weiteren analytischen Entwicklungen vorangestellt. Die Behandlung der Gleichung der Geraden in der Hesse'schen Normalform ist eine sehr gelungene und leicht zu überblickende. Die analytische Behandlung der Entfernung eines gegebenen Punktes von einer gegebenen Geraden hätte in besonderer Weise stattfinden sollen; ebenso wäre es angemessen gewesen, das Problem der merkwürdigen Punkte eines Dreieckes in separater Weise darzustellen. Dass in der Kreislehre das Wesentlichste über Pol und Polare, sowie über die Chordale und den Potenzpunkt angegeben wurde, ist anerkennend hervorzuheben. Vermisst hat Ref. die Quadratur der Parabel, die doch in den Anwendungen belangreich ist. Unter den Übungsaufgaben finden wir sowohl Rechnungs- als auch Constructionsaufgaben. Letzteren ist ein eigener Abschnitt (mit „Übungen" überschrieben) gewidmet. Dass Kreis, Ellipse, Parabel und Hyperbel Kegelschnitte sind, wird im siebenten Abschnitte in recht anschaulicher Weise gezeigt. Die Erörterung der allgemeinen Kegelschnittsgleichung wird in mehrfacher Weise vorgenommen. Besonders einfach sind die Ent-

wicklungen dann, wenn, wie im §. 98, statt der rechtwinkligen Coordinaten Polarcoordinaten eingeführt werden. Das Problem der Tangente und der Polaren für die allgemeine Kegelschnittsgleichung wird aufgestellt, ebenso das Theorem bewiesen, dass die Polare eines Punktes der geometrische Ort für die vierten harmonischen Punkte auf allen von dem Punkte ausgehenden Secanten ist.

Ref. kann das vorliegende Buch als für den Unterrichtsgebrauch in der analytischen Geometrie sehr geeignet bezeichnen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Keplers Traum vom Monde von Ludwig Günther. Mit dem Bildnisse Keplers, dem Facsimiletitel der Originalausgabe, 24 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. Leipzig, Teubner 1898. XXII u. 185 SS.

Zu den Werken Keplers, die nicht rein wissenschaftlichen, sondern mehr populären Inhalts sind, ist dessen Traum vom Monde oder, wie der volle lateinische Titel lautet: „Ioannis Kepleri, Mathematici olim Imperatoris, Somnium seu opus posthumum de astronomia lunari divulgatum a M. Lud. Keplero, filio, Medicinae candidato, Sagan 1634“ zu zählen. Dasselbe mag von ihm ursprünglich wohl nur zu seiner Selbstbelehrung verfasst worden sein. Schon während seiner Studienzeit in Tübingen nämlich von seinem Lehrer Mästlin in die damals neue und noch nicht unbestritten anerkannte Copernicanische Theorie eingeführt, stellte er sich die Aufgabe, sich und seinen Freunden diese Lehre in allen ihren Consequenzen klar zu machen. Der Weg, den er hiezu wählte, ist zwar ein ganz eigenthümlicher, aber vom pädagogischen Standpunkte aus vielleicht der einzig richtige. Es ist der, dass er sich von der Erde weg auf einen anderen Himmelskörper und zwar den Mond versetzt denkt und von diesem geänderten Standorte aus zu entwickeln sucht, welchen Anblick da Sonne und Erde, Planeten und Fixsterne, kurz der ganze gestirnte Himmel den Bewohnern dieses Himmelskörpers böten, wenn die Copernicanische Weltanschauung als die richtige angesehen würde. Allein angeregt durch einige phantastische Werke des Alterthums, wie Ciceros „Somnium Scipionis“, Plutarchs „De lunae facie“, Lucians „Verae historiae“ und auch solche der neueren Zeit, wie die Utopia des Thomas Morus, und vielleicht auch seiner eigenen Vorliebe für alles Geheimnisvolle, dem bekannten mystischen Zuge in seinem Charakter folgend, gab er jedoch in seinen späteren Jahren dieser seiner Jugendarbeit ebenfalls ein mystisches Gewand, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, dass das Büchlein vergessen und verkannt wurde und selbst in größeren Werken zur Geschichte der Astronomie keine Erwähnung findet. Man muss es daher Herrn L. Günther Dank wissen, durch Übersetzung und Neuherausgabe desselben neuerdings auf dieses culturhistorisch interessante Werk

aufmerksam gemacht zu haben. Es ist ja bekannt, mit welcher Leidenschaft vor einigen Jahren die naturwissenschaftlichen Romane Jules Vernes von der Jugend verschlungen wurden und vielleicht heute noch gelesen werden; ungleich interessanter, lehrreicher und schon durch den Namen des Verfassers merkwürdiger ist dieses Werk Keplers, das uns einen tiefen Blick in seine physikalischen und astronomischen Ansichten gestattet und das daher wärmstens nicht bloß den Lehrern empfohlen werden mag, sondern auch in keiner Schülerbibliothek fehlen sollte.

Kepler fingiert einen Traum, um auf den von ihm gewünschten Standpunkt zu gelangen und geht sofort nach Vollendung der Reise, die auf dem Erdschatten zur Zeit einer Mondesfinsternis bewerkstelligt wird, an die Beschreibung der astronomischen Erscheinungen auf Levania, d. i. dem Monde über. Er erzählt, dass der Anblick des Fixsternhimmels dort derselbe sei wie auf der Erde, weil die Fixsterne ja unendlich weit von der Erde entfernt zu denken sind, und daher die geringe Verschiedenheit des Standortes (die Entfernung zwischen Erde und Mond gegenüber der unendlich großen der Fixsterne) nicht weiter in Betracht kommt, eine Frage, die bekanntlich zu Keplers Zeit vielfach in astronomischen Kreisen behandelt ward, wurde doch das Fehlen der Fixsternparallachsen als ein Haupteinwand gegen das Copernicanische Weltsystem geltend gemacht. Dagegen aber erscheinen die Bewegungen und Größen der Planeten dort ganz anders als auf der Erde, so dass auf dem Monde eine von der unsrigen völlig abweichende Astronomie herrscht. Aus dem Umstande ferner, dass der Mond der Erde stets dieselbe Seite zuwendet, zieht er den richtigen Schluss, dass die Levania in zwei Hemisphären zerfällt, von denen die eine fortwährend den Anblick der Volva, d. i. der Erde genießt, die andere aber nie, und beschreibt dann die Erscheinungen, welche beiden Hemisphären gemeinsam sind, wie der Wechsel von Tag und Nacht, der sich hier natürlich erst innerhalb eines Zeitraumes von 29 Tagen abspielt, hierauf jene, welche die beiden Theile von einander unterscheiden. Bei jeder Gelegenheit und stets mit richtigem Blicke zieht er interessante Parallelen zwischen der Beschaffenheit der Erde und der des Mondes, und manche der dabei ausgesprochenen Vermuthungen haben durch die neue Selenographie ihre Bestätigung gefunden.

Die vom Herausgeber zu dem Commentar von Kepler hinzugefügten Noten, die sich im Buche schon durch die verschiedene Art des Druckes von jenem unterscheiden und mehr als die Hälfte desselben ausmachen, sind im allgemeinen zutreffend und richtig. Nur einige wenige Stellen wären mehr als Ungenauigkeiten denn als directe Unrichtigkeiten zu erwähnen. So heißt es auf S. 49 bei Besprechung der Kepler'schen Ansichten über die Schwere: „Es fehlte nur noch von der Vermuthung zur Rechnung überzugehen, um seinem Werke die Krone aufzusetzen. An geistiger Kraft mangelte es ihm nicht, die Höhe zu erreichen, von der er die

Abhängigkeit seiner Entdeckungen von einem obersten Gesetze übersehen haben würde, allein, selbst wenn er diese Rechnungen angestellt hätte, er würde seine Ideen nicht voll bestätigt gefunden haben, weil zu der Zeit die zu der Calculation nöthige genaue Kenntnis der Planetenelemente noch fehlte." Das ist nicht ganz richtig, vielmehr muss hervorgehoben werden, dass die mechanischen Anschauungen Keplers in ihren Fundamenten noch sehr unvollkommen waren, und er sich einen recht künstlichen Begriff über das Wesen der Schwere zurecht setzen musste, als dass er schon eine der Newton'schen analoge Rechnung über die Identität der Schwere und des Fallens des Mondes gegen die Erde hätte ausführen können. Diesem Umstande kann es auch zugeschrieben werden, dass er seine ursprüngliche in der Astronomia nova ausgesprochene Ansicht, dass die Kraftwirkung der Schwere wie das Licht im Verhältnisse des Quadrates der Entfernung abnimmt, fallen ließ und die indirecte Proportionalität mit der einfachen Größe der Entfernung als die richtige ansieht. Es musste die Entdeckung des Trägheitsgesetzes durch Galilei, der Fliehkraft durch Huyghens vorangehen, ehe durch Newton die klare und sichere Grundlage der ganzen Astronomie gewonnen werden konnte.

Auf S. 71 steht: „Die Präcession ist eine Folge der Einwirkung der Planetenmassen auf die nicht völlig kugelförmig gestaltete Erde." Hier sollte es wohl statt Planetenmassen „Sonne und Mondmasse" heißen, denn die Einwirkung der Planeten ist nur von secundärer Bedeutung.

Statt „Die mittlere Zeit fällt mit der wahren Zeit nur selten zusammen" auf S. 66 sollte es wohl direct lauten „viermal im Jahre". Ebenso ist der folgende Satz zu tadeln: „Der Unterschied zwischen beiden ist die sogenannte Zeitgleichung, und unsere Uhren müssen, wenn sie ganz richtig gehen sollen, nach dieser Gleichung, welche man in den Kalendern angegeben findet, gestellt werden." Dies ist nur dann der Fall, wenn man eine Uhr nach einer Sonnenuhr oder direct nach dem Stande der Sonne richten würde. Auf den Sternwarten wird aber der Stand der Uhren nach dem Laufe der Sterne bestimmt, und dann benöthigt man der Zeitgleichung nicht, sondern nur der Angabe der täglich sich ändernden Sternzeit im mittleren Mittag.

Auch den Satz: „Meiner Überzeugung nach kann der Weltraum, weil stofflos, überhaupt keine Temperatur haben" auf S. 141 wird wohl nicht jeder Physiker ohneweiters als richtig anerkennen.

Doch das sind nur Kleinigkeiten, die den Wert des Buches im ganzen in keiner Weise beeinträchtigen.

Die Sternkunde. Gemeinfasslich dargestellt von Rich. Herm. Blochmann. Mit 69 Abbildungen, 3 Tafeln, 2 Sternkarten. Stuttgart, Strecker u. Moser 1899. XIII u. 315 SS.

Der Verf. beginnt in der Vorrede mit den Worten: „Wenn ich in dem vorliegenden Werke zu der gewiss umfangreichen

populär-astronomischen Literatur einen neuen Band füge, so geschieht dies in der Überzeugung, dass nicht allein die gemeinfassliche Darstellung eine Wissenschaft zum Allgemeingut machen kann, sondern dass vor allem auch Sorge getragen werden muss dass solche gemeinfassliche Darstellungen jedermann zugänglich werden. Gerade dieser letztere Umstand schien mir durch di kostspieligeren Werke der jüngsten Zeit nicht verbürgt, und ich entschloss mich deshalb zu der „Sternkunde" umso eher, als ic durch eine zweijährige Mitarbeit an Dr. M. Wilhelm Meyers „Weltgebäude" mich in der Lage glaubte, einen ausgedehnten Stoff in derselben niederlegen zu können." Hierzu ist zu bemerken, das ebensowenig wie der billige Kaufpreis eines Buches schon dessen Preiswürdigkeit ausmacht, auch eine selbst zweijährige Mitarbei an einem anderen größeren Werke die Bürgschaft für die Gediegenheit des in dem Buche niedergelegten Stoffes in sich schließt, ein Bürgschaft, die bei einem populären Werke mehr als bei irgend einem anderen, rein wissenschaftlichen nach dem Grundsatze: „Fü die Jugend, sowie für das Volk ist das Beste gerade gut genug' noth thut. In der That weist das vorliegende Werk so zahlreich Mängel auf, und zwar in physikalischer Hinsicht, wo es sich un die Erklärung von Erscheinungen, in astronomischer Richtung, w es sich um klare Definitionen astronomischer Begriffe handelt, das es einer gründlichen und sorgfältigen Umarbeitung bedürfte, eh es als ein empfehlenswertes bezeichnet werden könnte.

Um dieses harte Urtheil zu rechtfertigen, müssten streng genommen alle in demselben vorkommenden sachlichen und sprachlichen Unrichtigkeiten hier aufgezählt werden. Doch dürften, un das Referat nicht gar zu lang werden zu lassen, einige Beispiel genügen.

Als sachliche Unrichtigkeiten erwähne ich: S. 87: „De Brennpunkt eines Hohlspiegels fällt, wenn letzterer kugelförmi ist, mit dem Mittelpunkte der Kugel zusammen." S. 130: „Fliehkraft ist die Kraft, mit welcher die Erdmasse am Äquator von Erdmittelpunkte fortgeschleudert wird." S. 65: Auf der Erde fäll ein Körper in der ersten Secunde 4·50 m", und dies ist kein Druckfehler, sondern diese Zahl zieht sich durch das ganze Buch nur in der auf S. 305 abgedruckten Tafel der Bahnelemente de großen Planeten findet sich die richtige Zahl 4·9 m vor. S. 89 „Fällt ein Bündel paralleler Strahlen durch ein solches Linsensystem (Galileisches Fernrohr), so sind auch die doppelt gebrochenen Strahlen wieder parallel; ... der leuchtende Punkt, von dem di Strahlen kommen, erscheint uns zwar nicht näher, wohl aber heller als ohne das Fernrohr." S. 98: „Stundenwinkel ist jener Winkel der zwischen irgend einem Punkte des Himmels und dem Meridian auf den Parallelkreisen gemessen wird." Auf S. 136 findet sich eine Figur vor, die die bekannte Art und Weise kennzeichnen soll wie man durch Messung der Zenithdistanzen des Mondes auf zwei

Stationen auf der Erde die Distanz des Mondes von der Erde bestimmen kann; doch ist die Figur so angelegt, dass auf dem einen Beobachtungsorte der Mond überhaupt nicht gesehen werden kann, weil er sich schon unter dem Horizonte befindet. Ferner geht durch das ganze Werk eine stete Verwechslung der Begriffe „synodische und siderische Umlaufszeit", „Leuchtkraft eines leuchtenden und Helligkeit eines beleuchteten Körpers".

Ungenauigkeiten im Ausdruck kommen an folgenden Stellen vor: S. 3: „Da, wo der Schatten der Sonne den Horizont treffen würde, ist der Nordpunkt." S. 81: „ungemein große Ellipsen" statt des richtigen „stark excentrische", in denen sich die Kometen bewegen. S. 91: „Das von den weitaus häufigsten Körpern ausstrahlende Licht ist nicht einfärbig." S. 192: Der senkrecht auffallende Strahl führt dem Erdboden mehr Wärme zu, als der horizontale."

Von historischem Interesse ist der Satz: „Ein halbes Jahrhundert nach diesem Versuche (des Anaxagoras über die Mondesfinsternisse) lebte Pythagoras ..."

Auch Druckfehler finden sich in ziemlicher Menge vor: S. 54 „die geometrische Theorie des Ptolemäus" statt „die geocentrische", S. 104 „Altidude" statt „Altitude", S. 144 „Deslambre" statt „Delambre", S. 192 „Reflection" statt „Reflexion", S. 226 „im Perihel etwa 75,000.000 km weit vom Centralgestirn entfernt" statt „im Aphel", S. 227 „Fiezeau" statt „Fizeau", S. 248 „retrogerade" statt „retrograde", S. 307 „Arriel" statt „Ariel". Auf der beigegebenen Sternkarte sieht man „Formalhaut" statt „Fomalhaut", „Coma berenices" statt „Berenices", „ν Orionis" statt „γ Orionis". δ, ε und ζ Orionis, der berühmte Jacobstab, bilden keinen Bogen, sondern eine gerade Linie, der Stern ε Orionis ist ein wenig zu links gezeichnet. Ferner finden sich auf derselben wohl die Hyaden δ, ϑ_1 und ϑ_2 Tauri verzeichnet vor, nicht aber die Plejaden, die nur durch einen einzigen Stern η Tauri angedeutet sind, trotzdem sie ein bedeutend bemerkenswerteres Object bilden als jene.

Astronomischer Kalender für 1899. Herausgegeben von der k. k. Sternwarte zu Wien. Der ganzen Reihe 61. Jahrgang, der neuen Folge 18. Jahrgang. Wien, Carl Gerolds Sohn. 158 SS.

Ein jährlich wiederkehrender Gast, der in dieser Zeitschrift schon des öfteren besprochen wurde und den Lesern wohl auch bekannt sein dürfte. Der diesjährige Band enthält zuerst das bürgerliche und astronomische Kalendarium, letzteres mit den Angaben des Sonnen- und Mondlaufes von Tag zu Tag und der Coordinaten der Planeten von je 5 zu 5 Tagen, Verzeichnisse von Fixsternen, veränderlichen Sternen, Sternhaufen und Nebelflecken, Tabellen der Elemente der großen Planeten und ihrer Monde, sowie der Asteroiden, Tafeln für die periodischen Kometen und Stern-

schnuppenschwärme und ein Verzeichnis geographischer Positionen und sodann drei interessante und lesenswerte Abhandlungen.

In der ersten „Die großen Refractoren der Erde“ gibt Assistent Dr. Friedrich Bidschof einen kurzen Abriss der Geschichte der Erfindung des Fernrohrs vom 2. October 1608 ab, an welchem Tage der Optiker Lippershey die holländischen Generalstaaten um ein Patent auf ein von ihm erdachtes Fernrohr bat, von Galilei, dessen Genie es im Jahre 1609 gelang, als er von den Leistungen desselben hörte, selbständig ein solches zu construieren, und schließlich von Kepler an, dessen Fernrohr bald das Galileische an Leistungskraft überholte, bis auf die neueste Zeit, in welcher die Engländer Cooke und Grubb, der Amerikaner Alvan Clark, die Franzosen Paul und Prosper Henry und nicht in letzter Linie die Deutschen Steinheil, Zeiss, Reinfelder sich gegenseitig im Bau großer Fernrohre zu überbieten suchen. Ein Verzeichnis dieser großen Refractoren innerhalb der Grenzen von 125 cm Objectivöffnung als dem größten, der für die Weltausstellung in Paris im Jahre 1900 bestimmt ist, bis 35 cm Öffnung bildet den Schluss dieser Mittheilung, aus welcher zu entnehmen ist, dass das für die k. k. Universitäts-Sternwarte in Wien im Jahre 1882 gebaute Teleskop von 68 cm Objectivdurchmesser, das damals unter den Refractoren das größte war, nunmehr in der Reihe derselben die 12. Stelle einnimmt.

Die zweite Abhandlung „Die wichtigsten Resultate der in Österreich-Ungarn ausgeführten magnetischen Aufnahmen“ von Prof. J. Liznar enthält einen Bericht über die von dem genannten Gelehrten in Cisleithanien in den Jahren 1889—1894 ausgeführten magnetischen Messungen und ist in gewissem Sinne die Fortsetzung einer im Astronomischen Kalender für 1898 erschienenen Abhandlung desselben Verfassers, in welcher sich die Daten für die in der vorliegenden ausgeführten Rechnungen vorfinden. Dieselbe enthält Tafeln der Isogonen, Isoklinen und Isodynamen der Horizontalintensität des Erdmagnetismus für die Epoche 1890.0 für das Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie, und zwar für die Grenzen von $\varphi = 42^0—51^0$ geographischer Breite und $\lambda =$ $10^0—26^0$ östlicher Länge von Greenwich, sodann eine Tabelle der Normalwerte und Störungen der erdmagnetischen Elemente sowie eine ebensolche der Nord-, West- und Verticalcomponente und der Componenten der störenden Kraft zur Epoche 1890.0 für 210 einzelne, mit ziemlicher Gleichmäßigkeit über die ganze Monarchie vertheilte Stationen, und schließlich noch Tafeln für die säculare Variation der Inclination und Declination, wie sie sich aus dem Vergleiche der ersten magnetischen Aufnahme in Österreich unter Director Kreil in den Jahren 1843—1858 mit der gegenwärtigen ergibt. Jedermann ist auf Grund der in der Abhandlung mitgetheilten Daten in der Lage, für jeden Punkt in Österreich-Ungarn für eine beliebige Zeit von 1850 an die normale Declination

und Inclination zu berechnen, und auch die wahre, wenn für diesen Ort die Größe der Störung bekannt ist.

In der dritten Abhandlung „Neue Planeten und Kometen" erstattet Director Weiß wie alljährlich so auch diesmal Bericht über die Planeten- und Kometen-Entdeckungen im Jahre 1898. Unter den ersteren ist insbesondere der Planet (433), der von Witt an der Urania-Sternwarte in Berlin am 13. August 1898 entdeckt wurde, von großem Interesse, insofern als seine Bahn theilweise innerhalb der Marsbahn liegt. Seine Entfernung von der Sonne ist im Perihel 1·2366, im Aphel 1·6824 Erdbahnhalbmesser, während die entsprechenden Größen für den Mars 1·4304 und 1·6170 sind. Es dürfte die Leser dieser Zeitschrift interessieren, wie sich eine Autorität wie Director Weiss über diese Entdeckung äußert, besonders nach den einander widersprechenden Berichten in den Tagesblättern. Director Weiss sagt: „Das Auffinden dieses Planeten hat unsere bisherigen Anschauungen über den Asteroidenring und die Constitution unseres Sonnensystems überhaupt wesentlich modificiert. Hält man nämlich an der Definition der Asteroiden fest, dass dies Planeten zwischen Mars und Jupiter seien, so gehört er nicht mehr zu diesen, da der größte Theil seiner Bahn innerhalb der Marsbahn verläuft. Andererseits reicht ein Theil derselben bis in den eigentlichen Asteroidengürtel hinein; er kann daher auch nicht als ein Planet innerhalb der Marsbahn bezeichnet werden. Er ist vielmehr als eine Art Verbindungsglied zwischen Planeten, die innerhalb, und solchen, die außerhalb der Marsbahn sich bewegen, aufzufassen, und es ist deshalb gar nicht unwahrscheinlich, dass seine Auffindung die Entdeckung einer neuen Planetengruppe zwischen Erde und Mars eröffnete, ebenso wie die Entdeckung der Ceres am ersten Tage unseres Jahrhunderts uns das erste Glied des Planetenringes zwischen Mars und Jupiter kennen lehrte."

Den Schluss des Buches bildet eine „Anleitung zur Beobachtung von Feuerkugeln", in welcher sich Director Weiss direct an das Publicum mit der Aufforderung wendet, über jede Beobachtung einer Feuerkugel der Wiener Sternwarte Mittheilung zu machen.

Arnau. Dr. S. Oppenheim.

Methodischer Leitfaden für den einheitlichen Unterricht in Mineralogie und Chemie an höheren Schulen. Von Wilhelm Zopf, Professor am Realgymnasium zum heiligen Geist in Breslau. III. Stufe. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller) 1898.

Das vorliegende Buch ist der dritte Theil eines Werkes, welches, für reichsdeutsche Schulverhältnisse berechnet, alle grundlegenden chemischen Lehren nebst dem Nöthigsten aus der Mineralogie dem Schüler im methodischen Fortschritte vom Einfachen zum

Zusammengesetzten, vom Leichteren zum Schwereren vorführen soll. Das überaus inhaltsreiche Buch ist mit großer Sachkenntnis geschrieben und zerfällt in zwei Theile. Im ersten Theile wird der methodische Lehrgang zu Ende geführt. Der zweite Theil enthält ein sehr übersichtliches und doch genügend ausführliches Repertorium der anorganischen Chemie.

Grabers Leitfaden der Zoologie für die oberen Classen der Mittelschulen. Bearbeitet von J. Mik. 3. verb. Aufl. (Mit Erlass v. 7. April 1897, Z. 8021, allgemein zulässig erklärt.) Prag u. Wien, F. Tempsky 1897. Preis geb. 1 fl. 90 kr.

Von diesem vortrefflichen und mit Recht beliebten Lehrbuche liegt die 3. Auflage vor. Wir finden im Texte manche Verbesserungen in stilistischer und sachlicher Hinsicht, zweckmäßigere Anordnung des Stoffes, Weglassungen minder wichtiger Dinge und interessante Zusätze. Auch eine Reihe sehr instructiver Abbildungen ist zugewachsen. Wenn trotzdem die Seitenzahl sich von [illegible] auf 252 vermindert hat, so ist das wohl nur der ausgedehnteren Anwendung eines kleineren Druckes zuzuschreiben. Nicht ganz unbedenklich scheint die auch schon in der 2. Auflage beliebte Trennung der farbigen Illustrationen vom Texte und deren Zusammenfassung in einem besonderen Hefte, da im Falle des Verlustes dieses Heftes die Beschreibungen im Buche, die sich auf jene Bilder beziehen, unverständlich würden.

Wien. Dr. Franz Noë.

Zum hundertsten Geburtstage Friedrich Eduard Benekes von Prof. Fr. Schmeding. Leipzig. Dürr 1898.

Liest man diese Schrift, die den Manen Benekes gewidmet ist, durch, so erhält man den Eindruck, als stamme sie aus der Feder eines schwärmerisch angelegten Jünglings, und ist erstaunt von dem Verf. (S. 6) selbst zu hören, dass er „fast noch Knabe" die ersten Worte Benekes, dessen hundertsten Geburtstag die Schrift feiert, vernommen habe. In — man darf wohl sagen — überschwänglicher Begeisterung für den Meister findet er die anderen Systeme „unfruchtbar und unpraktisch" und wie „alles hinter Beneke zurückstehe". „Alle Ausdrücke", sagt der Verf. S. 22, „der Verehrung, die man den größten Entdeckern auf den verschiedensten Gebieten spendet, darf auch Beneke beanspruchen. Wilhelm von Humboldt zittert fast vor der Gewalt, mit der Äschylus das Schicksal walten lässt; Schlosser hat fünfzigmal Dante in Vorlesungen erklärt und jedesmal bewundernd Neues entdeckt; Wilh. Jordan redet von Homer nur als dem Übermenschen und der Psychologe empfindet gegenüber dem halb vergessenen Beneke Ähnliches."

Ref. ist weit entfernt, die unbestreitbaren Verdienste Benekes für die Fortschritte psychologischer und überhaupt philosophischer Forschung schmälern zu wollen. Stehen doch seine Ideen gerade der neueren Forschung in manchen Punkten näher als die Herbartsche Philosophie. Ihm ist z. B. im Gegensatze zu Herbart die innere Erfahrung, losgelöst von metaphysischer Begründung, die Quelle psychologischer Erkenntnis; er verwirft nicht wie Herbart vollständig den Vermögensbegriff usw. Aber es ist doch nicht gerechtfertigt, mit starrem Conservatismus an Benekes Ansichten haften zu bleiben, wie der Verf. thut, ohne sich zu fragen, ob die neuere philosophische Forschung nicht doch über Beneke hinaus gediehen sei. So hätte wohl der Verf. nicht unterlassen sollen, in dem ersten Theile seiner sich eng an Beneke anschließenden Darstellung der „Wahrnehmung" für die „in der Seele zurückgebliebenen Spuren, welche die Aufnahmsfähigkeit der Urvermögen erhöhen und sie endlich in den Stand setzen, Wahrnehmungen zu machen", den viel klareren „Dispositionsbegriff" der neueren Philosophie einzusetzen, über den er z. B. in Höflers Psychologie[1]) Aufklärung gefunden hätte.

Und wenn Beneke einmal, wie der Verf. selbst hervorhebt (S. 21), mit Recht dagegen auftritt, „dass alle wissenschaftlichen Urtheile in der Psychologie statt in wissenschaftlicher in der der Poesie ausgedrückt seien", so scheint dem Ref. Beneke selbst und auch dessen Adept, der Verf., gegen seine Grundsätze zu handeln, wenn er zu wiederholtenmalen davon spricht, wie „die Spuren zu den Reizen oder zu der Empfindung hinzufließen", so z. B., wenn er S. 14 sagt: „Das Vermögen für eine bestimmte sinnliche Empfindung oder Wahrnehmung besteht in der Gesammtheit der Spuren, welche zu derselben wirklich hinzufließen."

Zu der Art ferner, wie der Verf. „den Process der inneren Wahrnehmung" erklärt (S. 16), möchte ich ihn von neuem auf Höflers Psychologie (S. 271) verweisen. „Begehren, hoffen wir", so erklärt der Verf., „etwas Bestimmtes, was wir früher nicht begehrten oder erhofften .... so kann dies geschehen, ohne dass diese Acte als specifisches „Begehren, Hoffen" wahrgenommen werden. Wir werden sie aber als solche auch wahrnehmen, wenn diese Begriffe mit ins Bewusstsein treten. Die psych. Begriffe sind also die psych. Wahrnehmungsvermögen." Höfler hebt aber gerade richtig a. a. O. hervor, dass es bei der inneren Wahrnehmung nicht darauf ankomme, dieses als „Zorn" und jenes als „Freude" zu agnoscieren, was schon ein classificierendes, kateg. Urtheil voraussetzen würde, während die Evidenz der inneren Wahrnehmung in einem bloßen Existentialurtheile bestehe.

---

[1]) Psychologie, Tempsky 1897, S. 20 u. a. a. O.

Ref. muss sich leider versagen, noch näher auf den Inhal des übrigen Theiles der Schrift einzugehen, und sich begnüge denselben kurz zu skizzieren. Eine andere von den Thatsachen mit denen er bei seinem Sammeln für sein Museum psychologische Kostbarkeiten das Körbchen gefüllt hat, um mich eines gerade zum Überdruss vom Verf. wiederholt citierten Bulwer'schen Ge dankens zu bedienen, ist „die Erhebung des Unbewussten zu Bewussten". Nach einer Kritik einzelner über diesen Gegenstan ausgesprochenen Ansichten und namentlich über „die Associations gesetze" sucht er im Anschlusse an Beneke die Fragen zu beant worten: 1. Was geht bei der Erhebung des Bewussten zum Unbe wussten vor? 2. Nach welchen Gesetzen geht es vor sich? Nac Darlegung der von Beneke angeführten Begriffe „bewegliche Be wusstseinsstärke" und „bewegliche Erregungselemente" und de Besprechung des Gesetzes der Ausgleichung der Seelengebild beschreibt der Verf. den in Frage stehenden Process, wie folg (S. 25): „Die Erhebung aus dem Unbewusstsein zum Bewusstsei erfolgt, indem die Seelengebilde das Bestreben haben, sich gegen einander auszugleichen, und von jeder erregten Entwicklung di beweglichen Elemente sich stets auf dasjenige übertragen, was ih am gleichartigsten und im gegebenen Moment am stärksten m demselben verbunden, am meisten mit demselben eins ist." E bespricht dann die „Weckungsverhältnisse, Gruppen- und Reihen bildung, Vielräumigkeit, Zerstreutheit" und schließt einen Excu über die praktische Anwendung dieser psychologischen Unter suchungen an. Dann folgen „flüchtige Blicke" in die Säle sein psychologischen Museums, auf die Vorgänge bei der Bildung de Gewissens, beim Denken, bei der Theilnahme und beim Zorn Damit endet der 1. Hauptheil, der den Zweck hatte, „Method und Resultate Benekes" darzustellen. Der 2. betrifft Benek Persönlichkeit und Lebensschicksale. Darin findet das Verhältni Benekes zu Kant, zu Herbart eine Beurtheilung. Bei der Behand lung des letzteren findet der Verf. Gelegenheit, die Ansicht Benek der sich die Entwicklung der Philosophie als Naturwissensch denkt, welche die Erfahrungen durch Induction, Hypothesebildung us umarbeite, gegen einige Bedenken zu vertheidigen. Das Verhältn der Psychologie zur Pädagogik und Benekes sowie seiner Schül Verdienste auf diesem Gebiete, die Pflege Beneke'scher Ideen i den Kreisen der Volksschullehrer, die geringe Berücksichtigun B.s auf höheren Schulen behandelt der noch übrige Theil d 2. Abschnittes, während der 3. Abschnitt besonders das bekann Verbot seiner Vorlesungen in Berlin und sonstige Lebensverhäl nisse des Philosophen zum Gegenstande der Darstellung hat.

Wien. G. Spengler.

Riedler A., Unsere Hochschulen und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts. Berlin, A. Seydel 1898. Lex. 8°, III u. 120 SS. Preis 1 Mk.

In der von tiefer Sachkenntnis getragenen, äußerst anregend geschriebenen Abhandlung unterzieht der Professor an der techn. Hochschule in Berlin, Geheimrath Riedler, den gegenwärtigen Stand der Universitäten und technischen Hochschulen einer eingehenden Betrachtung und erörtert die Frage, wieweit diese unsere höchsten Bildungsstätten den staatlichen und nationalen Aufgaben der Zukunft, insbesondere auf wirtschaftlichem Gebiete, gewachsen sind. Dies führt zu Betrachtungen über den Einfluss und die Culturarbeit der Technik, die namentlich in ihrer Rolle als Bahnbrecherin der Naturwissenschaften und als eine der Hauptgrundlagen der modernen Cultur gewürdigt wird. Die Gegner der Maschinenarbeit werden darauf hingewiesen, dass sie sich mit der gesammten gegenwärtigen Cultur, deren Wohlthaten auch sie gerne genießen, in Widerspruch setzen, und es wird die volle, noch vielfach mangelnde Anerkennung des Ingenieurberufes und der Ingenieurarbeit als höchststehender Geistesthätigkeit mit Nachdruck gefordert. Aus diesen allgemeinen Erwägungen leitet der Verf. Vorschläge zur Umgestaltung der Hochschulen ab. Er empfiehlt in erster Linie die Vereinigung der bestehenden Hochschulen, insbesondere die Schaffung technischer Facultäten an den Universitäten und eine neue Facultätsgliederung der letzteren. Diese werden, meint er, wie alles in der Welt, mit gegebenen Verhältnissen rechnen müssen und örtlich wahrscheinlich sehr verschieden ausfallen. Im allgemeinen könnte sie sich, wie folgt, gestalten: Die alte Universität: Theologische Facultät, Juristische Facultät, Medicinische Facultät, Philosophische Facultät. Daran einheitlich angegliedert: Kunst-Facultät (Architektur) und Mathematisch-naturwissenschaftliche Facultät. Gleichberechtigt damit: Der technische Zweig der Universität, die Gruppe der technischen Facultäten, für: Bauingenieurwesen, Maschineningenieurwesen, Schiffbau und Seewesen, Chemie und Hüttenkunde. Dazu könnten durch den Anschluss anderer Hochschulen kommen: Montanistische Facultät (Bergwesen), Forst- und landwirtschaftliche Facultät und selbst Militärwissenschaftliche Facultät, wenn nicht Universitätsfreiheit und Militärdisciplin in unlösbarem Widerspruch ständen. Die Schwierigkeiten, die einer solchen Vereinigung entgegenstehen, verkennt der Verf. nicht, hält sie aber nicht für unüberwindbar, und im Zusammenhange damit werden die Titel- und Standesfragen (der Verf. tritt durchaus für den Doctortitel ein), sowie die Fragen der Vorbildung eingehender erörtert. Für den Fall, dass die Vereinigung der Hochschulen an den Schwierigkeiten oder an dem Widerstande der betheiligten Kreise scheitern sollte, tritt der Verf. für eine Ausgestaltung der technischen Hochschulen im Sinne ver-

tiefster wirtschaftlicher und allgemeiner Bildung ein, während e
alles Flickwerk an Universitäten, wodurch ihnen einzelne
technische Fächer anzuhängen versucht werden könnte, mit vollstem
Rechte für durchaus verfehlt erachtet. Auch die technischen
Mittelschulen, welche die Hilfskräfte für die technischen Be-
rufe ausbilden, zieht der Verf. in den Kreis seiner Erörterungen
er zeigt, dass sie vielfach zu wenig leisten, weil sie über ihre
Grenzen hinausstreben und zuviel leisten wollen: sie müsste
durchaus Selbstzweck sein, ohne jegliche Nebenabsicht auf weitere
Studien, ohne wissenschaftliche Streberei. Sache der technischen
Hochschulen wäre es, auf die zweckmäßige Gestaltung der tech-
nischen Mittelschulen einzuwirken. In einem Schlusscapitel wir
die Frage der Gründung von technischen Hochschulen im Oste
Preußens, welche die eigentliche Veranlassung zur vorliegende
Abhandlung bildete, erörtert; der Verf. empfiehlt die Errichtung
von technischen Hochschulen in Breslau und Danzig, dere
Organisation sich aus den vorausgehenden Ausführungen ergebe

Mit den vorstehenden kurzen Sätzen ist nur der Hauptinhal
der durchaus lesenswerten Schrift, die eine Fülle trefflicher Be-
merkungen enthält, mitgetheilt worden. Dass der Verf. in den
Bestreben, für die bislang trotz ihrer großartigen Leistungen noch
nicht zu voller Anerkennung und Gleichberechtigung gelangte
technischen Wissenschaften eine Lanze einzulegen, nicht selte
vom Kampfe für seine Fächer übergeht zum Kampfe gegen di
von anderen vertretenen, darf nicht wundernehmen; aber dem Ein-
drucke der Schrift hätte es entschieden genützt, wenn es wenige
der Fall gewesen wäre: denn in der oratio pro domo, welche di
vorliegende Schrift vorstellt, weist der Verf. mit einem große
Aufwande von Gründen Ansichten zurück, die heutzutage wol
ernstlich nicht mehr behauptet werden, und eigene Ansprüch
werden damit nicht am wirksamsten gestützt, dass man ander
ebenso berechtigte bekämpft.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Über die Beschaffung des Demonstrationsmateriales beim mineralogischen Unterrichte an Mittelschulen.

Die folgenden Zeilen stellen sich die Aufgabe, die Aufmerksamkeit der Lehrer der Naturgeschichte auf ein Institut hinzulenken, dessen segensreiches Wirken in Mittelschulkreisen noch nicht genügend bekannt sein dürfte, und das im Begriffe steht, einen wichtigen Factor bei der Beschaffung von Lehrmitteln für den mineralogischen Unterricht an Mittelschulen zu bilden.

Über die grundlegende Bedeutung einer wohleingerichteten Sammlung von Mineralen für den Unterricht auf der Unter- und Oberstufe herrscht durchwegs nur eine Stimme; es wird aber auch nur eine Stimme darüber sein, wie schwierig eine derartige Collection zu beschaffen sei. Schöne, instructive Minerale, wohlausgebildete Krystalle sind Dinge, die wir so gerne unseren Schülern vorführen möchten; allein wie oft müssen wir uns, des leidigen Kostenpunktes wegen, mit minderwertigen Objecten behelfen. Der fast allein offen stehende Weg des Bezuges durch den Händler erweist sich als recht ungünstig. Will man schöne Stufen, sei es auch nur der allergewöhnlichsten Minerale, z. B. vom Steinsalz, Flusspat, Bergkrystall usw. erwerben, so müssen ganz bedeutende Summen zur Verfügung stehen; die so nothwendige Vervollständigung der Formenreihen einzelner Minerale kann dabei nur ganz langsam fortschreiten, und mit Wehmuth wird der Lehrer auf die lange Frist hinblicken, nach der es ihm erst vergönnt sein dürfte, seinen Schülern ein Bild des Mineralreiches in den wichtigsten Vertretern vorzuführen. Freilich, wenn man nur bestrebt wäre, eine reiche Anzahl von Inventarnummern anzuhäufen, dann erhielte man allerdings vom Händler um wenig Geld einen bedeutenden Zuwachs der Sammlung, aber was für ein Materiale! Kleine, uncharakteristische Stücke, armselige, schlechte Krystalle, kurz Objecte, die bei den Schülern mehr Abscheu, als Zuneigung zum Mineralreiche erwecken würden.

Der College, welcher in einer großen Stadt wirkt und persönlich beim Verkäufer auswählen kann, ist allerdings in einer relativ günstigen Lage; er wird sich immerhin nicht allzuschwierig vor Schaden bewahren können. Wie peinlich ist aber die Lage eines Lehrers, der fern von den Centren wirkt. Er muss die Sendungen nehmen, wie sie sind, und gewiss wird ihm nicht immer das Beste angeboten. Ansichtssendungen, wie sie ja von den meisten Händlern bewilligt werden, bringen wieder Portoauslagen mit sich, welche schwer zu verrechnen sind; hierzu kommt noch das Risico, welches das Versenden gebrechlicher Objecte mit sich bringt, und das geeignet wäre, dem Custos neue Verlegenheiten zu bereiten. Betritt man endlich den Bittweg und wendet sich an die Leitungen von Bergwerken oder ähnlichen Unternehmungen, so erfolgt entweder eine abschlägige Antwort (die man derartigen, von allen Seiten behelligten Instituten gar nicht übelnehmen kann), oder im „günstigen" Falle erscheint nach langem Zuwarten eine Kiste, bei deren Eröffnung sich gewöhnlich das freudig erregte Gesicht des Custos immer mehr verdüstert und endlich die Zeichen bitterer Enttäuschung trägt. Ähnliche Wandlungen pflegen auch oft die den Schulen von Gönnern, Eltern usw. dargebrachten Geschenke hervorzurufen.

Auf das Allerfreudigste ist es nun zu begrüßen, dass diejenigen Männer, die mit einem Fleiße, einem Geschicke und einer Opferwilligkeit ohnegleichen den Bürger- und Volksschulen unserer Reichshälfte bis jetzt Mineralsammlungen zuwendeten, welche den Neid vieler Mittelschullehrer erwecken würden, nun auch die Übermittelung von mineralogischen Objecten an Mittelschulen in die Hand nehmen wollen. Es handelt sich um das Institut „Lehrmittelcentrale", das derzeit in Wien, XVII., Elterleinplatz 15 seine Localitäten besitzt. Lehrer an Wiener Volks- und Bürgerschulen sind daselbst, unter der einsichtsvollen und liebenswürdigen Oberleitung des Herrn Bürgerschullehrers Franz Tremml, fast an jedem Nachmittage bis in den Abend hinein beschäftigt und benützen die Stunden, welche ihnen ihr anstrengender Beruf freilässt, dazu, um (ohne jede Vergütung für die gewaltige Arbeitsleistung!) aus dem umfassenden, zur Verfügung stehenden Materiale Sammlungen von durchaus lehrreichen, typischen und elegant formatisierten Stücken zusammenzustellen und an die bezeichneten Anstalten abzugeben. An mittellose Schulen erfolgt die Abgabe durchaus unentgeltlich, an günstiger situierte zum Selbstkostenpreis.

Um einen Begriff der Leistungen dieses Institutes, das im Jahre 1894 gegründet wurde, zu geben, möge darauf hingewiesen werden, dass bis zum heutigen Tage 568 Volks- und 162 Bürgerschulen mit Mineralsammlungen betheilt und so im ganzen 54.000 Stücke ausgegeben wurden. Dass die segensreiche Thätigkeit dieses in gewaltigem Aufschwunge stehenden Institutes von Seite der Behörden gewürdigt und umfassend unterstützt wird, mag daraus hervorgehen, dass die hohen k. k. Ministerien des Ackerbaues und der Finanzen die ihnen unterstehenden Werke angewiesen haben, die dort vorkommenden Schulminerale der Lehrmittelcentrale einzusenden, dass ferner das hohe k. k. Eisenbahnministerium für die Sendungen der Centrale die Regiefracht ge-

währt, und dass endlich das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht sowie die Gemeinde Wien ansehnliche Geldunterstützungen für die Ausrüstung der Volks- und Bürgerschulen bewilligten. Eine große Zahl von Gönnern (nach einem mir vorliegenden Circulare gegen 75), wie Großhändler, Leiter von Fabriksetablissements und Bergwerken usw. kommt überdies der Centrale in der wohlwollendsten Weise entgegen. Nicht unerwähnt soll es bleiben, dass manche Lehrer, welche in besonders mineralreichen Gebieten der Monarchie ihre Amtsthätigkeit ausüben, sich auf die Weise in den Besitz des Unterrichtsmateriales setzen, dass sie die heimischen Minerale in größeren Mengen aufsammeln und der Centrale einsenden, wofür ihnen dann im Tauschwege eine entsprechende Gegensendung geboten wird. Der Herr Leiter führt, unterstützt von den Herren Mitarbeitern, selbst derartige Aufsammlungen in den Umgebungen Wiens durch und trachtet auch Tauschverbindungen mit entfernten Gegenden (z. B. Amerika) einzuleiten. Aus dem eben Angeführten ergibt sich, dass der Mineralvorrath dieses Institutes ein ganz bedeutender, sowohl nach Qualität als Quantität, genannt werden muss; so möge — ohne irgend eine Vollständigung anzustreben — beispielsweise darauf hingewiesen werden, dass die Centrale derzeit die meisten typischen Minerale von Bilin, Brixlegg, Hall i. T., Hallstatt, Hrubschitz, Idria, Karlsbad, Mitterberg in Salzburg, Přibram, Řožna, Schneeberg i. Pass., Wieliczka, Zöptau usw. in ihren Vorräthen besitzt, wozu noch vieles andere, im Kauf- oder Tauschweg Erworbene kommt.

Was nun das Verhältnis der Lehrmittelcentrale zu den Mittelschulen betrifft, so stellt sich dasselbe so dar, dass auf Wunsch an Mittelschulen Mineralsuiten um den geringen Selbstkostenpreis abgegeben werden, wobei nur völlig charakteristische, richtig bestimmte und liberal bemessene Handstücke zur Vertheilung gelangen. Der Schreiber dieser Zeilen, welcher von dieser Einrichtung öfteren Gebrauch machte, war so in die Lage versetzt, den Sammlungen seiner Anstalt weit über 100 treffliche und (wo durchführbar) elegant formatisierte Stufen zuzuführen; zugleich war es ihm möglich, bei der Besprechung der Krystallisation von Pyrit, Aragonit, Augit und Amphibol ungefähr je zwei Schülern einen guten Krystall in die Hand geben zu können.

Der unermüdliche Herr Leiter will nun aber den Mittelschulen eine viel regere Betheiligung ermöglichen und ihnen die Vortheile zuwenden, welche die Lehrmittelcentrale durch ihre ausgedehnten und immer mehr wachsenden Bezugsquellen bieten kann. Hierzu ist es vor allem nöthig, dass die in der Centrale thätigen Herren überhaupt einen genauen Einblick in die Bedürfnisse der Mittelschulen besitzen, um eben danach die Beschaffung einzurichten. Zu diesem Behufe hat sich mein Freund, Prof. V. Hansel, schon vor einigen Monaten der Mühe unterzogen, das auf den folgenden Seiten abgedruckte Verzeichnis von Mittelschul-Mineralen zusammenzustellen und so die allererste Basis zu schaffen. Es wäre nun äußerst erwünscht, wenn die verehrten Herren Collegen das Verzeichnis durchgiengen, die betreffenden Änderungen oder Zusätze vielleicht in unseren Zeitschriften für das Mittelschulwesen ver-

öffentlichten und einige Separata der Lehrmittelcentrale zukommen ließen; ebenso könnten derlei Wünsche und Vorschläge direct der Leitung übermittelt werden.

So wäre es unter Zuziehung von Fachmännern der Mittelschule (worauf die Leitung der Centrale großes Gewicht legt) ermöglicht, einen Generalkatalog der erwünschten Minerale (eventuell Gesteine) zu verfassen und zu vervielfältigen. Dieser Katalog sollte dann, nach dem vorliegenden Plane des Herrn Leiters, allen österreichischen Mittelschulen (vielleicht auch Hochschulen) zugesendet werden; die Custoden der einzelnen Sammlungen hätten nun das von ihnen Gewünschte anzustreichen und die Liste der Lehrmittelcentrale zuzusenden, welche die Beschaffung der Desideraten in die Hand nimmt und den Schulen zum Selbstkostenpreis abgibt. Außerdem wäre die Centrale auf besondere Wünsche hin bereit, denjenigen Collegen, welche den Schülern Mineralproben beim Unterrichte in die Hand geben wollen, die betreffenden kleinen Stücke zu beschaffen, sowie Verbrauchsmaterialien für physikalische und chemische Demonstrationen beim mineralogischen Unterrichte in größeren Mengen beizustellen und den Abgang den Schulen fortwährend zu ersetzen. Alle Aufsammlungen und Beschaffungen werden von der Gesellschaft »Lehrmittelcentrale« selbständig durchgeführt; als methodische Beiräthe würden jedoch, nach den Mittheilungen des Herrn Leiters, grundsätzlich Mittelschullehrer beigezogen werden.

Verzeichnis
der für den Unterricht an Mittelschulen wichtigsten Minerale
(die gesperrt gedruckten für Gymnasien).

Diamant*[1]) — Graphit, blätterig, dicht, im Gestein, raffiniert — Schwefel*, körnig, erdig — Gold, Blech auf Gestein, eingesprengt — Silber — Platin, natürlich — Quecksilber, im Gestein — Eisen, Meteoreisen, Meteorstein, Roheisen, Gusseisen, Schmiedeeisen, Stahl — Kupfer, natürlich, Cementkupfer — Wismuth, Antimon, Arsen, natürlich, sowie auch künstlich dargestellt — Pyrit*. O, $\infty O \infty$, $\frac{\infty O n}{2}$, körnig, eingesprengt, umgewandelt in Limonit — Markasit, Speerkies — Misspickel*, körnig — Speiskobalt*, körnig oder gestrickt — Glanzkobalt* — Kupfernickel, körnig — Kupferkies*, körnig — Antimonglanz*, strahlig — Bleiglanz*, O, $\infty O \infty$, körnig, Bleispiegel, Gangstück — Silberglanz*, körnig — Kupferglanz*, derb — Fahlerz*, körnig — Zinkblende*, körnig, Schalenblende — Zinnober(*?), körnig, Lebererz, Korallenerz — Realgar, derb — Auripigment, derb — Pyrargyrit* — Proustit (wenigstens in Farbe und Glanz gute Stücke — Cuprit* (pseudomorph), körnig — Haematit*, blätterig oder schuppig, Glaskopf, Röthel — Korund*, Rubinsand, Sapphir, Smirgel — Quarz, Bergkrystall, Rauchtopas, Amethyst, gemeiner Quarz, Rosenquarz, Milchquarz, Quarzit, im Granit (Pegmatit), Tigerauge, Jaspis, Kiesel-

[1]) * bedeutet lose Krystalle oder krystallisierte Stücke.

schiefer, Feuerstein, Chalcedon, Carneol, Onyx, Sardonyx, Achat, verkieseltes Holz — Opal, edler, Milch-, Wachs-, Holzopal, Hyalith, Kieselsinter, Kieselguhr, Polierschiefer — Zinnstein*, eingesprengt — Pyrolusit, derb, Dendriten — Magnetit*, O, ∞O, körnig, eingesprengt — Chromit, derb — Limonit, Glaskopf, derb (Thoneisenstein), Bohnerz, Ocker — Steinsalz* und Spaltungsstücke, körnig (grau, blau, roth), faserig im Thon — Fluorit*, O, ∞O∞, mit Fluorescenz, körnig, stengelig (in verschiedenen Farben) — Kalisalpeter, künstliche* — Natronsalpeter, derb — Calcit*, $-\frac{1}{2}R$, ∞R, $\infty R - \frac{1}{2}R$, R^n, Doppelspat, weißer, rother, grauer und bunter Marmor, gewöhnlicher Kalkstein, Kalkschiefer, Mergel (Ruinenmarmor), Tropfstein, Kalktuff, als Versteinerungsmaterial, Kreide — Dolomit*, Gestein — Magnesit*, derb — Siderit*, körnig, in Umwandlung begriffen — Zinkspat*, derb — Aragonit*, Drillinge, Eisenblüte, Sprudel- und Erbsenstein — Cerussit* — Malachit, faserig, traubig, geschliffen — Azurit* — Anhydrit, Muriacit, Gekrösestein — Baryt, säulen- und tafelförmig*, derb, als Gangart — Gips*, Zwillinge, körnig, faserig, Alabaster, Marienglas — Kupfervitriol* — Eisenvitriol* — Kalialaun, künstlich*, Alaunschiefer — Apatit*, Spargelstein, Phosphorit — Pyromorphit, Grün- und Braunbleierz — Wolframit* — Wulfenit* — Topas*, Geschiebe — Turmalin, hemimorpher*, Schörl, Rubellit, als Gesteinsgemengtheil — Granat*, ∞O, 2O2, Almandin, Grossular, gemeiner Gr., Pyrop, lose und im Gestein, als Gesteinsgemengtheil — Beryll, gemeiner, Smaragd, Aquamarin — Vesuvian* — Olivin, Chrysolith, Bombe, im Basalt — Kieselzink* — Orthoklas*, Adular, Sanidin, einfacher- und Zwillingskrystall des gemeinen O., als Gesteinsgemengtheil — Kaolin, Thon — Albit und Periklin* — Anorthit* — Labradorit, schillernd — Leucit*, in Basalt oder Lava — Nephelin*, in Basalt oder Lava — Amphibol*, Strahlstein, Hornblendefels, in Granit oder Syenit, Asbest, Nephrit — Augit*, Diopsid, gemeiner in Basalt oder Augitporphyr — Kaliglimmer*, Spaltungsstück, asterisierend, im Gestein (Pegmatit) — Magnesiaglimmer, im Gestein — Lithionglimmer — Chlorit, Schiefer — Talk, blätterig, Speckstein — Serpentin, edler, gemeiner (grün, grau, braun), Asbest, Bergholz, verarbeiteter Asbest — Meerschaum — Apophyllit* — Analcim* — Bernstein — Anthracit — Steinkohle, Glanz-, Plattenkohle — Braunkohle, einige Abarten, Lignit — Torf — Asphalt.

Wien. Dr. Anton Heimerl.

Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen herausgegeben von Dr. A. Baumeister. 3. Band: Didaktik und Methodik der einzelnen Lehrfächer I. 6. Abth.: Griechisch. Bearbeitet von Dr. P. Dettweiler, Oberschulrath in Darmstadt. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1898.

In kurzen, knappen Zügen wird die Didaktik und Methodik des griechischen Unterrichtes in klarer, verständiger und auch anziehender Weise behandelt; das Büchlein stellt keine großen Anforderungen an

den Leser, umso willkommener wird es allen strebsamen Lehrern sein. Ich habe es mit Vergnügen und fast ohne Anstoß gelesen; Tendenz im großen und Auffassung im einzelnen stimmt mit meinen Erfahrungen und Ansichten zumeist völlig überein. Was der Verf. über die Gefahren. die dem Griechischen aus den Zeitverhältnissen und Zeitanschauungen, seitens der Lehrer und der Schüler drohen, und über die Mittel. diese rechtzeitig mit Erfolg zu bannen, sagt, verdient ernstlich beherzigt zu werden, besonders bei uns in Österreich, wo sogar die praktischen Bedürfnisse eines schönen Tages so drängend an das Gymnasium pochen könnten, dass der Einlass nicht mehr zu verhindern wäre; unzweifelhaft wäre da das Griechische zunächst und am meisten gefährdet; denn das Lateinische genießt den Schutz der Kirche und der omnipotenten Juristen. Und doch besitzt das Gymnasium gerade im Griechischen seinen allerkostbarsten Schatz; sein Verlust müsste der humanistischen Bildung überhaupt den Todesstoß versetzen. Denn auch das tiefere Verständnis der römischen und der deutschen Literatur ist ohne die Kenntnis des Griechischen für das Durchschnittsmaß der Menschen nicht denkbar. Wir haben also diesen Schatz sorgfältig zu hüten; er lässt sich leicht bewahren, wenn der griechische Unterricht wirklich fruchtbar ist. Wenn unsere Schüler das Gymnasium verlassen und ihren Homer, Herodot. Demosthenes, Plato und Sophokles wirklich kennen, somit auch lieben gelernt haben, dann wird uns in unseren ehemaligen Schülern eine Armee von Streitern für das Griechische erstehen, die uns unüberwindlich macht. Darum müssen wir alles daran setzen, dass wir die Jugend so rasch als möglich, auf dem kürzesten Wege an die griechische Literatur heran bringen und dass wir die Lectüre selbst nach kurzer Zeit der Jugend trotz der Mühe zum Vergnügen machen; dies kann nur erreicht werden. wenn das Interesse am Inhalt die Schüler packt, und wenn ihnen ein Ganzes, nicht bloße Bruchstücke geboten werden. Was dazu der Verf. empfiehlt, ist nicht neu, aber wahr: hinsichtlich des grammatischen Lehrstoffes laute die Devise: Wenig, aber sicher; ich möchte sagen: nur das Nöthigste, aber sicher; Hauptsache ist sicheres, flinkes Können der gewöhnlichen Formen und Erhalten dieses Könnens auf allen Stufen. Der systematische Betrieb der griechischen Syntax ist auch bei uns unnöthig. Der grammatistische Betrieb der Lectüre muss gründlichst beseitigt werden. Dieses Verfahren und seinen Schaden schildert der Verf. S. 73 recht anschaulich: „Da frägt der Lehrer nach jedem Satz des Schriftstellers, womöglich ehe er zu Ende übersetzt ist, im besten Falle nach dem Abschnittchen, das der Schüler übersetzt, warum hier der Optativ und da der Conjunctiv, nach welcher Regel hier der Genetiv und da der Accusativ stehe, und wie dies Verbum im Aorist und jenes im Futurum laute usw. Daran werden weitere Excurse geknüpft und so die besten Seiten alles Unterrichtes meist optima fide zerstört. Denn jeder Schüler gewöhnt sich so daran, den Zusammenhang, den Inhalt für etwas ganz Nebensächliches zu betrachten, verliert jedes Interesse am Gelesenen und ärgert sich, wenn er Urtheil hat, wohl auch über die Unwahrhaftigkeit im Unterrichte; denn da wird von der Schönheit des „griechischen Geistes“ geredet, und eine öde Formen- und Regelpaukerei

herrscht in Wirklichkeit.« Der unerschöpfliche Reichthum der griechischen Literatur an hohen und hehren Gedanken, deren Wert für die sittliche und ästhetische Erziehung der Jugend unzweifelhaft ist, darf über philologischer Gründlichkeit, die am Worte und Satze haftet, nicht unbehoben bleiben, und auch wir können trotz des bescheidenen Zeitausmaßes für den griechischen Unterricht es soweit bringen, dass unsere Schüler sich in einen, wenn auch beschränkten Kreis von Schriftstellern ersten Ranges bis zu selbständigem Übersetzen in ein ordentliches Deutsch einlesen, dass sie nicht etwa dilettantenhaft herausgepflückte Theile, sondern größere Gedankeneinheiten durch eigene Arbeit verstehen und in ihrer Kunstform würdigen, und dass sie sich eine durch eigene Erarbeitung wertvollere Kenntnis der für unsere eigene Zeit wichtigsten antiken Gedankenwelt erwerben. Den Unterricht im Griechischen in diesem Sinne zu ertheilen, dazu regt das Büchlein in reichem Maße an, und darum sei es auch unseren Lehrern aufs wärmste empfohlen. Im Verhältnisse zu dieser Tendenz hat es wenig Bedeutung, wenn man in Einzelheiten dem Verf. nicht zustimme. Ich erwähne nur einige wichtigere Dinge. S. 25 meint der Verf. bezüglich der Accentlehre: »Es wird dem griechischen »Geist« nichts schaden und uns im Unterrichte rascher weiter helfen, wenn man auf ihre Setzung (nämlich der Accente) in den Schreibübungen, wenigstens in dem seitherigen Umfange und mit der seitherigen Strenge, verzichtet und dementsprechend auch die lange Zeit, die der gewissenhafte Lehrer immer wieder auf ihre Einübung verwendet, sehr wesentlich abkürzt und für Besseres erspart.« Von meiner Erfahrung wird die angebliche Thatsache, dass die Accentlehre den Schülern so große Schwierigkeiten bereitet, nicht bestätigt. Ich habe in meiner Methodik des grammatischen Unterrichtes im Griechischen[1]) dargelegt, wie bei einem stufenweisen Vorgange die Erlernung der Accentuation ganz einfach beigebracht werden kann. Schließt man z. B. an den Artikel ἡ, τῆς, τῇ, τήν usw. πηγή, πηγῆς, πηγῇ, πηγήν usw. an, so macht der Accent gar keine Schwierigkeiten; man muss nur nicht alles auf einmal erreichen wollen. Das Accentschlagen mit der Hand beim mündlichen Unterrichte, das sich schon als Zeitersparnis empfiehlt, wird das Schreiben wesentlich unterstützen. Man kann aber auf die Accentuation nicht verzichten einmal wegen der Aussprache, und die Accente bilden ja dem Schüler hierfür eine Hilfe: πηγων richtig zu sprechen ist schwerer als πηγῶν; dann aber auch wegen der Differenzierung ähnlicher Formen: δμώων und δμωῶν, βαλῶν und βαλών u. a. m. S. 37 spricht sich der Verf. halb und halb gegen die Übersetzung ins Griechische aus. Auch hier kann ich ihm nicht beistimmen; in der richtigen Weise betrieben wird diese Übung stets wertvoll, ja unumgänglich nothwendig sein, um ein frisches, flinkes Können zu erhalten. S. 61 meint der Verf., dass die Übung, die Odyssee vor der Ilias zu lesen, pädagogisch richtiger sei. Ich muss mich zu der entgegengesetzten Ansicht bekennen, wie ich dies schon wiederholt schriftlich gethan habe. Ich halte dafür, dass die Ilias für das Knabenalter geeigneter und wertvoller sei, die Odyssee mit ihrer

---

[1]) Der Verf. scheint sie allerdings nicht zu kennen.

feineren psychologischen Motivierung, mit ihrer kunstvolleren Composition für das angehende Jünglingsalter. Hierfür spricht auch, dass die Ilias ihrer Entstehung, ihrer Anschauungsweise und ihrem Stoffe nach vor der Odyssee liegt. Doch da man einmal bei uns in Österreich mit der Reihenfolge Ilias, Odyssee, in Deutschland mit der umgekehrten zufrieden ist, kann man ja schließlich dabei bleiben. Hauptsache ist, dass die Schüler den Homer wirklich kennen lernen, dass also möglichst viel gelesen werde; und dazu gehört, dass »jeder Homerlehrer seinen ganzen Homer kenne«, und auch ich würde darauf dringen, »dass während des Seminar- und Probejahres zugleich unter didaktischen Gesichtspunkten hier das geschehe, was auf der Universität nicht geschieht«.

In stilistischer Hinsicht merkt man dem Büchlein wohl zuweilen an, dass es unter »außergewöhnlicher Inanspruchnahme« des Verf.s geschrieben ist; z. B. die Erschlagung des wehrlosen Priamiden Lykaon durch Achill (S. 81) beleidigt geradezu das Sprachgefühl.

Wien. August Scheindler.

Otto Berthold, Die Schulreform im zwanzigsten Jahrhundert. Vortrag gehalten vor dem Landesverband Sachsen-Thüringen im deutschen Schriftstellerverband am 3. December 1897. Leipzig. Reinhold Jentzsch 1898. 8°, 31 SS. Preis 50 Pf.

Ref. gesteht, mit sehr geringer Erwartung an die Lectüre des auf schlechtem Papier gedruckten und mit den mannigfachsten Annoncen, wie »Warenhaus für deutsche Frauen« (beste Quelle für Kaffee), »Adlerpfeife« und einer Cigarrenfabrik auf S. 4 hinter den »Leitsätzen«, »Kippen-Krepp-Wäsche« und »Fünf Horaz-Oden, durch Isolierung der Schwierigkeiten für Quartaner lesbar gemacht« von Berthold Otto auf S. 18, »[illegible]-Cigaretten« S. 20, von dem für Annoncen reservierten Theile S. 21—31, dem jedoch S. 29 f. ein Nachwort und Anhang einverleibt ist, ganz abgesehen, durchsetzten Vortrages gegangen zu sein, ist jedoch in der angenehmen Lage, versichern zu können, dass der Vortrag eine Reihe nicht nur wichtiger, sondern auch höchst anregender Gedanken enthält, die die Lectüre verlohnen. Zwar konnte Ref. sich nicht des [illegible] mit dem 20. Jahrhundert erwehren, von dem nachgerade eine [illegible] von »Lösungen« verlangt wird, die reichlich für mehr als ein Jahrhundert reichen, denn zu den vielen Aufgaben, die bereits von anderen dem kommenden Jahrhundert aufgeladen worden sind, erhofft sich der Verf. von ihm auch mit Bestimmtheit die »Schulreform«. Die sich aufdrängende Frage, warum nicht unser geisteswissenschaftlich so hochstehendes 19. Jahrhundert, warum nicht das 18. Jahrhundert, das [illegible] Vorliebe das Jahrhundert der Aufklärung genannt werde, diese [illegible] herbeigeführt habe, und die weitere Frage, wie wir, nachdem [illegible]andenermaßen diese beiden hochstehenden Vorgänger an dieser [illegible] gescheitert seien, dem noch ungeborenen Neuling der Zeit[illegible], dem kommenden Jahrhundert, das ohnehin schon mit socialen [illegible]versuchen überlastet sein werde, ohneweiters diese ungeheure [illegible] zutrauen sollen, beantwortet Otto damit, dass das Nahen des

Reformjahrhunderts auf pädagogischem Gebiete sich durch das wachsende Interesse für Psychologie ankündige. »Und die Psychologie ist es, die die Unterrichtsreform machen wird; nicht eine rationalistische Psychologie, die aus Gott weiß woher geholten Grundprincipien Sätze herausdeduciert, die auf die Wirklichkeit passen, wie ein schlecht sitzender Rock auf den Körper, nicht eine statistisch-historische Psychologie nach Buckles Art, die durch die Genauigkeit und Masse der angeführten Details über die psychologischen Escamotierkünste der Schlussfolgerungen hinwegtäuscht, sondern jene nüchterne, dem chemischen, physikalischen und medicinischen Experimentieren entsprechende Psychologie, die in jedem einzelnen Falle fragt: »Warum hat der Junge das falsch beantwortet? Was ist dabei in seinem Geiste vorgegangen? Wie verhalten sich andere Jungen zur selben Frage? Wie muss man die Frage anders gestalten, damit die Jungen richtig antworten? Und vermöge welcher geistiger Vorgänge antworten sie nunmehr richtig?« Also eine Psychologie, für die Kinderstube und Unterrichtszimmer das Laboratorium sind, die an jedem dieser Orte, zu jeder Zeit der Aufforderung 'Hic Rhodus, hic salta!' zu entsprechen willens und imstande ist.« Das Interesse für eine solche Psychologie ist nach Otto entschieden im Wachsen; wenn nicht alle Anzeichen täuschen, so stehen wir an der Wende zwischen dem historischen und dem psychologischen Jahrhundert. Eines dieser vielen Anzeichen sei die Ausbreitung und die Thätigkeit der Wundt'schen Schule. Besonders nachdrücklich verweist der Verf. aber auf Steinthals Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft; seinen vollen Wert werde erst das kommende Jahrhundert vollauf würdigen, denn es enthalte, obwohl in deductiver Form geschrieben, die genialsten Inductionen, die auf psychologischem Gebiete bisher gemacht worden seien.

Der Verf. ist kein Freund der heutigen Schule überhaupt, der Zwangsschule, wie er sie nennt, d. h. jener Schule, in welcher geistige Leistungen als sittliche Pflicht gefordert werden, und er entwirft ein Phantasiebild einer idealen Schule, die ihm vorschwebt, die freilich nach einem bekannten Worte eines verstorbenen Staatsmannes mit den Idealen das gemeinsam hat, dass sie wohl nie oder wenigstens nicht allsobald verwirklicht werden wird. Das fühlt übrigens der Verf. auch, aber wenigstens daran glaubt er, dass in der Zukunftsschule niemals an das Pflichtgefühl der Schüler appelliert werden werde, um dadurch Leistungen des Intellects zu erzielen. Er ist keineswegs ein Gegner der Strafe als eines Erziehungsmittels, auch nicht der Prügelstrafe: »Wer seinen Nachbar in die Waden kneift, um ihn zu stören, oder ihm die Bücher absichtlich mit Tinte beschmutzt, wer gegen den Lehrer frech ist oder sich irgendwie unanständig benimmt, dem kann ein tüchtiger Buckel voll Hiebe nichts schaden. Aber einen Schüler, der seine Schularbeiten nicht gemacht hat, dafür zu strafen, das erscheint mir schon als eine traurige Nothwendigkeit, wobei ich die Trauer mehr betonen möchte als die Nothwendigkeit, wenngleich ich für die Gegenwartsschule diese Nothwendigkeit keineswegs leugnen will. Ein Scheltwort für Unaufmerksamkeit klingt mir schon ähnlich wie der Fluch eines Schützen über eine Kugel,

die beim Ziel vorbeifliegt, und eine Strafe irgendwelcher Art dafür zu verhängen, dass ein Schüler etwas nicht begreift, ist einmal eine empörende Brutalität gegen den Schüler, dann aber auch vom psychologischen Standpunkte betrachtet eine geradezu alberne Handlungsweise, wie wenn man den Kragen in die Ecke schleudert, weil er sich nicht anknöpfen lassen will. Ja man kann die Strafe, weil sie mitunter thatsächlich wirksam ist, als die Todsünde der Psychologie bezeichnen, weil durch sie die reine psychologische Erkenntnis von dem, was im Unterrichte möglich ist, gefälscht wird. Gerade das ist es, was sich der weiteren Ausbildung der Psychologie entgegenstellt. Wenn sich die physikalischen Kräfte oder die chemischen Elemente durch Scheltworte oder andere Strafen einschüchtern, d. h. zu einem anderen als dem gewöhnlichen Verhalten bestimmen ließen, so gäbe es noch heute keine wissenschaftliche Physik oder Chemie. Und weil die Kinder das wirklich thun, darum gibt es noch keine wissenschaftliche Psychologie des Unterrichtes.“

Otto verkennt durchaus nicht den Nutzen der Schule — sie sei der einzige Ort, an dem die Mehrzahl der Schüler mit kenntnisreichen, denkgewohnten Menschen zu verkehren Gelegenheit habe, sie vermittle Disciplin, das Erlernen der schwierigen Kunst des Ordreparierens — als Nachtheil der Schule sei zu betrachten die Ertödtung des lebendigen theoretischen Interesses, die im herkömmlichen Classenunterricht auf die Dauer schlechterdings unvermeidlich sei. Der Classenunterricht eigne sich vorzüglich dazu, die Kenntnisse in Fertigkeiten umzusetzen, er sei aber ungeeignet, neue Gedanken, neue Erkenntnisse in dem Schüler entstehen zu lassen. Man müsste Mittel und Wege finden, dazu kleinere Kreise von Schülern auszusondern, innerhalb deren den einzelnen die Rede- und Bewegungsfreiheit so vollständig gewährt werden könnte, wie sie etwa Erwachsene in jeder Gesellschaft genießen. Dann könnte man oft in halbstündigem, freiem Gespräche seine Schüler auf irgendeinem Erkenntnisgebiete weiter fördern, als das durch mehrwöchentlichen Drill in der Schule möglich ist. In diesem Abtheilungs- oder Gruppenunterrichte müsste Schelten und Strafen — außer für ganz grobe Unarten — schlechterdings verpönt sein; der Lehrer müsste auch nicht gezwungen sein, in einer bestimmten Frist bestimmte Paragraphen des Reglements abzuraspeln; es wechseln da fruchtbare und unfruchtbare Stunden miteinander, deren Ergebnisse sich gegenseitig ergänzen müssen; aber erreicht wird, wenn nur der Lehrer sein Handwerk versteht, schließlich immer entschieden mehr als im Classenunterrichte. In der Zukunft, die der Verf. selbst als eine recht ferne bezeichnet, werden materiell sorgenfrei gestellte, mit allem Rüstzeug der um Jahrzehnte fortgeschrittenen Psychologie versehene Lehrer einen verhältnismäßig kleinen Schülerkreis in einem Grade von Freiheit unterrichten, wie sie etwa jetzt der Arzt seinen Patienten gegenüber besitzt, dem nicht durch ein Reglement, sondern nur durch seine erlernte Kunst sein Verhalten vorgeschrieben werde. Unterrichtet müsse aber werden ohne Zwang, ohne Appell an das Pflichtgefühl, lediglich unter Benützung des natürlichen theoretischen und — des sportlichen Interesses der

Kinder. Die Schule der Zukunft werde als ihre Hauptaufgabe nicht ie »Übermittlung« oder »Beibringung« irgendwelcher »positiven« Kenntisse, sondern den a s e p t i s c h e n U n t e r r i c h t betrachten, d. h. die ernhaltung alles dessen, was die freie Entfaltung des natürlichen Erenntnistriebes des Kindes hindere. Sie werde den Schulunterricht mit em von der Mutter ertheilten natürlichen Unterricht organisch zu erbinden wissen. Die Erlernung einer fremden Sprache sei zur vollommenen Ausbildung des Geistes nicht erforderlich, vielmehr, wenn nicht ehr geschickt betrieben, eine Gefahr für diese Ausbildung. Für die Ausbildung des Geistes sei ungleich wichtiger die begriffliche Bearbeitung ler deutschen Sprache, die sich intensiv betreiben und zu psychologisch wertvolleren Zielen führen lasse, als das bisher in den Schulen möglich gewesen. G e s e l l s c h a f t l i c h e B i l d u n g in der Schule beizubringen, ei in gewissem Umfange möglich, aber schon dieser Umfang sei beschränkter, als man gemeinhin annehme: den C h a r a k t e r a b e r d u r c h len U n t e r r i c h t z u b i l d e n, worüber in den Zeitungen und leider auch in pädagogischen Publicationen so viel geschrieben werde, halte r entweder für Hexerei oder für Selbsttäuschung. Was darin gewirkt werde, das wirke der Lehrer als Persönlichkeit, n i c h t durch den Unterricht. Durch die begriffliche Bearbeitung aller auffallenden materiellen und psychischen Erscheinungen gelangen die Kinder zur Weltanschauung; so werde der natürliche Unterricht das, was man formale Bildung nenne, zum Gemeingut aller machen und der g e i s t i g e U n t e r s c h i e d zwischen G e b i l d e t e n u n d U n g e b i l d e t e n schwinden.

So sehr aber der Verf. betont, dass Grammatik zunächst an der Muttersprache getrieben werden müsse und dass die überwiegende Mehrheit dessen, was die Grammatik zur Geistesbildung beitragen könne, in diesem grammalikalischen Unterrichte an der Muttersprache geleistet werden könne und müsse, so ist er doch auch der festen Überzeugung, dass der lateinische Unterricht nicht aus der Schule verschwinden werde, dazu sei die Kenntnis der lateinischen Sprache zu wichtig, zu unentbehrlich für jeden, der sich in irgendeiner Wissenschaft umsehen will, zu nützlich bei der Erlernung moderner Sprachen — vielleicht werde nicht einmal die griechische verschwinden —, aber zur formalen Ausbildung des Geistes trage der lateinische Elementarunterricht wenigstens nicht in dem Umfange bei, wie er Gedächtnis und Lernfreudigkeit der Schüler belaste. Er glaubt aber, dass auch der Unterricht in den alten Sprachen, wenn er psychologisch aufgefasst werde, eine sehr große, stellenweise sogar eine verblüffende Vereinfachung erfahre, und zwar lediglich durch consequente Durchführung des Princips der Isolierung der Schwierigkeiten. Zum Beleg dafür führt er an, dass seine zehnjährige Tochter, die zu ihrem Vergnügen bei ihm lateinischen Unterricht nehme, nach einer stricte auf diesem Principe beruhenden Vorbereitung schon Horaz-Oden (bisher Hor. carm. I 14. 22. 3. 4. 9) lese, während sie die Mehrzahl der Übungssätze in den für untere Schulclassen bestimmten Büchern weitaus zu schwer finden würde. Auch der Memorierstoff der Grammatik lasse sich durch dieses Princip viel straffer zusammenfassen; seine Tochter

brauche zum Hersagen des »Lerngerüstes«, in dem er den gesammt Stoff der Formenlehre zusammengefasst habe, weniger als 20 Minute

Es würde zu weit führen, alle Ansichten des Verf.s über Inh und Methode der anderen Gegenstände anzuführen, ebensowenig wie möglich ist, im engen Rahmen dieser Anzeige sich mit den vorgetragen Theorien, die zusehr von der realen Wirklichkeit abstrahieren, auseinande zusetzen. Ref. wollte nur zeigen, dass der gedankenreiche Vortrag Au führungen enthält, denen der Einsichtige mehr als ein Körnchen Wah heit zuerkennen muss und er steht nicht an, ihn allen Lehrern, die mit ihrer Aufgabe ernst nehmen, bestens zu empfehlen. Durch einzel übers Ziel schießende Aufstellungen und absonderliche Versuche, wie d vom Verf. vorgeschlagene Terminologie der Lautlehre, die wohl ka allgemeinen Beifall finden wird, darf man sich nicht abschrecken lasse

Wien. Dr. S. Frankfurter.

J. Schwarz, Geschichte der Savoy'schen Ritter-Akadem in Wien vom Jahre 1746—1778. Wien u. Leipzig, W. Br müller 1897. gr. 8°. VI u. 197 SS.

Die Stiftung der Theresianischen Akademie durch die große Kaise im Jahre 1746 gab der Herzogin Maria Theresia Felicitas von Savoye einer gebornen Prinzessin Liechtenstein, den Anlass, auch ihrerseits demselben Jahre ein ähnliches Institut zur Heranbildung der adelig Jugend, die Savoy'sche Ritterakademie, zu begründen. Nachdem d Consens zu dieser Stiftung erfolgt war, wurde sofort mit dem Baue b gonnen, der 1749 vollendet wurde. Es ist dies jenes Gebäude, in welche sich seit 1869 die k. u. k. technische Militär-Akademie befindet. Da erfolgte am 24. November 1749 die feierliche Eröffnung. Der Verf. v folgt nun die mannigfachen, sehr wechselnden Geschicke dieser Ansta und ihrer Beziehungen zum Theresianum bis zu dem Zeitpunkte, 1778 die Savoy'sche Akademie in das Theresianum übertragen und m diesem vereinigt wurde. In musterhafter Darstellung, unter sorgfältig Benützung des Quellenmaterials liefert er nicht bloß eine Geschichte d Anstalt, die zugleich auch eine Geschichte des Theresianums ist, sonde er gibt auch ein Bild von den Bestrebungen der theresianischen Zeit, d auf die Hebung des Unterrichtes und die Förderung der Erziehung g richtet waren, und somit einen wichtigen Beitrag zur Culturgeschich jener Zeit.

Das schön ausgestattete und mit einem Bilde der Stifterin d Akademie gezierte Buch, welches das 1. Heft der »Beiträge zur Öste reichischen Erziehungs- und Schulgeschichte« bildet, ist Seiner Excelle dem damaligen Minister für Cultus u. Unterricht, Freiherrn Paul Gauts v. Frankenthurn gewidmet, der durch seine Unterstützung die Veröffen lichung ermöglichte.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Schülerakademie.

Seikilos' Epigrammation und ein **Partiturfragment des Euripideischen Orestes** (aus der Sammlung der Papyri Erzh. Rainer)[1]) wurden vom Schülerchore des k. k. böhm. Staatsgymnasiums in Kgl. Weinberge in moderner Notenübertragung von Dr. A. Thierfelder (Breitkopf u. Härtel in Leipzig) bei der zu Gunsten der beiden dortigen böhm. Mittelschulen am 15. April l. J. veranstalteten Akademie aufgeführt. Wird zur Nachahmung wärmstens empfohlen.

Literarische Miscellen.

Fabricius V., De diis fato Ioveque in P. Ovidii Nasonis operibus quae supersunt. Lipsiae, G. Fock 1898. gr. 8°, 58 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Der Verf. behandelt seinen Gegenstand unter den Rubriken: *A.* Dei. *B.* Iuppiter. *C.* Fatum (sors, fors, casus, fortuna, numen etc.). *D.* Fatum et dei et Iuppiter. Was er hier beibringt, ist fast ausschließlich Stellenmaterial, wobei die Belege theils vollkommen ausgeschrieben, theils bloß in Verszahlen mitgetheilt werden: nur Metam. IX 432 ff. erfährt eine ziemlich eingehende Behandlung. Um übrigens eine Vorstellung von der Disposition der Schrift im einzelnen zu geben, seien hier die Paragraphenüberschriften von *A.* vorgeführt: 1. Dei in diversas transeunt figuras. 2. Dei homines animaliaque in diversas formas mutant. 3. In dubio est, quis immortalium transformaverit homines *a*) in animalia *b*) in arbores, saxa, fontes aliasque res vita carentes. 4. Vertuntur partes, forma servatur. 5. De transformationibus, quas Medusae caput, Cerberus Terraque efficere possunt. 6. Dei carissimis suis facultatem tribuunt in diversas transeundi figuras. De veneficis. 7. Deis natura oboediens est. 8. Dei divinatione praediti sunt. 9. Dei etiam hominibus hanc divinationem tribuunt. 10. Dei mortales in immortalium numerum referunt. 11. Deorum potentia circumcisa est. — Am Schlusse steht eine den wesentlichen Inhalt der Schrift zusammenfassende Bemerkung, aus der sich ergibt, dass Ovid von den mythischen Vorstellungen seiner Zeitgenossen nicht eben abweicht. Dieses scheinbar unbedeutende Ergebnis ist für eine wissenschaftliche Gesammtdarstellung der römischen Mytho-

[1]) Näheres darüber sieh bei K. Wessely, 'Mittheilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzh. Rainer' Bd. V. Wien 1892; O. Crusius, 'Philologus' 50 u. 52 (1891 u. 1894); Jos. Král, 'Listy filologické' 23 (1896).

logie jedenfalls nicht belanglos. — Beiläufig sei darauf hingewiesen dass der Verf. bereits de Iove et fato in P. Vergili Maronis Aeneid geschrieben hat.

Vocabularium zu den Lateinischen Lese- und Übungsbüchern für Sexta und Quinta. Von Ph. Kautzmann, Prof. am Gymn. zu Mannheim, Dr. K. Pfaff und T. Schmidt, Proff. am Gymn. z Heidelberg. Leipzig, Teubner 1898. gr. 8°, III u. 76 SS. Preis cart 1 Mk.

Die Herausgabe des vorliegenden Vocabulars wurde, wie die Verf im Vorworte erklären, durch vielfache Wünsche veranlasst, die theils vo Lehrern theils von Eltern der Schüler geäußert wurden. Lehrer erklärte eine Zusammenstellung der in Sexta und Quinta erlernten Vocabeln zu Zwecke häufiger systematischer Wiederholung in Quarta und Tertia fü wünschenswert. Ihnen soll nun der erste, lateinisch-deutsche Theil de Wörterverzeichnisses dienen. In diesem sind die in den Kautzmann Pfaff-Schmidt'schen Lese- und Übungsbüchern für Sexta und Quinta ver wendeten Vocabeln nach den wichtigsten Wortgattungen zusammen gestellt und innerhalb derselben nach den einzelnen Declinationen un Conjugationen, nach regelmäßigen und unregelmäßigen Flexionserschei nungen gegliedert. — Der sich anschließende zweite, deutsch-lateinisch Theil ist zum Nachschlagen bestimmt und soll den Schülern der Sext und Quinta das Übersetzen der deutschen Stücke erleichtern. Die An ordnung der Wörter ist dementsprechend eine ausschließlich alphabetische Ist demnach das Büchlein für die Besitzer der zugehörigen Übungs bücher unentbehrlich, so wird sich andererseits ohne diese kaum ein Verwendung hierfür finden.

Wien. J. Golling.

Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unter richt (Ausland). Leipzig, Verlag von G. Freytag.

Das Gudrunlied in Auswahl und Übertragung. Herausgegeben vo Walter Hübbe. 112 SS. Preis geb. 60 Pf.

Dass diese Perle mittelalterlicher Volksepik in eine Sammlung vo Schulausgaben gehört, unterliegt keinem Zweifel. Da aber das ganz Lied, sowie es uns überliefert ist, zu viel und zu Ungleichwertiges bietet zog es der Verf. dieser Übertragung vor, eine Auswahl zu bringen u. zw. aus dem eigentlichen Gudrunlied, während die beiden voran gehenden Theile in der Einleitung durch Inhaltsangaben nach Uhlan und eine Übersetzungsprobe von Horands Gesang nach G. L. Klee ver anschaulicht werden.

Gegen diese immerhin willkürliche Beschränkung, zumal des Hilden liedes, dürfte sich mancher Leser aussprechen. Die Übertragung beruh auf der bereits bekannten größeren Bearbeitung desselben Verf.s. Di Auswahl wurde vorwiegend nach ästhetischen Grundsätzen vorgenommen ein Standpunkt, der bei Schulausgaben besondere Beachtung verdient Die Übersetzung ist ziemlich gewandt, Versmaß und Reim in der Rege gut, Verbesserungen wären natürlich nicht ausgeschlossen. Dazu würd ich auch rechnen die zeitweilige Verwendung von Icten, u. zw. in jenen Fällen, wo die richtige Betonung dem Schüler nicht klar sein dürfte Die Strophenzählung ist eine doppelte. Die Einleitung enthält auße dem schon oben Erwähnten noch das Nöthige über die Überlieferung des Gudrunliedes, über die sagengeschichtliche Grundlage und über da Versmaß. Auch eine längere Probe aus dem Originaltexte wird geboten Die S. 17 fg. vorgenommene Gliederung des Ganzen mit den aus de Dramatik entlehnten Terminis scheint bei einer volksthümlichen Dich tung zu gekünstelt. Die Anmerkungen sind maßvoll und belehrend.

Auswahl aus mittelhochdeutschen Lyrikern. Herausgegeben von Paul Hagen und Thomas Lenschau. 96 SS. Preis 60 Pf.

Diese neue Auswahl aus mittelhochdeutschen Lyrikern mag vielen willkommen sein. Die Anfänge der Minnedichtung, höfischer Minnesang, Blütezeit, Ausgang ziehen in rascher Folge an uns vorüber. Nach M. F. lesen wir u. a. Proben von Kürnberg, Veldeke, Hausen, Dietmar von Aist, Morungen, Reinmar. Walther ist durch 24 Lieder und Sprüche vertreten, Neidhart durch zwei Gedichte. Herger und Spervogel repräsentieren die ältere und jüngere Spielmannsdichtung. Die Dichtungen sind mit großer Sach- und Sprachkenntnis nach kritischen Erwägungen übertragen, für den Kenner des Originals etwas zu frei. Die Beherrschung des Stoffes spricht auch aus der umfangreichen Einleitung, die wohl theilweise über das Bedürfnis der Schule hinausgeht. Wer sich aber über Entstehung des Ritterthums, geistige Strömungen im XI.—XII. Jahrhundert, historische Entwicklung des Minnesangs orientieren will, der findet hier eine lichtvolle, genaue, geschmackvolle Darstellung. Je nach dem Standpunkte des Kritikers könnten ja allerdings Einwendungen erhoben werden, z. B. S. 8, Z. 2 fg.; S. 22, Z. 6 v. o.; S. 27, Z. 12 fg.; S. 30, Z. 2 fg. u. a. m.

Bei der theoretischen Besprechung der Versmaße (S. 82 fg.) wäre die schematische Darstellung einiger kunstvollerer mittelalterlicher Versmaße von Nutzen gewesen. Die Anmerkungen verdienen Lob.

Friedrich Rückert, Gedichte. (Auswahl.) Herausgegeben von Dr. Herm. Fietkau. I. Band: Gedichte deutscher Art. II. Band: Aus dem Morgenlande. 188 u. 135 SS. Preis 80 u. 70 Pf.

Dass die »Schulausgaben« anfangen, auch beliebte nachclassische Dichter in ihre Sammlung aufzunehmen, ist nur zu billigen, besonders wenn die Fülle der Dichtungen, wie eben bei Rückert, eine gute Auswahl räthlich erscheinen lässt. Fietkau, der sich bereits mit Rückert beschäftigte (vgl. F. »Die drei Ausgaben von R.s Weisheit des Brahmanen«), hat sich dieser Arbeit mit Geschick unterzogen; Auswahl und Anordnung beweisen dies. Jeder Leser wird sich mit Vergnügen in diese Fülle gedankenreicher Poesie versenken und R. immer mehr schätzen lernen.

An Einzelheiten soll nicht genörgelt werden; nur dass Druckfehler zuweilen stören, sei bemerkt.

Schiller, Philosophische Schriften. (Auswahl.) Herausgegeben von G. Bötticher. 160 SS. Preis 80 Pf.

Eine Auswahl von Schillers philosophischer Prosa ist gewiss sehr dankenswert. Folgende Aufsätze sind zu einem Bändchen vereinigt: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. Über die tragische Kunst. Über das Erhabene. Über naive und sentimentalische Dichtung (Auswahl). — Eine knappe, aber gut orientierende Übersicht in der Einleitung. Anmerkungen, die besonders wegen des »Gedankenganges« nützlich sind, praktische Theilüberschriften beim letzten Aufsatze sind lobend hervorzuheben.

Goethe, Kleinere Schriften zur Kunst und Literatur. Herausgegeben von G. Bötticher. 127 SS. Preis 80 Pf.

Ein treffliches Gegenstück! Wir finden hier folgende wertvolle Aufsätze: Von deutscher Baukunst. Winckelmann. Über Laokoon. Abendmahl von Leonhard da Vinci zu Mailand. Bericht über die erste Aufführung der »Piccolomini« in Weimar am 30. Januar 1799. Shakespeare

und kein Ende. — Deren Bedeutung für die Schule charakterisiert selbst zutreffend folgendermaßen: „Zuvörderst machen sie den Schül mit Persönlichkeiten und Werken bekannt, die in der Kunst- und Li raturgeschichte eine hervorragende Stelle einnehmen — —, sodann si sie wie kaum etwas anderes geeignet, in das Verständnis von Kun werken einzuführen — — endlich enthalten die Aufsätze eine Fülle v allgemeinen ästhetischen Gesichtspunkten, die zum Ausgangspunkte fruc barster Erörterungen aller Art gemacht werden können."

Justus Möser, Patriotische Phantasien. (Auswahl.) Herausg. v Dr. Ferdinand Dieter. 108 SS. Preis 70 Pf.

Dieser bedeutende Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts ist eige lich nur mehr dem literarhistorisch Gebildeten bekannt. Einst war anders, und kein Geringerer als Goethe hat Worte der größten An kennung für die 'Patriotischen Phantasien' gefunden, so dass D. ei Wiederbelebung für Schulzwecke in dieser Auswahl für berechtigt hi Die Aufsätze sind von größter Mannigfaltigkeit, die Lectüre ist anziehe doch bezweifle ich, ob bei der Überfülle an classischem Lectürestoff a eine zusammenhängende Behandlung dieses Werkes räthlich oder mögl erscheint.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Jäger O., Geschichte der Griechen. 6. Aufl. mit 146 Abbildung 2 Chromolithographien und 2 Karten. Gütersloh, Bertelsmann 18 8°, 691 SS. Preis geb. 8 Mk. 80 Pf.

— — Geschichte der Römer. 7. Aufl. mit 181 Abbildunge 2 Chromolithographien und 2 Karten. Ebenda 1896. 8°, 642 S Preis geb. 8 Mk. 80 Pf.

In nicht ganz einem Decennium ist die 5. Auflage der Geschic der Griechen und in zwölf Jahren sind zwei Auflagen der römisch Geschichte von O. Jäger abgesetzt worden. Darin liegt der verdie Erfolg einer in dieser Zeitschrift bereits besprochenen (Jahrg. 18 S. 1108, 1885, S. 534) trefflichen Leistung ausgedrückt. Die 6. Aufl der griechischen Geschichte weist dieselbe Gesammtzahl von Abbildung wie die vorhergehende auf, allein einige der 5. Auflage sind weggelas und durch andere ersetzt, ebenso ist der Text in vielen Einzelheit berichtigt, der ziemlich beträchtliche Zuwachs der Seitenzahl jedoch (S kommt vornehmlich auf Rechnung des Umstandes, dass ein größe Druck gewählt worden ist, was ebenfalls als eine Verbesserung bezeich werden muss. Von der typographischen Ausstattung des Bandes üb römische Geschichte gilt das Gleiche. In der attischen Geschichte einigen der Thatsachen Rechnung getragen, die uns die Ἀθηναίων πο τεία gelehrt hat; über das Maß der Änderungen, zu denen sich Jä veranlasst gesehen hat, will ich nicht rechten, es kommt im Grunde einem Buche, das für Schüler an den oberen Classen der Mittelschul und für weitere Kreise als Lesebuch bestimmt ist, darauf nicht viel ob diese oder jene Einzelheit dem neuesten Stande der Kenntnis e spricht oder nicht. — Dass der Ton richtig getroffen ist, der für dies Leserkreis passt, beweist der große Erfolg, den der Verf. mit sein beiden Darstellungen gehabt hat.

Graz. Adolf Bauer.

Aufgaben über Wärme, einschließlich der mechanischen Wärmetheorie und der kinetischen Theorie der Gase. Für Studierende an Mittel- und Gewerbeschulen, zum Selbststudium für angehende Techniker, Physiker u. a. von Dr. Eduard Mais, k. k. Prof. an der I. Staats-Oberrealschule im II. Bez. Wiens. Mit 29 Figuren im Text. Wien 1898. Verlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn. 8°, 118 SS.

Durch den Erfolg ermuthigt, welchen seine im Jahre 1893 veröffentlichten Aufgaben über Elektricität und Magnetismus erzielt haben, unternimmt es der Verf. nunmehr, auch diejenigen Aufgaben, die er in der Wärmelehre im Laufe der Zeit für den Unterricht gesammelt hatte, zu ordnen und der Öffentlichkeit zu übergeben. Diese Aufgaben, 235 an Zahl, die sich ziemlich gleichmäßig über alle Gebiete der Wärmelehre, die mechanische Theorie der Wärme und die kinetische Gastheorie mit eingeschlossen, erstrecken, sind mit viel Geschick und großer Umsicht zusammengestellt. Die vollständige Ausrechnung derselben wird im 2. Theile des Büchleins gegeben, wodurch dieses sich als sehr nützlicher Behelf, insbesondere für den angehenden Praktiker, darbietet, der hier zahlreiche wertvolle Anleitungen findet.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

Programmenschau.

54. **Redlich A., Zur Übersetzungsfrage aus dem Deutschen ins Französische an der Oberrealschule.** Progr. der Landes-Oberrealschule in Iglau 1897, 8°, 22 SS.

Als die Reformer eine Umgestaltung des neusprachlichen Unterrichtes anzubahnen begannen, musste naturgemäß ihr Hauptaugenmerk auf die untere und die mittlere Stufe gerichtet sein. Während eines Decenniums ist so viel über den Lehrgang auf diesen beiden Stufen geschrieben und gesprochen worden, dass die Meinungen sich abgeklärt haben und in den Hauptpunkten eine Einigung zustande gekommen ist. Weniger günstig liegt die Sache bezüglich des Unterrichtsbetriebes im Sinne der Reform in den Oberclassen. Namentlich eine Frage tritt hier in den Vordergrund: Soll als anzustrebendes Endziel, demnach als Forderung bei der Maturitätsprüfung, Gewandtheit im Übersetzen aus der Muttersprache ins Französische oder Fertigkeit in der Abfassung eines französischen Aufsatzes — die einen sprechen von einem freien Thema, andere von einem Aufsatze im Anschlusse an die durchgenommene Lectüre — hingestellt werden? Wohl wäre der Aufsatz consequenterweise die natürliche Krönung der auf den früheren Stufen betriebenen Übungen: Antworten auf französische Fragen, freie Nacherzählung kürzerer Lesestücke, Inhaltsangabe umfangreicherer Abschnitte; allein nicht mit Unrecht wird dagegen ins Treffen geführt, dass nur eine kleine Anzahl von sprachlich besonders begabten Schülern dieser Aufgabe gewachsen erscheine. Auch der Verf. der vorliegenden Programmabhandlung huldigt dieser Ansicht; er verwirft demnach den Aufsatz und wünscht bei der Maturitätsprüfung die Beibehaltung der Übersetzung ins Französische, welcher Wunsch ja durch die neuesten Verordnungen erfüllt worden ist. Was aber ist vorzukehren, damit die bisher so vielfach gehörten Klagen über geringe diesbezügliche Leistungen der Schüler verstummen? Darauf antwortet, m. E. mit vollem Rechte, der Verf., es möge eine weise Beschränkung des grammatischen Lehrstoffes eintreten, um so Zeit zu gewinnen für eine umso gründlichere Vertiefung des unbedingt Nothwendigen. Diese Ansicht deckt sich vollkommen mit den Forderungen der Reform, die wohl endgiltig die dickleibigen Gram-

matiken verdrängt hat, in denen die Durchnahme jeder noch so seltenen Ausnahme, jeder für die praktische Beherrschung der Sprache ganz überflüssigen Abweichung begehrt wurde.

Nachdem der Verf. in den einleitenden Bemerkungen noch erwähnt hat, dass mit dem Übersetzen natürlich schon früher, zum mindesten in der 3. Classe begonnen und in der 4. das Wichtigste aus der Syntax eingeübt werden müsse, schreitet er zum Hauptzweck seiner Arbeit, zur Angabe des in der Oberrealschule durchzunehmenden grammatischen Lehrstoffes. Mit Zugrundelegung von Beispielen aus Bechtels Chrestomathie will er die wichtigsten Capitel (Gebrauch der Zeit- und Modusformen, Zeitfolge, Perfectparticip, Verkürzung von Nebensätzen, Infinitiv, Negation, Pronomen, Accusativ, Genetiv, Dativ, Artikel, Zahlwörter, Wortstellung) in kurzer, mundgerechter, der Schule angepasster Weise besprechen und dadurch gleichzeitig den Beweis erbringen, wie wenig eigentlich als fester Bestand der Grammatik einzuüben nöthig ist, um, genügende Vocabelkenntnis vorausgesetzt, eine entsprechende Übersetzungsfähigkeit zu erzielen. Wenn auch ausdrücklich hervorgehoben wird, dass diese Arbeit nicht etwa als ein Lehrgang für die oberen Classen aufgefasst werden dürfe, so sollten doch alle angeführten Regeln vollständig gegeben sein, schon aus dem Grunde, weil dieser Programmaufsatz von den Schülern der Anstalt hoffentlich recht fleißig gelesen und benützt werden wird. Dies aber vermisse ich bei der Regel von der Übereinstimmung des mit avoir conjugierten Particips, wo statt vom Accusativobject einfach vom Object gesprochen wird (S. 14). Ebenso gilt der Satz: »Der Infinitiv mit de steht als Subject« (S. 16) nur von dem als Subject dem Prädicat nachfolgenden Infinitiv. Unrichtig in ihrer Allgemeinheit ist auch die Regel: »Statt des deutschen Accusativ der Person steht im Französischen der Dativ immer nach faire, häufig nach laisser und voir« (S. 19); unerlässlich ist doch die Hinzufügung: falls von diesen Verben ein Infinitiv mit einem Accusativobject abhängt. Auch die Angabe über die Pluralbildung von 80 und 100 (S. 19) ist nicht ganz präcis. Hin und wieder werden Belege an falscher Stelle citiert; so enthalten auf S. 15 c) das erste und das dritte Beispiel kein Perfect-, sondern ein Präsensparticip. Im Satze: La ferme générale devait être une des premières à succomber parmi les institutions du passé (S. 16 c) ist der Infinitiv nicht von être, sondern von premières abhängig.

Vollständig beipflichten kann ich der am Schlusse ausgesprochenen Forderung, dass der also vereinfachte Lehrstoff am Ende der 6. Classe thatsächlich bewältigt sein müsse, damit die grammatische Lehrstunde in der 7. ganz und gar der Übersetzung, natürlich mit einer sich von selbst ergebenden Wiederholung aller früher gelernten Regeln, zugute komme.

An Druckfehlern mangelt es leider nicht; ich hebe nur hervor, dass bei den Capitelüberschriften zweimal die Nummer VI vorkommt und dieser Fehler sich weiterspinnt. Auch wäre zu wünschen, dass in einem in die Hand der Schüler gelangenden Drucke der Sprache die größte Sorgfalt zugewendet würde (z. B. »ohne fürchten zu müssen, hierbei scheitern zu müssen« S. 22). Auffällig ist, dass bei der Silbentrennung regelmäßig ein mit einem Apostroph versehener Buchstabe als selbständiges Wort aufgefasst wird und daher am Ende einer Druckzeile vorkommt.

Wien. **Rudolf Alscher.**

---

55. Schwerdfeger Jos., Bernhard Varenius und die morphologischen Capitel seiner „Geographia generalis". (Amsterdam 1650.) Ein Beitrag zur Geschichte der Geographie. I. Theil. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Troppau 1898, 8°, 28 SS.

Angeregt durch seine Studien auf dem Gebiete der historischen Geographie hat sich der Verf. die dankenswerte Aufgabe gestellt, am

der »Geographia generalis« des Varenius, deren Priorität er gegenüber Merula vertheidigt, das morphologisch Bedeutsame herauszuheben und zu prüfen, in welchem Verhältnisse das dort Gesagte zu den Ansichten der Zeitgenossen des Varenius und denen der Gegenwart steht. Er sendet seinen Erörterungen eine kurze Darstellung über den Lebenslauf und die Werke Bernhard Varens voraus, wobei er, Breusing ergänzend, zu einigen recht annehmbaren Ergebnissen gelangt. Seine Untersuchungen selbst befassen sich mit dem Begriffe und der Eintheilung der allgemeinen Geographie bei Varenius und dessen Anschauungen über Gestalt, Größe, Bewegung, Eintheilung und Bau der Erde, über die Erdkruste, die Gliederungsverhältnisse des Landes in horizontaler Beziehung und die Gliederung der Meeresräume, sowie mit den Theorien, welche Varen über die Höhen- und Tiefenverhältnisse der Erdoberfläche aufstellte. Er präcisiert durch stete Hinweise auf A. Kircher und Riccioli die Stellung Varens zu denselben und hebt eine Reihe von Punkten hervor, aus denen klar erhellt, in wie vielfacher Hinsicht Varen auf physikalisch geographischem Gebiete seine Zeitgenossen überholte und Ansichten aufstellte, die denen unserer Tage oft überraschend nahe kommen.

56. Eichler Otto, Zur Umgrenzung der Sannthaler Alpen. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Cilli 1898, 8°, 32 SS.

An dem Beispiele der gerade in jüngster Zeit so oft genannten Steiner- oder Sannthaler Alpen sucht der Verf. den Nachweis zu liefern, wie schlecht es mit manchen Fragen der Geographie bestellt sei, und wie diese Thatsache ihre Rückwirkung auf die Schule äußere. Es gibt in der That manche Capitel, die so vielfach umstritten sind, dass man eine endgiltige Lösung der schwebenden Fragen herbeisehnt, um die Resultate mit Nutzen vielleicht in der Schule verwerten zu können. Aber eine in der Entwicklung begriffene Wissenschaft, und als solche ist heute die Geographie aufzufassen, muss manche Stadien der Klärung durchlaufen, um gesicherte Ziele zu erreichen. Insoferne also der Verf. auf rein wissenschaftlichem Gebiete zur Klärung der »Sannthaler Alpenfrage« beitragen will, müssen wir der Abhandlung desselben einen unbestreitbaren Wert zuerkennen. Wenn auch eine starke Hinneigung zu Frischauf selbst in den Punkten, in denen der Verf. von dessen Ansichten abweicht, nicht zu verkennen ist, so bemüht er sich doch, objectiv zu bleiben und in einer Reihe annehmbarer Erörterungen der Sache manche neue Seite abzugewinnen. Aber gerade darin liegt der Grund, weshalb seine Darstellung keineswegs als eine endgiltig abschließende und Material für die Schule liefernde bezeichnet werden kann. Er vergrößert durch seine Arbeit die Zahl der bestehenden Ansichten und wird, abgesehen von anderen Punkten, namentlich durch die zu weite Ausdehnung des behandelten Gebietes nach Osten Widerspruch erregen. Anders gestaltet sich die Sache, wenn wir die Abhandlung vom Standpunkte der Schule aus betrachten. Wir müssen dies, weil die Erfahrungen der Schule nach des Verf.s nicht einwandfreier Einleitung den Anstoß zur Abfassung der Arbeit gaben. Halten wir daran fest, dass die Schule nur gesicherte Ergebnisse vermitteln darf und den Boden der Hypothese durchaus meiden muss, so kommen wir von selbst zu dem Ergebnisse, dass sie sich strittigen Gebieten nur in einem ganz bestimmten Grade und unter Beobachtung der nöthigen Reserve nähern darf. In den Cardinalfragen der Geographie — und diese kommen doch nur für den Schulunterricht in Betracht — stehen die Ansichten heute doch wohl schon so fest, dass ein Schwanken der Darstellung ausgeschlossen ist und nur in manchen unserer Lehrbücher noch erscheinen kann. Was der Verf. auf S. 4 bringt, ist wohl etwas zu pessimistisch und nicht geeignet, das Ansehen der Geographie zu heben. Aus dem Umstande, dass die für Cilli locales Interesse besitzende Alpengruppe in unseren

Lehrbüchern mit bald mehr, bald weniger Worten abgethan wurde, den Schluss zu ziehen, dass es sich ähnlich schlecht „in tausend anderen Punkten“ der Geographie verhalte, geht denn doch nicht an. Bei dem gegenwärtigen Ausmaße der dem Geographieunterrichte zugewiesenen Zeit ist es von vorneherein ausgeschlossen, sich in derartige Details, und beträfen sie auch Eintheilungsfragen, einzulassen, dass das Gebiet gelehrter Streitigkeiten betreten werden müsste. Gerade in der weisen Beschränkung auf das unumgänglich nothwendige Namen- und Zahlenmaterial liegt der Wert unserer neueren Lehrbücher der Geographie. Dass manche Gebirgsgruppen infolge des localen Interesses genauer betrachtet werden, liegt in der Natur des Gegenstandes. Aber auch dann darf nicht zu weit gegangen und der sichere Boden verlassen werden. Es wird weder dem Lehrer, noch der Wissenschaft in den Augen des Schülers schaden, wenn gesagt wird, über diese oder jene Frage lasse sich infolge der strittigen Ansichten ein definitives Urtheil nicht fällen. Das hat eben die Geographie mit anderen Wissenschaften gemein. Dass derartige Fragen nicht so einfach zu lösen sind, und dass sie schon gar nicht „durch berufene Autoritäten“, die der Verf. zuhilfe ruft, „endgiltig entschieden“ werden können, hat der Verf., wie ich glaube, am klarsten durch seine eigene Arbeit bewiesen. Nehmen wir aber selbst an, die Eintheilungsfrage unserer Alpen sei auch hinsichtlich untergeordneter Theile derselben so einheitlich gelöst, dass ein Rütteln an dem festen Gebäude unmöglich wäre, was hätte der Schüler aus einer noch so genauen Umgrenzung, wie sie Verf. auf S. 30 und 31 gibt, für sein geistiges Besitzthum gewonnen? Wird er sich, abgesehen davon, dass unsere Schulatlanten für eine so weitgehende Nomenclatur gar nicht ausreichen, von dem Gebirge und seiner Bedeutung für die Geographie des Landes aus den Namen allein eine Vorstellung machen können? Durch einen derartigen Betrieb der Geographie arbeiten wir nicht im Dienste der genetischen neueren Geographie, sondern verfallen in jene Zeiten zurück, in denen die Geographie rein descriptiven Charakter besaß und nur Namen und Zahlen bot. — Lassen wir Eintheilungskünsteleien, sie sind nicht Endzweck der Schulgeographie.

Wien. Dr. J. Müllner.

---

57. Jäger, P. Vital, O. S. B., Eine geologische Excursion in Salzburgs Umgebung. Progr. des fürstersb. Gymn. am Collegium Borromaeum zu Salzburg 1897, 8°, 00 SS.

Über die ebenso schöne, als geologisch merkwürdige Lage der Stadt Salzburg ist schon viel geschrieben worden. Der vorliegende Aufsatz verfolgt den Zweck, dem gebildeten Naturfreunde, besonders dem Studierenden im Verlaufe einer geologischen Excursion die in Salzburg selbst und in dessen nächster Umgebung zutage tretenden Gesteine, deren Zusammensetzung und Entstehung zu schildern und das Wichtigste über die geologischen Vorgänge in jenem Gebiete in leichtverständlicher Art mitzutheilen. Der Verf. hat, gestützt auf eine genaue Localkenntnis und auf die einschlägige Literatur, seine Aufgabe in trefflicher Weise gelöst. Den breitesten Raum nimmt naturgemäß die Schilderung der glacialen Erscheinungen und deren Ablagerungen ein, wobei die Arbeiten von Fugger, Kastner und Brückner stets verlässliche Handhaben boten. Eine sehr nett ausgeführte geologische Karte der Quartär-Bildungen im unteren Salzachgebiete ist dem Aufsatze beigegeben. Erwähnenswert sind auch die mannigfachen Hinweise auf die praktische Verwendung der verschiedenen Gesteine und Materialien, aus denen sich das berühmte Landschaftsbild des Salzburger Kesselbruches zusammensetzt.

58. **Lippitsch, Cajetan, Dr. phil., Theorie und Praxis der Zonenlehre.** Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Steyer 1897, 8°, 00 SS.

Der Verf. erörtert zunächst die Bedeutung der Zonenlehre, eines der schwierigsten Capitel in der theoretischen Krystallographie, und gibt dann einige praktische Beispiele über die Anwendung der Zonentheorie behufs Ermittelung der Zonensymbole im regulären, hexagonalen und tetragonalen Krystallsystem. Die gewählten Beispiele sind mit großem Fleiße und mit möglichster Ausführlichkeit behandelt.

Es wäre kein Anlass, an diese rein mathematische Arbeit weitere Bemerkungen zu knüpfen, wenn nicht der Verf. selbst am Schlusse einige allgemein didaktische Ansichten geäußert hätte. Er meint nämlich, dass in der Oberrealschule, mit Rücksicht auf die bedeutend bessere Vorbildung der Schüler eine Vertiefung des krystallographischen Unterrichtes in der mathematischen Richtung wünschenswert sei, dass bei günstigen Umständen einige leichtere Beispiele aus der Zonenlehre in den krystallographischen Unterricht eingeflochten werden könnten und dass an Stelle der ganz veralteten Naumann'schen Symbole die Miller'schen Zeichen eingeführt werden sollten. Der Verf. erhofft so, dass der schon seiner Natur nach etwas trockene mineralogische Unterricht sich, wenn auch Chemie und Physik mehr Berücksichtigung fänden, bedeutend interessanter gestalten würde.

Ohne dem Urtheile der Collegen von der Realschule vorgreifen zu wollen, möchte sich der Ref. doch einige ganz unmaßgebliche Bemerkungen erlauben. Die Forderung nach Einführung der Miller'schen Symbole ist nicht neu, doch werden dieselben im elementaren Unterrichte niemals die so überaus anschaulichen und leichtfasslichen Naumann'schen Symbole zu ersetzen imstande sein; hat doch Tschermak in der neuesten Auflage (1897) seines vortrefflichen Lehrbuches der Mineralogie die alten Naumann'schen Bezeichnungen neben den Miller'schen beibehalten. Inwieferne die angebliche Trockenheit des mineralogischen Unterrichtes durch Erweiterung des mathematischen Theiles desselben behoben werden könnte, ist wohl schwer einzusehen, es will uns vielmehr bedünken, dass an unseren Mittelschulen Mathematik und Physik ohnehin in mehr als ausreichendem Maße betrieben werden. Die nothwendige Belebung des mineralogischen Unterrichtes kann wohl viel sicherer durch stärkeres Hervorheben des technologischen Theiles und vor allem durch sachgemäße Behandlung der geologischen Fragen erzielt werden. Wenn endlich der Verf. sich auf Dr. Aristides Brezina als Gewährsmann beruft, so ist diese Berufung keine glückliche, da ja, wie bekannt, Brezinas Ausführungen keineswegs die Zustimmung aller Fachgenossen gefunden haben.

Wien. Dr. Franz Noë.

---

59. **Sedláček, Dr. Jos., Význam Bernarda Bolzana ve vědě logické (B. Bolzano als Logiker).** Progr. des k. k. böhm. Obergymn. in Ung.-Hradisch 1897, 8°, 20 SS.

Aus dieser sorgfältigen Analyse der Dr. Bolzano'schen Wissenschaftslehre ersieht man, dass dieser uns so sympathische Denker aus der Zeit der Aufklärung auch als Logiker ein Mann der Übergangsperiode war. Das Neue und das Alte contrastieren noch zu deutlich in seinem Systeme; das Neue, das seine Denkweise den modernen Anschauungen so nahe bringt, tritt gewissermaßen unvermittelt neben dem Alten auf und das Alte lässt das Neue nicht zur vollen Geltung kommen. Für seine Zeitgenossen war er zu neu, uns erscheint er noch zu alt; für beide

ist er aber gleichermaßen schwer verständlich. Am deutlichsten tritt dies zutage bei seinem Begriffe des »Satzes an sich« und bei seiner Auffassung der objectiven und subjectiven Wahrheit. Der Verf. zergliedert das System der Wissenschaftslehre, sucht sein Verhältnis zu den Vorgängern zu beleuchten und kritisiert es vom Standpunkte der neuen Richtung, welche die Logik auf Psychologie gründet. Dabei scheint uns die zuletzt erwähnte kritische Seite der Abhandlung den betreffenden Anforderungen besser zu entsprechen als die historische. In dieser Hinsicht gibt die Abhandlung über einige Eigenthümlichkeiten der Bolzanoschen Denkweise nicht die erwünschte Auskunft. Immerhin liefert sie aber einen guten Beitrag zur Geschichte der logischen Lehren.

Ich bemerke noch, dass Prof. Durdík über Bolzano auch in einem Aufsatze in der Zeitschrift für exacte Philosophie geschrieben hat.

Kgl. Weinberge. Dr. Franz Krejčí.

---

60. Traunwieser, Dr. Johann, Die Psychologie als Grundlage der Grammatik vom wissenschaftlichen und pädagogischen Standpunkte aus kurz bearbeitet. Progr. des Gymn. in Mährisch-Trübau 1897, 8°, 30 SS.

Ausgehend von der gewiss richtigen Ansicht, dass die syntaktischen Erscheinungen einer jeden Sprache psychologisch erklärt werden können, bespricht der Verf. vor allem die scheinbaren Unregelmäßigkeiten, »Entgleisungen«, in der Syntax vom psychologischen Standpunkte. Gegen die Eintheilung in formale, reale, Combinations-Ausgleichung und Contaminationen wird im allgemeinen nichts einzuwenden sein, wenngleich in der Unterabtheilung eine strengere Scheidung hätte durchgeführt werden sollen, damit nicht ein und dieselbe Erscheinung wiederholt behandelt werde.

Andererseits fällt auf, dass einzelne bekannte Sachen, die hier nicht zu übergehen waren, unerwähnt bleiben, so Gebrauchsweisen wie *μητίετα Ζεύς*, die Constructionen von *μεταμέλει μοι* und *σύνοιδα*; an manchen anderen Stellen wären näherliegende Beispiele am Platze gewesen, wie S. 11: *εἰπέ μοι τὸν υἱόν, εἰ μεμάθηκε κτλ.*, S. 19: das Geschlecht von Personen in Adressen, S. 23: Trompete blasen, S. 24: das deutsche »ich werde Musik gelehrt«, S. 25: oculissimus.

Manche Behauptung wieder geht vielleicht zuweit. So dürfte das Bismarckische (»Ungewaschen und) ungefrühstückt« zunächst auf gleiche Stufe zu stellen sein mit dem »ungebetet« in »Des deutschen Knaben Tischgebet«; auch erscheint uns in Ausdrücken, wie »Gottlob, wir wären am Ziele!« (S. 28) der hypothetische Fall nicht ganz ausgeschlossen, da man doch mitunter hinzusetzt »oder nicht?«.

Der Titel verspricht wohl mehr, als wirklich geboten wird,[1] aber immerhin ist die Arbeit anregend geschrieben; eines stört allerdings hierbei, die zahlreichen, mitunter recht bedenklichen Druckfehler; wenn schon unsere Schulorthographie nicht durchgehends Beachtung findet und die S-Laute recht wirr durcheinander schwirren, so sollten doch geradezu fehlerhafte Schreibweisen, wie Deoe nien, anal isiert (S. 1), Bi eber (S. 5), san quis (S. 12), rie ß (S. 10), Weitzen, Asimilationsdrang (S. 13), gewal ltig (S. 16), lin quam (S. 24) nicht vorkommen. Kann man sagen: Die Beleidigung ist eine vulnus?, stoßt?

---

[1]) Vgl. die interessante, sorgfältige Detailarbeit Ferd. Dresslers, Constructionswechsel und Inconcinnität bei den römischen Historikern, Progr. des Gymn. im VI. Bezirke Wiens, S. I—XXI.

Ferner lies: S. 6 wir st. wird, S. 8 appellatur st. appellactur, S. 10 μέμνησθε st. μέμνηστε, S. 12 ipsos st. igsos, ingredientem st. ingredtientem, S. 23 Capitolium st. Capitoleum, S. 27 desiluerunt st. disiluerunt, S. 18 magistrum st. magisterum, S. 29 pars st. qars. Endlich ist auch die Interpunction mangelhaft.

61. **Böck** Rudolf, Der Mangel an Lehrern für das Freihandzeichnen an Mittelschulen. — Die Mittel zur Behebung dieses Mangels: Stipendien und Zeichenlehrerseminare. Progr. der Realschule in Troppau 1897, 8°, 12 SS.

Ausgehend von der Thatsache, dass im Jahre 1897 von zwanzig zur Prüfung zugelassenen Candidaten für das Lehramt des Freihandzeichnens nicht ein einziger die Maturitätsprüfung abgelegt hat, und unter Hinweis darauf, dass der gegenwärtige Bedarf an Lehrkräften für dieses Fach sich auf mindestens 160 Lehrpersonen beläuft, tritt der Verf. zunächst für eine Reorganisation des Vorstudiums für dieses Fach ein. Dasselbe soll nunmehr ein geregeltes werden, das auf einem dem späteren Lehrzwecke entsprechenden Lehrvorgange beruht. Das Studium der Lehramtscandidaten soll durch eine Commission von Fachmännern der Mittelschule überwacht und geleitet, ihre Arbeiten sollen zeitwillig einer Prüfung durch dieselbe unterzogen werden. Es wäre also einmal die Aufstellung einer für den Candidaten bindenden Hodegetik — deren Grundzüge mitgetheilt werden — für alle vier Jahre des Kunststudiums, dann aber auch die Creierung eigener Seminare nöthig. Als unerlässliche Bedingung nicht nur für einen günstigen Erfolg bei diesem Studium, sondern auch für die Hebung des Ansehens des Zeichenlehrers (namentlich an Gymnasien) und seines Faches wird die Maturitätsprüfung auch für das Studium dieses Faches ausnahmslos gefordert. Ja, der Verf. wünscht, dass der Zeichenlehrer schon von der Quinta an die geeigneten Schüler auf diesen Beruf aufmerksam mache, und dass es bereits den Maturanten gestattet sei, um ein Stipendium für seine Studien an der Hochschule einzureichen.

Die Arbeit ist wohldurchdacht, die gestellten Forderungen sind vollauf berechtigt; das Verlangen, dass das Hochschulstudium der Mittelschullehrer überhaupt den Anforderungen, welche später in der Ausübung ihres Berufes an sie in erster Linie gestellt werden, mehr und mehr angepasst werde, selbst vielleicht unter Einschränkung der öfters aus begreiflichem Mangel an Einsicht falsch ausgenützten Lernfreiheit, ist begründet, so dass die Veröffentlichung solcher dahin abzielender Special-Vorschläge als zeitgemäß bezeichnet werden muss.

Aussig. Dr. G. Hergel.

XVIII. Protokoll der archäologischen Commission für österreichische Gymnasien.

(Mitgetheilt vom Schriftführer Gymn.-Prof. Feodor Hoppe.)

(3. März 1899.)

Anwesend sind außer den Mitgliedern der Commission mehrere zur Theilnahme an der Sitzung eingeladene Herren Universitätsprofessoren, Landesschulinspectoren, Gymnasialdirectoren und Gymnasialprofessoren.

Der Vorsitzende, Landesschulinspector Dr. A. Scheindler, begrüßt die erschienenen Herren und dankt dem früheren Vorsitzenden, Hofrath Dr. J. Huemer, für seine mehrjährige, verdienstvolle und erfolgreiche Thätigkeit.

Der Vorsitzende begrüßt es auf das Freudigste, dass in Niederösterreich an allen Anstalten Sammlungen von Anschauungsmitteln für den Unterricht in den classischen Sprachen vorhanden sind, und hebt als besonders reichhaltig die Sammlungen des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie, des Elisabeth-Gymnasiums und des Gymnasiums im VIII. Bezirke hervor. Für eine Sammlung in Oberhollabrunn habe in dankenswerter Liberalität die städtische Sparcasse fl. 600 gespendet. Auch das k. k. Stiftsgymnasium der Benedictiner in Melk habe eine sehr hübsche Sammlung von Bildern und Gipsabgüssen. Wünschenswert sei es, dass die Sammlungen nicht in Cabinetten wohl verwahrt, sondern in den Classenzimmern oder auf den Gängen der Jugend möglichst zugänglich gemacht werden. Auch die galvanoplastischen Nachbildungen antiker Münzen sollten in Schaukästen dauernd zur Anschauung gelangen.

Hierauf legt der Vorsitzende vor:

I. Vierzehn photographische Nachbildungen der Wandtafeln des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums für den historischen und philologischen Unterricht an den bosnisch-herzegowinischen Mittelschulen, die auf Veranlassung des Custos, Herrn Dr. Partsch, Herr Hofrath Hörmann in freundlicher Weise dem Vorsitzenden zur Verfügung gestellt hat.

II. Anschauungstafeln zu Cäsars Bellum Gallicum, herausgegeben von Dr. L. Gurlitt. *1. Castra Romana. 2. Alesia.* (Gotha, Perthes.) Das Blatt 3 Mk.

Im Anschlusse an die Ausführungen des Vorsitzenden bemerkt Hofrath Dr. J. Huemer, dass auch andere Provinzanstalten gut ausgestattete Sammlungen besitzen, und spricht den Wunsch aus, es möchte von einem Comité ein Normalverzeichnis empfehlenswerter Anschauungsmittel zusammengestellt werden.

Mit der Wahl des Comités wird der Vorsitzende betraut.

Der Schriftführer legt sodann vor:

I. Die zwei vom kaiserlich deutschen Institute herausgegebenen Wandtafeln, Grabstele der Hegeso und den sogen. Alexander-Sarkophag (zu bestellen beim Generalsecretär des archäologischen Institutes, Prof. Conze, Berlin, W., Corneliusstraße 2/II, jede Tafel 5 Mk. 80 Pf. sammt Verpackung) und empfiehlt zur Ergänzung der letzteren eine Photographie der zweiten Langseite des Alexander-Sarkophages, die Alexanderschlacht darstellend, welche bei der Jugend großes sachliches Interesse finden wird; die Photographie dürfte mit Porto ungefähr fl. 2 kosten.

II. Die zweite Serie der Bilderbogen für Schule und Haus. Die Bedeutung dieses vom hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht geförderten Werkes wurde von der Commission bei der Besprechung der ersten Serie gewürdigt. (Herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst; jede Serie — 25 Bogen — mit Text 1 fl. 60 kr.)

III. Eine Anzahl österreichischer Programme des Schuljahres 1896/97: Dr. August Engelbrecht: Das antike Theater (Wien, Gymn. der k. k. Ther. Akad.); Dr. August Haberda: Bericht über eine Studienfahrt der Schüler des k. k. Staatsgymnasiums in Krems nach Carnuntum (Krems); Josef Deubler: Vierzehn Tage in Sicilien (Freistadt, Staatsgymn.); Wenzel Eymer, Reiseerinnerungen aus Italien und Griechenland (Budweis, deutsches Staatsgymn.); Josef Patigler: Quer durch den Peloponnes (Weidenau, Staatsgymn.); Dr. Thaddäus Mandybur: Olympia (Lemberg, akadem. Staatsgymn., ruthen.); Stanislaus Romański: Eine wissenschaftliche Reise auf den Inseln und Küsten des Ägäischen Meeres; Ausflug nach Assos, Troja und Constantinopel (Lemberg, IV. Staatsgymn., polnisch); Ignaz Hošek: Reisebilder aus Italien (Göding, Privat-Unterrealschule, böhm.); Eduard Ott: Von Venedig bis Rom 1896 (Böhm. Leipa, Staatsgymn.) und des Schuljahres 1897/98: Dr. A. Gaheis: Schülerausflug nach Carnuntum (Stockerau, Landes-Real- und Obergymn.);

Simon Rutar: Salona und dessen Ruinen (Laibach, Staats-Untergymn., slovenisch); Dr. Em. Peroutka: Über die Ausgrabungen in Delphi und Fr. Servit: Der Situationsplan der Ausgrabungen (Kgl. Weinberge, Staatsgymn., böhm.); Stanislaus Rzepiński: Von Athen nach Sicilien, Reiseerinnerungen (Krakau, Staatsgymn. bei St. Hyacinth, polnisch); Dr. Victor Hahn: Dörpfelds Theorie über den Bau der altgriechischen Bühne im Lichte der neuesten Kritik (Kolomea, Staatsgymn., polnisch); Adam Wołek: Ein kritischer Blick auf die Kunst der Pelasger, die fremden Einflüsse und die Periode der Carier bei Herodot (Krakau, Staatsrealschule, polnisch).

IV. Das Textbuch zu den Bildern zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer (Graeser, Wien, 50 kr.). Der Schriftführer dankt zunächst Herrn Hofrath Dr. J. Huemer, dem früheren Vorsitzenden der Commission, für die thatkräftige und zielbewusste Förderung dieses Unternehmens und theilt mit, dass eine Fortsetzung des Werkes geplant werde.

Gymnasialprof. Dr. A. Frank legt außer den genannten Programmen vom Jahre 1897/98 noch folgende vor: Eduard Ott: Rom (Gymn. Böhm. Leipa); Dr. Johann Oehler: Ein Besuch in der Troas (Gymn. Krems); Dr. A. Gaheis: Metallgewinnung im Alterthum (Landes-Realgymn. Stockerau); Dr. Karl Klement: Arion (Gymn. Wien XIX); Johann Gallina: Ferialreisen mit Studenten (Gymn. Mähr.-Trübau). Manche von den Programmaufsätzen sollten den Schülern als häusliche Lectüre in die Hand gegeben werden. Der Absicht, sie in zwanglosen Bändchen zu diesem Zwecke in den Buchhandel zu bringen, stehe das hohe Unterrichtsministerium sehr wohlwollend gegenüber. Auch habe ein Verleger seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, das Unternehmen zu unterstützen. Kenntnis und Schätzung des classischen Alterthums der studierenden Jugend zu übermitteln, verfolge auch die neu erscheinende Zeitschrift Gaudeamus (Blätter und Bilder für die studierende Jugend, herausgegeben von Prof. Ferd. Ginzel, Verlag von G. Freytag & Berndt. Wien). Unter den Aufsätzen des verschiedensten Inhaltes finden wir auch einige, die sich auf die classischen Studien beziehen, so: „Von Brindisi nach Athen“ und „Ein Tag auf Delos“ von Prof. Dr. Anton Frank; „Carnuntum“ vom Leiter der Ausgrabungen K. Tragau; „Morituri te salutant!“ von Dr. E. v. Filek. Ferner sei zu verweisen auf folgende Programmaufsätze des Jahres 1897/98: Oberlehrer Dr. H Karbe: Der Marsch der Zehntausend vom Zapates zum Phasis-Araxes (Königstädtisches Gymn. Berlin); Oberlehrer Dr. H. Rüter: Das Capitol (Gymn. Halberstadt); Oberlehrer Dr. P. Schwartz: Die Topographie des alten Rom im Gymnasialunterrichte (Gymn. Dramburg); Dr. Aust: Die stadtrömischen Tempelgründungen der Kaiserzeit (Kaiser Friedrichs-Gymn. Frankfurt a. M.); S. Herrlich: Epidaurus, eine antike Heilstätte (Humboldts Gymn. Berlin); Ad. Trendelenburg: Bendis (Askanisches Gymn. Berlin); R. Eins: Kunstgeschichte als Zweig des Geschichtsunterrichtes (Gymn. Danzig); Dir. Dr. Fr. Haußner: Zur Einführung unserer Schüler in die Kasseler Bildergallerie. In dem Werke: Pompeji vor der Zerstörung, Reconstruction der Tempel und ihrer Umgebung (K. F. Köhler, Leipzig 1897, 50 Mk.) gibt uns L. Weichardt die Vollbilder des griechischen Tempels und des nördlichen Theiles des Forums der verschütteten Stadt mit dem Jupitertempel, die beim Unterrichte sehr gut zu verwenden wären. Die Reconstruction beruhe auf umfassendem Studium der Überreste und sei in den saubersten Formen ausgeführt. Es sei zu wünschen, dass durch die Section für Gymnasialarchäologie bei der nächsten Philologenversammlung in Bremen das Ersuchen an Hrn. Weichardt gestellt würde, die Vollbilder für den Unterricht gesondert herauszugeben.

Zur Ergänzung der Ausführungen des Vorredners bemerkt Dr. S. Frankfurter, dass im Programme des Gymnasiums von Kronstadt

aus dem Jahre 1896/97 eine Schulreise nach Venedig und im Programme des Schuljahres 1897/98 eine Schulreise nach Rom und Neapel geschildert werde. Es wäre wünschenswert, wenn andere Mittelschulen diesem Beispiele folgten.

Hierauf berichtet Gymnasialprof. Dr. A. Primožić: Infolge seiner Anregung in dieser Commission, es möge eine Centrale geschaffen werden, wo für Schulzwecke brauchbare Glasbilder aus dem Gebiete der Archäologie und auch anderer Disciplinen in einer größeren Anzahl von Exemplaren stets auf dem Lager gehalten werden, habe die Archäologische Commission ein Circular an alle Mittelschuldirectionen gerichtet mit der Anfrage, ob dieselben bereit wären, alle Bilder, bezw. einzelne Serien eines zu schaffenden Canons für ihre Anstalten zu bestellen. Da sich eine unerwartet große Anzahl von Mittelschulen zur Abnahme derselben gemeldet habe, so seien von der Hofmanufactur für Photographie Rud. Lechner (W. Müller) in Wien, Graben 31, auf Grund seiner und des Prof. Dr. Hula Vorschläge in der Zts. f. d. ö. G. 1897, S. 212 ff. zunächst eine Anzahl von 96 Diapositiven aus dem Gebiete der Archäologie (Götter- und Heroengestalten, Porträts, antike Bauten und Ansichten) zusammengestellt und in je 25 Exemplaren auf Lager genommen worden. Ein Verzeichnis dieser Bilder wurde als Beilage der Zts. f. d. ö. G. an mehrere Anstalten zur Ansicht versendet. Nach Mittheilung der genannten Firma haben bisher ca. 30 Anstalten eine größere oder kleinere Anzahl dieser Bilder bestellt. Desgleichen sei von derselben eine Anzahl von Projectionsapparaten (Schulskioptikons) an Mittelschulen verkauft worden, ein Beweis, dass das Interesse für diese Anschauungsmittel zunimmt, freilich nicht in dem Maße, wie es wünschenswert wäre. Gleichzeitig theilt Redner mit, dass Prof. Dr. Hula zu einer Serie von ca. 40 Diapositiven der obigen Sammlung einen kurzen Commentar geschrieben habe, der von Lechner demnächst an alle Anstalten versendet werden soll.

Hofrath Dr. J. Huemer beantragt, es möge wie im Jahre 1896 beim III. deutsch-österreichischen Mittelschultage auch beim VII. deutsch-österreichischen Mittelschultage im Jahre 1900 eine systematisch geordnete Sammlung von archäologischen Anschauungsmitteln vorgeführt werden.

Der Schriftführer übernimmt auch bei diesem Mittelschultage die Zusammenstellung.

Der Vorsitzende regt an, es mögen Modelle antiker Gewandung geschaffen und den Gymnasien die Möglichkeit geboten werden, Anticaglien im Originale zu erhalten. In der Debatte, an welcher sich Hofrath Dr. J. Huemer, Gymnasialprof. Dr. E. Hula, Prof. Dr. R. von Schneider, Secretär Dr. E. Kalinka, Prof. Dr. J. Kubitschek und der Schriftführer betheiligen, wird auf die Schwierigkeit hingewiesen, brauchbare — nicht von Museen ausgemusterte — Originale zu beschaffen.

Der Vorsitzende spricht noch den Wunsch aus, es möchten einige Zeichnungen des Werkes: Das griechische Theater (von W. Dörpfeld und E. Reisch) für Schulzwecke vergrößert werden. Zum Schlusse dankt der Vorsitzende dem Hausherrn, Prof. Dr. E. Reisch, für die Erlaubnis, in den Räumen der archäologischen Sammlung der Universität die Sitzungen der Commission abhalten zu dürfen; Prof. Dr. E. Reisch verspricht, die Bestrebungen der Commission nach Kräften fördern zu wollen.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Über die Influenzmaschine im Mittelschulunterrichte.

Die alte Winter'sche Reibungselektrisiermaschine reicht für viele Versuche nicht aus, und es dürfte kaum eine Mittelschule geben, die sich aus diesem Grunde nicht genöthigt gesehen hätte, neben ihr eine Influenzmaschine anzuschaffen. Diesem Umstande Rechnung tragend, haben die physikalischen Lehrbücher für die Oberstufe der Mittelschulen die Influenzmaschine längst als Unterrichtsstoff aufgenommen. Ja, der in jüngster Zeit erschienene neue Normallehrplan für Realschulen führt die Influenzmaschine ausdrücklich in der durchzunehmenden Materie an.

Die meiste Verbreitung dürfte unter den Maschinen älterer Construction die erste Holtz'sche Influenzmaschine, welche aus einer fixen und einer vor ihr rotierenden Scheibe besteht, gefunden haben. Erst in neuerer Zeit kam die jüngere Form der Influenzmaschine desselben Erfinders, bestehend aus zwei in entgegengesetzter Richtung rotierenden Scheiben, seitdem sie in der Wimshurst-Maschine in verbesserter Gestalt erschienen ist, etwas mehr in Verwendung. Von diesen beiden Arten von Maschinen zeichnet sich die erste, falls man von dem nicht unbedingt nothwendigen diametralen Conductor bei ihr absieht, durch größere Einfachheit der Beschreibung und Erklärung aus. Sie ist es auch, die in Lehrbüchern und Compendien der Physik meistens allein behandelt wird. Es kann aber weder die Erklärung des Spieles der Maschine noch die dieser Erklärung zugrunde liegende Zeichnung, wie sie noch an manchen Orten im Gebrauche sind, als befriedigend und zutreffend bezeichnet werden.

Man greift in neuerer Zeit wieder zu der ursprünglich angewendeten, von Bertin (Annal. de Chimie [4], XIII, p. 190) vorgeschlagenen, von Holtz, Riess, Poggendorff, Schwedoff u. A. benützten Zeichnung zurück (Fig. 1—4). Man ersetzt in der Zeichnung die zwei coaxialen Scheiben der Maschine durch zwei coaxiale

Hohlcylinder; die Belege werden auf den Mantelumfang des äußeren Cylinders gezeichnet. Die Conductoren und die mit ihnen in Verbindung stehenden Metallkämme fallen in die Zeichenebene.

Diese Art der Darstellung ist bequem, klar und übersichtlich. Die bewegliche Scheibe muss bekanntlich so gedreht werden, dass sie dem Zahne des mit Elektricität geladenen Beleges früher begegnet, als dem Belege selbst. Dieser für das Spiel der Maschine so wesentliche Umstand ist aber aus dem — jetzt vielfach noch üblichen — durch den horizontalen Durchmesser der Scheiben gelegten Querschnitte nicht zu ersehen. Ebensowenig lässt sich in dieser Querschnittszeichnung zeigen, dass die Verbindungslinie der spitzigen Enden der Zähne mit dem horizontalen Durchmesser der Scheiben einen Winkel einschließt. Außerdem lässt sich an der Bertin'schen Zeichnung die Vertheilung der Elektricität in der Maschine übersichtlich darstellen, was am horizontalen Querschnitt nicht möglich ist.

Bei dieser Art der Darstellung ist angenommen, dass die Influenzmaschine als Cylindermaschine erklärt werde. Weil jedoch die Gefahr nicht ausgeschlossen ist, dass vom Schüler die Oberflächen der Cylinder mit den Rändern der Scheiben verwechselt werden, wäre erst nach vollzogener Erklärung darauf hinzuweisen, dass dieselben Vorgänge, die sich auf den Oberflächen der Cylinder abspielen, auch auf den entsprechenden Flächen der Scheiben vor sich gehen.

Es lässt sich nicht leugnen, dass eine Theorie, welche alle Erscheinungen der Influenzmaschinen und so auch die der ersten von Holtz erklärt, nicht existiert. Seit Poggendorff, dessen Theorie mit den Thatsachen am meisten in Übereinstimmung ist, lässt sich auf diesem Gebiete, soweit meine Literaturkenntnis reicht, wesentlich Neues nicht verzeichnen. Für unseren Fall ist dies aber nicht von Belang. Hier handelt es sich darum, ob aus den bekannten Thatsachen der Reibungselektricität die Stromentstehung und Verstärkung in der Maschine auf einfache und überzeugende Weise erklärt werden kann. Dies ist nun thatsächlich nach Poggendorffs Theorie möglich, nicht aber nach jener von Riess, welch letztere noch in jüngster Zeit anzutreffen ist, trotzdem sie wegen ihrer Widersprüche mit den Thatsachen fallengelassen werden musste.

P. Riess gründet seine Theorie der Influenzmaschine auf die von ihm so genannte Doppelinfluenz.[1]) Darunter ist folgender Vorgang zu verstehen: Eine isolierende Platte befinde sich zwischen einem elektrischen Körper auf der einen Seite und einem Metallkamme auf der anderen Seite. Der elektrische Körper ruft auf dem Isolator und dem Leiter auf der ihm zugekehrten Seite ungleichnamige, auf der von ihm abgewendeten Seite gleichnamige Elektricität hervor. Dauert die Influenz kurze Zeit (bei Riess drei

[1]) Poggendorff, Annal. CXXXI, 1867, S. 215—237.

Secunden), dann überwiegt die elektrische Erregung des Metalls jene des Isolators, und die ungleichnamige Elektricität des Metallkammes hat eine so große Dichtigkeit, dass sie sich der Luft und dadurch der nahe am Kamme befindlichen Platte mittheilt. Das Resultat ist also, dass die isolierende Platte auf beiden Seitenflächen mit der der influenzierenden Elektricität entgegengesetzten Ladung, der Metallkamm aber mit der gleichnamigen versehen ist.

Auf Grund dieses Versuches, welcher als richtig befunden wurde, stellte Riess folgende Theorie der Influenzmaschine auf[1]) (siehe Fig. 3): Der Papierbeleg *B* werde negativ elektrisch gemacht. Durch Doppelinfluenz macht er beide Seiten des vor ihm befindlichen Glasstreifens der beweglichen Scheibe *SS* positiv elektrisch, während der Conductor *KN* frei verfügbare negative Elektricität erhält. Wenn durch Drehung der Scheibe dieser Streifen vor den Zahn *c'* gelangt, wird die influencierte positive Elektricität seiner rückwärtigen Fläche von der Spitze aufgenommen und zum Beleg *B'* geleitet. Dieser gibt infolge von Doppelinfluenz dem vor ihm befindlichen Streifen der rotierenden Scheibe auf beiden Seiten negative Elektricität und dem Conductor *MK'* verwendbare positive Elektricität. Bei weiterer Drehung gelangt der auf seiner rückwärtigen Fläche vom Zahne *c'* entladene Glasstreifen zum Kamme *K*, welcher die auf der Vorderseite von *SS* noch befindliche positive Elektricität aufsaugt. Geht man vom positiven Beleg *B'* aus, so findet man dieselbe Art der Elektrisierung des Conductors und der Scheibe, jedoch mit entgegengesetzten Zeichen. Nach einer vollen Umdrehung ist die Scheibe in der oberen Hälfte auf beiden Seiten positiv elektrisch, die untere auf beiden Seiten negativ elektrisch.

Diese Theorie steht mit den Thatsachen im Widerspruche. Sie legt den Nachdruck auf die Influenzelektricität der rotierenden Scheibe bei der Stromentstehung und vernachlässigt jene in den Conductoren und Metallkämmen, welche hier die Hauptsache ist. Sie nimmt ferner an, dass die Rückseite der beweglichen Scheibe durch Influenz elektrisch wird, während sie durch Ausströmen von Elektricität aus den Zähnen der Papierbelege elektrisiert wird.

W. v. Bezold,[2]) dessen Erklärung des Elektrophors die heute übliche ist, überprüfte die Experimente von Riess, um sich Klarheit darüber zu verschaffen, ob die von dem letzteren Forscher auf Grund der Doppelinfluenz gegebene Erklärung des Elektrophors haltbar sei, und gelangte zu dem Resultate, dass „zwar durch elektrische Fernwirkung auf oder in den Isolatoren Scheidungen und Bewegungen von Elektricitäten hervorgerufen werden, dass aber diese Veränderungen sämmtlich Functionen der Zeit sind, und dass sie umso langsamer vor sich gehen, je vollkommener der Isolator ist. Diese Vorgänge werden demnach bei der Erklärung der Ver-

[1]) Poggendorff, Annal. CXXXI, 1867, S. 229 u. 230.
[2]) Poggendorff, Annal. CXLIII, 1871, S. 52—88.

suche, welche man mit Leitern und Isolatoren anstellt, erst in zweiter Linie zu berücksichtigen sein, und zwar vorzugsweise nur dann, wenn es sich um Erscheinungen handelt, bei denen die Zeit eine Hauptrolle spielt."

Einen direct auf die Influenzmaschine abzielenden Versuch — zur Widerlegung der Annahme von Riess, dass die Stromerzeugung durch Influenz der rotierenden Scheibe eingeleitet werde — machte Schwedoff.[1]) Eine Glasscheibe wird vor einer fixen, auf der Rückseite mit einem negativ geladenen Papierbeleg versehenen Platte, parallel zu derselben gedreht. Vor der rotierenden Scheibe ist dem Belege gegenüber ein zur Erde abgeleiteter Metallkamm angebracht. Außerdem befinden sich noch zu beiden Seiten derselben Scheibe an verschiedenen Stellen Metallkämme zur Untersuchung ihres elektrischen Zustandes. Der Versuch zeigte, dass nur die dem erstgenannten Kamme zugekehrte Seite der beweglichen Scheibe elektrisch, und zwar positiv elektrisch war.

Die Drehung der Scheibe der Influenzmaschine erfolgt sehr rasch, und infolge dessen hält sich jeder Theil derselben vor den Belegen eine so minimale Zeit auf, dass die in ihr erzeugte Influenzelektricität gegenüber jener der Conductoren und Metallkämme vernachlässigt werden darf. Poggendorff betrachtet daher als hauptsächlichste Ursache des Spieles der Maschine die Influenz auf die metallischen Leiter und die Papierbelegungen einerseits und das Ausströmen von Elektricität aus Spitzen andererseits. Poggendorff[2]) gibt die Theorie der hier besprochenen Maschine nur in allgemeinen Umrissen an, doch lässt sich aus seinen zahlreichen, in seinen Annalen veröffentlichten Arbeiten über diesen Gegenstand ein klares Bild über die Stromerregung und Verstärkung gewinnen. Poggendorffs Theorie der Maschine hat in jüngster Zeit V. Schaffers[3]) in zusammenhängender Darstellung veröffentlicht. Einiges aus derselben wurde hier benützt.

S' S' (Fig. 1) sei die fixe Scheibe, versehen mit den Papierbelegen *B B'*, deren zugehörige Zähne *c* und *c'* heißen mögen. *S S* stelle die bewegliche Scheibe vor. *KNMK'* sind die Conductoren mit den Metallkämmen *KK'*. Vorausgesetzt wird, dass sich von vornherein die Conductoren berühren, weil sonst die Maschine nicht erregt werden kann. Es werde der Beleg *B* z. B. negativ geladen.[4]) Das Spiel der Maschine wird damit eingeleitet,

---

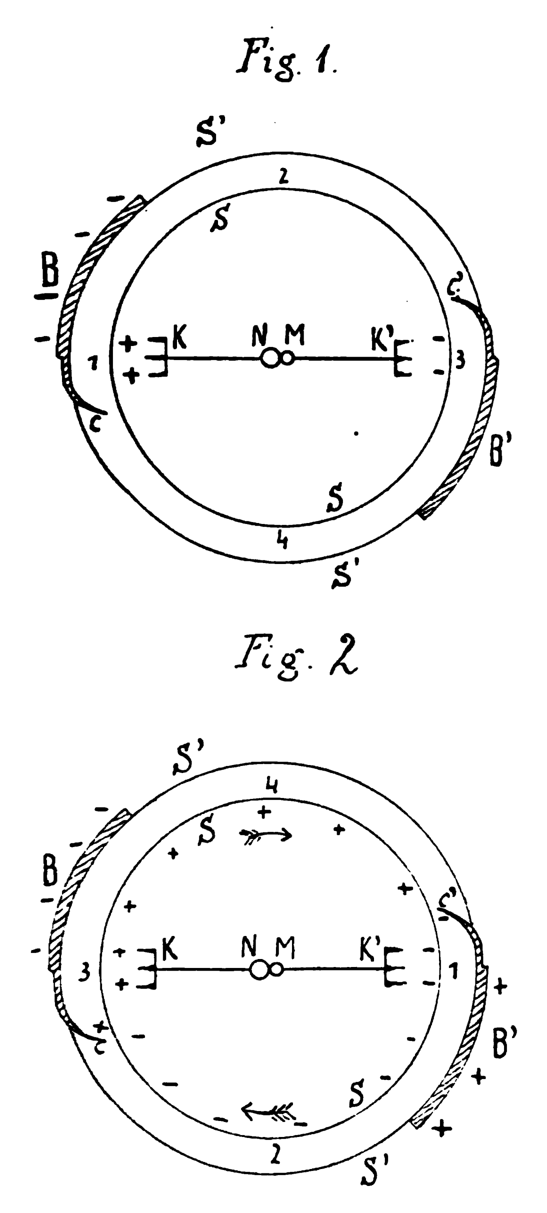
1) Poggendorff, Annal. CXLIV, 1871, S. 597—609.

2) Poggendorff, Annal. CL, 1873, S. 10—13.

3) Essai sur la théorie des machines électriques à influence, V. Schaffers, S. J. Paris 1898.

4) Es ist ganz gleichgiltig, ob man den Beleg *B* durch Berührung z. B. — elektrisch macht, oder ihm einen — geladenen Körper nähert. Immer wird der zugehörige Zahn *c*, wenn einmal die Maschine in Gang gesetzt ist, infolge der auf ihn ausgeübten Influenz der negativen Glastheile + Elektricität ausströmen, während der Beleg *B*, welcher dem benachbarten Kamme *K* gegenübersteht, durch Influenz der + Elektricität, welche dieser Kamm aussendet, — geladen ist. (Poggend. Annal CXXXIX, S. 159, 1870.)

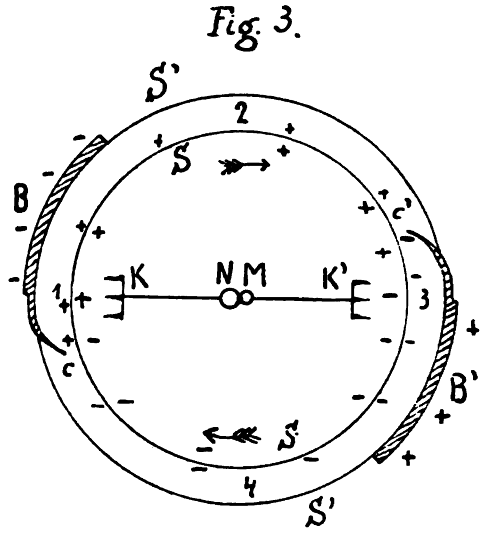
dass die Elektricitäten des Leiters $KNMK'$ von



einander getrennt werden, und dass aus dem Metallkamme K positive, aus K' negative Elektricität auf

die vordere Seite der rotierenden Scheibe ausströmt.[1] Wenn die Scheibe *SS* in der Richtung des Pfeiles, also so gedreht wird, dass sie erst den Zähnen und dann erst den zugehörigen Belegen begegnet, gelangen nach einer halben Umdrehung (Fig. 2) vom Kamme *K* positiv geladene Theile der Scheibe zum Zahne *c'* (vom Kamme *K'* negativ geladene Theile der Scheibe zum Zahne *c*). Die Scheibe ist jetzt auf ihrer Vorderseite in der oberen Hälfte positiv, in der unteren negativ geladen. Die positive Elektricität der Scheibe zerlegt durch Influenz die Elektricität von *c' B'*. Aus dem Zahne *c'* strömt negative Elektricität auf die Rückwand von *SS*, während sich die positive Elektricität im Belege *B'* ausbreitet. Die positiv geladene Vorderfläche der rotierenden Scheibe gelangt

Fig. 3.

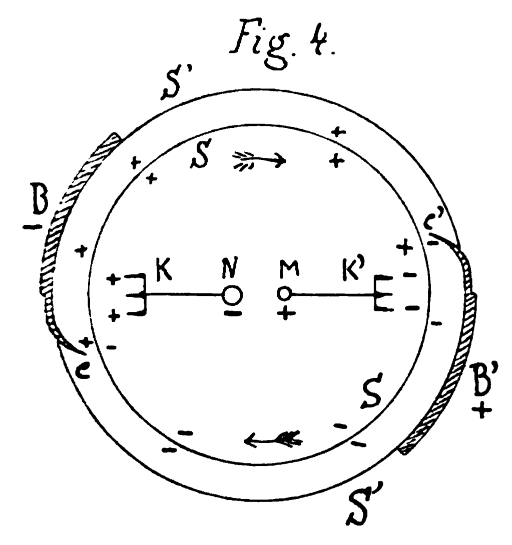


auf ihrem weiteren Wege zum Kamme *K'*, wird durch die daselbst ausströmende negative Elektricität neutralisiert und außerdem mit negativer Elektricität geladen. Analoges gilt von *cB*. *B* wird negativ elektrisch, aus *c* strömt positive Elektricität gegen die Rückwand von *SS*. *SS* ist nach einer vollen Umdrehung in der oberen Hälfte auf beiden Seiten positiv, in der unteren Hälfte auf

[1]) Poggendorf gibt dafür, dass die Erregung der Maschine durch die aus *KNMK'* ausströmenden Elektricitäten und nicht durch die Influenzelektricität der Glasscheibe eingeleitet wird, zwei Beweise. Der eine, negative, besteht darin, dass eine Erregung der Maschine unmöglich ist, wenn sich die Conductoren nicht von Anfang an berühren. Der zweite besteht in Folgendem. Es wird keiner der Belege geladen, die Conductoren von einander getrennt, der eine Conductor +, der andere — geladen. Nun wird *SS* gedreht. Dem + geladenen *K* gegenüber sendet *c* + Elektricität aus und *B* ist —, dem — *K'* gegenüber sendet *c'* — Elektricität aus und *B'* ist +. (Poggend. Annalen **CXXXIX**, S. 159, 1870.)

beiden Seiten negativ elektrisch (Fig. 3). Die untere Hälfte von *SS*, auf beiden Seiten negativ geladen, gelangt bei weiterer Drehung in die Nähe des Zahnes *c* und zerlegt durch Influenz die Elektricität von *cB*. Von *c* strömt positive Elektricität auf die Rückseite der rotierenden Scheibe, neutralisiert die ankommende negative und ladet diese Seite positiv. Die negativ geladenen Theile der Vorderseite von *SS* werden von der aus *K* ausströmenden positiven Elektricität zunächst neutralisiert und dann positiv geladen.

Die bewegliche Scheibe bleibt, solange die Maschine in Thätigkeit ist, auf beiden Seiten elektrisch, in der unteren Hälfte negativ, in der oberen positiv. In jedem Momente gelangen negativ geladene Theile der Scheibe *SS* zu *c*, vermehren durch Influenz



die negative Ladung auf *B*, welche ihrerseits wieder durch Influenz verstärkend auf *KNMK'* wirkt. Analoges gilt von den oberen Theilen von *SS* und *B'*. Dieses gegenseitige Verstärken dauert solange, bis die Verluste an Elektricität seitens der Maschine an die Umgebung eine weitere Vermehrung derselben aufheben. Die Ladung der Vorderseite ist, wie man an den Lichterscheinungen an den Kämmen und an den Zähnen im Finstern leicht sehen kann, beträchtlich stärker als an der Rückseite, weil die Influenzelektricität des Halbleiters Papier bedeutend schwächer ist als die des Metalls.

Wenn die Maschine erregt ist, was man bekanntermaßen an einem eigenthümlichen Summen erkennt, werden die Conductoren auseinandergezogen. Infolge der an *KN* und *MK'* ausgeübten Influenz sammelt sich an *N* freie negative, an *M* freie positive Elektricität an, welche zu Versuchen verwendet werden können (Fig. 4).

Die Erklärung der Maschine wird nicht compliciert, wenn man KN und MK' zur Verstärkung ihrer freien Ladung mit zwei Leydnerflaschen verbindet, deren äußere Belege miteinander verbunden sind. Von dem diametralen Conductor jedoch, der das Auslöschen der Maschine verhüten soll, jedoch nicht unbedingt zur Maschine gehört, dürfte man aus Gründen der Vereinfachung Abstand nehmen.

Betrachtet man die Maschine im Finstern, so sieht man kräftige Lichtbüschel an der Vorderseite von SS aus den Spitzen von K entgegen der Drehung der Scheibe ausströmen, während gegenüber von K' hell leuchtende Punkte zu sehen sind. Auf der rückwärtigen Fläche von SS ist bei c ein deutlicher Büschel von derselben Richtung wie bei K, nur bedeutend schwächer, zu sehen. Gegenüber von c' sieht man nach längerer Zeit, erst wenn das Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hat, ein zartes, schwach leuchtendes Pünktchen. Die oben angegebene Vertheilung der Elektricität auf der Vorderseite von SS und jener der Belege wurde schon von Poggendorff experimentell constatiert. Dagegen ist es bis heute nicht gelungen, die Ladung der inneren Flächen beider Scheiben experimentell nachzuweisen. Poggendorff nimmt an, dass die von den Spitzen cc' ausströmende Elektricität in den Zwischenraum beider Scheiben entweicht. Es ist jedoch aus Analogiegründen höchst wahrscheinlich, dass SS von den Spitzen c und c' in ähnlicher Weise, wenn auch bedeutend schwächer, geladen wird, wie von den Kämmen K und K', zumal die Spitzen der Zähne sehr nahe an SS sein müssen, wenn die Maschine gut functionieren soll.

Die fixe Glasscheibe wurde hie und da durch Sectoren, als Träger der Belege, ersetzt. Dies hat sich nicht bewährt, weil die Maschine in sehr kurzer Zeit unelektrisch wurde. Was für Functionen die fixe Glasscheibe zu erfüllen hat, ist nicht bekannt. Man vermuthet, dass sie bindenden Einfluss auf die Scheibe SS ausübt, wodurch die Zerstreuung der Ladungen derselben verhindert werde. Die Außenseite der fixen Scheibe wird (Fig. 4) vom Belege B in der oberen Hälfte negativ, vom Belege B' in der unteren Hälfte positiv geladen. Die gleiche Anordnung dürfte die Elektricität auf der inneren Seite der fixen Scheibe haben. Die fixe Scheibe unterliegt nämlich während des Ganges der Maschine dauernd dem influenzierenden Einflusse der zwei entgegengesetzt geladenen Hälften der beweglichen Scheibe. Da ist die Annahme naheliegend, dass die fixe Scheibe auf der Innenseite in ihren beiden Hälften entgegengesetzt elektrisch ist zu den gegenüberstehenden Hälften der beweglichen Scheibe.

Die Ausschnitte in der fixen Scheibe scheinen nach Versuchen verschiedener Forscher für eine gute Leistung der Maschine nicht nothwendig zu sein. Poggendorff[1]) verschloss beide Ausschnitte

[1]) Poggendorff, Annal. CXXXIX, S. 161, 1870.

mit je einer Korkscheibe und klebte auf die innere Seite derselben die Papierzähne, auf die äußere die Papierbelege. Die Maschine zeigte weder in der Funkenlänge noch in der Elektricitätsmenge einen merklichen Unterschied. Eine ähnliche Erfahrung verzeichnet Pouchkoff,[1]) der keinen Ausschnitt in die fixe Scheibe macht und die Zähne über den Rand derselben nach vorn umbiegt.

Wien. L. Petrik.

Zu Herondas' Διδάσκαλος v. 60 f.

Obwohl die Mimiamben des Herondas schon von vielen Gelehrten bearbeitet sind, harrt doch noch manches einer sicheren Erklärung. So macht insbesondere die Stelle des Διδάσκαλος 60 f.:

οὐ ταχέως τοῦτον
ἀρεῖτ' ἐπ' ὤμου, τῇ 'Ακέσεω σεληναίῃ
δείξοντες;

noch Schwierigkeiten.

Die Situation ist folgende: Die Mutter steht mit dem ungezogenen Sohne vor dem Schulmeister, hat eben alle Schandthaten des Knaben aufgezählt und mit der Bitte um eine ordentliche Züchtigung geschlossen. Der Lehrer geht sogleich daran, den Willen der Mutter zu erfüllen, ruft drei Personen, Euthies, Kokkalos und Phillos, offenbar seine Schüler, und richtet an diese die oben angeführte Frage.

Zur Erklärung der Stelle ziehen nun alle Herausgeber Zenob. Ath. I 41 und Phot. II 212 N (Suid.) oder Ps.-Diogenian (530 p. 274) heran. Rutherford verweist zunächst auf die zuletzt angeführte Stelle, welche lautet: *Λακωνικὰς σελήνας· ἐπὶ τῶν ἀμφιβόλως συνθήκας ποιουμένων. οὗτοι γὰρ βοήθειαν αἰτούμενοι ἀνεβάλλοντο τὴν σελήνην προφασιζόμενοι. 'Ακεσσαίου σελήνη τὸ ἐνάντιον.* Betrachten wir aber die beiden anderen Stellen, so kommen wir ganz auf die entgegengesetzte Deutung der Stelle. Zenob. Ath. I 41 lautet nämlich: *Εἰς τὴν 'Ακεσαίου σελήνην· ἐπὶ τῶν εἰς χρόνον ἀναβαλλομένων τι πράξειν εἴρηται ἡ παροιμία. 'Ακεσαῖος γὰρ κυβερνήτης ἐγένετο τοῦ Νειλέως· ἔλεγε δὲ ἐκεῖνος ἀναμένειν τὴν σελήνην, ἵνα ἐν φωτὶ ὁ πλοῦς γένηται.* Dasselbe bei Phot. II, p. 212 N. (Suid.): *τὴν* (wohl *εἰς τὴν*) *'Ασαίου σελήνην· παροιμία· λέγεται δὲ ἐπὶ διαμενόντων καὶ βραδυνόντων· ἦν δὲ Νείλεω κυβερνήτης ὁ 'Ακεσαῖος.* Das Sprichwort käme also nach diesen beiden Stellen (vgl. Phil. Suppl. VI 208) etwa dem lateinischen *ad calendas Graecas* gleich. So fassen denn auch unsere Stelle: Crusius ('die ihr ihn wohl erst beim Monde des Akesaios vorführen möchtet'), Meister ('noch am Vollmonde des Akeseos zaudernd') u. a.

---

[1]) La lumière électrique, IX., S. 477, 1883.

Auch Rutherford, der von der Stelle Ps. Diog. ausgehend zur entgegengesetzten Erklärung kommt, gibt die unsere als möglich zu. Befriedigt ist aber eigentlich keiner der Erklärer, da das folgende *δείξοντες* sich dem Sprichworte schwer anpassen lässt. „An *δείξοντες*", sagt Meister, „nehme ich sowohl des Tempus, wie der Bedeutung wegen Anstoß." Er schreibt daher mit Herzog *δίζοντες*. Kenyon will *δεῖξόν τε, σ' αἰνέω* lesen. Auch Crusius scheint auf das Participium nicht viel Vertrauen zu haben; er sagt nämlich (Untersuchungen zu den Mim. des Her. S. 69, Anm 3): „Der von mehreren Seiten angetastete Ausdruck *δείξοντες* wird sich im angedeuteten Sinne (s. oben) halten lassen; möglich wäre sonst etwa *ᾄξοντες*." Ich möchte noch darauf aufmerksam machen, dass es gewiss etwas Bedenkliches an sich hat, mit einem Sprichwort zu operieren, welches nicht in der stehenden Form, in der es sonst vorkommt, erscheint. Das Sprichwort heißt nämlich: *εἰς τὴν 'Ακεσαίου σελήνην*, und wir haben hier: *τῇ 'Ακέσεω σεληναίῃ δείξοντες*. Daher möchte ich eine andere Erklärung der Stelle versuchen.

Σελήνη und natürlich auch die vulgäre Form *σεληναίη* ist der Mond, die Mondscheibe und dann im übertragenen Sinne vieles andere, was die Gestalt des Mondes, die Scheibenform, hat. So bedeutet es eine Art Opferkuchen (Eur. Erechth. fr. 15, 16 D), einen runden Tisch (Ath. 11, p. 489 C), die Glatze eines Kahlköpfigen (Synes. p. 74 D). Könnte es nun nicht hier eine andere Scheibe bedeuten, die in der Pädagogik keine geringe Rolle spielt, ich meine jenen Körpertheil, „wo der Rücken aufhört, einen anständigen Namen zu führen"? Ich könnte mich für die Bezeichnung „Scheibe" vielleicht auch auf unsere Jägersprache berufen. Auch Akesias lässt sich nicht unschwer mit dieser Bedeutung in Zusammenhang bringen; denn dass er mit jener Gegend des Körpers etwas zu thun hat, beweist das Sprichwort bei Zenob. I 52: *'Ακεσίας τὸν πρωκτὸν ἰάσατο.* Der Sinn wäre also: Euthies, Kokkalos und Phillos, wo seid ihr? Werdet ihr nicht gleich diesen Schlingel da auf der Schulter emporheben, um ihn mit der Scheibe des Akesias zu präsentieren! (Vgl. Schreiber, Cult.-hist. Bilderatlas I, Tafel 89, 3.)

Kremsmünster. Adalbero Huemer.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Ausgewählte Komödien des Aristophanes. Erklärt von Th. Kock. 3. Bändchen: Die Frösche. 4. Aufl. Berlin, Weidmann 1898. 232 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf. (Sammlung griech. und latein. Schriftsteller von Haupt und Sauppe.)

Bei der Anzeige der 4. Auflage wird es wohl genügen, kurz auf die bekannte Vortrefflichkeit des K.schen Commentars hinzuweisen und einige Bemerkungen über das Verhältnis zur 3. Auflage (1881) zu machen.

Die neue Literatur ist sowohl für die Einleitung (S. 5—36; namentlich für deren historischen Theil), als auch für die Anmerkungen, welche die verschiedenen Seiten der Erklärungen betreffen, und die kritischen Bemerkungen (S. 226—229) verwertet; auch sonst hat die Ausgabe vielfache Zusätze und Besserungen aufzuweisen. Die Frage, auf wen sich *κἀκεῖνος* im V. 790 bezieht, wird in einem besonderen Anhange (S. 229—231) dahin entschieden, dass für dasselbe ein passendes Adjectiv zu suchen, als Subject aber in allen drei Sätzen (788—790) Sophokles anzunehmen sei; vgl. K.s neue Vermuthungen zu den V. 32 (*ἐν τῷ μέρει νῦν*), 348 (*ὤμων*), 546 (*ὢν κἄλλως*), 548 (*τοὺς βορούς*), 826 (*τερατουργός*), 839 (*ἀποροლαλητήν*), 1073 (*μᾶζαν κλέψαι*). An einer Anzahl von Stellen ist K. mit Recht zur handschriftlichen Lesart zurückgekehrt; leider ist einigemale (87, 151, 168, 184, 854) in den kritischen Bemerkungen ein Verweis auf eine Anmerkung stehen geblieben, die nichts mehr Kritisches enthält. 87 wurde früher mit Meineke eine Lücke angesetzt; jetzt soll Dionysos die Frage nach Pythangelos mit einem stummen Achselzucken beantworten. Möglich ist auch, dass er durch Xanthias unterbrochen wird. Ähnlich möchte ich bei 820 nicht den Ausfall eines Verses annehmen, sondern ein durch den Namen Diagoras veranlasstes rasches Einfallen des Dionysos.

Aufgefallen sind mir die Anmerkungen zu 1415 und 1469. Von der ersteren: '*ἄπει* ist Indicativ, nicht Imperativ' weiß ich nicht, für wen sie eigentlich berechnet ist; eher konnte bemerkt

werden, dass der Indicativ Futuri dem Imperativ sehr nahe kommt. Bei 1469 ist dem wegen Herwerdens Conjectur *ὧν* nothwendigen Satze: 'Die Assimilation der Relativa wird ziemlich ebenso oft unterlassen wie angewendet' die wohl kleinliche Beobachtung hinzugefügt: 'Bei *ὄμνυμι* ist ein Beispiel für das letztere nicht vorhanden.'

F. H. M. Blaydes, Adversaria in varios poetas Graecos ac Latinos. Halis Saxonum, in orphanotrophei libraria MDCCCXLVIII. VIII u. 202 SS.

Ein Werk, in dem ein achtzigjähriger Philologe Stellen von mehr als 130 verschiedenen Dichtern behandelt, macht zunächst einen imposanten Eindruck, zumal da auf jede Seite durchschnittlich etwa 25 Stellen entfallen. Aber man merkt bald, dass mehr als die Hälfte des Buches — stellenweise ganze Seiten — von Parallelstellen eingenommen wird, unter denen Entlegenes und Allbekanntes, Treffendes und — Unbegreifliches mehr oder minder bunt wechseln; vgl. die Anführung der Homerstelle *ϑ* 362 zu Verg. Aen. I 415, des pindarischen *τίνα ϑεόν, τίν' ἥρωα, τίνα δ' ἄνδρα* (Ol. II 2) zu Hor., Carm. I 12 und von *T* 123 *Εὐρυσϑεὺς Σϑενέλοιο παῖς Περσηιάδαο* zu — *A* 1.

Ferner sind unter den Verbesserungsvorschlägen viele fremde, die ohne erkennbares Princip, meist ohne Angabe des Fundortes verzeichnet werden. Von den eigenen Conjecturen aber, die nach dem Gesagten im Verhältnis zum Umfange des Buches spärlich sind, gilt zumeist Lessings Wort, dass sie entweder entbehrliche Kleinigkeiten (z. B. den Dorismus Theokrits) betreffen oder wahre Verschlimmerungen sind; vgl. S. 6, wo für das bekannte *πάσας δ' οὐκ ἂν ἐγὼ μυϑήσομαι οὐδ' ὀνομήνω* (z. B. *λ* 328, bei B. steht 330) vorgeschlagen wird: *πάσας δ' οὐ δύναμαι μυϑήσασϑ' οὐδ' ὀνομῆναι*, und S. 94, wo das horazische *me truncus illapsus cerebro sustulerat* (II 17, 27) durch das prosaische *mi tr. i. cerebrum s.* ersetzt werden soll. Vielfach ist weder der Grundsatz, dass man zur Conjectur nur greifen soll, wenn die Überlieferung einen Anstoß bietet, noch die Möglichkeit der Verderbnis berücksichtigt; man hat manchmal den Eindruck, dass es eher Variationen als Conjecturen seien; vgl. S. 60, wo der schöne Gegensatz: *ἀσπίδι μὲν Σαΐων τις ἀγάλλεται . . . αὐτὸς δ' ἐξέφυγον* (Archil. 6, 1) durch *ἀσπίδι μευ* verdorben wird, S. 11 und 94, wo *τὸ μέγιστον ἐπαυρίσκουσι* (Theog. 111) aus *τό τε ἶσον ἐπωφελέουσι* und *iaculamur* (Hor., Carm. II 16, 17) aus *meditamur* entstanden sein soll, ferner S. 14 und 26 *ἃ μὲν ἦν κακά, ταῦτ' ἀγάϑ' εἶναι | εὐμαρέως, ἃ δ' αὖ ἦν χρήσιμα, ταῦτα κακά* (Theogn. 405 f.) für *ᾖ* und *ἂν ᾖ*, *τὸ καταχὲς | τῆνο τὸ τῆς πέτρας καταλείβεται ὑψόϑεν ὕδωρ* (Theocr. I 13) für *τῆν' ἀπό*. Für die Conjectur als Selbstzweck ist wohl auch die Behandlung von Theogn. 359 bezeichnend; es

wird Schmidts Vorschlag *μηδὲ τύχην* mit dem Prädicat *bene* ausgezeichnet, trotzdem aber conjiciert: *μηδὲ λίην τι πρόφαινε* et mox *Κύρνε, προφαίνων*, und dann fortgefahren: pro *ἐπίφαινε* — *ἐπιφαίνων* malim *ἔκφαινε* — *ἐκφαίνων* aut *ἀπόφαινε* — *ἀποφαίνων*.

Mit einer größeren Anzahl von Stellen sind Homer, Theognis, Theokrit, Archilochus, Vergil, Horaz, Hesiod, Pindar, Epicharm, Äschylus und die Fragmente von Sophokles und Euripides vertreten. Ich habe die sechs erstgenannten genauer durchgenommen (überdies die in geringer Zahl vorhandenen Stellen von Phokylides, Mimnermus, Apollonius Rhodius, Musaeus, Quintus Smyrnaeus, Callimachus, Martial, der Oracula Sibyllina und der Orphika) und nur bei Theognis einigermaßen beachtenswerte Conjecturen gefunden, wie zu V. 73 *ἀνακοίνεε*, 185 *βλαστῆσαι*, 516 *κατάκεισ' ὡς φίλος ὤν τις, ἐρῶ*, 667 *ὅσσα πάροιθεν*. Ich muss bemerken, dass ich zwar an vereinzelten Stellen constatiert habe, die Conjectur sei bereits anderweitig vorgeschlagen, daraufhin aber nicht alle Vorschläge prüfen konnte.

Dass die Bearbeiter auch nur der hervorgehobenen Dichter die Adversaria durchnehmen, wird man umsoweniger verlangen können, da die Benützung oft durch falsche Citate gestört wird. So gehören von sechs dem 1. Buche der Odyssee zugeschriebenen Stellen zwei (28 und 486) dem 9. Buche an, eine (129) dem 1. Buche der Ilias. ϱ 250 ist nicht nur am richtigen Platze, sondern auch völlig gleichlautend unter 12, 250 behandelt. Die S. 82 bloß mit der Zahl 39 angeführte Stelle der Oracula Sybillina *ἡματίῳ πίσυνος* habe ich nicht finden können. Für Theogn. 276 wird unter 273 *χρήματ' ἄδην καταθείς*, unter 276 *χρήματα κατθεὶς καί* vorgeschlagen.

Manche dieser Irrthümer sprechen gegen die sonst naheliegende Annahme, dass B. einfach Randnotizen seiner Handexemplare abgedruckt habe. Wie dem auch sein mag, jedenfalls muss man mit dem Verf. bedauern, dass er nicht die Muße gefunden hat, diese Notizen zu sichten. Spreu gereicht weder dem Verf., noch der Wissenschaft zur Ehre.

Iglau. Dr. Wilh. Weinberger.

Select private orations of Demosthenes. Part I. containing contra Phormionem, Lacritum, Pantaenetum, Boeotum de nomine, Boeotum de dote, Dionysodorum, with introductions and english commentary by F. A. Paley, with supplementary notes by J. E. Sandys. 3 Edit. revised. Cambridge, University Press 1898. 8°, XII u. 295 SS.

Bei dem Mangel an deutschen erklärenden Ausgaben der Privatreden des Demosthenes — nur zwei hat Westermann in seiner bekannten Ausgabe behandelt — ist die englische Bearbeitung von Paley-Sandys, welche Mitte der Siebzigerjahre zuerst erschienen

war, ein willkommener Ersatz. Sie scheint zu beweisen, dass jenseits des Canals das Interesse an dieser Gattung rednerischer Prosa der Griechen reger entwickelt ist als bei uns, und nicht am wenigsten für solche Reden, welche gerichtliche Klagen in Handelssachen zum Anlass haben. In textkritischer Beziehung beansprucht vorliegende Ausgabe keine Bedeutung; sie gibt nahezu unverändert den von Blass bearbeiteten Dindorf'schen Text. In der kurzen Annotatio critica sind wichtigere Abweichungen der handschriftlichen Lesarten und der anderen Ausgaben verzeichnet. wobei hie und da ein eigener Emendationsversuch mit unterläuft. Außer den schon bekannten Vorschlägen Paleys findet sich in diesem Bande von Sandys zu 35, 48 *γονέων* statt des undemosthenischen *τοκέων* vorgeschlagen, zu 56, 30 mit ausführlicher Begründung *ἀεὶ ὡραῖος ὁ πλοῦς* (von Rhodus nach Ägypten) statt des überlieferten *ἀκέραιος*, das Bekker in *ἀκαριαῖος* geändert hat. Für die Verbindung *ὡραῖος πλοῦς* findet sich ein Beleg bei Hesiod. — Viel reichhaltiger ist die Ausbeute in dem erklärenden Theile der Ausgabe. Die jeder Rede vorangeschickte Einleitung orientiert den Leser rasch über den zugrundeliegenden Rechtsfall und gibt einen ausführlichen Nachweis über die einschlägige Literatur; der den Text begleitende englische Commentar sucht in gründlicher Weise alle Schwierigkeiten der Sinn- und Sacherklärung, an denen manche Rede, z. B. die gegen Pantainetos, reich ist, zu beheben. Für strittige Fragen, beispielsweise über Chronologie oder Echtheit der Reden und der etwa eingestreuten Actenstücke, wird zwar keine neue oder definitive Lösung versucht, dafür werden aber die bestehenden Ansichten nebst den literarischen Quellen verzeichnet.

Nach keiner Richtung hin hat nach dem Tode Paleys sein Mitarbeiter Sandys es an Ergänzungen fehlen lassen, so, wenn an der Hand der athenischen Politie des Aristoteles ältere Auffassungen berichtigt werden konnten. Mit Recht hat S. auch zur Charakteristik der Diction in den einzelnen Privatreden wiederholt das auch in diesen Blättern[1]) angezeigte, verdienstliche Schriftchen von Kirk (Demosthenic style in the private orations) herangezogen. — Übrigens wird es sich bei einer Neuauflage empfehlen, den Commentar einer durchgreifenden Durcharbeitung zu unterziehen, da das Nebeneinander älterer und neuerer Erklärungen öfters den einheitlichen Eindruck beeinträchtigt. Ferner wäre die Beigabe dispositiver Inhaltsübersichten in den Einleitungen wünschenswert.

Die äußere Ausstattung ist über alles Lob erhaben.

Wien. Franz Slameczka.

---

[1]) Jahrg. 1896, 5. Heft, S. 401 f.

Untersuchungen zu Nemesius von Emesa von Dietrich Bender. (Heidelberger Doctordissertation.) Leipzig 1898. 100 SS.

Die Dissertation zerfällt in folgende Theile: 1. Die Persönlichkeit des Nemesius, 2. Die Zeit der Abfassung von *Νεμεσίου περὶ φύσεως ἀνθρώπου*, 3. Hellenistisches und Christliches bei Nemesius von Emesa. I. Abschnitt: Die Stellung des Menschen im einheitlichen Ganzen der Welt, und 4. Meletius und die Dresdener Handschrift des Nemesius.

Im ersten Theile (S. 1—12) gibt der Verf. zunächst eine kurze Übersicht der Schriften, die seit Mathäis Ausgabe (1802) über Nemesius erschienen sind. Wir fügen als Ergänzung hinzu: Die Anzeige der Burgundioausgabe (1. Theil) von A. Hilgenfeld in der Wochenschrift f. class. Phil. 1892, 8, S. 209, und den Aufsatz „Die Übersetzung des Alfanus von Nemesius' *περὶ φύσεως ἀνθρώπου*" von Clemens Baeumker in derselben Wochenschrift 1896, der einen wertvollen Beitrag für die Textgrundlage des Alfanus bietet; hierher gehört auch die Dissertation des M. Evangelides (1882), die übrigens im 3. und 4. Theile erwähnt wird.

Dann befasst sich B. mit der Frage: Wer ist Nemesius? Die Untersuchung fördert zwar, um dies gleich vorauszuschicken, nichts Neues zutage, stellt aber wenigstens fest, dass alle Vermuthungen hinsichtlich der Person unseres Theosophen, die über den handschriftlich am besten beglaubigten Titel *Νεμεσίου ἐπισκόπου Ἐμέσης* hinausgehen, keine Glaubwürdigkeit verdienen. Diese Überlieferung wird vorzugsweise durch diejenigen Schriftsteller unterstützt, welche Stellen aus der Schrift *περὶ φύσεως ἀνθρώπου* mit Nennung des Nemesius als Verfassers anführen, so besonders in der Zeit des 7.—12. Jahrhunderts durch Maximus Confessor, Anastasius (Nicaenus sive) Sinaita[1]) und Michael Glycas. Ohne ihre Quelle zu nennen, haben Nemesius reichlich ausgebeutet Joh. Damascenus um die Mitte des 8. Jahrhunderts und der Mönch Meletius etwa in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, über den noch weiter unten die Rede sein wird. Allerdings wird in den Überschriften einiger alten griechischen Hss. und einiger alten Übersetzungen ein anderer Name (z. B. Gregor von Nyssa) für Nemesius genannt oder in anderen meist jüngeren Hss. Nemesius an die zweite Stelle neben Adamantios oder Adamantion gestellt. Aber diese Erscheinungen hindern uns, wie B. richtig ausführt, durchaus nicht, an der Urheberschaft des Bischofs Nemesius festzuhalten.

---

[1]) Die Angabe B.s, die Quaestiones des Anastasius seien im Anfange des 11. Jahrhunderts verfasst, steht im Widerspruche mit dem Umstande, dass eine Pariser Hs., welche unsere Quaest. enthält, dem Anfange des 10. Jahrhunderts zugewiesen wird (cod. CXX olim CCIX bibl. Coislin; vgl. Wiener Stud. XI 257). Man wird demnach nicht an den jüngeren Anastasius (IV.), sondern an den des 7. Jahrhunderts denken müssen, dem auch Kumpfmüller (De Anastasio Sinaita, Würzburger Diss. 1865) die meisten Quaestiones zuerkennt. (Vgl. bes. S. 53 f. u. 90.)

Um die beiläufige Abfassungszeit seines Werkes zu bestimmen, stellt B. im zweiten Hauptstücke (S. 13—30) die von Nemesius selbst gebotenen geschichtlichen Anhaltspunkte zusammen. Er kommt hierbei auf die verschiedenen Ansichten über die Vereinigung von Leib und Seele und die Vereinigung des *Θεὸς λόγος* mit dem Menschen zu sprechen und erörtert in den Hauptzügen die durch die Meinungsverschiedenheiten hervorgerufenen kirchlichen Streitigkeiten; eingehender wird Nemesius' Standpunkt diesen Fragen gegenüber gekennzeichnet. Aus dem Umstande, dass Nemesius die positiven Bezeichnungen des Mischungsverhältnisses unbefangen nebeneinander und neben den negativen *ἀσυγχύτως* und *ἀτρέπτως*, den „Schlagwörtern des Chalkedonensischen Symbols" gebraucht, ferner aus seinem Hinweise auf Apollinarius, die Eunomianer und Antiochener, aus seinem Schweigen über Nestorius und Eutyches, überhaupt aus der Unabhängigkeit seiner Lehre über die Incarnation des Logos von den Bewegungen des 5. Jahrhunderts folgert der Verf., dass Nemesius dem Ausgang des 4. Jahrhunderts zuzuweisen sei, und kommt somit auf die am meisten verbreitete und ansprechendste Ansicht zurück. Die Abfassung der Schrift *περὶ φύσεως ἀνθρώπου* genauer in das vorletzte Jahrzehnt des 4. Jahrhunderts zu setzen, wird vorderhand freilich nur als eine unsichere Vermuthung gelten müssen.

Die vornehmlich in den Capp. I—V dieses Werkes niedergelegten philosophisch-theologischen Ansichten des Nemesius entwickelt der Verf. mit Hinweisen auf die Vorgänger und Zeitgenossen unseres Theosophen ausführlich im dritten Theile (S. 31—78).

Im Eingange des letzten Theiles (S. 79—99) führt uns B. einige Philosophen vor, deren Werke Nemesius in den ersten fünf Capiteln hauptsächlich benützt hat, erwähnt für die späteren Abschnitte einige Aufsätze, die die Frage nach seinen Quellen berühren, und nennt im allgemeinen die christlichen Schriften, auf die Nemesius Bezug nimmt (S. 79—81). Nun wendet sich die Untersuchung dem schon oben erwähnten Meletius (vgl. Matthäis Ausg., Einl. S. 5) zu. Auf das Werk dieses Compilators, das den Titel *περὶ τῆς τοῦ ἀνθρώπου κατασκευῆς* führt, stieß Ref. vor längerer Zeit in der Ausgabe der Anecdota Graeca e codd. man. bibl. Oxon. von Cramer III 1836,[1]) als er die Veröffentlichung von Nemesius-Scholien aus einer Dresdener Hs. vorbereitete und für die Etymologien die Anecdota benützte (vgl. Serta Hartel. S. 86 f.). Es fiel ihm sofort auf, dass viele Stellen des Meletius-

[1]) Der Text fußt, um dies im Vorbeigehen zu bemerken, auf drei Hss. und zwar besonders auf A (cod. Baroccianus 131), der von Cramer jedenfalls überschätzt wurde, wie eine Vergleichung mit dem Nemesiustext zeigt. Wiederholt nämlich stimmen mit diesem die Lesarten der Hss. B und C (Roe 14 u. 15) gegen A und werden daher aus der Adnotatio in den Text aufsteigen müssen, z. B. 6, 27 *τὸ δὲ* B, 18, 6 *τῆς ἀναπλ.* B, 7 *ἐν ἡμῖν* BC, 20, 9 *τῆς οὐσίας* BC, 20, 13 *ἐκείνου* BC u. ö.

textes mit dem nemesischen übereinstimmen, und er schrieb daher vorläufig nur zwei Proben (S. 145, 2—11 u. 150, 13—21) ab, um die Sache, die er für wichtig hielt, gelegentlich näher zu untersuchen. Dieser Arbeit hat sich nun B. unterzogen und ist erfreulicherweise zu ganz wertvollen Ergebnissen gelangt. Aus der Vergleichung der Stellen nämlich, die Meletius meist wörtlich, öfter zusammenziehend aus Nemesius entnommen hat, ergibt sich nicht nur eine ausgiebige Plünderung unseres Theosophen, sondern wir ersehen auch daraus, dass Meletius eine der Dresdener Hs. (D) genau oder wenigstens ziemlich genau entsprechende benützt haben muss. Daraus und aus der Annahme, dass Meletius im 9. Jahrhundert gelebt habe, schließt B. Folgendes: „I. Der Text, der in D vorliegt, war schon bedeutend vor der Zeit, in welcher D geschrieben wurde, also bedeutend früher als das 12. Jahrhundert festgestellt. II. Der in D vorliegende Text steht also an Alter dem in den anderen Hss. überlieferten weit voran. [1]) Von Matthäi ist er an und für sich als vorzüglich anerkannt worden, und verdient also bei der Kritik und Emendation der Überlieferung in hervorragendem Maße berücksichtigt zu werden."

Zum Schlusse bespricht B., vom Texte der Dresdener Hs. und dem des Meletius ausgehend, eine Reihe von Stellen in gründlicher Weise und liefert manchen brauchbaren Beitrag für die Kritik. Im einzelnen hat Ref. Folgendes zu bemerken: Zu S. 87 f. Die mit D am nächsten verwandte Pariser Hs. (P) bildet durch die Lesart *γεύσει* (von erster Hand) den Übergang von der Lesart *γενέσει* (D^2P^2) des Melet. und der anderen Hss.-Classe zu *ῥεύσει* D. — Zu S. 90. Die Vermuthung, die lateinischen Übersetzungen stünden in einem näheren Verhältnisse zu D, als im Netze des Ref. (Wr. Stud. XI 261) angenommen ist, lässt sich nicht halten. Denn die Vorlagen der Übersetzer Alfanus und Valla gehören, wie eine nähere Prüfung zeigt, derjenigen Gruppe der Classe *β* an, deren älteste Vertreterin die genannte Patmoshandschrift aus dem 10. Jahrhundert ist. Konows (Conos) Übersetzung fußt auf Burgundio, dem ohne Zweifel eine dem Laurentianus F (aus der Classe *β*) am nächsten verwandte Hs. vorgelegen hat. Die Stellen 191, 3 und 260, 7 besagen nichts. An der ersten Stelle haben *σωμάτων* *Π* (Patmoshs.) A F 𝔄 M a, 'corpora' Alfan. von der Classe *β* und P von der Classe *γ*, *σῶμα* D von der Classe *γ* und 'corpus' Burgundio (Cono) und Valla von der Classe *β*; an der zweiten Stelle steht nur Valla mit *γ* (= DP) gegen *β*. 201, 4 stimmt wohl Cono mit D, aber Burg. übersetzt 'consiliativum et electivum', hat also keine Lücke; 341, 4 bieten alle Hss., m ausgenommen, *τοῦ ποιεῖν*. Übrigens stimmt auch der Meletiustext zuweilen mit dem der Patmoshs. oder der ganzen Classe *β* gegen

[1]) Die älteste griechische Hs. (auf Patmos), über die ich an einem andern Orte zu sprechen gedenke, gehört dem 10. Jahrhundert an.

D, z. B. 54, 2 *μετὰ θάνατον* für *μετὰ τὸν θάνατον* (vgl. die einstimmige Überlieferung 55, 8), und gegen *γ* (= D P) 39, 2 *ἅπαντα* für *πάντα*, ohne dass ein näheres Verhältnis festgestellt werden kann. — Zu S. 94. Die ansprechende Verbesserung von 245, 3 f. lässt sich wohl auch durch die Lesart der Patmosh. *ἔνθα θορῶδες ὑγρὸν ἐμπίπτει, εἰς ἑκάτερον* (*τε* von 1. Hand darüber geschr.) *τῶν διδύμων μία ἀρτηρία καὶ μία φλέψ πλήρης* (so auch P F und Meletius) *σπέρματος* und Burgundios 'ubi germinabile et humidum incidit in alterutrum testium et una arteria et una vena plena seminis' stützen.

Die Dissertation, deren Hauptwert in den beiden letzten Theilen liegt, verräth überall gründliche Studien und ein gesundes Urtheil.

Wöllersdorf. Karl Burkhard (Wien).

Aetna, erklärt von Siegfried Sudhaus. (Sammlung wissenschaftlicher Commentare zu griechischen und römischen Schriftstellern.) Leipzig, Teubner 1898. Preis 6 Mk.

Wenn Schwierigkeit des Verständnisses, nicht dichterischer Wert für die Aufnahme des 'Aetna' in Kaibels Sammlung wissenschaftlicher Commentare ausschlaggebend war, so verdiente die Aufnahme in der That kein lateinisches Schriftwerk mehr als dieses Gedicht, dessen unbekannter Verfasser sich zwar in der Wahl des Stoffes vergriffen hat, aber an denselben mit einer Begeisterung herantritt, die mancher andere Dichter bei einem glücklicheren Stoffe vermissen lässt, mit einem Feuereifer, der uns Achtung abnöthigt bei allem Verdrusse, den uns die Dunkelheit und Schwerfälligkeit des Ausdrucks an vielen Stellen bereitet, wo der übrigens nicht ganz unbegabte Dichter mit der Sprache ringt, um sie dem spröden Stoffe, der Erklärung der vulcanischen Erscheinungen, dienstbar zu machen. „Es gibt wohl kaum eine Schrift des Alterthums", sagt Sudhaus im Vorworte mit Recht, „die so wie der Ätna der Tummelplatz einer oft zügellosen Conjecturalkritik gewesen wäre." Demgegenüber bezeichnet der neueste Herausgeber seinen Standpunkt kurz mit den Worten (S. VIII): „Die Überlieferung des Ätna ist, wenn auch mehreres controvers bleibt, weit besser als ihr Ruf." Und dieser Nachweis ist, um dies gleich vorwegzunehmen, im ganzen gelungen, wenn auch S. selbst natürlich an nicht wenigen Stellen der Conjecturen nicht entrathen kann und manchmal gewagte Erklärungen bietet, die kaum Beifall finden dürften. Überhaupt enthält das vorliegende Buch des Subjectiven und zum Widerspruche Herausfordernden recht viel; so erklärt sich die ungleiche Beurtheilung, die es — bei allgemeiner Anerkennung des großen, besonders auf die verdienstliche Sacherklärung verwendeten Fleißes — in den bisher in Fachzeitschriften erschienenen

Anzeigen erfahren hat. (S. Berl. philol. Wochenschr. 1898, Nr. 39 [Helm]; Wochenschr. f. cl. Phil. 1898, Nr. 43 [Manitius]; Neue Jahrbücher 1899, I. Abth., S. 107—110 [Hosius].)

Was die äußere Einrichtung der Ausgabe anbelangt, so gibt S. nach einem allgemein orientierenden Vorworte den Text mit gegenübergestellter deutscher Übersetzung und mit kritischer Adnotatio sowie einem fortlaufenden Verzeichnisse der Nachahmungen, dem Alzingers sorgfältige Zusammenstellung (Studia in Aetnam collata, Erlang. Dissert. Lipsiae 1896) zugrunde liegt. Dann folgt eine Einleitung (S. 44—94) und hierauf ein ausführlicher Commentar (S. 95—222), dem ein Sach- und ein Wortregister beigegeben ist, während auf den vollständigen Wortindex von Wagler in den Berliner Studien 1884 verwiesen wird. Bei dem Herausgeber überwogen, wie er in der Ankündigung seines Buches selbst erklärte, im ganzen die sachlichen Interessen. Das durfte aber nicht darin zum Ausdruck kommen, dass die handschriftliche Grundlage des Textes vor demselben gar nicht angegeben und später auf einer halben Seite (S. 94) nur nebenher abgethan wurde! Oder soll es zu den Merkmalen einer „wissenschaftlichen“ Ausgabe gehören, dass es dem „wissenden“ Leser überlassen wird, die Bedeutung der in der Adnotatio angewandten Siglen zu erkennen, auch wenn es ihm nicht gleich anfangs gelingt, die an der erwähnten Stelle darüber gegebenen kärglichen und unvollständigen Andeutungen aufzufinden? Dass von den bösen Itali außer dem Helmstadiensis keiner eines Wortes gewürdigt wird, ist begreiflich; weniger schon, dass die in der Adnotatio mehrfach mit der Sigle Par citierten Excerpta Parisina ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Verwundern muss man sich aber, dass der Herausgeber, der doch die Überlieferung nicht für sosehr in Grund und Boden verderbt hält, wie andere, nicht einmal dem relativ besten der noch vorhandenen Codices, dem Cantabrigiensis, die Ehre anthut, ihn wenigstens mit dem vollen Titel zu nennen, und sich nicht bemüht hat, festzustellen, ob wirklich, wie Baehrens angibt, in dem nicht unwichtigen 'Fragmentum Stabulense' die Verse 171—262 unleserlich sind oder die von S. selbst S. 94, Anm. 3 angeführte gegentheilige Versicherung Radermachers auf Wahrheit beruht. Dass S. in der Anführung von Conjecturen anderer in der Adnotatio sparsam ist, hängt mit dem berechtigten Standpunkte zusammen, den er in der Textkritik des Gedichtes einnimmt. Größere Freigebigkeit wäre aber doch auch hier am Platze gewesen, damit der Benützer der Ausgabe, der ja nicht immer durch die Vertheidigung einer aufgenommenen Lesart befriedigt sein wird, möglichst wenig genöthigt werde, Wissenswertes erst anderwärts zu suchen.

Doch wir wollen uns nun mit der Fülle des Gebotenen etwas befassen! Wenn man sich dessen nur auch immer freuen könnte! Aber neben dem Weizen gibt es viele Spreu. Da ist zunächst

die deutsche Übersetzung: ein gutes, nur zu selten angewandtes Mittel, um bei schwierigen Schriftwerken auf kürzestem Wege die Auffassung des Herausgebers klarzulegen und oft durch ein treffend gewähltes Wort den Sinn einer ganzen Stelle zu erschließen und eine aufgenommene Lesart zu rechtfertigen. Diese Wirkung rühmt denn auch Hosius a. a. O. der Übersetzung S.s nach, obgleich er selbst einige minder gelungene, den herben Ausdruck des Originals verwässernde Stellen beanstandet. Ich kann mich nur jenem Lobe nicht anschließen, finde vielmehr, dass die Verdeutschung zu oft das scharfe Gepräge des lateinischen Ausdrucks vermissen lässt und es durch eine beiläufige, dem eindringenden Verständnisse nicht sehr dienliche Umschreibung ersetzt. Ich verkenne nicht, dass so manche Stellen des Gedichtes durch ihre Dunkelheit der Übersetzung unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Dann soll aber eben der Übersetzer davor die Segel streichen und auch nicht den Schein eines Verständnisses erwecken, das in Wirklichkeit, wie der Commentar lehrt, nicht erreicht ist. Man vergleiche z. B. die Übersetzung von V. 107 f. Ut creber (introrsus spatio vacat acta charybdis) Pendeat in sese „dass er (nämlich der Steinhaufe) continuierlich zusammenhängend (dazwischen klaffen die nach innen getriebenen Spalten) in sich Halt hat“ und den Commentar dazu, oder V. 291 ff.: Seu forte flexere caput † tergoque feruntur: Praecipiti deiecta sono premit uda fugatque Torrentes auras pulsataque corpora denset, von S. übersetzt: „oder aber ob sie (nämlich die Luftströme) gelegentlich einmal das Haupt beugten (niederfuhren) und nun zurückprallen: mit schrillem Ton in die Tiefe fahrend, drängt und jagt eine feuchte Luftschichte die glühenden Lüfte und condensiert die getroffenen Luftkörper“, eine Übersetzung, die durch den Commentar weder an sich klarer gemacht, noch als den Sinn der Stelle treffend erwiesen wird. Und doch war wenigstens dem ersten Verse mit Jacobs schlagender, aber von S. ganz todtgeschwiegener Verbesserung von 'Seu' in 'Si' und dem Anschlusse an den vorhergehenden Vers 'Sive introrsus agunt nubes et nubilus auster' beizukommen, statt, wie es S. mit der Änderung von 'tergo' in 'retro' und dem Ersatze der unverächtlichen Vulgata 'unda' durch das beziehungslose 'uda' thut, die Grenze zwischen Vorder- und Nachsatz und zugleich den deutlichen Sinn des folgenden Vergleiches zu verwischen.

Mitunter ist die Übersetzung auch geradezu unrichtig. So, wenn S. in der Schilderung des goldenen Zeitalters (V. 13 f.) „Honigwaben (statt Tropfen!) an den klebrigen Blättern“ und „die Pallasfrucht am fetten Ölbaum“ hängen lässt, während ihn doch seine eigene auf S. 99 vorgetragene Erklärung auf die richtige Übersetzung bringen sollte. Auch die Übersetzung der Worte (V. 72) vasto qui pondere montis Aestuat: „der noch unter der gewaltigen Last des Berges schäumt“ trifft nicht den Sinn. In V. 195 wird 'arcent aditus' übersetzt: „die Eingangschluchten

strecken wehrende Hände entgegen"; aditus ist aber offenbar Object; das Subject ist aus den vorhergehenden, nur durch die Parenthese 'custodiaque ignis Illi operi est' davon getrennten Worten 'prohibent flammae' zu entnehmen. Ein ganz schiefer Ausdruck hat sich in die Übersetzung von V. 205 f. 'Neu Ditem regni pudeat neu Tartara caelo Vertat in occulto' eingeschlichen: „.... oder Dis, unzufrieden mit seinem Reich, im Verborgenen Tartarus und Himmel durcheinanderstürze(!)." 'Frigida desidia' in V. 378 heißt nicht „starre Unthätigkeit"! Auch das 'Illinc' in V. 470 ist unmöglich richtig mit „Weiterhin" übersetzt. 'Iam' in V. 599 gehört zu 'mille' und ist nicht mit „nun" zu übersetzen. Ganz misslungen scheint mir auch die Übersetzung und Erklärung von V. 472 ff. zu sein, obwohl ich mit der schonenden Behandlung des Textes (nur 'indefessus' wird für 'defessus' geschrieben) einverstanden bin. Der Text lautet von V. 471 an: 'Pars lapidum domita, stanti pars robora pugnae Nec recipit flammas; hinc indefessus anhelat Atque aperit se hostis, decrescit spiritus illic — Haud aliter, quam cum laeto devicta tropaeo Prona iacet campis acies et castra sub ipsa' Aus S.s Übersetzung citiere ich nur Folgendes: „.... hier bläst er" („der Gashauch" postuliert S.; der ist aber vorher gar nicht erwähnt) „noch unermüdet, und der Feind muss seine Thore(!) öffnen, dort wieder legt sich der Gashauch — gerade, wie wenn eine Schlachtlinie, vom fröhlichen Siege erschöpft(!), auf dem Blachfeld hingestreckt liegt, hart vor dem feindlichen Lager." Die in die Augen springenden Fehler der Übersetzung zeigen die Schwächen der von S. gebotenen, nur zum Theile richtigen Erklärung dieser Stelle. Das Entstehen der Lava aus dem durch das vulcanische Feuer glutflüssig werdenden Gesteine wird unter dem Bilde eines Kampfes zwischen dem Gluthauche als Angreifer und dem Gesteine als Vertheidiger geschildert. Wenn nun der Dichter von einem „Feinde" spricht, so ist klar, dass er Partei ergreift; welche, zeigen außer dem Ausdrucke 'stanti pars robora pugnae' besonders deutlich die Worte 'laeto devicta tropaeo iacet acies', ein Bild für den vor dem Widerstande des Gesteines erlahmenden Gluthauch. Diese Worte lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: sie können nur die durch glücklichen Sieg gänzlich überwundene Schlachtreihe des Angreifers bezeichnen, nie und nimmer aber „die Verluste, die der Stürmende beim Eindringen in die feste Position erlitten hat." Die Erstürmung der Festung des Gesteines durch den spiritus sollen nämlich nach S. die Worte 'atque aperit se hostis' bedeuten! Als ob jemals der Feind Stürmenden die Thore öffnete! Nein, der 'hostis' ist eben der 'spiritus' selbst und Subject zu 'indefessus anhelat' wie zu 'se aperit'. Der letztere Ausdruck aber erinnert uns in ganz anderem Sinne, als S. will, augenfällig an V. 25: 'quae causa Explicet in densum flammas'. — 'Obruta moles' in V. 510 zu übersetzen „die (vom gestauten Flusse) über-

flutete Lava", verbietet der Zusammenhang: wenn sie überflutet ist, dann ist sie eben unschädlich und sperrt nicht mehr dem Flusse den Weg; 'obruta moles' bedeutet vielmehr „die über etwas hingestürzte Masse", „die Sturzmasse"; vgl. Tac. Ann. IV 63: 'Ut coepere dimoveri obruta', eine Belegstelle, die Munro beigebracht, deren Zweck aber S. (S. 192) gar nicht erkannt hat. Wenn übrigens S. den Vers 'Vicenos persaepe dies iacet obruta moles' übersetzt: „liegt ja doch (erfahrungsmäßig in solchen Fällen) die ... Lava sehr oft zwanzig Tage lang (im Wege)", so zeigt gerade die kühne „Ergänzung" des Gedankens, jenes „erfahrungsmäßig in solchen Fällen", recht deutlich die Unmöglichkeit des von S. behaupteten Zusammenhanges. Zwanzig Tage sind doch keine Ewigkeit! Wie kann da der Dichter vorher sagen, „kaum" werde „jemand" dem vom Lavastrome durchquerten Symaethus „die Ufer auseinanderbringen können"? Nur Geduld! Man warte eben die zwanzig Tage! Nun ist aber, wie auch mir scheint, der Sinn der Verse 507—509 von Buecheler bei Sudhaus S. 192 unzweifelhaft richtig erkannt. So muss denn in V. 510, und zwar gerade in dem Worte 'dies', eine Textverderbnis vorliegen, und die gar nicht gewaltsame Heilung ist schon längst von Dorville gefunden und von Haupt, Munro und Baehrens angenommen, von S. aber in einseitiger Übertreibung seines conservativen Standpunktes ganz außeracht gelassen: der Dichter bringt zur Begründung seiner Besorgnis, die er über eine in der Zukunft etwa drohende Möglichkeit äußert, die Erfahrung bei: 'Vicenos persaepe pedes iacet obruta moles.'

Den Standpunkt, den der Herausgeber in der Textkritik des Gedichtes einnimmt, hat er im Vorworte genau festgestellt. Dass unsere Handschriften keinen guten Text bieten, geht bekanntlich aus dem Contraste ihrer Lesarten gegen die wesentlich besseren des sog. Gyraldinischen Fragmentes hervor, das nur die Verse 138—287 umfasst. Wo wir dem Autor in ausgetretenen Bahnen folgen können, im Prooemium V. 1—93, empfinden wir natürlich diese Unsicherheit der handschriftlichen Grundlage nicht so stark. „Dagegen", sagt S., „ist sich der Herausgeber vollkommen bewusst, dass im wissenschaftlichen Theile die Verse 96 bis 137 der unsicherste und schwankendste Theil des Textes sind, den er zu begründen versucht. Dieselbe Unsicherheit überschleicht uns nach V. 287, aber sie verlässt uns bald: schon von V. 300 ab, um eine runde Zahl anzugeben, gewinnen wir sichereren Boden." Dies hat nach S. seinen Grund sowohl in dem Umstande, dass die Geduld der Interpolatoren mit der Zeit erlahmt, als auch in der von ihm beharrlich durchgeführten Beobachtung der Absichten und der absonderlichen Eigenart des Dichters. Diese genaue Verfolgung der Gedanken und der Ausdrucksweise des Autors zeichnet den Commentar ebenso aus, wie die dankenswerte Sacherklärung, welche die Schilderungen vulcanischer Vorgänge durch reichlich

beigebrachte Analogien aus naturwissenschaftlichen Werken erläutert. Dass man dem Herausgeber trotz principieller Übereinstimmung mit seiner conservativen Textesgestaltung durchaus nicht überall zustimmen kann, liegt in der Natur der Sache, da ja im wissenschaftlichen Theile des Gedichtes fast in jedem Verse sich Schwierigkeiten finden, die doch wohl öfter, als S. zugeben will, jeder Erklärungskunst spotten. S. selbst muss oft genug zu fremden und eigenen Conjecturen greifen, hält aber dabei in anerkennenswerter Weise strenge auf paläographische Wahrscheinlichkeit; hingewiesen sei z. B. auf die Verbesserungen in den Versen: 47 (nur ist jedenfalls 'ferit', nicht 'terit' zu schreiben), 53, 96, 120 (quocumque), 348, 351, 466, 472, 506, 516, 581, 612, 626. Wenn ich nun wieder solche Stellen anführe, wo mir die Vermuthungen S.s unannehmbar erscheinen, so möchte ich damit nicht ein ungünstiges Vorurtheil gegen seine verdienstvollen Bemühungen um Kritik und Erklärung des Gedichtes erwecken, sondern nur den Leser bei der Benützung dieser vielleicht gerade durch ihre conservative Tendenz zur Vertrauensseligkeit verleitenden Ausgabe zu vorsichtiger Prüfung des Gebotenen anregen.

Zunächst komme ich auf eine schon oben erwähnte Stelle, V. 107, zurück. Ich citiere S.s Commentar: „Die .... rissige und poröse Erde wird mit einem Steinhaufen verglichen, der durch zufälliges Zusammenwerfen entsteht. .... Somit ist der acervus creber spatio introrsus, 'zahlreich in den Zwischenräumen, mit zahlreichen Zwischenräumen im Innern', ebenso deutlich wie das von Scaliger herangezogene crebrum cribrum des Plautus. Spatio ist hier aber neben creber ebenso unentbehrlich, wie es bei Plautus wegen des Begriffes von cribrum entbehrlich ist. Obgleich nun die Worte 'ut creber introrsus spatio ... pendeat in sese' den zwar mit Intervallen durchsetzten, aber doch in sich Halt besitzenden Steinhaufen hinreichend verdeutlichen, glaubt der Dichter sich doch noch nicht genug gethan zu haben und gibt noch einen erklärenden Zusatz, der so überliefert ist: vacat acta charybdis. .... Bei der gewöhnlichen Lesart 'ut crebro introrsus spatio vacuata charybdis pendeat in sese', die zudem auf der Lesart von H crebro aufgebaut ist, kann ich mir nichts denken. Nicht ein Wasserstrudel oder Spalt ...., sondern der Steinhaufen selbst ist es, der trotz aller Spalten und Zwischenräume in sich Halt findet. 'Charybdis' ist also höchstens als Parallele zu 'spatio' aufzufassen, das voraufgehend und vorbereitend die kühne Metapher erleichtern könnte." Vortrefflich! Nun — gehen wir noch einen Schritt weiter: schränken wir die Parenthese auf das Wort 'charybdis' mit seinem Attribute ein, schreiben wir statt 'vacuata' das mittlerweile von Buecheler im Jahrg. 1899 des „Rhein. Mus." S. 4 gefundene, der Überlieferung viel näher kommende 'vacefacta', und fassen wir die „leer gemachte" Charybdis, die immer noch an die homerische Charybdis erinnert, welche sich entleert und wieder füllt, als eine zwar kühne, aber

treffende Parallele zu dem Beispiele vom innerlich klaffenden Steinhaufen auf, durch die ein Moment, auf das es in dem Vergleiche ankommt, veranschaulicht wird: die Aufnahmsfähigkeit! S. aber ist auf halbem Wege stehen geblieben; ja er hat sogar den eingeschlagenen richtigen Weg verlassen und der Stelle im Texte jene unmögliche überlieferte Gestalt gelassen, indem er die Worte 'introrsus' und 'spatio' in die Parenthese einbezieht und den Ausdruck 'introrsus acta charybdis' sehr mit Unrecht durch die Verse 98, 176, 290 gesichert glaubt!

In befremdlichem Widerspruche zum Commentar steht auch der Text in V. 114: 'Aut etiam inclusi solidum † videre vapores Atque igni quaesita via est.' In der That gehört ein sehr naiver Buchstabenglaube dazu, um hier 'videre' etwa in der Bedeutung „wurden gewahr" für möglich zu halten, wie S. es S. 114 thut, freilich „ohne dafür einzutreten"! Wenn S. auf V. 338 'Non illam [nämlich die Wolke über dem Krater] videt Aetna nec ullo intercipit aestu' verweist, so liegt offenbar dort dieselbe Corruptel vor wie hier. Eine paläographisch wahrscheinliche Heilung war freilich bisher weder dort noch hier gefunden, so deutlich auch der Sinn der Stellen ist. Denn von der verzehrenden Wirkung des Feuers, nicht, wie S. im Commentar andeutet, von Explosionen, ist in V. 114 f. die Rede. Dies zeigt der Zusammenhang: Explosionen des spiritus sind zuerst erwähnt (V. 111 f.), dann die Erosion durch Wasser, nun die ähnliche Wirkung des Feuers.

Es wird also die Probe für die Richtigkeit der Conjectur sein müssen, dass das durch sie gefundene Verbum mit der durch den Sinn geforderten Bedeutung „verzehren" an beiden Stellen, hier im Perfectum, dort im Präsens, in den Vers passt. Dieser Anforderung entspricht aber vollkommen das bei Lucrez und Vergil vom Feuer gebrauchte ambedere. Ich schreibe also die beiden Stellen so: 'Aut etiam inclusi solidum ambedere vapores', und: 'Non illam ambedit Aetna nec ullo intercipit aestu'.

Ich brauche wohl nicht erst darauf hinzuweisen, dass meine Verbesserung den höchsten Grad paläographischer Wahrscheinlichkeit hat, da nach der Endsilbe von 'solidum' und von 'illam' die Buchstaben 'am' leicht übersprungen werden konnten und nichts häufiger ist als die Erweichung von b zu u.

Die Wiederherstellung des V. 120 ist von S. mit dem von ihm gefundenen 'quocumque' für 'vocemque' angebahnt, aber erst von Buecheler a. a. O. vollendet worden, indem er schrieb: 'Nata [Nam *CSt* d. i. die bessere Überlieferung, Non *H*, und so Sudh.] ille ex tenui quocumque agat, apta necesse est Confluvia errantes arcessant undique venas.' Dass in V. 131 mit den Hss. 'Conserta in solidum' zu schreiben sei, während es in dem ganz denselben Gedanken enthaltenden V. 157 'conferta' heißt, wird dem Herausgeber kaum jemand glauben. Die Umstellung des V. 188 schreibt der Herausgeber sich und Vollmer mit Unrecht zu; sie findet sich schon bei Haupt.

Nicht gelungen finde ich die Erklärung der Verse 340—358. Die Art, wie S., um einen Zusammenhang glaublich zu machen, der in Wahrheit gestört ist, dramatische Lebhaftigkeit hineininterpretiert, von welcher der Wortlaut der Stelle, abgesehen von der auch sonst so häufigen Anrede an den Leser, keine Spur zeigt, hat nichts Überzeugendes. Dass die Worte (V. 344 f.) 'Huic igitur credis, torrens ut spiritus ille .... nunquam Corpora diripiat' eine Frage sind, kann man S. zugeben. Aber gerade seine eigene Übersetzung: „Glaubst du also dieser Erscheinung und Beobachtung, wie der Gashauch niemals Körper einschluckt", zeigt, dass ein Zusammenhang mit dem vorausgehenden Satze ('Placantes etiam caelestia numina ture Summo cerne iugo ...') nicht vorhanden ist. Über diese Lücke hilft auch die Aufklärung: „Der Dichter fühlt sich als Führer und denkt sich in die dialogische Form hinein", und der Hinweis auf „das lebhafte, beinahe gesticulierende huic = huic rei" nicht hinweg. Auch ein „Führer" musste in diesem Falle, wenn er verstanden sein wollte, doch vorher sagen: „Siehst du, wie der Weihrauch aufsteigt?" Die unentbehrliche Ausfüllung der Lücke aber fand Haupt mit glänzendem Scharfsinne in den Versen 357 f.: Surgit adoratis [vielleicht 'odoratis' mit Scaliger zu schreiben] sublimis fumus ab aris: Tanta quies illi est et pax innoxia rapti.

In V. 394 erscheint mir die von S. nur nebenher im Commentar vorgeschlagene Änderung von 'fontes' in 'testes' das Richtige zu treffen, während S. lieber einen crassen, durch keine Analogie zu vertheidigenden Gedankensprung annimmt, um nur die Überlieferung zu retten, welche lautet:

'Atque hanc materiem penitus discurrere, fontes
Infectae eripiantur aquae radice sub ipsa.'

Zu V. 440: 'Insula † durata Vulani nomine Sacra' bemerkt S. im Commentar, gegenüber den vielen Möglichkeiten der Emendation könne sich nur eine handschriftlich evidente Conjectur behaupten; sie sei aber noch nicht gefunden. Vielleicht bringt uns folgende, sachlich interessante Anmerkung des Commentars auf die richtige Spur: „Noch heute gewinnt man auf Volcano in antik einfacher Weise, indem vulcanische Asche auf die dampfenden Ausströmungen geworfen wird, durch Krystallisierung und Sublimation Schwefel, Borax, Salmiak und vor allem Alaun." Kurz gesagt, ich schreibe: 'Insula odorata Vulcani nomine Sacra.' Zu dem Prädicate 'odorata' ergänze man 'est', wie es ein paar Verse vorher von der Insel Stromboli heißt: 'Insula, cui nomen facies dedit ipsa Rotunda, Sulphure non solum nec obesa bitumine terra est.' Wovon die Insel 'odorata' ist, wird aus dem Zusammenhange der ganzen Stelle von selbst klar, wenn man vorher die Worte 'aeternum pingui scatet ubere sulphur' (V. 433), dann die eben citierten Verse liest. 'Odoratus' kann aber ohne Zweifel ebenso gut „übel-", wie „wohlriechend" bedeuten; wer dafür erst

Beweise braucht, vergleiche den Ausdruck 'caelum sulfure odorare' bei Avienus, Arat. 1430, und 'sulfur odorum' Claud., in Prob. et Olyb. cons. 256, sowie 'lumen (sulfuris) odorum', Claud., VI. cons. Hon. 324. Für die kurze Endsilbe in der Arsis vor der Cäsur bietet unser Gedicht selbst vier Beispiele, deren drei Sudh. S. 86 anführt; das vierte ist S.s eigene Verbesserung intorta in V. 47. Bei Vergil ist bekanntlich diese Erscheinung häufig.

Was die in V. 539 und 540 vom Dichter wiedergegebenen Sätze Heraklits betrifft, so hat S. ganz Recht, wenn er sich gegen Scaligers etwas gewaltsame Änderung von 'gigni' in 'ab igni' sträubt, im übrigen aber leistet seine Fassung der Stelle:

'.... nihil insuperabile gigni
Omniaque e rerum natura semina iacta'

an mehr als herakliteischer Dunkelheit des Ausdrucks und ebenso des Zweckes dieses Citats im Zusammenhange mit den vorausgehenden Versen das Unglaublichste und bedeutet einen Rückschritt gegenüber der bereits gewonnenen Erkenntnis, dass hier auf die Ansicht Heraklits hingewiesen wird, die in dem von Munro citierten Fragmente mit den Worten ausgedrückt ist: πυρὸς ἀνταμείβεται πάντα καὶ πῦρ ἁπάντων, und die Gomperz („Griech. Denker" I, S 54) in die Worte fasst: „Aus Feuer sind die übrigen Stoff-Formen entsprungen, in Feuer werden sie dereinst wieder aufgehen." Um einen zu dieser Ansicht passenden Gedanken an unserer Stelle herzustellen, bedarf es keiner allzukühnen Änderung: man braucht nur, wie es Haupt und Baehrens gethan, das überlieferte 'quae' durch 'quoi' (= cui, nämlich igni, für den Kenner von Heraklits System selbstverständlich) zu ersetzen und dann entweder mit Haupt 'rerum naturae' oder wohl eher mit Baehrens 'rerum in natura' zu schreiben.

Unbegreiflich ist es, wie Munro und S. sich bei dem Texte von V. 582 f.:

'Nunc hic Cecropiae variis spectantur Athenae
Carminibus gaudentque soli victrice Minerva'

beruhigen konnten. S. erwähnt zwar, ohne sich sonderlich daran zu stoßen, die Schwierigkeit, welche der Ausdruck 'soli victrice' bietet, nicht aber die andere, welche in dem 'gaudentque' liegt, wozu nur Athenae Subject sein kann, während es doch nur auf das Anstaunen des Ruhmes Athens, nicht auf diesen selbst ankommt, und wozu auch 'Nunc' nicht passt. Bemerkenswert ist es, wie S. selbst übersetzt: „Bald besichtigt man hier wegen mannigfaltiger Lieder das Cecropische Athen, **das** sich der im Kampfe um den Boden siegreichen Herrin, Minervas, erfreut." Haupt, dem Baehrens folgt, schreibt: '.. gaudensque olea victrice Minerva.' Ich schlage folgende paläographisch und dem Sinne nach wahrscheinlichere Schreibung vor: '...., gaudent **quae oleae inventrice** Minerva.' Die muthmaßliche Entstehung der Corruptel scheint mir folgende zu sein: aus 'ole īuentrice' (darüber: s·olei) wurde 'soli

uentrice' und daraus durch eine Conjectur 'soli victrice'. Die 'Minerva oleae inventrix' ist aus Verg. Georg. I 18 f. und Rutil. Nam. I 73 bekannt. Die Elision des langen Vocals des einsilbigen quae vor folgender Kürze ist unserm Dichter gewiss zuzutrauen (s. andere Härten bei Sudh. S. 86).

V. 605 war wohl eher Baehrens' der handschr. Lesart näher kommende Verbesserung 'quam quo sons' als Maehlys Conjectur 'quam sonti' aufzunehmen.

Noch gegen das Ende des Gedichtes begegnen uns Schwierigkeiten. Zu V. 637: 'Felix illa dies, illa est innoxia terra!" bemerkt S.: „Die sittliche und die physische Weltregierung sind hier in sichtlicher, hoher Einigkeit. Es ist ein seliger Tag, der dies offenbart, ein schuldloses Land, das die Frommen erhält, während es die Thoren verschlingt" (so!). Ob damit das Wort 'dies' gesichert ist, muss wohl recht sehr bezweifelt werden. Das soll ein „glücklicher Tag" sein?! Ein Unglückstag ist es für die ganze Gegend, deren Verwüstung durch den Lavaausbruch der Dichter lebhaft schildert, — mit Ausnahme des frommen Brüderpaares und des Bodens, den es betritt! Nur von letzterem kann hier die Rede sein: von dem vielgefeierten *Εὐσεβῶν χῶρος*. Sehr zu verwundern ist es nun, dass es bisher unbemerkt blieb, dass hier dieselbe Textverderbnis vorliegt, wie in V. 625 in der allen besseren Handschriften gemeinsamen Lesart 'dees', wofür längst 'Piis' oder vielmehr, wie Munro mit Recht schreibt, 'Pieis' hergestellt ist. Dasselbe 'pieis' ist auch an unserer Stelle einzusetzen: „Glücklich ist jener Boden für die Frommen, er ist gefahrlos für sie!"

Die Verse 639 und 640 zeigen in jeder Ausgabe ein anderes Gesicht. Bei S. sehen sie also aus:

'Ille per obliquos ignis fratrumque triumphans —
Tutus uterque — pio sub pondere sufficit ille.'

Die Änderung des durch 'per' veranlassten 'fratremque' der Handschriften in 'fratrumque' ist zwar leicht, aber doch nicht richtig. Überhaupt kann ich mich mit S.s Auffassung nicht einverstanden erklären. Die Meinung, dass dem einen, im V. 639 mit 'ille' bezeichneten Bruder im zweiten Verse mit dem aus 'illa' (illam H) herzustellenden 'ille' der andere gegenübergestellt werde, führte S. auf einen Irrweg. In welche Verlegenheit S. selbst dadurch gerieth, zeigen am besten die beiden nicht übereinstimmenden Übersetzungen, die er einerseits dem Texte gegenüber, andererseits im Commentar bietet. Jene lautet: „Der eine von den Brüdern schreitet triumphierend quer durch die Feuer und — sicher sind nun beide — auch der andere harrt unter der frommen Last aus"; die andere dagegen: „... (trotzdem) hält mitten durch die Flammen hindurch der eine und von den Brüdern triumphierend — sicher sind nun beide — auch der andere unter der frommen Bürde wacker aus." Die Übersetzung ist in diesem Falle die beste

Widerlegung. Mir scheint Haupt mit bewährtem Geschmacke die Stelle geheilt zu haben, indem er schrieb:

Ille per obliquos ignes fraterque triumphant,
Tutus uterque pio sub pondere; suffugit illinc
Et circa geminos avidus sibi temperat ignis.

Zu 'Ille .. fraterque' vergl. 626 'Amphion (oder wohl doch eher Amphinomus) fraterque'.

Dem Commentar hat S. eine längere Einleitung vorausgeschickt, in welcher er nach lehrreichen Ausführungen über den Berg Ätna und das ihm in alter und neuer Zeit entgegengebrachte Interesse zunächst die Frage nach dem Ursprunge des im Gedichte verwerteten wissenschaftlichen Materials behandelt, dann die Abfassungszeit des Gedichtes zu bestimmen sucht.

Das Capitel „Antike Hypothesen über Erdbeben und Vulcanismus" ist wohl der beste Theil des Buches. S. bahnt sich damit den Weg zur Entscheidung der Frage nach der vom Verfasser des „Ätna" benützten Quelle. Er zeigt, dass das wissenschaftliche Material mittelbar auf den Stoiker Posidonius zurückgeht, ein Resultat, dem es nur zur Empfehlung gereicht, dass es nichts Überraschendes hat. Die vielfachen, bis auf den Wortlaut sich erstreckenden Berührungen der im Gedichte vorgetragenen Theorie des Vulcanismus mit physikalischen Anschauungen in Senecas 'Naturales quaestiones' erklären sich aus der Gemeinsamkeit der Quelle.

Was die Abfassungszeit des „Ätna" betrifft, so gehen die verschiedenen Zeitansätze um mehr als 100 Jahre auseinander. Das alte Märchen vom jüngeren Lucilius als Verfasser des Gedichtes ist nun wohl abgethan. Auch das Hauptargument Waglers, wodurch er dazu bestimmt wurde, das Gedicht nach der Abfassung von Senecas 'Naturales quaestiones' (64/65) anzusetzen, ist nach dem oben Gesagten hinfällig. Wenn aber Seneca (an der bekannten Stelle ep. 79, 5) das Gedicht nicht zu kennen scheint, so ist ein Schluss ex silentio auf das Nichtvorhandensein desselben keinesfalls statthaft. Andererseits sträubt sich S. mit Recht gegen den zu frühen Zeitansatz Alzingers. Dieser behauptet nämlich, der „Ätna" müsse vor dem Jahre 44 v. Chr. verfasst sein, weil der Dichter in V. 596 die „Medea" des Malers Timomachus als noch fern von Rom — nämlich in Cyzicus — befindlich erwähne, während das Bild doch von Cäsar zwischen 46 und 44 zur Einweihung des Tempels der Venus Genetrix nach Rom gebracht worden sei. Dieses auf den ersten Blick bestechende Argument — es handelt sich an jener Stelle in der That um griechische Sehenswürdigkeiten, um deren willen kunstbegeisterte Touristen weite Reisen zu Land und zur See machen — glaubt S. damit aus der Welt zu schaffen, dass er darlegt, der Dichter gehe ausgetretene rhetorische Pfade. Aber wenn dem auch so ist, wenn es ohne Zweifel dem Dichter darum zu thun war, Typen viel belobter und bewunderter Kunst-

werke anzuführen, die eine Geschichte hatten, so musste er dies doch in einer Weise thun, dass er nicht mit der dem römischen Leser bekannten Wirklichkeit in Widerspruch gerieth, — und er hat es so gethan: man beachte nur das Perfectum in V. 594: 'Quin etiam Graiae fixos tenuere tabellae Signave ....'! Das Subject 'tabellae signave' wird durch vier mit je einem 'nunc' eingeführte Beispiele erläutert; dann folgt der davon grammatisch zu trennende Schlussatz: 'Et iam mille manus operum turbaeque morantur'; das folgende 'Haec visenda putas' bezieht sich aber ganz allgemein auf alle Dinge von der Art, wie sie von V. 569 an erwähnt sind.

Wir haben also kein äußeres Kriterium für die Zeitbestimmung außer dies, dass der Vesuv noch nicht in neue Thätigkeit getreten ist. S. begründet daher die von ihm angenommene, übrigens auch von Baehrens getheilte Ansicht Scaligers, dass das Gedicht in die augusteische Zeit zu setzen sei, mit Beobachtungen über den sprachlichen Ausdruck und die metrische Form. Besonders die letzteren scheinen mir für seine Ansicht zu sprechen. Die ersteren sind, soweit sie Formenlehre und Syntax betreffen, doch zu spärlich ausgefallen. Dass aber die sogenannten Nachahmungen nur einen sehr unsicheren Boden für Vermuthungen über Abhängigkeit eines Dichters von einem andern abgeben, bringt S. selbst mit lobenswerter Vorsicht nachdrücklich dem Leser in Erinnerung. Immerhin scheint er mit Recht aus jenen zu folgern, dass der Dichter des „Ätna" Lucrez, Catull und Vergils Georgica gekannt hat. Auch das ist für die Bestimmung der Abfassungszeit des „Ätna" von Bedeutung, dass sich keine oder doch nur eine sichere Nachahmung einer Stelle der Äneis in dem Gedichte findet. Dass aber der Verfasser des „Ätna" jüngere Dichter nachgeahmt habe, lässt sich nicht beweisen. In den Fällen, wo zwischen unserem Dichter und Manilius auffällige Übereinstimmung herrscht, sieht S. wohl mit Recht in Manilius den Nachahmer. Dagegen ist es zu gewagt, in der Properzstelle I 16, 29 einen Anklang an unser Gedicht (V. 410 f., 422 f.) finden zu wollen.

Wien. Anton Swoboda.

Präparation zu W. Jordans ausgewählten Stücken aus der dritten Dekade des Livius von H. Süskind, Professor am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium zu Stuttgart. I. Hälfte. Stuttgart, Paul Neff Verlag. gr. 8°, 28 SS. Preis 50 Pf.

Die vorliegende Präparation enthält ein capitelweise geordnetes Vocabular sammt den zugehörigen Phrasen. Das Sachliche fehlt. Insofern stimmt also der Titel nicht ganz.

Mit dem Gebotenen kann man recht wohl zufrieden sein. Der Verf. hat sich bezüglich der Vocabeln mit Recht ganz an

Stowassers 'Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch' angeschlossen. Er citiert ihn nicht selten ganz wörtlich. Er geht, wie das nur in Ordnung ist, fast immer von der Grundbedeutung aus und entwickelt daraus die in den Text passende, z. B. S. 4, c. 4: „momentum (= mov-mentum von movēre) Bewegungsmittel, Bewegungskraft, Ausschlag an der Wage, ausschlaggebender Einfluss, Grund", gibt, wie das angezogene Beispiel zeigt, wenn auch nicht immer, so doch dort, wo es nöthig ist, die Etymologie an, verweist auf griechische Analogien, z. B. S. 6, c. 18 at enim = *ἀλλὰ γάρ*, aber freilich, S. 15, c. 8 ferre et agere cf. *φέρειν καὶ ἄγειν*, S. 7, c. 22 serpens (v. serpo vgl. *ἕρπω*), nimmt Fremdwörter im Deutschen zu Hilfe, z. B. S. 5, c. 12 referre vorlegen, vortragen, „referieren" — nur hätte ich bezüglich des letzten Punktes eine größere Consequenz und ein wenig mehr gern gesehen, z. B. lancea (S. 17), villa (S. 19), vas (S. 12), dictitare (ib.) usw. —, erläutert minder Bekanntes durch mehr Bekanntes, z. B. S. 5, c. 10 res reddere (vgl. res repetere), kurz, alle die Kunstgriffe, die Stowasser in seinem leider noch zu wenig gewürdigten Lexikon angewendet hat, hat sich der Verf. zunutze gemacht. Er hätte ihm auch noch folgen sollen in der Andeutung der Wortzusammensetzung durch den Druck und in der Quantitätsbezeichnung. In letzterer Beziehung ist m. E. zu wenig geschehen. vălidus (S. 3, c. 1), mŏdicus (ib. c. 2), pălam und ähnliche Wörter, die erfahrungsgemäß nicht quantitätsmäßig von unserer Schuljugend gesprochen werden, erheischen dringend des Quantitätszeichens. Übrigens hat der Verf. S. 19, c. 12 propălam drucken lassen, warum nicht also auch pălam. Doch werden diese Kleinigkeiten der nutzbaren Verwendung des Büchleins dort, wo Jordans Ausgewählte Stücke aus Livius eingeführt sind, gewiss keinen Abbruch thun. Druck und Ausstattung sind in gleicher Weise zu loben.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

G. Bötticher und K. Kinzel, Geschichte der deutschen Litteratur mit einem Abriss der Geschichte der deutschen Sprache und Metrik. 2., verb. Aufl. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1896. VII u. 178 SS.

Wilhelm Herbsts Hilfsbuch für die deutsche Litteraturgeschichte. In 7. Aufl. vollständig umgearbeitet von Emil Brenning. Gotha, Perthes 1897. XII u. 214 SS.

Zwei verdienstvolle norddeutsche Pädagogen, Gotthold Bötticher und Karl Kinzel, haben 1889—1892 „im Sinne der [preußischen] amtlichen Bestimmungen" zwölf Hefte älterer deutscher Literaturdenkmäler für den Unterricht in den Oberclassen der Mittelschulen veröffentlicht und anhangsweise 1894 eine kleine

deutsche Literaturgeschichte folgen lassen, die bereits im 2. Abdruck vorliegt und einen solchen Erfolg in der That durch alle jene Vorzüge rechtfertigt, welche man billigerweise von einem guten Unterrichtsbehelfe erwarten darf: absolute Genauigkeit der Namen, Daten und Facten, Klarheit und Übersichtlichkeit, gewandte Darstellung, möglichste Vermeidung fachwissenschaftlicher Terminologie, nicht zum mindesten endlich solide Ausstattung und niedrigen Preis. Bei solchen Arbeiten muss der feine Takt des berufenen Jugendbildners das meiste thun, denn hier gilt es, trotz des knapp bemessenen Raumes eine der Würde des Gegenstandes unangemessene Trockenheit ebenso vorsichtig als die hohle Phrase zu meiden; die Schul- und Hauslectüre der Texte zu ergänzen, ohne derselben vorzugreifen; den Lernenden anzuregen; dem Lehrer nicht die Hände zu binden; jene Phasen der literarischen Evolution, welche dem Verständnisse des Schülers am fernsten liegen, weder leichtfertig zu ignorieren noch pedantisch in den Vordergrund zu rücken. Zuviel Schematisieren ist hier, wie etwa auch in der angewandten Kriegswissenschaft, von Übel; genug, wenn sich der Jugend die wichtigsten Gestalten, Thatsachen, Perioden der Literargeschichte in sorglicher Auswahl und in solchen Gruppierungen, an denen die fortschreitende Wissenschaft vermuthlich kaum mehr ändern wird, stets durch den lebendigsten, entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang verknüpft einprägen, damit der Schüler nicht etwa späterhin tief im Gedächtnisse wurzelnde Verbindungen in allzugroßer Zahl zerreißen, neue Reihen herstellen muss. Solche und ähnliche Erwägungen scheinen die Verff. geleitet zu haben, zum größten Vortheil für ihr Buch, welches — ich stehe nicht an, es zu behaupten — unter seinesgleichen eines der besten genannt zu werden verdient. Weniger gelungen allerdings ist ihnen die kleine Sprachgeschichte und die (überdies viel zu kurz gerathene) Metrik des Anhanges. Hier empfiehlt sich für eine Neuauflage gründliche Umarbeitung aus dem Gesichtspunkte größerer Verständlichkeit: gerade bei Erörterung solcher wichtigster Fragen muss das Streben nach Raumersparnis vor pädagogischen Forderungen bescheiden zurücktreten.

Einige Bemerkungen zu Einzelheiten will ich umso weniger unterdrücken, als sie vielleicht Anlass geben können, das gute Buch, wenn es zum drittenmale in den Handel und in die Hände seines Publicums gehen sollte, noch besser und brauchbarer zu gestalten. S. 59—62 ist unmittelbar vor Lessing ein kurzer biographischer Hinweis auf Shakespeare, dann eine Analyse des „Julius Cäsar“ und „Macbeth“ eingefügt; dawider ist im Hinblicke auf die Zwecke des Unterrichtes durchaus nichts einzuwenden, wohl aber hätte hier der auch sonst, namentlich in der von Bötticher bearbeiteten Partie passend benützte Petitsatz eintreten müssen, um die Continuität des eigentlichen Stoffes wenigstens äußerlich nicht zu stören. — Es geht nach dem heutigen Stande

literarhistorischer Erkenntnis nicht an und muss gerade als Urtheil zweier Berliner doppelt befremden, dass Chr. Fr. Nicolai (S. 63) in einer Anmerkung kurzweg als „Stimmführer des flachsten Rationalismus und ohne alles poetische Verständnis“ abgefertigt wird. — Die patriotische Dichtung der Befreiungskriege wird S. 134 wenig glücklich hinter den Jungromantikern (Chamisso, Eichendorff, Immermann, Wilhelm Müller, Platen) und den Österreichern (Lenau, Stifter, Auersperg, Grillparzer) abgehandelt! Ob ihr der richtige Platz zwischen der älteren und jüngeren Romantik (S. 129) oder hinter Schiller (S. 124) einzuräumen gewesen wäre, ist ziemlich gleichgiltig: an ihrem jetzigen Orte steht sie, von ihren natürlichen Antecedentien losgerissen, völlig in der Luft und beirrt überdies chronologisch als arges πρότερον-ὕστερον. — Was das 19. Jahrhundert, namentlich seine zweite Hälfte, betrifft, so werden sich Meinungsverschiedenheiten zwischen den Verff. und jedem beliebigen Referenten namentlich dort kaum vermeiden lassen, wo der Raum, welcher einzelnen literarischen Erscheinungen zugemessen wird, im directen Verhältnisse zu der persönlichen Meinung der Darsteller über die wissenschaftlich noch nicht axiomatisch fixierte Bedeutsamkeit der betreffenden Erscheinung steht. Wer wollte hier im einzelnen rechten? Zumal Kinzel mit gutem Rechte die Entwicklung unseres Schriftthums bis auf Hauptmanns „Florian Geyer“, also bis hart an die unmittelbare Gegenwart verfolgt hat. Aber einige Ziffern mögen immerhin angeführt werden: auf Theodor Körner entfallen 31 Zeilen, auf Immermann 8, auf Freiligrath und Geibel je 48, auf Keller 5, auf Mörike und Scheffel je 4, auf Hebbel 2, auf R. Wagner 0! Ein gerechter und förderlicher Ausgleich muss hier geschaffen werden, soll nicht dem Schüler ein Theil des modernen deutschen Parnasses in ganz verfehlter Perspective erscheinen. — Die Deutschen in Siebenbürgen sprechen nicht Oberdeutsch (S. 155; vgl. S. 159); freilich gibt sogar Andrees Allgemeiner Handatlas[4] (1899), Taf. 25, demselben Irrthum weiteste Verbreitung. Unter den mitteldeutschen Dialecten ist der wichtige schlesische übersehen worden. — Man kann nicht, wie es S. 159 geschieht, von einer culturellen Inferiorität der Italiener gegenüber den Deutschen sprechen. — Ich hebe gerne hervor, dass diese Ausstellungen den eingangs festgelegten Wert des Buches durchaus nicht schmälern wollen.

Wenig Erfreuliches kann dagegen über das „Hilfsbuch für die deutsche Literaturgeschichte“ gesagt werden. Die guten Namen, welche das Titelblatt aufweist, der des fleißigen Voss- und Claudius-Biographen H e r b s t und der eines Mannes, dem wir u. a. gute Untersuchungen über Leopold Schefer und Gottfried Keller verdanken, versprechen weit mehr, als das bei ziemlich großem Umfange doch außerordentlich trockene Buch hält, für welches B r e n n i n g übrigens die Verantwortung allein übernimmt (vgl. S. III). Als einzigen Vorzug des, wie es scheint, für Gebildete

ohne Unterschied des Alters berechneten Werkes kann man etwa die ziemlich reichhaltigen, aber ungleichmäßigen Literaturnachweise, welche unter dem Texte stehen, ansprechen; im übrigen gebricht es nur allzuhäufig an directer Kenntnis der beschriebenen Literatur, daher dann — ein immer gefährliches Beginnen — Urtheile und Gruppierungen aus zweiter Hand übernommen werden müssen. Auch Brenning hat das 19. Jahrhundert zu verarbeiten gesucht, aber hier hat ihn die vermeintliche Nothwendigkeit, viele Dichternamen und Büchertitel einfach aufzuzählen, veranlasst, seinen ohnehin wenig belebten Stil durch endlose, in einer gewissen Abwechslung regelmäßig eintretende Wiederkehr derselben Redewendungen auf die unterste Grenze des Darstellungsvermögens herabzustimmen. Von dieser Partie abgesehen, in welcher völlige Anarchie herrscht, ist die Disposition des Stoffes die althergebrachte mit ihren ehrwürdigen Vorzügen und Mängeln; weniger indes kann dies Brenning zum Vorwurfe gemacht werden, als die große Menge mehr minder grober Irrthümer und Versehen, welche seine Arbeit arg verunzieren, umsomehr als es sich um die siebente Auflage eines Nachschlagebuchs handelt. Einige wahllos herausgegriffene Proben sind leider unerlässlich, schon um zu zeigen, mit wie geringer Sorgfalt solcherlei Werke, die unter der Flagge eines angesehenen Verlages Auflage über Auflage erleben, ohne jegliches Verdienst an Geist und Originalität ein aller Welt so leicht und sicher zugängliches Rohmaterial behandeln. Gleich S. 1: „Zweige des Niederdeutschen im weiteren Sinne sind: abgelöst vom Mutterlande das Gotische(!!) und Angelsächsische ..." S. 50 heißt es, der „große Rosengarten" sei nur in Bruchstücken ediert, da doch mehrere vollständige Ausgaben verschiedener Handschriften existieren. S. 72 soll der Convertit Pfefferkorn dem Dominicanerorden angehört haben: Brenning kennt wohl die boshaften Scherze der Dunkelmännerbriefe über Frau Anna Pfefferkorn nicht. S. 100: „Der Schelmen- oder Abenteuerroman hatte sein Vorbild in spanischen Dichtungen (wie dem Guzman del Alfaracho [recte „de Alfarache"] des Mateo Aleman, dessen Held Picaro, der Schelm, hieß, darum auch die Bezeichnung picarische Romane)." In dem éinen Satze welch Gemisch von Wahr und Falsch! S. 101 wird der Verfasser der „Insel Felsenburg" Julius (statt Johann Gottfried) Schnabel genannt. S. 125: Bürgers „Lieder sind in derb volksthümlichem Tone gehalten"; als treffendes Beispiel das elegante Rococo-Lied „Ich lobe mir Mein Dörfchen hier"! Von Lessings „Faust" ist erheblich mehr als „eine kleine Scene" (S. 129) erhalten. S. 183: „Friedrich von Hardenberg, Novalis mit einer Art von Latinisierung seines Familiennamens genannt." Wer mag daraus klug werden? S. 185 steht Hölderlin zwischen Tieck und Chamisso, S. 197 Seume gar zwischen Grabbe und Platen; ärger kann die Chronologie kaum misshandelt werden. S. 191: Grillparzer, dem zu Ehren sich in Wien „sogar" eine Grillparzer-Gesellschaft gebildet hat,

ist nicht der Sohn eines kleinen Beamten, und sein „Bruderzwist im Hause Österreich" wurde erst aus seinem Nachlasse bekannt. Usw., usw. Von verschriebenen Vocabeln und Eigennamen wie winlleod, Richardsohn, Czatad, Slatorog wimmelt das Buch. Das alles sind Kleinigkeiten, gewiss, und eine bedeutende Individualität mit eigenen, neuen Gedanken oder im Besitze glänzender Diction dürfte sich derlei ein oder das anderemal zuschulden kommen lassen; wo aber, wie hier, nicht der leiseste Ersatz für solch arge Schnitzer in einem „Hilfsbuche" geboten wird, erscheint schärfste Ablehnung eines derartigen Productes als Pflicht gewissenhafter Kritik.

Wien. Dr. Robert F. Arnold.

La Settimana politica, letteraria, scientifica e artistica, herausgegeben von Giuseppe Schmid-Ferrari in München. Wöchentlich eine Nummer. Directe Zusendung unter Kreuzband: Deutschland 2 Mk. 15 Pf., Österreich-Ungarn 1 fl. 30 kr. für das Quartal.

Wer seine italienischen Sprachkenntnisse durch Lectüre eines belehrenden und unterhaltenden Journals befestigen und erweitern will, dem kann die seit 19 Jahren erscheinende „Settimana" bestens empfohlen werden. Die Zeitschrift beginnt mit einem „Calendario storico", worauf ein kurz gefasster, unparteiischer „Bollettino politico" folgt. Die hierbei vertretenen Ansichten sind durchgehends gesunde und fordern nicht selten zu reiflicher Erwägung auf; so heißt es Nr. 20, Jahrgang XIX, 20. Mai 1898: „L'imperatore Francesco-Giuseppe si recò al Prater di Vienna ad inaugurarvi l'Esposizione ch'è stata organizzata per festeggiare il suo giubileo di regno e nell'andata come nel ritorno fu acclamato con entusiasmo dalla popolazione .... quelli che vivono di qua dalla Leitha hanno un modo singolare di celebrare il Giubileo del sovrano, poichè, mentre gli prodigano omaggi e gli attestano il loro affetto, gli amaraggiano l'animo, gli rendono più difficile il suo già non facile compito, persistendo in una lotta nazionale che da un anno turba il paese e ne paralizza la vita politica. Francesco-Giuseppe sarebbe assai più lieto e grato delle loro dimostrazioni, se fossero suffragate dal proposito dei loro rappresentanti parlamentari di por fine alla situazione anormale e cooperare ... alla pacificazione degli animi, alla conciliazione degli interessi, aiutandolo a trovare una soluzione razionale della quistione delle lingue." Die „aforismi", kleine Poesien, dramatische Stücke und sorgfältig ausgewählte Erzählungen, „cose varie", eine Übersetzungsaufgabe mit der „piccola posta" füllen den Rest der sorgfältig redigierten Settimana aus. Die Anmerkungen enthalten die Angabe seltener vorkommender Vocabeln und andere wertvolle Erläuterungen. Durch ektypische Zeichen ist die offene, resp. weiche Aussprache der einzelnen Laute

genau bezeichnet. Von der Settimana gilt in gewisser Beziehung das Horazische „Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci"; sie bietet für Vorgeschrittene, welchem Stande sie immer angehören mögen, ein vortreffliches Unterrichtsmittel in der italienischen Sprache und zeichnet sich durch gediegene Auswahl einer gehaltvollen Lectüre aus.

Wien. Dr. Joh. Alton.

E. Rothert, Karten und Skizzen aus der Geschichte des Alterthums. Düsseldorf, Bagel s. a. Preis geb. 5 Mk.

Mit dem vorliegenden, 25 Tafeln umfassenden Bande ist das Gesammtwerk vollständig geworden. Die früher erschienenen vier Bände zur Geschichte des Mittelalters und der neueren und neuesten Zeit haben, soviel mir bekannt ist, großen Beifall gefunden, besonders in Lehrerkreisen wird R.s Methode als ein vortreffliches Mittel zur Einprägung der geschichtlichen Thatsachen gelobt; die früher erschienenen Bände lagen binnen kurzer Zeit in 4. und 2. Auflage vor.

An Versuchen, historische Vorgänge graphisch darzustellen, hat es auch früher nicht gefehlt. Tabellen, Stammbäume, Geschlechtertafeln, historische Atlanten, Schlachtenpläne, topographische Detailaufnahmen, Darstellungen, die sich der Form des Stammbaumes oder der Verzweigung eines Flussgebietes zur Veranschaulichung geschichtlicher Entwicklung bedienen, liegen in großer Anzahl vor.

Der historische Atlas vermag nebst der Anschauung des Geländes, der Entfernungen der Ortslagen usw. nur eine Vorstellung von den zu einer bestimmten Zeit bestehenden politischen Zuständen zu geben und erst aus dem Vergleiche möglichst vieler und übersichtlicher solcher Zustandsbilder miteinander kann eine Anschauung von den historischen Vorgängen gewonnen werden. Auf den Schlachtenplänen moderner kriegswissenschaftlicher Werke hat man sie noch dadurch zu erleichtern gesucht, dass die Anmarsch- und Rückzugslinien einzelner Abtheilungen eingezeichnet wurden. In den Lehr- und Unterrichtszwecken dienenden historischen Kartenwerken war dieses Verfahren bisher auf den Zug Alexanders, des Hannibal und einige wenige ähnliche Ereignisse beschränkt. In dem ausgedehnten Gebrauche dieses Versinnlichungsmittels und in der größeren Vereinfachung der Karte, auf der dasselbe angewendet wird, liegt die Eigenthümlichkeit der R.schen Methode. Wanderungen, Colonisationen und alle wichtigeren Kriege sucht der Verf. durch bunte Linien zu veranschaulichen und so dem Gedächtnisse leicht einzuprägende Bilder zu schaffen, die der Lehrer in größerem Maßstabe als auf den Karten mit farbiger Kreide vor den Schülern auf der Tafel entwerfen soll.

Den zahlreichen Karten, die die zeitweilig bestehenden politischen Besitzverhältnisse sehr übersichtlich in den Hauptumrissen darstellen, sowie den Kärtchen und Plänen ist ein zwar in bloßen Schlagworten abgefasster, aber doch verhältnismäßig recht ausführlicher Text beigegeben.

Schema und Schlagwort sind vielleicht unvermeidlich, aber sie bleiben rohe, jeder feineren Auffassung abträgliche Behelfe. ohne Willkür und bewusste Vernachlässigung lassen sich solche Formeln nicht aufstellen, so wenig als ein wirklich übersichtliches historisches Kartenbild ohne willkürliche Linienführung gewonnen werden kann. Der Verf. dieses Werkes war sichtlich bemüht, diesen Mangel auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken. Es ist ihm m. E. auf den Karten besser gelungen als in dem Texte, der mancherlei Versehen enthält. Eurypides und Hermakopiden mögen übersehene Druckfehler sein, woher aber das Datum 448 für die Übertragung der Bundescasse von Delos nach Athen stammt, ist mir nicht erfindlich, da doch schon seit 454/3 die athenischen Logisten, wie die Inschriften lehren, mit den Rechnungen für die Bundescasse betraut sind, u. a.

Dass den kritischen Zweifeln an der Geschichtlichkeit z. B. der dorischen Wanderung oder der älteren römischen Geschichte keine Rechnung getragen wird, billige ich vollkommen, das Werk soll ja dazu dienen, die herkömmliche Überlieferung dem Gedächtnisse einzuprägen. Für überflüssig und schädlich halte ich es aber, banausische oder gar falsche moderne Motivierungen der Wiedergabe der antiken Tradition beizumengen. Die Sätze solchen Inhaltes könnten ohne Schaden aus dem begleitenden Texte entfernt werden. Sie entspringen gleichfalls dem Streben nach Deutlichkeit und Veranschaulichung, prägen aber dem Gedächtnisse nur falsche Gesichtspunkte ein.

Graz. Adolf Bauer.

Zeehe Andreas, Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit für die oberen Classen der Gymnasien. Laibach, Kleinmayr u. Bamberg 1898. 251 SS. Preis geb. 2 K 80 h.

Das Lehrbuch der Geschichte für Obergymnasien von Zeehe liegt nunmehr vollständig vor. Bereits bei der Besprechung des Mittelalters in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1897, S. 634—641) wurde das Verdienstliche dieser Arbeit anerkannt. Die Vorzüge. die diesem Theile nachgerühmt wurden, kehren nun auch bei der Neuzeit wieder: das Buch beruht auf gründlichen Studien, die dem gegenwärtigen Stande der Geschichtswissenschaft Rechnung tragen, und befleißigt sich einer klaren Darstellungsform in fließender Sprache. Neben der politischen Geschichte findet die friedliche Thätigkeit eine eingehende Berücksichtigung. Die großen geistigen

Mächte, die einzelnen Perioden die Richtung weisen oder das Gepräge aufdrücken, wie die reiche Nachblüte, die das classische Alterthum in dem Humanismus und in der Renaissance gefeiert hat, die gewaltigen religiösen Bewegungen der Reformation und Gegenreformation, die Wirkungen der Aufklärungsliteratur sind in objectiver Weise dargestellt, wobei allerdings mitunter ein freimüthiges Wort fällt, dem jedoch der taktvolle Vortrag des Lehrers die richtige Deutung zu geben wissen wird. Die volkswirtschaftlichen Verhältnisse werden von den Folgen der großen Entdeckungen am Beginne der Neuzeit an bis auf die Gegenwart mit der unser gesammtes sociales Leben beeinflussenden Geldwirtschaft und Großindustrie und ihren Begleiterscheinungen, der Socialdemokratie und Socialreform, bei gegebenen Anlässen beleuchtet, wodurch nicht bloß das Verständnis einzelner Geschichtsperioden gefördert, sondern dem Schüler auch wertvolle Kenntnisse und Anregungen für dieses hochbedeutsame Gebiet unserer Zeit vermittelt werden. Die politische Geschichte hält sich in einer knappen Form, wobei jede Häufung von Namen und Zahlen sorgfältig vermieden wird. Hie und da scheint der Verf. in dieser Enthaltsamkeit zuweit gegangen zu sein und das persönliche Moment allzusehr hinter die großen Ereignisse zurückgestellt zu haben. So z. B. vermisst man bei der großen Türkenbelagerung Wiens im Jahre 1683 (S. 106) ungerne den Namen des thatkräftigen Bürgermeisters Liebenberg. Der Name Robespierre wird erst bei dem Sturze der Schreckensherrschaft (S. 165) genannt. S. 150 wird wohl die Versammlung der Vertreter der nordamerikanischen Colonien im Jahre 1774 erwähnt, dann heißt es aber weiter: „So brach der Krieg aus, und bald darauf erklärten sich die Colonien als 'Vereinigte Staaten von Nordamerika' für unabhängig“; hier hätte doch wohl das Geburtsjahr (1776) der großen nordamerikanischen Union nicht verschwiegen werden sollen. Das Buch enthält auch an geeigneten Stellen Hinweise zu Vergleichen, die geeignet sind, das Urtheil über Ähnlichkeit und Verschiedenheit der betreffenden Verhältnisse zu klären und zu schärfen. Ebenso wird durch gelegentliche Vor- und Rückblicke das Denken angeregt und eine Vertiefung der Auffassung bewirkt, wie das Buch überhaupt zunächst an den Verstand sich wendet. Durch eine detaillierte Gliederung wird die Übersichtlichkeit des reichen Inhaltes wesentlich erleichtert. Die drei großen Zeiträume, in welche die Neuzeit in herkömmlicher Weise eingetheilt wird (1492—1648, 1648—1789, 1789 bis zur Gegenwart), zerfallen in Capitel und diese selbst wieder in Abtheilungen und Abschnitte, die mit bezeichnenden Überschriften und Stichwörtern versehen sind und eine rasche Orientierung ermöglichen.

Im Nachstehenden möchte ich nur einige Stellen dem Verf. zu einer nochmaligen Erwägung empfehlen.

Dass die auf S. 3 f. angeführten Erfindungen (Schießpulver, Leinenlumpenpapier, Buchdruckerkunst), die allerdings erst in der Neuzeit zu ihrer vollen praktischen Bedeutung gelangt sind, erst hier und nicht schon im Mittelalter ihren Platz finden, wird kaum allgemeine Zustimmung finden, selbst wenn man der Vertheilung des Stoffes nach einer rein äußerlichen chronologischen Schablone nicht das Wort redet. — In dem Satze (S. 56): „Noch mehr verfolgte Jakob (I.) die Puritaner, die republikanisch gesinnt waren, da im ganzen westlichen Europa die Gegenreformation vom spanischen Königthume betrieben wurde“ ist der Zusammenhang zwischen dem strengen Vorgehen des englischen Königs gegen die Puritaner und der Förderung der Gegenreformation durch den spanischen Hof nicht einzusehen. — S. 108 ist von der Erhebung des „Markgrafen“ von Brandenburg zum Könige in Preußen die Rede, und ebenso werden S. 114 die Beherrscher von Brandenburg zur Zeit des Anfalles von Ostpreußen an dieses Land (1618) „Markgrafen“ genannt; waren denn die brandenburgischen Markgrafen nicht schon längst Kurfürsten? — S. 122 wird die Gründung von Petersburg (wahrscheinlich nur infolge eines Druckfehlers) in das Jahr 1705 (st. 1703) verlegt. — Der große nordische Krieg wird (S. 123) mit der „ausblickenden“ Bemerkung geschlossen: „Seit Peter (dem Großen) sind auch die Hoffnungen der Südslaven nicht mehr auf Österreich, sondern auf Russland gerichtet ...“ Der Verf. dürfte wohl diese nationalen Aspirationen nur den Balkan-Slaven, nicht aber auch den Südslaven unserer Monarchie (Croaten, Serben und Slovenen) zuschreiben wollen. — S. 158 enthält der Satz: „Die Reichsstände traten in Versailles zusammen; sie zählten rund 600 Mitglieder, von denen ungefähr die Hälfte dem Bürgerstande angehörte“ eine unrichtige Angabe. Die Zahl der Mitglieder betrug rund 1200, von denen etwa die Hälfte auf den Bürgerstand entfiel. — In dem Satze (S. 164): „In Lyon wurden ungefähr 1700 Menschen haufenweise hingerichtet, weil die Guillotine zu langsam arbeitete“ wäre das Wort „hingerichtet“ durch „erschossen“ (Mitraillades) zu ersetzen. — S. 195 werden die Gebiete genannt, die Österreich im Wiener Congresse erhalten hat; auffallenderweise werden nun hier die „illyrischen Provinzen“ gar nicht erwähnt.

Der Verf. citiert einzelne charakteristische Aussprüche von hervorragenden Personen in französischer Sprache, während er andere in deutscher Übersetzung bietet; es würde sich empfehlen, den letzteren Modus durchgängig beizubehalten. Auch hätte ein oder das andere Citat wegbleiben können, so das an die bekannten modernen Kasernenhofblüten erinnernde Urtheil Blüchers über Napoleon, den er einen „dummen Kerl“ nannte (S. 194), ferner das Epitheton ornans für den Fürsten Metternich „Kutscher von Europa“ (S. 200) und ebenso das „Nadererthum“ (S. 217).

In sprachlicher Beziehung fielen mir, von einigen Druckfehlern abgesehen, die Schreibweisen auf: „Franz Stefan“ (S. 112, 129,

131), „Raffael Donner" (S. 113), „hunderttausende von Stammesgenossen" und die unrichtigen Genetivbildungen „zur Zeit Lorenzo des Prächtigen" (S. 11), „des südwestlichen Deutschlands (S. 13), „... trotz der Abmahnung seines Schwiegervaters Jakobs I." (S. 79) und „(Einfuhr) des Thee (S. 150).

Die äußere Ausstattung des Buches ist eine tadellose; insbesondere berührt es angenehm, dass der Kleindruck aus dem Texte ganz verschwunden ist.

Auch der vorliegende Theil des Zeehe'schen Buches wird bei den Fachmännern die verdiente Würdigung finden.

Linz. Chr. Würfl.

H. J. Klein, Lehrbuch der Erdkunde für höhere Lehranstalten. 4. gänzl. umgearb. Aufl. von Prof. Dr. August Blind. Mit 57 Karten, sowie mit 101 landschaftlichen, ethnographischen und astronomischen Abbildungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1898. 8°, 372 SS.

Das vorliegende Buch wurde bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1880 mit großem Beifall aufgenommen und von einigen Seiten sogar als das beste geographische Schulbuch bezeichnet, das in den letzten Jahren geschrieben worden sei. Demgegenüber mag gleich hier gesagt werden, dass dieses Urtheil heute nicht mehr gelten kann, dass vielmehr das Buch mittlerweile ganz bedeutend überholt worden ist. Vergleicht man z. B. Kirchhoffs Schulgeographie damit, so findet man als grundlegenden Unterschied, dass die Darstellung Kirchhoffs überall erklärend und begründend, die Darstellung Kleins dagegen nur beschreibend ist. Kirchhoff bildet demgemäß kleinere geographische Einheiten und zeigt uns Land und Volk in ihren Wechselbeziehungen; Klein dagegen trennt die physische Geographie vollständig von der politischen, behandelt zuerst Bodengestalt, Gewässer und Klima aller Erdtheile, dann erst, ganz unabhängig davon, die Völker- und Staatenkunde, eine Methode, die als durchaus veraltet bezeichnet werden muss. Der Herausgeber der neuen Auflage hat wohl insoferne der neuen Richtung ein kleines Zugeständnis gemacht, als er wenigstens bei Europa eine Dreigliederung vornahm, die nordosteuropäische Platte, das mitteleuropäische Gebirgsland und Südeuropa in physischer Beziehung als Einheiten auffasste und demgemäß behandelte. Im übrigen wurde an den alten Grundsätzen nicht gerüttelt, ja der Herausgeber gieng mit einer förmlichen Ängstlichkeit allem aus dem Wege, was nur im geringsten an Erdgeschichte erinnert. Über die Entstehung der Gebirge, der Fjorde usw. wird kein Wort erwähnt. Neu hinzugekommen ist ein eigener Abschnitt über Verkehrsgeographie, welcher der Verf. auch eine ziemlich ausführliche Geschichte vorausschickte. Es ist dies eine dankenswerte Zugabe. Verhältnismäßig am besten

gearbeitet ist die astronomische Erdkunde als letzter Abschnitt.

Ein großer Theil des Buches erscheint in Kleindruck. Man fragt sich aber oft vergeblich: warum diese Scheidung? Wenn die aus Handbüchern, Reisebeschreibungen, Zeitungen usw. entnommenen Stellen in Kleindruck angeführt werden, so ist das gewiss billig; wenn aber wichtige klimatische, ethnographische Verhältnisse usw. in diesem Drucke erscheinen, so hat das keinen Sinn. Ein Fingerzeig für den Schüler, dass er nur das Großgedruckte zu lernen brauche, kann es aber auch nicht sein, denn dann brauchte er z. B. von den Alpen, mit Ausnahme einer ganz kurzen, allgemeinen Übersicht, nichts zu lernen. Überhaupt sind die Gebirge im Verhältnisse zu den Flüssen stiefmütterlich behandelt worden. Die gesammten Alpen werden auf weniger als drei Seiten, der Rhein dagegen auf vier Seiten behandelt. Bezeichnend ist, dass der Herausgeber von dieser breiten Schilderung nichts gestrichen hat als die Entstehungsgeschichte seines Deltalandes und der oberrheinischen Tiefebene. Nicht zu billigen ist auch, dass er sich von der alten Meile noch nicht ganz loszulösen vermocht hat; sie wechselt fortwährend mit dem Kilometer. Was für einen Wert hat es für den Schüler, die Größe der Erdzonen, die Größe der gesammten Meeresfläche gegenüber der des Festlandes, die Größe der einzelnen Oceane in Quadratkilometern kennen zu lernen? Statt sie erst in das neue Maß umzurechnen, hätte der Herausgeber sie besser ganz streichen und etwa sagen sollen: $^3/_4$ Wasser, $^1/_4$ Festland usw. An den Definitionen hat er nirgends zu bessern versucht, und doch wäre es an manchen Stellen sehr wünschenswert gewesen. „Ein Landstrich, der zwei Meere trennt, ist eine Landenge.“ Wo ist da zwischen Wort und Begriff der vermittelnde Gedanke? Soll es der Schüler richtig erfassen, so sagt man ihm: Ein schmaler Landstrich, der zwei größere Landmassen verbindet, heißt Landenge. „Die Ausbuchtung der Ufer bedingt die Küstenentwicklung eines Landes; je größer jene bei gleichem Flächeninhalte des letzteren, umso zugänglicher, aufgeschlossener ist im allgemeinen das Innere“ (S. 16). Wer solche Sätze für zehnjährige Knaben angemessen hält, sollte keine Hand an ein Lehrbuch legen. Das „bisweilen“, „stellenweise“, „theilweise“ usw. spielt in den Begriffserklärungen eine große Rolle, oft in ganz undeutschen Wendungen. „Der Ganges theilt sich nahe 400 km vor seiner Mündung“ (S. 90). „Die Wolga fließt in einer Breite von häufig einer Meile“ (S. 47). S. 45 wird von einer verkehrshemmenden Gleichförmigkeit der sarmatischen Tiefebene gesprochen. Ein dem Inhalte wie der Form nach sehr nachlässig gebauter Satz ist der folgende auf S. 59: „Die beiden bedeutendsten Ströme von Centraleuropa (Rhein und Donau) nehmen unter den übrigen auch insoferne eine ausgezeichnete Stellung ein, als der Rhein der einzige ist, der den Alpen entquillt, und die

Donau, die, der Natur ihrer linksseitigen Nebenflüsse nach, auch ein Alpenfluss genannt werden kann, allein nach Westen sich ergießt."

An sachlichen Mängeln habe ich mir unter anderem Folgendes angemerkt: S. 129 wird die Bewohnerzahl Europas mit 379 Mill. angegeben. „Der Religion nach", heißt es weiter, „sind 350 Mill. Christen; der Rest vertheilt sich nahe gleichmäßig auf Juden und Mohammedaner." Darnach gäbe es also in Europa gegen 15 Mill. Juden, während doch zwei Zeilen früher von 5 Mill. die Rede ist. Und wo sollen denn die 14 oder 15 Mill. Mohammedaner in Europa wohnen? Bei dem Gesammtwerte der Einfuhr Hamburgs im Betrage von 20.000 Mill. Mark (S. 167) ist dem Verf. eine Null zuviel aus der Feder gerutscht. Die großen Kohlenlager im Wienerbecken, von denen auf S. 175 gesprochen wird, sind wohl vorderhand noch unentdeckt. Was soll die „Binnenstadt" Trautenau? Hat denn Shakespeare wirklich recht gehabt? Olmütz wird noch als starke Festung, Brody als Freihandelsplatz vorgeführt. In Galizien sollen die Deutschen ein Fünftel der Gesammtbevölkerung bilden! Dass Luxemburg nicht mehr mit Holland durch Personalunion verbunden ist und keinen vom König-Großherzog eingesetzten Statthalter, sondern einen selbständigen Fürsten hat (S. 192), sowie dass die Insel Formosa von China an Japan abgetreten wurde, scheint der Herausgeber verschlafen zu haben. Die Festung an der Etsch heißt nicht Legnano (S. 222), sondern Legnago. S. 230 blieb folgender Satz unverändert stehen: „Die einzige größere Stadt Polens ist Warschau", obwohl unmittelbar hinzugefügt wurde: Lodz (315.000 Einw.). Wer wird bei dem türkischen Reiche noch von einer Verfassung und Volksvertretung sprechen? (S. 233). Bulgaren und Rumänen werden als griechisch-orthodox, die Serben als griechisch-katholisch bezeichnet (S. 235), Annam und Birma S. 241 noch unter den selbständigen Staaten Asiens aufgezählt, obwohl sonst von ihrer Zugehörigkeit zu den englischen und französischen Colonien die Rede ist. S. 271 wird von Abessinien und den italienischen Besitzungen in Afrika ganz unverständlich und ohne Zusammenhang gesprochen. In den Vereinigten Staaten soll sich nur ein Fünftel der Gesammtbevölkerung mit der Landwirtschaft beschäftigen, und die Bahnen sollen dort Höhen überschreiten, „die dem Montblanc vergleichbar sind" (S. 288), während doch das Land nicht einmal einen Gipfel von dieser Höhe besitzt! Auch das Bild des afrikanischen Negers (S. 267) in dem modernen europäischen Anzuge macht sich recht übel!

Fassen wir unser Urtheil zusammen, so lautet es dahin, dass es die Schule verschmerzen könnte, wenn sich Herr Dr. Blind Zeit und Mühe für seine neue Ausgabe erspart hätte.

Wien. L. Weingartner.

Dr. Gustav Holzmüller, Das Potential und seine Anwendung auf die Theorien der Gravitation, des Magnetismus der Elektricität, der Wärme und der Hydrodynamik in elementarer Behandlung. Mit 237 Figuren, zahlreichen Übungsbeispielen und einem Anhange über die Maßeinheiten. Leipzig Teubner 1898. 8°, XVII u. 440 SS.

Das vorliegende Buch, welches als zweiter Theil der von demselben Verf. herausgegebenen „Ingenieur-Mathematik“ erscheint aber ein selbständiges Ganzes bildet, hat einen mehr pädagogischen als wissenschaftlichen Zweck. Es ist für Hochschüler der ersten Semester und für praktische Ingenieure, welche elektrotechnische Studien zu machen haben, sowie für Lehrer der Mathematik und Physik an höheren Schulen und technischen Lehranstalten bestimmt und soll auf leichte Weise Einblick in die Lehren von der Gravitation und der kosmischen Physik bis zur Anziehung der Ellipsoidschalen, von der Elektricität und dem Magnetismus bis zu den Hertz'schen Schwingungen, in die neueren Theorien der Wärmeströmungen und der Hydrodynamik bis zur Lehre von den freien Ausflusstrahlen, den Wirbelbewegungen und den Grundwasserströmungen gewähren.

Da aber die neuere Physik in der Behandlung dieser Gebiete durch die Zugrundelegung des Potentialbegriffes eine alle Erwartungen übertreffende Vereinfachung und Förderung erfahren hat, machte der Verf. unter Benützung der bekannten Arbeiten von O. Tumlirz, J. G. Wallentin, Thomson und Tait, Helmholtz, Hertz und zahlreichen anderen den Versuch, eine Potentialtheorie bloß mit den Hilfsmitteln der Elementarmathematik aufzustellen und auf ebenso elementarem Wege zahlreiche Anwendungen dieser Theorie zu zeigen. Nun, ganz ist ihm dies trotz seiner gegentheiligen Meinung nicht gelungen. Auf S. 53 überrascht nämlich den Leser unvermuthet der Gebrauch der „Schichtenformel“, rücksichtlich welcher auf S. 58 auf den ersten Band der „Ingenieur-Mathematik“ verwiesen wird, hinter der sich aber ein Integral versteckt. Diese Summenformel wird im Laufe der weiteren Erörterungen noch öfter angewendet.

Übrigens verdient es offene und uneingeschränkte Anerkennung, was der Verf. mit elementaren Hilfsmitteln, besonders durch graphische Darstellungen (Arbeitsdiagramme, Potentialwerte usw.) leistet. Der Inhalt des Buches umfasst eine Reihe von ungefähr 300 Problemen (Lehrsätzen, Aufgaben) oder Consequenzen, bezw. Ergebnissen solcher in einer Abfolge, die zwar nicht auf strenge Systematik Anspruch macht, beispielsweise gelegentliche Wiederholungen nicht scheut, aber das Studium der einzelnen Abschnitte mehr zu einer leichten Lectüre gestaltet.

Den Mittelschullehrer interessiert naturgemäß in erster Linie die in den Lehrbüchern noch gar nicht oder nur äußerst unvollkommen behandelte Lehre von Niveauflächen und Kraftlinien im

Wirkungsbereiche eines Magnetes, eines elektrischen Conductors oder eines galvanischen Stromes. Sie findet im vorliegenden Buche im Anschlusse an die Lösung von Problemen allgemeinerer Art eine für die gewöhnlichen Unterrichtsbedürfnisse mehr als ausreichende Würdigung und Durchführung.

Die Erklärung der Magneto-, Volta- und Selbst-Induction gibt willkommenen Anlass zur Besprechung der Maxwell'schen Wirbelfelder und der elektrischen Strahlung im Äther überhaupt. Hier befleißt sich der Verf. leider zum Theil auf Kosten der Klarheit einer großen Knappheit und Kürze. Oder sollte es denn gar nicht möglich sein, die Maxwell'schen Vorstellungen über magnetische oder elektrische Verschiebungen in leicht zugänglicher Anschaulichkeit wiederzugeben? Interessant ist in dieser Hinsicht, dass, wie in der Vorrede auf S. VII durch Citate belegt wird, selbst Männer wie C. Neumann, Kirchhoff und Hertz eingestanden, es sei ihnen nicht gelungen, ein vollständig deutliches Bild der Maxwell'schen Theorie zu gewinnen. Möge sich dadurch niemand von der Lectüre des Buches abschrecken lassen. Es bietet die schwer verdaulichen Gerichte der modernen mathematischen Physik gewiss in der leichtest genießbaren Form. Als besonderer Vorzug in der Behandlung des verarbeiteten Stoffes muss die thunlichste Heranziehung von Analogien aus der Mechanik zur Förderung der Anschaulichkeit hervorgehoben werden.

Dem aufmerksamen Leser fallen stellenweise Ungenauigkeiten oder sonstige kleine Mängel im Texte oder in den Figuren auf. S. 12 z. B. heißt es: „Die Masseneinheit wird auf der Sonne die Beschleunigung .... erhalten;" — warum die Massen e i n h e i t? Ferner ist S. 14 von „gegenseitigen Abstoßungen bei entgegengesetztem Magnetismus" die Rede. In der Fig. 3 hätte auf den im Texte besprochenen zweiten Constructionsfall Rücksicht genommen werden können. Öfter vermisst man in den Figuren Darstellungen und Bezeichnungen, auf die sich der Text beruft; so S. 20 (Diagrammfläche $P_1 P_2 Q_2 Q_1$), S. 133 (Fig. 78), S. 137 (hierzu Fig. 79), S. 218 (wo ist ϑ_1?) und S. 316 (wo ist C?). Auf S. 23 begegnet man dem Begriffe „Potentialwert", ohne dass derselbe vorher erklärt worden wäre; erst im nächstfolgenden Capitel wird die Definition desselben nachgetragen. Zu S. 34 wäre zu bemerken, dass man bei der Zerlegung einer Fläche in Elemente die letzteren nicht „kreisrund" annehmen darf. S. 45, Z. 5 v. u. ist wohl unter r nicht der Radius eines Weltkörpers, sondern der Radius seiner Bahn zu verstehen. Die Berechnung eines Kreisradius aus der Kreisfläche, wie sie S. 140 ausgeführt erscheint, ist — offenbar aus Flüchtigkeit — schlecht. S. 372 ist die Vorstellung eines Cylinders verlangt, dessen Durchmesser nach Art eines Kegels allmählich an Länge zunimmt! Zu S. 423 sei bemerkt, dass die Arbeit 1 mkg nicht einer bestimmten Anzahl von Dynen, sondern von Ergs gleich ist. Und wer will (S. 440) den galvanischen Leitungswiderstand von 1 cm^3 Hg angeben können?

Von Druckfehlern seien folgende erwähnt: S. 95, Z. 9 v. o. soll es heißen C_2EDC statt C_2BDC; S. 108, Z. 7 v. u. OB_2 statt OP_2; S. 137, Z. 5 v. u. $\frac{12}{r_2}$ statt $\frac{12}{r^2}$; S. 315, Z. 7 v. u. $W_1 = W_2$ statt $W_1 - W_2$; S. 367, Z. 17 v. o. „geöffnet" statt „geschlossen". Diese Versehen erkennt man aber leicht als solche, weshalb sie nicht störend wirken. Immerhin hätte das Buch vor seiner Herausgabe noch eine kleine Revision vertragen.

Damit soll jedoch das bereits oben ausgesprochene günstige Urtheil über den gediegenen und auf der Höhe der Forschung stehenden Inhalt dieses neuen Werkes nicht eingeschränkt werden. Jeder Lehrer der Physik an einer mittleren oder höheren Schule wird es nicht nur mit Interesse, sondern auch mit wirklichem Gewinn für seine eigene fachliche Bildung und für den von ihm versehenen Unterricht lesen.

Wien. Franz S. Daurer.

Die Elemente der Kegelschnitte in synthetischer Behandlung. Zum Gebrauche in der Prima höherer Lehranstalten bearbeitet von Dr. W. Erler, weil. Professor am kgl. Pädagogium in Züllichau. Mit 30 Figuren im Text. 5. Aufl., besorgt von Dr. L. Huebner, Professor am Gymnasium zu Schweidnitz. Leipzig, B. G. Teubner 1898. 8°, 60 SS.

Die 4. Auflage der vorliegenden Elemente fand in unserer Zeitschrift [1]) eine eingehende Besprechung und Würdigung. Die Anzeige der 5., nach dem Tode des Verf.s durch Dr. L. Huebner besorgten Auflage kann sich daher darauf beschränken, die vorgenommenen Veränderungen zu besprechen.

Die wichtigste Veränderung betrifft den Umfang des Buches und kündigt sich bereits im Titel desselben an. Während die 4. Auflage ausdrücklich für die Gymnasialprima bestimmt war, ist die neue Auflage zum Gebrauche in der Prima höherer Lehranstalten bearbeitet; es ist hiermit die Verwendbarkeit an realistischen Lehranstalten angestrebt. Zu diesem Zwecke wird der Unterrichtsstoff durch Hinzufügung der harmonischen und polaren Eigenschaften erweitert und der Gedankenkreis des Lernenden durch die Auffassung der Kegelschnitte als Central- und Parallelprojectionen und als harmonische Abbildungen des Kreises wesentlich bereichert. Zur geistigen Verarbeitung des Dargebotenen dient eine Reihe von Aufgaben, um welche die Aufgaben der 4. Auflage vermehrt wurden.

Von dieser Vermehrung abgesehen ist der Lehrstoff der 4. Auflage im großen und ganzen unverändert in die 5. Auflage übergegangen; dennoch ist auch hier die bessernde Hand des Be-

---

[1]) 45. Jahrgang (1894), S. 154.

irbeiters zu erkennen. So haben z. B. die Ableitungen der Gleichungen für die einzelnen Kegelschnittslinien eine gelungene Umgestaltung im synthetischen Sinne erfahren; ob es jedoch glücklich war, die alten, analytischen Ableitungen in den Übungsstoff zu verweisen, erscheint dem Ref. fraglich.

Dass die Figuren vermehrt und hie und da, den Änderungen im Texte entsprechend, verändert wurden, ist selbstverständlich; es verdient jedoch eine anerkennende Erwähnung, dass die Figuren in der neuen Auflage nicht mehr auf einem einzigen Blatte zusammengestellt, sondern im Texte untergebracht wurden.

Ref. empfiehlt auch diese neue Auflage der Aufmerksamkeit der Fachgenossen.

Lehrbuch der ebenen Trigonometrie mit Beispielen u. 280 Übungsaufgaben für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterrichte von O. Bürklen, Professor am kgl. Realgymnasium in Schw. Gmünd. Mit 40 Figuren. Heilbronn a. N., Schröder u. Co. 1897. 8°, 122 SS.

Dieses Lehrbuch behandelt den üblichen trigonometrischen Lehrstoff in einem Umfange, wie er etwa für die österreichischen Gymnasien vorgeschrieben ist. Im 1. Abschnitte werden zunächst die goniometrischen Functionsbegriffe vom rechtwinkligen Dreiecke gewonnen und von denselben sogleich zur Lösung zahlreicher Aufgaben über das rechtwinklige, das schiefwinklige Dreieck und über das regelmäßige Vieleck Gebrauch gemacht. Das beobachtete Verfahren ist geeignet, den Anfänger in den ihm ganz neuen Gedankenkreisen so heimisch zu machen, dass er ohne Schwierigkeiten an das Studium der folgenden Abtheilungen des 1. Abschnittes, der Verallgemeinerung der goniometrischen Functionenbegriffe und der Functionen zusammengesetzter Winkel schreiten kann. Der 2. Abschnitt enthält die Entwicklung der trigonometrischen Beziehungen für das schiefwinklige Dreieck, die Grundaufgaben über die Auflösung des schiefwinkligen Dreieckes und eine systematische Anleitung zur Bearbeitung von Aufgaben, welche ziemlich vollständig aus allen üblichen Aufgabenkreisen gewählt sind.

Die Vorlage ist in allen Details mit Sorgfalt bearbeitet, der Druck ist correct, die äußere Ausstattung ganz entsprechend. Ref. empfiehlt das Büchlein der Aufmerksamkeit der Fachgenossen.

Ebene Trigonometrie und elementare Stereometrie. Von Dr. B. Féaux. weil. Professor am kgl. Gymnasium zu Arnsberg. 7., den Lehrplänen von 1892 entsprechend verb. Aufl., besorgt durch Friedrich Busch, Professor am kgl. Gymnasium zu Arnsberg. Mit 65 eingedruckten Figuren. Paderborn, F. Schöningh 1898. 8°, 187 SS.

Dieses beliebte Lehrbuch hat schon in seiner 6. von Prof. Busch besorgten Auflage durch die nennenswerten Veränderungen und Erweiterungen in didaktischer Hinsicht wesentlich gewonnen.[1])

---

[1]) Die 6. Auflage wurde in unserer Zeitschrift im 44. Jahrgange (1893), S. 800 eingehend besprochen.

Die gegenwärtige Auflage wurde den preußischen Lehrplänen vom Jahre 1892 angepasst und dementsprechend der Behandlung des rechtwinkligen Dreieckes eine erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet. Der 2. Theil, welcher die Stereometrie behandelt, ist durch einen vorbereitenden Abschnitt eingeleitet, welcher die Grundlehren der schrägen Parallelprojection in einfacher und klarer Darstellung entwickelt und eine Anleitung zum correcten Zeichnen der Körper in Parallelprojection enthält. Durch den Anhang IV (§. 25), welcher 1. eine Tafel pythagoreischer Dreiecke (nach Bretschneider) und 2. eine Tafel vollständig berechneter schiefwinkliger Dreiecke (nach Lieber und Lühmann) enthält, wird das Buch besonders Lehrern als Hilfsbuch, Zahlenbeispiele für Dreiecksaufgaben betreffend, willkommen sein.

Baden. H. Wittek.

Dr. Franz Ritter von Močniks Lehrbuch der Arithmetik für Untergymnasien bearbeitet von Anton Neumann, Professor am k. k. akad. Gymn. in Wien. 1. Abtheilung: Für die 1. und 2. Classe. 35. veränd. Aufl. Preis geb. 90 kr. 2. Abtheilung: Für die 3. und 4. Classe. 26. veränd. Aufl. Preis geb. 80 kr. Wien u. Prag, F. Tempsky 1898.

Die Lehrbücher der Arithmetik von Močnik für die Unterclassen der Gymnasien wurden von Prof. Neumann einer genauen und in jeder Beziehung sorgfältigen Revision unterzogen und in mehrfacher Hinsicht durch eine Neubearbeitung verbessert. Damit die nunmehrigen Auflagen neben den älteren verwendet werden können, wurden die Nummern der neu hinzugekommenen und der geänderten Beispiele mit einem Sternchen bezeichnet. Zunächst wird das Rechnen mit unbenannten und einnamigen ganzen und Decimalzahlen behandelt. Sehr genau berücksichtigt wurde der Stellenwert bei den einzelnen Rechnungen. Im Folgenden finden wir eine Erörterung des Rechnens mit Maßen, Gewichten und Münzen. Im Rechnen mit mehrnamigen Zahlen sind vom Bearbeiter viele Beispiele hinzugefügt worden. Im weiteren finden wir die Lehre von der Theilbarkeit der Zahlen, vom größten gemeinschaftlichen Maße und vom kleinsten gemeinschaftlichen Vielfachen durch recht instructive Beispiele erläutert. Entsprechend dem Lehrplane wurden dann zunächst einige Vorübungen für das Rechnen mit gemeinen Brüchen angestellt, wobei der graphischen Darstellung der Brüche die entsprechende Beachtung gewidmet wurde. Erst dann wird eine zusammenhängende Darstellung der Rechnung mit gemeinen Brüchen gegeben, darin die Verwandlung der gemeinen Brüche in Decimalbrüche und umgekehrt gezeigt. Nach Absolvierung der Lehre von den Verhältnissen und Proportionen werden Regeldetriaufgaben durch Schlüsse, dann durch Proportionen gelöst. Auch in der einfachen Zinsenrechnung wird zu wiederholtenmalen

die Schlussrechnung bei der Auflösung von Aufgaben herangezogen; dies kann nur gebilligt werden.

In dem zweiten Bändchen, das von dem Rechnen mit ganzen allgemeinen Zahlen, von dem Rechnen mit gebrochenen allgemeinen Zahlen, vom Quadrieren und Ausziehen der Quadratwurzel, vom Rechnen mit unvollständigen Zahlen, von den Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten, vom Cubieren und Ausziehen der Cubikwurzel, von der zusammengesetzten Regeldetri, der Gesellschaftsrechnung und der Zinseszinsrechnung handelt, ist dem Ref. besonders angenehm die Beigabe der Wiederholungsbeispiele zu den Gleichungen des ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten aufgefallen, welche von dem Bearbeiter in sehr geeigneter Weise gewählt sind. Im Rechnen mit gebrochenen allgemeinen Zahlen wird an das Rechnen mit besonderen Brüchen angeknüpft, ein Weg, der dem Ref. vom didaktischen Standpunkte aus der einzig richtige — weil am wenigsten gekünstelte — zu sein scheint. Sehr gelungen ist auch das Rechnen mit unvollständigen Decimalbrüchen dargestellt worden; die dazu gehörenden Erklärungen sind recht klar gehalten. Auf die theoretische Deutung des abgekürzten Verfahrens beim Ausziehen der Quadrat- und Cubikwurzel konnte bei dieser Unterrichtsstufe nicht eingegangen werden. Die Aufgaben der zusammengesetzten Regeldetri sind — wie es auch durch die Vorschrift geboten erscheint — mittels der Schlussrechnung zu lösen. Die Aufgaben der Gesellschaftsrechnung werden, wenn sie einfacher sind, im Kopfe, sonst mittels der Gleichungen gelöst werden können.

Ref. kann die beiden, von der hohen Unterrichtsbehörde zum allgemeinen Unterrichtsgebrauche zulässig erklärten Bücher nur wärmstens empfehlen und ist überzeugt, dass ein Unterricht, der auf Grund derselben in verständnisvoller Weise ertheilt wird, nur fruchtbringend sein kann.

Dr. Franz Ritter von Močniks Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die unteren Classen der Realschulen bearbeitet von Dr. Ferdinand Maurer, k. k. Landesschulinspector. 1. Heft. 21. umgearb. Aufl. Preis geb. 70 kr. 2. Heft. 20. verb. Aufl. Preis geb. 75 kr. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896.

Die beiden vorliegenden Hefte enthalten das Rechnen mit besonderen Zahlen. Sowohl die theoretischen als auch die von den Aufgaben handelnden Abschnitte sind genauestens revidiert worden und einige Partien haben eine zweckentsprechende Umarbeitung erfahren. Muster von klarer Darstellung — auch schwierigerer Partien — treten uns entgegen; so wird das Rechnen mit unvollständigen Decimalzahlen, für das in manchen Kreisen ein gewisser Horror empfunden wird, in der ihm in dem Buche gegebenen Darstellung dem Schüler sehr leicht verständlich gemacht. Entsprechend der praktischen Richtung der Realschulen ist in dem Buche der

Maß-, Gewichts- und Münzreduction ein breiter Raum gewidmet worden. Auch der Abschnitt über Schlussrechnungen (einfache und zusammengesetzte Schlussrechnung) ist ausführlich gehalten und mit sehr instructiven Beispielen versehen. Vortheilhaft finden wir es, dass in der Lehre von den Proportionen zur bequemeren Übersicht der abzuleitenden Grundgesetze die Glieder einer Proportion allgemein bezeichnet werden. Die rein praktischen Theile der besonderen Arithmetik (Kettenrechnung, Procentrechnung von Hundert, auf und in Hundert, einfache Zinsenrechnung einschließlich einiger sehr interessanter Erörterungen und Aufgaben über Effectenrechnungen, Discontrechnung, Terminrechnung, Theilregel, Durchschnitts- und Mischungsrechnung) treten in dem Lehrbuche der Arithmetik für Realschulen begreiflicherweise in den Vordergrund. An Aufgaben findet man ein sehr reichhaltiges und gut geordnetes Material. Landesschulinspector Maurer hat — wie man sich durch den Vergleich mit den früheren Auflagen überzeugen kann — gerade diesem Theile seine bewährte Umsicht und Sorgfalt zutheil werden lassen. Die Einbeziehung der Übungsaufgaben zur Wiederholung des Lehrstoffes der 1. Classe hält Ref. für sehr vortheilhaft, da ja der Lehrer sich genug oft veranlasst sehen wird, auf Früheres zurückzugreifen. Noch sei bemerkt, dass das in dem Buche Gebotene sich fast vollständig mit den Forderungen des neuen Lehrplanes für Realschulen und auch mit den wertvollen Winken der Instructionen für den Unterricht an den Realschulen in Österreich deckt.

Auch die beiden Theile des Lehrbuches der Arithmetik von Močnik-Maurer können für den Unterrichtsgebrauch nur wärmstens empfohlen werden.

Vierstellige Logarithmen der gewöhnlichen Zahlen und der Winkelfunctionen zum Gebrauche an Gymnasien von E. Schultz, wissenschaftl. Lehrer an der kgl. Maschinenbau- und Hüttenschule zu Duisburg. Essen, G. D. Bädeker 1897. Preis geb. 80 Pf.

Vierstellige mathematische Tabellen für höhere Schulen. Von demselben. Ebendaselbst.

Das erste Büchlein enthält die dekadischen Logarithmen der Zahlen von 1—10.000 und die vierstelligen Logarithmen der Winkelfunctionen von Minute zu Minute, ferner eine sehr klare Anleitung zum Gebrauche der Zahlentafeln und die natürlichen Logarithmen der Zahlen 1—1000. Im Anhange finden wir eine Reihe von wertvollen Tafeln aus dem Gebiete der Astronomie, der Physik und namentlich der Elektrotechnik. Die Tafeln verdienen wegen ihrer klaren Anordnung und ihrer gelungenen Durchführung Verbreitung in den weitesten Kreisen.

In den Tafeln für höhere Schulen, welche vollständiger sind als die vorigen, sind außer den genannten Tabellen auch noch jene der Quadrat- und Kubikzahlen, der Quadrat- und Kubikwurzeln,

der reciproken Werte, der Kreisumfänge und -Inhalte, der fünfstelligen Logarithmen, der Zinsfactoren, einige auf die Cyklometrie bezugnehmende Tabellen, dann die natürlichen Längen der goniometrischen Functionen, die wichtigsten Werte für die Ludolph'sche Zahl und andere Constanten, eine Tabelle der regelmäßigen Vielecke, die Quadrat- und Kubikwurzeln einiger Brüche enthalten. Den Gebrauch der Tafeln kann man in kurzer Zeit erlernen.

Der Druck beider Tafeln ist sehr deutlich, die Ausstattung eine in jeder Beziehung gute. Der Preis der Tafeln (für das erstgenannte Büchlein 80 Pf., für das zweite 1 Mk.) ist ein relativ billiger.

Es seien diese Tafeln der Einsichtnahme und dem Gebrauche von Lehrern und Schülern bestens empfohlen.

Grundzüge der Geschichte der Naturwissenschaften. Von Otto Jäger, Rector der kgl. Realanstalt in Canstatt. Stuttgart, Paul Neff 1897.

Das in dem vorliegenden Büchlein Gebotene verdankt sein Entstehen dem Geschichtswerke von Dürr, Klett und Treuber, für das der Verf. eine kurze Geschichte der Naturwissenschaften der Neuzeit geschrieben hat. Während der Ausarbeitung zeigte es sich, dass die Einschiebung einzelner Abschnitte in den übrigen Text des genannten Geschichtswerkes, wie sie ursprünglich beabsichtigt war, aus formellen Gründen nicht angehe, und dass es zweckmäßiger sei, der Darstellung des Entwicklungsganges der Naturwissenschaften einen besonderen Anhang oder auch eine selbständige Schrift zu widmen. Der Verf. entschloss sich in derselben, die nun vorliegt, auch die Geschichte der Naturwissenschaften im Alterthum und im Mittelalter zu berücksichtigen und so ein Buch zu schaffen, das geeignet ist, den Schülern der oberen und obersten Classen eine Übersicht über die allmähliche Entwicklung der modernen Naturwissenschaften zu geben. Man muss zugestehen, dass es dem Verf. gelungen ist, in der Fülle des vorhandenen historischen Materials die richtige Auswahl zu treffen, die Eintheilung des Gewählten passend zu gestalten und seine Darstellung so zu formen, dass sie wohl kurz und präcis ist, doch aber nicht als eine trockene bezeichnet werden kann. In der Darstellung der Entwicklung der einzelnen Zweige der Naturwissenschaften in den verschiedenen Jahrhunderten wählte der Verf. diejenige, welche relativ am besten der Gesammtheit der verschiedenen berechtigten Gesichtspunkte Rechnung trägt. Auch der Geschichte der Medicin wurde in den einzelnen Abschnitten ein entsprechender Platz zugewiesen; ebenso finden wir die Geschichte der Astronomie und der Mathematik, letzterer namentlich insoweit, als sie als ein mächtiges Förderungsmittel der Naturwissenschaften angesehen werden kann, berücksichtigt. Es ist in dem vorliegenden Schriftchen weniger auf Biographien der verschiedenen Forscher

und Pfadfinder Gewicht gelegt, wenn auch diese in dem Rahmen des Buches vertreten sind, als vielmehr auf die Betonung der bestimmten Gedanken und Entwicklungsstufen der Naturwissenschaft, auf deren Träger und Repräsentanten, so dass dem Lesenden und Lernenden die erwünschte Übersichtlichkeit entgegentritt.

Der Lehrer der Naturwissenschaften muss sich entschließen können, der Geschichte der Entdeckungen auf diesem Gebiete ab und zu einige Worte zu widmen; er wird den Schülern nahelegen müssen, welche verwickelten Wege in den meisten Fällen eingeschlagen werden mussten, um die Gesetzmäßigkeit in dem Walten der Naturkräfte aufzuhellen. Wesentlich wird der Lehrer in diesem Streben durch das vorliegende Buch unterstützt werden, das sowohl den Freunden der Naturwissenschaften, als auch den Schülern der oberen Classen zur Lectüre bestens empfohlen werden kann.

Lehrbuch der Experimentalphysik. Von Dr. E. v. Lommel, ord. Professor der Physik an der Universität München, ord. Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften. Mit 430 Figuren im Text und einer Spectraltafel. 4. Aufl. Leipzig, J. A. Barth 1897. Preis geb. 7 Mk. 20 P.

In der jetzt vorliegenden neuen Auflage des Lehrbuches der Experimentalphysik von Prof. Lommel, das wegen seiner vortrefflichen Anlage als Schulbuch und wegen Gediegenheit der Ausführung in den vier Jahren seines Bestehens viele Freunde sich erworben hat, sind gegen die früheren Auflagen nur weniger wesentliche Veränderungen und Ergänzungen eingetreten. Wir werden aus diesem Grunde uns diesmal nur kurz fassen können. Wie schon in den früheren Auflagen sind auch in der vorliegenden die Dimensionen der physikalischen Größen in genauer und eingehender Weise berücksichtigt. Wo die Rechnung durch einfache Raisonnements oder durch Construction ersetzt werden konnte, ist dies vorgenommen worden. Der experimentellen Darstellung ist ein breiter Raum gewidmet; die hierbei in Anwendung gebrachten Apparate zeichnen sich durch Einfachheit aus. In dem Abschnitte über Verflüssigung der Gase wurde auch das Verfahren von Linde zur Verflüssigung der Luft angegeben und durch eine passende Skizze die graphische Darstellung des Verhaltens der Gase und Dämpfe vorgenommen. Die Grundsätze der mechanischen Wärmetheorie wurden in klarer, der Rechnung entbehrender Weise dargelegt. — Die seinerzeit erwähnte unrichtige Gleichsetzung von elektrischer Spannung und elektrischem Potentiale ist auch in dieser Auflage noch beibehalten worden. In den Erörterungen über die elektrischen Lichterscheinungen in evacuierten Räumen finden wir mehrere Ergänzungen, welche auf die Kathodenstrahlen und auf die von Röntgen entdeckten Strahlen bezugnehmen. — Zu den bestausgearbeiteten Seiten des Buches gehören auch in dieser Auflage die Abschnitte über Wellenlehre, Akustik und Optik.

Namentlich ist es die physikalische Optik, welche in vollkommen schulgerechter Weise zur Behandlung gekommen ist. Wie vordem wurde die Lehre von den elektrischen Schwingungen in populärer Darstellung gebracht und zur Darstellung der Herzschen Schwingungen die von Branly entdeckte Thatsache zuhilfe genommen, dass lockere, aneinanderliegende Metallspäne einen kleineren elektrischen Leitungswiderstand zeigen, wenn sie von elektrischen Strahlen getroffen werden.

Auch die 4. Auflage des vorliegenden Lehrbuches kann für den Unterrichtsgebrauch bestens empfohlen werden. Ref. ist der Ansicht, dass der in dem Buche vorgeführte Lehrstoff in der dem Physikunterrichte gewidmeten Zeit bewältigt werden kann.

Vorlesungen über die Principe der Mechanik von Ludwig Boltzmann, Professor der theoretischen Physik an der Universität Wien. I. Theil. Mit 16 Figuren. Leipzig, J. A. Barth 1897.

So oft ein Buch Boltzmanns erscheint, herrscht Freude unter den Physikern, ist doch dieser Mann einer der ersten Vertreter der physikalischen Wissenschaft, der in seinen Werken durchwegs originell ist und Anregungen in Hülle und Fülle bietet, dem es durch seine Forschungen gelungen ist, in manchen Disciplinen, wie der kinetischen Gastheorie und der mechanischen Wärmetheorie, nicht minder in der Weiterbildung der Faraday-Maxwell'schen Elektricitätstheorie bahnbrechend zu wirken. Vor einiger Zeit erschien der erste Theil der Gastheorie aus der Feder des berühmten Verf.s; im zweiten Theile dieses Werkes fand der Verf. es für nothwendig, manche Einschaltungen aus der Mechanik zu geben, die sich — um das Verständnis der Gastheorie zu erleichtern — so häuften, dass er es für gut fand, die Mechanik, wie er sie in seiner Gastheorie brauchte, separat in einem eigenen Werke darzustellen, dessen erster Theil nun vorliegt. Derselbe enthält die Principe, bei denen nicht Ausdrücke nach der Zeit integriert werden, welche Variationen der Coordinaten oder ihrer Ableitungen nach der Zeit enthalten.

Der Verf. hat in seinem vorliegenden Werke den Versuch gemacht, die Mechanik in ihrer alten classischen Form möglichst treu darzustellen und dabei die namentlich in letzter Zeit bei der Bearbeitung der Mechanik von verschiedenen Autoren hervorgehobenen Dunkelheiten zu vermeiden. Er hat viele specielle Theoreme der Mechanik schärfer präcisiert, als es bisher gethan wurde; ferner wurde jede Kritik, wenn sie eine Berechtigung zu haben scheint, vom Verf. sorgfältig in Erwägung gezogen und berücksichtigt. Dadurch und durch den Umstand, dass mancherlei Einzelnheiten, die vordem wenig beachtet und als selbstverständlich angesehen wurden, eine eingehende Betrachtung erfuhren, ist es eben dem Verf. gelungen, die früher erwähnten Dunkelheiten

im Anschlusse an die althergebrachte Darstellung beiseite zu schieben.

In den Grundbegriffen skizziert der Verf. die eingeschlagene Methode in sehr scharfsinniger Weise; er zeigt in klarer Weise, dass die Unklarheiten in den Principien der Mechanik daher rühren, dass „man nicht sogleich mit hypothetischen Bildern unseres Geistes beginnen, sondern anfangs an die Erfahrung anknüpfen wollte.“ Wenn man auch bei der Specialisierung der Bilder und bei der detaillierten Ausführung derselben viel mehr Hypothetisches hineintragen muss, was möglicherweise sich mit neuen Erfahrungen nicht deckt, so können wir doch aus den klaren und deutlichen Bildern alle Folgerungen mit voller Bestimmtheit und Eindeutigkeit ziehen. Unter Zugrundelegung von ganz speciellen Vorstellungsbildern behandelt Prof. Boltzmann die Mechanik nach einer Methode, welche der neueren modernen gerade entgegensetzt ist. Es werden zuerst die der Lehre von Raum und Zeit entlehnten Grundbegriffe auseinandergesetzt und das Gesetz der Continuität der Bewegung eingeführt. Die Differentierbarkeit der Coordinaten nach der Zeit wird als Annahme hingestellt, die mit den bisherigen Erfahrungsthatsachen übereinstimmt und zu den Begriffen der Geschwindigkeiten und deren Componenten leitet. Mit Vortheil führt der Verf. den Begriff der Vektoren ein und deduciert im weiteren den Begriff der Beschleunigung und deren Componenten. Es mussten, um das vom Verf. aufgestellte Bild zu ergänzen, noch fernere Grundannahmen gemacht werden, welche gestatten, die Beschleunigungen aus der Constellation der materiellen Punkte zu finden. Hierbei gelangt der Verf. in ungezwungener Weise zu dem Begriffe der Masse und Kraft, wobei er sich der Anschauungsweise Machs anschließt. Im Anschlusse daran wird die Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung besprochen; weiter werden die allgemeinen Bewegungsgleichungen abgeleitet, dann der von Poisson gegebene Beweis des Kräftenparallelogramms in einer etwas modificierten Form auseinandergesetzt. Im Folgenden wendet sich der Verf. gegen einige Darstellungen der Mechanik, so namentlich gegen jene von Kirchhoff und Hertz. Bezüglich der letzteren bemerkt Prof. Boltzmann, dass sie dadurch, dass sie keine anderen Kräfte als die bei der erzwungenen Bewegung kennt, zu einem vollkommen verständlichen, klaren, eindeutig bestimmten Bilde wird, dass sie den Denkgesetzen entspricht; der Verf. vermisst nur das eine, nämlich den Beweis, dass sich durch dieses Bild die Natur wirklich darstellen lasse. Das Hauptgewicht ist nach Boltzmann auf die möglichst klare Präcisierung der gegenwärtigen atomistischen Mechanik zu legen, und zwar vorzugsweise aus dem Grunde, weil sie durchaus Regeln und Constructionen benützt, die erfahrungsgemäß stets eine eindeutig definierte Anwendung zulassen, und auch, wenn man das zu erhaltende Resultat nicht im voraus weiß, ein klar bestimmtes, mit der Beobachtung stimmendes Ergebnis

liefern. Dies gilt nach der Ansicht des Verf.s, „ob die zukünftige Vervollkommnung der Mechanik von der Weiterentwicklung der heute gebräuchlichen speciellen Bilder oder von der Ersetzung derselben durch allgemeinere Vorstellungen energetischen oder phänomenologischen Charakters zu erwerben ist.“

In sehr klarer Weise betrachtet im weiteren Verlaufe des Buches der Verf. die Bewegung eines materiellen Punktes (Tangential-, Centripetal- und Centrifugalkraft, gleichförmige und gleichförmig-beschleunigte Bewegung). Die Begriffe Bewegungsmoment, Antrieb einer Kraft, lebendige Kraft, Arbeit finden eine sehr anschauliche Erörterung. Als Beispiele zum Vorigen bespricht der Verf. die Theorie der Lissajouschen Figuren, der gedämpften harmonischen Schwingungen, betrachtet ferner die gedämpften Pendelschwingungen, welche in verschiedener Weise angeregt wurden und erörtert mittels Zuhilfenahme von Polarcoordinaten die gewöhnliche Centralbewegung, dann jene Centralbewegung, bei der die Centralkraft ein der dritten Potenz der Entfernung verkehrt proportionales Glied enthält. Nach einer ausführlichen Discussion der möglichen Bahntypen bei der Centralbewegung wendet sich Prof. Boltzmann zur Betrachtung der allgemeinen Integrale der Bewegungsgleichungen, wobei das Energieprincip, der Satz von der Bewegung des Schwerpunktes unter anderen zur Sprache gelangt. Im Anschlusse an den Begriff „Moment einer Kraft“ wird der Flächensatz abgeleitet, wobei unter einer positiven Drehung um eine Achse eine solche verstanden wird, die einem Auge, das von dort herblickt, wohin die Achse gerichtet ist, im Sinne des Uhrzeigers zu geschehen scheint.

Dem Principe der virtuellen Verschiebungen und den zahlreichen Anwendungen desselben ist der vierte Abschnitt gewidmet. Hierbei wird der Lagrange'sche Beweis dieses Princips gegeben; in demselben kommt die Unabhängigkeit dieses Princips von irgendeiner Ansicht über die nähere Natur der Kräfte zur Geltung. Von besonderen Beispielen seien hervorgehoben: die Theorie des einfachen Pendels, die des Fadenpendels, die theoretische Erörterung der Bewegung eines Punktes, der gezwungen ist, auf einer räumlichen Curve zu bleiben. Im letzten Theile dieses Abschnittes wird die Methode der Multiplicatoren, wenn beliebige Bedingungsgleichungen zwischen beliebigen Punkten bestehen, auseinandergesetzt. Die vorgetragenen Theorien werden auf feste Körper angewendet, und nach einem übersichtlichen Excurs in die Theorie der Gleichungen für die Translations- und Drehbewegung werden die allgemeinen Bewegungsgleichungen für einen festen Körper deduciert. Die gleichförmige und gleichförmig beschleunigte Drehung wird erörtert, ebenso die Theorie des zusammengesetzten Pendels und der Wage. In den folgenden Abschnitten wird vom Trägheitsradius, von den Trägheitsmomenten bezüglich paralleler Achsen, vom Trägheitsellipsoide und im Anschlusse daran von den

Hauptträgheitsmomenten gesprochen. Sehr bemerkenswert fand Ref. die an die Theorie des Reversionspendels sich anschließenden elementaren Deductionen über den Schwingungsmittelpunkt und den Mittelpunkt des Stoßes. Im letzten Theile des fünften Abschnittes wird die Reduction der allgemeinen Bewegung eines festen Körpers auf jene vorgenommen, wo ein Punkt festgehalten ist. Hierbei wird die lebendige Kraft der Bewegung relativ gegen den Schwerpunkt betrachtet und das Theorem nachgewiesen, dass die gesammte lebendige Kraft aller Punkte des Systems immer gleich der Summe der lebendigen Kraft ihrer Bewegung relativ gegen den Schwerpunkt und der lebendigen Kraft der fortschreitenden Bewegung des Schwerpunktes ist. Der Vergleich der Principien, die durch Variation des Zustandes zu einer bestimmten Zeit gewonnen werden, leitet zu dem Gauss'schen Principe des kleinsten Zwanges, das durch geometrische Constructionen veranschaulicht wird. Hierbei wird auch der allgemeinere Fall miteinbezogen, dass gewisse Bedingungen die Form von Ungleichungen haben. Der Vergleich des genannten Princips mit dem der virtuellen Verschiebungen zeigt, dass diese Principien für den Fall des Gleichgewichtes im Ruhezustande identisch sind. Für den Fall der Bewegung und dann, wenn Ungleichungen auftreten, kann — wie der Verf. darlegt — kein Beweis geliefert werden, dass die Gleichung für das Princip der virtuellen Verschiebungen die eintretenden Beschleunigungen auch immer eindeutig bestimmt. In einem von Gibbs erdachten Beispiele leistet das Princip des kleinsten Zwanges thatsächlich mehr als das der virtuellen Verschiebungen.

Weiters wird noch der Fall des Gleichgewichtes im Ruhezustande betrachtet, wenn eine Kraftfunction existiert. Wie mit letzterer die Gleichgewichtsart eines Körpers zusammenhängt, wird in diesem Abschnitte gezeigt. Für das Princip von d'Alembert werden verschiedene Formen aufgestellt, und im Zusammenhange mit diesen Betrachtungen wird das Gleichgewicht der Kräfte an einem bewegten Systeme definiert. Zum Schlusse untersucht der Verf. die allgemeine Frage der Bewegung, wenn beliebige holonome oder nicht holonome Bedingungsgleichungen oder Ungleichungen bestehen.

Wir müssen gestehen, dass das Studium des vorliegenden Werkes ein in jeder Beziehung genussreiches ist und durch dasselbe viele Anregungen für weitere Untersuchungen gegeben werden. Das, was der Verf. anstrebte, Klarheit in die Principien der Mechanik zu bringen und die Beziehungen derselben darzulegen, ist ihm vollständig gelungen.

Littrow, Wunder des Himmels. 8. Aufl. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Edmund Weiss, Director der k. k. Sternwarte in Wien. Berlin, Ferdinand Dümmler 1897. 5.—36. Lieferung.

So liegt nun das bekannte Werk Littrows, eines der bedeutendsten dieses Forschers in populär-wissenschaftlicher Be-

ziehung, in neuer Auflage, bearbeitet von dem derzeitigen Director der Wiener Sternwarte Prof. Dr. Edmund Weiss, vor. Sehr viele Abtheilungen des Werkes mussten umgearbeitet und den neuesten Forschungsresultaten angepasst werden. Die Photographie und Spectroskopie des Fixsternhimmels, die Auffindung neuer Asteroiden und Kometen, die auf die Oberfläche des Planeten Mars bezugnehmenden Entdeckungen, die Vervollkommnung der Beobachtungs- und Messapparate der Astronomie machten tiefgreifende Änderungen nothwendig. Außerdem wurden in den Abschnitten, welche von der theoretischen Astronomie oder den allgemeinen Erscheinungen des Himmels handeln, ferner von der physischen Astronomie oder den Gesetzen der himmlischen Bewegung Ergänzungen und Erweiterungen, sowie einige Vereinfachungen vorgenommen. Die tabellarischen Zusammenstellungen der Bahnelemente der Planeten, Trabanten und Kometen unseres Sonnensystems wurden brauchbarer gestaltet; so ist bei den Planeten die Zeit des letzten Periheldurchganges in unserem Jahrhundert als Epoche angeführt worden; den Bahnelementen der Kometen ist auch der Tag der Entdeckung und die Dauer der Sichtbarkeit hinzugefügt worden, um die Bahnbestimmung mit größerer Sicherheit beurtheilen zu können. Wenn wir die Wandlungen überblicken, die das Werk unter den beiden berühmten Astronomen Josef v. Littrow und Karl v. Littrow seit der 7. Auflage unter dem derzeitigen Herausgeber Director Edmund Weiss durchgemacht hat, so müssen wir wohl dieselben als ganz bedeutende bezeichnen und anerkennend hervorheben, dass dem jeweiligen Stande der Forschung nicht minder, als den jeweiligen didaktischen Ansichten in hohem Grade Rechnung getragen wurde; gerade in letzterer Beziehung wird dieses populäre Werk Littrows als eines der besten in der astronomischen Literatur aller Völker bezeichnet werden müssen.

Die „Wunder des Himmels“ werden nach einer auf die astronomischen Elemente und Coordinaten und deren Messung bezugnehmenden Einleitung in fünf Abtheilungen vorgeführt, von denen die einzelnen über theoretische Astronomie oder allgemeine Erscheinungen des Himmels, über beschreibende Astronomie oder Topographie des Himmels, über physische Astronomie oder Gesetze der himmlischen Bewegungen und endlich über beobachtende Astronomie oder Beschreibung und Gebrauch der astronomischen Instrumente handeln.

Die klare, Jedermann verständliche Sprache, in welcher in dem Buche schwierige und verwickelte Gegenstände vorgetragen werden, in Verbindung mit der gewählten und, man kann wohl sagen, poetischen Ausdrucksweise, welche das Original so beliebt und wertvoll in Leserkreisen macht, sind beibehalten worden und man kann — obwohl an keiner Stelle die Wissenschaftlichkeit des Vortrages zu vermissen ist — behaupten, dass die „Wunder des

Himmels" eine belehrende und anregende, aber auch in hohem Grade unterhaltende Lectüre bieten.

Auf die Geschichte der Astronomie ist an allen Stellen in liebevoller Weise Rücksicht genommen worden; in dieser Beziehung möchten wir besonders die historischen Notizen über die Astronomie des Alterthums in dem Abschnitte über die Präcession und Nutation, das Eingehen auf die Planetensysteme des Ptolemäus, der Ägypter, des Kopernikus und Tychos erwähnen; weiters sei der Geschichte der Entdeckung der Sonnenflecken, der Entdeckung der Monde vom Mars, Jupiter und Saturn. der historischen Notizen über die Parallaxe der Fixsterne, der Geschichte der Entdeckung der Doppelsterne an dieser Stelle gedacht. Auf die Arbeiten der Classiker auf dem Gebiete der Astronomie ist hinreichend verwiesen worden; so wurde unter anderem auch eine allerdings nur kurze Inhaltsangabe der Principia von Newton in dem über allgemeine Schwere handelnden Abschnitte gegeben. Ganz vortrefflich ist der Ursprung und die Dauer des Weltsystems besprochen worden, und es sind die Gründe für die Stabilität des Sonnensystems angegeben. Der rechnerische Theil der Astronomie ist entsprechend der Bestimmung des Buches fast ganz in den Hintergrund getreten und es werden die wichtigsten Gesetze durch populäre Raisonnements gewonnen.

Auf die praktischen Hilfsmittel zur didaktischen Erläuterung der Himmelserscheinungen wurde in entsprechender Weise Rücksicht genommen; so finden wir ausführliche Erläuterungen über den Gebrauch des Himmels- und des Erdglobus und der Sternkarten. Ebenso sind die Hilfsmittel der beobachtenden Astronomie von den ältesten Zeiten bis zum heutigen Tage angegeben worden, und es sind die astronomischen Instrumente nicht nur beschrieben, sondern auch deren Gebrauch dem Leser vorgeführt worden. In dem Artikel über Sternwarten sind die Einrichtungen derselben dargestellt worden, und es ist namentlich die Wiener Sternwarte, welche nach dem Plane von Karl v. Littrow von den Architekten Fellner und Hellmer erbaut wurde, die in ausführlicher Weise beschrieben wird.

Der Text des Buches wird durch Verzeichnisse und Tafeln, die sorgfältig ausgeführt sind, unterstützt. Erstere beziehen sich auf die Bahnelemente der großen Planeten, der Satelliten, der Asteroiden, deren alphabetisches Verzeichnis durchgeführt wurde, ferner auf die berechneten Kometen und auf die periodischen, bereits in mehr als einer Erscheinung beobachteten Kometen.

Wo physikalische Kenntnisse erforderlich waren, werden dieselben nicht vorausgesetzt, sondern das Wesentliche aus diesem Wissensgebiete in klarer Sprache dem Leser vorgeführt; dies ist z. B. in dem Abschnitte „Die Sonne" der Fall, in welchem auf die Emanations- und Undulationshypothese des Lichtes, auf dessen Wellenbewegung und Polarisation, auf das Spectrum usw. eingegangen wird.

So ist dem deutschen Leserpublicum in der neuesten Auflage der „Wunder des Himmels" ein Buch erstanden, das — was Neuheit des Gebotenen, Darstellung desselben, Klarheit und Präcision der Diction betrifft — unerreichbar ist. In Verbindung mit dem „Atlas des gestirnten Himmels" wird dieses Buch sicher dazu beitragen, die beste Anregung zum Studium der Astronomie zu geben.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Kurt Geißler, Der erste Chemieunterricht. Ein methodisches Schulbuch mit geordneten Denkübungen. Leipzig, Walter Möschke 1898. 8°, 77 SS.

Das Büchlein ist für Gymnasien (an denen der Stoff mit einiger Einschränkung durchzunehmen ist), aber auch für Realschulen und höhere Mädchenschulen bestimmt. Als Aufgabe des Chemieunterrichtes wird gefordert: „Gedankenstrenge und Vorsicht zu erzielen" (S. IV). Der Verzicht auf Figurenschmuck wird vom Verf. mit folgenden, an sich richtigen Worten begründet: „In die Chemie kann nur eine von Versuchen begleitete, persönliche Anleitung einführen, bei welcher der Lernende die Natur selbst und die Apparate vor Augen hat."

Von den 77 Seiten fallen circa 63 der anorganischen, etwa 12 der organischen Chemie zu. Einem wortreichen „Vorworte" sind extra $5^1/_4$ Seiten gewidmet. Zu den besten Partien des Buches gehören die Abschnitte über die Elektrolyse des Wassers, über den Nachweis von Na, H und O im Ätznatron, über Molecül und Atom, über die Gesetze von Gay-Lussac und Mariotte, sowie die Einleitung zum Versuche über die Synthese des Wasserdampfes, endlich Abschnitt V und VI aus dem organischen Theile.

Eigenartig berühren die „Behaltverse", welche sowohl am Schlusse der anorganischen als auch am Ende der organischen Chemie „zur Wiederholung" aufgenommen worden sind und gut drei Seiten füllen (S. 62, 63 u. 76, 77); ihr Wert mag nach folgenden Proben beurtheilt werden.

„Wenn Traubenzucker durch die Hefe gährt,
Und zweimal Kohlensäure sich entleert,
Bleibt übrig zweimal echter Alkohol
$\left.\begin{matrix} C_2H_5 \\ H \end{matrix}\right\} O$ — behalt das wohl!"

„Von den Stoffen, die wir essen,
Sei das Eiweiß nicht vergessen;
Stickstoffhalt'ge Eiweißstoffe,
Die organische Chemie
Birgt sie und noch vieles and're,
Denn zu Ende kommt man nie!"

Jedem Abschnitte sind sogenannte „Übungsfragen" angehängt, welche zusammen etwa 18 Druckseiten füllen. Darin werden öfter

nicht zu verachtende mathematische Recapitulationen angestellt. Viele Fragen behandeln Dinge, die ganz in das Gebiet der Physik gehören (Heronsball, Wasserwage, Hebel, Stechheber, Hg-Barometer usw.). Nach vielen Dingen wird gefragt, welche lieber gründlich besprochen und gezeigt werden sollten, nach vielen auch, die über den Rahmen eines ersten Unterrichtes weit hinausgehen.

Die Formelngleichungen arten bisweilen in Spielerei aus, so:
$$SO_2 + 2H_2O = SO_2 + H_4O_2 = H_4SO_4 = H_2SO_3 + H_2O$$
(S. 40). Die Formel für Zinkchlorid wird ClZ (S. 58), für Chlorkali KClO angegeben (S. 52).

Einige Beispiele von im Buche verwendeten Definitionen: „Die chemische Loslösung des O nennt man Reduction" (S. 10). „Rationell bedeutet: dargestellt nach unserer Art mit Hilfe von Raumverhältnissen und Anschauungsbildern" (S. 33). „Krystalle sind deutlich sichtbare(!), einander ähnliche Formen(!!), die begrenzt sind durch(!!!) glatte, dieselben Winkel(!!!!) miteinander bildende Flächen" (S. 45). „Die durch Schwefelsäure gebildeten Salze nennt man Vitriole" (S. 45). „Cl hat die Eigenschaft Chloride oder Chlorüre zu bilden (letzteres, falls mehrere Atome Chlor sich in ein Molecül begeben" (S. 52). Von S. 6 an werden „versuchsweise(!) Stoffe, die Lackmuspapier roth färben, Säuren" genannt.

Einige Beispiele von Schlussfolgen: „16 g O verbinden sich mit 200 g Hg ..." „Ein Atom Hg wiegt 200mal soviel wie ein Atom H" (S. 30 f.). „Da Cl einwertig ist wie H und Na, so könnte man vermuthen, dass Na imstande sei, HCl zu zersetzen" (S. 51).

An ungenauen, sogar unrichtigen Angaben fehlt es leider nicht: Phosphorsäure soll „phosphorartig säuerlich riechen" (S. 6). Der rothe Phosphor wird auch schwarzer Phosphor genannt (S. 9). „Die Krystalle von Glaubersalz zerfallen an der Luft zu wasserfreiem Glaubersalz" (S. 45). „Man wirft PbO in HNO_3; nach starkem Aufbrausen bildet sich $Pb(NO_3)_2$" (S. 54). „Untersalpetersäure, die dabei (beim Auffangen über Wasser) zu NO und mit Wasser zu Salpetersäure wird" (S. 55). Als Merkmale der Krystalle werden angegeben „eine Spaltbarkeit in bestimmten Richtungen und auffällige optische Eigenschaften" (S. 60). „Man gewinnt die organischen Verbindungen ... fast ausschließlich aus der organischen Natur" (S. 64). „Beim Verbrennen von Holz, von Fett ... bilden sich flüchtige Kohlenwasserstoffe" (S. 66).

Sehr der Feile bedürfen folgende Ausdrücke, Wendungen und Sätze: „Chemische Buchstaben" (S. IV). „Der auf der Höhe der Jahrhunderte langen Arbeit stehende heutige Gelehrte sucht möglichst auf klaren Wegen weiter zu gehen" (S. V). „Durch Athmen ... wird die Luft in ihren Theil-

chen geändert“ (S. 3). „Durch längeres Glühen ... wird die Kreide zu etwas, das alle Eigenschaften des Kalkes zeigt“ (S. 4). „Welches sind sämmtliche Stufen, in denen sich Kalk und Wasser zusammen darstellt?“ (S. 5). „Trockenwohner“ (S. 5). „Die Luft gibt etwas her, was zur Phosphorverbrennung nöthig ist, und mit ihm den weißen Qualm lieferte“ (S. 6). „Schmeckt angenehm kräftig“ (S. 8). Beim starken Erhitzen von Hg „zeigt sich in dem kälteren Theile des Probierglases ein Niederschlag“ (S. 10). „Warum wird Na erst so spät entdeckt sein?“ (S. 14). „Wasser enthält oft aufgelöst fremde Gase ...“ (S. 15). „Obgleich wir keine Zusammensetzung von Hg und H kennen gelernt haben ...“ (S. 31). „Wenn wir NaOH entwickeln“ (S. 31). Mit den Atomgewichten ... „ist nichts über etwaige Größe oder Gewicht des Atoms entschieden“ (S. 32). „Es war die Berechnung immer auf H bezogen und zwar auf ganz bestimmte Verbindungen, die der Stoff mit H und mit O und H gleichzeitig eingieng, oder sie war indirect gemacht worden, indem man z. B. O durch H, Hg aber wieder durch eine Verbindung mit O ausrechnete ...“ (S. 32). (Klarheit, wo bist du?) In der Gleichung: $H_2O + Na = NaOH + H$ wird „durch die Pluszeichen ... die Trennung in den Zustand chemischer Trennung ausgedrückt“ (S. 33). „Phosphorsäure .... entsteht .... aus der empyrischen Formel ...“ (S. 38). „Verbindungen, ... die nur vorgestellt werden als Substitutionen für H-Atome, heißen Radicale, und werden in ihrer Wertigkeit nach der Anzahl der hier verdrängten H-Atome bestimmt“ (S. 39). „Die HNO_3 ... wird durch N gebildet“ (S. 39). „... bildet eine dann in viel Wasser verwässerte schwefelige Säure“ (S. 40). „SO_3 verbindet sich in Krystallform ... zur Schwefelsäure“ (S. 40). „Man berechne die sämmtlichen vorkommenden Gleichungen (das wäre eine schöne Arbeit!) und zeige, dass wirklich jedesmal beide Seiten gleiche Zahlen bedeuten“ (S. 41). „Falls man zum Löschen des CaO gerade dasselbe Gewicht Wasser nöthig hat, so ergibt die Berechnung der Formel, dass wieviel Wasser beim Versuche verdampfen wird“ (S. 41). „Bei vielen, nicht leicht von O und H angegriffenen Metallen findet die Bildung des Hydroxydes erst in Gegenwart der Säure statt, die dann sofort mit dem Hydroxyd das Salz bildet“ (S. 45). „Chemische Stoffe ... aufs sorgfältigste fortzuschließen“ (S. 46). „Aus vielen Salzen kann die darin enthaltene Säure durch Zugießen einer anderen Säure verdrängt werden, und es bildet dann die neue Säure mit dem Hydroxyd ein entsprechendes neues Salz“ (S. 47). „Wie kann sich die Salzsäure mit einem Sauerstoffsalze umsetzen? Man bilde Beispiele ...“ (S. 51). „Auf Al gieße man Kalilauge; unter Hitze und äußerst heftigem Aufbrausen entwickelt

sich Kaliumaluminat" (S. 54). Wie kommt es, dass durch Zusatz von rothem Chromkali (!) zur Kohlenkammer die schädlichen Dämpfe gehindert werden?" (S. 56). „Sein Geruch ... reizt die Augen zu Thränen" (S. 56). „Grünes Chromoxyd ... wird in einer Säure gelöst (!) und dies (!) mit Ammoniak versetzt ..." (S. 57). Schwefelblumen werden als sehr kleine Schwefelkügelchen bezeichnet" (S. 59). „Organische Verwesung" (S. 60). „Nach der Verschiedenheit (wessen? Ref.) unterscheidet man Krystallsysteme" (S. 60). „Wieso ist es auffällig, dass derselbe Stoff, die Kohle, die Elektricität gut leitet, die Wärme schlecht?" (S. 65). „Wie kommt es, dass die Gasanstalten Coks verkaufen, als Nebenproduct?" (S. 66). „Cellulose ist ungemein neutral" (S. 67). „Lässt man von $C_6H_{12}O_6$ ... H_2O fort und multipliciert die so entstandenen Atome mit einer Zahl über drei, so erhält man die chemische Formel für Stärke" (S. 68). „... die richtige Atomenzahl entsteht demnach, wenn man das Molecül Traubenzucker ... durch 2 dividiert" (S. 69). Die fast stets wiederkehrende Frageform „wieso" wäre nach Bedarf durch „warum" und „auf welche Art" zu ersetzen, das sehr häufig und zwar ohne Noth eingeschaltete „mit Recht" zu vermeiden.

Etwas eigenthümlich berührt es den Leser, dass bei Beobachtung der Entstehung eines weißen Häutchens über Kalkwasser die „Benützung einer Uhr" (S. 3), dass zum Entzünden des P ein „Streichholz" empfohlen wird (S. 5), dass ferner verlangt wird, dass das Gläschen, welches den Tropfen Kalkwasser trägt, seinerseits wieder an einem Drahte befestigt werde (S. 7). Könnte das Röhrchen nicht gleich genügend lang gewählt werden?

Bei einer „Neuauflage" des Büchleins sollten einige störende Druckfehler vermieden werden; so wäre S. 54 $AlCl_3$ statt $2H_3Al$ zu setzen, S. 59 die Worte „Sulfide" und „Sulfite" richtig anzuwenden. Ein alphabetisches Register wäre wünschenswert, desgleichen die Vermeidung der so ausgiebig verwendeten Typenformeln.

Prof. Dr. E. Steiger, Einführung in das chemische Praktikum für den Unterricht an höheren Lehranstalten sowie zum Selbststudium. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke 1898. 136 SS.

Die „Einführung" ist für Gymnasien (der Verf. lehrt in St. Gallen), Handels- und Industrieschulen, überhaupt höhere Lehranstalten bestimmt, bei denen es sich um den ersten chemischen Unterricht im Laboratorium handelt. Die gebotenen Reactionen, mit deren Vorführung lobenswerterweise begonnen wird, sind meist so detailliert beschrieben, dass sie der Praktikant möglichst frei von störenden Nebenumständen ausführen kann. Es wird alles gethan, um die lästige Reagentienverschwendung nicht aufkommen zu lassen. An die Reactionen der wichtigsten Elemente gliedert

sich der systematische Gang der qualitativen Analyse an unter Beschränkung auf die Ermittlung der häufiger vorkommenden Elemente, beziehungsweise Basen und Säuren. Im letzten Theile des Buches wird die Darstellung einiger Präparate beschrieben.

Die Ausstattung ist in Bezug auf Papier, Druck und Figurenschmuck (23) hübsch zu nennen.

Im besonderen muss hervorgehoben werden, dass die an verschiedenen Stellen gegebenen praktischen Winke recht gut sind. Beim H_2S-Rohre (S. 6) aber ist zu befürchten, dass der Studiosus anlässlich der Befestigung desselben am Entwicklungsapparate manche Ungeschicklichkeit begehen und dass der H_2S-Verlust nicht gar so gering sein werde, wie es in den Intentionen des Verf.s wohl gelegen ist. — Recht hübsch und belehrend sind die verschiedenen Arten der Fällung von $CaCO_3$ aus seiner Auflösung in CO_2 hältigem Wasser (S. 20). Als recht gute Übungen müssen ferner hervorgehoben werden: die Aufschließung unlöslicher Oxalate mit Sodalösung (S. 28), die Aufschließung von $BaSO_4$ (S. 38), die Befreiung einer Mangansalzlösung von dem sie verunreinigenden Eisen (S. 53). Wägungen bis in die 4. Decimale eines Gramms Anfängern zuzumuthen (S. 23 u. s. f.), ist etwas schwer verständlich.

Von unorganischen Säuren werden HCl, HBr, HJ, HF, H_2S, H_2SO_4, H_2SO_3, HNO_3, HNO_2, $HClO_3$, H_2CO_3, H_3BO_3, $H_2Si_2O_3$ und H_3PO_4, von organischen Säuren Essig-, Oxal- und Weinsäure berücksichtigt.

An die Auffindung eines jeden Körpers schließen sich Aufgaben an, welche zur Wiederholung des durchgenommenen Stoffes und auch zur Übung in stöchiometrischen Rechnungen angenehm anregen. Bisweilen sind recht selbstverständliche Dinge besonders angegeben. Dies ist in vieler Hinsicht mit Freuden zu begrüßen: der Schüler wird dadurch zur Beobachtung auch von solchen „selbstverständlichen" Sachen, die aber oft so wichtig sind, angehalten (S. 36). Die Benützung des Uhrglases zur „Endreaction" (beim Auswaschen eines Niederschlages) ist gar nicht schlecht; auf diese Weise kann man mit recht kleinen Flüssigkeitsmengen das Auslangen finden (S. 42 usw.). Recht angenehm berührt es, dass das Verhalten der Körper zu möglichst vielen von den gewöhnlich verwendeten Reagentien angegeben wird, und nicht, wie so häufig beliebt ist, nur zu denjenigen, denen gegenüber sie sich besonders charakteristisch verhalten.

Sehr ausführlich sind vor allem die Abschnitte über Mangan und Chrom behandelt (S. 51—62). Auf die Structur der basischen Salze wird ein besonderes Augenmerk gerichtet (z. B. S. 61). Manchen Büchern gegenüber, die in dieser Beziehung zu schön färben, wird mit Recht hervorgehoben, dass der blaue, durch $NaOH$ aus Co-Salzen abgeschiedene Niederschlag beim Kochen schmutzig-

roth wird (S. 64). Die Vorprüfung ist sehr knapp gehalten; sie enthält aber alles Wesentliche (S. 87). Die Reactionen sind meist mit vollkommen genügender Ausführlichkeit beschrieben, so dass sie leicht richtig nachgemacht werden können. Beim Ni aber heißt es: „Die Proben 1—6 werden mit den nämlichen Reagentien behandelt, wie die ersten 6 des $KMnO_4$ ..." (S. 62). Diese bloße Bezugnahme auf Proben, die bei anderen Körpern durchgeführt wurden, hält Ref. nicht sonderlich empfehlenswert bei einem Buche, das den arbeitenden Schüler einerseits belehren und anregen, andererseits aber ihm auch möglichst viel Mühe ersparen soll. Das Bischen Raumersparnis wiegt die Irrthümer, die dadurch beim Praktikanten veranlasst werden können, gewiss nicht auf. Das Capitel der „Aufschließung" ist für unsere Mittelschulverhältnisse entschieden zuweit gehend (S. 93). Die S. 134 gegebene „Atomgewichtstabelle" ist wegen der vielen im Buche durchzuführenden Rechnungen geradezu nothwendig. Das „Verzeichnis der Reagentien" ist etwas reichlich dotiert (S. 135); die darin befolgte Aneinanderreihung lässt keinen rechten Plan erkennen. Sehr praktisch ist das „Platzinventar" zusammengestellt (S. 136).

Die Namengebung ist fast ausnahmslos mustergiltig; nur an einer Stelle (S. 77) ist sie schwankend: da wird für $SbO.OH$ bald „Antimonoxydhydrat", bald „Antimonylhydroxyd", bald „Antimonyloxydhydrat" gesetzt.

Inconsequenzen in der Formelschreibung finden sich an folgenden Orten: S. 25 „$Hg(NO_3)$ ... fällt weißes ... $Hg_2(C_2H_3O_2)_2$ .." S. 42 ff.: $Al(OH)_3$, $Al(ONa)_3$, $Al_2O_2(ONa)_2$, Al_2Cl_6, $Al_2(OH)_6$. S. 50 ganz ähnlich bei den Ferriverbindungen: $FeCl_3$ und Fe_2Cl_6 usw. S. 33 wird durch Mischen von KCl, $NaNO_2$, $Co(NO_3)_2$ und $C_2H_4O_2$ erhalten $3KNO_2.Co(NO_2)_3.3H_2O$; S. 64 aber wird für den auf dieselbe Art erhaltenen Niederschlag $K_6Co_2(NO_2)_{12}$ und zwar ohne Wasserangabe gesetzt.

Lückenhaft sind folgende Angaben: S. 49 .. $Fe_2Cl_6 + H_2S$ ... „Wir beobachten das Entstehen einer milchigen Trübung, die von abgeschiedenem Schwefel herrührt; derselbe wird unter der Kapelle abfiltriert." Dasselbe Recept der Schwefelentfernung wird S. 55 gelegentlich der Einwirkung von H_2S auf Permanganatlösung, sowie S. 58 anlässlich des Verhältnisses von H_2S zu $K_2Cr_2O_7$-Lösung gegeben. Wie man genugsam weiß, lässt sich der so abgeschiedene Schwefel durch bloßes Filtrieren nicht wegbringen.

Ungenau angegeben ist: 1. Die durch ein Indigoprisma oder Kobaltglas beobachtete „Kaliflamme erscheint roth" (S. 23); 2. Ca-Verbindungen geben mit „$CaSO_4$-Lösung: nichts, H_2SiF_6: nichts; Unterschied von Ba und Sr"; 3. „BaC_2O_4, löslich in HCl, HNO_3 und $C_2H_4O_2$. Unterschied von Ca"; 4. „8 cm_3 As_2O_3" (S. 79); 5. die Färbung der Flamme wird bei Ca als „ziegelroth", bei Cu als „blau" bezeichnet (S. 85), 6. in wässeriger Lösung

werden sich Processe nach den Gleichungen: $K_2Cr_2O_7 + BaCl_2 = CaCrO_4 + CrO_3 + 2KCl$ (S. 58) und $K_2Cr_2O_7 + Pb(C_2H_3O_2)_2 = PbCrO_4 + CrO_3 + 2KCrH_3O_2$ (S. 59) wohl nicht abspielen.

In stilistischer Hinsicht ist durchaus Lobenswertes zu sagen. Leicht zu verbessern ist: „Die Lösung wird auf 7 cm^3 gebracht und mit ihr die für Zinnchlorür vorgeschriebenen Reactionen ausgeführt" (S. 76), sowie: „Wird das Papier von Hand über kleinster Flamme hin- und herbewegt ..." (S. 64).

Wünschenswert wäre es, dass 1. bei der Kieselsäure deren Verhalten zu mehreren von den gewöhnlichen Reagentien angegeben würde (S. 23), wenn 2. $K_2Cr_2O_7$ als specielles Reagens auf Baryum aufgeführt (S. 39), 3. die Zugabe von Wasser zur $FeCl_3$-Lösung vor dem Versetzen derselben mit $Pb(C_2H_3O_2)_2$ begründet (S. 47) und 4. die Formel von Kaliumferrocyanid nicht $K_2(FeCy_3)_2Cy_2$ geschrieben würde (S. 47). Bei der 3. Probe des Punktes 9 auf S. 55 dürfte es vorzuziehen sein, in die Sulfit-Lösung zuerst $KMnO_4$ und erst dann die verdünnte H_2SO_4 einzutragen. Dadurch wäre wirkungsloses Entweichen von SO_2 vermieden. Bei der S. 57 (Kochen von $K_2Cr_2O_7$ mit Salzsäure) berührten Cl-Entwicklung sollte auf die Anwendung der Kapelle besonders hingewiesen werden; wird sie doch schon bei Abdämpfung von NH_4-Salzen verlangt. Bei der trockenen Probe auf Chrom (S. 59) wäre darauf aufmerksam zu machen, dass vor Zugabe von Bleiacetat zum wässerigen Auszug der Schmelze ein eventueller Überschuss von Soda zuerst zerstört werden muss. S. 63 wird die Anwendung von Bromwasser oder Brom empfohlen; von letzterem wäre einem Anfänger entschieden abzurathen. S. 79 heißt es bei der arsenigen Säure: „Zur 4. Probe geben wir nachträglich NH_4Cl und $MgSO_4$"; da sollte schon auch das Resultat des Zusatzes angegeben werden, sonst bleiben diese Worte unverständlich. S. 79 ist bei dem wirklich schönen Versuche Nr. 8 außer der Empfehlung der Kapelle die Angabe einer Reactionsgleichung recht wünschenswert.

Wien. Joh. A. Kail.

Empirische Psychologie. Nach naturwissenschaftlicher Methode von Moriz Wilhelm Drobisch. 2. Aufl. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss 1898.

Wenn man bedenkt, dass die erste Auflage dieses Buches schon im Jahre 1842 erfolgte und die vorliegende Auflage nach 56 Jahren, als unveränderter, von dem Verleger im Einverständnisse mit den Erben besorgter Neudruck erscheint, so könnte einem dies umsomehr in Staunen versetzen, da gerade diese lange Pause sehr ergiebig an erfolgreicher Arbeit auf dem Gebiete der Psychologie war. Dass aber trotzdem das Buch „auch heutigen

Tages“, wie der Herausgeber der 2. Auflage, L. Voss, sagt, nicht bloß geschichtlichen Wert hat, das verdankt es nicht allein dem Ansehen, in welchem der Name seines Urhebers steht, sondern vor allem der Fülle der hier auf Grund einer gewissenhaften, methodisch geregelten Beobachtung niedergelegten Thatsachen des geistigen Lebens, deren durchwegs klare Darstellung vielfach auch dem Forscher unserer Tage als Grundlage für tieferes Eingehen in die Erscheinungen des psychischen Lebens willkommen sein mag. — Der Verf. wollte nur durch diese Psychologie „eine leicht fassliche Orientierung auf dem Erfahrungsgebiete der Psychologie“ (Vorw. S. IX) geben. Dies ist ihm vorzüglich gelungen, insoweit er dasjenige „niederschrieb“, wie der Verf. selbst (Vorw. VIII) sagt, „was er in seiner eigenen inneren Erfahrung frisch und lebendig kennen gelernt hatte.“ Dass aber dort, wo er von der Thatsache zur Erklärung übergeht, die Herbartianische Auffassung, die ja bekanntlich der Verf. vertrat, in den Vordergrund tritt, und daher manches geboten wird, was dem mit der neueren Psychologie vertrauten Leser anfechtbar scheint, das kann allerdings bei dem Verf., der das Buch vor 56 Jahren niederschrieb, nicht befremden, bildet aber diejenige Seite des Werkes, welche den Neudruck nicht so wünschenswert erscheinen lässt, als die oft sehr anschauliche und nie ermüdende Darstellung des ihm sich infolge gewissenhafter Selbstbeobachtung darbietenden Materials. Nach beiden Seiten hin möge unser Referat, dem ja zu wenig Raum gegeben ist, um eine umfassendere Besprechung zu bieten, durch einige Beispiele zur Würdigung der 2. Auflage des Buches beitragen.

Wenn wir die Worte beachten, die D. zur Beleuchtung des Verhältnisses von Psychologie und Physiologie (S. 29 ff.) in klarer Weise ausspricht, so müssen wir gestehen, dass auch heute noch, nachdem einige Lustren, in welchen gerade die Physiologie einen bedeutenden Aufschwung genommen hat, seit dieser Zeit dahingeschwunden, diese Worte ihr Recht behalten. Auch heute muss der unbefangen Urtheilende zugeben, dass, wenn auch die Physiologie mit den trefflichsten Hilfsmitteln ausgestattet ist, welche der Psychologie abgehen, ihr doch eine Hilfsquelle mangelt, nämlich die unmittelbare Wahrnehmung der inneren Phänomene. „Was das schärfste Mikroskop“, sagt richtig Dr. S. 30, „in dem unentwickelten Keime zu entdecken vermag, ist immer nur ein Äußeres. Ungefähr ebenso und allerdings auch schlechter würde es in dieser Hinsicht mit der Psychologie stehen, wenn ihr nur vergönnt wäre, die körperlichen Äußerungen der geistigen Thätigkeiten zu beobachten.“ .... „Die Physiologie kann nur die Äußerungen des inneren organischen Lebens beobachten, der Psychologie dagegen ist der Anblick des geistigen Lebens selbst vergönnt.“

Die Kritik, welche S. 32 Herbarts Stellung zur empirischen Psychologie beleuchtet, zeigt, wie des Herbatianers Dr. Denken durchaus nicht in dem Herbarts aufgeht. Herbart, so sagt Dr.

ungefähr, denkt bei dem Begriffe „empirische Psychologie“ bloß an die Vermögenstheorie, die er bekämpft, wenn er auch „die mit dem Interdict verbannten Seelenvermögen unter der Bedingung, sich im Incognito zu halten, in die Wissenschaft wieder einlässt.“ Weil er nun so von empirischer Psychologie dachte, sei sein Streben dahin gegangen, die Psychologie im engen Zusammenhange mit Metaphysik darzustellen, was dazu beigetragen habe, dass seine tiefgehenden Forschungen nicht ganz den Erfolg fanden, den sie verdienten, zumal er durch den mathematischen Theil des Werkes das Interesse vieler Leser schwächte. Deshalb will Dr. zunächst Ausscheidung aller Metaphysik und Herstellung einer des Namens werten empirischen Psychologie, ehe er an seine zweite Aufgabe, die Begründung einer mathematischen Theorie, die er in dem Werke „Erste Grundlinien der mathematischen Psychologie, 1850“ gab, und an eine dritte Aufgabe gieng, beide ihren Principien nach mit der Metaphysik in Verbindung zu setzen.

Die von Dr. gegebene Eintheilung der Grundclassen der psychischen Phänomene ist die Herbarts in Vorstellungen, Gefühle und Strebungen. Dass es aber Dr. schon Schwierigkeiten zu machen schien, in die Classe der Vorstellungen auch das Urtheilen mit einzubegreifen, scheint Ref. aus der Art und Weise hervorzugehen, wie er S. 36 f. die differentiae specificae dieser Classen darstellt. Während er ganz richtig unser Verhalten beim Fühlen ein leidendes, beim Begehren ein actives nennt, so „scheint ihm beim Vorstellen in uns etwas zu geschehen, ohne dass wir dabei in einem merklichen activen oder passiven Kraftaufwande begriffen sind“. Wir sehen also, dass diese Classe der Vorstellungen im Vergleich zu den beiden übrigen eine ziemlich unsichere Charakteristik erfährt, die sogleich verschwindet, wenn man die scharfe von Brentano erkannte Abgrenzung des Urtheilens und des bloßen Vorstellens festhält. Dann nämlich muss das bloße Vorstellen wegen unseres passiven Verhaltens dem Fühlen, das Urtheilen wegen der psychischen Arbeit, die wir verrichten, dem Begehren coordiniert werden.

In dem ersten Abschnitte „Von der Mannigfaltigkeit der Vorstellungen“ stellt Dr. neun Classen von Vorstellungen auf. Er unterscheidet „Vorstellungen im engeren Sinne“, in denen die Gegenstände als „abwesend“ vorausgesetzt werden, was mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche zusammenfällt. Gerade aber bei den „Wahrnehmungen“, die er als Vorstellungen im weiteren Sinne jenen entgegenstellt, zeigt sich die oben berührte Nothwendigkeit einer Sonderung der „Urtheile“ als besondere Classe von der der Vorstellungen. „Wo aber die Gegenwart des Gegenstandes behauptet wird“, sagt Dr. S. 40, „da findet eine Wahrnehmung statt. Trotzdem bezeichnet er, wenn auch in dem Worte „behaupten“ das Zugeständnis gemacht ist, dass wir es mit einem Urtheile zu thun haben, die Wahrnehmung als eine „Vorstellung

im weiteren Sinne". Der Vorstellung von dem abwesenden Gegenstande lässt sich eben nur die „Wahrnehmungsvorstellung", wie sie z. B. die Empfindung repräsentiert, entgegenstellen, während die „Wahrnehmung" ein Urtheil ist.[1])

Dass man es mit einem veralteten Buche zu thun hat, merkt man wohl am meisten in dem Theile, der die Sinnesempfindungen behandelt, wenn auch hier genug Beispiele feiner Beobachtung angeführt werden könnten. Nur einzelne Beispiele mögen dies zeigen. So verwirft Dr. S. 45 die einzig möglichen Qualitätsunterschiede des Süßen, Saueren usw., wenn man von der Unterscheidung nach den Erregern, die gar nicht erwähnt wird, absieht, und zwar deshalb, weil sie „gleichzeitig wahrgenommen zu Verhältnissen und Formen untauglich" seien, und setzt an ihre Stelle den Unterschied der „angenehmen" und „unangenehmen" Geschmäcke, womit er doch nur Gefühls- und nicht Empfindungsqualitäten bezeichnet. Dabei mag es ihm vorgeschwebt haben, dass gerade Geschmacks- und Geruchsempfindungen, die er ganz ähnlich bestimmt, mit dem stärksten Gefühlston auftreten. — Auch sonst können wir auf dem Gebiete der Empfindungen aus der Menge der Fragen, deren Behandlung wir in der Darstellung von Dr. selbstverständlich vermissen, weil sie wohl Gegenstand der neueren Psychologie sind, erkennen, wie der Umfang der psychologischen Empirie seit 50 Jahren zugenommen hat. So sucht man die Begriffe der Unterschieds- und Umfangsempfindlichkeit, die verschiedenen subtilen Erörterungen über innere Beziehungen zwischen den Schallempfindungen und den Lichtempfindungen, wie sie durch Helmholz und Stumpf in die psychologische Forschung eingeführt wurden, das Gesetz der specifischen Sinnesenergien, das Weber'sche Gesetz, die Anregungen der Fechner'schen Psychophysik u. a. m. naturgemäß vergebens in dieser Psychologie. Wohl aber findet sich in S. 45 ff. manches Richtige über das Deuten der Empfindungen, Vorführungen von psychologischen Experimenten, wie z. B. die Betrachtung eines Petschafts und des entsprechenden Siegelabdruckes durch die Ocularröhre eines Fernrohrs und das dadurch erzielte Sehen von Erhabenheiten statt der Vertiefungen, Beobachtungen, wie etwa die von der scheinbaren Größe des Mondes am Horizonte u. a. m. Doch auch hier erfährt z. B. die Ansicht Dr.s von der „Sinnestäuschung", dass überhaupt kein Sinn täuscht, dass der Irrthum aber auch nicht in unserem Urtheile über den sinnlichen Inhalt gelegen sei, sondern lediglich aus den Gesetzen der Association und Reproduction hervorgehe, in der neueren Psychologie ihre Berichtigung. So ist namentlich von Stumpf in der Tonpsychologie (1. Bd., S. 38) auf die hier zu Unklarheit führende Äquivocation, die in dem Worte „Sinnestäuschung" liegt, hingewiesen. Entweder bedeutet das Wort thatsächlich eine Täuschung,

[1]) Vgl. Höfler, Psychologie, §. 38.

die der Sinn erleidet, wobei wir das Wort „Sinn" als Sinnesurtheil zu nehmen haben, was gerade auf das von Dr. angeführte Beispiel von der Auffassung des Bildes einer Fliege auf meiner Netzhaut als das eines Raben passt. Oder man hat es mit einer Täuschung zu thun, die der Sinn bewirkt, oder genauer gesagt, das abnorm erregte Sinnesorgan, wie z. B. bei den successiven Contrasterscheinungen.[1])

Ref. muss sich versagen, so anziehend es auch wäre, noch weiter auf das Detail der Darstellung einzugehen und will nur noch beispielsweise auf einige Punkte hinweisen, in denen die Anhänger der neueren Psychologie wohl anders denken als Dr. zur Zeit der Veröffentlichung des vorliegenden Buches dachte. Hieher gehören der von Herbart herübergenommene Mechanismus der Vorstellungen zur Erklärung der Reproduction, die Charakterisierung der Phantasievorstellung nur durch die Neuheit und hauptsächlich durch die uneingeschränkte Association ohne Berücksichtigung der Spontaneität und Anschaulichkeit die Auffassung des Raumes als complicierte Reihe von Intensitäten, Verschmelzungen und Reproductionen im Sinne Herbart'scher Theorie, von der Stumpf sagt, es müsse sich derjenige, der sie erfährt, wundern, dass der ihm sonst wohlbekannte Raum so aussehe, das Festhalten an der Darstellung des Urtheils als „Verknüpfen von Begriffen", welche nur das kategorische Urtheil berücksichtigt, das Außerachtlassen, ja Negieren der größeren Intensität der Gefühle als Charakteristikon des Affectes, was sich wohl daraus erklärt, dass auch die „gemischten Gefühle" Hoffnung, Furcht, Muth von Dr. unter die Affecte gezählt werden, das sozusagen vollständige Übergehen des Dispositionsbegriffes auf dem Gebiete der Gefühle und Beziehungen (so z. B. zur Erklärung des Triebes, Instinctes) u. a. m.

Wenn also der etwas veraltete Charakter des Buches durch das Jahr des Erscheinens seine Erklärung findet, so ist die anziehende Darstellung, sowie die feine Beobachtung, von der manche treffende Bemerkung zeugt, Erklärungsgrund genug für die Thatsache, dass das Buch vollständig vergriffen war, und lässt erwarten, dass auch die 2. Auflage ihre Käufer finden werde.

Es liegt wohl in der oben hervorgehobenen Absicht des Verf.s, eine rein empirische Psychologie mit Außerachtlassung jeglicher Metaphysik zu bieten, begründet, wenn er ganz im Sinne der neueren Psychologie nur die psychischen Erscheinungen beschreibt, ohne von dem Substanzbegriffe der Seele auszugehen. Trotzdem glaubte der Verf., um seinen Standpunkt näher zu bezeichnen, von seinen Untersuchungen gleichsam die Summe ziehen zu müssen und widmet die letzten Paragraphe theils einer Andeutung einer erklärenden Grundansicht des geistigen Lebens, andererseits einer Kritik der verschiedenen Theorien von den Seelenvermögen.

---

[1]) Vgl. Höfler, Psychologie, § 38.

Zum Schlusse möchte Ref. noch auf einige wenige treffende Bemerkungen, deren viel mehr in dem Buche sich finden, hinweisen. So sucht Dr. die Association auf Grund des Contrastes auf die der Ähnlichkeit zurückzuführen, insoferne das „Entgegengesetzte noch immer homogen und insoferne verwandt, ähnlich ist" (S. 85); ebenso die Association nach räumlichen Verhältnissen auf die nach gleichzeitigen oder successiven Beziehungen. Mit Recht scheint er Ref. S. 92 das ingeniöse Gedächtnis gegen Kant zu vertheidigen und auf den Vortheil hinzuweisen, den es für den Unterricht durch Substituierung des Anschaulichen für das Abstracte gewährt. Treffende Charakteristik der Phänomene findet sich öfter; so z. B. sagt er, dass dem „Getast" ursprünglich die Rolle des Lehrers zufällt, der jedoch durch die überwiegenden Talente seines Schülers des Gesichtssinnes übertroffen wird (S. 119). Gerade auf das Verhältnis dieser beiden Sinne bezieht sich auch die psychologische Verwertung des Gesellschaftsspieles, das in der Aufgabe besteht, einen Gegenstand seiner Gestalt und seinem Stoffe nach zu erkennen, wenn er uns so gereicht wird, dass wir ihn nicht sehen (S. 124). Die Schwierigkeit der Selbstbeobachtung zeichnet Dr. sehr treffend mit den Worten: „Wir sind hier nicht die Zuschauer, sondern die Mitspieler, und alles kommt nur zu leicht in Confusion, wenn wir es versuchen, die Bühne zu verlassen und uns derselben als Zuschauer gegenüber zu stellen" (S. 141).

Um zu zeigen, dass die Associationen die Gefühle bestimmen, führt er eine Reihe vortrefflicher Beispiele an (S. 197 f.), unter denen besonders folgendes anschaulich wirkt. Der blühende Baum, so sagt Dr. ungefähr, wirke nicht so sehr durch das Malerische, sondern nur als Symbol des kommenden Frühlings. Der vom Schnee bedeckte Baum, „sonst ein viel dankbarer Gegenstand der Landschaftsmalerei", als Wirkung eines tückischen Nachwinters, während die Saat schon grünt", sieht dem Blütenschnee ähnlich genug, erfüllt uns aber weit eher mit Trauer als mit Freude.

Doch diese wenigen Beispiele und die kurze Verweisung auf viele andere mögen genügen, um zu begründen, dass wir sowohl dem dahingegangenen Verf. Dank wissen, dass er die Erlaubnis zu einer 2. Auflage nach seinem Tode gegeben, und dem Verleger, dass er sie besorgt hat. Als Corrigenda fielen dem Ref. auf: S. 30 bildenten, S. 64 niediger anstatt niedriger, S. 117 läst anstatt lässt, S. 146 metaphysche, S. 271 ϑυμιὸς anstatt ϑυμὸς.

Wien. G. Spengler.

Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Prof. Dr. H. Buchner. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 1. Bändchen.) kl. 8°, 139 SS. Leipzig, B. G. Teubner 1898.

Das nett ausgestattete, illustrierte Büchlein enthält die Wiedergabe von Vorträgen, welche der Nachfolger des Altmeisters v. Pettenkofer in einem Münchener Volkshochschulcurse gehalten hat; es sind echte, populäre Vorträge, wissenschaftlich fundiert und doch nichts weniger als trocken; sie behandeln sehr verschiedenartige, gesundheitlich belangreiche und manche sonst interessante Dinge, wie z. B. Nebelbildung, Bedeutung der Geschwindigkeit bewegter Luft, Erhaltung der Marmordenkmäler in großen Städten, gesunde Schlafmittel, Kleidung, Abhärtung, Wohnung, Luft- und Wasserversorgung, für den Menschen nützliche und schädliche Mikroorganismen, Infection, Virulenz, natürliche und künstliche Hilfe gegen Infectionskrankheiten usw.

Sachlich möchten wir nur bemerken, dass entgegen den Beobachtungen Roscoes in Manchester bezüglich des Kohlensäuregehaltes der Außenluft in Städten (S. 7), die Beobachtungen in Dresden auch bis 0·7, 0·8 und 0·91 Kohlensäure, je nach Witterungsverhältnissen ergeben haben (vgl. 26. Jahresbericht des Landesmedicinalcollegiums über das Medicinalwesen im Königreiche Sachsen auf das Jahr 1894, Dresden 1895, S. 162); ferner dass der Hausschwamm kein Schimmelpilz (S. 74), sondern ein Basidiomycet ist, endlich dass die „natürliche“ Ventilation in einem geschlossenen Raume (Wohnzimmer usw.) nicht einen mehrmaligen (S. 86) Luftwechsel pro Stunde bewirkt, sondern, u. zw. nur unter besonders günstigen Bedingungen (20° Temperaturdifferenz zwischen innen und außen, exponierte Lage, zugige Fenster usw.), bis zu einem einmaligen Luftwechsel pro Stunde führen kann (Recknagel ein Gesundheits-Ingenieur, 14. Bd. 1891, S. 438); besser trifft den Kern der Sache die Andeutung S. 69.

Die Buchner'schen „Acht Vorträge über Gesundheitslehre“ seien als ebenso belehrende, wie anziehende Lectüre jedem Gebildeten, welcher den modernen Fortschritten der Hygiene fernesteht, wärmstens empfohlen; sie werden auch in den Bibliotheken der Gymnasien und Realschulen eine gewiss öfter begehrte, recht nützliche Lectüre der Schüler oberer Classen bilden. Bei einer Neuauflage oder Fortsetzung würde die Anfügung eines Sachregisters denjenigen, welche das Büchlein gelesen haben, gewiss sehr angenehm sein.

Wien. Dr. Leo Burgerstein.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die Stellung des Lehrbuches im geographischen Unterrichte.

Der geographische Unterricht hat im allgemeinen dreierlei Lehrbehelfe: den Atlas, die Wandtafel und das Lehrbuch. Diese drei Hilfsmittel ihrem Gebrauche nach in ein richtiges gegenseitiges Verhältnis zu bringen, ist wohl eine der schwierigsten methodologischen Fragen.

Darüber wird wohl heute kein Zweifel mehr herrschen, dass dem Atlas, beziehungsweise dem Kartenbilde überhaupt, die erste Stelle im geographischen Unterrichte anzuweisen ist. Die Frage, in welchem Grade die Tafel, d. h. also das Zeichnen zu verwenden ist, hängt so sehr von der individuellen Veranlagung des Lehrers ab, dass sich eine allgemein giltige Regel hier wohl schwerlich wird finden lassen. Freilich kann die Tafel noch in ganz anderer Weise ersprießlich benutzt werden. Sehen wir hier zunächst von diesem Punkte ab, so bleibt als Hauptfrage für uns übrig: welche Stellung ist im geographischen Unterrichte dem Lehrbuche einzuräumen? In zweiter Linie wird dann die Frage stehen: entsprechen unsere Lehrbücher auch thatsächlich den Bedürfnissen des Unterrichtes?

Wie bei jedem Unterrichte ist auch bei dem geographischen das Ziel, das erreicht werden soll, ein doppeltes: Aneignung positiver Kenntnisse einerseits, Erwerbung der Fähigkeit selbständig zu arbeiten, also geistige Schulung andererseits. Dass letzteres Ziel das höhere und, was noch wichtiger, das in höherem Grade erreichbare ist, unterliegt heute wohl keinem Zweifel mehr. Denn vom Standpunkte des Fachmannes betrachtet, ist ja doch die Summe positiven Wissens, die auch der beste Schüler aus der Mittelschule mit nach Hause bringt, meist nicht groß, aber sie reicht aus, ihn bei nöthigem Verständnisse zu selbständiger Weiterentwicklung seines Wissens zu befähigen. So wird also ein Schüler, der Geographie mit Verständnis gelernt hat, selbst wenn er sein gedächtnismäßig Eingelerntes schon theilweise vergessen hat, sich mit leichter Mühe in geographischen Dingen, die etwa an ihn herantreten, zurechtfinden. Es frägt sich nun, ist zur Erlangung dieses Verständnisses das Lehrbuch von maßgebender Bedeutung? Nehmen wir ein praktisches

Beispiel, wie es uns im Unterrichte täglich aufstößt. Es handelt sich darum, der Classe eine zusammenhängende Vorstellung von der gegenseitigen Lage, etwa der deutschen Mittelgebirge, beizubringen. Was bietet das Buch für Hilfsmittel? In allen mir bekannten Lehrbüchern[1]) findet sich darüber so gut wie nichts. Das soll aber gar kein eigentlicher Vorwurf sein, denn in der That muss sich diese Frage aus dem Atlas beantworten lassen und sie kann erschöpfend nur daraus beantwortet werden.

Hat der Schüler unter Leitung des Lehrers mit Hilfe von Atlas und Tafelskizze gesehen, wie sich das anscheinend so ungeordnete Gewirre durcheinander laufender Gebirgszüge in wenige, leicht im Gedächtnisse haftende Richtungen auflöst, wie sich die einzelnen Gebirge ebenso leicht in diese Richtungen einordnen lassen, so hat er eine bleibende Errungenschaft gemacht; er wird nun mit Leichtigkeit in jedem folgenden Falle das scheinbar Complicierte auf der Karte sich ordnen und das anscheinend nur mit Mühe im Gedächtnisse rein mechanisch Festzuhaltende mit Hilfe des abgeklärten, unverwischbar haftenden Kartenbildes sich zum dauernden, zum mindesten jederzeit wieder leicht aneigenbaren Eigenthume machen. An den Atlas lassen sich ferner zahlreiche Übungen anschließen, die keines unserer Lehrbücher auch nur andeutet. Aber gerade diese Übungen haben in mehr als einer Hinsicht allergrößte Bedeutung. Einmal lassen sie im Schüler das Gefühl des Selbstthätigseins erwachen und fördern die Lust am Betriebe unseres mit Unrecht als trocken verschrienen Gegenstandes in hohem Grade. Aber sie dienen auch zur Aneignung positiver Kenntnisse durch immer tiefere Aufnahme des Kartenbildes. Welcher Art derartige Übungen sind, ist hier nicht der Ort, des Näheren auszuführen, sie sind jedem Fachlehrer geläufig und überdies in unseren Instructionen in eingehendster Weise behandelt. Was kann nun aber das Lehrbuch bieten, oder zunächst, was bieten uns die vorhandenen Lehrbücher? Sie treten dem Schüler als wohlabgerundete Compendien geographischen Wissens entgegen, die schön geordnet und fix und fertig alles zusammenfassend bieten, was der Schüler allmählich aus Karte und Zeichnung des Lehrers sich aneignen sollte. So erscheint das Lehrbuch der Mehrzahl der Schüler als sehr willkommene Eselsbrücke, ganz geeignet, eigene Denkarbeit zu ersetzen, Aufmerksamkeit in der Stunde und den Vortrag des Lehrers entbehrlich zu machen. Oder aber gar bei der häuslichen Arbeit! Atlas und Skizzenheft bleiben unbeachtet liegen, denn im geliebten »Büchel« steht ja ohnehin alles so bequem! Da wird nun die Geographie lectionsweise gleich einem Abschnitte des Katechismus oder gleich einem Gedichte auswendig gelernt, und steht dann der Schüler, der sich solchermaßen, wie er meint, trefflich vorbereitet hat, an der Karte, so lassen ihn Gedächtnis, Buch und Karte im Stiche. Was bieten nun aber vergleichsweise die Lehrbücher anderer Disciplinen dem Unterrichte? In mathematischen Lehr-

[1]) Die Lehrbücher von Kozenn-Jarz, Umlauft, Supan, Herr und Richter habe ich eben bei der Hand.

büchern wird bei jedem neuen Abschnitte das Vorhergegangene implicite wiederum aufgefrischt, während eine Fülle systematisch geordneter Übungsbeispiele von einer Stufe zur anderen hinüberleiten und alles Gelernte immer wieder verwenden lassen. Ähnlich bei den Sprachen: Jede neuerreichte Lehrstufe bringt immer die neuerliche Verarbeitung des schon Behandelten mit sich. Und noch eines: In den mathematischen gleichwie in den sprachlichen Fächern ist das Lehrbuch in der That nur das Rüstzeug zu selbständiger Thätigkeit des Schülers. Das Übungsbuch lehrt die Grammatik, die Beispielsammlung die mathematischen Lehrsätze selbständig verarbeiten. Es frägt sich nun, ist es in der That durchaus nothwendig, dem Schüler im geographischen Lehrbuche nur die fertigen Ergebnisse der Forschung zu gedächtnismäßiger Aneignung vorzusetzen, kann hier dem eigenen Arbeiten und Finden nicht auch der Weg gebahnt werden? Wir antworten auf diese Frage dreist mit einem lauten »Ja«, nur muss das geographische Lehrbuch sich mit einer ähnlich bescheidenen Stellung begnügen, wie jenes der beiden genannten Lehrfächer. Weniger wird dann wieder einmal mehr sein! In der That steht ja jetzt das Lehrbuch dem Verständnisse mehr im Wege, als es dieses fördert, denn geographische Kenntnisse, die nur auf dem Lernen, oft geradezu Auswendiglernen aus dem Buche beruhen, sind erfahrungsgemäß völlig wertlos, weil durchaus flüchtiger Natur. Freilich wird man einwenden, das Lehrbuch hindere den Lehrer ja keineswegs daran, in der Stunde nur mit Tafel und Atlas zu arbeiten und dasselbe auch beim Prüfen von den Schülern zu verlangen. Allerdings hindert das Lehrbuch daran nicht, allein es ist nun einmal da und der Schüler frägt sich mit Recht, wozu er, beziehungsweise seine Eltern, verhalten wurden, es anzuschaffen, wenn es gänzlich unbenützt bleibt. Ja noch mehr: der Schüler hat das Buch nun einmal in der Hand und gar mancher wird sich unter allen Umständen auf das Buch verlassen und wird selbst ohne vom Lehrer besonders darauf hingewiesen zu werden, das Buch benützen. Hält sich nun der Lehrer gar nicht an das Buch, so ist so viel klar, dass zwischen Schulunterricht und häuslicher Arbeit des Schülers bald eine unüberbrückbare Kluft bestehen und das Buch den Schüler völlig im Stiche lassen wird. Viele Schüler werden freilich, sobald sie dies merken, darin nur einen Sporn zu erhöhter Aufmerksamkeit und zu selbständiger Arbeit finden. Andere freilich, und gewiss auch nicht wenige, werden eben dieselbe Erfahrung nur als Vorwand und Entschuldigung ihrer Faulheit benutzen; das so oft gehörte »ich bitte, das steht nicht im Buch«, genügt ja so manchem zur Beruhigung seines Gewissens. Lässt nun aber der Lehrer wieder das Buch in höherem oder geringerem Maße als Grundlage des Unterrichts gelten, so läuft er Gefahr, dass sehr bald die überwiegende Mehrzahl der Schüler sich gänzlich auf das Lehrbuch verlässt; Skylla und Charybdis!

Halten wir das oben Gesagte, und dass es auf Erfahrung beruht, wird wohl kaum bestritten werden, uns vor Augen, so sehen wir, dass sich ein richtiger Mittelweg finden lassen muss, ein Verfahren nämlich, das dem Buche eine solche Stellung zuweist, dass es seiner ureigentlichen

Aufgabe wieder zurückgegeben wird: eine Stütze des Gedächtnisses zu sein, nicht mehr und nicht minder, vor allem aber nicht mehr, und namentlich nicht die Grundlage des gesammten Unterrichtes. Denn jenes alte, für den Lehrer ja recht bequeme Verfahren: bei offenen Büchern einfach an der Karte zu zeigen, was das Buch aufzählt und am Ende der Stunde die Aufgaben gemüthlich mit einem: „Also von Seite x bis Seite y zum nächstenmale!" zu bezeichnen, ist ja doch, Gottlob! zumeist außer Übung. Oder sollten wir uns darin irren?

Ja, dem Lehrbuche die richtige Stellung anweisen, das klingt so einfach. Sehen wir aber näher zu, so wird uns bald nur allzu klar, dass dies gleichzeitig ein anderes, noch ungeschriebenes Lehrbuch fordern heißt![1] Dass dies ein altes Bedürfnis ist, bewiesen die Verhandlungen des letzten Mittelschultages; aber was dort gefordert und gewünscht wurde, ist leider noch immer Zukunftsmusik! Zwei Forderungen waren es damals, die an die Spitze der betreffenden Resolution gestellt wurden: 1. Anpassung des Lehrbuches an unsere Instructionen, denen bekanntlich keines der gangbaren Bücher auch nur theilweise entspricht; 2. möglichste Kürze des Lehrbuches, das zumeist nur aus Fragen zu bestehen hätte. Dass die sinnlose, nur auf buchhändlerische Speculation zurückzuführende Ausstattung mit mehr oder minder guten Illustrationen und Kartenskizzen, die nur dazu beitragen, den Schüler zu zerstreuen und sein Anschauungsvermögen zu verderben, zu entfallen hätten, ist wohl überflüssig noch zu betonen. In der That aber wäre mit der Erfüllung der oben citierten Forderungen einem Mangel abgeholfen, der nachgerade ein sehr fühlbarer wird.

Wenn vorstehende Zeilen nur ein wenig dazu beitragen, die darin berührten Fragen wieder ins Rollen zu bringen, haben sie ihre Aufgabe erfüllt. Neues konnten sie nicht bieten, aber es gibt eben auch auf dem Gebiete des Unterrichtes Dinge, die, so lange sie nicht ihre endgiltige Lösung gefunden haben, wieder und immer wieder gesagt werden müssen zum Heile unseres Schulwesens und der uns anvertrauten Jugend.

Brünn. Dr. Benno Imendörffer.

Geschichte der Erziehung von Anfang an bis auf unsere Zeit, bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern von Dr. K. A. Schmid, weil. Prälat u. Gymnasialrector. Fortgeführt von Georg Schmid, Dr. phil. IV. Bd., 2. Abth. 1. Lief. Stuttgart, Cotta 1898. 8°, 316 SS.

In der Besprechung der dem Vorliegenden unmittelbar voraufgehenden 1. Abtheilung des IV. Bandes (in dieser Zeitschr. 1897, S. 177 ff.) wurden wir durch die Vortrefflichkeit des dort Gebotenen veranlasst, dem

---

[1] Es ist ein solches und, wie man hoffen darf, recht treffliches im Entstehen begriffen, das Manuscript habe ich selbst eingesehen und lebhafte Freude dabei empfunden.

lebhaftesten Interesse Ausdruck zu geben, mit dem wir der Darstellung der wichtigsten Perioden der Erziehung und ihrer Theorie entgegensehen. Nun bringt uns die vorliegende 1. Lieferung den Beginn, die Darstellung der Aufklärungszeit, bezw. die Geschichte des Philanthropinismus, und wir können vorweg das den früheren Bänden ertheilte Lob auch hier wieder aussprechen. Ein trefflicher allgemeiner Überblick über die Bedeutung der Aufklärung für Erziehung und Unterricht in Deutschland ist vorausgeschickt. Dann wird der gesammte reiche Stoff im Anschlusse an die biographische Darstellung Basedows gegeben, was gerade bei der centralen Stellung dieser sonst gewiss nicht durchaus sympathischen Persönlichkeit vollkommen gerechtfertigt erscheint. Der Verf. verbindet philologische Genauigkeit im Thatsächlichen mit einem feinen Blicke für die historischen Zusammenhänge, hält sich aber dabei durchaus frei von dem bei rein historischer Betrachtungsweise nicht seltenen Fehler, über der geschichtlichen Würdigung den Wertmaßstab der Gegenwart — um nicht zu sagen den absoluten — ganz aus den Augen zu verlieren. Er wird vielmehr sowohl dem Historiker als dem in der lebendigen, drängenden Arbeit der Gegenwart stehenden Schulmanne gerecht. Der Leser erhält ein erschöpfendes Bild von der Wirksamkeit Basedows und von der eigenthümlichen geistigen Atmosphäre jener Zeit; bei allem Streben indes, das Verdienstliche an Basedow zu würdigen, merkt man es, dass sie dem Verf. die Kritik leichter aus der Feder geflossen sein mag als das Lob — und nicht mit Unrecht, wie wir hinzufügen möchten. Verglichen mit der etwas anspruchsvollen, wenngleich vielfach bestechenden Behandlung des Gegenstandes bei Pinloche zeigt die vorliegende Darlegung, dass es dem Verf. gelungen ist, sich weit mehr über den Stoff zu stellen und so freier und sicherer zu urtheilen. Dass trotz alledem gelegentlich ermüdende Breiten erscheinen, mag zum Theil in der Natur der Sache begründet liegen, hätte indes immerhin manchmal vermieden werden können.

Alles in allem betrachtet, reiht sich auch diese Lieferung allem Vorangegangenen ebenbürtig an.

Graz. Dr. Ed. Martinak.

Zum Lehrplan und zur Instruction für den Turnunterricht an Mittelschulen.

I.

Das h. Ministerium für Cultus und Unterricht widmet dem leiblichen Wohle der studierenden Jugend die größte Fürsorge. Dieser entsprang der im Jahre 1897 erschienene neue Lehrplan für den Unterricht im Turnen und die dazu gehörige Instruction. Jener Erlass brachte nur viel Neues (vgl. Guttmann in dieser Zeitschr. 1898, S. 815 ff.). Bei der Einführung jeglicher Neuerung kommt es zu Controversen, die, sachlich durchgeführt, für den Gegenstand von größtem Nutzen sein müssen. Es haben sich denn auch an den obigen Erlass Besprechungen geknüpft

Die ausführlichste — ausschließlich abweisende — widmet demselben das bekannte »Memorandum« des Vereines österreichischer Turnlehrer, welches darüber schon im allgemeinen ein abfälliges Urtheil abgibt (S. 5), die Instruction aber geradezu verurtheilt (S. 30): »Bei den dargelegten Widersprüchen und Unklarheiten der Instruction ist weder an ein Verständnis noch an eine Befolgung der Instruction selbst zu denken«; der Turnlehrer werde nicht in Ruhe und Gelassenheit seines Amtes walten können.

Es war nun Pflicht jedes Turnlehrers, darauf zu achten, ob und inwieweit er den Bemänglungen des »Memorandum« beistimmen könne; denn von tüchtigen Fachleuten stammend, mussten dieselben alle Beachtung verdienen und, wenn schon nicht in allen Punkten überzeugen, so doch zu Aufmerksamkeit und Nachdenken anregen. Auch ich suchte die Ausstellungen, soweit ich denselben nicht beipflichten konnte, durch Zurückführen auf das πρῶτον ψεῦδος zu entkräften, und machte zum besonderen Gegenstande meiner Aufmerksamkeit die Instruction; denn gerade das über sie gefällte Urtheil schien zu hart und die Instruction, von kleinen Unebenheiten abgesehen, das Beste am Erlasse zu sein (vgl. das sehr günstige Urtheil Hergels in dieser Zeitschr. 1897, S. 565, Guttmann a. a. O. S. 826, hingegen das harte im »Mem.« S. 26 u. 30).

Auch die h. Unterrichtsbehörde konnte bei ihrem Bestreben, die gute Sache zu fördern, das »Memorandum« nicht übersehen; es ist nun ein Zeichen des streng objectiven Sinnes derselben, dass sie im Sinne der im »Mem.« gemachten Ausstellungen, von denen sich eine beträchtliche Zahl unschwer widerlegen ließe, bei der nächsten Gelegenheit jenen Erlass einer Revision unterzog. In den im März l. J. erschienenen »Instructionen für den Unterricht an den Realschulen .....« (5. Auflage) findet sich die Instruction [1]) für das Turnen im Anschluss an das »Mem.« und unter Berücksichtigung sonst ausgesprochener Wünsche umgearbeitet. [2])

II.

Da nun die Instr.[2] für den Turnlehrer die bindende ist, ist es wichtig, die Unterschiede zwischen derselben und der Instr.[1] zu kennen. Bei genauerem Vergleiche beider ergibt sich Folgendes. Die mannigfaltigen Verbesserungen — so kann man die Umarbeitung bezeichnen — kann man unter folgende fünf Gesichtspunkte subsummieren: 1. Rein Formelles, wie Glättung der Sätze, vollere Ausdrucksweise; 2. schärfere Fassung des logischen Zusammenhanges und damit Erreichung größerer Klarheit; 3. Modificationen, bes. Restrictionen schrofferer Ausdrücke durch Einschub oder Auslassung entsprechender Worte; 4. neue, in der Instr.[1] nicht enthaltene Zusätze: 5. Auslassung einzelner selbständiger Partien. — Die eine oder die andere Änderung, z. B. das im Abschnitte II über die Hilfeleistung Gesagte ließe sich nicht bloß nach einem Gesichtspunkte beurtheilen.

---

[1]) Im folgenden bezeichnet: Instr.[1] = die Instruction v. J. 1897; Instr.[2] = die Instruction v. J. 1899; Instr. (ohne Exponent) = Übereinstimmung zwischen Instr.[1] und Instr.[2]

[2]) Der Lehrplan v. J. 1897 blieb unverändert.

Um einen besseren Einblick in die Art der Umarbeitung zu gewähren, mögen hier nach den angegebenen Gesichtspunkten die wichtigsten Stellen, an denen die Instr.[2] von der Instr.[1] divergiert, verzeichnet werden: Beispiele ad 1 und 2, weil von geringerem Belang, übergehe ich; sie finden sich allenthalben.

Ad 3:[1]) Abschnitt I, Absatz 9: »[zumeist] an der leblosen Natur, [seltener] aber in dem Kampfe lebender Kräfte ..... [im allgemeinen] beseitigt bleibt«; Abschn. I, Abs. 11: »die militärische Befehlsweise ... [in übertriebener Weise] nachahmende Art«; ebendort ist der Schlusspassus von Instr.[1] gestrichen {»während militärische Exercitien ... dienen können«}; Abschn. I, Abs. 12: »brauchbar[er], widerstandsfähig[er], ausdauernd[er] zu machen«; I, 13 »[bloßen] Wettbewerb«; I, 14: »die Haltung unter {allen} Umständen höherwertig erscheinen zu lassen«; III, 3: »[möglicherweise] zu gefährden«; III, 4: zwischen »vermeiden« und »weil« wurde der auf die »militärische Art der Bewegung« sich beziehende Satz beseitigt; IV, 5: »[wie jede Leistungsbeurtheilung der Schüler], so muss auch die Classification aus dem Turnen ... dem [zumeist] {stets} vorhandenen richtigen Gefühle ... entsprechend geschehen. Abschn. V, S. 252, Abs. 3: »auch einer gewissen Indisposition ... wird der Lehrer [unter Umständen] {häufig} nachgeben müssen {selbst dann, wenn er glaubt, Bequemlichkeit ... vermuthen zu dürfen}«; Abschn. VIII, Nr. 5: »bei Befreiungen [können] {haben} die betreffenden Schüler verhalten ... werden ...«

Ad 4. Neu hinzugekommen sind: Abschn. VI, Abs. 3: die Empfehlung des Turnens im Freien und dessen Gegenüberstellung zum Hallenturnen; VII b: eine Bemerkung bezüglich der Freiübungen und der Belastung bei denselben; ebendort die Angabe von 15 Minuten als Höchstmaß für die Dauer der Ordnungs- und Freiübungen; VII c (ganz): enthaltend die Weisungen zur Durchführung der Geräthübungen und die Erlaubnis des »Kürturnens« für die oberen Classen.

Ad 5. I, S. 247 ist die Anführung der Anlässe unterblieben, bei denen sich »die Freiheit des Handelns« zeige; III, Abs. 4 (schon oben erwähnt); der letzte Absatz des IV. Abschnittes {die Abweisung des Schauturnens} wurde gestrichen; die Schlussbemerkung des V. Abschnittes entfällt von selbst. —

Der Änderungen gibt es also ziemlich viele. Nun könnte man schließen: was so vieler Änderungen (= Verbesserungen) bedurfte, das musste wenig vollkommen sein. Dieser Schluss wäre unberechtigt. Vervollkommnen lässt sich zwar alles und muss sich vervollkommen lassen: es sind auch an der Instr.[1] einige wünschenswerte Umgestaltungen vorgenommen worden (vgl. das Kürturnen, Turnen im Freien, den Betrieb der Spiele), aber der vortreffliche Grundbau blieb mit Recht unerschüttert. Es zeigt schon ein Überblick, dass die überwiegende Mehrzahl der Änderungen sich auf den 3. Punkt (oben ad 3) bezieht, der keine neuen

---

[1]) Die mit [ ] eingeklammerten Worte sind Zusätze der Instr.[2], die mit { } stehen nur in der Instr.[1]

Grundgedanken bringt. Sogar unter dem als »neu« aufgezählten ist absolut neu nur die Erwähnung des Turnens im Freien und das Maß von 15 Minuten für die Ordnungs- und Freiübungen. Alles andere »Neue« (Punkt 4) war für den denkenden Benützer schon in der Instr.[1] implicite enthalten (auch das Kürturnen im Schlussabsatze des II. Abschn., S. 203) und ließ sich aus dem Zusammenhange und aus allgemeinen Gesetzen entnehmen; noch leichter konnte man obige Modificationen (Punkt 3) — stillschweigend — selbst vornehmen. Es soll damit nicht gesagt werden, dass eine Umarbeitung überflüssig gewesen sei, aber dagegen muss man sich wenden, dass die Instr.[1] vom »Mem.« als für den Turnlehrer geradezu unbrauchbar bezeichnet wurde.

III.

Wie stellt sich nun das Verhältnis zwischen der Instr.[2] und dem »Mem.« dar? Da die Instr.[2] eine den Ausstellungen des »Mem.« parallele Umänderung aufweist, sollte man, nunmehr Übereinstimmung zwischen beiden erwartend, eine solche Frage für überflüssig halten. Aber schon aus der vorwiegenden Tendenz der Verbesserungen: nur zu mildern und nicht wesentlich zu ändern, so dass nicht jedes Verlangen des »Mem.«, bez. nicht ganz, befriedigt werden konnte, ergibt sich, dass obige Frage berechtigt ist, dass also eine Besprechung des Verhältnisses Instr.[2] : »Mem.« nicht zu einem *σκιαμαχεῖν* wird und dass, da nicht einmal die des Verhältnisses Instr.[1] : »Mem.« antiquiert ist, sogar von einem Verhältnisse Instr.[1] : Instr.[2] : »Mem.« gesprochen werden kann. Es sollen nun im folgenden einige wichtige Momente dieses mehrfachen Verhältnisses ins Auge gefasst werden, wobei auf das Wesen der Veränderungen an der Instr. ein helleres Licht fallen wird.

1. Der am weitesten gehende Vorwurf des »Mem.« gegen die Instr.[1] und den Lehrplan war der angeblich unlösbare Widerspruch zwischen der Schwierigkeit und (oft Lebens-)Gefährlichkeit der Übungen (bes. Geräthübungen) und der in der Instr.[1] II, Abs. 1 u. 3 erhobenen Forderung, dass »für alle .. Übungsarten die Form der Gemeinübung gewählt werde«. Letztere Forderung ist in der Instr.[2] beibehalten worden; um dem Vorwurfe der Schwierigkeit der unverändert gebliebenen Übungen (bes. Geräthübungen) auszuweichen, wurde der Abschnitt VII c neu eingefügt, der dem Turnlehrer gewisse Freiheiten gewährt (Verschiebung von Übungen, vorläufige Verzichtleistung auf einzelne Formen) und gelegentliches Kürturnen gestattet (vgl. oben II ad 4). Dieser wichtige Zusatz ist aber in seinem Kerne schon in der Instr.[1] enthalten, denn die »Einzelübungen« sind am Schlusse des Abschnittes II (wenigstens beiläufig) genannt, das Sonstige ergibt sich aber nach meiner Ansicht aus dem Begriffe der »Gemeinübung« überhaupt und im besonderen aus II, Abs. 3. Ich schließe auf Grund der Instr.[1] folgendermaßen: Obwohl daran festhaltend, dass die Übungen des Lehrplanes nicht zu schwer sind, sondern darnach angethan, »Freude[1]) am Turnen zu wecken«

[1]) Zu leichte Übungen erregen kein Interesse.

(Guttmann S. 825), bin ich doch überzeugt, dass allen alle Übungen nicht gelingen werden. Gebe ich damit nicht zu, dass diese Übungen als „Gemeinübung" zu schwer seien? Keineswegs! Man wolle den Ausdruck „Gemeinübung" nicht auf die Spitze treiben: soll denn mit diesem Worte gesagt werden, dass alle Schüler die betreffende Übung wirklich (oder sogar musterhaft) auszuführen haben? Unmöglich! Die beste Parallele sind die wissenschaftlichen Fächer (vgl. Guttmann S. 820), in denen nur „Gemeinübungen" abgehalten werden. Erreichen etwa hier alle das „Ziel"? Wie es also hier Vorzugsschüler gibt, mittlere, schwächere und solche, die nicht entsprechen, so wird und muss es beim Turnunterricht sein. Die Übungen müssen allerdings derart sein, dass sich an denselben alle betheiligen können, aber die einen mit großem, die anderen mit geringerem, die letzten mit sehr geringem Erfolge. In diesem Sinne sind die im Lehrplane enthaltenen Übungen nicht zu schwer. In den unteren Classen dürfte übrigens das Ziel bis auf vereinzelte Ausnahmen von allen erreicht werden. An die oberen Classen werden naturgemäß höhere Anforderungen gestellt, denen wegen der nicht bei allen gleichmäßigen körperlichen Entwicklung eine geringere Anzahl gut entsprechen wird.[1]) Für diese Classen beseitigt also die Instr.[2] insofern einen Mangel, als sie das „Kürturnen" ausdrücklich gestattet.

Nicht zu übersehen ist ferner, dass im Lehrplane nur die obersten Grenzen angegeben sind, über die nicht hinausgegangen werden soll — wie man die Maße schon früher ohne die jetzige specielle Angabe in der Instr.[2] VII c, Abs. 1, welche aber nicht auf das Springen beschränkt sein sollte, verstehen musste und konnte. Dass aber innerhalb dieser Grenzen dem Turnlehrer, was gerade beim Turnen infolge der oft so verschiedenen Veranlagung von einzelnen und einzelner Classen und beim Entfallen der häuslichen Vorbereitung nothwendig zu sein scheint, ein individualisierendes Vorgehen gestattet wird, konnte man schon aus der Instr.[1] II, Abs. 3 schließen, da man die Stelle bei Beachtung der Ausdrücke „Gemeinübung", „gewählt", „durchschnittlich" wohl so zu interpretieren hat: für eine Gemeinübung habe ich aus dem im Lehrplane angegebenen Stoffe eine solche Form zu wählen (jetzt erlaubt dies die Instr.[2] VII c, Abs. 4 ausdrücklich), dass die Ausführung dem Durchschnitt der Classe möglich ist. Wenn ich wählen darf, werde ich also bei schwächeren Schülern die vorgeschriebenen Übungen in erleichterter Form bringen oder auch sonst einzelnen Schülern die Ausführung in solcher Form erlauben. Die Bemerkung bezog sich also auf die via und ratio der Durchführung der Übungen. Was somit die Instr.[2] noch besonders angibt, lag mehr als in nuce auch in der Instr.[1]

Kann darnach jener Widerspruch (oben III 1, Anfang), den das „Mem." fand, für behoben gelten? Er wurde vielmehr durch den Zusatz

[1]) Für diese Classen empfiehlt sich die Beschränkung der Übungen an gewissen Geräthen (Leitern, Rundlauf) auf ein Minimum. Vgl. u. III, 10, Anm. 1.

von VII c, wenn wir uns auf den Standpunkt des »Mem.« stellen, noch verschärft, da neben der aufrecht erhaltenen stricten Forderung der Gemeinübungen (II, Abs. 1) jetzt Einzelübungen direct angeordnet werden! Das »Mem.« dürfte noch nicht befriedigt sein. Es verstand übrigens wohl auch ohne VII c jene Worte im Ab. II 3 so, wie wir sie verstehen; aber es wollte — wenn man eine Vermuthung aussprechen darf — etwas ganz anderes als das in die Instr.² Aufgenommene, nämlich eine Erleichterung der Übungen selbst.

Die Hauptschuld an dem Unheil, welches diese Fragen zur Folge hatten, liegt aber nach meiner Ansicht in einem Fehler der Instr., den das »Mem.« nicht nennt und die Instr.² nicht verbesserte: in dem Widerspruche zwischen den Worten »allen« und »durchschnittlich« des besprochenen 3. Absatzes II; denn, wenn die Übungen mit den durchschnittlich vorhandenen Fähigkeiten in Einklang gebracht werden, so wird die Ausführung derselben eben nicht allen Schülern der Classe möglich sein. Der Durchschnitt und die Gesammtheit (»alle«) schließen sich aus: ich passe eine griechische Aufgabe auch dem Durchschnitt der Classe an, sie wird aber nicht allen glücken. Dieser formelle Mangel, der, wie der Zusammenhang ergibt, auch den Intentionen der Instr. in seinem Wesen fernliegt, scheint an den Consequenzen schuld zu sein, die das »Mem.« aus der sich daraus aufdrängenden Auffassung der »Gemeinübung« zog und noch ziehen kann. Eine genauere Stilisierung der in jener Stelle liegenden richtigen Gedanken wäre zu wünschen. Vgl. Hergel S. 563/4.

Dem principiell übertriebenen Vorwurfe der Gefährlichkeit wurde und wird durch die vom »Mem.« sonderbarerweise nicht berücksichtigten Abschnitte der Instr. über die Hilfeleistung (vgl. Guttmann S. 822) der Boden entzogen. Die in der Instr.² (II, S. 248 u.) gemachte Unterscheidung zwischen 1. eigentlichen Hilfeleistungen, 2. den nur zum Schutze bestimmten, 3. solchen, die der Lehrer gibt, und 4. denen, welche die Schüler geben — findet sich in anderer Form auch in der Instr.¹, so dass obiger Vorwurf noch unverständlicher wird.

2. Das »Mem.« S. 26 meint, »die herrisch belehrende ... Sprache der ... Muss- und Befehlstandpunkt« sei dem Ansehen des Turnlehrerstandes abträglich und kränkend, während die Instructionen für die sonstigen Mittelschulfächer in Form von wohlwollenden Winken gegeben seien. Diesen Eindruck macht auf den unbefangenen Leser die Instruction [1]) nicht. Es wäre gewiss möglich, sich noch öfters des Potentialis zu bedienen — aber fördert denn das die Sache? Und der Hinweis auf die jedenfalls wohlwollenden Vorschriften und Rathschläge bei den anderen Mittelschulfächern? Man durchblättere nur probeweise die »Weisungen zur Führung des Schulamtes«, die so eigentlich der Instruction zum Turnlehrplan entsprechen: [2]) man wird so gut wie auf jeder Seite

---

[1]) Weder die Instr.¹ noch die gleich stilisierte Instr.²

[2]) Dasjenige, was in den »Instructionen f. d. Unterr. ...« für die Mittelschulfächer enthalten ist, bietet unsere Instr. nur theilweise (bes.

solche »soll« und »muss« finden. Durch diese Äußerlichkeiten, die sich kaum umgehen lassen, darf und wird sich niemand gekränkt fühlen.

3. Dem »Mem.« S. 29 scheint in dem in der Instr.[1] S. 208 (Instr.[2] S. 253 wesentlich unverändert) über die Stellungsbilder Gesagten ein Widerspruch mit den im Lehrplane vorgeschriebenen Stabübungen zu liegen. Nun schließt die Instruction Stellungsbilder nicht überhaupt aus, sondern nur »Formen, bei denen es sich vorwiegend um Stellungsbilder handelt«. Gewiss mit Recht.

4. Das »Mem.« S. 27 sagt, es sei eine gewagte Forderung, »die Übungsformen des Schulturnens ... haben als Mittel zu dienen ... die Jugend für die Erfüllung aller Pflichten brauchbar ... zu machen« (Instr.[1] S. 201). Die wirklich überspannte Form des Satzes erscheint in der Instr.[2] S. 247 durch die comparativen Wendungen »brauchbarer« usw. gemildert. Aber die »Erfüllung aller Pflichten« steht noch da und dürfte noch gewagt vorkommen. Man suche indessen im Satze nur das, was er im Zusammenhange enthält: die Übungsformen sollen als Mittel zum angeführten Zweck dienen. Es wird nicht gefordert, dass mit den Übungen der ideale Zweck des Turnens erreicht werde, sondern nur, dass der Lehrer dieses Ziel nicht aus den Augen lassen soll.

5. In den Hinweisen der Instr.[1] (S. 201 u. S. 203) auf den Unterschied zwischen den militärischen und turnerischen Übungen fand das »Mem.« S. 27 und 28 eine »gewagte Polemik« gegen militärische Einrichtungen. Die Instr.[2] (S. 247 u. 249) hat diesem Einwande insoweit Rechnung getragen, dass die beiden Stellen um einige vielleicht etwas drastische, übrigens zutreffende Ausdrücke gekürzt wurden: das Wesen, die Hervorhebung jenes Unterschiedes blieb mit Recht intact. Wenn nun schon die Instr.[1] nur vor der »mechanischen Drillerei, unnatürlichen Strammheit und unrichtigen Nachahmung der sogenannten militärischen Art der Bewegung« warnte, also vor der Entartung der militärischen Weise (Soldatenspielen), so konnte man schon damals einerseits von einer Polemik nicht reden und musste andererseits der Hervorhebung des Gegensatzes zwischen der militärischen und turnerischen Weise beistimmen, wie dies auch Fachmänner thaten, wie Hergel S. 565, Guttmann S. 827, auch M. Zettler, »Die Ordnungsübungen in ihrer Verwertung ...« Was jenen Gegensatz anlangt, so dürfte doch auch das »Mem.« zugeben, dass es zwischen der Turnsaal- und Exerzierplatzmethode principielle Unterschiede gebe, wie vice versa die Instr. mit den angeführten Stellen nicht sagen will, es gebe zwischen den militärischen und turnerischen Übungen keine Berührungspunkte. »Stramme Haltung« verlangt auch die Instr., aber unter steter Rücksicht — das ist das Charakteristische für das Turnen — auf das Gefühl für leichte und gefällige Bewegung. Lässt sich etwa nicht beides vereinigen?

---

im VII. Abschnitt), während sie sonst, wie bemerkt, den »Weisungen« entspricht. Für den Anfänger erwünscht, dem Geübteren willkommen wäre es, die Methodik des Turnunterrichtes wenigstens für die ersten Stunden in solcher Weise wie bei den anderen Fächern von autoritativer Seite charakterisiert zu finden.

6. Das »Mem.« S. 27 f. nahm Stellung gegen die starke Betonung der Wichtigkeit der »Haltung« (Instr.[1] S. 201 f.). Eine Abschwächung dieses Accentes war thatsächlich zu wünschen; die in der Instr.[2] (S. 247 u.) vorgenommene befriedigt nicht ganz, da sich neben der »strengen Verfolgung des Lehrzieles« das »unter Umständen« sonderbar ausnimmt. Man sollte zum mindesten sagen: »unter Umständen auch höherwertig erscheinen zu lassen«, weil dann wenigstens angedeutet wäre, dass die Haltung — gemäß dem Lehrziele — immer einen hohen Wert habe.

7. Die vom »Mem.« S. 26 über die Classification gemachte Bemerkung, dass durch die darauf bezüglichen Anordnungen »Amt und Ansehen des Turnlehrers der offenen Willkür der Schüler gegenüber ausgespielt werde«, geht zu weit, mag man sie nun auf den milden Standpunkt der Instr.[1] IV, S. 204 (Instr.[2] IV, S. 250 gleichlautend) gegenüber manchen nicht vollkommenen Leistungen schwächerer Schüler beziehen, in welchem Falle der Vorwurf a limine abzuweisen wäre, oder auf den Hinweis, dass die Classification nach dem {stets} [zumeist][1]) vorhandenen richtigen Gefühle der Schüler geschehen soll. Wo ist die Willkür, ob man nun »stets« oder »zumeist« sagt? Man fühlt sich höchstens zur boshaften Frage versucht, ob sich denn der Lehrer beim Schüler erkundigen soll, welche Note er nach seinem (sc. des Schülers) »Gefühle« verdiene; denn sonst könne der Lehrer nicht wissen, ob er nach dem Gefühle der Schüler classificiere! Aber wer nähme das ernst? Der Satz umschreibt nur die richtige Forderung, gerade hier möglichst Gerechtigkeit zu üben, dann werde man das Gefühl der Schüler nicht verletzen.

8. In dem die Indisposition zum Turnen betreffenden Absatze (Instr.[1] IV, S. 206) konnte das über die »Bequemlichkeit« Gesagte allerdings zweideutig aufgefasst werden. Die Fassung in der Instr.[2] IV 252 ist correct. Ein Widerspruch dieses Absatzes mit Instr. VIII, Abs. 1 bestand indessen nicht, weil an letzterer Stelle geradezu von »unbegründeter Ängstlichkeit, Trägheit« usw. gesprochen wird. Jetzt dürfte auch dieser Vorwurf nicht mehr erhoben werden, da die Indisposition nicht so leicht an »Trägheit« denken lässt wie früher die »Bequemlichkeit«. Jene Anordnung der Instr. entspringt einer richtigen physiologischen Beobachtung.

9. Sehr berechtigt waren die Vorwürfe des »Mem.« S. 27 gegen die Instr.[1] S. 201 (Abweisung des »Kampfes lebender Kräfte« gegeneinander[2])) und S. 26 f. gegen die unglücklich gewählten Beispiele von Gelegenheiten zur Bethätigung der »Freiheit des Handelns« (Instr.[1] S. 201). Es sind die Verbesserungen in der Instr.[2] (s. oben II) mit Genugthuung zu begrüßen.

10. Zur Kritik fordern insbesondere principielle Fragen heraus, welche jeder in seinem Sinne entscheidet. In einzelnen solchen Fragen unterscheidet sich die Instr.[2] nicht unwesentlich von der Instr.[1];

---

[1]) So — richtig — die Instr.[2]

[2]) Vgl. Guttmann S. 826 f.

so bezüglich des Schauturnens, des Turnens im Freien und der Freiübungen mit Belastung. Zwischen der Anführung der Spiele im Lehrplane und zwischen dem Verbote der Vornahme der Spiele selbst in den Turnstunden bestand und besteht kein Widerspruch, wie das „Mem." S. 29 einen solchen findet, weil nach der Instr. die Einübung der Spiele unter der Leitung des Lehrers innerhalb der Turnzeit geschehen kann. Principielle Fragen sind auch, wie lange Holzstäbe und ob sie überhaupt verwendet werden sollen, ob Bock, Schwingseil, Rundlauf[1]) passende Geräthe seien u. ä.; in diesen Fragen hat die Instr.[2] den nach meiner Ansicht richtigen Standpunkt der Instr.[1] bewahrt.

Hiermit sind die hauptsächlichsten Änderungen der Instr.[2] erschöpft. Wir haben gesehen, dass sie sich mit den im „Mem." gemachten Ausstellungen so kreuzen, dass aus einer Besprechung derselben zugleich eine Besprechung des „Mem." sich ergab, dessen Verdienst es wohl ist, durch seine Kritik, mag man derselben auch oft nicht beistimmen, den Anstoß zu jenen Verbesserungen gegeben zu haben.

IV.

Das „Mem." hat aber nicht nur die Instruction, sondern auch den Lehrplan einer abweisenden Kritik unterzogen, der man in einigen Fällen den Beifall nicht versagen kann. Weil der Gegensatz zwischen dem „Mem." und dem Lehrplane noch nicht ausgeglichen oder wenigstens gemildert ist, soll, um so ein vollständigeres Bild des „Mem." zu geben, auch aus diesem Gegensatze einiges, nur das Markanteste, hervorgehoben werden, nämlich Fälle, in denen über die Stellungnahme zum „Mem.", bezw. zum Lehrplan nicht gezweifelt werden dürfte, da auf Einzelheiten, deren ein Lehrplan naturgemäß viele hat, auch nicht einigermaßen eingegangen werden kann.

1. Anknüpfend an das oben Besprochene beginne ich mit der Turnsprache, welche zum Theil unter die „principiellen Fragen" zu zählen ist. Auch in sprachlicher Hinsicht bemängelt das „Mem." den Erlass — in diesem Falle Lehrplan. Mängel lassen sich nicht bestreiten; man kann jedoch in einzelnen Punkten verschiedener Ansicht sein, so lange man nicht eine gewissermaßen officielle Terminologie besitzt. Das Gesagte gilt für Einzelheiten auch von der von maßgebendster Seite herrührenden Besprechung dieses Theiles des Erlasses in dieser Zeitschr. 1898, S. 558.

2. Das „Mem." tadelt an verschiedenen Stellen und mit Recht die zu allgemeine Skizzierung der Freiübungen und der „Übungen mit Belastung der Arme". Ich habe an mir selbst erfahren, was Guttmann S. 820 sagt, dass dadurch an die Vorbereitung des Lehrers große

[1]) Da viele Anstalten dieses theuere und viel Platz in Anspruch nehmende Geräth nicht besitzen, werden sie von der Ausführung der daran vorgeschriebenen Übungen absehen müssen — ohne Schaden —, da das Geräth, für das Mädchenturnen wie geschaffen, beim Knabenturnen durch die Schaukelringe (oft Strickleitern) ersetzt werden kann. Bock und Schwingseil möchte ich nicht eliminiert wissen.

Anforderungen gestellt werden. Wenn sich aber das »Mem.« an verschiedenen Stellen gegen die zu breite Detaillierung der Geräthübungen wendet (auch Hergel S. 565), welche mit den höheren Classen einen immer größeren Raum einnähmen, so kann ich dem nicht beistimmen. Denn diese Annahme einer immer breiter werdenden Detaillierung beruht gewissermaßen auf Augentäuschung. Der thatsächlich größere Raum wird nicht durch die »Detaillierung« der Übungen, sondern durch die größer werdende Zahl der Übungen selbst hervorgerufen. Die Zunahme dieser erklärt sich aber von selbst durch die geringere Zahl und größere Geübtheit der Schüler der höheren Classen. Öfters wäre sogar eine größere Ausführlichkeit, die einer größeren Deutlichkeit gleichkäme, erwünscht, besonders eine genaue Distinction der Übungen, die in verschiedenen Classen wiederkehren; z. B.: für die IV. Classe liest man unter den Übungen am Barren die lakonische Angabe: »Unterarmstütz«. Dieselbe Übung kehrt in der V.—VIII. Classe wieder — in verschiedenen Modificationen. Man muss nun die für diese vier Classen geltenden Übungen aufsuchen, um zu wissen, inwieweit in der IV. Classe der Unterarmstütz zu üben sei.

Einwenden könnte man, dass doch der Lehrplan für die wissenschaftlichen Fächer im Verhältnisse zu unserem auffällig kurz sei. Es wird aber jedermann sofort einfallen, dass bei diesen Fächern der Lehrplan ins einzelne ausgeführt zur Hand genommen werden kann und muss — in Form von Lehrbüchern. Der Turnlehrer hat nur den Lehrplan.

3. Directen Beifall verdient das »Mem.« wohl bei folgenden Bemänglungen:

Die Übungen an den wagrechten Leitern sollen für die oberen Classen beschränkt werden, während sie für die unteren Classen zu kurz gehalten sind. Dieses Urtheil darf man auf die Leitern überhaupt ausdehnen.[1])

S. 7 behauptet das »Mem.« mit Recht, dass die Stab- und Hantelübungen stiefmütterlich bedacht seien, indem zumeist die gleiche Übungsform, nur bei verschiedener Belastung, in den verschiedenen Classen wiederkehre.[2]) Die Terminologie der Freiübungen, Stab- und Hantelübungen und Schrittarten ist inconsequent.

Übereinstimmend mit dem »Mem.« muss man sich gegen einige unangenehme Wiederholungen im Lehrplane wenden. Eclatante Fälle erwähnt das »Mem.« S. 17 für die schrägen Leitern (III. u. IV. Cl.),[3]) für die senkrechten Leitern (III. u. IV. Cl.); S. 19 für die Kletterstangen; S. 22 für den Barren (IV. u. V. Cl.). Solche Wiederholungen wirken verwirrend.

---

[1]) Bezüglich der Schwierigkeit der fraglichen Übungen kann ich mich der Ansicht des »Mem.« nicht anschließen.

[2]) Dieses Übel ist — etwas! — gemildert durch den in der Instr.[2] VII b eingefügten Zusatz.

[3]) Zwischen den ebendort erwähnten Übungen für die VI. und VIII. Classe besteht wohl ein Unterschied.

4. Hingegen seien an directen Unrichtigkeiten im »Mem.« folgende verzeichnet:

S. 18 steht die unrichtige Behauptung: »In der VIII. Classe wird der Freisprung (über den Bock) unter gleichen Verhältnissen verlangt wie bereits in der VI.«

S. 21 wird das »Aufstemmen aus dem Schwingen im Beugehang und Seitspannen beidarmig« (an den Ringen) als für die VI. Classe zu schwer getadelt; vorgeschrieben ist es aber für die VIII. Classe und zwar das Aufstemmen zum Knickstütz. Das Seitspannen beidarmig zu vollem Maße würde allerdings auch für diese Classe schwer erreichbar sein; dieses Maß ist auch nicht verlangt.

Für die VI. Classe ist im Lehrplane der nicht schwierige und hübsche »Sitzabschwung rückwärts mit nachfolgendem Wellaufschwung vorwärts« bestimmt und nicht der im »Mem.« S. 20 als zu schwierig getadelte »Sitzabschwung rückwärts mit nachfolgendem Sitz- (so das »Mem.«) wellaufschwung vorwärts«, was allerdings bedeutend schwerer wäre. Welche Bewegung das eine Bein zwischen dem Sitzabschwung und Wellaufschwung auszuführen hat, wird der Turnlehrer wissen. Damit ist auch der Vorwurf hinfällig, dass mit der »Welle« einmal die sogenannte »Kniewelle«, ein anderesmal die »Sitzwelle« bezeichnet werde.

V.

Schlussbemerkung: Dem Verdienste des »Mem.«, die genaueste und sehr zu beachtende Kritik obiger Verordnung zu sein, wird gewissermaßen eine officielle Sanction dadurch aufgedrückt, dass die Instr.[2] eine den Wünschen des »Mem.« entgegenkommende Umarbeitung aufweist. Mit Rücksicht darauf dürfen wir seinerzeit auch eine veränderte Auflage des Lehrplanes erwarten. Dessenungeachtet liegt es in der Natur der Sache, dass das »Mem.« in der Sucht nach Mängeln auch zu weit gegangen ist, wie wir gesehen haben; insbesondere aber trifft es der Vorwurf, dass es — sit venia verbo — das Kind mit dem Bade ausschütten wollte, indem es aus den bemängelten Einzelheiten ein allgemeines Verdammungsurtheil fällte und auf eine Verschiebung der Einführung des Lehrplanes und der Instr. drang. Das gienge zu weit, wenn man sich auch mit der Mehrzahl der Bemänglungen einverstanden erklärte: denn dabei bliebe der überwiegende, zweifellos vortreffliche und unbeanständete Theil unbeachtet; die etwaigen kleinen Schwächen und Unebenheiten corrigierte und corrigiert der Benützer selbst, wenn er sich darnach richtet, was das »Mem.« S. 30 selbst verlangt, dass nämlich derartige Vorschriften »nicht bloß gelesen, sondern auch verstanden werden«. Die Richtigkeit des Gesagten bestätigt auch die Thatsache, dass sich der neue Erlass (auch ohne die Instr.[2]) schon bisher bewährt hat. Verbesserungsfähig ist er allerdings; wir werden es auch jedem »Memorandum« Dank wissen, wenn es zu Besserungen Anstoß gibt. Kritik muss sein, auch auf unserem Gebiete; nur möge dabei immer als Leitmotiv dienen: das Wohl der Jugend.

Krainburg. Dr. Josef Tominšek.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Ovid. Ausgewählte Gedichte aus den Metamorphosen und Elegien. Für den Schulgebrauch herausg. von Karl Hoeber, Oberlehrer in Straßburg i. E. II. Commentar. Münster i. W., Aschendorff 1898. 8°, 116 SS. Preis 1 Mk.

Die Einrichtung dieses Commentars hält sich an die Grundsätze, welche den Bearbeitern der bei Aschendorff erscheinenden Ausgaben lateinischer und griechischer Classiker vorgeschrieben sind. Darnach soll die häusliche Präparation des Schülers erleichtert und ein schnelles und doch gründliches Lesen in der Schule, sowie eine nutzbringende Privatlectüre ermöglicht werden. In der That beschränkt sich H. darauf, die Bedeutungen einzelner Vocabeln und Phrasen, namentlich wenn deren jeweiliger Gebrauch dem Schüler wenig oder nicht geläufig ist, anzugeben — trotz solcher Angaben hält Ref. die Benützung eines Lexikons seitens des Schülers nicht für entbehrlich —, Constructionsverhältnisse zu erklären, nach Nothwendigkeit hin und wieder auf den dem Schüler nicht ohneweiters einleuchtenden Gedanken kurz, doch unzweideutig hinzuweisen: auch präcise Übersetzungen sind nicht ausgeschlossen. Geringer vertreten sind die rein sachlichen Bemerkungen, außer etwa in den elegischen Dichtungen, wo der Stoff an sich mehr auf sie einzugehen zwingt. Einmal (Fast. II 242) ist ein Parallelvers aus Ennius mit der entsprechenden Stelle aus Vergil angeführt. — Hiemit dürfte die Arbeit H.s vollständig charakterisiert sein. Der Verf. vermeidet es offenbar grundsätzlich, den Schüler zum Nachdenken nur anzuregen, und bietet alles, was dieser für seine Zwecke nöthig hat, aber auch nicht mehr. Daher finden wir nirgend Fragen an den Schüler, nirgend bloße Andeutungen. Da mit Ovid der Schüler in die lateinische Dichterlectüre eingeführt wird, dürfte H.s Vorgang kaum auf Widerspruch stoßen; bei vorgeschrittener Lectüre, auch im Ovid, wäre allerdings etwas maßvollere Nachhilfe wünschenswert.

Wien. J. Golling.

H. Wulf, De fabellis cum collegii septem sapientium memoria coniunctis quaestiones criticae. Dissertationes philologicae Halenses XIII (Halis Saxonum, Niemeyer MDCCCLXXXXVI), pars III, p. 163—216.

Die kleine Arbeit, die ohne Verschulden des Ref. verspätet zur Anzeige gelangt, bezieht sich auf die Personen, die unter die sieben Weisen gerechnet wurden, und auf die Erzählungen, über deren Zusammen-

treffen und über eine Gabe (Dreifuß oder Schale), die für den Weisesten bestimmt war und nach den meisten Berichten von Hand zu Hand gieng, bis sie schließlich dem Apollo geweiht wurde. Die beiden ältesten Gewährsmänner, Andro und Hellanicus, wissen von der Weihung an die Gottheit noch nichts. Über die Abhängigkeit der übrigen Quellen orientiert die zweite der am Schlusse beigegebenen Tabellen. Die erste gibt über alle Einzelheiten (auch über die Angaben 'unde praemium provenerit') übersichtliche Auskunft; vgl. den Abdruck der Belegstellen S. 174–180

Hervorzuheben ist, dass betreffs Thales, Pittacus, Bias, Chilon und Solon Übereinstimmung herrscht, seit überhaupt von einem Collegium der Weisen die Rede sein kann. An sechster und siebenter Stelle werden außer Kleobulus und Periander, die seit Aristoteles durchgedrungen sind, noch Leophantus, Epimenides, Anacharsis, Myson und Aristodemus genannt.

Auf weitere Details der ziemlich schwierigen Untersuchung kann hier nicht eingegangen werden; an Äußerlichkeiten sei wieder einmal gerügt, dass auf spätere Textstellen nur mit den Seitenzahlen des Sonderdruckes verwiesen wird, die in dem vorliegenden Exemplare nicht angegeben erscheinen.

Iglau. Dr. Wilh. Weinberger.

Ziegeler E., Aus Ravenna. Mit 16 Abbildungen. Gütersloh. Bertelsmann 1897 (27. Heft der Gymnasialbibliothek von Pohlmey und H. Hoffmann). 8°, 72 SS.

Diese Schilderung Ravennas und seiner Bauten, verbunden mit einer Erzählung der geschichtlichen Ereignisse, die zum Verständnisse nöthig sind, ist gewiss geeignet für reifere Schüler und daher auch für Gymnasialbibliotheken, falls nicht übergroße Ängstlichkeit an der Wiedergabe der übrigens als »nicht ganz geschmackvoll« bezeichneten modernen Inschrift am Capanno di Garibaldi Anstoß nehmen sollte. Mir ist nur eine der Verbesserung bedürftige Stelle aufgefallen: S. 5 heißt es von Marobodnus, er sei ein vergessener Mann gewesen, als er starb, »er hatte es nicht, wie Arminius, verstanden, rechtzeitig aus dem Leben zu scheiden«, diese Ausdrucksweise erweckt die irrige Vorstellung, als ob Arminius durch Selbstmord geendet hätte.

Jacobs Fr., Hellas. Geographie, Geschichte und Literatur Griechenlands; neu bearbeitet von C. Curtius. Mit einem Bilde von Athen. Stuttgart, Krabbe 1897. 8°, 420 SS. Preis 5 Mk.

Dass die von dem bekannten Herausgeber der griechischen Anthologie in den Jahren 1808 und 1809 dem nachmaligen König Ludwig I. gehaltenen und 1853 zum erstenmale veröffentlichten Vorträge über Griechenland und die Griechen nicht in der Fassung wieder veröffentlicht werden konnten, in der sie gehalten und zum erstenmale gedruckt worden sind, versteht sich von selbst. Der Herausgeber hat es sehr geschickt verstanden, sich in die Anschauungsweise und den Stil des Verf.s hineinzuleben, so dass man die eingreifende Umgestaltung des alten Werkes kaum gewahr wird und hoffen darf, dass die echte Begeisterung für Hellas und Hellenen, die das Buch erfüllt, die die Vorträge des Verf.s und deren erste Veröffentlichung seinerzeit so wirksam gemacht hat, auch jetzt in den Kreisen eines größeren Lesepublicums und insbesonders bei den Schülern höherer Lehranstalten ihre Wirkung thun und die erlöschende Flamme der Wertschätzung und des Studiums der Hellenen neu anfachen werde. Das Band, das unsere Cultur mit der hellenischen verbindet, wird sich hoffentlich stärker erweisen, als der praktische Sinn der Modernen, denen Griechisch und Griechen als ein

todtes Wissen von einem für uns gleichgiltigen Volke erscheinen, das zu erwerben für den modernen Jüngling keinen Zweck haben soll. In dem Kampfe gegen dieses Banausenthum ist auch die Wiederauflage von Jacobs' Buch als eine Hilfe willkommen zu heißen.

Hueppe Ferd., Zur Rassen- und Socialhygiene der Griechen im Alterthum und in der Gegenwart. Mit 9 Abbildungen. Wiesbaden, Kreisel 1897.

Der Verf., der, wie er in dieser Schrift mittheilt, 1·85 m lang ist, ein Traininggewicht von 87 kg hat, außerdem Milchreis gerne isst und in den Alpheios einen Kopfsprung machte, hat im Frühjahr 1896 eine mehrmonatliche Reise in Griechenland, auf den Inseln, in Kleinasien und nach Konstantinopel unternommen und will in diesem Buche vor allem nachweisen, dass die Griechen schon lange vor den Römern und dass unabhängig von ihnen die Völker Kleinasiens und Ägyptens durch die Anlage von Wasserleitungen, Cisternen und Brunnen hygienische Einrichtungen geschaffen haben. Diese ihm offenbar erst auf seiner Reise gewordene Erkenntnis ist nicht in demselben Maße für diejenigen neu, die sich mit den Grabungen auf griechischem Boden befasst haben. Immerhin wäre es zu billigen, wenn H. sich in seinem Buche darauf beschränkt hätte, medicinischen und naturwissenschaftlichen Kreisen diesen Thatbestand zur Kenntnis zu bringen. Statt dessen greift H. aber auch auf die Gebiete der antiken Ethnographie und der griechischen Mythologie über, um auch in diesen mit anmaßenden Worten Entscheidungen über Streitfragen zu bringen, zu deren Behandlung ihm die nöthigen Kenntnisse durchaus mangeln. Dies macht die Lectüre seines Buches ebenso unerfreulich, wie das wüste Durcheinander, in dem er bald Ethnographisches, bald Sprachliches, bald Antikes, bald Modernes, bald Medicinisches, bald Politisches und all dieses verunziert durch geschmacklose Witze vorbringt. Dazu rechne ich die Umkehrung des bekannten Satzes zu der Behauptung: „es gibt in der Schulweisheit Dinge, von denen Himmel und Erde sich nichts träumen lassen“, oder der Satz, dass wir die Erfindung der Blutwurst den Pelasgo-Achäern zu danken haben, und dass er das delphische Orakel „die berühmte Mauschelecke des alten Hellas“ nennt.

Graz. Adolf Bauer.

Aufgabensammlung aus der Arithmetik und Algebra. Für den Unterrichtsgebrauch und für das Selbststudium zusammengestellt und methodisch geordnet von Hans Hartl, k. k. Professor an der Staats-Gewerbeschule in Reichenberg. Mit 19 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig u. Wien, F. Deuticke 1898. Preis geb. 1 fl. 80 kr.

Dieses für Mittelschulen zum Unterrichtsgebrauche zugelassene Buch umfasst eine Reihe von gut ausgewählten Beispielen aus allen Theilen der Elementarmathematik, die algebraischer Natur sind. Zweckentsprechend war es, dass der Verf. in der Lehre von den gemeinen Brüchen den sogenannten unbestimmten Symbolen Aufmerksamkeit zugewendet hat. In der Lehre von der Division der Polynome hätte der Verf. der Horner'schen Divisionsmethode einige Exempel widmen sollen. Es muss auch billigend hervorgehoben werden, dass der Verf. Beispielen aus der Geometrie und der Mechanik, sowie der Physik im allgemeinen Raum gelassen hat. Sehr reichhaltig ist der Abschnitt, welcher von den irrationalen Gleichungen des ersten Grades handelt. In demselben finden wir einige sehr bemerkenswerte Beispiele. Den Zusammenhang zwischen den Wurzeln einer höheren Gleichung und dem

Gleichungspolynom, sowie die Bestimmung der Wurzeln nach der Regula falsi ist durch einige Beispiele verdeutlicht worden. Der binomische Satz ist nur auf ganze positive Exponenten beschränkt worden. Recht ansprechende Beispiele enthält der Abschnitt von den complexen Zahlen und ihrer graphischen Darstellung; auf die binomischen Gleichungen hätte nach Heranziehung des Moivre'schen Theorems etwas intensiver eingegangen werden sollen. Jedenfalls bildet das vorliegende Buch einen sehr schätzenswerten Unterrichtsbehelf.

Vierstellige Tafeln und Gegentafeln für logarithmisches und trigonometrisches Rechnen in zwei Farben zusammengestellt von Dr. Hermann Schubert, Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg. Leipzig, G. J. Göschen 1898. Preis 80 Pf.

In diesen Tafeln, welche in der bekannten Sammlung Göschen veröffentlicht wurden, gehört zu jeder Tafel zum Zwecke der umgekehrten Aufsuchung eine Gegentafel. Eine Interpolation erwies sich nicht erforderlich, da nicht zu drei, sondern zu vier Ziffern des Gegebenen vier Ziffern des Gesuchten gehören. Alle Logarithmen, beziehungsweise alle Mantissen sind roth, alle übrigen Zahlen sind schwarz gedruckt. Die Winkel können aus diesen Tafeln bis auf Minuten genau gefunden werden. Die Tafeln beziehen sich auf die Aufsuchung von Logarithmen von Zahlen, von Logarithmen der trigonometrischen Functionen von Winkeln, auf die Aufsuchung von Winkeln aus den logarithmischen Functionen, auf jene der Zahlen aus deren Logarithmen. In einem Anhange werden die Tafeln gegeben, in denen von den goniometrischen Functionen zum Winkel, von diesem zu den Functionen übergegangen wird; ferner finden wir in diesem Anhange eine Lebensversicherungstafel, eine astronomische Tafel, eine über physikalische und chemische Constante, ferner die Logarithmen der Zinszahlen, einige Constante und deren Logarithmen und endlich eine auf die Quadratzahlen, die Quadrat- und Cubikwurzeln bezugnehmende Tabelle. Die vorstehenden Logarithmentafeln werden sich recht brauchbar erweisen.

Lehrbuch der geometrischen Optik. Von J. Violle, Professor an der École Normale zu Paris. Deutsche Ausgabe von E. Gumlich, W. Jaeger, St. Lindeck. Mit 270 in den Text gedruckten Figuren. Berlin, Julius Springer 1897.

Die von Violle verfassten Lehrbücher der Physik erfreuen sich mit Recht einer großen Beliebtheit, weil es der Autor versteht, in sehr geeigneter und zweckentsprechender Weise die Ergebnisse der Theorie und des Experimentes zu vereinigen. Dies treffen wir auch in dem vorliegenden Lehrbuche der Optik an; so werden die allgemeinen Eigenschaften eines Lichtbündels (Theoreme von Malus und Sturm) ganz ausführlich behandelt und deren Anwendung in der Lehre von der Reflexion und Brechung des Lichtes gezeigt. Die Theorie der Brennlinien, die Theorie der sphärischen Spiegel und Linsen wird ausführlicher gegeben, als dies in anderen Lehrbüchern der Fall ist. Dabei wird auch der Linsen gedacht, deren Dicke nicht vernachlässigt werden darf, und in dieser Beziehung auf die grundlegenden dioptrischen Untersuchungen von Gauss eingegangen. In mustergiltiger Weise hat der Verf. die Theorie und Praxis der optischen Instrumente dargestellt. Dabei wurde sowohl auf die Einzelnheiten der Construction als auch auf die physiologischen Einzelnheiten beim Gebrauche dieser Instrumente eingegangen und auf die Geschichte der optischen Entdeckungen verwiesen. Ganz vortrefflich bearbeitet ist auch der Abschnitt, welcher von der Farbenzerstreuung des Lichtes, von der spectralanalytischen Untersuchung der verschiedenen Lichtquellen und der Messung der

Brechungsexponenten handelt. Auch der sogenannten physiologischen Optik wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Jedenfalls kann das Lehrbuch der geometrischen Optik als eine sehr geeignete Einführung in diesen Gegenstand bezeichnet werden, und dasselbe sei namentlich Studierenden, aber auch Lehrern der Physik, die in methodischer Beziehung wertvolle Winke finden werden, bestens empfohlen.

Die Lehre vom Licht. Von Ewald Schurig. Seminaroberlehrer. Mit 44 Figuren im Text. Leipzig, Möschke 1898.

In diesem Büchlein, welches für den ersten Unterricht in der Optik bestimmt ist, knüpft der Verf. an die Erfahrungen an, die schon das Kind machen kann; daran werden Experimente geschlossen, die mit den einfachsten Mitteln auszuführen sind, und nun folgen die Erklärungen der betreffenden Naturerscheinung und die Aufstellung des Gesetzes. Ob es in dieser ersten Unterrichtsstufe nicht zu weit gegangen ist, wenn der Verf. das Dasein des Äthers annimmt und für die Erklärung der Lichterscheinungen die Wellentheorie des Lichtes heranzieht, muss dahingestellt bleiben. Ref. ist nur der Ansicht, dass man auch eine Reihe des Wissenswertesten auf diesem Gebiete dem Kinde ohne Zuhilfenahme von Hypothesen beibringen kann und soll, und dass die Autoren von solchen für den Elementarunterricht bestimmten Schriften mit Vortheil sich an die parallelen Schriften und Auseinandersetzungen englischer Physiker, wie Tyndall, anlehnen sollen, welche Meister in der Popularisierung der Wissenschaft sind. Vom Äther und der Wellentheorie des Lichtes zu sprechen, ist viel weiter gegangen, als von der Anziehungskraft der Erde dem Schüler in aller Kürze Erörterungen zu geben. In Hypothesen der Gravitationslehre sich einzulassen, wird ein vernünftig denkender Lehrer meiden müssen. Er soll in diesen Theilen über das Erscheinungsgebiet nicht hinausgehen.

Für die erste Unterrichtsstufe scheint auch die Frage nach der Ermittlung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes dem Ref. zu weit gegangen zu sein. Dass die Brechung des Lichtes in der von dem Physiker und Meteorologen Dove gegebenen Weise erklärt wurde, kann vollends gebilligt werden; freilich ist hierbei der Begriff der Lichtwellenflächen und speciell der Wellenebenen erforderlich. Von den Fraunhofer'schen Linien zu sprechen, wenn man dieselben dem Schüler nicht demonstrieren kann, weil man die hierzu dienlichen Apparate nicht hat, hält Ref. ebenfalls für verfehlt. Die Darstellung der einzelnen Abschnitte muss mehrfach als unzureichend und nicht jederzeit zweckmäßig bezeichnet werden. Die pädagogische Literatur hätte wahrhaftig keinen schweren Verlust zu beklagen, wenn das vorliegende Schriftchen ungeschrieben geblieben wäre. Gut wird es auch sein, wenn der Verf. in seinen ferneren Editionen sich nicht in das Gebiet der etymologischen Ableitungen begibt; es könnte ihm ein ähnliches Missgeschick zustoßen, wie diesmal, wenn er behauptet: »Licht heißt im Griechischen photos«! Warum der Verf. in seiner Lehre vom Lichte nicht dem Auge und den Gesichtswahrnehmungen einen — wenn auch nur begrenzten Raum — eingeräumt hat, ist dem Ref. ebenso wie manches andere, was das Buch bietet oder nicht bietet, unerfindlich.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

62. Becker, Dr. Anton, Die Hydrographie des Nil. II. Theil. Progr. des öffentl. Untergymn. in der Josefstadt (Buchfeldgasse 4) in Wien 1897, 8°, 26 SS.

An die im I. Theile seiner Arbeit gegebene Detailbeschreibung des Nillaufes knüpft der Verf. nun die Erörterungen über die Wasser-

und Schlammführung des Stromes an. Er verweist auf die doppelte Gefahr, die dem Nil auf seinem Laufe droht: zu »ertrinken« in dem Senkungsfelde der Nuëhr-Ebene und auszutrocknen zwischen der Atbara-Mündung und dem Meere, und legt dann dar, wie die gewaltige Wassermasse, welche der Strom aus seinen Quellgebieten mitbringt, ihn diese Gefahren besiegen lässt; selbst nach den so bedeutenden Verlusten durch Infiltration und Verdunstung ist er imstande, nicht allein als wasserreicher Fluss das Meer zu erreichen, sondern noch in seinem Unterlaufe eine großartige Culturarbeit zu vollbringen. Diese Wassermasse bezieht der Nil aber aus einem Gebiete von rund 4½ Millionen km², das beträchtliche klimatische Unterschiede zeigt, und so unternimmt der Verf. eine eingehende Besprechung der Niederschlags- und Temperaturverhältnisse desselben, insoweit es die zu diesem Zwecke zugebote stehenden Beobachtungsresultate gestatten. »Der gesammte Ober- und Mittellauf des Nil«, sagt der Verf., »theilt sich in die Aufgabe, die Überschwemmungen, welche dem Lande Ägypten Fruchtbarkeit und Reichthum bringen, zu regeln. Die Seen sind die natürlichen Wasserbassins, welche dem Flusse zu jeder Jahreszeit Wasser zuzuführen imstande sind. Die Sümpfe der Nuëhr-Ebene, wo sich die wilden Gewässer des Bahr el Dschebel ausbreiten müssen, erklären die Langsamkeit und die Regelmäßigkeit des Nilschwellens; verlieren sie auch hier viel von den befruchtenden Substanzen, so ist ja wieder der blaue Nil da, der ihrer in Menge bringt. Um aber das Wasser des Abiad bis zur Vereinigung mit dem blauen Nil zu bringen, schieben die Wasserfluten des Bahr el Ghazal bei Hochwasser die des Abiad bis zum Sobat, dieser wieder bringt eine hinreichende Wassermenge, um sie nun fortzubringen. Nun wird die Arbeit der Sümpfe vollendet durch eine Reihe natürlicher Wehren, der Katarakte; sie sind zur Hochflut wie beim niedrigen Wasserstand thätig. Ohne sie würde der Nil während einiger Monate des Jahres ein wilder, zerstörender Fluss sein, anstatt eines milden, gleichmäßig steigenden Stromes; während der anderen ein zwischen sandigen Ufern träge dahinfließender Bach.«

Der Verf. gedenkt auch der schon öfter aufgeworfenen Behauptung, dass der Nil, wenigstens zur Zeit des Niederwassers, an Wassergehalt schwächer werde, und dass somit die nutzbare Cultivierung des Landes in Frage gestellt sei, zumal auch Beweise dafür vorgebracht wurden, dass der Strom in seinen Überschwemmungen mehr und mehr den Charakter eines Gebirgsstromes annehme, indem diese oft sehr rasch und mit großer Wucht eintreten und so, ohne reichlich zu sein, gefährlich werden. Die Projecte, um diesem Übelstande abzuhelfen, sind aber Projecte geblieben, nimmt ja doch der Verdunstungsprocess einen hervorragenden Antheil an der Wasserabnahme, und für diesen kommt auch die fortschreitende Bewässerung des Landes durch Canäle, Bassins und Schöpfwerke sehr in Betracht, weshalb auch diese in den Kreis der Darlegungen einbezogen werden.

Zum Schlusse seiner interessanten, auf gründlichem Studium der einschlägigen Werke fußenden Ausführungen bespricht der Verf. noch die Beschaffenheit des vom Nil mitgeführten fruchtbaren Schlammes, der schon so vielen Analysen unterzogen wurde, sein Wachsthum in verticaler Richtung im Laufe der Zeiten und seine Ablagerung im Meere, wo er das Delta rastlos weiter baut.

63. Sieber Josef, Ein Streifzug durch Finnland. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Leitmeritz 1897, 8°, 44 SS. u. 3 Karten.

In dem vorliegenden Aufsatze schildert der Verf. die Eindrücke, welche er während seines Aufenthaltes in Finnland gewonnen hat. Gelegentlich einer Fahrt nach St. Petersburg im Sommer 1895 hatte er den Boden dieses Landes zum erstenmale betreten, und das, was er hier

gesehen, wirkte durch den Reiz der Neuheit so mächtig auf ihn ein, dass er im Juli und August des folgenden Jahres eine zweite Reise in das seen-, berg- und waldreiche Finnland unternahm, wo man im Sturmschritte einholen will, was man in langen Jahrhunderten versäumte. Der zweite Ausflug an die Küste dieses Landes und darüber hinaus in die Waldeinsamkeit der inneren Gebiete begann mit einem längeren Aufenthalte in der rasch aufblühenden Hauptstadt Helsingfors, dessen lebhaftes, an eine Großstadt mahnendes Treiben das Interesse des Fremden erregen muss. Von hier aus unternahm der Verf. die Bahnfahrt nach Norden, nach dem prächtig gelegenen, fabrikenreichen Tammerfors und bis Siuro, um dann in dem weiten Wald- und Seengebiete theils mit dem Dampfboote, theils zu Wagen den unter 61° 46" n. Br. liegenden Marktflecken Ikaalinen zu erreichen, wo man ihm sagte, dass er der erste und einzige Ausländer sei, der dorthin gekommen, um dieses Gebiet näher kennen zu lernen. Und doch besitzt dieser abgelegene Ort schon Fernsprecher zur Verbindung fast aller Häuser untereinander und mit vielen Punkten des Landes, eine Schwimm- und Badeanstalt, ein Armen- und Irrenhaus usw. Seinen mehrtägigen Aufenthalt in diesem Orte benützte der Verf. auch, um das Heim der Bauern und Kleinhäusler in der Umgebung zu besichtigen.

Der Wunsch, nun auch das östliche Finnland, insbesondere das Saima-Gebiet, dem eine außergewöhnliche Schönheit nachgerühmt wird, kennen zu lernen, führte den Verf. nach Nyslott, und hier bot sich ihm die Gelegenheit, auch das vielbesungene Punkaharju zu besehen. Als die eigenartige Erscheinung dieser Gegend schildert er die vom Festlande weit in die Seen auslaufenden Zungen und die in den Seen zerstreuten Inseln von oft recht absonderlicher Form, welche es dem Festlande nachmachen und ihre Enden riesigen Füllhörnern gleich in die Wasser hinausstrecken. Über Willmanstrand gieng dann die Fahrt nach Imatra zu dem berühmten Wasserfalle, dessen Umgebung eine besondere Fürsorge gewidmet worden ist, so dass auch der verwöhnteste Reisende hier befriedigt wird; freilich gehört der Gasthof zu jenen »Hôtels«, vor denen der mit bescheidenen Geldmitteln ausgerüstete Wanderer sich fürchtet. Der Besuch von Wiborg beschloss die Reise in die an eigenartiger Schönheit so reichen finnischen Landschaften.

Der Aufsatz bietet ganz interessante Schilderungen eines weiten Gebietes des »Landes der tausend Seen«. In sehr anregender Darstellung werden uns Land und Leute vorgeführt, die Landschaftsbilder sind treffend gezeichnet; von feiner Beobachtungsgabe zeugen die Bemerkungen über die politischen, religiösen und socialen Verhältnisse der gemischten Bevölkerung, über deren Bestrebungen, Sitten und Gewohnheiten. Historische Erinnerungen werden an die wichtigeren besuchten Orte geknüpft und die sich hart berührenden Gegensätze zwischen vorgeschrittener Cultur und idyllischen Zuständen in allgemeiner Darlegung, wie in einzelnen, aus der Beobachtung gewonnenen Zügen hell beleuchtet.

64. **Fiby Heinrich, Die Flüsse Indiens.** I. Theil. Progr. der Landes-Oberrealschule in Znaim 1897, 8°, 42 SS.

Der Aufsatz beginnt mit einer übersichtlichen Darstellung der orographischen Verhältnisse Vorderindiens und lässt darauf eine Charakteristik der Flüsse dieses Landes folgen. Diese verbreitet sich zunächst über die Thalbildung, an welcher die Erosion unstreitig den größten Antheil hat, dann über die Veränderungen, welchen die Flüsse während ihres Laufes durch die Ebene unterworfen sind, und endlich über die so bedeutenden Deltabildungen und -änderungen, die namentlich dem östlichen Küstengebiete ein eigenartiges Gepräge geben und durch Abgabe der Sinkstoffe ein unausgesetztes Anwachsen des Landes bewirken. Nach der Wassermenge und den Wasserständen werden zwei Flusstypen unter-

schieden. Der eine Typus (Ganges, Brahmaputra. Indus und ihre aus dem nördlichen und nordöstlichen Gebirgswalle kommenden Zuflüsse) hat eine bald größere, bald geringere, aber das ganze Jahr hindurch dauernde, ausreichende Wassermenge, der andere hat nur zeitweilige und krampfhafte (spasmodische) Wasserzufuhr. Das gewöhnliche Steigen der Flüsse hängt von dem periodischen Regen, der aber drei- bis siebenmal so heftig auf den Ebenen Indiens fällt als im westlichen Europa. und bei den Flüssen der nördlichen Gebirgsumrandung auch von dem Schmelzen der Eis- und Schneemassen ab. Nachdem der Verf. die große Trennungslinie, welche die vorderindischen Flussgebiete von den sie umgebenden scheidet, skizziert hat, wendet er sich der speciellen Beschreibung der Flüsse des nördlichen Vorderindien zu und behandelt in dem vorliegenden Theile der Arbeit den Indus (Name. Größe des Flussgebietes, Lauflänge, Flusshöhen und Gefälle, Charakteristik des Laufes, Wasserführung) und dessen Nebenflüsse.

Der Verf. hat die maßgebenden deutschen, englischen und französischen Werke, welche in neuerer Zeit über den von ihm behandelten Gegenstand berichten, seiner Arbeit zugrunde gelegt und mit ihr eine zusammenfassende und gut abgerundete Darstellung des vorgezeichneten Themas geboten.

Steyr. Edm. Aelschker.

---

65. Oppenheim, Dr. Sam., Die Lehre von der Centralbewegung in elementarer Darstellung. Progr. des Staats-Gymn. in Arnau 1897, 8°, 24 SS.

Bei der großen Bedeutung, welche der Centralbewegung an und für sich, d. i. als einem rein astronomischen Probleme, und in der Dynamik überhaupt zukommt, ist es selbstverständlich, dass immer und immer wieder Methoden versucht werden, mittelst welcher die Lehre von dieser Bewegung für den Unterricht auf der oberen Stufe der Mittelschulen in der einfachsten und genauesten Weise dargestellt werden könnte. Von der größten Wichtigkeit hierbei ist insbesondere die Frage, wie aus der bekannten elliptischen Bahn eines Planeten das Gesetz der diese Bahn bewirkenden Kraft, das von Newton als allgemeine Gravitation der Massen bezeichnete Gesetz, abzuleiten wäre, ohne die Hilfsmittel der höheren Mathematik in Anwendung zu bringen. Trotz der vielen Versuche, welche in dieser Richtung gemacht wurden, ist, wie es scheint, bisher keine elementare und, wie es der Unterricht erfordert, zugleich kurz gefasste Darstellung dieser Aufgabe erzielt worden. Eine solche wird nun in dem vorliegenden Aufsatze versucht. Dieselbe hat nun allerdings den früheren Methoden gegenüber den großen Vorzug, dass sie keine der ziemlich viel Rechnung erfordernden Beziehungen zwischen Normale und Krümmungshalbmesser, Winkel der Normalen und dem Radiusvector usw. benöthigt. als elementare Methode kann dieselbe jedoch durchaus nicht bezeichnet werden, da die Grundbegriffe der Dynamik: Geschwindigkeit, Beschleunigung, ebenso wie geometrische Begriffe, wie Bogenelemente usw. mit Hilfe des unendlich Kleinen definiert werden. und im weiteren Verlaufe der ganzen Arbeit das Grundprincip der Differentiation, wenn auch scheinbar in verhüllter Form, angewendet wird. Denn, wenn z. B. $\frac{x_1 - x}{t_1 - t} = \frac{\Delta x}{\Delta t}$ gesetzt und dann der Übergang zum unendlich Kleinen gemacht wird, was ist denn das anderes als die Differentiation von x nach t? Woher sollen die Stunden genommen werden, die nöthig sind, um den Schüler mit diesem, der höheren Analysis nachgeahmten Vorgange bekannt zu machen, überdies noch zu einer Zeit, wo, wie am Gymnasium, mit der analytischen Geometrie kaum noch der Anfang

gemacht wurde? Also für den Unterricht in der Mittelschule ist dieser an und für sich sehr lesenswerte Aufsatz nicht zu verwenden.

Nikolsburg. Dr. É. Grünfeld.

---

66. **Belar Albin, Das periodische Gesetz und das natürliche System der Elemente.** Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Laibach 1897, 8°.

In dem vorstehenden, sehr lesenswerten Aufsatze wird zuerst die geschichtliche Entwicklung des periodischen Gesetzes betrachtet, wobei der Ausgangspunkt von der Döbereiner'schen Arbeit »Versuch zu einer Gruppierung der elementaren Stoffe nach ihrer Analogie« genommen wird, dann werden die einzelnen Arbeiten zum periodischen Gesetze ausführlich besprochen und namentlich die betreffenden Forschungen von Newlands und Lothar Meyer dargelegt, welche durch die experimentellen Arbeiten von Mendelejeff ihre wahre Weihe erhielten. Dass die chemischen Eigenschaften der Elemente periodische Functionen ihrer Atomgewichte sind, darin besteht das periodische Gesetz, dessen Vorzüge im weiteren mit besonderer Berücksichtigung anderer Arbeiten, welche dasselbe stützen wollen, auseinandergesetzt werden. In dieser Beziehung wird auf die schönen Forschungen von Meyer verwiesen, welche in dessen »modernen Theorien« niedergelegt sind. Dass die Anordnung der Elemente infolge des periodischen Gesetzes ein natürliches System der Elemente liefere, in dem die Atomgewichte derselben die wichtigste Grundlage bilden, wird im Folgenden gezeigt. Wie man vorausgesetzte Elemente mit dem von Mendelejeff prognosticierten Eigenschaften gefunden hat, wird in sehr lichtvoller Weise im Folgenden gezeigt. Aber auch auf die Mängel des periodischen Gesetzes wird verwiesen. Die letzten Betrachtungen sind einer kurzen Klarlegung der Frage gewidmet, inwieweit sich das periodische Gesetz auf die Stabilität der Verbindungen anwenden lässt.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

---

67. **Zirngast, Prof. Dr. Karl, Die körperlichen Übungen unserer Mittelschuljugend.** Progr. des Landes-Unter- und Communal-Obergymn. in M. Schönberg 1897, 8°, 19 SS.

Der Verf. tritt mit viel Begeisterung und Wärme für eine intensive Pflege der körperlichen Übungen an den Mittelschulen ein und ist — ob mit oder ohne Absicht, vermag Ref. nicht zu unterscheiden, da kein Hinweis auf die einschlägigen in Deutschland erschienenen Schriften vorliegt — ein Anhänger der sogen. »plein-air« oder »Freilicht-Turnerei«, d. h. Z. tritt vor allem für die gelegentlich und stets von der Witterung abhängigen Leibesübungen in freier Luft ein und sagt zum Schluss S. 19: »Das Turnen, das doch in abgeschlossenen[1]) Räumen abgehalten wird, kann (?) auf das ganze Jahr ausgedehnt werden.«

Gegen diesen Standpunkt spricht aber die ganze bisherige Entwicklung der Mittel für die körperliche Erziehung, welche immer mehr anerkennt, dass gerade das schulmäßige Turnen nicht nur eine ausgezeichnete Schule der Bewegung ist, eine allseitige Entwicklung des

---

[1]) Dieser Schluss steht übrigens mit dem, was darüber auf S. 6, Absatz 2 gesagt ist, in Widerspruch und stimmt mit den thatsächlichen Verhältnissen nicht überein.

Körpers ermöglicht, wie es keine andere Leibesübung imstande ist, sondern überhaupt die Grundlage für die Pflege aller anderen Leibesübungen bildet. Und weil dem Turnen etwas ganz allgemein Bildendes zukommt, hat es vermocht, ein obligater Gegenstand der Erziehungs- und Unterrichtsanstalten zu werden, deren Aufgabe es wesentlich ergänzt. Das Turnen kommt bei der körperlichen Erziehung in erster, aber nicht in letzter Linie in Betracht.

Hr. Dr. Z. geht von dem alten Sprichworte aus: „Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται“, weist dann nach, dass „die Schule nicht bloß Unterrichts-, sondern auch Erziehungsanstalt ist“, und umgekehrt, hebt dann die Bedeutung der Pflege körperlicher Übungen in sittlicher und gesundheitlicher Richtung hervor und kommt zu dem Schlusse: „Die Schule muss also unbedingt auch die körperliche Erziehung im Auge behalten, um gesunde und arbeitsfähige Menschen heranzubilden, denn des Menschen Bestimmung ist die Arbeit und in ihr liegt sein Glück.“[1] Hierauf polemisiert Z. mit Mossos Stellung gegenüber dem deutschen Turnen und tritt für die Ausdehnung der Hitzferien auch für die Provinzstädte ein. Nachdem die Zeit- und Platzfrage in Bezug auf die Jugendspiele besprochen werden, erfahren diese selbst, sowie die übrigen in Betracht kommenden Leibesübungen eine nähere Beleuchtung.

Es thut dem Unterzeichneten herzlich leid, den von Z. in diesem besonderen Theile entwickelten Gedanken nicht immer zustimmen zu können, weil sie durch die bisherige Entwicklung der nun schon seit 1890 in Bewegung befindlichen Frage in theoretischer und praktischer Beziehung weit überholt wird.

So meint Z. z. B., dass die Jugendspiele nur dann anregend wirken, wenn sie eine reiche Abwechslung bieten. — Die bisherige Erfahrung bestätigt jedoch das Gegentheil. Nur durch die Vertiefung können auch die Feinheiten eines Spieles kennen gelernt werden, wodurch das dauernde Interesse der Jugend für dieses Spiel geweckt wird und dann auch über die Mittelschulzeit anhält. Nach dem Gehörten ist es nicht zu verwundern, wenn Z. für die unteren Classen 19, 15, 16 und 10 Spiele vorschlägt. Für die oberen Classen werden 12 sogenannte Spiele empfohlen, nämlich: „Schießen mit einem Bolzengewehr, Gerwerfen, Discuswerfen, Steinstoßen, russisches und deutsches Kegelspiel, Fußball, Stoßball, Criquet, Croquet und Lawn-Tennis“. Z. scheint Ballspiele für die oberen Classen überhaupt für nicht angemessen zu halten, denn er hat selbst als Leiter der Jugendspiele im Obergymnasium nur einmal Fußball spielen, dafür um so mehr schießen, werfen und stoßen lassen. Aber gerade in den oberen Classen ist es wichtig, dass den Schülern Parteispiele geboten werden, wobei jede Partei ein bestimmtes Ziel zu verfolgen hat, wo innerhalb der Partei Jeder seinen bestimmten Wirkungskreis besitzt, den gewissenhaft auszufüllen seine oberste Pflicht ist, da seine Partei nur dann das vorgesteckte Ziel erreicht, wenn jeder in seinem Umkreise voll und ganz seine Pflicht erfüllt. Da gibt es kein „Sichselbsthervorthun“, sondern im Zusammenwirken der Partei muss der Einzelne seinen Egoismus dem Ideale des Ganzen unterwerfen. Und alle wieder folgen willig den Anordnungen ihres freigewählten Oberhauptes. Ist das nicht eine sehr empfehlenswerte Vorschule für das Leben, für die Gesellschaft? Dieses Ziel kann in der VII. und VIII. Classe unserer Mittelschulen wohl erreicht werden, wenn es von der ersten Classe an vorbereitet wird.

Die Erfahrungen, welche an den österreichischen Mittelschulen seit 1890 in Bezug auf die Zahl und Art der Spiele gemacht wurden, stehen auch mit Z.s Ansichten im vollsten Gegensatze. Wir verweisen da nur

[1] Der auffallende Druck dieser Stelle ist vom Ref. veranlasst worden.

auf den Betrieb der Jugendspiele in Baden, Brünn, Prag, Wien und besonders in Troppau.

Die von dem Verf. empfohlene Durchführung des Pentlathons wird seit mehreren Jahren, aber in besserer Weise durchgeführt am Staatsgymnasium in Melk, an der Stella Matutina in Feldkirch u. a. a. Anstalten.

S. 10, Absatz 3 wird gesagt: Nur der kann die Spiele leiten, der die Schüler kennt. (?) Uns scheint es, dass dieser Spielleiter vor allem spielkundig sein muss.

S. 11 wird die Vertheilung einer gedruckten Spielordnung vorgeschlagen. Auch dieser Vorschlag ist durch die That überholt, da an sehr vielen Anstalten sich ganz vortreffliche Spielordnungen herausgebildet haben. So haben wir schon in der Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel, 3. Jahrgang. Nr. 10, 1894 die Spielordnung der deutschen Staatsrealschule in Olmütz besonders hervorzuheben Gelegenheit gehabt.

Z. bespricht hierauf den Nutzen der Ausflüge für Körper, Gemüth und Geist, die selbständigen Reisen, Baden und Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Schneeballwerfen und mit besonderer Wärme den Schneeschuhlauf. Die Unterstützung dieser Leibesübungen durch die Schülerlade wird dringend empfohlen. Als weniger leicht zugänglich werden noch das Kahnfahren, Reiten, Radfahren, Tanzen und Fechten in Betracht gezogen, ohne jedoch die bisher in dieser Richtung in Österreich gemachten Erfahrungen, noch die einschlägige Literatur zu berücksichtigen. An Programmabhandlungen allein sind ja seit 1890 bereits 20 erschienen. — Davon ist nur die Arbeit des Prof. A. Kempf, »Das Baden und Schwimmen«, Kaaden 1896, angeführt und auf zwei andere Schriftsteller hingewiesen worden.

Dieser mangelhaften Einsichtnahme ist es wohl zuzuschreiben, dass die vorliegende Abhandlung, trotz ihrer schönen Gedanken im allgemeinen, dennoch im besonderen Theile keinerlei neue Anregungen bietet.

Wien. Max Guttmann.

Ferialcurse 1899.

1. Ferialcurs an der Universität in Wien im Juli 1899. Programm: I. Dr. Karl Zsigmondy, Privatdocent an der k. k. Universität, Assistent für Mathematik an der k. k. techn. Hochschule in Wien: Die Grundlagen der Analysis nach dem gegenwärtigen Stande der mathematischen Forschung. (1. Der Zahlbegriff und die elementaren Rechnungsoperationen. 2. Der Begriff der Grenze. 3. Variable Größen und Functionen. Das unendlich Kleine. 4. Der Differentialquotient und das Integral, dargestellt entsprechend ihrer historischen Entwicklung. 5. Überblick über die Anwendungen und Ziele der Infinitesimalrechnung). — II. Dr. Josef Tuma, Privatdocent an der k. k. Universität und k. k. techn. Hochschule in Wien: Der Wechselstrom. Mit Demonstrationen und einer Excursion. (1. Theoretischer Theil. Methode der Berechnung der wichtigsten Wechselstromprobleme. Einführung in den Gebrauch von Vectoren bei der Lösung einfacherer Aufgaben über die Wirkung von Widerstand, Selbstinduction und Capacität. Theorie der Erzeugung elektrischer Schwingungen. 2. Experimenteller Theil. Experimenteller Nachweis der im theoretischen Theile abgeleiteten Gesetze. Übungen in der Aufstellung und Ausführung von Vorlesungsexperimenten, z. B. Elihu Thomson'sche Versuche, Tesla'sche Versuche mit hochgespannten Wechselströmen, Versuche über drahtlose Telegraphie. Experimente mit Apparaten, welche sonst bei Demonstrationen gebraucht werden, als Transformatoren, synchrone Motoren, welche zur Erzeugung constanter Tourenzahlen für Sirenen, rotierende Spiegel usw. dienen. Vorführung des Gebrauches der Umformer von Déri zur Verwandlung von Wechselstrom in Gleichstrom

und umgekehrt. Asynchrone Motoren und Drehstrom mit Vorführung der zugehörigen Schulversuche. 3. Excursion.) — III. Dr. Anton Lampa, Privatdocent und Assistent an der k. k. Universität in Wien: Elektromagnetische Wellen und neuere Lichttheorie. Mit Demonstrationen. (Die Theorie Maxwells und Vergleichung derselben mit den älteren Theorien der Elektrodynamik. Die Experimente von Feddersen und deren theoretische Grundlage. Die Versuche von Hertz und seiner Nachfolger. Übersicht über die elektromagnetische Theorie der optischen Erscheinungen mit besonderer Berücksichtigung der Farbenzerstreuung.) — IV. Dr. Egon Ritter von Schweidler, Privatdocent und Assistent am physik.-chem. Laboratorium der k. k. Universität in Wien: Über elektrische Gasentladungen und Begleiterscheinungen derselben. Mit Experimenten. (1. Die Hauptformen elektrischer Entladungen in Gasen: *a*) Convective (dunkle) Entladungen; *b*) leuchtende Entladung unter Theilnahme der Elektrodenmaterie (Funken-, Büschel-, Bogenentladung); *c*) Glimm- und Streifenentladung. 2. Einige Begleiterscheinungen der Gasentladungen (Kathodenstrahlen und Röntgenstrahlen). 3. Übersicht über die theoretischen Erklärungsversuche.) — V. Dr. Caesar Pomeranz, Privatdocent und Adjunct an der k. k. Universität in Wien: Theoretische Chemie. (Das Massenwirkungsgesetz. Der Zusammenhang der chemischen und physikalischen Eigenschaften der Körper. Anwendung der Gasgesetze auf Lösungen [van t'Hoff]. Arrhenius' Theorie der elektrolytischen Dissociation. Theoretische Grundlage des zeitlichen Verlaufes chemischer Reactionen.)

2. Die diesjährigen Greifswalder Ferialcurse finden vom 10.—28. Juli statt. Programme werden auf Verlangen zur Verfügung gestellt.

3. Die von der „Alliance française association nationale pour la propagation de la langue française dans les colonies etc.“ in Paris veranstalteten cours de vacançes finden im Laufe des Monats Juli (I. Serie) und August (II. Serie) statt. (Adresse: L'alliance française, 45 rue de Grenelle.)

VII. deutsch-österreichischer Mittelschultag.

Wien, Ostern 1900.

Die Einladungen zu dem VII. deutsch-österreichischen Mittelschultage werden im Herbste versendet.

Die Anmeldung von Themen ist nach den Ferien erwünscht.

Der Geschäftsführer: Feodor Hoppe,
III., Münzgasse 3.

Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen.

Die 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner findet in diesem Jahre vom 26.—30. September in Bremen statt. Das Präsidium führen Herr Schulrath Sander und Herr Professor Dr. C. Wagener, bei denen Vorträge für die allgemeinen Sitzungen und die Sectionen anzumelden sind. Der Preis der Mitgliedskarte beträgt 10 Mk. Karten erhält man durch Herrn Dr. Neuling, Roonstrasse 5, an welchen auch Wünsche in Beziehung auf Wohnung rechtzeitig zu richten sind.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Johann Christian Hallmann als Dramatiker.

Erich Schmidt gibt in seiner kurzen, aber vortrefflichen Charakteristik Johann Christian Hallmanns (Allgemeine Deutsche Biographie 10, S. 445) nach Gottlieb Stolles Anleitung zur Historie der Gelahrtheit (Jena 1736, S. 201) an, Hallmanns undatierte Gesammtausgabe, deren Inhalt Goedeke III², S. 223 verzeichnet, sei im Jahre 1672 erschienen. Das kann aber unmöglich richtig sein. Sowohl das von mir vor vielen Jahren benutzte Exemplar der Königlichen Bibliothek in Berlin, als das jetzt im Besitze des Lemberger Seminars für deutsche Philologie befindliche führen auf eine andere Datierung. Eine Analyse des Bandes mag das erweisen. Der Titel lautet genau: Johann Christian Hallmanns | Von Breßlau, | *Jur. Utr. Candidati* und *Practici* beym | Kaiser- und Königlichen Ober- | Ambte daselbst etc. etc. | Trauer- | Freuden- | und | Schäfer- | Spiele, | Nebst | Einer Beschreibung | Aller Obristen Hertzoge | über das gantze Land | Schlesien. | Breßlau, | In Verlegung JEsaiæ Fellgiebels | Buchhändlers. | Es folgen fünf unpaginierte Blätter Vorrede: „An den gelehrten und bescheidenen Leser", ohne Unterschrift und Datierung; hierauf 1. Die | Sinnreiche Liebe | Oder | Der Glückseelige | ADONIS | Und | Die Vergnügte | ROSIBELLA | *Pastorell,* | Auf die Aller-Durchlauchtigste Kaiser- | liche Vermählung Beyder Kaiser- und | Königlichen Majestäten | Herren LEOPOLDI | Römischen Kaisers | auch zu | Hungarn und Böheimb Königes | Und | Frauen CLAUDIA | FELICITAS | Gebohrnen Ertz-Hertzogin | zu Oesterreich etc. etc. | mit der auf den folgenden zwei Seiten stehenden Widmung an Kaiser Leopold und Kaiserin Claudia Felicitas, unterschrieben: Breßlau am Tage Charitatis den 8. October 1673, aus der zu erwähnen ist, dass Hallmann sein Werk „In Allergnädigst verstatteten Zweyfacher Kaiserlichen *Audientz* zu Wien den 27. und 29. November 1673" den Majestäten „Demüttigst überreichet" hat. Das Pastorell war zur Vermählung der Majestäten bestimmt und scheint am Hofe des musikliebenden Kaisers aufgeführt worden zu sein, denn Hallmann

redet in der Alexandriner-Widmung die „Aller-Durchlauchtigsten Majestäten“ so an:

Ihr Sonnen unsrer Zeit! Ihr Götter dieser Welt,
Vor denen Ost und West demüthigst niederfällt,
Schaut Aller-gnädigst an, was meine Clio zeiget
Auf tieff-gebücktem Knie! Auf diesen Schau-Platz steiget
Kein wiegernder(!) Tyrann, der zu den Teuffeln fährt:
Ach nein! hier wird Adon und Rosibell gewehrt,
Ein Spiegel keuscher Zucht und Vorbild treuer Flammen,
Wo Schönheit, Witz, und Muth vermählen sich zusammen.

Widmung und Inhalt füllen 13 unpaginierte Blätter, das Stück selbst umfasst die Seiten 1—93. Die Scenen werden gezählt, die Verse nicht.

2. Die | Himmlische Liebe | Oder | Die Beständige Märterin SOPHIA | Von | Johann Christian Hallmann | Erfundenes | Und in Hochteutscher Poesie gesetztes | Trauer-Spiel, | Breßlau, | Verlegts JEsaias Fellgiebel | Buchhändler. Titel, Widmung und Inhalt stehen auf acht unpaginierten Blättern, das Stück selbst auf den Seiten 1—76, Anmerkungen S. 77—88. Die Widmung an den Herzog Christian in Schlesien zur Liegnitz, Brieg und Wohlau, die Herzogin Louyse, den Erbprinzen George Wilhelm und die Prinzessin Charlotte ist datiert: „Breßlau den 8. Septemb. 1671.“ Hallmann erwähnt darin, dass sich Sophia „allbereit auf dem Schau-Platze ihrem JESU zu Ehren mit grosser Vergnügung gezeiget.“ Keine Scenen-, wohl aber Verszählung.

3. Die | Triumphirende Keuschheit | Oder | Die Getreue URANIA | Von | Johann Christian Hallmann | Erfundenes und in Hoch-Teutscher | gebundener Rede gesetztes | PASTORELL. Breßlau | Verlegts JEsaias Fellgiebel | Buchhändler. Titel, Widmung und Inhalt acht unpaginierte Blätter; das Stück S. 1—80. Die Widmung an die Herzogin Louyse in Schlesien zur Liegnitz etc. ist unterschrieben: Breßlau den 21. Februar. MDCLXVII, und enthält Wendungen, die zum Theil wörtlich in der Widmung an Kaiser Leopold wiederkehren; sie beginnt:

Princess', ob derer Glantz Stern, Sonn und Mond erbleicht,
Geist, dessen Tugend-Glut schon flammt im Paradiese,
Du Wunder unsrer Zeit, fürtrefflichste Louyse,
Vor der Minerva selbst die güldne Segel streicht,
Nimm, Göttin, gnädig an, was meine Clio reicht
Auff tieffgebücktem Knie!

Auch hier die Aufführung erwähnt:

Die Hirtin schämt sich zwar auff den schmaragdnen Bühnen
In so geringer Tracht, Durchlauchte, Dir zu dienen:
Doch weil den Schauplatz einst Dein himmlisch Aug' erhöht,
So hofft sie solchen Strahl auch auff dem Blat zu küssen.

In dem Gratulationsgedichte Gottfried Lischkes, das den Schluss der Vorrede bildet, heißt es:

Lobwürdig ist demnach, was hier durch Fleiß geschehn,
Den jeder rühmen wird, und wündschende Verlangen,
Nebst jenem Griech'schen Printz in kurtzer Frist zu sehn,
Wie auch Theodoric auff Blättern könne prangen.

Damals (1762) war also der Theodoricus Veronensis (vgl. Nr. 5) schon verfasst, aber noch nicht veröffentlicht. — Weder Scenen- noch Verszählung.

4. Die | Beleidigte Liebe | Oder | Die Großmütige | MARIAMNE | Von Johann Christian Hallmann | Erfundenes | Und in Hoch-Teutscher Poesie gesetztes | Trauer-Spiel. | Breßlau | Verlegts JEsaias Fellgibel, | Buchhändler alldar. | 7 unpag. Blätter, S. 1—106 Mariamne, S. 107—120 Kurtze Anmerkungen. Die Widmung an Christoph Leopold Grafen von Schaffgotsch ist unterzeichnet: „Breßlau den 15. Decembr. 1670" und enthält die Wendung: „Hoffende, daß, wie vor weniger Zeit Erlauchteste Augen, und unter denen auch Eu. Hoch-Gräflichen Excellentz Herzliebste Gemahlin Sie [Mariamne] auff dem Schau-Platze zu unterschiedenenmalen gnädig angesehen, also auch anietzo Euer Hoch-Gräflichen Excellentz selbte auf diesem Papiere mit den Strahlen Dero Genade beseeligen werden." Ein italienisches Sonett hat „Amico suo colendissimo" glückwünschend Giovanni Ehrenfredo Eichornio beigesteuert. — Nur Verszählung.

5. Die | Göttliche Rache, | Oder | Der Verführte | THEODORICUS | VERONENSIS, | Von | Johann Christian Hallmann | Erfundenes und in Hoch-Teutscher | Poesie gesetztes | Trauer-Spiel. | Breßlau, | Verlegts JEsaias Fellgiebel | Buchhändler. | 8 unpag. Blätter. S. 1—120 Theodoricus, S. 121—128 Annotationes Chronologico-Historicæ Tragoediam hanc de Theodorico illustrantes. Widmung aus Breßlau den 3. May 1684 an Johann Bernhard Reichsgrafen von Herberstein. — Sowohl Scenen- als Verszählung.

6. Die | Merckwürdige Vater-Liebe | Oder | Der vor Liebe sterbende | ANTIOCHUS | Und | Die vom Tode errettende | STRATONICA | Von Johann Christian Hallmann | Erfundenes und in Hoch-Teutscher | Poesie gesetztes | Trauer-Freuden- | Spiel. | Breßlau, | Verlegts JEsaias Fellgibel | Buchhändler. | 8 unpag. Blätter. S. 1—72 Antiochus. Nach einem auf der Rückseite des Titels stehenden Motto aus Franciscus Petrarchs Dialogen folgt die Widmung an Hanns Heinrich Reichs-Graffen von Hohberg aus Breßlau den 6. May 1684. Französische Stanzen von A. Wolff lassen annehmen, dass auch dieses Stück aufgeführt worden sei. — Nur Verszählung.

7. Die | Sterbende Unschuld, | Oder | Die Durchlauchtigste | CATHARINA | Königin in Engelland, | Musicalisches | Trauer-Spiel, | In Hoch-Teutscher gebundener Rede | erfunden und abgefasset | Von | Johann Christian Hallmann. | Breßlau, | Verlegts JEsaias Fellgibel | Buchhändler. | 9 unpag. Blätter. S. 1—42 Catharina. Widmung aus Breßlau den 4. May 1684. an Johann George Freyherrn von Fürst. — Weder Scenen- noch Verszählung.

8. Die | Schaubühne des Glückes | Oder | Die Unüberwindliche | ADELHEIDE | Aus dem Italiänischen | Von | Johann Christian

Hallmann | Übersetztes und vermehrtes | Freuden-Spiel. | Breßlau, Verlegts JEsaias Fellgibel, | Buchhåndler. | 8 unpag. Blätter. S. 1—72 Adelheide. Widmung an Caspar Freyherrn von Schallenfeld aus Breßlau den 2. Maj. 1684. — Nur Scenenzählung.

9. Die listige Rache | Oder | Der tapffre | HERACLIUS Auß dem Italiånischen | Von | Johann Christian Hallmann | übersetztes | Schau-Spiel. | Breßlau, | Verlegts JEsaias Fellgibel Buchhåndler alldar. | 6 unpag. Blätter. S. 1—72 Heraclius. Widmung an Hermann von Pucher und der Puche aus Breßlau den 3. May 1684. — Nur Scenenzählung; das Stück ist in Prosa mit Liedereinlagen.

10. Schlesische | Adlers Flügel, | oder | Warhaffte Abbild- und | Beschreibung | aller Kônige, | Ober-Regenten, | und | Obristen Hertzoge, | über das gantze Land Schlesien | von PIASTO an biß auf Unsern Regierenden Allergnådigsten | Kaiser | Kônig | und Obristen | Hertzog | LEOPOLDUM; | welche | Der Gelehrten Welt mit sonderbahrem | Fleisse in gebund- und ungebundener Rede vorgestellet | Johann Christian Hallmann. | Breßlau, | Verlegts JEsaias Fellgibel, Buch- | håndler alldar. | 8 unpag. Blätter. Dann 86 Seiten. Die Widmung an die Stände von Schlesien ist „Breßlau den 15. Octobr. 1672“ unterschrieben.

Diese Reihenfolge der einzelnen Werke, die mit Goedekes Angabe nicht stimmt (bei ihm nach dem Göttinger Exemplar die Anordnung: 1, 2, 3, 8, 7, 6, 5, 4, 9, 10), findet sich auch im Berliner Exemplar und wird durch die „Schutzreden“ im Vorwort bestätigt. Vor dem Haupttitel steht wie vor den Nebentiteln (ausgenommen Nr. 5) je ein Kupfer verschiedenen Formats und verschiedener Ausführung. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, dass die Gesammtausgabe dadurch entstanden ist, dass der Verleger die Sonderausgaben, vielleicht mit neuen Titelblättern versehen, mechanisch hintereinander stellte; daraus erklärt sich wohl auch die abweichende Reihenfolge des Göttinger Exemplars. Von Einzelnausgaben führt Goedeke nur an die Urania von 1667 (das entspricht dem Datum der Widmung), den Adlersflügel o. J., die Sophia 1671 (ebenso die Widmung), die Mariamne 1670 (desgleichen). Auch die Zahlen für den Umfang stimmen: Urania, Bresslau 1667 hat 96 Seiten (= 8 Bll. und 80 Seiten), Sophia, 1671 hat 52 Bl. (= 8 Bll. und 88 Seiten), Mariamne 1670 A—I 4 (= 7 Bll. und 120 Seiten). Möglicherweise freilich handelt es sich um wirkliche Neudrucke. Jedesfalls aber kann die Gesammtausgabe nicht vor dem Mai 1684, aus dem fünf Widmungen stammen, von Hallmann veranstaltet worden sein. Goedeke gibt nur für den Heraklius einen Neudruck aus dem Jahre 1684 an.

Dass die Jahreszahl 1672 falsch sein muss, erweist auch Hallmanns Vorrede, in der zu Adonis und Rosibella bemerkt wird: „Zu bejammern ist es nur, dass .... Leopoldus so zeitlich Seiner Allerschönsten Claudia beraubet werden müssen“; das geschah im

Jahre 1676. Zu den beiden Übersetzungen aus dem Italienischen erwähnt Hallmann, dass die Adelheide „zu Venedig Anno 1672 auf dem Theatro Vendramino", der Heraclius „aber Anno 1671 auf dem unvergleichlichen Grimanischen Schauplatze das Tageslicht zum ersten Mahl angeblicket". Von der Mariamne sagt Hallmann, ihre Vorstellung habe „Thränen erwecket". Die Wahl der Namensform „Stratōnica und nicht Stratonīce" vertheidigt er mit nachstehenden Worten: „Denn ist solches dem Franzosen und Italiâner, wie aus beyder Concepten zu sehen, erlaubet, warumb auch nicht dem Teutschen? darff deshalben niemand mit mir wegen dieser *pronunciation* einen *Grammaticali*schen Krieg anfangen; Besonders weil auch die hochgelehrte Übersetzerin zu Leipzig (so gewiß allem Frauenzimmer hierdurch einen unverwelcklichen Ehren-Krantz zubereitet) in unserer Hoch-Teutschen Mutter-Sprache sich an solche *pedanter*ey nicht gebunden." Goedeke III, S. 250 führt von Assarinos Stratonica drei Verdeutschungen an (durch J. L. V. A.) Amsterdam 1663 und 1666, Jena 1675; die letztgenannte könnte von der Leipziger Übersetzerin herrühren, wodurch abermals Stolles Annahme des Jahres 1672 für die Ausgabe widerlegt würde.

In seiner leider nicht datierten Hauptvorrede bezeichnet Hallmann die im Bande vereinigten Arbeiten als „theils in meinen jüngeren, theils auch nunmehro mit wichtigern Sorgen beladenen Jahren verfertigte Gemüths-Belustigungen", die er „bloß auf des Herren Verlegers und anderer werthen Freunde Verlangen .... dem Urtheil der gelehrten Welt höfflichster massen anheimstellen wolle". Da wir über Hallmanns Leben nur ganz ungenügend unterrichtet sind, nicht einmal sein Geburtsjahr kennen, lässt sich aus dieser Notiz kein weiterer Gewinn ziehen; es ist nur zu vermuthen, dass wir nach den Unterschriften zu den ersten Arbeiten rechnen dürfen: Urania (1667), Theodoricus (?), Mariamne (1670), Sophia (1671), Adlers Flügel (1672), Adonis und Rosibella (1673), zu den späteren dagegen die übrigen, die nach dem Tage der Widmungen im Mai 1684 so aufeinander folgen: Adelheide, Heraclius, Catharina, Antiochus. Bezeichnend ist auch, dass Hallmann nur für Urania, Mariamne, Sophia und Adonis die Aufführung erwähnt, eine solche höchstens noch für Antiochus aus den dunkeln Worten A. Wolffs vermuthet werden kann. Vielleicht hat also Hallmann nicht in den späteren Breslauer Jahren, sondern in der früheren Zeit durch Comödienspielen seinen Unterhalt gefunden? War er 1673 im November als Schauspieler in Wien? Vom 6. October bis zur Adventzeit hatte 1673 Andre Elenson die Erlaubnis, in Wien Comödien zu geben.

Ein Zeichen dafür, dass auch der Theodoricus Veronensis aufgeführt worden sei, kann man vielleicht in seinem Nachwirken auf die Haupt- und Staatsaction erblicken. Es wurde noch nicht bemerkt, dass der Johannes von Nepomuk, den Karl Weiß (Die Wiener Haupt- und Staatsactionen, Wien 1854, S. 113 ff.) nach

der Handschrift der Wiener Hofbibliothek hat drucken lassen, durch Hallmann beeinflusst ist. Wenceslaus Eingangsmonolog (I 1, S. 116 f.), der im Laufner Don Juan wieder erscheint (vgl. Anzeiger für deutsches Alterthum XXIV, S. 393), ist mit geringen, durch die veränderte Situation bedingten Änderungen der Rede des Theodoricus Veronensis (I 4, S. 13 f.) entnommen. Da Hallmanns Dramen schwer zugänglich zu sein scheinen, citiere ich die Stelle und gebe in den Anmerkungen die Lesarten des Johannes von Nepomuk (N) und des Laufner Don Juan (L) an. Hallmanns Verszählung behalte ich zur Erleichterung bei.

Theodoricus. Ein Geist, den Glück und Muth biß an die Sterne [treibt,
410 Und in der Götter Zahl, wie den Alcides schreibt.
Wenn ihm die Sterbligkeit muß vor die Füsse fallen,
Besiegt zwar Diamant und tausend Silberballen:
Jedoch wie leicht erscheint ein stralender Comet,
Der seines Schattens Dunst nebst dieser Sonn' erhöh't?
415 Der Hoheit Ampel kan nicht allenthalben schimmern,
Im Fall das Oel der Treu nicht brennt ins Fürsten Zimmern.
War ist's: Wir gläntzen auch in überirrd'scher Pracht;
Selbst der Geburths-Stern hat uns lieblich angelacht;
Vor unsrer Majestät muß Sonn' und Mond erbleichen,
420 Uns muß Theodomir und Clodovæus weichen,
Das grosse Capitol, der Römer Heiligthum.
Augustus Lorberkrantz verdor't für unserm Ruhm.
Bellone schick't uns Stal und muthige Soldaten,
Die gantze Welt erstaunt ob unserer Heldenthaten:
425 Gradivus küsset selbst mein kostbar Siegesfahn,
Und hefftet's an den Pol mit güldnen Nägeln an.
Wer weiß, ob Macedo kan so viel Schlachten zehlen,
In welchem sich der Sieg hat wollen ihm vermählen,
Als wir, die Rhamnusis sanfftmüthig angeblick't,
430 Seit Odoacers Grimm das blancke Schwerd gezück't
Auf Cæsars müdes Reich und unbewährte Gräntzen.
Der blaue Sontius muß unser Haupt bekräntzen
Mit Muscheln, die sein Schilff bey Aquileja träg't.
Verona hat uns längst den Purpur angeleg't;
435 Die Sonne zu Byzantz ist gegen uns ein Schatten;
Das feuchte Albion, die unbezäumten Latten
Erhöhen unsren Strahl und weit entflammte Glut
Mit Perlen und Rubin aus ihrer Demantflut.
Das grosse Rom hat sich glückwünschend eingefunden,
440 Und uns den Siegeskrantz freywillig selbst gewunden.

---

409 Wenceslaus N, König L — 409—416 felen NL — 417 Seht Völcker Böhmens Haubt! Bewundert unsre Pracht N, Seht helten spaniens an, und ihren ganzen Bracht L — 418 Unß der Himmel selbst mit Siegen angelacht N, Wirt von den himmel selbst mit sige angelacht L — 420 Eß muß uns Bogesta N, es mus uns Bosusla L — 422 Augusti Siegescrantz NL — vor NL — 424 unsern NL — 425 selbst der Böhmen Sieges Fahn N, selbst unsern siegreichen fanen L — 425 heft es an den N, heftet im an L — 427—454 felen L — 429—434 dafür hat N: alß Wenceslaus hat Triumphe schon gesehen; Er hat so offt gesiegt als schlachten sind geschehen — 436 Albion erkennet unsre thatten N, dazu als Variante: kann sich mit uns nicht gatten N — 437—438: selbst Nordens kalter Schoos gibt zeugnuß Unsrer Macht mit der wir Unsern Nahm in höchsten Ruhm gebracht N — 439 freywillig eingefunden N — 440 lorber-grantz mit eigner hand gewunden N —

Nach dem gantz Welschland uns in Demuth angeschaut.
Wie viel Palläste wir darinnen auffgebaut
Aus Gold und Allabast, wie viel Castell und Mauren,
Die mit der Ewigkeit zugleiche werden tauren;
445 Wie artlich wir das Volck durch ausgetheiltes Geld
Uns zum Gehorsam bracht, bezeuget Stadt und Feld:
Des Janus morsche Burg, die eingefallnen Bogen,
Dadurch Octavian und Titus eingezogen,
Hat mein vergöttert Arm auf steiffen Fuß gesetz't:
450 Mit Gaben ward von uns der Röm'sche Rath ergetz't.
Irene ist uns selbst zur Sclavin überblieben,
Und nur Theodoric ist schon ins Buch geschrieben
Der Unvergessenheit, die auch im Grabe leb't,
Ob gleich sein irrd'scher Leib noch zu Ravenna schweb't ....

441—444 felen N — 445 f. Wie artig haben wir bey schon verlohrnen feldt Daß tolle Volck bezämbt durch außgetheiltes geldt N, dazu als Variante das, was bei Hallmann steht — 447 Panoniens morsche N — 448 Wodurch Mathias ist vor diesen eingezogen N — 449—454 felen, dafür: wird jezt von Unsrer Macht recht prächtig aufgericht Ihr Prager sprechet nun waß Unsern Ruhm gebricht N, dazu die Variante: richt Unser Sieges schwerd Unß nun Vor auf [sic] der Böhmen Glückes-Sonn gläntzt in den schönsten lauf. N. — Die beiden in L abschließenden Verse: Drum soll die halbe Welt uns Siegeslieder Singen, und zum den neuen sig auch lorber Zweye Bringen begegnen in N erst S. 119 als Worte Zythos mit der Verschiedenheit im 2. Verse: und Deiner wundermacht viel tausend opfer bringen.

Aber mit dieser Anlehnung an Hallmanns Theodoricus Veronensis hat sich die Haupt- und Staats-Action Johannes von Nepomuk nicht begnügt; die 8. Scene, der Monolog Quidos, stammt im gereimten Theile aus dem Monolog Theodorichs V 3 (S. 101), was umso auffallender ist, als Quido eine sympathische Figur darstellt. Merkwürdig, dass auch noch die von Ammann herausgegebene Fassung des Johannes (Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde, Prag 1898, S. 164) ebenso wie die in meinem Besitze befindliche hsl. Fassung der Laufner Schiffer den Hallmann'schen Text durchfühlen lassen: „Wer sich der falschen Bahn des wilden Meeres anvertrauet, und seine Hoffnung auf ein morsches Bret gründet, der schiffet mit Gefahr."

265 Wer sich der falschen Bahn der wilden Flut vertraut,
Und auf ein morsches Bret nicht schlechte Hoffnung baut,
Wenn der erhitzte Sinn stets vor Begierden schmachtet,
Und in der Fantasy nach güldnen Bergen trachtet,
Hilff Himmel! welches ach welch ungeheures Weh',
270 Durchhenckert seine Brust auf der nicht treuen See!
Bald schmeiß't das grüne Saltz durch rauschendes Getümmel
Den ungewissen Kahn fast biß an Stern und Himmel,
So daß Diespiter auch offters weichen muß:
Bald küßt der Steuer Mann Megærens schwartzen Fuß,
275 Wenn von der Wellen Höh das Schiff in Abgrund stürtzet
Und den Ohnmächtigen das Leben fast verkürtzet ....

265 vertrauet N — 266 die sch. Hoffnung bauet N — 268 f. felen N — 270 der untreuen N — 271 f. felen N — 273 Wen Jovis donner keul kracht, blizet schus auf schus N — 274 Mogerans N

Auch Quidos Monolog „im Gefängnus“ (II 3) ist dem Theodoricus Veronensis (I 2, S. 6) entnommen:

Fürst, aller Fürsten Fürst, dem Himmel, Gluth und See,
Und Welt zu Dienste stehn, schau an das herbe Weh',
Die unverdiente Noth, den immer frischen Jammer,
Den wir verlaßenste in dieser Folter-Kammer,
165 Jn dieser Dunckelheit und mehr als Todten-Grufft
Empfinden für und für! Der Demant-hellen Lufft
Sind wir mit Schmertz beraubt: Was hat man nicht erlitten,
Seit ein vergällter Mund beym König uns verschnitten,
Wir kamen dem Befehl in tieffster Demuth nach,
170 Es lieff auch glücklich ab die Zweifels volle Sach'.
Justinus war geneig't: Die tollen Arrianer
Empfingen Kirch und Recht, wie ander' Unterthaner
Bald wider zu Byzantz; Ja in gantz Griechen-Land:
Nun krönt man unsern Dienst mit Fesseln, Strick und Band.
175 Wie lang' ist's, daß man uns so Speiß als Tranck entzogen?
Daß ein entleer't Gefäß den matten Geist betrogen?
Aurorens Diamant strahl't nun zum zwölfften mahl,
Daß uns erschrecklich plag't des Hungers grosse Qual.
Der Thränen reiches Saltz, der Speichel dürrer Lippen.
180 Vermischt mit Staub und Sand, hält von des Todes Klippen
Uns etwas noch zurück; sonst wär' mein Lebens-Kahn
Vorlängsten schon zerschell't auff Libitinen Bahn ...

---

164 ich Verlassenster N — 166 Mit schmerz empfinden mus bey so vergiffter Lufft. N — 167—176 felen N, weil sie sich auf die besondere Situation der eingekerkerten Gesandten beziehen — 178 Daß mich N — 179 nasses Saltz N — 181 Mich etwas N — 182 zerchürt N — Libitinens N.

Nach diesem Einflusse des Theodoricus auf die Haupt- und Staats-Action darf man wohl annehmen, dass auch dieses Drama aufgeführt worden sei. Wir vermögen bei dem heutigen Stande unserer Kenntnis noch sehr wenig Detailuntersuchungen über das Drama der Wandertruppen anzustellen und dürfen daher einer so auffälligen Übereinstimmung zwischen Volks- und Kunstdrama größere Bedeutung beimessen.

Auf den Johannes von Nepomuk hat noch Hallmanns Sophia eingewirkt, von deren Aufführung der Dichter selbst spricht. Der Dialog zwischen Wenceslaus, Oslaw und Zytho (S. 121) hat seine Quelle in der Sophia (II 1, S. 19, V. 126 ff.); Wenceslaus fängt an:

Praag hat ja Schwerdter noch, Beil, Folter ohne Zahl (vgl. V. 128).

Dann setzt er mitten in der Unterredung zwischen Hadrianus, Julianus, Septitius, Heliodorus, Epictetus, Antoninus, Svetonius der Sophia fort. Der Fall ist lehrreich.

Jul. Dort brenne Zang' und Glut; Hier schneide Strick und Stahl!
Hadr. Hat sich doch Antonin der Menge kaum erwehret.
Sept. Rom ist von Schwerdt, und Beil, und Foltern nicht entleeret.
Hadr. Es sey! Hilfft Güte nichts, so helffe Grimm und Blitz!
130 Hel. O längst-gewündschter Schluß! So grünt deß Kaisers Sitz!
Epict. So wird der Römer Haupt des Himmels Gunst genüssen!
Anton. So wird die Themis sich mit Fried' und Eintracht küssen!
Sveton. So wird das Capitol in schönster Blüthe stehn!

Julian. So wird des Kaisers Ruhm zu keiner Zeit vergehn!
135 Septit. So wird das Krieges-Heer in tausend Freuden schweben!
Heliod. Epict. }
Anton. Svet. } So wird Fürst Hadrian auch nach dem Tode leben!
Julian. Sept. }

Damit vergleiche man N, das ich abdrucken lasse, die Änderungen gesperrt:

Wencesl. Dorth brenne Zang und Gluth, hier schneide Strick und Stahl
es hersche Bluth und Mord, es wettre grimm und Blitz.
130 Oslaw. O längst gewünschter schlus! so blüht des Königs sitz!
Zytho. So wird der Böhmen held des Himmels gunst geniessen.
Oslaw. So wird die Themis sich mit Frid und Eintracht küssen.
Zytho. So wird das schlos Ratschin in schönster Blüthe stehn.
Oslaw. So wird des Königs Ruhm zu keiner Zeit vergehn.
135 Zytho. So wird das Kriegesheer in 1000 Freuden schweben.
Oslaw. So wird die heldenfaust auch noch im Tode leben.

Hier wird also mitten aus einer Scene heraus ein Stück in einen anderen Dialog eingelegt, wobei eine andere Vertheilung der Reden nöthig wurde. Einfacher liegt der Fall bei der großen Stichomythie zwischen Wenceslaus und Ahalibama (I 5, S. 127 ff.), die einfach die Scene zwischen Henricus und Anna Bolena in Hallmanns Catharina (I 6, S. 7 f.) wiedergibt, indem statt Henricus: Wenceslaus und statt Anna Bolena: Ahalibama gesetzt wird. Hallmann hat die Verse dieses Dramas nicht gezählt, ich führe deshalb die Zählung durch.

Henr. Hier strahlt mein Augen-Trost, die Venus unsrer Zeit!
An. Bol. Hier liegt des Königs Magd, ein Bild der Eitelkeit.
Henr. Auf wertheste Bolen! Sie sol vor Uns nicht knien.
An. Bol. Auf Jupiters Altar muß Demuths-Weyrauch glühen.
5 Henr. Ich werd' Ihr Jupiter, Sie meine Juno seyn.
An. Bol. Zur Sonne schickt sich nicht des Irrlichts blasser Schein.
Henr. Sie ist mein Sonnen-Rad, Ich ihre Sonnen-Wende.
An. Bol. Er wolle, grosser Fürst, bedencken vor das Ende.
Henr. Das Ende Unsrer Brunst ist Engel-sanffte Lust.
10 An. Bol. Erquickt nicht seinen Geist der Catharinen Brust?
Henr. Die Liebes-Aepffel sind verkehrt in bittre Schalen.
An. Bol. Es kan nur eine Sonn' im Ehstands-Himmel strahlen.
Henr. Der Himmel Unsrer Eh weiß keine Sonn' als Sie.
An. Bol. Mehr als elender Glantz! Ihr Götter ich verblüh'!
15 Henr. Sie zage nicht mein Schatz! Hie ist ja kein verbrechen.
An. Bol. Was wird das grosse Rom und Ferdinandus sprechen?
Henr. Was geht die Tyber mich und auch der Tagus an?
An. Bol. Sehr viel! denn Catharin' ist beiden zugethan.

---

nach 2 (Kniet.) N — 3 Ahalibama auff sie N — 4 glühen] blühen N — 7 diesen Ausdruck braucht Hallmann noch in der Sophia V, V. 115 (S. 67) und Adelheide (S. 31) — 8 vor dem Ende [sic] N — 9 Brust N — 10 Erquickt Augusta nicht mein König seine Brust. N — 13 meiner Eh N — 14 O bleicher Unglücksglantz o götter N — 16 Ach was wird Servien? was wird mein Vatter spr. N — 17 geht mich Servien und auch der Vatter an N — 18 Wie? bin ich dann mit Pflicht nicht beyden zugethan? N —

Henr. Und Heinrichs Flammen sind Bolenens Leib-Trabanten.
20 An. Bol. Es können leicht den Fürst einnehmen die Gesandten.
Henr. Eh'r sol ein Donnerkeil zerschmettern Unser Haupt.
An. Bol. Wie schnell wird doch der Roß' [sic] ihr Purpur-Kleid geraubt!
Henr. Ich bin Bolenens Schild! Trotz dem, der Sie wil kräncken.
An. Bol. Wie leichtlich kan der Neid den Gifft-Kelch ein Mir schencken!
25 Henr. Sie jage weg, mein Kind, der Sorge eitlen Schein!
An. Bol. Weil's so der König schafft, wil ich die Seine sein!
Henr. O Marzipanen-Wort! laß dich, mein Engel, küssen,
Und Unsren Liebes-Bund stracks durch die Heyrath schlüssen.

19—22 felen N — 23 Ich bleib ihr schild mein schatz N — 24 leicht wird mir der Neid statt Nectar Gifft einschencken N [für die Trennung: „ein Mir schencken“ verweise ich auf Koester, Der Dichter der Geharnschten Venus, Marburg 1897, S. 71 f.] — 26 schafft] will N — wil] werd N — 27 O himmelwerthe wortt N — 28 Unser Liebes Band in mein gemach beschliessen. N.

Nur die Verspartien des Johannes von Nepomuk zeigen den Einfluss Hallmanns, die Prosastellen nicht. Die noch ungedruckte Haupt- und Staatsaction „Der besiegte Obsieger Adalbertus“ (Weiß S. 96 ff.) verräth, so weit meine nicht vollständige Abschrift reicht, keine Berührung mit Hallmanns den gleichen Stoff behandelndem, aus dem Italienischen übersetztem Freudenspiele „Adelheide“.

Wenn wir so das Nachleben Hallmanns auf der Bühne der Wandertruppen verfolgen können, trotzdem er in seiner Vorrede mit solcher Verachtung die Schauspiele, „so von Ehrliebenden und Gelehrten“ mit denen in Gegensatz bringt, die von „plebejischen und herumschweifenden Personen an Tag gegeben werden“, ist es vielleicht kein Zufall, denn Hallmann stellt den Übergang zwischen dem gelehrten Kunstdrama und dem volksthümlichen, wenn ich so sagen darf, Theaterdrama her. Stärker als etwa Gryphius oder Lohenstein fügt er sich in die Tradition der Bühne ein, indem er sich an die Art der englischen Comödianten wie an die neue Weise der Oper anlehnt.

Sein erstes Trauerspiel, das im Jahre 1667, wie wir gesehen haben, bereits vollendet, aber noch nicht gedruckt war, ist der Theodoricus Veronensis. Aber Dietrich von Bern erscheint nicht als die Gestalt der deutschen Heldensage, sondern als der typische Tyrann des schlesischen Dramas, der seine Opfer vernichtet. Der Stoff ist aus Procopius entnommen und spielt am 23. September 526 zu Ravenna. Hallmann wahrt die Einheit der Zeit, indem seine Stücke meist nicht länger als 24 Stunden umfassen, nur in der Mariamne brauchte er 36 Stunden, was noch Gottscheds Tadel zur Folge hatte. Die Ortseinheit erscheint Hallmann, wie den anderen Schlesiern, erreicht, wenn das ganze Stück in einer und derselben Stadt spielt, in ihr kann dann die Scene beliebig oft sogar während derselben „Abhandlung“ wechseln; auch die „innere Bühne“ wird häufig verwendet.

Theodoricus wird von seinen „Geheimsten“ (confidents) Theodatus, Evander und Cleobulus verführt und wirft die Gesandten,

die in seinem Auftrage bei Kaiser Justinian zu Konstantinopel wegen der Behandlung der Arianer verhandelt hatten, in den Kerker. Johannes I., „Obrister Bischoff zu Rom“, Theodorus Importunus und Agapetus I., die römischen „Bürge-Meister“, und Agapetus II., ein edler Römer, werden nämlich wegen ihres langen Ausbleibens verdächtigt, mit Justinian geheime Abmachungen getroffen zu haben. Trotzdem Theodoricus von seiner Tochter Amalosuntha und ihrem Sohne Athalaricus, ferner vom Reichskanzler Cassiodor im Interesse der Gefangenen bestürmt wird, lässt er sich von den Verführern umgarnen. Die Eingekerkerten verhungern. Symmachus und Severinus Boëtius, „die berühmten und hochgelahrten Römer“, leben aber noch, wenn auch in der Verbannung; die Intriganten wollen ihren Tod. Vergebens macht Rusticana, die Tochter des Symmachus und Gemahlin des Boëtius, mit ihren Kindern Cleander und Olympia einen Fußfall vor Theodoricus, vergebens richtet Symmachus einen Brief an ihn, den Amalosuntha durch ihren Sohn Athalaricus übergeben lässt: Theodoricus befiehlt die beiden hinzurichten, was auch geschieht. Da wendet sich Cassiodor von ihm und geht ins Kloster. Bei einem Gastmahl scheint es dem triumphierenden Theodoricus plötzlich, als bedrohe ihn ein großer Fisch, der aufgetragen wird, mit dem Haupte des Symmachus; er wird von Fieberphantasien heimgesucht und zu Bett gebracht. Da bedrohen ihn die Geister des Odoacer und seines Sohnes Innocentius, des Johannes, des Theodorus, der beiden Agapetus, des Symmachus und Boëtius. Theodoricus setzt seinen Enkel Athalaricus zum Nachfolger ein und stirbt, während „ein trefflicher Donnerschlag gehöret“ wird.

Auffallend ist der vollständige Mangel an Liebesintriguen; es ist eine bloße Staats- und Religionsaction. Das Thema der Gryphischen Dramen, besonders des Papinianus, erscheint in gewissem Sinne wieder, nur fehlt dem ganzen Vorgehen des Theodoricus jede Glaubwürdigkeit. Er horcht nur auf die Vertreter des Schlechten, während die Vertreter des Guten, trotzdem sie seine nächsten Angehörigen sind, mit ihren Vorstellungen bloß ein trotziges „Justament nicht“ bewirken. Dafür büßt aber schließlich der Tyrann, was eine Neuerung Hallmanns ist. Eine größere Rolle spielt das Wunderbare, das auch die Lösung herbeiführt: Geistererscheinungen, plötzliche Donnerschläge, die Zaubererscheinung des Fisches. Hallmann lässt ganz unvermittelt den Augustus als Gespenst auftreten und die Regierung des Kaisers Leopold vorher verkünden, was uns an das Erscheinen der Dido in Lohensteins 1680 erschienener „Sophonisbe“ gemahnt, so dass die Scene bei Hallmann vielleicht ein späterer Zusatz ist. Bei Theodoricus erscheinen die acht Geister gleichzeitig und unterhalten sich miteinander! Sehr merkwürdig ist eine komische Contrastscene (II 5): die vier Gefangenen sind eben verhungert und werden von der Wache untersucht, ob nicht noch Leben in ihnen sei; da

kommt Isabella, eine Dame aus Amalosunthas Gefolge, in den Kerker, um sich nach den Gefangenen zu erkundigen, wird aber von den Soldaten grob behandelt, verspottet und endlich mit den Worten: „Entweicht, sonst werden wir der Jungfer Füße machen“ davongejagt. Interessant ist die Scene II 2, wo Cassiodor mit Evander über die Gefangenen streitet und schließlich die durchgeführte Stichomythie, diesen eisernen Bestand des schlesischen Dramas, durch ein Duell beenden will, was nur durch das plötzliche Dazwischentreten des Theodoricus verhindert wird.

Viele Scenen sind vollständig überflüssig und dienen nur dazu, die Motive allseitig zu entfalten; am auffallendsten V 2: Elpidius, der Leibarzt, unterredet sich mit dem Kammerdiener Sophronius über die letzten Ereignisse, besonders über den Entschluss des Cassiodorus, der Welt zu entsagen, der schon „das Frauenzimmer“ zu lebhafter Meinungsverschiedenheit veranlasst hat. Die Scene dient aber nur dem Erscheinen des königlichen Pagen Narcissus zur Einleitung, der Elpidius zur Hoftafel einladen soll. Der Dichter schenkt eben dem Zuschauer nicht das Geringste und sucht alles auf die Bühne zu bringen.

Die Einheit der Handlung fehlt hier bei Hallmann wie sonst im schlesischen Drama. Die verschiedenen Gruppen folgen einander, manche mit Vereinigungspunkten, manche ganz ohne Zusammenhang. Typische Scenen des damaligen Kunstdramas begegnen: Tyrann und Vertraute, Gespenster beim Tyrannen, Kerker, Fürbitte für die Opfer, Wahnsinn, wenigstens in der Form von Fieberphantasien. Dagegen fehlt das Zusammentreffen des Tyrannen mit seinen Opfern völlig. Nebenmotive nehmen unverhältnismäßig breiten Raum ein, z. B. das Verhalten der Soldaten, die im Kerker wachen und an den Opfern Antheil nehmen; zweimal das Motiv, dass man versucht, ob die Todten nicht vielleicht noch leben, ihren Puls prüft, Federn vor ihren Mund hält usw. Cassiodors Übergang vom weltlichen zum geistlichen Stande wird dadurch auf der Bühne vorgeführt, dass er (V 1) seinem Diener Amyntas die weltlichen Kleidungsstücke einzeln überreicht und dafür die geistliche Tracht empfängt. Nach der Scene mit dem Fische werden der Fischer Marin und der Mundkoch Comus verhört und mit der Folter bedroht, was aber auch ohne Folge bleibt. Der Brief des Symmachus, der eine Rolle spielt, wird auf der Bühne geschrieben, dann dem Bedienten Flavius übergeben, von diesem zu Amalosuntha gebracht, dann erst durch Athalaricus dem Theodoricus eingehändigt, gelesen und zerrissen. Und so durchaus, nicht nur in diesem Drama, bei Hallmann das Bestreben, alles auf der Bühne darzustellen, wodurch freilich häufig die Unzukömmlichkeit eintritt, dass in späteren Scenen das früher schon Dargestellte wieder ausführlich erzählt werden muss.

Merkwürdig ist noch die Verwertung des Gesanges. Theodoricus wird nach dem Gastmahle durch „ein anmuttiges Nacht-

Liedchen" besänftigt und eingeschläfert; die Gefangenen hauchen ihre Seelen im Kerker unter Liedern aus, Cassiodorus singt ein „Liedgen" nach seiner Einkleidung als Geistlicher.

Zeigt also Hallmann in seiner vermuthlich ältesten Tragödie bereits einiges, was nicht ganz zum schlesischen Drama stimmt, so steigert sich dies in seinen weiteren Trauerspielen immer mehr. Seine 1670 erschienene „Mariamne" verdient deshalb Beachtung. Der Stoff von Herodes' Liebe zu Mariamne hat bekanntlich viele Dramatiker zur Behandlung gelockt; Marcus Landau hat in einem großen Aufsatze „Die Dramen von Herodes und Mariamne" (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, N. F. 8, S. 175 ff., 279 ff.; 9, S. 185 ff.) auch über unser Drama (8, S. 310 ff.) recht urtheilslos gesprochen. Dieses Stück Hallmanns verräth einen Fortschritt hauptsächlich insofern, als wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Handlungen der Personen motiviert werden. Die Intrigue gegen Mariamne ist durch den Gegensatz der Idumäer gegen Assamons Geschlecht hervorgerufen. Die unendliche Liebe des Herodes zu seiner zweiten Frau Mariamne verfeindet ihn mit seiner Familie, und besonders seine Schwester Salome wird von Eifersucht gequält. Mariamne ist stolz und etwas herb, hinter ihr steht ihre ehrgeizige Mutter Alexandra und ihr Großvater Hyrcanus. Mariamne war Schuld, dass Herodes seine erste Gemahlin Dosis verstieß, weshalb sein Sohn von Dosis, Antipater, gleichfalls die Hassmonäerin hasst. So vereinigen sich Salome, ihr Bruder Pheroras und Antipater zu dem Plane, Mariamne zu stürzen. Eben kehrt Herodes von Rom zurück, wo er sich rechtfertigte und seine Herrschaft neu befestigte. Glücklich über seine Heimkehr, voll Liebe zu Mariamne, dankt er besonders seinem Schwager Josephus dafür, dass er Mariamne so gut beschützt habe. Aber Salome, die ihren Gatten verachtet und hasst, zeiht ihn des Ehebruches mit Mariamne, die er während des Herodes Abwesenheit Tag und Nacht im Schlafgemache aufgesucht habe. Unbegreiflich leicht lässt sich Herodes verblenden und befiehlt, Josephus einzukerkern, Mariamne aber nichts davon zu sagen. Inzwischen hat Mariamne den im schlesischen Drama gebräuchlichen prophetischen Traum, der sie in große Unruhe versetzt. Dem ihr voll Liebe nahenden Herodes gibt sie nach einigem Zögern den Grund ihrer Angst an: sie weiß, dass er vor seiner Abreise nach Rom zu Marc Anton den Befehl gegeben habe, sie zu tödten, falls er nicht zurückkehre. Herodes sucht zu leugnen, Mariamne hat es aber von Josephus selbst erfahren, der den Auftrag erhielt. Da befiehlt Herodes, den Verräther sofort zu tödten. Das geschieht und erfüllt Alexandra und Hyrcanus mit großer Furcht für sich und Mariamne, so dass sie beschließen, nach Arabien zu Malichus zu fliehen. Ihre Berathung wird von Antipater und Pheroras belauscht und dem Herodes verrathen, der Alexandra und Hyrcanus zur Verantwortung zieht. Sie reden sich aus, dass Malichus schon

lange mit seinem Volke zum Judenthum übertreten wolle und deshalb den Hohenpriester Hyrcanus eingeladen habe, dessen Pflicht es sei, dem Rufe zu folgen. Dieses Vorgeben wird von Pheroras widerlegt, wodurch Alexandras Familienstolz herausgefordert wird und sich in hochmüthigen Reden gegen die Idumäer ergeht. Da fasst Herodes der Zorn, und er befiehlt, die beiden zu tödten. Der eingreifenden Mariamne gelingt es nur, Alexandra vor dem Tode zu retten, sie wird in den Kerker geworfen. Salome, damit noch nicht zufrieden, besticht den Mundschenk des Königs, dass er vorgeben soll, von Mariamne zur Vergiftung des Herodes verführt worden zu sein. Hyrcanus wird im Kerker, während Engelchöre das „Heilig, Heilig, Heilig! Ist der Herr Zebaoth! Alle Lande sind seiner Ehren voll“ singen, hingerichtet und zwar auf der Bühne. Den schlafenden Herodes — wieder ist das „Schlafliedgen“ vorgeführt — bedroht und verflucht der Geist Davids. Ganz ähnlich wie Theodoricus Veronensis (V 6) nach der Geistererscheinung ruft Herodes (IV 2) um Hilfe und lässt Mariamne holen, damit er in ihren Armen Ruhe finde. Mariamne kommt, weist ihn aber herb und trotzig zurück; lange hält Herodes an sich, während sie ihm alles vorhält, was er that, dann aber fühlt er sich verschmäht, wird wüthend und schickt die Gattin fort. Da meldet der Mundschenk, was ihm Salome zugeflüstert hat; das reizt Herodes zum höchsten Zorn, und nun stacheln ihn noch Salome, Pheroras und Antipater zu weiterer Eifersucht auf, indem sie vorgeben, Mariamne habe auch mit dem Partherkönig Tyridates, ja mit ihrem Bedienten Sohemus (einem Verschnittenen!) die Ehe gebrochen. Sohemus und sein Kamerad Philo werden verhört, ob das wahr sei, können aber nichts gestehen. Da werden sie auf der Bühne gefoltert: sie werden gestreckt, mit Kerzen gebrannt, noch höher aufgezogen, ihr Leib mit siedend heißem Blei beträufelt, ihre Brust mit Zangen gezwickt, in ihre Nägel Kien und Fackeln an ihre Seiten gesteckt; noch höher aufgezogen, gefoltert, gereckt, gebrannt, bleiben sie bei der Mariamne günstigen Wahrheit. Da lässt ihnen Herodes geschmolzenes Pech in den Mund gießen, Salz auf ihr rohes Fleisch streuen, sie mit Bürsten kitzeln, peitschen: alles vergebens. Da wird nachgelassen, damit sie sich erholen. Salome räth, die beiden zu tödten, und so werden sie auf der Bühne erdrosselt, Mariamne aber in den Kerker geworfen und dem Rathe das Urtheil über sie aufgetragen. Die Berathung des Synedriums mit seinen zwölf Richtern fällt nach dem Wunsche des Herodes aus: die Schuld der Mariamne wird eigentlich sofort als bewiesen angenommen, nur über die Strafe, ob Scheidung oder Tod, herrscht Meinungsverschiedenheit. Endlich wird der Tod beschlossen, und als Todesart nach Streit: Tod durch das Beil, im Kerker, um Aufsehen zu vermeiden. Nun erst wird Mariamne verhört, sie spricht aber stolz dem Gerichte die Competenz ab, bekennt natürlich nichts und vertheidigt sich auch nicht. So wird

sie denn verurtheilt. Vergebens bittet der Gesandte des Partherkönigs Tyridates, Arsanes, um Gnade; das reizt Herodes nur zu neuer Eifersucht, so dass er auch den Bitten seiner Söhne von Mariamne, Aristobulus und Alexander, widersteht, obwohl das königliche Frauenzimmer, sogar die Trabanten ihre Bitten mit ihnen vereinen. Mariamne betheuert im Kerker ihre Unschuld, wird aber von Alexandra auf ihren Stolz und ihre Unklugheit als auf ihre Schuld verwiesen. Nachdem sie gebetet, an ihre Frauen den Schmuck vertheilt (vgl. Gryphius und Lohenstein), Abschied genommen und dem Herodes verziehen hat, wird sie auf der Bühne enthauptet. Arsanes, der Parther, gibt in einem langen Monolog (V, V. 623—706) eine Übersicht und psychologische Erklärung des ganzen Vorgehens. Die Geister der Gemordeten: Mariamnes und ihres Bruders Aristobulus, Hyrcans und Josephs erscheinen dem Herodes und bedrohen ihn sowohl einzeln als im refrainartigen Chorus, indem sie ihm sein ferneres Schicksal prophezeien, seine Strafe, sein Ende. Der Schlussreyen bringt wieder eine Huldigung für Kaiser Leopold.

An diesem Trauerspiel, dessen Dauer, vom anbrechenden Morgen über Tag und Nacht bis zum folgenden Mittag, Gottscheds Tadel erfuhr, dessen Ortswechsel wieder in der früheren Weise behandelt ist, fällt vor allem die größere Einheit der Handlung ins Auge. Eines greift ins andere; die Intrigue der Partei Salome wird durch die Versuche für Mariamne, ja durch Mariamnes eigenes Vorgehen gefördert. Eine im 17. Jahrhundert seltene Steigerung ist zu beobachten, die nicht bloß im Stoffe liegt, eine wirkliche Verwendung der Handlung auf der Bühne, nicht bloßes Reden. Freilich sind auch hier manche Scenen zu ausführlich im Verhältnisse zu ihrer Bedeutung für das Ganze, manche stehen nicht an der richtigen Stelle, besonders die Rede des Arsanes sollte schon früher aufklären, die Schlusscene der 4. Abhandlung passte besser zwischen die erste und zweite der fünften; aber im ganzen ist das Stück geschlossener, einfacher und überzeugender im Bau als viele andere Dramen der Schlesier und ihrer Muster. Nur in diesem Trauerspiele hat übrigens Hallmann einen Prolog nach dem Vorbilde des Gryphius; er lässt den Berg Sion auftreten, den Inhalt des Stückes, Belohnung und Strafe vorherverkünden. Auch bei Haugwitz begegnet uns der Prolog einmal.

Opernhaft ist die Scene (III 5) im Kerker, in dem Hyrcanus getödtet wird, während hinter der Scene Engelschöre erklingen, (IV 1) das „Schlafliedgen" vor dem König Herodes; der Geist Davids spricht in wechselnden Maßen; Mariamne singt vor ihrem Tode ein „Sterbeliedgen" mit Musikbegleitung. Lebende Bilder kommen zweimal, das zweitemal acht solche vor.

Jedesfalls aber beweist die Mariamne einen Fortschritt Hallmanns. Seine im Jahre 1671 erschienene, gleichfalls aufgeführte Sophia ist zwar eine der beliebten Märtyrertragödien, wie

sie bei Gryphius nach dem Vorbilde des Caussinus und der Holländer so oft vorkommen, aber wieder zeigen sich Ansätze zu einer gewissen Neuerung. Das Stück spielt am 1. August 128 n. Chr. vom anbrechenden Morgen bis Mitternacht; trotzdem und trotz der größeren Kürze können wir an eine so kurze Zeitdauer unmöglich glauben.

Sophia, eine hochadelige römische „Wittib“ aus vornehmster Familie, ist mit ihren drei Töchtern Fides (12jährig), Spes (10) und Charitas (9) zum Christenthum übergetreten, trotzdem die Christen in Rom verachtet und verfolgt sind. Bisher war es verborgen, aber Palladia, eine Geliebte des Kaisers Hadrian, und Honorius, ein römischer, mit Sophia befreundeter Edelmann, treffen den Bischof Alexander bei ihr, und Sophia steht mit ihren Töchtern nicht an, ihr Christenthum zu bekennen. Vergebens reden Palladia und Honorius den vier Frauen im Guten zu und drohen ihnen: sie bleiben gläubig und marterfreudig. Hadrian, stolz und glücklich über seine Siege, sieht nur in den Christen Störer des inneren Friedens. Die heidnischen Priester Heliodorus und Epictetus, der römische Statthalter Antoninus, der Kanzler Svetonius und andere suchen ihn aufzuhetzen und zu energischem Handeln zu bewegen, er will zuerst nur Güte anwenden, wenn sie nicht hilft, „Grimm und Blitz“. Da melden Palladia und Honorius, dass Sophia Christin sei. Hadrian ist aufs tiefste betroffen und beauftragt den Hauptmann Septitius, mit der Wache zu Sophia zu gehen und, falls es sich wirklich so verhalte, sie mit den Töchtern als Verhaftete vorzuführen. Hadrians Gemahlin, Julia Sabina, bittet für die Christen und für Sophia, richtet aber nichts aus. Der betenden Sophia erscheint ein tröstender Engel, sie bekennt mit ihren Töchtern vor Septitius ihr Christenthum und wird gefesselt zu Hadrian gebracht. Er redet ihnen gütig zu, schmeichelt ihnen, verheißt ihnen alles Mögliche, wenn sie opfern: sie bleiben fest. Nun nimmt er zuerst Sophia vor, die endlich wegen ihrer Standhaftigkeit im Garten an eine Ceder gebunden wird, dann die Töchter zusammen und jede einzeln, lässt ihnen Geschenke bieten, droht ihnen, alles umsonst. Da befiehlt er, die Töchter zu foltern, was in seiner Abwesenheit der Priester Heliodor besorgt. Fides wird gepeitscht, Spes gespannt und mit siedendem Blei bespritzt, mit Klauen ihr „Leib, Wangen, Brüst' und Hand“ zerrissen, dann wird sie aber mit Wasser gelabt und abgebunden, dafür Charitas ans Kreuz geknüpft, ihr „Brust, Arme, Füß' und Seiten mit Pfriemen“ durchbohrt, Salz auf ihre Wunden gestreut, die Wunden mit Essig gewaschen. Die Töchter bleiben standhaft, so dass Hadrian sie in den Kerker werfen lässt. Aber diese Standhaftigkeit imponiert dem Kaiser, überdies hat er sich in Sophia verliebt und möchte sie retten, wenn sie ihm angehören will. Das führt er in einem strophisch gegliederten Monolog aus. Hier ist also das Motiv des Gryphius, dass ein Chach Abbas die Katharina

verfolgt, weil sie seine Liebe verschmäht, weitergebildet; die Liebe stellt sich erst später ein, nachdem die Verfolgung schon begonnen hat, wir stehen einer inneren Entwicklung gegenüber. Palladia, Hadrians bisherige Geliebte, ist eifersüchtig und sucht Hadrian gegen Sophia aufzubringen. Es gelingt ihr nicht, ja Hadrian verschmäht ihre Reize und schwärmt nur für Sophia. Diese ist an der Ceder angebunden, da erscheinen ihr die allegorischen Figuren: das Fleisch, die Welt und der Tod, und suchen sie ihrem Glauben abtrünnig zu machen; natürlich gelingt es auch ihnen nicht. Julia Sabina, die Kaiserin, redet ihr mit den „Kammer-Jungfern" Serena und Flavia gleichfalls zu; Sophia bleibt aber standhaft, und das rührt die Damen so, dass sie sich zum Christenthum bekehren. Auch dies ist ein neuer Zug im schlesischen Drama, psychologisch richtig, wenn auch allzurasch durchgeführt. Nun kommt Hadrian als Schäfer verkleidet, um seine „Chloris", wie er Sophia nennt, zur Liebe zu bewegen. Sie bleibt bei ihrer Ablehnung, auch nachdem er den Mummenschanz ausgezogen hat; da will sie Hadrian überwältigen, aber ein Donnerschlag betäubt ihn, so dass er die Seinen zuhilfe ruft, die darin christliche Zauberei sehen. Man bringt die drei Töchter, vor deren Augen man die entblößte Mutter blutig peitscht. Alle bleiben Christo getreu, da verurtheilt Hadrian die älteste Tochter Fides zum Scheiterhaufen, die jüngeren Spes und Charitas zum Tod durchs Beil. Singend gehen die Kinder in den Tod und werden von Sophia in ihrer Standhaftigkeit bestärkt. Sophia bringt man in den Kerker, während Irene, eine Christin, die drei Leichen „höchstlamentirlich" in einem Liede besingt. Zur eingekerkerten Sophia kommen als Pilger verkleidet Alexander, Julia Sabina, Serena und Flavia, um sie zu trösten und im Glauben zu bestärken. Hadrian aber mit seinen Anhängern verspottet Sophia durch eine weit ausgedehnte Ironie, auch dies etwas Neues im schlesischen Drama. Er behauptet sogar:

Mein Engel muß,
Eh' ich auf seinem Mund empfange Gruß und Kuß,
Zuvor mit Speis' und Tranck die zarten Glieder laben.

Als „Todtenmahlzeit" werden ihr im inneren Schauplatz „die drey Köpfe der Kinder mit drey Gläsern Blut" gezeigt. Da aber zum „Pancquet" ein wohlgezierter Tanz gehört, lässt er vor ihr ein „höchsttrauriges Ballet" von zwei Todten aufführen, die mit ihren Pfeilen die Unglückliche bedrohen. Doch Sophia wird durch den „blassen Todten-Reyen" nicht im mindesten erschreckt, dafür erscheinen in den Wolken die Geister ihrer Töchter und trösten sie, dann aber erlöst sie der persönlich auftretende Tod von ihren Leiden zur größten Überraschung der Römer. Diese wollen die Leichen den Hunden vorwerfen, aber der gerührte Hadrian befiehlt, alle vier zur Erde zu bestatten.

Sehr stark opernhaft sind in dieser Tragödie die Verkleidungen: als Schäfer naht der verliebte Hadrian der gefesselten Sophia, als

Pilger kommen die Christen in den Kerker zu Sophia. Auch die Liebe wird opernmäßig eingeführt. Hadrian hat eine Frau, eine Geliebte und verliebt sich von neuem in Sophia, wodurch Palladia von Eifersucht erfüllt wird. Hadrian steht also zwischen drei Frauen. Schon in der „Mariamne“ hatte Hallmann, aber nur nebenbei, das opernmäßige Motiv angeschlagen, dass Tyridates die Mariamne platonisch liebt, auch sie sich ihm unschuldig zuneigt, während Salome, trotzdem sie an Josephus verheiratet ist, leidenschaftliche Liebe zu Tyridates fasst, von ihm verschmäht wird und deshalb voll Eifersucht Mariamne verfolgt. Es ist also bei Hallmann auch ein Übergang zur vertieften psychologischen Motivierung der dramatischen Personen zu bemerken. Ganz opernmäßig ist das Eingreifen allegorischer Figuren in die Handlung; das Fleisch, die Welt, der Tod, der Teufel sind redende Gestalten, ja der Tod kommt in zwiefacher Form vor, das einemal als der drohende, mit dem Teufel verbundene, das anderemal als der erlösende, von Gott gesandte. Opernmäßig ist das eingelegte Ballet, das man geradezu grotesk nennen muss, da zwei Todte es tanzen, um Sophia zu erschrecken.

Als opernmäßig muss aber auch die Gestaltung der Rede bezeichnet werden. In seinen früheren Dramen fällt jener Reichthum an Bildern und rhetorischen Mitteln auf, den wir aus dem schlesischen Drama kennen und als Schwulst brandmarken. Erich Schmidt hat einzelnes zusammengestellt. Immerhin ist Hallmann besser als Lohenstein, freilich oft auch nüchterner. Besonders drollig macht sich im Munde dramatischer Personen die Übersetzung von: positum sed non concessum, z. B. im Theodoricus II 2 „Gesetzt, nicht zugelassen“ oder III 3 „Gesetzt doch nicht enträumt“ (so noch oft); drollig spricht der Geist des Kaisers Augustus das entweihte Rom an:

> Ach! Ach! Ach!
> Wie schlimm steht deine Sach'!
> August hat dich vermehret,
> Augustulus versehret!

Und auch sonst begegnen die Reime auf: Ach. Platte, niedrige Wendungen, Schimpfwörter zumal, werden gebraucht; so heißt es in der Mariamne (III, V. 137): „Dieß sind nur faule Fische“. oder Mariamne sagt ebenda (V. 234): „seht wie der Wüttrich saufft Unschuldig Blut hinein!“ Ein Lieblingswort Hallmanns ist „schmeißen“. Herodes sagt (IV 245) von Mariamne: „du Bestie!“, besonders die Geister bedienen sich gemeiner Schimpfwörter, so Mariamne (V, V. 777 ff.): „du Crocodil“, „du Tygerthier“, Aristobulus (V, V. 793): „du giffťger Erdenwurm“, Hyrcanus (V, V. 821 ff.): „Hund“, „Bube“, Josephus (V, V. 835): „Ergrimmter Leopard, du Scheu-Saal dieser Erden ... du Hund“. Concetti hat schon Erich Schmidt herausgegriffen, aber das Komischeste übersehen; der Zwölfrichter Schammäus versteigt sich zu der Be-

hauptung: „daß Mariamnens Mund unreine Milch gesogen Aus Tyridatens Brust!“ (V, V. 79). In der Sophia treffen wir ähnliches: „Wer christlich ... lebt, ist ärger als ein Schwein“ (S. 31), „Hohlt die zwey Bestien“ (S. 35), „peitscht die Bestie“ (S. 54); daneben Concetti besonders in der Schäferscene zwischen Hadrian und Sophia, die man vollständig hierhersetzen müsste: „Die Wollusts-Nessel kan die Keuschheit nicht verbrennen“, „Der Keuschheits-Lilge schad't kein gifft'ger Schlangen-Hauch“ usw. Dabei immer mehr die Neigung, verschiedene Personen dasselbe Motiv aussprechen zu lassen und die Reden anaphorisch zu gestalten. Auf diese Weise können Duette, Terzette, Quartette, ja ganze Chöre entstehen; z. B. I 2:

Sophia. Wie lange wird dann nun diß Wetter uns versehren!
Alexander. Wie lange wird denn nun die Tyranney bestehn!
Sophia. Wie lange wird diß Schwert uns durch die Seele gehn!

und so weiter durch mehrere Verse. Oder I 4:

Sophia. Der darff sich schämen nicht, der Christum wil bekennen!
Fides. Der darff sich schämen nicht, der nach dem Himmel schaut!
Spes. Der darff sich schämen nicht, dem JEsus sich vertraut!
Charitas. Der darff sich schämen nicht, der Gott und Engel liebet!

Wenn Sophia und ihre Töchter sprechen, wiederholen sich solche Quartette. Noch weiter aber geht diese Manier (III 1):

Hadrian.	Welch Licht ertheilt dir denn die wahre Glaubens Ruh?
Heliodor.	„ „ „ „ „ „ „ „ Sonne?
Epictet.	„ „ „ „ „ „ „ „ Wonne?
Antoninus.	„ „ „ „ „ des Glaubens reiner Glantz?
Svetonius.	„ „ „ „ „ „ „ Sieges-Krantz?
Julianus.	„ „ „ „ „ die wahre Glaubens-Kertze?
Septitius.	„ „ „ „ „ ein solch erleuchtet Hertze?
Palladia.	„ „ „ „ „ das rechte Glaubens-Pfand?
Honorius.	„ „ „ „ „ des Glaubens Diamant?

Man darf wohl annehmen, dass dergleichen wirklich im Chorus gesprochen wurde, uns wenigstens erscheint eine solche Versreihe als Nacheinander unerträglich.

Noch weiter ist Hallmann mit dem Opernmäßigen in seiner „Catharina“ (1684 gedruckt) gegangen. Dieses im Jahre 1536 zu London spielende Stück (es währt vom Morgen bis Mitternacht, und zwar spielen die einzelnen Acte, wie der Dichter angibt: I. Morgen, II. Mittag, III. Abend, IV. Nacht, V. Mitternacht) ist fast nur die Skizze eines Dramas, von einer Kürze, die ziemlich allein steht: die fünf Acte füllen nur 42 Octavseiten. Was noch mehr auffällt: der Alexandriner verschwindet fast vollständig, um wechselnden Maßen auch innerhalb des Dialogs platzzumachen; es ist ein Sieg des Opern- über den Tragödienstil. Und Hallmann nennt es geradezu: „ein musicalisches Trauer-Spiel“.

Ein prophetischer Traum quält Catharina von England; vergebens sucht ihr Töchterchen Maria sie zu trösten. Der auftretende König Heinrich VIII. kündigt seiner Gemahlin kurz und bündig die Scheidung an, indem er die Verschwägerung als Grund angibt, während Catharina den eigentlichen Anlass, die Liebe zu

Anna Bolena, kennt. Vergebens ist ihr Klagen, Essex spendet dem König Beifall, es müsse nun Anna gewonnen werden, was am besten gelänge, wenn Heinrich sich mit ihrem Vater Thomas Bolenus auseinandersetzte. Heinrich thut es kurz, Bolenus stimmt sofort zu und wird Graf von Wilschire. Augenblicklich folgt eine galante Liebesscene zwischen Heinrich und Anna. Ähnlich wie in Gryphs Carolus Stuardus beschließen der päpstliche Nuntius und der kaiserliche Gesandte, sich Catharinas anzunehmen, und werden in dieser Absicht vom Bischof Rochester und Thomas Morus bestärkt. Auch die als Fischerin verkleidet auftretende Catharina sucht sie zur Rettung zu bewegen; in einem strophischen Liede beklagt sie ihr Geschick und macht dann ein Attentat auf Anna Bolena, indem sie sie mit einem Dolche zu durchbohren sucht; dafür beruft sich Hallmann auf ein Ereignis seiner Zeit. Das Attentat missglückt, Henricus und Essex kommen dazu und lassen Catharina in ihr Zimmer sperren. Dem schlafenden König erscheint sein Bruder Artur, Catharinas erster Gemahl, als Geist und bedroht ihn, dann verschwindet er unter Donner und Blitz. Heinrich ruft die Seinen zuhilfe und lässt seine Gemahlin Anna Bolena kommen, damit sie ihn durch ihre Liebkosungen erquicke; das geschieht. Hallmann wiederholt also im wesentlichen die Scenenreihe der Mariamne. Die Intervention des Nuntius, der Gesandten und der beiden Engländer zu Gunsten Catharinas bleibt nicht nur fruchtlos, sondern Heinrich befiehlt, seine zwei Unterthanen, den Bischof von Rochester und Thomas Morus, mit dem Beile zu tödten, was sofort auf der Bühne vollzogen wird. Wieder klagt Catharina in einer Arie, da melden ihr die eben Getödteten die Hinrichtung, was die Königin zu einer neuen Klagearie veranlasst. Ihre Tochter, ihre Frauen trösten sie; der Nuntius und der Gesandte theilen ihr das Vergebliche ihres Einschreitens mit, worüber Catharina in Ohnmacht fällt. Sie kommt wieder zu sich, verabschiedet sich und stirbt, von den Ihren beklagt. Anna Bolena ist „höchst-vergnügt", dass sie des Königs Herz besiegt hat, aber erst nach Katharinas Tod wird sie ruhig leben. Ihr Vater verkündigt ihr diesen Tod und es wird beschlossen, dass Anna den König zur Unterdrückung der Katholiken bewege. Sie versucht es durch die Komödie einer Ohnmacht; dem schwankenden Heinrich erscheint der Geist Catharinas und prophezeit ihm sein weiteres Geschick, das in zwölf lebenden Bildern dargestellt wird. Heinrich sieht seine Sträflichkeit ein und erkennt, dass er die todte Catharina stets lieben werde.

Wir erhalten also nur das Gerippe eines Trauerspiels; alles wird nur angedeutet und rast in Eile an uns vorüber. Die lyrischen Maße verstärken noch diesen Eindruck, ja Hallmann füllt die Lücken zwischen den einzelnen Scenen durch Instrumentalmusik aus. Im ganzen haben wir kaum mehr ein Drama, sondern einen Operntext. Wieder die Verkleidung als Motiv. Neu ist die Ohnmacht als Agens der Handlung. Sehr stark werden die lebenden Bilder verwertet, so wird z. B. die Thatsache, dass Heinrich die Anna Bolena

heiratet, nur im Reyen nach der ersten Abhandlung durch „stille Vorstellungen im inneren Schauplatz“ dargestellt: 1. Trauung, 2. Hochzeitspanquet, 3. Anna Bolenas Krönung, 4. Das Beilager („Seht wie deß großen Heinrichs Brust Ruht auf Bolenas Marmel-Bühnen“), darauf ein Ballet von 24 Cupidions. Sehr auffallend ist das Attentat der Catharina. Sie bettelt als Fischerin die Anna an, wird abgewiesen, da beklagt sie den Wechsel der Herrscherinnen, indem sie Catharinas (also ihre eigene) Großmuth preist! Die wildgewordene Bolena ruft: „Schweig, Bestie, von diesem Wurm! Erwecke nicht in meinem Herzen Sturm! (Sie stösset mit einem Fusse nach der Catharina).“ Nun wird diese zornig:

> Du schnöde Buhlerin, die Dorn und Disteln kröhnen,
> Du Seuche Albions, solst Catharinen höhnen,
> Die Hocherleuchte Frau? (Catharina stösset mit einem Dolch nach der Bolena.)

Wenn hierauf Heinrich die arme Catharina: „Du Molch“ schimpft, ist nur der Reim auf „Dolch“ daran schuld, den Hallmann auch sonst verwertet. Wieder steht ein Mann zwischen zwei Frauen; aber Catharina ist nicht mehr bloß das Opfer, das sich fügt, sie wird activ.

Nicht so kurz wie die Catharina ist Antiochus und Stratonica, das auch erst 1684 datierte Drama. Ihm gebürt besondere Würdigung, da es sich durch einige nicht gewöhnliche Züge vom schlesischen Drama unterscheidet. Hallmann hat es „Trauer-Freuden-Spiel“ genannt, weil ein tragischer Conflict mit glücklichem Ausgang dargestellt ist; wir haben also ein Schauspiel nach unserer modernen Terminologie vor uns und werden dadurch schon zur weiteren Entwicklung des Dramas geführt. Aber noch mehr: eigentlich handelt es sich schon um ein psychologisches Drama. Der Stoff widerstrebt freilich der dramatischen Bearbeitung, es ist die Sage vom kranken Königssohn, der sich in seine Stiefmutter verliebt und dadurch gerettet wird, dass ihm sein Vater die Frau abtritt (vgl. F. Kuntze, „Zur Geschichte vom kranken Königssohne“, Grenzboten 49, S. 227—238). Hallmanns Quelle ist Lucas Assarinis Stratonica, wie der Dichter selbst bemerkt.

Eine Umkehrung des Phädramotivs, auf das Hallmann wiederholt anspielt, begegnet in dieser Liebe des Stiefsohnes zur Stiefmutter; aber Seleucus Nicanor, der König von Syrien, ist kein Philipp von Spanien und dem Carlos-Antiochus steht kein Marquis Posa zur Seite. Antiochus sucht seine Liebe dadurch zu betäuben, dass er auf die Jagd geht und sich in der Waldeinsamkeit vergräbt. Aber seine Leidenschaft zu Stratonica wächst immer mehr, so dass er in eine schwere Gemüthskrankheit verfällt, der die vier königlichen Leibärzte rathlos gegenüberstehen. Endlich fragt Seleucus auf den Rath des Priesters Terpander das Orakel, das ihn auf den Arzt Erasistratus verweist. Dieser wird gebracht, beobachtet den Patienten, erkennt am Benehmen des Antiochus, wenn

er Stratonica sieht, am wechselnden Puls u. dgl., den Grund der Krankheit und sucht nun in einem Monolog, wie Nathan der Weise, nach einem Mittel, um Seleucus, den Vater, mit der Sachlage bekannt zu machen, ohne Seleucus, den König und Gatten, aufzubringen. Er gibt also vor, der Prinz sei nicht zu retten, da er Polybia, seine, des Erasistratus, Gemahlin liebe; da er sie nicht erlangen könne, müsse er sterben. Seleucus meint, Erasistratus möge dem Prinzen die Gattin doch abtreten, worauf Erasistratus schlau erwidert, ob Seleucus das thun würde, wenn es sich um Stratonica handelte. Seleucus wäre glücklich, hätte sich Antiochus in Stratonica verliebt, denn er würde sie ihm zu seiner Rettung sofort überlassen. Da gesteht der Arzt die Wahrheit, und Seleucus verzichtet auf Stratonica. Antiochus fällt in Ohnmacht, da ihm die glückliche Wendung verkündigt wird, dann aber heiratet er Stratonica, die auch ihn schon lange geliebt hat.

Dieser eben erzählte Stoff füllt nur die beiden ersten und den letzten Act, überdies die erste Scene des dritten; für fünf Acte reichte er nicht aus, und Hallmann wagte noch nicht, ein dreiactiges Drama zu schreiben. Er erfand zur Ausfüllung der fehlenden zwei „Abhandlungen" eine Zwischenfabel, die auch für die sonst beliebten Ingredienzien des schlesischen Dramas sorgt.

Am Krankenbette des Antiochus sind die vier Leibärzte versammelt und gerathen über die Art der Krankheit und die anzuwendenden Mittel in einen Streit, der bald seinen theoretischen Charakter verliert und in eine persönliche Zänkerei ausartet: also ein entschieden komisches Motiv, dem später ein ähnlicher, nur glatt verlaufender Streit zwischen den sechs königlichen Reichsräthen, den Juristen, zur Parallele dient. Hallmann aber benutzt dieses komische Motiv zur tragischen Wendung. Seleucus verweist nämlich dem Leibarzt Hermogenes sein Benehmen so scharf, dass sich dieser für tödtlich beleidigt hält und auf Rache sinnt. Von Clitarchus, einem Vetter und Nebenbuhler des Königs, der in Stratonica vor ihrer Ehe verliebt war und von ihrem Vater, dem macedonischen König Demetrius, Hoffnung erhalten hatte, und von Climenes aufgestachelt, der in die von Seleucus getödtete Sophonisbe verliebt war, lässt sich Hermogenes zu einer Verschwörung verleiten. Es wird beschlossen, dem König Gift zu reichen. Das geschieht. Während vor dem kranken Antiochus ein Mohrenballet aufgeführt wird, packt den Seleucus als Folge der Vergiftung plötzlicher Wahnsinn; er beginnt zu rasen:

> Sa! sa! sa! sa! sa! sa! Was wolt ihr schwartze Raben,
> Ihr garst'gen Teufel doch in unserm Himmel haben?
> Geh Minos! Pluto geh! geht in den Höllen Pful!

Die verschiedenen Stadien werden von den Anwesenden beschrieben: „grüner Jäscht auf Mund und Lippen", „Angstschweiß", „grimme Glut im Antlitz" usw. Endlich erwacht Seleucus mit dem bekannten: „Wo sind wir?" aus der schweren Ohnmacht; er ist gerettet. Hermogenes überfallen auf der Straße drei Vermummte,

darunter Climenes, und erstechen ihn vor dem Hause des Priesters Terpander. Hermogenes hat noch so viel Kraft, alles zu gestehen, Clitarchus zu verrathen und den König um Verzeihung bitten zu lassen, dann erst stirbt er. Clitarchus wird gefangen gesetzt und über ihn Gericht gehalten. Stratonica bittet für ihn, denn Euripia, die Tochter der verwitweten Fürstin Arsinda von Damaskus, ist in ihn verliebt. Er selbst fleht um Verzeihung und gibt Climenes als den eigentlichen Verbrecher an; er wird begnadigt: nach drei Jahren der Verbannung soll er Euripia heiraten. Der verhaftete Climenes bleibt verstockt, trotzdem ihm der Geist des Hermogenes (höchst merkwürdigerweise in Begleitung von sechs schweigenden Geistern) im Kerker unter Drohungen erscheint. Vergebens wird er „aufgezogen", werden ihm Daumenschrauben angelegt, er bleibt verstockt; erst als ihm die Seiten „aufgeritzt" werden, gesteht er und gibt sich als Alcestes, den Sohn der Lycophronia, zu erkennen. Diese war Stratonicas Amme und Pflegemutter. Aus besonderer Gnade wird dem Climenes das Haupt abgeschlagen, sein Körper bestattet. Jetzt erst erinnert sich Seleucus wieder seines kranken Sohnes.

Diese Zwischenhandlung ist weder geschickt erfunden, noch irgendwie mit der Haupthandlung wirklich verzahnt. Sie verwertet außer den Motiven des schlesischen Kunstdramas, der Folter, Hinrichtung usw. besonders viel Opernmäßiges, das übrigens auch im递Haupttheile nicht fehlt. Das Stück wird mit einem Jagdzug eröffnet, Jagdhörner ertönen; Antiochus zieht sich in die Einsamkeit des Waldes zurück und entschläft unter einem Baum, worauf „eine liebliche Music von Violen di Gamba und Flöten" bis zum Auftreten des Hofmeisters Antipater erklingt; dieser sucht seinem Zögling Vernunft einzureden, aber Jagdfanfaren machen dem Gespräch ein Ende. Später wandelt Stratonica als Schäferin gekleidet mit einem Lämmchen im Garten, wird von ihrer Amme Lycophronia vor der Liebe zu Antiochus gewarnt, hat eine Unterredung mit diesem, der sich ebenso wie sie verstellt. Er erbittet sich das Lämmchen zum Geschenk, und da er seinen Dank durch Handküsse ausdrücken will, entläuft ihm Stratonica, und er muss glauben, sie beleidigt zu haben. Da sucht er sich durch Absingen eines Liebesliedchens zu befreien, während seine Pagen Karten spielen. Zum Schluss fällt er in Ohnmacht und die schwere Krankheit. Opernmäßig ist das Mohrenballet, das mit einem Lied eingeleitet wird, darauf Seleucus' Wahnsinn und seine Ohnmacht. Bei dem Opfer vor dem Waldtempel, das an Lohensteins Art erinnert, singt Terpander, der Priester, wieder ein Lied; während Erasistratus den Kranken untersucht, wird „auffs lieblichste musiciret", was auch während des neuerlichen Ohnmachtsanfalles nach der glücklichen Lösung geschieht. Den Schlussreyen beleben wieder lebende Bilder auf dem inneren Schauplatz: Erasistratus erhält 60.000 Ducaten von Seleucus, während ihn Antiochus umarmt; Stratonica und Antiochus werden von Terpander vermählt; Seleucus

übergibt dem Antiochus Krone und Scepter; die Syrer schwören dem Antiochus als neuem Herrscher; Antiochus und Stratonica „küssen einander stehende“; Antiochus und Stratonica schlafen neben einander mit verschränkten Armen auf einem Purpurbette, während sechs Hofdamen und Cupidines Blumen auf die Schlafenden streuen. Ziemlich genau werden wir an die ähnlichen Bilder der Catharina erinnert.

Wenn also auch Antiochus und Stratonica im ganzen nicht befriedigt, hat das Drama doch als Schauspiel, durch seine Verwertung eines rein psychologischen Motivs und durch Benützung des komischen Elements Bedeutung in der Geschichte des deutschen Dramas. Auch Hallmanns zwei Übersetzungen aus dem Italienischen sind nicht ohne Interesse. Das Freudenspiel „Adelheide“ könnte geradezu aus einer Oper stammen, wie sie damals vor allem in Wien beliebt waren (vgl. meine Ausführungen „Wiener Operntexte aus dem 17. Jahrhundert“, Neue Freie Presse 1881, Nr. 5933). Es sind ausschließlich Liebesintriguen, Verkleidungen und Verkennungen, romantische Abenteuer, fabelhafte Befreiungen, scenische Effecte, die zum Aufputze des mageren historischen Stoffes dienen.

Adelheide ist die Witwe des Königs Lothar und wird von Berengarius für seinen Sohn Adalbertus begehrt. Sie weist diese Bewerbung zurück und wird deshalb in einen festen Thurm, der im Benacus steht, geworfen. Inzwischen ist ihr Bewerber, Kaiser Otto, als Fischer verkleidet in Mailand erschienen und bekommt seinen Nebenbuhler, den ihm Berengars „kurtzweiliger Hoffdiener“ Lindo zeigt, nur von rückwärts zu sehen, so dass er ihn später nicht erkennt und sich nur seine Kleidung einprägt. Gisilla, die Tochter des Fürsten Hanno von Canossa, die in Adalbert verliebt ist, bietet mit ihrer alten Hofdame Delma, die wie sie als Jahrmarktshändlerin verkleidet ist, Waren aus und will Adelheide finden — Lindo theilt ihr die Gefangensetzung mit. Nun will Adalbert auf einem Kahn zum Thurm der Adelheide rudern, diese stürzt sich von der Zinne in den See, Adalbertus stürzt ihr nach, legt aber vorerst seinen Purpurmantel und die Krone ab. Otto als Fischer rettet Adelheide, hält sie aber für Adalbert und zieht ihr, der Ohnmächtigen, zu späterer Erkennung einen Ring vom Finger. Die erwachende Adelheide findet den als Schäfer verkleideten Fürsten Hanno, ihren Oheim, den sie nicht erkennt; sie wird in die nahe Hütte des wirklichen Schäfers Armondus gebracht. Gisilla will sich tödten, woran sie Delma hindert, und rettet durch das Vorgeben, die Soldaten rückten an, Adalbert, der als Bauer verkleidet in die Hände von Straßenräubern gefallen ist. Dafür verspricht er ihr in doppelsinnigen Worten Liebe. Adelheide, als Schäfer verkleidet, versteckt sich, um den Verfolgungen zu entgehen, in einem Bergwerk, wo sie aber von den Bergleuten mit Liebe verfolgt wird und sich nur mit Mühe rettet. Otto belauscht das Liebesgespräch der ihm unbekannten Adalberts und Gisillas und verwundet durch einen Pfeilschuss Adelheide, weil er sie für Adalbert hält. Die

Verwundete findet Adalbert und nimmt sie in die Arme; das belauscht Gisilla und holt Lindo mit den Soldaten, der Adelheide gefangen nimmt. Damit sind wir noch nicht einmal in der Mitte des zweiten Actes. Das Weitere wird durch ähnliche Abenteuer ausgefüllt, die wiederzuerzählen nicht die Mühe lohnt. Endlich werden Adelheide und Otto zusammen eingesperrt; sie soll vergiftet werden, aber Otto schlägt dem Lindo die Schale mit Gift aus den Händen. Adelheide wird frei, durch ein Missverständnis auch Otto. Seine Truppen rücken heran; er siegt, verzeiht Berengar und Adalbert, und vermählt sich mit Adelheide, während Adalbertus die Gisilla heiratet.

Der Stoff, dessen sich, wie erwähnt, auch die Haupt- und Staatsaction bemächtigt hat, bietet eigentlich nur den Anlass zu einer Unmasse von thörichten Opernerfindungen. Gesänge, scenische Effecte sind zahlreich eingelegt. Das Ganze wird auf drei Acte vertheilt! Wichtig sind die Figuren des Lindo und der Delma, sie sind nämlich ganz komisch gedacht. Lindos Rolle spielt in der Haupt- und Staatsaction der — Hanswurst. Delma ist die komische Alte, die sich immer von den Männern verfolgt glaubt und ununterbrochen versichert,

daß niemals von meinen Rosenwangen
Die Blum der Jungferschafft ein Buhler hat empfangen!

Da zeigt sich also wieder der Übergang zum volksthümlichen, komisch ausgezierten Drama, wenn auch noch nicht zum Schluss Lindo der Gatte Delmas wird.

Den gleichfalls nach dem Italienischen bearbeiteten Heraclius nennt Hallmann selbst schon ein „Schauspiel“ und verfasst die drei, freilich langen Acte in Prosa mit Gesangseinlagen! Das war jedesfalls etwas ganz Neues und Ungewöhnliches; wir können dies auch daraus entnehmen, dass sich Ziegler bewogen fand, als Schluss seiner „Asiatischen Banise“ den tapferen Heraclius in Alexandriner umzugießen und so dem feinen Geschmack mundgerecht zu machen (wie es scheint erst in den Ausgaben seit 1728). Man darf nicht annehmen, dass Ziegler auch aus dem Italienischen übersetzt habe, wie Hallmann; selbst ein flüchtiger Vergleich hätte vor dem Zweifel bewahren müssen, dass Ziegler einfach Hallmanns Prosa in Verse einrenkte, die Verse Hallmanns aber unverändert, höchstens mit Druckfehlern versehen einfach herübernahm. Überdies stimmt Ziegler auch in jenen Auszierungen mit Hallmann, die dieser als seine Erfindungen bezeichnet. Der Inhalt dieses Stückes ist:

Phocas ist Tyrann in Constantinopel geworden, nachdem er den Kaiser Mauritius gefangen genommen hat; er triumphiert über Mauritius, das empört Heraclius so, dass er dagegen Einsprache erhebt, wofür er getödtet werden soll. Sein Vetter und Freund Priscus gibt ihn, um ihn zu retten, für eine verkleidete Princessin aus; sogleich verliebt sich Phocas in Heraclius, der in Theodosia, die Tochter des Marcianus, verliebt ist. Theodosia will

sich tödten, da sie den Geliebten für gefallen hält, wird aber vom Vertrauten des Phocas, Emilianus, zurückgehalten und zur Frau des Phocas bestimmt. Sie gibt scheinbar nach. Die Tochter des Kaisers Mauritius, Honoria, kämpft als Soldat, ihr Diener Idreno sucht sie zur Flucht zu bestimmen. Unter den Todten des Schlachtfeldes finden sie den persischen Prinzen Siroë, in den Honoria verliebt ist, und laben den Verwundeten. Heraclius ist nun als Frau gekleidet im Gemache des Phocas, wohin auch Theodosia gebracht wird; aus dem Versteck heraus belauscht er sie, sieht, wie Phocas als Jupiter gekleidet sich zu ihr aus der Luft herablässt und wird von Eifersucht gequält, da er sie für untreu halten muss. Er stürzt vor, Phocas aber glaubt, dass sich Heraclius (er ist ja als Weib gekleidet) zurückgesetzt fühle, und versucht, alle beide Frauen zu versöhnen, schickt sie in die kaiserlichen Zimmer. Die alte Amme der Theodosia, Aspasia, empfiehlt sich dem Phocas auch gleich zur Liebe („Ich will mich... bey ihm einlieben, und zeigen, dass ich auch weisse und zarte Schenkel habe: Vielleicht, weil er alle begehret, wird er auch mich begehren!") Phocas fühlt sich ganz als verfluchter Kerl, dem alle Frauen gehören. Inzwischen führt Honoria ihren Siroë mit Hilfe des Idreno zu einem Hirtenhäuschen, das Arconte, ein Unterthan von Siroës Vater Cosroes, bewohnt; er hasst aber den Cosroes und will den Siroë verderben. — Theodosia und Heraclius begegnen sich wieder in einer unterirdischen Grotte, Heraclius bleibt verstockt, weil er an Theodosias Treue nicht glauben kann. Phocas macht beiden den Hof, aber Emilianus meldet, dass sich Ägypten für den Mauritius erhoben hätte. Es bleibt also nichts übrig, als den in einem Thurme mitten im Meer versperrten Kaiser aus dem Wege zu schaffen. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, soll der Thurm angezündet werden. Das soll dann als ein Unglück, ein Zufall wirken. Aber Mauritius entzieht sich durch einen Sprung ins Meer dem drohenden Verderben. Arconte will den Siroë tödten, besinnt sich jedoch rechtzeitig, wirft den Dolch weg und beschließt, treu zu bleiben. Er soll die als Schäferin verkleidete Honoria und Siroë zur Burg des persischen Königs führen, da kommt Phocas auf der Bärenjagd zur Hütte, verliebt sich sofort in Honoria, die Arconte für seine Tochter ausgibt, und lässt sie auch in seine königlichen Zimmer bringen. Arconte folgt mit Siroë und Idreno, die er für seine Söhne erklärt, Honoria nach. Heraclius findet als Amazone auf der Jagd bei einem heftigen Gewitter den Kaiser Mauritius, der ihm das kaiserliche Siegel gibt und stirbt. Phocas ist nun nicht bloß Sieger auf dem Schlachtfelde, er fühlt sich auch als Sieger in der Liebe. Honoria, als Prinzessin gekleidet, wird ihm zugeführt und soll in den Garten gebracht werden. Die Missverständnisse zwischen dem Liebespaar Heraclius und Theodosia haben sich endlich aufgeklärt, was aber Emilianus vernimmt und im Interesse des Phocas benutzen will: die Beiden sollen sterben. Phocas erwartet im Lustgarten die Liebe und — schlummert ein.

Da erscheint ihm der Geist des Mauritius; erwachend will Phocas den Geist durchstechen, der aber verschwindet. Im selben Augenblicke kommt Honoria, die Phocas mit seiner Liebe verfolgt, indem er z. B. sagt: „Umb meinen Seuffzern Friede zu schencken, will ich Deine schneeweisse und zärteste Schoß durch andere Stiche [als Degenstiche] verwunden!" Sie weist ihn zurück, da will er sie überwältigen, aber Emilian tritt auf und sie entflieht. Emilianus meldet, was wir über Heraclius und Theodosia schon wissen, Phocas fürchtet sich nicht. Theodosia in Waffen und Rüstung erwartet ihren Bruder Constantius, der Phocas überfallen will. Arconte mit seinen angeblichen Söhnen Siroë und Idreno soll auf Phocas' Wunsch Honoria bestimmen, dass sie ihm Liebe schenke, sonst muss sie mit ihren vermeinlichen Brüdern sterben. Honoria aber beschließt, den Phocas zu tödten, wenn er sie liebend besucht. Heraclius als Frau wird in das Bad des Constantinus gebracht, um den Phocas zu empfangen. Phocas verlangt Liebe: „Ich verlange hertzlich . . . itzo auf ihrer schneeweissen Schoß mich zu erquicken!" Heraclius beginnt sich auszukleiden, aber unter den Frauenkleidern trägt er die Rüstung, hält dem Phocas den Mund zu, so dass er nicht schreien kann, durchsticht ihn und wirft ihn ins Wasser. Inzwischen ist Constantius eingedrungen. Theodosia überwältigt den Emilianus und fällt ihrem Heraclius in die Arme. Auch Honoria und Siroë werden noch ein Paar.

Merkwürdig ist die Scene I 7: Honoria als Krieger auf dem Schlachtfelde wird von ihrem getreuen Idreno zur Flucht aufgefordert; sie will sich umziehen, das heißt in einer neuen Verkleidung den Feinden entgehen. Da schlägt ihr Idreno vor, das Gewand eines todten Mohren anzuziehen, der auf dem Schlachtfeld unter den anderen Soldaten liegt. Wie er ihn entkleiden will, seufzt der Mohr: „Honoria! Honoria!" und kommt allmählich zu sich, hält aber Honoria für einen Kriegshelden und bittet sie, falls sie noch einmal die Honoria sehe, ihr zu melden, dass ihr getreuester Liebhaber Siroë „aus blosser Liebe zu ihr in der Schlacht seinen Geist aufgegeben" habe. Dann fällt er in Ohnmacht und wird gelabt. Wie ihm Idreno mit Wasser die Stirn wäscht, wird er „aus einem Mohren weiß", und plötzlich erkennt Honoria in dem weißgewaschenen Mohren ihren Siroë. Das ist doch unzweifelhaft ein komisches Motiv; wir entdecken den Übergang zum Burlesken.

Aber auch der ganze Stoff zeigt diese Neigung. Der Tyrann ist eigentlich auch schon zur komischen Figur geworden; zwar nennt ihn Hallmann in der Vorrede ein „verfluchtes und lasterhaftes Monstrum", aber sein Venusdienst, sein hastiges Sichverlieben, seine tollen Verhältnisse, bei denen er doch genarrt wird, sind nicht mehr ernst zu nennen. Die Tragödie sehen wir auf dem Weg in die Posse oder Burleske, den sie bei den fahrenden Comödianten gegangen ist. Da Hallmann die Adelheide und den Heraclius nicht bloß übersetzt, sondern „ausgezieret", „durch art-

liche Erfindungen“ und „sinnreiche Verwirrungen“ vermehrt hat, rückt er durch sie in eine Reihe mit den Dichtern der Haupt- und Staats-Actionen, gegen die er sich so stolz aussprach, und berührt sich mit ihnen in wesentlichen Punkten.

Viel schwächer als seine übrigen Dramen sind Hallmanns Schäferspiele. Das erste „Urania“ (1667), fast ganz in Alexandrinern mit Gesangseinlagen abgefasst, hat gar keine einheitliche Handlung. Urania, eine Schäferin, ist die Gattin des Jägers Silvano, der trotz ihrem warnenden Traum mit seinen Jägern auszieht, um einen gewaltigen Eber zu fällen. In Urania ist Infortunio verliebt, sucht sie aber vergebens zu gewinnen, sie stößt ihn trotz seiner Theorie der Untreue zurück. Da wendet er sich (vgl. Gryphius) an den zauberischen Kuppler Laomiso um Hilfe. Dieser schlägt ihm alle möglichen Mittel vor, die uns interessante Einblicke in den Aberglauben der Zeit gestatten, endlich gibt er ihm ein Mittel, durch das Infortunio das Äußere Silvanos erlangen soll, um Urania zu bethören. Wirklich hält ihn Urania für ihren von der Jagd heimkehrenden Gatten, und schon will er sie küssen, da erscheint der wirkliche Silvano, so dass Infortunio entfliehen muss. Silvano hatte Unglück auf der Jagd; der Eber hat drei Jäger schwer verwundet und mehrere Hunde getödtet, bevor er gefällt werden konnte. Urania heilt die Jäger. — Ihre Freundin Amanda verliebt sich rasend in den keuschen Schäfer Hierander, läuft ihm nach, quält ihn mit Liebesanträgen, die er immer zurückweist. Infortunio hat eine Schwester, Chlorinde, die in Silvanos Freund Rivaldo unglücklich verliebt ist, sich aber bescheidet und überwindet. Infortunio und Amande werden wahnsinnig, was er in „Sa! Sa! Sa! Sa! Sa!“ sie in „He! He! He! He! He!“ und anderem Unsinn äußert, so dass die „zwey Elysischen Viehhirten“ Corydon und Melibæus, die merkwürdigerweise schlesischen Dialect sprechen, ganz ängstlich werden. Urania heilt die Wahnsinnigen dadurch, dass sie auf ihre Wahnvorstellungen eingeht; sie sehen ihr Unrecht ein und bekehren sich zur himmlischen Liebe. Urania aber umzieht eine Wolke, sie wird zur Tugend in den Himmel versetzt. Es kam dem Dichter, wie er sagt, in seiner freien Erfindung nur darauf an, „eine Treue und Sinnreiche, eine Verzweiffelnde, eine Närrische und eine bescheidene Liebe“ vorzustellen: Urania, Infortunio, Amande und Chlorinde. Es ist wohl sein schwächstes Stück.

In mancher Beziehung der Urania ähnlich ist das Schäferspiel „Adonis und Rosibella“ (1673) zur Vermählung des Kaisers Leopold mit Claudia Felicitas gedichtet. Wie Amande in Hierander ist Rosibella in Adonis verliebt, der aber auch nichts von ihr wissen will. Wie Infortunio an den Kuppler Laomiso wendet sich Rosibella an die Kupplerin Pandora, um Adonis zu erlangen. Pandora räth zu einem verwegenen Mittel: Rosibella möge als Geist verkleidet Adonis zur Liebe bewegen, gelinge es nicht, dann möge sie einen Schlaftrunk nehmen, der sie scheinbar tödten würde;

das Weitere wolle dann Pandora besorgen. Dieses Motiv aus Romeo und Julia begegnet auch bei Gryphius und Lohenstein.

Adonis zieht mit seinem Freunde Hierophilo und dessen Vertrauter Olinde zum Opfer der Diana, da tritt ihm Rosibella als Geist entgegen. Er hat sich aber, von der persönlich erscheinenden Venus bewogen, in Gedanken schon Rosibella zugeneigt und will nur ihre Standhaftigkeit prüfen. Sie missversteht ihn und nimmt den Schlaftrunk. Deshalb wird sie für todt gehalten und soll begraben werden, aber die als Pilger verkleidete Pandora räth, die Todte der Diana als Brandopfer darzubringen. Man geht darauf ein. Schon sind die Hölzer entzündet, da erwacht Rosibella und alles wird zum guten Schluss gebracht. Neben dieser ziemlich flüchtig behandelten Haupthandlung laufen noch eine Menge anderer Motive einher. Rosibellas Vater Silvander ist Jäger und zieht mit seinem Gefolge auf die Jagd. Rosibella will ihn wegen eines prophetischen Traumes zurückhalten, es gelingt ihr aber nicht, so dass sie klagt und einschläft. Diese Scenenfolge findet sich ganz ebenso in der Urania; auch geht die Prophezeiung in gewissem Sinne in Erfüllung. Zwei Schäferinnen, Aretine und Galathæa, gerathen mit zwei Schäfern, Daphnis und Corydon, über die Frage in Streit, ob das weibliche oder das männliche Geschlecht größere Liebessehnsucht erfülle; sie wenden sich an Cupido um Entscheidung, und dieser gibt den Schäfern recht: das Weib ist mehr auf Liebe versessen. Dann baden die beiden Schäferinnen (auf der Bühne!) und werden von den Schäfern belauscht, die nun in heißer Liebe zu ihnen entbrennen und abgewiesen werden. Hierophilo will mit Adonis und Olinde der Diana ein Opfer darbringen und fragt durch seinen „kurtzweiligen Diener" Scaramuza beim Priester Benedicto um die Stunde der Festlichkeit an. Scaramuz fällt zwei Straßenräubern in die Hände, prügelt sie aber mit einem Baumstamm durch und jagt sie in die Flucht, eine Heldenthat, die wir nicht nur auf der Bühne mit ansehen, sondern noch dreimal erzählt bekommen! — Das Opfer vor Dianens Altar wird ausführlich dargestellt, vgl. Lohenstein. — Silvander hat einen Hirten, Tityrus, der im schlesischen Dialecte spricht (vgl. Urania und Gryphius) und mit Scaramuz komisch verwertet ist. Eine Unmasse lebender Bilder auf dem inneren Schauplatz dienen zur Illustrierung der gesprochenen Rede, Ballete aller Art kommen vor, Cupido, Venus spielen Rollen im Stück, nicht in dem allegorischen Reyen, und sehr stark wird das Erotische verwertet, wobei wir an Hoffmann von Hoffmannswaldau und Lohenstein denken. Wie weit man in einem Stück zu Ehren des Kaiserpaares gehen durfte, mögen ein paar Andeutungen zeigen: Rosibella zeigt dem Adonis ihre Brüste, um ihn zur Liebe zu bewegen; dasselbe thut in einem lebenden Bilde Dido vor Äneas; dieses Mittel der Entblößung begegnet am stärksten im Drama Lohensteins. In den lebenden Bildern werden erotische Scenen bevorzugt, z. B. Sextus Tarquinius und Lucretia, die er „zur unziemlichen Wollust zwingen will"; Caracalla, der die Vestalin

Clodia ihrer Ehre berauben will; Agrippina, die mit ihrem Sohne Nero in einer Grotte badet. Alles das im Stücke selbst, die Reyen sind vielleicht noch stärker. Eine wichtige Scene bildet das Baden der beiden Schäferinnen, die zu spät ihre „Schäffer-Kittel“ überwerfen, von den Schäfern aber schon nackt gesehen worden sind.

Höchst bedeutsam ist der Scaramuz, der als komische Figur eingeführt ist und an einer Stelle (IV 5), wo er mit Tityrus das Grab der Rosibella herstellen soll, sogar die Erlaubnis zu Lazzis mit diesem erhält. Hier geht also Hallmann noch einen Schritt weiter zum volksthümlichen Drama, indem er geradezu improvisierte komische Action, Stegreifscenen, gestattet.

Dass Hallmann den „Adone“ Marinos, das Vorbild der Schlesier kannte, dürfte man ohne weiteres vermuthen, aber er citiert ihn noch ausdrücklich in den Anmerkungen zur Sophia, nennt Marino „die Sonne der Italienischen Poeten“ und den „Adone“: zuckersüß; er übersetzt eine Stelle daraus.

Hallmanns Erscheinung als Dramatiker lässt sich am besten aus dem Streben erklären, möglichst Alles auf die Bühne zu bringen und dem Zuschauer vorzuführen; auch nicht das Geringste für den Verlauf des Stückes Wichtige verlegt er hinter die Scene. Wenn es im „Antiochus“ (V 1) heißt: „Suchet den Arzt Erastistratum!“ so wird in der nächsten Scene (V 2) der Befehl ausgeführt, trotzdem es recht unnöthig und Scenenwechsel damit verbunden ist; V 3 kommt dann der Arzt an den Hof. Oder wenn im Theodoricus der Arzt Elpidius zur Tafel geladen werden soll, so braucht Hallmann eine eigene Scene dafür. In der Sophia erhält Septitius den Befehl, sich zu überzeugen, ob Sophia mit ihren Töchtern wirklich zum Christenthum übergetreten sei, wenn ja, sie vorzuführen; es würde genügen, nur das Resultat auf die Bühne zu bringen, aber Hallmann schenkt uns das Erscheinen des Septitius bei Sophia nicht. Oder ein anderes Beispiel. Im Theodoricus (III 6) übergibt Symmachus dem treuen Flavius seinen Brief an Theodoricus mit dem Auftrage, ihn der Amalosuntha zu überreichen, damit sie ihn dem Könige einhändige; IV 1 erscheint Flavius im Vorsaale der Prinzessin und bittet ihr Frauenzimmer, ihn vorzulassen, IV 2 gelingt es ihm, sich des Auftrages zu entledigen, IV 3 befördert die Prinzessin durch ihren Sohn den Brief weiter. Diese Proben genügen; sie ließen sich außerordentlich häufen, beweisen aber alle nur, dass Hallmann aus den Fesseln des schlesischen Kunstdramas mit seinen vielen Reden bei geringem äußeren Geschehen herausstrebt und die Fülle von Handlung, wie sie Oper und Volksdrama boten, zu erreichen sucht. Er ist ein Verbindungsglied zwischen dem Buchdrama und der Bühne, hat also nicht vergebens durch Comödienspielen seinen Unterhalt erworben. Jedesfalls bildet er einen wichtigen Factor in der Entwicklung des deutschen Theaters.

Lemberg, im Mai 1899. Richard Maria Werner.

Plutarchs Quelle für die Capitel 18—27 der Caesarvita.

Die Frage, welche Quellen Plutarch in den Capiteln 18—27 der Vita Caesaris, die den gallischen Krieg behandeln, benützt hat, ist verschieden beantwortet worden. Nach H. Peter,[1]) dem hierin auch E. Kornemann[2]) beipflichtet, stammt das ganze von Plutarch in diesen Capiteln verwendete Material aus den Historiae des Asinius Pollio, während O. Keller[3]) vermuthet, dass Caesars Commentare über den gallischen Krieg die directe Quelle Plutarchs gewesen sind. Endlich sind in neuerer Zeit zwei weitere Hypothesen aufgetaucht, die eine von G. Thouret[4]) nimmt ein Werk des C. Oppius als Quelle an, die andere von P. Otto[5]) tritt dafür ein, dass für diese Capitel ausschließlich Strabo benützt worden ist. Gegen Peters Ansicht, dass Asinius Pollio die Quelle sei, hat bereits Thouret ausführlich geschrieben, während Peter selbst die Annahme einer Benützung der Commentare Caesars schon widerlegt hatte, ehe sie Keller wieder aufnahm. Gegen Thourets Oppius-Hypothese hat sich Otto, gegen des letzteren Annahme, dass Strabo die Quelle sei, Kornemann ausgesprochen. Gegen jede dieser Hypothesen ist demnach etwas eingewendet worden, als ganz unhaltbar hat sich aber bisher nur die von Keller erwiesen. So dürfte es nicht überflüssig sein, durch Vorführung einiger bisher unbeachteter Argumente zu zeigen, dass auch die anderen ausgesprochenen Hypothesen höchst unwahrscheinlich sind, und dass zunächst nur ein negatives Resultat in dieser Quellenfrage zu erreichen ist.

I. Vergleicht man die gallischen Commentare Caesars mit den Capiteln 18—27 von Plutarchs vita, so ergibt sich, dass sie in einzelnen Fällen zusammenstimmen,[6]) in anderen voneinander ab-

---

[1]) Die Quellen Plutarchs in den Biographien der Römer. Neu bearbeitet. Halle 1865.

[2]) Die historische Schriftstellerei des C. Asinius Pollio usw. Leipzig 1896.

[3]) Hat Plutarch zur Abfassung der Biographie Caesars Schriften von Caesar benutzt? (Programm) Saalfeld 1873.

[4]) De Cicerone, Asinio Pollione, C. Oppio rerum Caesarianarum scriptoribus. Leipziger Studien zur class. Philol. I. Bd., II. Heft 1878.

[5]) Quaestiones Strabonianae. Leipziger Stud. XI. Supplementb. 1889.

[6]) Soweit sich Nachrichten bei Plutarch und bei Caesar gemeinsam finden, stammen sie auch aus Caesar. Das zeigen solche Übereinstimmungen, die nur durch Entlehnen erklärlich sind, z. B. c. XIX *διακοσίοις ... σταδίοις* und I 41, 5 milibus passuum quattuor et viginti; c. XIX *ἐπὶ σταδίους τετρακοσίους ἄχρι τοῦ Ῥήνου* und I 53, 1 ad flumen Rhenum milia passuum .. quinque (vielleicht ist Plutarchs *τετρακοσίους* statt *τετταράκοντα* ein ihm oder seiner Quelle zur Last zu legender Fehler; wenigstens bieten alle Handschriften des bellum Gallicum quinque, nicht quinquaginta. Das letztere hat freilich Orosius VI 7, 10, der sonst ausschließlich Caesar folgt; es ist daher immerhin möglich, dass bei Caesar quinquaginta herzustellen wäre); c. XX *τὴν τρίτην ἁπάσης τῆς*

weichen, und endlich in einzelnen Fällen auch, dass Plutarch etwas berichtet, wovon die Commentare nichts erwähnen.[1]) Die Abweichungen stammen von der Flüchtigkeit, mit der Plutarch oder seine directe Quelle Caesar benützt haben, oder sind das Product ausmalender Phantasie, wobei sich nicht mit Sicherheit sagen lässt, wer die Schuld an diesen Discrepanzen trägt. Eine andere Art von Abweichungen, die eine andere Auffassung verrathen als die bei Caesar vorliegende, stammt hingegen sicher aus einer von Plutarch benützten Mittelquelle. Was die erste Art von Abweichungen betrifft, so lassen sich auf Fehler und Versehen Discrepanzen zurückführen, wie Plut. c. XIX *ποταμὸν .. σελήνην* von Caes. I 50, 4—5; Plut. c. XX *ἅπαντας ἀπέκτειναν τοὺς ταξιάρχους* und Caes. II 25, 1 omnibus fere centurionibus aut vulneratis aut occisis; Plut. c. XX *πεντεκόσιοι γὰρ ἀπὸ μυριάδων ἕξ σωθῆναι λέγονται, βουλευταὶ δὲ τρεῖς ἀπὸ τετρακοσίων* und Caes. II 28, 2 ex sexcentis ad tres senatores, ex hominum milibus LX vix ad quingentos ... sese redactos esse;[2]) Plut. c. XXII *καὶ τοὺς ... γέφυραν* und Caes. IV 17; Plut. c. XIX *μήτε κρείττοσι ... στρατηγός* und Caes. I 40, 5; Plut. c. XIX *τὰ δὲ ἄλλα ... ἡγεμόνας* und Caes. I 41, 3; Plut. c. XXIV *κἀκεῖνος ἐξαπατῶν ὑπέφευγεν ἀεὶ ... ἔχοντα* und Caes. V 6—7; Plut. c. XXV *καὶ τοῦ χειμῶνος ... νεωτερισμοῖς* und Caes. V 53, 5 sqq.; Plut. c. XX *αὐτὸς ... κατέβη* und Caes. I 54, 3; Plut. c. XXI *περὶ Πάδον* und Caes. III 7, 1 in Illyricum.

Die andere Art der Discrepanzen zwischen Plutarch und Caesar sticht von den genannten wesentlich ab und ist auf Rech-

---

Κελτικῆς νεμομένους und II 1, 1 tertiam esse Galliae partem. Selbst eine Abweichung wie c. XIX *κρείττοσι ... στρατηγός* und Caes. I 12, 5 und 7 spricht dafür. Endlich stimmt auch Appian, dessen Quelle für den gallischen Krieg zweifellos dieselbe ist wie die Plutarchs, selbst in mehreren von Plutarch nicht erwähnten Dingen mit Caesar, so: *οἱ Τιγύριοι .. ἐξεπεπόμφεσαν* (p. 46) und Caes. I 12, 5 und 7; *ἦσαν δὲ .. ἀπόγονοι* (p. 47) und Caes. II 29, wo bei Caesar freilich statt der Nervier die Aduatucer genannt sind; doch lässt sich diese Abweichung beseitigen, wenn man mit E. Hannak, Appian und seine Quellen (Wien 1869), S. 126, im nächsten Satze *ἐκράτησε δὲ καὶ Ἀδουατικῶν ὁ Καῖσαρ* statt des überlieferten *Ἀλλοβρίγων* liest und dann bei diesen zwei Sätzen die Stelle wechselt. Ferner stimmen *καὶ τούτων .. μάλιστα* (p. 53) und Caes. I 8, 1 ff.; App. fr. 15 und Caes. I 14, 6 (siehe Thouret 353); *ἐπέρασε ... Βρεττανίδα* (fr. 1, 5) und Caes. V 8, 2. Dagegen beweisen einzelne Übereinstimmungen in der Form bei Plut. c. XXII und Caes. IV 12—16, auf die Thouret Gewicht gelegt hat, nicht viel, da Plutarch hier ja ausdrücklich die Commentare Caesars citiert. Nebenbei bemerkt, finden sich außer der einen von Thouret S. 354 erwähnten Übereinstimmung (vgl. auch Otto S. 285) noch folgende zwei erwähnenswerte: Plut. *οὓς κατασχὼν ἐπαγάγοι τοῖς βαρβάροις τὸ στράτευμα* und Caes. IV 13, 2 .. illos retineri iussit, ipse omnes copias eduxit; ferner *εὐήθειαν ἡγούμενος* und Caes. IV 13, 2: summae dementiae esse indicabat.

[1]) Bloß O. Keller hat dieses Verhältnis zwischen Plutarch und Caesar näher behandelt, aber seine Analyse ist nicht genügend sorgfältig.

[2]) Vgl. Livius perioch. CIV.

nung von Plutarchs Quelle zu setzen. So besiegt nach Plutarch (c. XVIII) Labienus die Tiguriner, während Caesar I 12 berichtet, dass er sie selbst geschlagen hat. Die Übereinstimmung Plutarchs mit Appian (p. 46 u. 53) beweist aber, dass nicht ein Versehen vorliegt, sondern die gemeinsame Quelle der beiden so berichtete. Caesar nennt I 12 die Tiguriner einen Stamm der Helvetier, Plutarch (XVIII) und Appian (frg. 15 und 1, 3) bezeichnen die Helvetier und Tiguriner als zwei verschiedene Völker. Die Zahl der bewaffneten Helvetier betrug nach Plutarch (XVIII) und Appian (frg. 1, 3) 190.000, nach Caesar I 29, 2 nur 92.000, die Zahl der Gallier in Alesia wird von Plutarch (XXVII) auf 170.000, von Caesar VII 71, 3 und 77, 8 auf 80.000 angegeben. Endlich berichten in der Schilderung der Belgerschlacht Plutarch (XX) und Appian (frg. 1, 4), dass die Römer über die Leichen geschritten seien, während Caesar II 10, 2—3 dasselbe von den Belgern erzählt.

Weisen schon diese Abweichungen bei Plutarch und Appian auf eine von Caesar verschiedene Quelle, so lassen sich noch mehrere Fälle anführen, in denen Plutarch Dinge berichtet, die den Commentaren Caesars völlig unbekannt sind, so die Anekdote vom Schwerte in c. XXVI, die Nachricht, dass in der Helvetierschlacht auch die Frauen und Kinder der Feinde mitgekämpft haben (XVIII), die Art, wie der Sieg vor Alesia geschildert wird und die Übergabe des Vercingetorix (XXVII), die Zahl der Gefallenen im Heere Ariovists (XIX und Appian fr. 1, 3), das Citat aus Tanusius über den Antrag Catos gegen Caesar (XXII und App. fr. 18), die Beschreibung der Kriegsvorbereitungen und des Winters (XXV) und die Nachricht über die Art, wie Vercingetorix sein Heer theilte (XXVI).[1])

Überblickt man diese Abweichungen, so sind die der ersten Art lediglich Versehen Plutarchs und können daher für die Quellenuntersuchung beiseite gelassen werden. Die sachlichen Abweichungen der zweiten Art aber, sowie die den Commentaren Caesars unbekannten Nachrichten Plutarchs entscheiden die Frage, ob die Historien des Asinius Pollio die directe Quelle Plutarchs gewesen sein können. Das Urtheil des Asinius Pollio über Caesars gallischen Krieg ist bekannt: „.. parum diligenter parumque integra veritate compositos ..., cum Caesar pleraque et quae per alios erant gesta temere crediderit, et quae per se vel consulto vel etiam memoria lapsus perperam crediderit“ (Suet. Div. Iul. 56). Wenn also Asinius Pollio den gallischen Krieg erzählt hat, so müssten wir in seiner Darstellung Correcturen und Verbesserungen zu

[1]) Die Übereinstimmung von Plutarch und Appian beweist für diese dieselbe Quelle. Plutarchs directe Quelle hatte, wie die Abweichungen lehren, außer Caesars Commentaren noch andere Schriften benützt (vgl. auch P. Otto, S. 288).

Caesars Commentaren erwarten. Die Abweichungen Plutarchs von Caesar sind aber nichts weniger als Verbesserungen, zum Theil sogar das Gegentheil. Es ist z. B. unmöglich, dass Plutarch und Appian das Richtige mittheilen, wenn sie die Tiguriner durch Labienus besiegt werden lassen; Caesar kann an dieser Stelle, wo er sich selbst den Sieg zuschreibt, nichts Falsches berichtet haben.[1]) Man müsste also annehmen, wenn man diese Nachricht auf Asinius Pollio zurückführen wollte, dass dieser gegenüber dem vorliegenden Berichte Caesars einen Fehler in der Erzählung begangen habe. So möglich dies an sich ist, so wenig wahrscheinlich ist es anzunehmen, dass Asinius Pollio den deutlichen Bericht Caesars missverstanden habe. Ebensowenig ist es eine Verbesserung Caesars, wenn Plutarch und Appian sagen, dass die Helvetier und Tiguriner zwei verschiedene Völker waren. Wenn ferner Plutarch und Caesar die Zahl der Helvetier verschieden angeben, so hat Caesar gewiss das Richtige, weil er seine Nachricht aus einer authentischen Quelle, den im Lager der Feinde gefundenen Tafeln, geschöpft hat, und weil er diese Quelle, wie der detaillierte Bericht beweist, genau wiedergibt. Von Asinius Pollio wissen wir, dass er ein solider Historiker und strenger Kritiker war. Einem solchen dürfen wir die bei Plutarch stehenden Fehler nicht zur Last legen. Er konnte nicht glauben, dass 190.000 bewaffnete Helvetier vorhanden waren, wenn, wie Plutarch berichtet, sich die Zahl aller ausgewanderten Helvetier sammt Weibern und Kindern auf 300.000 belaufen hat. Ist uns doch auch bekannt, dass Asinius Pollio in seinen Zahlenangaben nicht übertrieb. So gab er die Zahl der bei Pharsalus gefallenen Pompejaner auf 6000 an, während andere berichteten, dass 25.000 gefallen seien.[2]) So kann also auch die übertriebene Angabe, dass die Zahl der Belagerten in Alesia 170.000 betragen habe, nicht von ihm herrühren, wenn Caesar selbst ihre Zahl auf nur 80.000 angibt.[3]) Ebensowenig entspricht das, was Plutarch (c. XXVII) über Caesars Siege vor Alesia erzählt, dem Charakter des Asinius Pollio. Wenn endlich bei Plutarch ein directes grammatisches Missverständnis von Caesar II 10, 2—3 vorliegt, wie oben erwähnt wurde, so ist ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass Asinius Pollio dieses Missverständnis sich zuschulden kommen ließ,[4]) aber irgendein wahrscheinlicher Grund liegt dafür nicht vor. Man ist also berechtigt, die Hypothese

---

[1]) Hannak a. a. O. S. 121 meint, es liege ein Fehler Plutarchs vor, entstanden durch Confundierung von Caes. I 12 und 21. Aber das ist unwahrscheinlich, da die beiden Capitel in keiner Verbindung stehen und die deutliche Erzählung Caesars misszuverstehen unmöglich scheint.

[2]) App. civ. II 82; vgl. Plut. Caes. XLVI und Pomp. LXXII. Siehe auch Wölfflin, C. Asinius Pollio de bello Africo, Sitzungsber. d. kgl. bayr. Akad., Philos. philol. Classe 1889, S. 340 f.

[3]) Siehe auch G. Thouret, S. 351, Anm. 4, und S. 352.

[4]) Siehe auch E. Kornemann, S. 574.

abzulehnen, als ob Asinius Pollio die directe Quelle der fraglichen Capitel in Plutarchs Caesar war.

II. Gegenüber diesem negativen Ergebnisse hat es keinen Wert, die nicht beweisenden Gründe anzuführen, die für Asinius Pollio als Quelle Plutarchs vorgebracht worden sind. Ebenso könnten wir uns zur Widerlegung der Annahme Thourets, dass die Quelle Plutarchs C. Oppius sei, auf die Gründe beschränken, die Otto (S. 287 ff.) vorgebracht hat; doch lässt sich hier noch einiges hinzufügen. Plutarch sagt in der vita Pompei c. 10 von Oppius, dass man ihm, wenn er von Caesars Freunden oder Feinden spricht, nur mit größter Vorsicht folgen dürfe. Wenn also demnach Oppius ein leidenschaftlicher Parteigänger Caesars war, und ihn Plutarch benützt hat, so müsste irgendeine Stelle in der Caesarvita den Caesarianer verrathen.[1] Thouret meint sogar, dass das wirklich der Fall sei (neque ullum alium fontem adhibuisse nisi suum amorem erga Caesarem, S. 352); aber es unterliegt vielmehr keinem Zweifel, dass Plutarch den gallischen Krieg ganz objectiv erzählt. Die wenigen Ausdrücke von Sympathie und Lob für Caesar (*καλῷ δὲ κτλ.* XVIII; *νίκημα λαμπρότερον κτλ.* XXI; *πίστεως πάσης θέαμα κρεῖττον κτλ.* XXII; *νυνὶ δὲ κτλ.* XXVI; *διὰ πολλὰ κτλ.* XXVI) beweisen nichts, dagegen finden sich zwei Stellen, die sogar nichts weniger als Liebe aussprechen, beide im Cap. XXI: *οὐ γὰρ μόνον οἱ τὰς ἀρχὰς παραγγέλλοντες ἐκείνῳ χρώμενοι χορηγῷ καὶ τοῖς παρ' ἐκείνου χρήμασι διαφθείροντες τὸν δῆμον ἀνηγορεύοντο καὶ πᾶν ἔπραττον ὃ τὴν ἐκείνου δύναμιν αὔξειν ἔμελλεν* ... und ... *Καίσαρι δὲ χρήματα καὶ πενταετίαν ἄλλην ἐπιμετρηθῆναι τῆς στρατηγίας, ὃ καὶ παραλογώτατον ἐφαίνετο τοῖς νοῦν ἔχουσιν. Οἱ γὰρ τοσαῦτα χρήματα παρὰ Καίσαρος λαμβάνοντες ὡς οὐκ ἔχοντι διδόναι τὴν βουλὴν ἔπειθον, μᾶλλον δὲ ἠνάγκαζον ἐπιστένουσαν* ... Ferner konnte ein Anhänger Caesars unmöglich den Fehler begehen, den Labienus als Besieger der Tiguriner zu bezeichnen, da es bei Caesar ausdrücklich zu lesen steht, dass er selbst diesen Sieg erfochten hat. Ebenso konnte ein Parteigänger Caesars keinen Anlass haben, die obenerwähnte Stelle aus Tanusius zu citieren. Thouret hat zwar den Ausweg gesucht, in der Herbeiziehung dieses Citats eine Ironie zu sehen, aber schon Otto hat das für unglaublich erklärt. Dazu kommt, dass auch Appian das Citat bringt und zwar sicher ohne jede Ironie. Wollte man endlich glauben, dass die übertriebenen Zahlenangaben, die den von Caesar selbst angegebenen widersprechen, von einem seiner Anhänger zur Verherrlichung des Feldherrn erfunden worden sind,

[1]) E. Kornemann (S. 571, Anm. 68) meint, dieses Urtheil Plutarchs über Oppius beweise, dass er nicht seine Quelle war. Man könnte dazu bemerken, dass Plutarch so scharf nur über die Fälle urtheilt, wo Oppius von persönlichen Freunden und Feinden Cäsars spricht, also nicht über seine Geschichte der gallischen Vorgänge.

so bliebe die Frage offen, warum das nur zweimal geschehen ist, und nicht alle Zahlenangaben, soweit dies zum Ruhm Caesars dienlich schien, erhöht worden sind. Auch der Fehler, die Helvetier und Tiguriner für zwei Völker zu halten, und das Missverstehen des Caesartextes, wornach in der Belgerschlacht die Römer und nicht die Belger die Leichen überschritten hätten, sind dem Oppius nicht zuzutrauen.

III. Die Gründe, die für die Annahme vorgebracht wurden, dass Strabo die Quelle Plutarchs sei, hat E. Kornemann widerlegt (S. 556—570). Aber es lässt sich sogar direct eine Instanz dagegen anführen. Wo nämlich Plutarch und Strabo dieselben Dinge berichten, weichen sie, mit Ausnahme des Berichtes vom zweimaligen Zuge nach Britannien und der Erwähnung mehrerer Schlachten mit den Britanniern (Strabo IV 5, 3), stets voneinander ab. Plutarch und seine Quelle halten die Helvetier und Tiguriner für zwei verschiedene Völker, Strabo die Tiguriner für einen Theil der Helvetier (VII 2, 2 *τοὺς Ἑλουηττίους ἐπαρθῆναι, μάλιστα δ᾽ αὐτῶν Τιγυρηνούς*). Plutarch meldet, dass es im ganzen 300.000 Helvetier gegeben habe, von denen mehr als 100.000 in die Heimat zurückgekehrt wären, nach Strabo sind 400.000 ausgewandert und nur 8000 zurückgekehrt (IV 3, 3). Das Heer des Vercingetorix bestand nach Plutarch XXVII aus 300.000, bezw. 470.000 Mann, nach Strabo IV 2, 3 aber aus 400.000 Mann.[1] Endlich war nach Plutarch Britannien ein so armes Land, dass Caesar dort nichts fand, was mitzunehmen wert gewesen wäre, nach Strabo kehren die Römer mit großer Beute beladen von dort zurück.[2])

So bleibt also zwar das sichere Ergebnis bestehen, dass Plutarch dieselbe Quelle wie Appian für die Darstellung des gallischen Krieges benützt hat, und diese neben Caesars Commentarien auch andere Nachrichten aufgenommen hat, dass aber diese Quelle vorläufig nicht zu benennen ist.

Belgrad. Dr. N. Vulić.

---

[1]) Strabo IV 2, 3 *τότε μὲν μυριάσιν εἴκοσι, πάλιν δὲ διπλασίαις. τοσαύταις γὰρ πρὸς Καίσαρα τὸν θεὸν διηγωνίσαντο μετὰ Οὐερκιγγετόριγος.*

[2]) Strabo IV 5, 3 *καὶ τῆς ἄλλης λείας πλῆθος.*

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Antike Lyrik in modernem Gewande. Von Emil Ermatinger und Rudolf Hunziger. Frauenfeld, J. Hubers Verlag 1898.

Wer nicht ohne Mitgefühl sieht, wie die beiden Verff. so viel Emsigkeit und Mühe daran gewandt haben, diese lyrischen Producte herauszudrechseln, wird es geduldig hinnehmen, dass ihm wieder einmal von dem „selbständigen Werte" der „Nachbildung" gepredigt wird (Anhang: Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen). „Wenn der poetisch gewaltige Inhalt rein und elementar auf unsere Zeitgenossen wirken soll, wenn sie das Gefühl erhalten sollen, ein Originalwerk und keine Übersetzung vor sich zu haben, dann muss der Übersetzer die poetischen Gedanken, den poetischen Inhalt der alten Dichtung im Geiste der Gegenwart neu empfinden." Gut: man empfinde nur einmal Sapphos Liebe zu ihren jungen Freundinnen, Alkaios kriegerische Stimmung in Fragen der inneren Politik, die tiefe Religiosität der altclassischen Lyriker im Geiste der Gegenwart neu! Kann man das? Und wenn man den Inhalt dieser Empfindungen modernisiert und in deren sprachlichem Ausdruck nach derselben Einfachheit trachtet, wie sie bei jenen Dichtern begegnet, wird dann nicht der Eindruck ein überaus matter sein? Was müssen die modernen Lyriker thun, um zu wirken? Da die Gefühle, welche sie empfinden (oder zu empfinden vorgeben), dieselben sind, die seit Urzeiten die Menschenbrust bewegt haben und in zahllosen Gedichten zum Ausdruck gebracht sind, so muss die sprachliche Form herhalten, die denn auch an Gesuchtheit und Künstelei nichts zu wünschen übrig lässt. Man nehme doch eine Nummer der seit August 1898 in Wien erscheinenden „Poetischen Flugblätter. Auslese zeitgenössischer Dichtungen" zur Hand, um sich davon recht gründlich zu überzeugen. — Eine Übersetzung, die sich mit der bescheidenen Rolle begnügt, ein Behelf zu sein, vermag gewiss Gutes zu wirken. Sie kann den poetischen Schwung des Originals wiedergeben, sie kann das, was man zum tieferen Verständnisse

einzelner Stellen nur aus gelehrten Commentaren gewinnen kann, selbst bieten. Aber die moderne Nachbildung? Wer an den Originalen auch nur genippt hat, erkennt sofort deren Unwahrheit. Wer aber die Classiker nur vom Hörensagen kennt, muss sich eben geduldig hinters Licht führen lassen. Ich bleibe also dabei, dass diese Nachbildungen nichts anderes sind als ernstgemeinte Tändeleien, ohne Wahrheit, ohne inneres Leben — *ᾄσματα κεκαλλιεπημένα ῥήμασί τε καὶ ὀνόμασιν*, für den Büchertisch bestimmt.

Wien. Hugo Jurenka.

Thukydides. Erklärt von J. Classen. I. Band. Einleitung, 1. Buch. 4. Aufl., bearbeitet von J. Steup. Mit 6 Abbildungen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1897. LXXIV u. 398 SS. Preis 4 Mk. 50 Pf. (Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, begründet von M. Haupt und H. Sauppe.)

Thucydidis historiae. Ad optimos codices denuo ab ipso collatos recensuit Dr. Carolus Hude Hauniensis. Tomus prior: libri I—IV. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1898. XVI u. 352 SS. Preis 10 Mk.

Zwanzig Jahre fast sind seit der 3. Auflage des I. Bandes von Classens Thukydides verstrichen, ehe die 4. Auflage in Steups Bearbeitung erschien. Mit schmerzlicher Ungeduld wurde schon längst diese Erneuerung erwartet, zumal da der I. Band seit langem im Buchhandel vergriffen war und man sich glücklich schätzen musste, ein antiquarisches, wie immer beschaffenes Exemplar aufzutreiben. Jetzt endlich liegt wieder die Archäologie und Pentekontaetie des Thukydides ausführlich commentiert vor im Geiste Classens, in der bewährten Ausführung Steups.

Ich habe schon wiederholt Gelegenheit gehabt, die Vorzüge der Steup'schen Bearbeitung hervorzuheben, und ich stehe nicht an zu erklären, dass St. weit besser und reicher, als es Classen selbst gethan hätte, die neuen Resultate der Forschung für die Erklärung des Thukydides verwertet hat. Wie gründlich der Commentar des 1. Buches umgearbeitet und erweitert worden ist, dafür spricht allein schon seine Vermehrung von 258 auf 325 Seiten und die des Anhanges von 32 auf 74 Seiten. Besonders hervorzuheben ist ein illustrierter Beitrag von Studniczka zu I 6, 3 über Krobylos und Tettiges, der einen Auszug aus seinem im Jahrbuch des deutschen archäologischen Institutes 1896, S. 248 ff. erschienenen Aufsatz bildet. Von Studniczka rührt auch eine kurze Notiz über die Bildnisse des Thuk. her, welche als Text zu dem neu hinzugetretenen Titelbilde, der Neapler Herme, anzusehen ist.

Das Schwergewicht des I. Bandes liegt aber in der Einleitung, deren Umgestaltung gewiss auch ein Hauptgrund war, warum sich die Vollendung dieses Bandes so lange hinausgeschoben hat. Die Arbeit war hier nicht bloß durch eine große Zahl neuer Untersuchungen über die einschlägigen Fragen erschwert, sondern

es trat auch die Schwierigkeit hinzu, in das von Classen entworfene Bild die neuen Züge möglichst unauffällig einzutragen. Der meisterhaften Geschicklichkeit und Literaturkenntnis Steups ist es gelungen, beiden Anforderungen zugleich zu genügen, und ich möchte fast sagen, dass die Pietät, mit der die Eigenart des Classen'schen Textes geschont wird, sich zu sehr geltend macht. Nur bezüglich der Entstehung der ξυγγραφή hat sich St. entschlossen, die durch die neueren Forschungen überholten Erörterungen Classens (XXXII—LII und XCV—CX) durch eine ganz neue Darstellung der Frage (XXXII—XXXVIII) zu ersetzen. Dagegen sind seine Eingriffe in diejenigen Absätze, welche über das Geburtsjahr des Thuk., sein Verhältnis zu Antiphon, die Rückberufung aus der Verbannung und die Todesumstände handeln, geringer, als man wohl wünschen möchte; und vor allem ist die ganze Auswahl und Anordnung des Stoffes dieselbe geblieben, obwohl man gerade darin bei aller Verehrung für Classen und sein Lebenswerk einschneidende Änderungen, zumal von der Hand Steups als entschiedenen Fortschritt hätte begrüßen müssen. So halte ich bei einer wissenschaftlichen Biographie des Thuk. heutzutage eine Vorbemerkung über den Charakter, das Alter und die Quellen der erhaltenen Vitae für unerlässlich. Wünschenswert wäre ein Abschnitt über die Grenzen der Objectivität und Glaubwürdigkeit des Th., ebenso einer über die Herausgabe und angebliche Überarbeitung seines Werkes (Ansätze dazu S. LXXII A. 99 und stellenweise im Anhang wie im Commentar), interessant eine Einlage über seine Chronologie und seine Quellen, wie über seine Benutzung durch spätere Schriftsteller. Ferner vermisst man selbst in einer reinen Commentar-Ausgabe ungern ein Wort über die handschriftliche Überlieferung. Auch für die Sprache des Thuk., deren ethische Seite Classen ausführlich, nach meinem Gefühl fast zu ausführlich gewürdigt hat, hätten sich viele wertvolle und aufschlussreiche Beobachtungen aus den grammatischen und lexikalischen Arbeiten unserer Zeit nachtragen lassen.

Es ist unverkennbar, dass St. mit Absicht alle diese Desiderien, die sich ihm gewiss selbst aufgedrängt haben werden, abgewiesen hat, um den Umfang des I. Bandes nicht allzusehr zu vergrößern, und um den Charakter des Classen'schen Werkes getreulich zu bewahren, wie er denn auch manche überschwengliche Wendung, manche unhaltbare Bemerkung Classens beibehalten hat. Aber bei einer nächsten Auflage des I. Bandes, die gewiss in absehbarer Zeit nothwendig werden wird, würde er sich durch eine schonungslos durchgreifende Umarbeitung der Einleitung, die dann vielleicht als selbständiger Band in die Welt treten könnte, ein fragloses Verdienst um die Thuk.-Studien erwerben. Diesen einzigen Wunsch lässt Steups ausgezeichnete Arbeit noch offen.

Wie eine Ergänzung tritt zu dem Commentar Classen-Steups die kritische Ausgabe Hudes hinzu, die einem tiefgefühlten und

dringenden Bedürfnisse der classischen Philologie abzuhelfen sich anschickt. Zum erstenmal übersieht man nun die handschriftliche Überlieferung wenigstens der ersten vier Bücher des Th. in einem sorgfältig zusammengestellten Apparat. Nachdem A. Schönes kritische Ausgabe der beiden ersten Bücher, die leider keine Fortsetzung erfuhr, einen ersten Anfang mit der exacten Verwertung der Handschriften gemacht hatte, brachte erst 1890 Hude eine Fortsetzung dieser Bestrebungen in einer Separatausgabe der Bücher VI—VIII. Da er somit für die zweite Hälfte der ξυγγραφή schon bedeutend vorgearbeitet hat, darf man hoffen, dass wir binnen kurzem in den Besitz einer den ganzen Th. umfassenden kritischen Ausgabe gelangen werden.

Die Handschriften, die Hude heranzieht, sind folgende sieben: Cisalpinus siue Italus hodie Parisinus suppl. Gr. 255 A, Vaticanus 126 B, Laurentianus plut. 69 cod. 2 C, Palatinus Heidelbergensis 252 E, Augustanus hodie Monacensis 430 F, Monacensis 228 G, Britannicus siue Londinensis mus. Brit. 11 727 M; alle diese hat er selbst durchverglichen, so dass schon durch diese neuen, hoffentlich verlässlichen Collationen die Ausgabe einen hohen Wert erhält. Dazu kommen drei Fragmente: eines im cod. Parisinus Minae suppl. Gr. 607 P (II 75—78), das neuentdeckte fragmentum Oxyrrhynchium O (IV 36 2—41 1) und das fragmentum Faiiumense W (VIII 91 3—92 6). Wenn auch H. sagt: nullus aut uetustate aut bonitate praeter ceteros ita eminet ut unus omnium quasi dux in recensendo sequendus sit, so schenkt er doch dem Laurentianus C das größte Vertrauen. Er schließt sich darin an A. Schöne an, der in Bursians Jahresbericht für die classische Alterthumswissenschaft (III 1877, 869) erklärt hat, dass einmal der Versuch gemacht werden müsse, die Recension des Th. auf C zu gründen, weil C der älteste Codex ist und den interpolierten Schlussatz nur von zweiter Hand enthält. Aber Steup hat sich in seiner Besprechung der Ausgabe Hudes (Wochenschrift für classische Philologie 1898, 561 ff.) entschieden gegen eine solche Überschätzung des C ausgesprochen, und ich kann ihm hierin nur zustimmen. Auch in der Verwertung des fragmentum Oxyrrhynchium, für dessen Wertschätzung kürzlich Steup in seinem Aufsatze „Der Thukydides-Papyrus von Oxyrrhynchos“ (Rhein. Mus. LIII 308 ff.) den Weg gewiesen hat, scheint mir H. nicht immer das Richtige getroffen zu haben; vgl. jetzt auch U. v. Wilamowitz-Möllendorff in Götting. Gel. Anz. 1898, S. 691 f.

Außer den Varianten führt H. am Fuße jeder Seite auch die Testimonia an, die mit Fleiß zusammengestellt sind, sich aber noch vermehren lassen werden. Der Text selbst könnte etwas conservativer behandelt sein. Aber ich will nicht mit einer Bemängelung schließen, um nicht den Anschein zu erwecken, als würde ich es nicht dankbar anerkennen, dass wir H. nun endlich eine gesicherte Grundlage für die Behandlung des Textes und für sprachliche

Untersuchungen verdanken, die bisher gefehlt hat. Hocherfreulich ist es auch, dass H. eine kritische Ausgabe der Vita des Markellinos vorausgeschickt hat.

Richard Reitzenstein, Geschichte der griechischen Etymologika. Ein Beitrag zur Geschichte der Philologie in Alexandria und Byzanz. Mit zwei Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner 1897. X u. 408 SS. Preis 18 Mk.

Was die Glanzzeit der griechischen Literatur an erlesenen Früchten gereift hatte, wurde im alexandrinischen Zeitalter Gegenstand der gelehrten Forschung. Aber nur ein geringer Bruchtheil dieser wissenschaftlichen Leistungen ist uns unmittelbar erhalten geblieben, das meiste ist in den Werken byzantinischer Afterweisheit versteckt; dadurch aber gewinnen auch die Reste byzantinischer Compilation ihren Wert. Leider muss man bekennen, dass für diese Ausläufer antiker Gelehrsamkeit bisher so gut wie nichts geschehen ist. Während die lateinischen Grammatiken und Wörterbücher, Nonius und Festus in gediegenen, theilweise abschließenden Ausgaben vorliegen, sind wir für die meisten der griechischen Grammatiker, für Pollux und Stephanus, Hesych und die Etymologika auf alte, unzureichende Publicationen angewiesen. Für die Etymologika wird dieses Versäumnis nun hoffentlich bald eingebracht werden, denn man darf wohl die Quellenuntersuchungen Reitzensteins über die Etymologika als Vorarbeit zu ihrer Herausgabe betrachten. In diesem Sinne muss die tief eindringende und weit ausgreifende Untersuchung freudig begrüßt werden.

R. gibt in fünf Capiteln (I. Etymol. genuinum, II. Etymol. Gudianum, III. Etymologika vor Photios, IV. Etymol. magnum, V. Symeons Etymologikon) eine gründliche Darlegung der Entwicklung dieser ganzen Literaturgattung und fügt in drei Excursen (I. Oros und seine Zeit, II. Eulogios und Choiroboskos, III. Herodian als Atticist) einschlägige Studien an. Erschwert ist die Forschung auf diesem Gebiete dadurch, dass solche Sammelwerke beständigem Wandel unterworfen waren, und dass die Excerptoren oder Compilatoren häufig eine vollständigere Fassung vor sich hatten, als sie uns erhalten ist. Durch alle diese und viele andere Schwierigkeiten bricht sich der glänzende Scharfsinn R.s Bahn und führt zu einer ganzen Reihe gesicherter Resultate. Für die Verwertung der Etymologika, die bisher gewöhnlich von dem Etymol. magnum ausgieng, wird nun ein vollständiger Umschwung eintreten, sobald nur einmal das Etymol. genuinum erschienen ist. Man muss dem Verf. Dank sagen für seine müheselige, entsagungsvolle Arbeit und ihm als dem dazu berufenen Meister Kraft und Ausdauer wünschen, um uns nun auch brauchbare Ausgaben der wichtigsten Denkmäler dieser Art zu bescheren.

Wien. E. Kalinka.

Ciceros Catilinarische Reden. Für den Schulgebrauch erklärt von Fr. Richter und A. Eberhard. 6. umgearb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1897.

Zehn Jahre sind seit dem Erscheinen der 5. Auflage verstrichen. Die mittlerweile stark angewachsene Cicero-Literatur machte es nöthig, dass Text sowie Commentar einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen wurden. Der Umfang des Buches ist in seiner neuen Auflage beträchtlich (um mehr als 20 Seiten) erweitert. Dies kam vor allem dem kritischen Anhang zugute, dessen Umfang von 8 Seiten in der 5. Auflage auf 14 enggedruckte Seiten angewachsen ist. Freilich wurden in denselben auch mancherlei Nachweise sprachlicher Art aus den Anmerkungen unter dem Texte verwiesen. Allein man darf behaupten, dass dieser kritische Anhang, der mit großer Genauigkeit über Lesearten und Conjecturen zu allen wichtigeren Stellen informiert, einen kaum entbehrlichen Behelf für diejenigen bietet, welche auf dem Gebiete der Catilinarischen Reden in textkritischer Hinsicht arbeiten wollen; denn seit dem Erscheinen der kritischen Ausgabe C. F. W. Müllers ist nun doch schon wieder ein Zeitraum von 13 Jahren verstrichen. Zu beklagen ist nur, dass Eberhards adnotatio, wohl um Raum zu sparen, in einer so wenig übersichtlichen Form dem Leser geboten wird, so dass es eine förmlich augenverwüstende Arbeit ist, sich in derselben zurechtzufinden. S. 147 gibt Eb., der selbst seinerzeit zuerst (d. h. noch vor C. F. W. Müller und Nohl) in der Handschriftenclasse $\alpha =$ a A (Laurent. u. Ambros.) die hauptsächlichste Grundlage für die Constituierung des Textes dieser Reden erkannt hatte, eine gute vergleichende Übersicht und summarische Würdigung der Handschriften-Classen. Zur ersten und im wesentlichen maßgebenden Classe zählt Eb. mit Recht den in der Harley'schen Bibliothek wieder entdeckten ehemaligen cod. Coloniensis (c). Dieser Handschrift, die früher etwas überschätzt wurde, glaubte Eb. namentlich in orthographischen Dingen folgen zu sollen, da sie in der That häufig allein die gute alte Schreibung bewahrt hat, so besonders in der Schreibung der Gerundivformen auf *undus*, statt *endus*. Die Überlieferung der so viel gelesenen Catilinarischen Reden ist bekanntlich recht schwankend. Sehr gerechtfertigt ist des Herausgebers Wunsch, es möchten die zahlreichen Anführungen einzelner Stellen bei Grammatikern und Rhetoren vollständig gesammelt und methodisch auf ihren Wert für die Textgestaltung geprüft werden. Nicht gering ist die Zahl der von E. als Interpolationen — freilich nur in der adn. cr. — bezeichneten Stellen. Ich stelle sie, auch jene, die nicht zuerst in dieser Auflage vorkommen, hier zusammen: I §. 6 [*ne commovere te contra rem p. possis*], ib. §. 25 [*neque enim tibi — voluptatem*], ib. §. 30 bezeichnet E. den ganzen Passus *hoc autem uno interfecto — malorum omnium*, also die volle Hälfte des Paragraphen als Interpolation, nämlich als Dittographie der Stelle im folgenden Para-

graph *quodsi ex tanto latrocinio iste unus tolletur* u. ff. Hier besonders scheint mir die Ausscheidung der bezüglichen Stelle als recht willkürlich, wenngleich nicht geleugnet werden soll, dass die Gedanken beider Stellen einander sehr ähneln. Aber die angebliche Interpolation trägt sonst durchaus das Gepräge echt ciceronischen Ausdrucks, und ein derartiges kritisches Zustutzen thut zweifellos dem Redner selbst Gewalt an. Ib. §. 32 [*secernant se a bonis*]. — II §. 6 [*nisi vero si quis est, qui — putet*], ib. §. 9 [*tamen*] als Glosse zu *atque idem*, ib. §. 19 *ut desperent* [*se*] *id, quod conantur* [*consequi posse*], ib. §. 20 *insunt* [*coloni*] — III §. 6 *legati* [*Allobroges*], ib. §. 9 *regnum* [*atque imperium*]. §. 18 *ut* [*omittam*] *cetera.* — IV §. 3 [*prope*] *fatalem,* §. 8 [*et omnes scelerum poenas*], §. 11 [*atque insepultos*], §. 13 *necatum esse* [*dicit*], §. 15 *dissensione* [*huius ordinis*], §. 16 [*non patriam suam, sed*], §. 19 [*habetis ducem — datur*], §. 20 *eam* [*esse*] *iudico turpem.*

Nur die allerwenigsten dieser zahlreichen Interpolationsannahmen sind meines Erachtens ausreichend begründet. Bei den meisten hat man das Gefühl, dass es auf ein Corrigieren Ciceros selber hinauslaufe, der ja gerade in diesen Reden sich in einer wortreichen Fülle und Abundanz des Ausdruckes ergeht; und es scheint mir bei Cicero überhaupt, besonders aber in diesen Reden nicht angebracht, Urtheile wie 'dieses entbehrte man gern' als Grundlage für die Auffassung einer Stelle als Interpolation zu betrachten. — Von anderen Conjecturen des Herausgebers in diesem Bändchen erwähne ich folgende: III 17 *investigata atque comprehensa* (Vulg. *inventa a. c.*), ib. §. 17 *pretio sperantem,* um die lockere, aber keineswegs unerträgliche Construction in Vulg. *pr. sperare* etwas geschlossener zu gestalten.

Mit der Sorgfalt, die sonst durchaus in der Fassung des kritischen Apparates begegnet, und die ihn gerade so instructiv gestaltet, contrastiert einigermaßen das Verhalten des Herausgebers an einer nicht uninteressanten Stelle der IV. Rede, worüber ich nicht mit Stillschweigen hinwegzugehen vermag. In Cat. IV 11 bieten die besten Handschriften *facile me atque vos a crudelitatis vituperatione populo Romano (a) — pr.* A, *p. r.* c. *β* — *atque obtinebo.* Das demnach vor *atque* in der besten Überlieferung fehlende Verbum wurde durch Conjectur verschiedentlich ergänzt: *exsolvam, exsolverim, defendam, purgabo* (so C. F. W. Müller und die meisten neueren Herausgeber). Gerade diese Stelle nun habe ich wiederholt behandelt: in diesen Blättern, in der praefatio zu meiner Ausgabe der Catilinarischen Reden und zuletzt im Programm des Nikolsburger Gymnasiums 1891, S. 8 ff. Ich habe die Vermuthung ausgesprochen, dass vielmehr in dem überlieferten *populo Romano* oder p. r., wie A. bietet, die Corruptel stecken dürfte. Über die Entstehung ähnlicher Corruptelen gibt C. F. W. Müller eine lehrreiche Zusammenstellung in der *adnotatio* critica zu *part. II,*

vol. II, p. XLI. Ich habe also den Vorschlag gemacht, es sei zu schreiben: *facile me atque vos a crudelitatis vituperatione prohibebo atque obtinebo cet.* Diese meine Vermuthung, welche ich in dem gedachten Programm nach allen Seiten zu sichern suchte, wurde auch mehrfach als beachtenswert bezeichnet. Es hätte also wohl auch Eb. dieselbe unter den Vermuthungen zur Heilung dieser schwierigen Stelle, von denen manche gewaltsamer und minder passend scheint, jedenfalls anführen sollen, wie dies andere — beispielsweise Laubmann — zu dieser Stelle thun. Aber einigermaßen erstaunt war ich, als ich in Eberhards kritischem Apparat zu der Stelle nach Anführung anderer Emendationsversuche die Bemerkung fand: 'Vielleicht ist *pr.*, *p. r.* nur der Rest des ausgefallenen Verbs', gerade als ob Eb. dies zuerst vermuthet hätte, und als ob nicht eben dies von mir an verschiedenen Stellen nicht bloß unbestimmt vermuthet, sondern auch eingehend begründet und ein von dieser Erwägung ausgehender Verbesserungsvorschlag gemacht worden wäre. Gehört auch dies zu den 'genaueren Angaben über Lesearten und Verbesserungen unter stillschweigender Berichtigung anderweitiger Angaben'?

Den Excurs, den Richter zu den Worten Cat. I, §. 1 *quid proxima, quid superiore nocte egeris* geschrieben hatte, über den Tag, an dem die erste Rede gegen Catilina gehalten wurde, erweitert Eb. durch eine gründliche, auf den neueren Erörterungen dieser Frage fußende Auseinandersetzung. Er nimmt mit Recht als den Tag der Rede den 8. November an und setzt die Verhandlung im Hause des Laeca in die Nacht vom 6. auf den 7. November. In dieser Nacht wurde der Mordanschlag gegen Cicero gefasst und sollte sofort ausgeführt werden. Aber die vorgerückte Stunde nöthigte, wie es scheint, die Verschwörer, bis zum Morgen des folgenden Tages zu warten. — Auch die den Text begleitenden erklärenden Anmerkungen haben in der neuen Auflage vielfache Bereicherung oder doch schärfere Fassung erfahren. — Alles in allem muss anerkannt werden, dass die Ausgabe in ihrer zum Theil nicht unwesentlich veränderten Gestalt noch in höherem Grade als früher geeignet ist, das Studium dieser Reden nach jeder Richtung hin zu fördern. Besonders wird sie, wie ja auch Eb. in der Voranzeige in den 'Teubner'schen Mittheilungen' bemerkt, dem Bedürfnisse junger Philologen und angehender Lehrer entgegenkommen, denen sie bei der Behandlung dieser Reden in der Schule ein kaum entbehrlicher Berather und Wegweiser sein dürfte.

Ciceros Rede für Sextus Roscius aus Ameria. Commentar, bearbeitet von K. Rossberg. Münster i. W., Aschendorff 1898.

Das früher erschienene, den Text enthaltende Bändchen wurde in diesen Blättern bereits besprochen. Der Gesammteindruck des Commentars ist ein günstiger. Das Schwergewicht wird vom Er-

klärer freilich auf das Darbieten von Übersetzungshilfen gelegt, und es kann nicht geleugnet werden, dass von diesem Hilfsmittel dem Schüler etwas reichlich geboten wird. Wenn man sich aber einmal mit diesem Standpunkte befreundet, wie er neuestens in Deutschland in den Schülercommentaren festgehalten wird, muss man zugestehen, dass R. hiebei mit feinem Verständnis zuwerke geht und bestrebt ist, diese Übersetzungshilfen in wirklich mustergiltiger Form darzubieten und auch Ton und Färbung des lateinischen Ausdrucks in tadellosem, modernem Deutsch nachzubilden. Man wird ja freilich dagegen einwenden, es werde hiemit eine Arbeit vorweggenommen, die in der Schule durch gemeinsame Thätigkeit des Lehrers und der Schüler geleistet werden soll; doch das ist eben Sache principieller Entscheidung. Hier möchten wir ein Urtheil darüber aussprechen, wie R. der Aufgabe gerecht wurde, die er sich gestellt hat; und da muss ich bekennen, dass mir R.s meist vortrefflich gelungene Verdeutschung der Worte des Redners sehr gefallen hat. Auch die oft kaum zu bewältigende Schwierigkeit, lateinische Wortspiele im Deutschen nachzubilden, weiß R. wiederholt glücklich zu lösen, so §. 80 *sectores collorum et bonorum*, 89 *derogo — adrogo,* 90 *observandi — servanda.* Nur ganz vereinzelt begegnen missglückte Übersetzungsvorschläge, so §. 26 *pertimuerat* 'eine so ungeheuere Riesenangst hatte er', §. 102 *in minimis rebus* 'selbst in den größten Bagatellsachen', was ebenso missbräuchlich gesagt ist wie etwa 'die größten Kleinigkeiten'. — Auch an treffenden sprachlichen und stilistischen Anmerkungen ist kein Mangel, so zu *primo coeperunt* §. 26, eine gute Erläuterung des Infinitivs im Ausrufe zu *ausum esse quemquam* §. 64, über Mischung von Causalität und Irrealität in dem Satze §. 86 '*cum viderent, — illud non quaererent*'. Bündig und treffend ist auch die Bemerkung über den Unterschied von *videamus, quae post mortem S. Rosci facta sunt* §. 95 von dem gleichfalls möglichen: *quae facta sint*: 'jenes setzt das Geschehene als schon bekannt, dieses als noch ganz oder theilweise unbekannt voraus'. §. 8 soll es heißen '*postulatis* Gesuch des Anklägers an den Prätor um die Erlaubnis zur Anklage, nicht an die Richter', ebenso an derselben Stelle zu *nominis receptio.* Unverständlich ist mir die Note zu *inter sicarios* §. 11, da dies ja die festgewordene juristische Bezeichnung für Meuchelmord war. §. 29 wäre mir eine Bemerkung über *aut* in der Frage (*aut unde potissimum ordiar?*) erwünscht, wo *aut* gleich unserem 'und'. — *adaugere* §. 30 und *appromittere* §. 26 sollten als singuläre, wahrscheinlich vulgäre Ausdrücke gekennzeichnet werden. §. 46 ist der coni. impf. in dem Consecutivsatze *ut — alienus esses,* der, wie R. treffend bemerkt, hier ausnahmsweise präsentische Geltung hat, sicherlich von den vorausgehenden ut-Sätzen '*ut — nascerere, ut... haberes*' beeinflusst. — §. 64 zu *servus quisquam* bemerkt R.: *quisquam* werde mit Personenbezeichnungen auch adjectivisch ver-

bunden. So wird die Regel ja auch in allen Grammatiken gelehrt. Richtig sollte es heißen, dass dies die Regel ist und in diesem Falle in guter Prosa nie *ullus* für *quisquam* gebraucht wird. — §. 100 sollte erwähnt werden, dass *hominem occidere* die technische Bezeichnung ist für 'Mordthat'. — §. 101 ist die Schreibung *intemptasse* fehlerhaft (für *intentasse*). — §. 104 lehnt R. mit Recht die von mehreren neueren Herausgebern vertretene Auffassung, dass *crederetur* ein persönliches Passiv sei, entschieden ab. — §. 127 erklärt auch R. die Verschiedenheit der Tempora in den Consecutivsätzen: *Chrysogonum haec fecisse, ut — ementiretur, ut — fingeret — diceret, ut doceri L. Sullam* *passus non sit* so, dass die wiederholten Handlungen hiedurch von der einmaligen, abschließenden Handlung geschieden werden. Aber der Coni. impf. drückt in diesem Falle durchaus keine wiederholte Handlung aus, sondern ist hier einfach die normale und nothwendige Tempusform für die relative Gleichzeitigkeit mit *fecisse*, ebenso nothwendig wie ein coni. impf. nach einem *evēnit, contigit, factum est.* usw. Der Erklärung bedürftig ist nur der coni. pf. *passus non sit.* Dieser drückt allerdings die einmalige, abschließende Handlung, vom Standpunkte der Gegenwart des Sprechenden beurtheilt, aus = dass er also es ist, der nicht geduldet hat, dass er daran schuld ist, dass Sulla nicht informiert worden ist. — §. 96 ist die Bemerkung zu *uxor liberique* 'es ist nicht ausgeschlossen, dass der alte Roscius außer dem einen noch lebenden Sohn auch eine Tochter hatte' sicher abzuweisen. Aus dem §. 42 geht hervor, dass er ursprünglich zwei Söhne hatte, deren einer früher starb. Einer noch lebenden Tochter hätte doch irgendwie einmal in der Rede gedacht werden müssen. Besser wäre es gewesen, hier anzumerken, dass *liberi* oft als rhetorischer Plural auch von einem Kinde gebraucht werde, so *de imp. Cn. Pomp.* §. 33 *eius ipsius liberos — esse sublatos*, vgl. die Erkl. z. d. St., so auch *liberos* von dem einen Sohne des Antonius or. Phil. I. 2; vgl. noch die direct beweisenden Worte des Gellius N. A. II 13 *antiqui oratores etiam unum filium filiamve multitudinis numero appellarunt*, vgl. Landgraf zu Rosc. Am. §. 96, S. 311 ff.

Zum Schlusse sei nochmals hervorgehoben, dass es eine sorgfältige, wahrhaft liebevolle Interpretation ist, die R. dieser Rede angedeihen lässt, und Ref. wünscht aufrichtig, dass die Bemühung des Herausgebers nicht vergeblich sein und dass die Ausgabe die ihr zukommende Beachtung seitens der Fachgenossen finden möge.

Wien. Alois Kornitzer.

Ausgewählte Briefe von M. Tullius Cicero erklärt von Friedrich Hofmann. 1. Bändchen. 7. Aufl. besorgt von F. Sternkopf. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1898. 8°, VIII u. 306 SS.

Dass die von Friedrich Hofmann zusammengestellte und im Jahre 1860 zum erstenmale mit erklärenden Anmerkungen herausgegebene Auswahl Ciceronianischer Briefe immer wieder in neuen Auflagen erscheint und der erste Theil derselben jetzt bereits in der 7. vorliegt, ist ein deutliches Zeichen ihrer Brauchbarkeit und Beliebtheit. Dieser Umstand überhebt uns der Mühe, die Vorzüge hervorzuheben, welche diese Auswahl empfehlen, so dass wir uns darauf beschränken können, zu zeigen, was der neueste Herausgeber, F. Sternkopf, zur Förderung und Verbesserung des Unternehmens beigetragen hat. Die Ausstattung und Einrichtung des Buches ist im allgemeinen dieselbe geblieben. Nur in den Anhängen ist an die Stelle der „Abweichungen der Handschriften zu den Briefen ad familiares", da mittlerweile die kritische Ausgabe von Mendelssohn erschienen ist, ein Abschnitt „Abweichungen der Ausgabe Mendelssohns" getreten. Auch in der Zahl und Auswahl der Briefe ist keine Änderung gemacht worden. Jedoch in der Anordnung derselben weicht Sternkopf infolge der chronologischen Forschungen von O. E. Schmidt und Cl. L. Smith, sowie auf Grund eigener Untersuchungen an drei Stellen von der früheren Ausgabe ab, indem in den Briefen aus Ciceros Verbannung die Stücke X, XI, XII (ad Att. III 4, 5, 2) in umgekehrter Folge erscheinen und in den Briefen aus der Zeit des Krieges zwischen Caesar und Pompeius das IX. und X. Stück (ad Att. VIII 3 und VIII 12 C) ihre Stellen gewechselt haben und das XVIII. Stück (ad fam. II 16) hinter das XX. (ad Att. X 8) gestellt worden ist. Der Text der Briefe hat an 60 Stellen eine Änderung erfahren, eine Anzahl, die sehr bedeutend genannt werden muss und eine gründliche Revision voraussetzt. Freilich muss man sich auch vor Augen halten, in welchem Zustande diese Briefe überliefert sind, wieviele dunkle und räthselhafte Stellen sie enthalten und wieviel in jüngster Zeit auf diesem Gebiete gearbeitet worden ist, so dass dem Herausgeber eine reichliche Ausbeute zugebote stand. Der größte Gewinn fiel bei der neuen Auflage den erklärenden Anmerkungen zu, die zahlreiche Veränderungen und Zusätze erfahren haben, so dass das Büchlein dadurch um volle zwei Bogen stärker geworden ist. So hat also Sternkopf die Mühe einer gründlichen Revision nach allen Seiten hin nicht gescheut und ist mit Ernst und Energie an seine Arbeit herangetreten, um die Früchte seiner eigenen Studien und der gelehrten Forschungen anderer dieser neuen Auflage zutheil werden zu lassen. Wenn man auch nicht mit allem einverstanden sein kann, was hier geändert erscheint, so muss doch anerkannt werden, dass diese Auflage gegenüber der 6. einen entschiedenen Fortschritt bedeutet und dass dieselbe denjenigen, die in den interessanten Ciceronianischen Briefwechsel

einen Einblick gewinnen wollen, nur bestens empfohlen werden kann. Dass für Ergänzungen, Verbesserungen und Berichtigungen immer noch Raum genug ist, wird jedermann zugeben, der die Sache einer genaueren Prüfung unterzieht. Im Folgenden einige Proben davon, die zugleich als ein kleiner Beitrag dienen mögen. der einer künftigen Neubearbeitung von Nutzen sein kann.

S. 39 ist in einer Anmerkung zu §. 3 auf das Unlogische der Satzverbindung hingewiesen und dasselbe mit der Freiheit des Briefstiles entschuldigt. Vielmehr hätte als Grund die den Alten eigene Neigung nach rhetorischer Gegenüberstellung hervorgehoben werden sollen; s. Naegelsbach, Lat. Stil. §. 160. — Ebendort ist die bekannte Stelle, in welcher Cicero die Geschworenen in dem Processe gegen Clodius als *maculosi senatores, nudi equites, tribuni non tam aerati quam, ut appellantur, aerarii* bezeichnet. Die in der Anmerkung vorsichtig dem Urtheile des Lesers anheimgestellte Erklärung, wornach *aeratus* „begütert“ und *aerarius* „bestechlich“ bedeuten soll, richtet sich schon durch den Beisatz: „Freilich kommen *aeratus* und *aerarius* in diesem Sinne sonst nicht vor.“ Mit *aeratus* ist hier durchaus nichts anzufangen, und Ref. ist noch immer der Überzeugung, dass er in der in dieser Zeitschr. 1875, S. 93 f. gegebenen Auseinandersetzung dieser Stelle das Richtige getroffen habe. Darnach wäre *tribuni non tam aerarii quam, ut appellantur, aerarii* zu schreiben, d. h. „nicht so fast Ärartribune als, wie es in ihrem Titel steht, Ärarier“, oder mit anderen Worten: Ärartribune, die mehr Ärarier als Tribune sind. Es ist dies einer von jenen gewöhnlichen Volkswitzen, wie wenn man z. B. von einem rohen Viehhändler sagt, er sei mehr Vieh als Händler. — S. 41 könnte bei der Bemerkung zu *tui cives* noch hinzugefügt werden: „und den Demosthenes ad Att. II 1, 3 seinen Mitbürger“. — S. 45 kann *ex qua licet — appellatis* nicht als Parenthese bezeichnet werden, da es in der Natur der Parenthese liegt, dass sie einen Satz oder ein Satzgefüge unterbricht, hier aber mit *nam ut Idibus Mais* ein neuer Abschnitt beginnt. Das *ex qua licet pauca degustes* muss als Relativsatz eng mit *altercatione huius modi* verbunden werden und sich dem unterordnen, damit darüber weg das *huius modi* auf den nun folgenden Abschnitt hinweisen kann. Das *nam cetera — appellatis* ist eine nähere Erklärung und Begründung des Relativsatzes. — S. 49 hat Sternkopf durch seine Conjectur *deterior* die Sache nicht besser gemacht, denn dadurch hat *histrionis* die nähere Bestimmung verloren, deren es bedarf. Am besten entspricht noch immer Seyfferts δευτερεύοντος. — Auf derselben Seite müssen in der Erklärung der beiden Senatsconsulte die Worte „wegen deponierter verdächtiger Gelder“ weggestrichen werden. Denn das erste consultum: *ut apud magistratus inquiri liceret* sollte nur ganz im allgemeinen die Möglichkeit schaffen, bei einem Magistrat eine Haussuchung vorzunehmen; was man aber bei einer solchen

Haussuchung finden zu können glaubte, sind nicht deponierte verdächtige Gelder, sondern dies sagt das zweite consultum: *cuius domi divisores habitarent, adversus rem publicam*, d. h. bei wem man bei einer solchen Haussuchung diuisores findet, der sei des Hochverrathes schuldig. — Unrichtig ist S. 57 *semel* mit „ein für allemal" erklärt und daher auch das angeführte Beispiel unpassend. An unserer Stelle ist *semel* vielmehr unser schwach betontes „einmal", wie es sich nicht selten nach *ut, ubi, quando, cum, si, quoniam* findet. Beide Bedeutungen sind im Antibarbarus ganz richtig auseinandergehalten und bei der letzteren auch unser Beispiel citiert. — S. 58, §. 7 zu Ende hat Sternkopf nicht gut die handschriftliche Lesart *in re publica* gegen die Conjectur Gronovs *res publica* fallen gelassen. *In re publica* und *in sua ratione* bilden hier einen sehr treffenden Gegensatz; bedeutet das erste „in der Politik", „als Staatsmann", so kann letzteres nur heißen „in seinen privaten Verhältnissen", „in seiner Person". Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, dass *ratio* in der That auch die politische Ansicht, den politischen Standpunkt bezeichnen kann. *Ratio* ist ein sehr weiter Begriff und bezeichnet an und für sich weder das eine noch das andere; erst durch die Verbindung, in die es kommt, und durch die Umgebung bekommt es seinen bestimmteren Inhalt. Ganz richtig hat daher schon Gronov das *in sua ratione munitior* mit *privatim alterius opibus et factione adversus invidos instructior* umschrieben. — Zwei Zeilen darauf kann *me unum* nur „mich allein" heißen, nicht „mich am meisten". In letzterem Falle müsste *maxime* hinzukommen. Das Gleiche gilt auch von allen in der Anmerkung zu dieser Stelle angeführten Beispielen. Cicero sagt also, dass die *libidinosa et delicata iuventus* vor ihm allein noch eine Achtung habe. — S. 64 ist die Bemerkung zu *qui appellantur boni* weder richtig noch klar. Es sollte vielmehr gesagt sein, dass, wenn zwei Relativsätze einander entgegengesetzt sind, der zweite an den ersten auch ohne Adversativpartikel angereiht wird; vgl. Nägelsbach, Lat. Stil. §. 190, 2. — S. 65 *Quod de Quinti fratris epistula scribis, ad me quoque fuit πρόσθε λέων, ὄπιθεν δὲ —. Quid dicam nescio; nam* etc. Dazu die Anmerkung: „Cicero führt seiner Gewohnheit gemäß nur die Anfangsworte an, meint aber den ganzen Vers." Dem Herausgeber wäre es gewiss schwierig gewesen, auch nur ein Beispiel anzuführen, wo jemand ein Citat in dieser Weise abbricht, d. h. mit einer Conjunction, ohne das hinzuzufügen, was durch diese Conjunction mit dem Vorangehenden verbunden ist. In unserem Falle hätte Cicero gewiss nicht mit der Partikel δέ abgebrochen, sondern noch δράκων hinzugefügt. Richtiger ist es daher, wie es auch die neueren Herausgeber zu thun pflegen, hinter δέ keine Interpunction zu setzen, indem das fehlende δράκων durch die Worte *quid dicam nescio* ersetzt ist: „hinten aber — ich weiß nicht, was ich sagen soll", d. h. der

letztere Theil des Briefes sieht so aus, dass ich gar nicht weiß, was ich von ihm denken soll. Nur muss man deshalb nicht verlangen, dass auch der erstere Theil des Briefes dem *πρόσθε λέων* genau entspreche, d. h. mit dem Löwen etwas gemein habe. Das Ganze ist eben ein Scherz, mit dem man es nicht gar zu genau nehmen darf. — S. 67 ist *subtiliter* nicht gut mit „genau" wiedergegeben; es steht dem *tota* gegenüber und heißt vielmehr „ins Einzelne, ins Detail". — *Orbem rei publicae esse conversum* ist S. 68 mit zuviel Aufwand an Gelehrsamkeit erklärt worden; das sollte einfacher und klarer gemacht werden. — S. 71 bedürfen die Worte *spero nos aut certe cum summa gloria aut etiam sine molestia discessuros* nur der richtigen Erklärung; Conjecturen sind überflüssig. Cicero sagt: ich hoffe aus der Gefahr, die von Clodius droht, davonzukommen *aut certe cum summa gloria* (entweder, wenn der Sturm auf mich losgeht, ganz gewiss sehr ruhmvoll) *aut etiam sine molestia* (oder vielleicht sogar ganz unbehelligt), d. h. entweder geht Clodius auf mich los und dann werde ich gewiss (wenigstens) mit großem Ruhme aus dem Kampfe hervorgehen, oder es kann sogar (*etiam*) geschehen, dass man mich ganz in Ruhe lässt (*sine molestia*). Ein siegreiches Hervorgehen aus dem Kampfe ist das Mindeste, was Cicero bestimmt hofft. — S. 74 führen die handschriftlichen Spuren auf *si in itinere te haberem*: vgl. diese Zeitschrift 1878, S. 335. — Auch S. 78 ist die Überlieferung ganz gut, wenn man nur der Parenthese die richtige Ausdehnung gibt. Man schreibe nämlich: *Sed consilium mihi quidem optatum, si liceret ibi omne tempus consumere — odi enim celebritatem, fugio homines, lucem adspicere vix possum; esset mihi ista solitudo praesertim tam familiari in loco non amara — sed itineris causa ut deverterer, primum est devium* etc. Die mit *sed consilium mihi quidem optatum, si liceret ibi omne tempus consumere* begonnene Periode sollte nach der Parenthese fortgesetzt lauten: *itineris causa ut deverterer, mihi non placet; primum enim est devium* etc. Allein nach der langen Parenthese lässt Cicero die Construction fallen und fährt fort: *sed itineris causa ut deverterer, primum est devium* etc. Das *sed* entspricht dem *quidem* und das *itineris causa ut deverterer* ist dem *si liceret ibi omne tempus consumere* entgegengestellt. Mit dieser Darlegung will ich zugleich auch die Erklärung in dieser Zeitschr. 1879, S. 408 f. berichtigt haben. — S. 87 sollten in der letzten Anmerkung die vier Punkte in drei zusammengezogen werden, da *me enim ipsum multo magis accuso, deinde te quasi me alterum* den ersten Punkt bildet, an den mit *et* und *ac* die beiden anderen angehängt sind. Eine Verbindung *deinde ... et ... ac* wäre doch sehr bedenklich. — S. 95 steht im Texte *lege enim collegii sui non tenebantur*, während die Erklärung die Lesart *collegae* voraussetzt, wie auch ohne Zweifel zu schreiben ist. — S. 129 ist in *illa me ratio movit, ut te ex nostris eventis communibus*

admonendum putarem, ut considerares in omni reliqua vita, quibus crederes, quos caveres das Verhältnis der Sätze unrichtig aufgefasst. Beide Sätze mit *ut* sind von *illa me ratio mouit* abhängig, der erste als Consecutivsatz, der zweite als Finalsatz: „dazu, dass ich infolge unserer gemeinsamen Erfahrungen dich ermahnen zu müssen glaubte, brachte mich jener Beweggrund, damit du nämlich in deinem ganzen übrigen Leben überlegest, wem du trauen kannst und vor wem du dich inacht nehmen musst.“ Die Erklärung für *illa ratio* ist also im Finalsatze gelegen, nicht in *ut — putarem*.

Graz. A. Goldbacher.

L. Annaei Senecae ad Lucilium Epistolarum moralium quae supersunt (L. Annaei Senecae opera quae supersunt vol. III) edidit Otto Hense. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri MDCCCXCVIII. XL u. 621 SS.

Ein Blick auf das Titelblatt der von Haase für die Bibliotheca Teubneriana besorgten Ausgabe der Briefe Senecas genügt, um die vorliegende Ausgabe von vornherein willkommen zu heißen. Viel war seit den Fünfzigerjahren zur genaueren Kenntnis der handschriftlichen Grundlage dieser Briefe geschehen, viel auch hatte die Kritik in Einzeluntersuchungen mit der Verbesserung des Überlieferten sich befasst, in beiden Richtungen war kaum weniger geleistet worden für die Briefe als für die übrigen Schriften Senecas, und doch stand der Text der Briefe weit hinter jenen zurück, die schon seit Jahren in neuen Ausgaben vorlagen, zumal die Dialogi, zuerst in der allerdings unzulänglichen Bearbeitung von H. A. Koch (herausgegeben von Vahlen), dann seit 1886 in der grundlegenden kritischen Ausgabe von M. C. Gertz. Durch die vorliegende Ausgabe der Briefe ist nun diese Ungleichheit behoben und hat die Correctheit und Lesbarkeit des Textes auch der Briefe einen sehr bedeutenden Fortschritt gemacht.

Von den bisher schon bekannten und verwerteten Pariser Handschriften, in denen der erste Theil der Briefe erhalten ist, lagen dem Herausgeber die sorgfältigen Collationen Chatelains vor. Neu herangezogen sind nach Collationen von W. Kroll ein Laurentianus (L), die 65 ersten Briefe enthaltend, und ein Marcianus (V) von den Briefen 53—88. Für den zweiten Theil der Briefe, von Ep. 89 an, wurde der Bambergensis und Argentoratensis in den Vergleichungen Buechelers zugrunde gelegt. Hierüber sowie über noch andere jüngere, mehr oder weniger interpolierte Handschriften und über das Verhältnis der Handschriften untereinander berichtet eingehend die Praefatio.

Eine schwierige Aufgabe war dem kritischen Commentar gestellt. Vor allem war der Text im festen Anschluss an die als maßgebend erkannten Handschriften von der großen Menge von

Zusätzen zu befreien, welche bis dahin aus den jüngeren und interpolierten Codices in die Ausgaben Eingang gefunden hatten. Sodann musste, da nach der Einrichtung der Sammlung, in die sich diese Ausgabe einzufügen hatte, nicht sämmtliche handschriftlichen Varianten mitgetheilt werden konnten, eine sorgfältige Auswahl des für den Text und seine vorliegende Gestaltung Bedeutsamen getroffen werden. Und schließlich mussten die überaus zahlreichen Verbesserungsversuche neuerer Gelehrten geprüft und entweder verwertet oder abgelehnt werden. In allen diesen Richtungen hat der Herausgeber seines Amtes mit der größten Unbefangenheit und Umsicht gewaltet und so an unzähligen Stellen den Text theils auf Grund der genaueren Kenntnis der besten Überlieferung richtig gestellt, theils durch bessere Anordnung der Sätze oder durch kurze Erklärungen gegen Missverständnisse gesichert, Verderbnisse durch glückliche eigene Verbesserungen oder durch Aufnahme, oft auch Modification fremder Vorschläge geheilt. In letzterer Richtung ist nicht zu verkennen, dass er im ganzen die Zwangslage für einen conjecturalen Eingriff eher zu widerstrebend als zu bereitwillig gegeben erachtet. Und es liegt in der Natur der Sache, dass dieser Theil seiner Thätigkeit am ehesten bei den Lesern auf Widerspruch stoßen wird, seltener jedoch wird gewiss der zweite Fall eintreten, wie z. B. Ep. 59, 14 *Nunc ipse te consule: si numquam maestus es, s i nulla spes animum tuum futuri exspectatione sollicitat, si per dies noctesque par et aequalis animi tenor erecti et placentis sibi est, pervenisti ad humani boni summam*. Hier ist das zweite *si* nach Kochs Vorschlag eingesetzt. Es muss bezweifelt werden, ob Grund dazu da war. Denn dass Seneca die Anaphora nicht selten unterbricht oder abbricht, zeigen folgende Stellen. Dial. XII (consol. ad Helv.) 10, 6 *Cum bene cesserit negotiatio, multum militia rettulerit, cum indagati undique cibi coierint, non habebitis etc.* de benef. IV 21, 4 *Quomodo est disertus etiam qui tacet, fortis etiam qui conpressis manibus vel etiam adligatis est, quomodo gubernator etiam qui in sicco est etc.* IV 27, 5 *Quomodo male filiae suae consulet, qui illam contumelioso et saepe repudiato conlocaverit, malus pater familiae habebitur, qui negotiorum gestorum damnato patrimonii sui curam mandaverit, quomodo dementissime testabitur, qui tutorem filio reliquerit pupillorum spoliatorem, sic etc.* Dial. XII (consol. ad Helv.) 9, 3 *iam omnibus templis formosius erit, cum illic iustitia conspecta fuerit, cum continentia, cum prudentia, pietas, omnium officiorum recte dispensandorum ratio, humanorum divinorumque scientia.* II 12, 2 *Non ideo quicquam inter illos puerosque interesse quis dixerit, quod illis talorum nucumve et aeris minuti avaritia est, his auri argentique et urbium, quod illi inter ipsos magistratus gerunt et praetextam fascesque ac tribunal imitantur, hi eadem in campo foroque et in curia serio ludunt, illi in litoribus harenae congestu simulacra domuum ex-*

citant, hi ut magnum aliquid agentes in lapidibus ac parietibus et tectis moliendis occupati etc. Ep. 122, 18 *quomodo cultu se a ceteris distingunt, quomodo elegantia cenarum, munditiis vehiculorum, sic etc.* Einleuchtend ist, dass an keiner dieser Stellen etwa der Grund wirksam war, wie N. q. VII 30, 1 *Si intramus templa compositi, si ad sacrificium accessuri voltum submittimus, togam adducimus, si in omne argumentum modestiae fingimur etc.*

Mit geringerer Zuversicht möchte ich mich äußern über die Ergänzung Ep. 66, 25 *deinde hoc usque pervenies, ut magis diligas integrum omnibus membris et inlaesum quam debilem aut luscum. paulatim fastidium tuum illo usque procedet, ut ex duobus aeque iustis ac prudentibus comatum et crispulum* q u a m c a l v u m *malis.* Dass Seneca das zweite Glied in Vergleichungen oft unausgedrückt lässt, ist durch eine Reihe von Beispielen belegt in den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissensch. in Wien, philos.-histor. Classe, Bd. CXXX, S. 29 f. Dazu kommen noch Ep. 71, 25 *da mihi adulescentem incorruptum et ingenio vegetum: dicet fortunatiorem sibi videri, qui omnia rerum adversarum onera rigida cervice sustollat, qui supra fortunam existat* (sc. quam qui in tranquillitate est). 44, 4 *omnibus nobis totidem ante nos sunt* (sc. quot nobilibus). 109, 16 *aiunt homines plus in alieno negotio videre,* während gleich folgt *quae etiam sapientes in alio quam in se diligentius vident.* Aber an der Stelle, von der wir reden (66, 25), kommt noch eine auffallende Ungleichmäßigkeit hinzu, indem mehrere vollständige Vergleichungen vorausgegangen sind. Doch auch diese, wenn man will, Nachlässigkeit ist dem Stile des Seneca nicht fremd, wie Sitzungsber. der kais. Akad., Bd. CXXXVI, S. 14 ff. nachgewiesen ist. Es wird daher die Ergänzung *quam calvum* doch unsicher bleiben.

Von dem ersteren Falle will ich einiges anführen, wo von vorliegenden Verbesserungsvorschlägen abgesehen und die Überlieferung gewahrt ist, ohne dass der Leser der Bedenken sich erwehren kann, die gegen dieselben erhoben worden sind, also doch wohl ein Wort der Erklärung nicht überflüssig wäre. Ep. 113, 31 *Non est quod spectes, quod sit iustae rei praemium: maius iniustae est.* Der Satz ist an sich nicht richtig, noch passt er in den Zusammenhang. Richtig wäre: *Ne spectaveris, quod sit iustae rei praemium: maius iniustae erit.* Richtig und passend wird der Satz mit Madvigs Änderung *in iusto.* Ep. 110, 5 *Nemo nostrum quid veri esset, excussit, sed metum alter alteri tradidit; nemo ausus est ad id, quo perturbabatur, accedere et naturam ac bonum timoris sui nosse.* Hense merkt an: *b o n u m probe libri.* Wenn schon die Lesart der Handschriften dem Leser ausdrücklich empfohlen wird, so könnte man auch eine kurze Begründung dieser Empfehlung erwarten. Ep. 100, 5 *cum circumspexeris omnia, nullas videbis angustias inanis.* Madvig hatte an *angustias* Anstoß genommen und *argutias* vorgeschlagen, doch wohl nur, weil

ihm nicht gegenwärtig war, dass *angustiae* auch Ep. 102, 20 wie ein Synonymum von *argutiae* steht. Darauf konnte verwiesen werden. Ep. 115, 3 *praeter has frugalitas et continentia et tolerantia et liberalitas comitasque et — quis credat? — in homine rarum humanitas bonum*. Bartsch hatte Rhein. Mus. N. F. 24, 285 *bonum* als Glossem erklärt. Die Stellung des Beziehungswortes mitten in der Apposition ist ja auffallend genug, kommt wohl bei Dichtern vor, aber aus einem Prosaisten ist mir dergleichen nicht bekannt. Auch wird die Beziehung von *quis credat?* auf *rarum* einigermaßen getrübt. Gleichwohl hatte Hense gerade bei Seneca Grund, vorsichtig zu sein, der sich große Freiheit in der Wortstellung zu nehmen pflegt, wenn es gilt, einen Satz rhythmisch abzurunden. Aber es hätte der Vorsicht keinen Eintrag gethan, zu erwähnen, dass hier ein Gelehrter Anstoß genommen hat.

In formalen und orthographischen Dingen hält sich der Herausgeber streng an das, was sich als das Ursprüngliche erkennen lässt, in der Regel im ersten Theile der Briefe dem Parisinus p, im zweiten Theile dem Bambergensis folgend. So haben Formen Aufnahme gefunden, wie *quoi* (p. 97, 11), *formonsa* (p. 100, 18; 124, 12), *enuntiativom* (p. 552, 13), *experisci* (p. 578, 16) u. a. Das hat ja allerdings eine kleine Ungleichmäßigkeit in den Text gebracht, die aber doch das Gute hat, dass sie verhüten hilft, der Dauer derartiger Formen zu frühe Grenzen zu ziehen. So hält man bekanntlich dafür, um nur das zuerst aufgeführte *quoi* mit einer Bemerkung zu bedenken, dass die Formen *quoi*, *quoius*, *aliquoi* etc. schon zur Zeit des Kaisers Tiberius nicht mehr üblich gewesen seien, während genügende Anzeichen vorliegen, dass sie wahrscheinlich dem Seneca noch geläufig waren. So bieten der Ambrosianus und Nazarianus an viel mehr Stellen als der Parisinus p die Verderbnisse *quot* oder *quod* oder *quo* statt *cui*, *aliqui* statt *alicui*, *quorum* statt *cuius*, die aus ursprünglichem *quoi*, *aliquoi*, *quoius* entstanden sind: Dial. VII 23, 2; VIII 3, 4; IX 8, 8; VIII 5, 1. de benef. III 26, 2; III 33, 4; IV 8, 1; VII 19, 7.

Im allgemeinen habe ich bei der Durchsicht der Ausgabe den Eindruck empfangen, dass sie zu den besten der Bibliotheca Teubneriana zählt.

Der beigegebene Index Nominum ist von Karl Kalbfleisch angefertigt.

Innsbruck. Joh. Müller.

Novatians Epistula de cibis Iudaicis. Herausgegeben von Gustav Landgraf und Karl Weyman. Leipzig, B. G. Teubner 1898. (Sonderabdruck aus dem Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik, XI. Jahrgang, 2. Heft, S. 221—249.)

Arbeiten, die in dem Archiv für lateinische Lexikographie enthalten sind, bedürfen in der Regel keiner eigenen Anzeige; allein die auch separat im Buchhandel erschienene Neuausgabe eines so wichtigen Erzeugnisses der ältesten christlichen Literatur verdient besondere Beachtung, zumal durch diese Publication zugleich eine uralte Frage der höheren Kritik endgiltig gelöst ist. Unter den Schriften des römischen Presbyters Novatianus, der in der Frage der Wiederaufnahme der Abgefallenen nach der Verfolgung unter Decius (250) gegen Cyprian und Cornelius in so verschiedener Weise auftrat, wird von Hieronymus außer dem größeren Werke *De Trinitate* auch der Tractat *De cibis Iudaicis* erwähnt, und wie man schon im Alterthum über die Autorschaft des Werkes *De Trinitate*, das manche dem Cyprian zuschrieben, uneins war, so pflegten beide Schriften unter den Werken Tertullians überliefert zu werden, während andere, wie *De spectaculis* und *De bono pudicitiae* unter den Schriften Cyprians (v. Hartel III, 1—25) auf uns kamen. Die in Briefform verfasste Abhandlung *De cibis Iudaicis* (über die alttestamentlichen Speisegesetze) wurde 1545 in der nach Gangneius benannten Pariser Tertullian-Ausgabe aus einer interpolierten Handschrift als Werk Tertullians gedruckt und 1550 von Gelenius in der Baseler Ausgabe des Tertullian aus einem Codex Masburensis veröffentlicht. Pamelius entschloss sich, in seinem Tertullian von Antwerpen 1579 die Schrift des Novatianus unter dem Namen ihres wahren Verfassers herauszugeben, und ein weiterer Schritt geschah, indem Welchmann 1724 und Jackson 1728 die Schrift losgelöst von Tertullian besonders edierten. Aus letzterer Ausgabe wurde sie von Gallandi und aus dessen Bibliotheca Patrum von Migne veröffentlicht. — Unterdessen schienen die Handschriften gänzlich verloren zu sein. Dem scharfsinnigen Forscher Adolf Harnack war es vorbehalten, zu erkennen, dass die Schrift *De cibis Iudaicis* in einem Codex Corbeiensis des 9. Jahrhunderts in St. Petersburg uns erhalten ist, jenem Codex, dessen erster Theil die beste Überlieferung des von Marx soeben edierten Filastrius bietet. Landgraf und Weyman verschafften sich durch Warnecke eine sorgfältige Abschrift des Codex und stellten eine Ausgabe her, die natürlich, wie man von diesen Herausgebern erwarten darf, in jeder Beziehung ihrer Aufgabe entspricht. Der Text ist genau nach Seiten und Zeilen der Handschrift wiedergegeben und einige corrupte Stellen sind so gut als möglich mit aller Vorsicht emendiert. Sprachliche Eigenthümlichkeiten sind mit den gleichen Erscheinungen in dem übrigen Nachlasse des Novatianus verglichen, Nachweise von Berührungen mit Seneca und andere wertvolle Zusammenstellungen sind in den

Anmerkungen beigegeben. Es ergibt sich daraus nebst anderen Resultaten der sichere Schluss, dass die Schrift *De Trinitate* vom Verf. der Epistula *De cibis Iudaicis* geschrieben ist, und dass die beiden Tractate *De spectaculis* und *De bono pudicitiae*, die von Weyman schon früher (Histor. Jahrb. XIII. 1892, S. 737; XIV. 1893, S. 330) dem Novatian zugesprochen wurden, von demselben Autor herrühren, der sowohl *De Trinitate* und *De cibis Iudaicis*, als auch die für die Patrologie und Kirchengeschichte so wichtigen Briefe 30 und 36 der Cyprianischen Sammlung (v. Hartel II, 549 bis 556 und 572--595) verfasst hat, dass mithin Novatian der Autor aller dieser Schriften ist. Aus den mitgetheilten Beobachtungen ergibt sich ferner, dass dieser philosophisch gebildete schismatische Presbyter in seinen literarischen Erzeugnissen nach Inhalt und Form den Einfluss Senecas verräth. Eine vergleichende Darstellung des Sprachgebrauchs und der Sprache Tertullians und Cyprians wird in Aussicht gestellt; sie darf dankbar begrüßt werden, weil dann die von Wölfflin — freilich in anderem Sinne — bereits angeregte Frage (Archiv 8, 1—22) ihre volle Erledigung finden wird.

Wien. Franz Weihrich.

Byzantinisches Archiv als Ergänzung der Byzantinischen Zeitschrift in zwanglosen Heften herausgegeben von Karl Krumbacher. Heft 1. Untersuchungen zur Geschichte der griechischen Sprache von der Hellenistischen Zeit bis zum 10. Jahrhundert n. Chr. von Karl Dieterich. Mit einer Karte. Leipzig, B. G. Teubner 1898. XXIV u. 326 SS.

Die im Texte namhaft gemachte, mit sehr großer Sorgfalt und Umsicht geführte Untersuchung, welche nach des Verf.s eigenen Worten es sich zur Aufgabe gestellt hat, „die sprachlichen Keime des Neugriechischen in möglichst weitem Umfange auf Grund der Papyri und Inschriften festzustellen, während die literarisch überlieferten Denkmäler erst in zweiter Linie herangezogen wurden“, ist somit, wie der Verf. gleichfalls wieder selbst sagt, eine systematische Ausgestaltung von Hatzidakis drittem Capitel seines Buches „Einleitung in die neugriechische Sprache“, das sich betitelt „Die Entstehungsepoche des Neugriechischen“. Außer der systematischen Ausbeutung des Materials ist insbesondere die strenge Durchführung des geographischen Princips hervorzuheben, indem die sämmtlichen aus dem Bereiche der Laut- und Formenlehre in Betracht kommenden sprachlichen Neuerungen nach den drei großen Gruppen Ägypten, Kleinasien, Griechenland classificiert werden. In einem Excurs wird sodann das Verhältnis der Koine und der heutigen kleinasiatischen Mundarten nach derselben statistischen Methode dargestellt, und eine beigegebene Karte gibt uns eine graphische Übersicht der heutigen Mundarten der kleinasiatischen Inseln in ihrem Verhältnisse zur Koine. Obere zeitliche Grenze der Untersuchung ist

im allgemeinen das Jahr 300 v. Chr., d. i. jener Zeitpunkt, in welchem die Koinisierung der attischen Sprache begann, die untere Grenze ist bis zum Jahre 1000 herabgerückt, wenn auch der Koinisierungsprocess bereits um etwa 600 n. Chr. abgeschlossen und damit auch die Herausbildung der neugriechischen Sprachstructur vollendet war. Die beiden Gründe, die der Verf. für die zeitliche Abgrenzung nach unten anführt, sind erstens der Umstand, dass erst aus dem 11./12. Jahrhundert umfangreichere vulgäre Texte stammen, und zweitens das Streben, die von Psichari aufgestellte und mit Hartnäckigkeit festgehaltene Theorie, dass das Neugriechische erst nach dem 10. Jahrhundert entstanden sei, durch die Thatsachen selbst zu entkräften. Nach sorgfältiger systematischer Aufzählung des umfangreichen Materials fasst D. die Ergebnisse seiner Untersuchung in abschließenden Capiteln nach den Gesichtspunkten Vocalismus, Consonantismus, Declination und Conjugation zusammen, und es dürfte nicht uninteressant und auch nicht überflüssig sein, die Hauptergebnisse herauszuheben. Der Verf. unterscheidet in chronologischer Hinsicht drei Perioden, von denen die erste vom 4. Jahrhundert bis Christi Geburt reicht, die zweite das 1.—4. und die dritte das 5.—10. Jahrhundert n. Chr. umfasst. Das Auftreten der neuen lautlichen Erscheinungen im Bereiche des Vocalismus innerhalb der oben angegebenen Zeiträume ist durch die Zahlen 22, 32, 8, im Bereiche des Consonantismus durch die Zahlen 16, 33, 6 bestimmt. Aus den Zusammenstellungen ergibt sich, dass zur Ausbildung des gemeinneugriechischen Vocalismus am meisten die ägyptische Koine beigetragen hat, zu der des Consonantismus die ägyptische und attische Koine. Auf dem Gebiete des Vocalismus und Consonantismus sind 31 in der Koine auftretende Erscheinungen auch gemeinneugriechisch, während 17 dialectisch geblieben sind. Dabei ist besonders bemerkenswert, dass der größte Theil der gemeinneugriechischen Lauteigenthümlichkeiten auf die attische Koine zurückgeht, während die dialectisch gebliebenen besonders aus der ägyptischen und kleinasiatischen Koine hervorgegangen sind. Jedenfalls ist es höchst wichtig, dass im Neugriechischen nur solche Erscheinungen dialectisch sind, die nicht der attischen Koine angehört haben. Hinsichtlich der neugriechischen Phonetik sondern sich klar zwei Schichten ab, eine gemeingriechische, auf der attischen Koine als Grundstock ruhende, die aber etwa zu einem Drittel mit Elementen aus der ägyptischen und kleinasiatischen durchsetzt ist, und eine dialectische Schicht, die lediglich aus ägyptischen und kleinasiatischen Elementen zusammengesetzt ist. Für die Erscheinungen auf dem Gebiete der Nominal- und Verbalflexion ergeben sich für die drei oben unterschiedenen Perioden die Zahlen 35, 36, 4. Auch hieraus ersieht man, dass die Umbildung der alten Koine zur gemeinneugriechischen Sprache auch auf dem Gebiete der Flexion bereits um 400 n. Chr. im wesentlichen abgeschlossen war.

Der starke Einfluss, den die ägyptische Koine auf die Herausbildung der gemeinneugriechischen Sprache genommen hat, erklärt sich natürlich aus der geistigen und handelspolitischen Stellung der Weltstadt Alexandria, ehevor das neue Emporion am Pontos Euxeinos, das stolze Byzantion, der Mittelpunkt des oströmischen Reiches und damit auch des Griechenthums wurde.

Im Anschlusse an diese kurze Skizzierung des Inhaltes der äußerst verdienstlichen Arbeit sei es mir noch gestattet, auf ein paar Punkte aufmerksam zu machen, die ich mir bei dem Studium des Buches angemerkt habe. *κινυτός* erklärt D. nach Curtius, Grundz.[5] 280, der das *ι* für anaptyktisch hielt. Aber richtig dürfte nur die Erklärung Brugmanns in seinem Grundriss 2, 1012 sein, derzufolge es mit *νη-κύ-τιος*, gleichbedeutend mit *νήπιος* aus **νη-πϝ-ιος*, zusammengehört und aus **pu̯-i-nu-*, vgl. ai. *pu-nā́-ti* „reinigt, klärt auf", gehört. Auf S. 204 ist der Lautwandel *ντ* zu *νδ* erwähnt, wobei unbedingt auf Kretschmer, Einleitung in die Geschichte d. griech. Spr. S. 293 ff. zu verweisen war, wo dieser kleinasiatische Lautwandel in erschöpfender Weise behandelt ist. *γίνομαι* soll nach den S. 120 f. stehenden Ausführungen eine Analogiebildung nach dem Aorist *ἐγενόμην* und den übrigen dazugehörigen Formen sein, was mir aber durchaus nicht einleuchten will. Mögen auch einige Bedenken gegen die gewöhnliche Erklärung (s. G. Meyer, Griech. Gramm.[3] S. 364, Brugmann, Grundriss 1[2], 661) obwalten, so scheint sie mir doch immerhin noch viel annehmbarer als die angebliche, mir wirklich unbegreifliche Analogiebildung. Schwerlich Beifall wird der Verf. auch finden mit seiner Erklärung der Haplologie, die sich auf S. 124 findet. *κατάδε* CIA II 1055, 1 soll auf folgendem Wege seine Erklärung finden: „Wenn die Natur der beiden aufeinanderfolgenden Consonanten den Übergang des einen in einen articulatorisch ähnlichen nicht zulässt, so wird er ganz ausgestoßen, und die nun zusammentreffenden Vocale verschmelzen in einen, so dass das Wort um eine Silbe gekürzt erscheint." Ich gestehe, dass ich die bisherige Erklärungsweise keineswegs für verwerflich erachte, und bleibe bei derselben. Man sehe der Kürze halber nach in Brugmann, Grundriss 1[2] 857 ff. Auch über die Entstehung der Construction der Relativsätze mit *ὅπου* gibt Brugmann, Grundriss 2, 780 richtigeren und besseren Aufschluss als der Verf.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Sylloge inscriptionum graecarum, iterum edidit Guilelmus Dittenberger. Volumen prius. Lipsiae, apud S. Hirzelium 1898. X und 644 SS. Preis 14 Mk.

Die Anzeige eines Werkes von Dittenberger ist für einen Ref. leicht, umsomehr als es sich diesmal um ein Buch handelt, wie

die 'Sylloge inscriptionum graecarum', welches nicht nur als unentbehrliches Arbeitsmittel längst seinen Platz in der Bibliothek jedes Fachgenossen gefunden hat, sondern auch anerkanntermaßen eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges darstellt. Wieviel wir mit und an ihr gelernt haben, wissen wir alle; wer einigermaßen mit den Studien auf diesem Gebiete vertraut ist, kann erkennen, wie viele befruchtende Keime von diesem Buche für die weitere Forschung ausgegangen sind. So möge denn dessen neue Auflage herzlichst willkommen geheißen werden.

Seit dem ersten Erscheinen der Sylloge im Herbste 1883 sind fünfzehn Jahre verflossen. Und doch kann man nicht behaupten, dass die Arbeit seitdem veraltet wäre; aus dem Vergleiche der ersten Ausgabe mit der jetzigen sieht man, wie wenig D. Veranlassung hatte, die meisten seiner bei der Erläuterung der Inschriften geäußerten Aufstellungen zurückzunehmen, abgesehen natürlich davon, wenn neue Funde dazu nöthigten. Dafür fällt in die anderthalb Decennien durch Reisen, systematische Ausgrabungen und gelegentliche Funde ein colossaler Zuwachs an Material, und die Concentrierung der griechischen Epigraphik, wenn man so sagen darf, d. h. die Herausgabe von großen Corpora der Inschriften, durch welche gegen die bisherige Zersplitterung auf diesem Gebiete Abhilfe geschaffen werden soll, hat erfreuliche Fortschritte gemacht: in dieser Zeit sind die Inschriften von Sicilien und Italien von Kaibel, die beiden Bände der nordgriechischen Inschriften (von Dittenberger selbst besorgt), zwei Hefte der Inselinschriften von Hiller v. Gärtringen, der 4. Band, 2. Hälfte des CIA von Köhler, die pergamenischen Inschriften von M. Fränkel, die Inschriften von Olympia (bearbeitet von Dittenberger und Purgold), die südrussischen Inschriften von Latyschev erschienen, und seit kurzem beginnen die Franzosen die Veröffentlichung ihrer wichtigsten Funde in Delphi. Diesen Thatsachen der Entwicklung musste in der Neubearbeitung Rechnung getragen werden. Es ist durchaus zu billigen, dass D., statt eine Flickarbeit mit Supplementen zu versuchen, sich zu einer völligen Neugestaltung seines Werkes entschloss und dabei der kleinen Unzukömmlichkeit nicht aus dem Wege gieng, dass die Nummern der ersten und der zweiten Auflage nicht zu einander stimmen. Welche bedeutende Vermehrung der erste vorliegende Theil erfuhr, ersieht man aus dem Vergleich der Zahl der Inschriften, welche er enthält: 424 gegen 298 der ersten Auflage; der Löwenantheil fällt auf die hellenistische und die römische Zeit. D. konnte dabei auch die noch nicht erschienene Ausgabe der Inschriften von Magnesia a. M. von Otto Kern benützen; aus ihr ist eine Reihe von interessanten Urkunden hier überhaupt zum erstenmal veröffentlicht, von denen einige, wie Nr. 258. 261, für das Budgetrecht wichtig sind. Während früher die Sammlung mit der Schlangensäule von Constantinopel eröffnet wurde, stehen jetzt an erster Stelle die ephesischen Säuleninschriften des Kroisos und der Brief des

Dareios an Gadatas. Im einzelnen die Bereicherung des Buches an neuen Inschriften aufzuzählen, erscheint als überflüssig; hervorzuheben ist, dass bereits die wichtigsten delphischen Funde der letzten Zeit (wie die Rechnungsablagen über den Bau des Tempels Nr. 140, der Beschluss der Amphiktionen aus dem Jahre 178/7 Nr. 293) mit einbezogen sind. Es braucht nicht bemerkt zu werden, dass D. sowohl die schon früher von ihm herausgegebenen, als auch die jetzt zum erstenmal aufgenommenen Inschriften mit neuen Ergänzungen bereichert — als auf ein wichtiges Beispiel weise ich hin auf das attische Decret über Klazomenai aus 387/6 Nr. 73, das über Köhlers letzte Behandlung hinaus sehr gefördert ist — und in der sorgfältigsten Weise erläutert hat. Um den Umfang des Buches nicht zu sehr anschwellen zu lassen, ergab sich dem Verf. die Nothwendigkeit, eine Anzahl von Inschriften, die in der ersten Auflage enthalten waren, auszuscheiden, so die Tributquotenlisten, mehrere delphische Amphiktionenbeschlüsse u. a. m. Man mag dies für einzelne Urkunden, wie z. B. die Rechnungsablage CIA. I 273 (Syll.[1] Nr. 29), oder CIG 3137 (Syll.[1] Nr. 171, Synoikismos von Smyrna und Magnesia a. S.) bedauern, doch kann man für dieselben immer noch auf die erste Auflage recurrieren. Nach einer Ankündigung in der Vorrede stellt D. eine Ergänzung seiner Sylloge dahin in Aussicht, dass er eine besondere Sammlung ausgewählter Inschriften des griechischen Orients, die für die Geschichte der hellenistischen Staaten von großem Werte sein wird, veröffentlichen will.

Nach üblicher Recensentenart zu den Aufstellungen des Verf.s im einzelnen Stellung zu nehmen oder zu ihnen Nachträge bringen zu wollen, verbietet sich einem so bedeutenden Werke gegenüber von selbst. Wer sich über Dittenberger hinaus noch über die neueren Arbeiten orientieren will, dem bietet die an Literaturangaben reiche und neben der Sylloge gut zu gebrauchende Parallelsammlung von Charles Michel (Recueil d'inscriptions grecques) Gelegenheit genug; und mit den Ansichten des Verf.s wird sich jeder nach seiner Weise auseinandersetzen müssen, der das Werk benützt und studiert. Nur in éinem Punkte möchte ich eine abweichende Meinung constatieren. D. bringt unter Nr. 277 das Decret von Eretria CIG 2144 wieder wie in der ersten Auflage unter dem Jahre 197/6, während doch Maurice Holleaux mit Gründen, die m. E. schwer zu widerlegen sind, nachwies (Revue des études grecques X 157 ff.), dass diese Urkunde in das Jahr 308 oder in ein bald darauf fallendes Datum gehört. Weder in der Erläuterung zu Nr. 277, noch in den Addenda ist auf Holleaux' Argumentation Bezug genommen.

Der zweite Band wird wahrscheinlich bereits zu Ende dieses Jahres ausgegeben werden; wir erwarten sein Erscheinen mit Ungeduld.

Prag. H. Swoboda.

Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.

a) Aufsatzbücher.

Wieder liegt eine beträchtliche Zahl von Aufsatzbüchern vor mir, die meisten davon in späteren Auflagen. Welchem Zwecke dienen diese Bücher? Es sind Unterrichtsbehelfe. Für den Lehrer oder für die Schüler? Die große Zahl der Auflagen, die sie gewöhnlich in kurzer Zeit erleben, scheint dafür zu sprechen, dass sie vorzugsweise in die Hände der Schüler gerathen, vielleicht auch der Umstand, dass diejenigen von ihnen, aus denen man am meisten lernen kann, am wenigsten gekauft werden. Und die Schüler sollten doch, eine gründliche Vorbereitung der Themen vorausgesetzt, solche Bücher ganz missen können; denn zum Selbststudium dürften sie von ihnen schwerlich benützt werden, viel eher zu Unterschleifen, wodurch die Sache des Unterrichtes nicht gerade gefördert wird. Der Wert einer gediegenen Sammlung für die durch Correcturen zumeist überlasteten Lehrer sei nicht verkannt. Aber auch diese dürften sich leicht davon überzeugen, dass ihnen die Mühe, die sie die selbständige Ausarbeitung eines Aufsatzes kostet, durch die günstigeren Erfolge, die sie aus verschiedenen Gründen verbürgt, reichlich vergütet wird. So ist die große und noch immer wachsende Zahl dieser Bücher, man mag es betrachten, von welcher Seite man will, kaum eine erfreuliche Erscheinung. Dieser unangenehme Eindruck wird noch verstärkt, wenn man sie in unbefangener Weise durchmustert.

Die Fortschritte, die auf diesem Gebiete gemacht wurden, sind überaus gering; es herrscht eine Unsicherheit wie in keinem anderen Unterrichtszweige, selbst über das Ausmaß der Anforderungen besteht keine Klarheit. Zwei Richtungen stehen sich gegenüber. Den einen liegt die stilistische Seite dieses Unterrichtes am Herzen, die andern erkennen in der Ausbildung der Denktechnik, also in der dialektischen Seite des Unterrichtes die Hauptforderung. Die einen — und diese Richtung scheint jetzt die Oberhand zu gewinnen — wollen die Aufsatzthemen ausschließlich an die deutsche Lectüre anknüpfen. Dadurch gewinnen sie den Vortheil, den Schülern concretere Aufgaben stellen zu können, die aus dem Unterrichte unmittelbar herauswachsen. Aber auch die Nachtheile sind unverkennbar. Die Aufgaben werden bei diesem Vorgange immer mehr einen bloß reproducierenden Charakter annehmen, das Gebiet wird eingeengt, und der deutsche Aufsatz, der naturgemäß ein Resultat des gesammten Unterrichtes sein soll, wird zu einem Zweige des deutschen Unterrichtes. Auch die Maturitätsthemen, die den Anschluss an die Lectüre weniger leicht ermöglichen, werden durch vorwiegend literarische Themen kaum ausreichend vorbereitet werden können. Die Nachtheile der alten Übung sind bekannt; sie führte zur Schönrednerei, zum Phrasenthum. Vielleicht aber wird sich

durch einen zweckmäßigeren Vorgang, namentlich auf der Mittelstufe, doch noch ein Mittelweg finden lassen.

Vorläufig besitzen wir kaum Ansätze zu einer Methode. So wird der stufenweisen Abfolge der Arbeiten noch wenig Aufmerksamkeit geschenkt, von methodischen Vorübungen ist kaum die Rede; am wenigsten aber scheinen die Aufsatzbücher selbst dazu beizutragen. Hier gilt nur ein Gesetz, das der schrankenlosen Freibeuterei. Wenn wenigstens die Musteraufsätze auf diesem Wege mit der Zeit musterhafter, die Dispositionen von Themen, die sich seit Jahrzehnten von Aufsatzbuch zu Aufsatzbuch forterben, gründlicher würden; aber selbst davon ist nicht viel zu merken.

Der deutsche Aufsatz in den oberen Gymnasialclassen. Theorie und Materialien, zusammengestellt von Ernst Laas. 1. Abtheilung: Einleitung und Theorie. 3. Aufl., besorgt von J. Imelmann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1898. XII u. 260 SS.

Die erste Auflage dieses Buches erschien 1868, die dritte erscheint um 30 Jahre später. Man hat gerade der Laas'schen Richtung Verstiegenheit zum Vorwurfe gemacht; das mag das Buch den Lehrerkreisen wieder entfremdet haben. Aber dieser Vorwurf trifft hauptsächlich die Wahl der Themen, aus den theoretischen Erörterungen des scharfsinnigen Dialektikers wird jedermann zunächst für sich selbst Gewinn ziehen können. Das Buch will zunächst nichts anderes sein, als eine Art angewandter Logik, „einer Logik, die sich von der Rhetorik nur dem Namen nach unterscheidet." Aber für die Übungen in der Schule ist das Buch doch zu wenig praktisch. Laas hat gewissermaßen nur den Platz abgesteckt, auf dem sich ein methodisches Gebäude errichten ließe, und Materialien in Fülle herbeigetragen. Übrigens sind alle jene Bücher, die sich nur mit dem Aufsatze in Prima beschäftigen, von vorneherein im Nachtheile. Denn nicht darauf kommt es an, zu zeigen, wie solche Aufsätze in Prima schulmäßig zu behandeln sind, sondern darauf, wie wir in der richtigen Reihenfolge durch Übungen aller Art allmählich dazu gelangen können, solche Aufgaben überhaupt zu stellen. — Dabei aber bleibt das Buch mit seinen Anweisungen, jeden Satz klar zu erfassen, die Begriffe scharf zu gliedern und richtig zu gruppieren, auch heute noch ein Bollwerk gegen die Seichtheit und die Trivialitäten, die sich in Aufsatzbüchern so häufig breit machen. Imelmann hat die vorliegende Auflage etwas nachlässig besorgt; da er nur ein paar Literaturangaben hinzugefügt hat, hätte er auf die Correctur mehr Sorgfalt verwenden können. Der Text ist durch die häufige Verwechslung von c und e, n und u, k und h recht entstellt. Bald liest man Göthe, bald Goethe, einmal Shakespaere, Linning st. Linnig; S. 158 imperatur st. imperator, S. 134 definiere st. definire, S. 108 Ineinsetzung st. Ineinssetzung.

Meditationen. Eine Sammlung von Entwürfen zu Besprechungen und Aufgaben für den deutschen Unterricht in den oberen Classen höherer Lehranstalten von Dr. Ferdinand Schultz. 1. Bändchen. 2., durchges. Aufl. Dessau, Paul Baumann 1898. XII u. 141 SS.

1884 erschien die 1. Auflage. Auch dieses Buch, das der Laas'schen Richtung angehört, zählt also nicht zu den Lieblingen. Bequeme Vorlagen bietet es nicht, es will auch mehr sein als ein Aufsatzbuch. Die Aufsätze verbinden Gedankeninhalt mit scharfer Gliederung. Aber das Material, das es dazu verarbeitet, ist zumeist schwer zu bewältigen und lässt sich in Schulaufsätzen nicht leicht bezwingen. Wenn also das Büchlein der Aufsatzübung weniger zu dienen vermag, so wird es doch dem deutschen Unterrichte, der Zusammenfassung und Vertiefung der Lectüre in vielen Fällen zugute kommen. Die neue Auflage ist nur wenig verändert.

Der deutsche Aufsatz in Prima. Von Dr. Fr. Bindseil. 2. Aufl. von Bruno Zielonka. Berlin, N. Gaertner (Hermann Heyfelder) 1899. 143 SS.

1. Auflage 1884. Das Büchlein hat in seinem praktischen Theile durchgreifende Veränderungen erfahren. Von den Dispositionen der 1. Auflage sind 9 ausgeschieden, 17 neu eingesetzt worden. Die Theorie ist auch hier so wenig fruchtbar wie anderwärts, der praktische Theil, der die „Handwerksregeln" an Themen veranschaulicht, und die Dispositionen selbst dürften nicht ohne Gewinn benutzt werden. Es enthält 25 Aufgaben im Anschluss an die Lectüre und ebensoviel freie Themen. Der Autor hat eine gute Auswahl getroffen. Themen, wie Nr. 16: Welche Hindernisse hat die Freundestreue in Schillers Bürgschaft zu überwinden? wird man wohl schon viel früher als in Prima mit Erfolg stellen können.

Aufgaben aus deutschen Dramen, Epen und Romanzen. Zusammengestellt von Dr. H. Heinze und Dr. W. Schröder. 11. Bändchen. Aufgaben aus „Torquato Tasso", zusammengestellt von Dr. H. Heinze. Leipzig, Wilh. Engelmann 1898. VI u. 85 SS.

Die Sammlung bringt 48 Themen. Manches ist sorgfältig disponiert, einzelnes nur angedeutet. Der „Tasso" ist keine leichte Lectüre. Themen im Anschluss an diese Dichtung sind wohl zu erwägen, da hier selbst die Charakteristik ungewöhnliche Schwierigkeiten darbietet. Auch die Sentenzen (38—48) beanspruchen zu ihrer Erörterung zumeist eine Lebenserfahrung, ja Lebensweisheit, die Schüler nicht besitzen.

Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel für die mittleren und oberen Classen höherer Lehranstalten von Franz Linnig. 8., verm. u. verb. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1898. 8°, XII u. 451 SS.

Ein vielbenütztes Buch, das durch Jahrzehnte den Zwecken der Schule gedient hat. Es wäre unbillig, den Wert des Buches

herabzusetzen, um gewisser Einzelnheiten willen, die unsern Beifall nicht finden können. Trotzdem sei darauf hingewiesen. S. 46. Der Sänger. „In einem Burghof, der an den Seiten von Baumwerk eingeschlossen wird, nach hinten aber durch vergoldete Bronzestäbe eine Aussicht nach dem Theile einer Stadt und dahinterliegenden Höhenzügen gewährt, wölbt sich eine hohe Baumgruppe laubenartig zusammen." Wie unbeholfen und wie wenig anschaulich! Was sind „vergoldete Bronzestäbe?" Wahrscheinlich ein Gitter. Was der Theil einer Stadt? Wie ärmlich und an den Haaren herbeigezogen ist die Weisheit, die zum Schlusse aufgetischt wird: „Wir können an demselben lernen, dass der Maler dasjenige, was beim Dichter das Malerischste (!) ist, ungemalt lassen muss, weil jener nur als schon geschehen zeigen kann, was dieser vor unseren Augen entstehen und vergehen lässt." Ich will mich darüber nicht weiter verbreiten; wer das Unpassende solcher Bemerkungen nicht fühlt, dem wird man es nicht beweisen. — S. 48 fehlt der Schluss des Abschnitts. — S. 77. „Er ist Augenzeuge dessen, was geschehen und wie es geschehen ist." Eine sehr nachlässige Ausdrucksweise. — S. 78. Nr. 61. Das Pferd? Inwieferne schließt sich dieses Stück an die Lectüre an? — S. 82. Nr. 65. Der Skalden Preis. Die Einheit des Themas ist ganz äußerlich, es wird nur durch den gesuchten Titel zusammengehalten. — S. 90. „Ein Briefwechsel zwischen Polykrates und Amasis über das außerordentliche Glück des ersteren" ist zwar im Herodot begründet, wirkt aber in der Form, wie ihn das Aufsatzbuch bietet, nur erheiternd. Auf mich wenigstens. Doch das mag Geschmackssache sein. — S. 108. Nr. 87 trägt in Goethes Fischer Anschauungen hinein, die darin nicht zu finden sind und den poetischen Eindruck verderben. — Nr. 88 ist eine Notiz, kein Aufsatz. — S. 110 lehnt der Autor Aufsätze ab, wie: „Bürger, Goethe, Schiller als Balladendichter." Das Thema, das er vorschlägt „Johanna Sebus, ein Balladenstoff für Bürger und Schiller" ist nicht weniger verstiegen. — Nr. 92. „Der germanische Krieger aus dem Weserthal schildert seinen Volksgenossen den Tod des Tiberius". Er hat das Scepter des Kaisers (wahrscheinlich in seinem Tornister) nach Hause gebracht, „das von den Zuhörern neugierig betrachtet wird." Welche Geschmacklosigkeit, welch eine Versündigung an dem Dichter und der symbolischen Kraft seiner Erfindung! — S. 122 „Geschah es da, dass Siegfried, der junge Held, hinausritt ins Land und sich südwärts wandte. Da sah er auf dem Berge ein großes Licht, gleich als brännte (!) ein Feuer. Aber wie er hinzukam, ritt er mitten hinein in die Schildburg; da sah er, dass da ein Mann in voller Rüstung lag und schlief. Dem zog er zuerst den Helm vom Haupte; da sah er, dass es ein Weib war." Mag die Stelle woher immer entlehnt sein, das ist doch nicht ein Deutsch, das von den Schülern nachgeahmt werden soll. — S. 135 „Der Wirt zum goldenen Löwen, im Gedichte Hermanns Vater, ist des Dichters

Großvater gewesen." — S. 145. Die Erklärung „retardierender Motive" ist offenbar falsch; retardierende Motive sind nicht solche, die zurückgreifen, sondern solche, die den Gang der Handlung verlangsamen, aufhalten (z. B. der Ring am Finger Dorotheens, der eine verfrühte Erklärung Hermanns verhindert). — Nr. 130. Deutsche Lindenpoesie. Ein ganz unpassendes Thema, wenn es dabei hauptsächlich auf Stellen aus Dichtern ankommt. — Nr. 134. Wiege und Sarg. „In beide steigen wir selbst nicht." — Nr. 165. „Wer nicht vorangeht, der geht zurücke." In Wirklichkeit lautet dieser Vers aus Goethes Hermann und Dorothea: „Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke." Und „vorwärts gehen" ist doch nicht gleichbedeutend mit „vorangehn", selbst „zurückkommen" nicht mit „zurückgehen".

Deutsche Aufsätze für die unteren und mittleren Classen höherer Schulen, sowie für die entsprechenden Classen der Mittel- und Bürgerschulen von Prof. Dr. O. Boehm. 2. Theil: Entwürfe und Aufsätze nach der deutschen Lectüre. 2., vollst. umgearb. Aufl. Berlin, Gebrüder Bornträger 1898. XII u. 240 SS.

Eine solide und empfehlenswerte Arbeit. Die Lehrer des Deutschen in der 3., 4., 5. und 6. Classe dürften darin mancherlei Brauchbares finden. Sämmtliche Aufsätze schließen sich an Gedichte aus deutschen Lesebüchern und an die Epen (Gudrun, Nibelungen, Odyssee) an. Auch die Themen, die man nicht gutheißen kann, führen doch zumeist willkommenes Unterrichtsmaterial zu, so die, welche einen Commentar zu einzelnen Stellen der Gedichte fordern, oder diejenigen, die das Verhältnis zur Stoffquelle erörtern.

Meditationen und Dispositionen zu deutschen Absolutorialaufgaben für die bayerischen Gymnasien von Dr. Wilh. Wunderer I. Theil. Bamberg, C. C. Buchners Verlag (Rudolf Koch) 1899. VI u. 67 SS.

Der deutsche Aufsatzunterricht auf der Oberstufe der Gymnasien. Grundzüge einer Methodik von Dr. Georg Neudecker. München, R. Oldenbourg VI u. 67 SS.

Diese beiden Schriften, die miteinander in Zusammenhang stehen, seien der Aufmerksamkeit der Fachgenossen nachdrücklichst empfohlen. Wunderer weiß aus Erfahrung, dass die Schüler mit besonderem Interesse an die Bearbeitung früherer Absolutorialaufgaben herantreten. Er bietet daher die Dispositionen zu 25 Themen, die er aus den Aufgaben der letzten 25 Jahre ausgewählt hat. Er hofft, dass eine fleißige Beschäftigung mit diesen Aufgaben das Selbstvertrauen der Schüler heben, und dass auch der bessere Schüler in ihnen viel Anregung finden werde, über manche Frage nachzudenken, an der er sonst vorübergegangen wäre. Er verhehlt sich nicht, dass faule Schüler diese Dispositionen als gute Beute benützen, ja dass fleißige Schüler sie für

das Absolutorium selbst in Erwartung ähnlicher Themen halb auswendig lernen werden. Trotzdem rechnet er auf die Einsicht der Mehrzahl, welche wahren Nutzen höher schätzen als scheinbaren Gewinn. Möge er in seiner Erwartung nicht getäuscht werden!

Die Themen, die vorgelegt werden, sind für die an unseren Gymnasien herrschende Übung typisch. (Der Mensch und die Natur; Griechenthum, Römerthum, deutsche Geschichte, deutsche Literaturgeschichte und Lectüre, das obligate patriotische Thema, das Abituriententhema *κατ' ἐξοχήν*: Rückblick, Ausblick usw.) Für die Behandlung hat sich W. offenbar, wie schon der Titel zeigt, die Meditationen von Schultz zum Muster genommen. Überall ist er bemüht, in einleitenden Bemerkungen die Berechtigung der gestellten Aufgaben durch Hinweise auf die Lectüre der Schüler nachzuweisen. Werden sie aber am Prüfungstage alles so schön geordnet und bereit haben, wie es der Verf. voraussetzt?

Neudecker, der Verf. des zweiten Büchleins, hat sich über Wunderers Unternehmen geärgert, obwohl er, das sei rühmend hervorgehoben, seinem Ärger in sehr maßvoller Weise Ausdruck gibt. Er verweist auf eine fünfundzwanzigjährige Lehrerfahrung und auf seine philosophischen Studien. Er bietet „in knapper Darstellung das Wesentliche einer Aufsatztheorie, die auf die anerkannten Gesetze jeder Gedankenentwicklung begründet ist".

Er ist ein Anhänger der logischen Methode, Gewandtheit in der Denktechnik ist für ihn das wesentliche Ziel des Aufsatzunterrichtes. „Wenn schon die Mannigfaltigkeit möglicher Themate dem Inhalte nach eine unbegrenzte ist, so muss doch das Entwickeln selber auf eine begrenzte Anzahl von Arten beschränkt sein, wenn der Schüler durch Einübung zu einer gewissen Sicherheit darin soll gebracht werden können." Da der Inhalt dem Schüler bekannt sein muss, so beschränkt sich die Aufgabe des Aufsatzunterrichtes auf die Einübung des Disponierens. Der Aufsatzunterricht hat darum auch auf der Oberstufe es nur mit der Technik der Gedankendarlegung zu thun, und diese kennt nur drei Arten, die denn auch in den verschiedenartigen Versuchen, eine „formale Abstufung der Aufgaben" zu construieren, als mehr oder minder klar unterschiedene Stufen zum Vorschein kommen. Eine Gedankenentwicklung kann nämlich entweder die Umfangsverhältnisse von Begriffen durch Abgrenzung derselben (Definieren) oder ihre Inhaltsverhältnisse durch die möglichen Verfahrungsweisen der sachgerechten Gliederung oder die in irgend einem Sinne behauptete Zusammengehörigkeit oder Nichtzusammengehörigkeit von Begriffen durch Begründung, bezw. Widerlegung aufzeigen". Demnach sind die Aufgaben (der Oberstufe) entweder Definitions- oder Gliederungs- oder Begründungsaufgaben. Natürlich ist eine Vereinigung dieser Aufgaben auch denkbar. Die Formulierung des Themas soll also die Art der thematischen Frage erkennen lassen. Dadurch wird die so häufige Überschreitung des Umfanges der gestellten

Frage verhindert werden. Auch die Disposition hat nothwendige Theile, die sich aus der Art des Themas ergeben, das Disponieren ist also bis zu einem gewissen Grade lehrbar. Diese nothwendigen Theile der Disposition werden in einem anderen Capitel erörtert; auch die Anwendung des methodischen Verfahrens wird an Beispielen zur Darstellung gebracht. Dabei zeigt N. wiederholt, dass auch die Musterdispositionen W.s einer schärferen Kritik nicht standhalten. Ein Schlusscapitel behandelt auch die „Rede".

N.s Schriftchen ist voll anregender Gedanken; wenn auch niemand zugeben wird, dass ihm eine Lösung der allgemein als so schwierig erkannten Aufgabe gelungen ist, so zeigen seine Darlegungen doch den Weg, auf dem man zu greifbareren Resultaten gelangen könnte. So einfach allerdings, als er es darstellt, ist die Sache nicht. Was dem philosophisch geschulten Verf. als ein Leichtes erscheint, ist es nicht für Schüler. Ein Aufsatz ist kein Rechenexempel. Mit der Logik allein ist es nicht gethan, es kommen dabei allerlei psychologische Momente in Betracht, deren Wichtigkeit in der Regel gar nicht angedeutet, geschweige denn erkannt wird.

Deutsche Aufsätze nebst Gliederungen und Stoffangaben. Für höhere Lehranstalten, insbesondere für höhere Töchterschulen, sowie zum Selbstunterricht von M. Nellen. Paderborn, F. Schöningh 1899. XII u. 350 SS.

Dieses Buch verdient ausgiebigen Tadel. Die Verfasserin, die in ihren freien Stunden auch dichtet, bedarf noch zu sehr selbst der Unterweisung, um andere mit Erfolg unterweisen zu können. Die Proben, die sie aus ihren „Poetischen Knospen" („Blühender Unsinn" wäre eine viel zutreffendere Bezeichnung) wenig bescheiden herausgreift, um sie zu Goethes und Uhlands Gedichten zu gesellen, gestalten die Lectüre ihres Buches zu einer sehr erheiternden. Auch sonst sorgt die Verf. für die Unterhaltung des Lesers in reichlicher Weise. S. 2 nennt sie Goethes „Hektartropfen", S. 3 wird der „gelähmte Kranich" in Kleists Gedichte im Handumdrehn zu einem „Knaben". Derartige „Druckfehler" finden sich auf jeder Seite. Einzig in ihrer Art ist die Behandlung von Uhlands „Schwäbischer Kunde". Wir erfahren, dass das Gedicht zwar strophenlos ist, dafür aber „vier Hebungen hat", Uhland ist einer unserer „fruchtbarsten" Dichter und das vorliegende Gedicht gehört zu seinen „bestgelungensten". Aus dem an das Gedicht anknüpfenden Aufsatze hebe ich nur eine Prachtstelle hervor: „Als nämlich ein muthwilliger Türke es für besser hielt, die ihm langweilige Art des Schießens durch einen kühnen Säbelschlag auf den Schwaben zu ersetzen, da war für diesen der Augenblick gekommen, wo er zeigen konnte, dass er noch etwas mehr als ein frommer und tapferer Kriegsmann, dass er auch ein echt deutscher Held sein konnte, der zum Schrecken derer, die die Flucht ergriffen,

mit unglaublicher Riesenkraft einen ganzen Haufen Türken wie einen einzigen behandelte und sie sammt Sattel und Pferd in Stücke hieb." Wahrhaftig, es ist keine geringe Sache um so einen „echt deutschen" Helden! Diese Stelle findet sich auf S. 13. Weiter in die Geheimnisse unserer Dichterin einzudringen, fühle ich mich nicht berufen. Freunden „sinniger" Dichtung empfehle ich noch (S. 153) das in seiner Art originelle Gedicht: „Die Linde".

Deutsche Musteraufsätze für alle Arten höherer Schulen zusammengestellt von Dr. Hermann Ullrich, Oberlehrer. Leipzig, Teubner 1899. X u. 268 SS.

Während auf der Unterstufe unsere Lehrbücher den stilistischen Anforderungen nach der Ansicht Ullrichs zumeist gerecht werden, enthalten die der Oberstufe nur sehr wenige Stücke, die als unmittelbare Muster gelten können. Um diese Lücke auszufüllen, legt er in seinem Buche eine Sammlung von 88 Musteraufsätzen vor. Der größte Theil von ihnen ist bekannten Aufsatzbüchern entlehnt. Diesen lässt sich nun wieder der Vorwurf kaum ersparen, dass sie zwar dem Inhalte nach schulgerecht, formell aber keineswegs mustergiltig sind. Andere Aufsätze, die geschichtlichen, culturgeschichtlichen, literarhistorischen Werken entlehnt sind, sind zwar stilistisch mustergiltig oder doch correct, durch ihren Umfang oder durch Überladung mit Einzelnheiten aber wenig schulgerecht. (Man vgl. gleich das 2. Stück „Die mittelalterlichen Burgen", das aus J. Lipperts Deutscher Sittengeschichte entlehnt ist.) 3. Die Schauplätze der Handlung in Schillers „Tell". Schwerfällige Ausdrucksweise. Auf S. 11 dreimal hintereinander: „Hier ist es, wo der Landvogt ...", „Hier ist es, wo er ...", „Hier ist es also, wo er ..." S. 12. „Die Stattlichkeit des Besitzes ist es, die ...", „Die .. Drohungen Gesslers sind es wiederum, die ..." 4. „Beschreibung eines Glockengusses." G. Tschache bietet nicht immer mustergiltige Aufsätze. S. 13. „Man umkleidet nun den Kern mit Lehm und gibt diesem durch eine zweite Schablone, woraus die äußeren Umrisse der Glocke abgeschnitten werden, die beabsichtigte Glockengestalt." Dieser Satz ist kaum verständlich. S. 15 „ausschließlich nur". 9. Inhaltsangabe des ersten Gesanges von Goethes „Hermann und Dorothea". Überaus schwerfällig. Gleich der 1. Satz: „in einem der Thäler vom rechten Ufer des Mittelrheins gelegen." „in den ersten Stunden nach dem Mittag eines Sonntags." „Flüchtlinge, die, durch die der französischen Revolution ..." „Der Apotheker, noch im tiefem Nachdenken versunken." Wie unbeholfen und ermüdend wird die indirecte Rede gehandhabt! 18. „Der anbrechende Abend im Walde." (Wieder von „Tschache".) Der Aufsatz selbst aber bietet eine Schilderung der ganzen Nacht bis zum Morgen. 67. „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet." Ein Satz der Ein-

leitung lautet: „Der von der Süßigkeit der Ferien träumende Knabe, der von Haus zu Haus schleichende Bettler, der auf Beschränkung des Arbeitstages dringende Fabrikarbeiter, der in üppigem Wohlleben seine Zeit verbringende Capitalist huldigen sämmtlich dem Grundsatze des dolce far niente." Darauf folgt ein Citat aus Cicero. Man überlasse solche Tiraden getrost den Zeitungsschreibern, unsere Schüler sollen daran gewöhnt werden, einfach, schlicht, sachlich zu schreiben. Wir sind mit dem Verf. ganz der Meinung, dass eine solche Sammlung von Musteraufsätzen im deutschen Unterrichte kaum Epoche machen werde.

Der deutsche Aufsatz in den höheren Lehranstalten. Ein Hand- und Hilfsbuch für Lehrer von K. Dorenwell. II. Theil. 4. verb. u. verm. (Doppel-) Aufl. Hannover u. Berlin, Karl Mayer (Gustav Prior) 1899.

Die Vorzüge dieses in den mittleren Classen unserer Schulen sehr verwendbaren Buches sind in dieser Zeitschrift schon öfters hervorgehoben worden. Die neue Auflage bietet 248 Aufsätze oder Dispositionen, woran sich noch Briefe und Geschäftsaufsätze anschließen. Auffallend ist die Sorgfalt, die der Herausgeber auf die Titulaturen verwendet, von denen die Schule kaum Gebrauch machen dürfte. Die Sammlung erfreut durch eine Fülle wirklich brauchbarer, im Gesichtskreise der Schüler liegender Aufsätze und durch die schlichte Art ihrer Ausführung. Nicht zu billigen ist die Eintheilung des Buches. Der I. Theil hat die Überschrift: Erzählungen aus der Sage und Geschichte. Aber gleich Nr. 1 „Das Leben in Walhall" ist eigentlich nicht erzählend und würde eher unter I C einzureihen sein; auch die Aufsätze dieser Abtheilung sind nicht erzählender Art. Abtheilung II mit der Überschrift: „Stoffe aus dem naturkundlichen Unterrichte" enthält zumeist Beschreibungen; auch hier finden sich Aufsätze, die später wieder unter die Abhandlungen eingereiht werden. Manches ist doppelt bearbeitet. 217. Welche Vortheile gewährt das Frühaufstehen. 239. Morgenstunde hat Gold im Munde. Die erste Bearbeitung ist weitaus besser, die zweite klebt zusehr an dem Wortlaute des Spruches. Sonderbarkeiten der Sprache begegnen fast nur in den Bearbeitungen von Sagen: S. 7 „Die lichte Farbe des Helden erbleichte", S. 8 „Am siebten Tage" statt „am siebenten T.", S. 9 „Etzels tapferes Ingesinde" st. „Gesinde" oder „Mannen", S. 9 „Als die Mär am Hofe erscholl" st. „Als es bekannt wurde", S. 12 „Die Vögel ließen ihr Abendlied schweigen" st. „Ihr Lied verstummte", S. 14 „redete Gudrun ihm zu" st. „ihn an", S. 17 „der sie (die Fische) würzte" st. „zubereitete", S. 21 „Das ist so Schützen Gewohnheit" st. „des Schützen" u. ä. m.

b) Literaturgeschichte.

Die Behandlung der Deutschen Nationalliteratur in der Oberprima des Gymnasiums an den Hauptwerken Goethes erläutert von Dr. Hermann Steuding. Leipzig, E. A. Seemann 1898. 161 SS.

Ein einleitender Abschnitt orientiert über die Aufgaben des deutschen Unterrichtes in den obersten Classen, gibt methodische Winke über die Behandlung der Dramen und unterscheidet zwischen häuslicher Vorbereitung und Darbietung durch den Lehrer in der Schule, dessen Hauptaufgabe es ist, die Schüler „den Grund" des Vergnügens an solchen Dichtungen begreifen zu lehren. Ausführlicher wird über die Faustlectüre gehandelt. Eine Auswahl, die es dem Schüler möglich macht, wenigstens die Grundgedanken dieser Dichtung zu erfassen, ähnlich der von Klee empfohlenen, sollte den Schülern nicht vorenthalten werden. Daran schließt sich in Schlagworten eine Übersicht über die Entwicklung der deutschen Literatur, die um die beiden Höhepunkte (1200 und 1800) gruppiert wird. — S. 20 ff. „Goethes Leben im Spiegel seiner Hauptwerke." Der so betitelte Hauptttheil des Buches bietet geschmackvolle Analysen von Goethes Hauptwerken (Götz, Iphigenie, Tasso, Elegien, Epigrammen, Idyllen, Balladen, Faust). Sie enthalten trotz ihrer knappen Form sehr beherzigenswerte Winke für die Behandlung dieser Dichtungen und suchen die Grenzen des für die Schule Brauchbaren mit Rücksicht auf das Erlebte in ihnen abzustecken. Wenn für die Behandlung der Faustlectüre soviel Zeit übrig bleibt, als zur Erfassung auch nur der Hauptpartien erforderlich ist, wird man ihre Einführung in den Unterricht nur begrüßen können. Die „bunten Vögel" des V. 11, 216 erklärt St. wenig glücklich durch die „zu vertheilenden Orden". Die Situation ist doch folgende: Fausts Palast, von einem Ziergarten umgeben, ist durch einen „gradgeführten Canal" mit dem Meere verbunden. Lynceus, der Thürmer, sieht am Abend die letzten Schiffe „hafenein" ziehen. Nur „e i n großer Kahn ist im Begriff auf dem Canale hier zu sein". Es ist der mit Mephistopheles und den drei gewaltigen Gesellen. Mephisto lässt die Kostbarkeiten im Palaste (Saal an Saal) aufstellen. Wenn er nun mit den Worten schließt: „Die bunten Vögel kommen morgen, für die werd' ich zum besten sorgen", so meint er ohne Zweifel die übrigen Kähne, die noch im Hafen sind und wegen des Abends nicht mehr ausgeladen werden können. (Dafür sprechen übrigens V. 11147 die „bunten" Wimpel, V. 11163 „der bunte Kahn" und die Bühnenanweisung nach V. 11165 „bunt" beladen deutlich genug.)

Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. Ein Leitfaden für höhere Schulen von Prof. Dr. Anton Ohorn. 3. verm. Aufl. Leipzig. Renger'sche Buchhandlung 1898. VI u. 178 SS.

Das Buch gehört in die Reihe jener Leitfäden, die im wesentlichen Namen, Titel und Jahreszahlen darbieten, in einleitenden

Abschnitten zum Überdrusse oft Gesagtes wiederholen, von den wichtigen Werken geschmacklose Inhaltsangaben einflechten, aber trotzdem, wie die Zahl der Auflagen beweist, ein Lesepublicum finden. S. 13 „Die Hand der Prinzessin ist der Preis der Gewinnung der Brünhilde, der Königin von Island, für Gunther." „Als Gunthers Dienstmann in Brünhildens Augen geht Siegfried mit seiner Gattin nach seinem Reiche." S. 20 „erstaunt von seiner Weisheit", S. 26 „führt ihm die schlaue Freundin sein eigenes Weib zu, welche während der Zeit in ihrem Hause gelebt und so schön geworden, dass es ihr Mann anfänglich nicht erkennt." S. 36 ist die Erklärung von „Lied" und „Leich" sehr mangelhaft, S. 42 „Reden, mit denen die Jugend vergiftet wurden", S. 55 „Einen nicht zu unterschätzenden Gegner fand Fischart an dem Franciskanermönch Thomas Murner." Und doch starb Murner um 1536, während Fischarts literarische Thätigkeit in die Jahre 1570—1590 fällt. Wahrscheinlich verwechselt der Verf. Fischart mit Seb. Brand. S. 68 „Horribilicribifax" statt „Horribilicribrifax", S. 94 „ein Mann, der vielfach die Schattenseiten der Klopstock'schen Richtung ausglich", „wo er den Anfang eines Heldengedichts „Hermann" begann", S. 95 „nach rührend-innigem Abschiede vom treuen Gattenherzen in der kühlen Erde", S. 97 „bildet der Philosoph Demokritos den Mittelpunkt, der mit überlegenem Geiste unter seinen kleinlichen Mitbürgern steht", S. 101 „Reinmarus" statt „Reimarus", S. 105 erscheint Winckelmann als Nachfolger Lessings, S. 109 „Hinweis auf der Bedeutung", S. 110 „wenn er sich dadurch die Feindschaft seines Regenten zuzieht, und dessen (Cid) Leichnam noch, auf das treue Schlachtross Babieca gesetzt, die Feinde schreckt", S. 112 Goethes Gespräch mit Napoleon über den Werther fand nicht „auf dem Schlosse zu Weimar", sondern in Erfurt statt (2. Oct.), S. 119 „Wie bei dem Standbild zu Weimar neben Goethe füglich jener Mann steht", S. 122 Schillers Drama heißt „Die Piccolomini", nicht „Die beiden P.", S. 124 „lässt uns die Fäden verfolgen, die einerseits zum Verrath am Kaiser führen, andrerseits sich um das Haupt des Helden zusammenziehen", S. 125 „den wohl der Ehrgeiz ihm gehen heißt", „gleichsfalls", S. 129 „auf künstlerischem, poetischen Standpunkt", S. 136 „nach langem, schmerzlichen Leiden", S. 145 „aber es ist nur wenig Gold, was glänzt", S. 154 „voll gesundem Humors" usw.

Geschichte der deutschen Literatur als Abriss und Repetitorium für Schüler österreichisch-ungarischer Lehranstalten von Dr. Albert Zipper. 2. umg. u. verm. Aufl. Wien, Schworella u. Heick 1898. XII u. 235 SS.

Das vorliegende Büchlein ist schulmäßiger und besser geschrieben als das soeben besprochene. Auch fällt das Schwergewicht nicht auf Namen und Titel. Es bietet recht ansprechende Charakteristiken der einzelnen Epochen und ihrer Erscheinungen.

auch die Inhaltsangaben sind bei aller Knappheit nicht geschmacklos. Der Verf. führt die Literaturgeschichte bis Laube und Gutzkow, ein specieller Abschnitt ist den österreichischen Dichtern gewidmet. Vereinzelte Verstöße gegen die Rechtschreibung, Sonderbarkeiten der Schreibung und Ausdrucksweise können den Wert des für Schüler gut brauchbaren Büchleins nicht mindern. Schwerverständlich ist folgende Stelle: „Die italienische Reise ist für Goethe von höchster Bedeutung: 1. Der Bruch mit den Anschauungen des Sturms und Drangs ist nun vollkommen; 2. Goethe hat über Ziele und Wege zu deren Erreichung Klarheit gewonnen." Man bezieht „deren" unwillkürlich auf „Anschauungen", während es auf „Ziele" bezogen werden muss. Es hieße vielleicht besser: „über seine Ziele und über die Wege zu ihrer Erreichung". „Dass höchstens einige Novellen Tiecks Anspruch auf Lectüre erheben können", möchte ich nicht behaupten, ebensowenig, dass Grillparzers geniales und köstliches Lustspiel „Weh dem, der lügt!" „thatsächlich ein Schauspiel" ist.

Übersicht über die Entwicklung der deutschen Sprache und Literatur. Für die oberen Classen höherer Lehranstalten von Dr. Rudolf Lehmann. 2. weitergef. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1898. VIII u. 120 SS.

Der verdienstvolle Verf. charakterisiert sein Büchlein in den Vorreden selbst am besten. Es ist „aus der Praxis" hervorgegangen. Es soll nur ein Schema darstellen, das der Lehrer erst mit Geist und Leben erfüllen muss. Namen und Zahlen sind auf das Nothwendigste beschränkt, dagegen wird den allgemeinen Gesichtspunkten, welche der Unterricht den Schülern übermitteln soll, in knapper Form, aber mit einer gewissen Vollständigkeit Rechnung getragen. In der neuen Auflage ist ein Paragraph über die Entwicklung der Verskunst hinzugekommen und der literarhistorische Theil ist bis zu Goethes Tode fortgeführt.

Der erste Theil S. 3—30 handelt von den Ariern, dem indogermanischen Sprachstamm, den germanischen Sprachen und deutschen Mundarten, Lautverschiebung, Entwicklung des Hochdeutschen, Umlaut, Brechung, Ablaut, Bedeutungswandel, Fremdwörtern und Lehnwörtern, Schriftsprache und der Entwicklung der Verskunst.

Der zweite Theil bietet die Übersicht über die Entwicklung der deutschen Literatur bis zu Goethes Tode. Was ich in diesem Theile vermisse, sind zusammenfassende Abschnitte, die in großen Zügen die Entwicklung einzelner Dichtungsgattungen verfolgen: Geschichte des Dramas, des Romans, der Novelle, Ballade, Beschäftigung mit dem Volksliede, Shakespeare in Deutschland, Homer u. dgl. Derartige knappe Übersichten sind ein treffliches Mittel, die einzelnen Zeiträume miteinander zu verbinden und zerstreute Kenntnisse zu sammeln und zu befestigen. Dass Wieland S. 98 mit zehn Zeilen abgethan, Jean Paul nicht einmal genannt

wird, kann man nicht gutheißen. Im übrigen ist das Büchlein wärmstens zu empfehlen.

c) Zur Lectüre.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten herausgegeben von Dr. Bernhard Schulz. I. Theil. Für die unteren und mittleren Classen. 11. Aufl. 1. Abtheilung. Für die unteren Classen. Paderborn, F. Schöningh 1898. XII u. 544 SS.

Seit der 10. Auflage erscheint der erste Theil dieses Lesebuches in zwei Abtheilungen. Während die mir vorliegende 5. Auflage 513 Seiten umfasst, zählt in der 11. Auflage die 1. Abtheilung allein 544 Seiten. Die Einrichtung dieses altbewährten Buches, das in dieser Zeitschrift bereits wiederholt besprochen wurde, ist bekannt: 364 Seiten Prosa, das übrige Poesie. Die Prosa bietet Märchen, Fabeln, Erzählungen, Sagen, Abschnitte aus Volksbüchern. Ein Abschnitt dient der geschichtlichen, einer der beschreibenden Darstellung. Der poetische Theil umfasst eine Auswahl von Gedichten, die in deutschen Lesebüchern fast canonisch geworden ist: epische und lyrische Gedichte, diese mit Recht in geringerer Zahl. Man hat dem Herausgeber seine Behandlung der Texte nicht ganz mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht. Da sein Buch auch stilistische Zwecke verfolgt, hat er überall in den prosaischen Texten ungewöhnliche und volksthümliche Wendungen durch „correctere“ Ausdrucksweisen zu ersetzen gesucht. Das scheint nun allerdings besser geworden zu sein, wenigstens sind die Grimmschen Märchen nicht mehr so grausam behandelt wie früher, auch der Lessing'sche Text ist wieder stellenweise zu seinem Rechte gekommen. J. Schmidt, der erst jüngst ein kleines Heftchen über die deutsche Prosa herausgegeben hat, hätte freilich noch immer Grund genug, bitter böse zu werden über die zahlreichen „Wald“, „Leib“ u. ä., die Schulz unbekümmert um Hiatus und Rhythmus in der Prosa zu „Walde“, „Leibe“ usw. „verbessert“ hat. Die zahlreichen Sagenauszüge, die sich im Buche finden, vertrügen eher die bessernde Hand, was den Gebrauch der Pronomina und der Tempora betrifft. Unbedingte Pietät sollte man den poetischen Texten entgegenbringen. S. 370 „Sie kommen, da kommt schon ....“ Die Weimarer Ausgabe liest: „Sie kommen. Da kommt schon ....“ S. 371 „Nur still, Kind!“ W. A.: „Nur stille, Kind!“ Str. 5 „Kinderlein“. W. A.: „Kindelein“. — Stück 47 und 55 sind fast gleichen Inhaltes, eines konnte wegbleiben.

Die Tragik in Schillers „Jungfrau von Orleans“ in neuer Auffassung dargelegt von M. Evers. Leipzig, Teubner 1898. IV u. 68 SS.

Evers vertheidigt in diesem Schriftchen (Abdruck aus Lyons „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ 12. Jahrg. 1898. 2. u. 3. Heft) seine Auffassung der Montgomeryscene, die er „geradezu

für die Achse der Tragik" halten muss. Durch diese „eigenhändige Tödtung eines Menschen" hat Johanna „als Weib" die „zuerst auch von ihr selbst eingehaltene Grenze" überschritten. Durch „Selbstverblendung" schreitet sie zur „Vermessenheit" fort. Darum findet er „wie in allen Schiller'schen Stücken, so auch hier die eigentliche Wurzel von Schuld und Tragik in der Hybris und der Ate, also in dem, was in aller Bühnen- und in aller Menschheitstragik auch des wirklichen Lebens fast immer die recht eigentliche Grund- und Hauptschuld bildet". Dadurch ändert sich natürlich auch die Auffassung der Lionelscene. Johannas rasch aufflammende Liebe zu Lionel ist nicht die Hauptschuld, sondern eine Folgeschuld, eine Fügung der Nemesis. Nicht darin sei ihre Schuld begründet, dass sie „ihr Gelübde gebrochen", sondern darin, dass sie in Vermessenheit glaubt, jeden Gegner persönlich tödten zu müssen. Diese Auffassung hat viel Ansprechendes, sie bemüht sich, uns die Gestalt der Prophetin gewissermaßen menschlich näher zu bringen, trotzdem kann ich mich ihr nicht anschließen. Ich bin davon überzeugt, dass der schaffende Dichter zuerst die Lionelscene geschaut hat und dass die Montgomeryscene nur ersonnen ist, um die Wirkung der ersteren zu verstärken. Die Tragik aber ist darin zu suchen, dass ihr als Weib eine Aufgabe zutheil wird, die sie mit Heldengröße auf sich nimmt, der sie aber im entscheidenden Augenblicke, weil sie ein Weib ist, doch nicht gewachsen ist.

Eine methodisch-ästhetische Skizze im Anschlusse an Goethes Iphigenie von N. Wickerhauser. Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1897. 40 SS.

Die Verfasserin, die an einem Agramer Mädchen-Lyceum deutschen Unterricht ertheilt, gibt über die Veranlassung dieser Schrift selbst offenherzigen Aufschluss. „Auch ein freundschaftlicher Rath hätte mich nicht bewegen können, diese Zeilen in Druck erscheinen zu lassen, wäre nicht der Erfolg meiner Classenarbeit ein in jeder Hinsicht befriedigender gewesen. Die jungen Mädchen schrieben auf Grundlage einer Schulausgabe, ohne irgend einer (!) Anleitung meinerseits, Inhaltsangaben und Recensionen über alle in der Schule überhaupt zulässigen hervorragenden Dichtungen, deren Länge oft kaum mit dem Zeitraume einer Stunde übereinstimmte, und lasen diese von der Lehrkanzel herab, damit der Classe nichts davon entgienge." Die Schrift selbst macht einen peinlichen Eindruck. Die Verf. ringt mit dem Ausdruck. Sie hat eine Menge Bücher gelesen und nimmt es mit ihrem Berufe gewiss sehr ernst. Gleichwohl ist sie nicht imstande, ihre Gedanken in logischer Ordnung zum Ausdruck zu bringen. Sinn und Unsinn sind in dieser Schrift in sonderbarster Weise gemischt. Die Lectüre von Gustav Freytags Technik des Dramas, Fricks Wegweiser durch die classischen

Schuldramen und anderer Erklärungsschriften haben sie völlig confus gemacht. Sie construiert eine Reihe geometrischer Figuren, um die Handlung des Dramas zu veranschaulichen; alles nur andeutend, immer wieder von ihrem Gegenstande abschweifend, bringt sie, wie sie es nennt, eine „formal-ästhetische Übung" zustande, die an Verworrenheit nichts zu wünschen übrig lässt. Im Anschlusse daran versucht sie „den christlichen Gehalt dieser Dichtung flüchtig zu skizzieren". Die Arbeit schließt mit einem flammenden Protest gegen die neueste Zerstörungsliteratur. Ibsen und Zola, Tolstoi und der arme Nitzsche erfahren eine grausame Behandlung, obwohl die Verf. offen gesteht, ihre Schriften „in Masse niemals gelesen zu haben". Doch sieht sie „diese krankhaften Ausgeburten als eine Erscheinung an, der man eine Riesenkatharsis im Weltendrama zu danken haben wird". Wir haben kein Recht dazu, die Erfolge der Verf. in der Schule anzuzweifeln, aber derartigen Auseinandersetzungen, wie sie in dieser Broschüre vorgelegt werden, hat sie dieselben gewiss nicht zu verdanken.

Schöninghs Ausgaben deutscher Classiker mit Commentar. Ergänzungsbände II. Dichter der Freiheitskriege. Gedichte von Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert, Staegemann, Uhland u. a. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Dr. M. Schmitz. Paderborn, Schöningh 1898. VIII u. 178 SS.

Eine sehr reichhaltige Sammlung mit ausführlicher Einleitung (S. 1—40). Sonderbar berührt gleich anfangs der Satz: „Die Wirksamkeit der Romantiker fällt hauptsächlich in die Jahre 1805 —1825." Da hätte doch zwischen der älteren und der jüngeren Romantik unterschieden werden sollen. Collin, dessen Wehrmannslieder allerdings vor das Jahr 1813 fallen, hätte wenigstens eine Erwähnung verdient. Überhaupt wird in derartigen Sammlungen der Antheil Österreichs an den Befreiungskriegen geflissentlich in den Hintergrund gedrängt. Wenn der Herausgeber die Wirksamkeit Arndts weit über die Freiheitskriege hinaus verfolgt, so hätten doch auch die Ereignisse vor 1813, insoferne sie dichterischen Ausdruck gefunden haben, nicht übergangen werden sollen. (Vgl. etwa Stägemanns Kriegsgesänge aus den Jahren 1806—13). Das Bild hätte dadurch an Vollständigkeit gewonnen.

Mein Vaterland mein Österreich. Sammlung österreichisch-patriotischer Citate und Dichtungen. Unter Mitwirkung von R. Barach, M. Halm, Prof. A. Pandler, S. Hermann, Ferdinand von Saar, Ad. Trabert, W. Wenhardt, F. M. Wendt u. a. herausgegeben von Heinrich Herb. Wien, Leopold Weiß (I., Lothringerstraße 15) 1898.

An dieser Sammlung ist nur die patriotische Tendenz erfreulich. Die Auswahl bietet viel leeres Reimgeklingel, das bei gewissen Anlässen, wenn eine erhöhte Stimmung vorhanden ist, seine Schuldigkeit thun mag, in solchen Massen zu Markte gebracht in dem Leser aber nur das Gefühl der Öde zurücklässt.

Auch die Citate, die häufig Gedichten von geringem Umfange entnommen wurden, sind zumeist so unbedeutend, dass jede tiefere Wirkung ausbleibt.

d) Grammatik.

Sprachbuch für Elementarclasse II (Vorbereitungsschule), Unterclassen höherer Lehranstalten, Töchter- und Präparandenschulen bearbeitet für die Hand des Lehrers und der Schüler von St. Straub, Oberlehrer. 2. verb. Aufl. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung 1898. V u. 178 SS.

„Vereinigte Grammatik und Orthographie" lautete der Titel der 1. Auflage. Nun erscheint das Büchlein in erweiterter Form und will nicht allein der Elementarclasse II (Vorschule einer höheren Lehranstalt), sondern auch den unteren Classen höherer Lehranstalten dienen. Trotz seiner Schwerfälligkeit verdient es die Beachtung der Lehrer des Deutschen in der I. und II. Classe unserer Gymnasien. Auf dieser Stufe kommt es ohne Zweifel mehr auf Übung an als auf das Auswendiglernen complicierter Regeln und Definitionen, mit denen unsere Lehrbücher nur zu dicht gespickt sind. Das vorliegende Buch ist im wesentlichen Beispielsammlung. Aus den Beispielen werden die Regeln abgeleitet. Eigenthümlich ist die Vereinigung orthographischer Übung mit der Grammatik. Nachdem z. B. die Schüler im Erkennen der wichtigsten Wortarten (§. 9—15) geübt sind, beginnen §. 16 ff. die orthographischen Übungen, denen die erworbene Einsicht in die Wortarten sofort zugrunde gelegt wird. Schwerfällig ist das Buch, da zumeist des Guten zuviel geboten wird. Wenn etwa das schwache Verbum erledigt ist, so heißt es: Conjugiert folgende Zeitwörter! Und nun werden wohlgezählt 151 schwache Verba angeführt. Das Material zu solchen Übungen findet sich ja doch überall, wozu so langweilige Aufzählungen, die den Umfang des Buches unnöthig anschwellen. Reimregeln wie die nachfolgende, die allen Regeln der Metrik und des guten Geschmackes hohnsprechen, wären besser weggeblieben:

Merke: Wenn die Frage wohin? heißt,
Setz' den Accusativ dreist!

S. 131: Die Objectsätze werden (S. 132) Objectivsätze genannt. S. 143: Komma steht vor dem bezüglichen Fürwort, z. B. wer lügt, der stiehlt. Die Beispiele sind zuweilen recht abgeschmackt: S. 113 Wenn das Bienchen wüsste, dass es, wenn es steche, sein Leben lassen müsste, so stäche es nicht. S. 114 Katzen stehlen gern und fressen das Gestohlene im Verborgenen; sie stählen und fräßen noch viel mehr, wenn sie Gelegenheit dazu hätten.

Elementargrammatik der deutschen Sprache für höhere Unterrichtsanstalten von Prof. H. Heidelberg. 9. sehr verm. u. verb. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1898. 97 SS.

Die 9. Auflage dieses trefflichen Lehrbuches, das sich durch eine gewisse Sauberkeit der Form und die Knappheit seines In-

haltes empfiehlt, hat in einzelnen Partien der Satzlehre eine gänzliche Umarbeitung erfahren (Begriff und Bestandtheile des Satzes, Prädicativ, Object), was zumeist auf die Kern'schen Anregungen zurückzuführen ist. S. 3 Die Betonung von wahrháftig schwankt, dagegen habe ich nie anders sprechen gehört als theilhaftig. S. 5 befiehlt die Regel: zustande kommen, S. 24 schreibt der Verf. selbst: zu Stande gebracht. S. 30 Eine Vorsilbe „emp“ wird auch dem Sprachgefühle der jüngsten Schüler zuwider sein. Den Lehrern des Deutschen in der 1. und 2. Classe sei das Buch wärmstens empfohlen, es lehrt, wie der grammatische Stoff, den unsere Schulgrammatiken bieten, auf diesen Stufen des Unterrichtes eingeschränkt werden kann und soll.

Kurzer Abriss der Satzlehre von Bräuning, königl. Gymnasialdirector. Meldorf, Max Hansen s. a. 20 SS.

Um der Verwirrung, die durch die Verschiedenheit der Auffassung in den Schulgrammatiken bei den Schülern entstehen muss, zu begegnen, ist der vorliegende Abriss der Satzlehre verfasst und in den Berathungen des Meldorfer Lehrercollegiums zum allgemeinen Gebrauche angenommen worden. Dabei wurde das Deutsche zugrunde gelegt; auf die verwandten und abweichenden Erscheinungen des Lateinischen und Griechischen, gelegentlich auch des Französischen wird in Anmerkungen Rücksicht genommen. Römische Ziffern am Rande weisen jeder Classe (VI—III) ihr Pensum zu. Überall wird die knappste Fassung angestrebt. So wird bei den Bedingungssätzen nur der reale und der irreale Fall unterschieden. Der potentiale Fall gehört mit zur ersten Kategorie. Die wenigen Blätter dürften in der Hand der Schüler der festen Einprägung der wichtigsten Kategorien und in der Hand der Lehrer dem Interesse eines einheitlichen Vorgehens nicht geringe Dienste leisten.

Wien. Fr. Spengler.

Englische Lehrbücher und Textausgaben.

Grammatik der englischen Sprache von Dr. Oscar Thiergen, Professor am königl. Cadetten-Corps zu Dresden. Im Anschlusse an das Lehrbuch der englischen Sprache für den Schulgebrauch bearbeitet. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1897. XII u. 201 SS.

Diese Grammatik, die als ein Parallelwerk zu der „Grammatik der französischen Sprache von Dr. Otto Boerner“ zu betrachten ist, zerfällt in drei Abschnitte: I. Die Lautlehre (S. 1—14), II. Die Wortlehre, mit Einschluss der Hauptregeln der Satzlehre (S. 15—83), III. Die Syntax (S. 84—176). In einem Anhang folgen noch Belehrungen über die Satzzeichen, die Silbentrennung und den Gebrauch großer Anfangsbuchstaben, ferner das Wichtigste aus der Metrik, Wortbildung und Synonymik.

Im ersten Abschnitte werden die englischen Laute nach den einschlägigen Arbeiten von Sweet, Schröer, Sievers, Storm, Trautmann, Vietor und Western erklärt und neben die in historischer Orthographie gegebenen Musterwörter phonetische Umschriften gesetzt, die zur Unterstützung des Schülers beim häuslichen Einüben der Laute und Lautbilder dienen. Diese Transscriptionen werden gelegentlich auch in den übrigen Theilen des Buches angewendet. Warum werden die Wörter *glasses* [glā'siz] S. 18 und *ghastly* [gā'stl[1]] S. 189 mit dem nordenglischen ā statt mit dem Londoner ā gelesen? Die Regeln der Formenlehre und Syntax sind knapp gehalten und werden stets, wie es die inductive Methode erheischt, aus vorangestellten Mustersätzen abgeleitet. Im Hinblick auf eine neue Auflage des Buches wollen wir im Folgenden einige Punkte, die unseres Erachtens eine Berichtigung verdienen, herausheben. S. 27 „*has not your brother? has not your brother had?*": S. 31 „*is not your brother? has not your brother been?*"; S. 36 „*Did you not call? Have you not called?*" In den vier ersten Fragen steht *not* nach dem Hilfszeitworte, in den beiden letzten steht es nach dem invertierten Subjecte. Es hätte bemerkt werden sollen, dass die erstere Wortstellung in der gesprochenen, die letztere in der geschriebenen Sprache vorgezogen wird. — In dem alphabetischen Verzeichnisse der starken und unregelmäßigen Verben (S. 49) fehlt bei *dare* neben dem veralteten starken Präteritum *durst* die moderne schwache Nebenform desselben *dared*. — Zu den zweisilbigen Adjectiven, die auf deutsche Art compariert werden (S. 64), gehören auch diejenigen auf *-er*, wie *clever*, *bitter*. — S. 68 „Das Object darf im Englischen nicht durch das Adverb vom Verb getrennt werden." Dazu vgl. Henry Sweet, *A New English Grammar*, II. *Syntax* (Oxford 1898), S. 20: „When one of two modifiers is a lengthy group, the shorter verb-modifier is often allowed to precede even if it would otherwise follow, as in *he heard again the language of his nursery*." — S. 86 „Die Verben *to dare* „wagen, dürfen" und *to need* „brauchen" haben als Hilfsverben auch bei der Verneinung mit *not* kein *to do*." Dass die Verba *to dare* und *to need* sowohl in der Frage als auch bei der Verneinung mit *not* ziemlich oft mit *do* umschrieben werden, habe ich in den „Englischen Studien", Band XXIV, S. 78 f. bewiesen. — S. 97 „*You and I shall be too late.*" Vgl. H. Sweet, a. a. O. S. 94: „Such combinations as *you and I*, *we three*, *we all* take *will* instead of *shall*: *I expect you and I will get there first*." — S. 106 „Dabei sei noch bemerkt, dass in den verneinten Finalsätzen die Conjunction „dass nicht" *lest* heißt und dies stets den mit *should* umschriebenen Conjunctiv nach sich hat." Dass die Conjunction *lest* auch mit *may*, *might* verbunden werden kann, lehrt mein Aufsatz „Beiträge zur englischen Grammatik" in den „Engl. Stud.", Bd. XX, S. 402. — S. 111. Nicht nur die Namen der Jahreszeiten, sondern auch die Namen der Tage

werden häufig mit dem bestimmten Artikel gebraucht. — S. 113. „Ohne Artikel gebraucht man ferner die Worte *school*, *church*, *prison*, *bed*, *change* (Börse), *court* in übertragener Bedeutung"; wie der Zusatz „in übertragener Bedeutung" zu verstehen sei, ist mir unerfindlich. — S. 114. „Gewichts-, Maß- und Zeitangaben werden im Englischen mit dem unbestimmten, im Deutschen mit dem bestimmten Artikel gesetzt." Vgl. H. Sweet, a. a. O. S. 63: „The definite article is also used: *two shillings the pound*." — S. 123. „*like* und *unlike*, *opposite* und *near* sind mit dem Accusativ verbunden." Vgl. H. Sweet, a. a. O. S. 50: „The common case after adjectives and adverbs of nearness and likeness — which is a direct descendant of an Old-English dative — is still felt rather as an indirect than as a direct object, as shown by the frequent substitution of the prepositional dative: *come nearer to the fire! like to or unto*." — S. 148. In dem Satze *Have you put sugar enough in your tea?* ist *enough* nicht Adverb, sondern Adjectiv! — S. 192. *ancient* heißt nicht, wie das französische *ancien*, „ehemalig"; darum muss „*my ancient teacher*" in „*my former teacher*" geändert werden.

Trotz der angeführten, zum Theil geringfügigen Mängel ist das gut gedruckte und schön ausgestattete Buch zum Schulgebrauche bestens zu empfehlen.

H. Plate, Lehrgang der englischen Sprache in zeitgemäßer Bearbeitung. I. Grundlegender Theil. 75., der Neubearbeitung 10. Aufl. Dresden, L. Ehlermann 1899. VIII u. 271 SS.

Das vorliegende Buch stimmt in Bezug auf Einrichtung und Inhalt im wesentlichen mit dem in demselben Verlage erschienenen „Lehrgang der englischen Sprache" von Degenhardt [1]) überein. Es unterscheidet sich von diesem nur dadurch, dass es zwischen der „Leselehre" (S. 1—20) und der „Elementargrammatik" (S. 76 bis 167) eine „Erste Einführung in die Sprache" enthält, worin die Schüler im Anschluss an zusammenhängende Gesprächs- und Lesestoffe in die Elemente der englischen Formenlehre eingeführt werden. Im „Lesebuch" (S. 180—216) ist das von der Kritik verurtheilte Lesestück „*Macbeth*" durch zwei kürzere (30. *Letters of Recommendation* und 31. *The Hand*) ersetzt worden. Zu dem grammatischen Theile des „Lehrganges" ist zu bemerken, dass auch die zweisilbigen Adjectiva auf *-er* auf deutsche Weise gesteigert werden können (S. 91), dass „*this my illness*" (S. 139) im höheren Stile wohl zulässig ist und dass es im „Verzeichnis der starken und unregelmäßigen Verben" statt „*shrink, shrunk, shrunk*" (S. 179) heißen soll: „*shrink, shrank (shrunk), shrunk*".

---

[1]) Siehe diese Zeitschrift, Jahrg. 48 (1897), S. 414.

Englische Vocabularien zur Benutzung bei den Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens von Dr. Ewald Goerlich, Oberlehrer am Realgymnasium zu Dortmund. 1. Bändchen: Die Stadt (36 SS.); 2. Bändchen: Der Winter (25 SS.); 3. Bändchen: Der Sommer (26 SS.); 4. Bändchen: Der Herbst (29 SS.). Zugleich im Anschluss an die bei Ed. Hölzel in Wien erschienenen gleichnamigen Anschauungsbilder. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch) 1897—1898.

Diese „Vocabularien" dienen dazu, einerseits dem Lehrer, der die bekannten Hölzel'schen Anschauungsbilder zur Vornahme von Sprechübungen benützt, das zeitraubende Dictieren oder Anschreiben der dem Schüler unbekannten Wörter und Wendungen zu ersparen, andererseits diesem eine Handhabe zur häuslichen Wiederholung des in der Schule gelernten Gesprächsstoffes zu bieten. Sie zerfallen zweckmäßig in mehrere Abschnitte, die den einzelnen auf den Bildern befindlichen Gruppen entsprechen und deren Wort- und Phrasenmaterial auch zu eingehenden Beschreibungen und Schilderungen der auf den Bildern dargestellten Scenen vollkommen hinreicht. Um den Schüler bei der häuslichen Nacharbeit vor groben Aussprachfehlern zu bewahren, versieht der Verf. zum erstenmale vorkommende Wörter mit Accenten oder fügt ihnen in Klammern die Aussprache des betonten Vocals bei. Nach dem im Vorworte zum 2. Bändchen dargelegten Systeme sind folgende Aussprachebezeichnungen unrichtig: Bd. 1, S. 10 usual (jūšuel), S. 22 colli'sion (iš), S. 25 enclosure (o^u^š); Bd. 2, S. 9 swallow (ɔ), S. 20 walk (ŏk); Bd. 3, S. 7 apricots (æ), S. 8 wasps (ɔ), washed (ɔ), S. 13 work (œ), S. 26 pigeons (iž); Bd. 4, S. 7 swallow (ɔ), S. 22 machine (i). Im Texte sind folgende Druckfehler stehen geblieben: Bd. 1, S. 34 *at* is (statt it is); Bd. 3, S. 8 d*i*lightful, S. 13 the corn *it* cut, S. 14 shirtleeves (st. shirtsleeves), keeps o*f* (st. off), high*t* boots, frig*th*ened.

The Heroes of English Literature. Aus englischen Originalen ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Woldemar Rost, Oberlehrer an der Guerickeschule zu Magdeburg. Mit 5 Dichterbildnissen. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder) 1898. VIII u. 134 SS. (30. Bändchen der „Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit von Bahlsen und Hengesbach.)[1]

Dieses Bändchen bringt aus der Feder verschiedener englischer Literarhistoriker kurze Lebensbilder folgender englischer Dichter und Schriftsteller: Geoffrey Chaucer, John Wycliffe, Edmund Spenser, Christopher Marlowe, William Shakespeare, Francis Bacon, Ben Jonson, John Milton, John Dryden, John Locke, Daniel Defoe, Addison, Steele, Jonathan Swift, Alexander Pope, Samuel Richardson, Henry Fielding, Tobias Smollet, David Hume, Oliver Goldsmith, Samuel Johnson, Laurence Sterne, Edward Gibbon, Robert Burns,

[1]) Siehe diese Zeitschrift, Jahrg. 46 (1895), S. 64 f. u. 628 f.

Lord Byron, Sir Walter Scott, Thomas Moore, Percy Bysshe Shelley, Richard Brinsley Sheridan, William Wordsworth, Samuel Taylor Coleridge, Robert Southey, Thomas Babington Macaulay, William Makepeace Thackeray, Charles Dickens, Edward Bulwer Lytton, Thomas Carlyle, Alfred Tennyson. Dazu kommen noch die Charakteristiken der amerikanischen Autoren Washington Irving, Henry Wadsworth Longfellow, Edgar Allan Poe, Francis Bret Harte und Mark Twain.

Da das Büchlein dem Schüler die Kenntnis des Lebens und Wirkens der bedeutendsten Vertreter der englischen Literatur in guter moderner Prosa vermittelt, so ist es zur Schul-, wie zur Privatlectüre auf der Oberstufe vorzüglich geeignet.

Thomas Babington Macaulay, Lord Clive, ein Essay. Erklärt von Prof. Dr. K. Böddeker, Director der Kaiserin Auguste Victoria-Schule in Stettin. 3. Aufl. VI u. 112 SS. Dazu ein Heft »Anmerkungen« 63 SS. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1899. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Wie beliebt die Lectüre des historischen Aufsatzes „Lord Clive“ von Macaulay ist, beweist der Umstand, dass sowohl die Ausgabe Kressners (Französische und englische Schulbibliothek von Dickmann, Bd. 16), als auch die vorliegende Böddeker'sche Ausgabe bereits in 3. Auflage erschienen ist. Als eine erfreuliche Neuerung muss es bezeichnet werden, dass die Anmerkungen, die früher in Fußnoten gegeben waren, nunmehr in einem vom Texte getrennten Hefte vereinigt sind, ferner dass dem Texte ein alphabetisches Verzeichnis der Eigennamen mit phonetischer Bezeichnung der Aussprache beigegeben worden ist. Der Commentar des Herausgebers ist in sachlicher wie in sprachlicher Beziehung überaus gründlich und gelungen. Wenn ihm irgendein Vorwurf gemacht werden könnte, so wäre es der, dass er in seiner Gründlichkeit zuweit geht und Dinge bespricht, die zwar für den Philologen interessant, aber für den Schüler überflüssig sind. Dahin gehört z. B. die Aufzählung sämmtlicher Bedeutungen, die ein bei Macaulay vorkommendes Wort überhaupt haben kann (S. 4 *character*, *stock* etc.) oder die genaue Angabe des Etymons bei Wörtern, wie *gruel* (S. 16), *company* (S. 38), *threshold* (S. 56) usw. Geradezu schädlich sind etymologische Angaben, wie S. 27: „Es (sc. *odd*) wird in der Regel abgeleitet von einem nordischen Worte „oddi“, ungleiche Zahl. Nach Mätzner ist es verwandt mit unserem Adjectiv „öde“.“ Geschmacklos ist die Bemerkung S. 23: „*the dregs* die Hefe, ist lautlich verwandt mit dem deutschen Worte Dreck.“ Zu der Stelle „*an ancient Nabob*“ wird S. 13 bemerkt: „Wie nach älterem Sprachgebrauche *old* noch heute vorkommt in Verbindungen, in denen man *ancient* erwarten sollte (z. B. merry Old-England), so wird auch *ancient* in der Bedeutung „bejahrt“ gebraucht“; dem gegenüber muss hervorgehoben werden, dass das englische *ancient* nicht die Bedeutung des franz. *ancien* „ehemalig“ hat, sondern

dass es soviel wie „*very old*", „uralt" bedeutet. Ebenso ist auch das englische *proper* nicht mit dem franz. *propre* zu verwechseln, indem es nicht mehr wie dieses „eigen" (S. 40) bedeuten kann. In stilistischer Beziehung hätte zu der Stelle *fortunate and lucky*, die der Herausgeber S. 18 mit „von Geschick und Zufall begünstigt" übersetzt, erwähnt werden sollen, dass dies eine jener Verbindungen zweier synonymer Begriffe ist, die im Englischen seit den ältesten Zeiten so beliebt sind; vgl. auch S. 49, Z. 3 *close and narrow*, S. 49, Z. 12 *laughed and jested*, S. 71, Z. 4 *stanch and firm*. Schließlich hätte es der Herausgeber nicht unterlassen sollen, diejenigen historischen Angaben Macaulays, die von der späteren Forschung als unrichtig erwiesen worden sind, in den Anmerkungen zu berichtigen. So hätte der Satz „*Clive committed great faults*" (S. 107, 15) unter Hinweis auf neuere Arbeiten, wie z. B. das Buch „*Lord Clive and the Establishment of the English in India by Colonel G. B. Malleson, Oxford, Clarendon Press, 1895*", leicht widerlegt werden können.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.[1]) 1. English Fairy Tales. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. L. Kellner. VIII u. 136 SS. Preis geb. 75 kr. — 2. Stories for the Schoolroom by various authors. Für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Bube. XV u. 175 SS. Preis geb. 90 kr. Wien u. Prag, F. Tempsky 1899.

1. Auf eine „Einleitung", in der uns Prof. Kellner zunächst den Unterschied zwischen den englischen „*fairy tales*" und den deutschen „Märchen" erklärt und dann auf die Quellen und Motive der von ihm abgedruckten Proben kurz hinweist, folgt der „Text", der folgende „*fairy tales*" enthält: Dick Whittington and his Cat; Jack the Giant-Killer; Jack and the Bean-stalk; The History of Tom Thumb; The Adventure of Cherry of Zennor; The Princess of Colchester; Childe Rowland; The King of the Cats; The Blinded Giant; Bomere Pool; The Origin of the Wrekin; Kate Crackernuts; Beauty and the Beast. Diese zum Theile phantastischen, zum Theile sagenhaften Geschichten zeichnen sich durch einen frischen, volksthümlichen Ton aus und eignen sich schon auf der Unterstufe des englischen Unterrichtes als Classen- oder Privatlectüre. Jedenfalls werden diese echten „*English Fairy Tales*" die für die Kinderstube berechneten Bearbeitungen, wie z. B. die der Mrs. Craik, oder gar die englischen Übersetzungen Grimm'scher Märchen vollständig aus den deutschen Schulen verdrängen. In den „Anmerkungen" (S. 89—105) werden alle sachlichen und sprachlichen Schwierigkeiten in vollkommen entsprechender Weise erklärt. Besonders zu loben ist es, dass der Herausgeber nicht

[1]) Siehe diese Zeitschrift, Jahrg. 48 (1897), S. 368 f., Jahrg. 49 (1898), S. 342, Jahrg. 50 (1899), S. 40 f.

nur alles Idiomatische, Archaische und Dialectische des Textes sorgfältig verzeichnet, sondern dass er auch auf volksthümliche Züge, durch die sich die Darstellung der *fairy tales* ganz besonders auszeichnet, wie z. B. die Alliteration und die Tautologie, aufmerksam macht. Im Hinblick auf eine neue Auflage des Buches mögen hier einige Winke zum Commentar vorgebracht werden: S. 90 „*Lay* = *lie* ist jetzt in der gebildeten Umgangssprache verpönt, war aber früher ganz gewöhnlich und ist bei Shakespeare, Pope und Scott anzutreffen.“ Dass sich auch neuere Romanschriftsteller nicht ganz von der Verwechslung der genannten zwei Verba losmachen können, beweist folgende Stelle aus einem Briefe des Charles Dickens an Wilkie Collins vom 20. September 1862: „There is one slight slip, occurring more than once, which you have not corrected. Magdalen „laid down“, and I think some one else „laid down“. It is clear that she must either lay herself down, or lie down. To lay is a verb active, and to lie down is a verb neuter, consequently „she lay down“, or „laid herself down“.“ — S. 93 „*Say'st thou so*, ei, ei!“ Es hätte bemerkt werden sollen, dass hier eine nicht mit *do* umschriebene Frageform vorliegt, wie sie von einigen Verben, so besonders von *to say* noch in der neuesten Zeit vorkommt. — S. 101 „*Nobility and gentry*, hoher und niederer Adel; zum letzteren gehören die *Baronets* und *Knights*.“ Der Ausdruck „*gentry*“ darf nicht mit „niederer Adel“ übersetzt werden; denn zur *gentry* gehören nicht nur die *baronets* und *knights*, sondern auch alle begüterten und gebildeten Leute ohne Adelstitel. — In dem „Wörterverzeichnis“ (S. 117—136), dessen Angaben durchaus verlässlich sind, wird die Aussprache jedes englischen Wortes, wie in den übrigen Bändchen dieser Sammlung, durch die Walker'schen Zeichen dargestellt. Folgende Versehen sind stehen geblieben: S. 113 *cŭr'rent* (st. *cŭr'rent*), S. 118 *fûr'rōw* (st. *fŭr'rōw*), S. 121 *ĭncôr'rigible* (st. *ĭncŏr'rigible*), S. 126 *pī'rāte* (st. *pī'răte*).

2. Das von Fräulein Johanna Bube herausgegebene Bändchen bringt acht, zum Theile märchenhafte Jugenderzählungen, wovon die ersten sechs von den Schriftstellerinnen Jean Ingelow, Roma White, Miss Alcott, Julia Goddard und die übrigen zwei von den Schriftstellern Ascot Hope und Robert Overton geschrieben sind. Sie eignen sich wegen ihres kindlichen Inhaltes und ihrer leichten Sprache, wie die *English Fairy Tales*, für den ersten oder zweiten Jahrgang des englischen Sprachunterrichtes. Commentar und Wörterverzeichnis entsprechen allen Anforderungen, die man an eine gute Schulausgabe stellen kann. Einige Bemerkungen sollen zeigen, wie aufmerksam Ref. die Arbeit der Herausgeberin verfolgt hat. S. 98 „*Resolute* und *determined* sind Synonyme. *Resolute* — entschlossen, beherzt — bezeichnet eine Charaktereigenschaft. *determined* bezieht sich meist auf eine einmalige Entschließung; Also hier etwa: Er ist hart und unbeugsam, und sein Entschluss

[illegible]" Ebenso, wie derartige tautologische Verbindungen, sind im Englischen auch alliterierende Bindungen (S. 43 *lasting and lovely*, S. 45 *lucky and laughing*, S. 46 *smoked and smelled*, [illegible] *hungry hound*, S. 47 *coffee and cakes*, S. 49 *the biggest and [illegible]*) sehr beliebt. — S. 99 „*It's a dark night enough* würde in der gebildeten Umgangssprache heißen: *the night is dark enough*." Dass die erstere Ausdrucksweise ganz correct ist, beweist mein Aufsatz „Beiträge zur englischen Grammatik" in den „Engl. Studien", Bd. XXIV, S. 82. — S. 103 „*He rather thought, did this brownie*, scherzhaft statt: *this brownie rather thought*." Es handelt sich um eine in der englischen Sprache von jeher beliebte Vorwegnahme des substantivischen Subjects durch ein Personalpronomen, nur dass hier auch das Prädicat wiederholt wird. Vgl. Engl. Stud., Bd. XXIV, S. 76. — S. 106 „*To try and cure*. In der Umgangssprache wird *to try* häufig mit *and* statt mit *to* mit dem Infinitiv verbunden." Die dem Volke mehr zusagende Coordination zweier in der Schriftsprache subordinierter Begriffe ist auch sonst zu beobachten: S. 42, Z. 27 *about going and asking*, S. 44, Z. 3 *to be sure and carry it* (erwähnt auf S. 109), S. 46, Z. 23 *come in and be brushed*, S. 48, Z. 25 *I must go and get*. — S. 109 „*You take* (*this basket to that number*). *You* wird im Imperativ gebraucht, um das Verb nachdrücklich hervorzuheben." Dasselbe ist der Fall in der Stelle *you let me alone* (S. 45, Z. 31). — S. 110 „Kinder sagen meist *'cause* statt *because*." Diese Abkürzung ist volksthümlich und wird auch von Erwachsenen gebraucht: vgl. S. 90, Z. 26 „*I know he's here, 'cos he was identified by one of the porters*" (Worte des *rough-looking man*). — S. 113 „*Ado* von *to do*." Lies „*ado* = *a(t) do*, welches mit *to do* gleichbedeutend ist". Eine Anmerkung hätten noch folgende Stellen verdient: S. 6, Z. 15 *He thinks on what the clergyman said, of the care of our heavenly father* (Wechsel der Präposition!); S. 43, Z. 26 *brave Tommy* (vgl. S. 45, Z. 11 *sunshiny Tommy*); S. 50, Z. 27 *Kitty told how she was just coming* (*how* = *that*).

Es wäre zu wünschen, dass die „Freytag'sche Sammlung französischer und englischer Schriften", die einzige Sammlung neusprachlicher Textausgaben, die vom hohen Ministerium für Cultus und Unterricht (mit Erlass vom 31. August 1896, Z. 20.752) den Lehrkörpern unserer Mittelschulen empfohlen worden ist und die auch mehrere österreichische Schulmänner zu ihren Herausgebern zählt, bei unseren Vertretern des französischen und englischen Sprachfaches jenen Anklang fände, den sie verdient.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Wilhelm Gesenius' hebräisches und aramäisches Handwörterbuch über das Alte Testament. In Verbindung mit A. Socin u. H. Zimmern bearbeitet von F. Buhl. 13. Aufl. Leipzig, F. C. W. Vogel 1899. gr. 8°, 1030 SS. Preis 18 Mk.

Gegenüber der vor drei Jahren erschienenen 12. Auflage ist die neue um $3^1/_2$ Bogen gewachsen und repräsentiert außerdem eine ziemlich eingehende Neubearbeitung der älteren, so dass das Werk, über dessen Trefflichkeit nur eine Stimme des Lobes herrscht, mit Fug und Recht als der beste Vertreter der modernen hebräischen Wortforschung bezeichnet werden kann. Die Verff. haben die ganze einschlägige Literatur verwertet, und ich möchte mir nur ein paar Bemerkungen bezüglich einiger Worte erlauben. So hätte bei den Namen der Musikinstrumente, die im alten Testament vorkommen, die Schrift von J. Weiss 'Die musikalischen Instrumente in den h. Schriften des alten Testamentes. Graz 1895' mit Nutzen verwertet werden können. Nebenbei gesagt, möchte ich die Vermuthung wagen, dass die weibliche Pluralform des Wortes Kinnor (S. 376) sich vielleicht in der griechischen Femininendung *κινύρα* wiederspiegelt.[1]) Unter Ophir (S. 19) wäre auch die Ansicht Cunninghams (Ancient geography of India, S. 561) zu erwähnen gewesen; sowie unter *tukkiim* (S. 889) besser die alttamulische Form *tokei* statt *togai* anzuführen gewesen wäre; auch muss es hier sanskr. *śikhin* statt *śikhi* heißen, da das letztere eine ganz vereinzelte Form ist.

Doch wer fände bei einem so umfangreichen Werke nicht hie und da ein Körnlein nachzutragen? Das treffliche Werk des alten Gesenius hat unter den Händen seiner Bearbeiter seinen vollen Wert behalten — und dies ist das größte Lob, das man auch dieser neuesten Bearbeitung zollen kann.

Graz. J. Kirste.

Seeck Otto, Die Entwicklung der antiken Geschichtschreibung und andere populäre Schriften. Berlin 1898. 8°, 339 SS.

Der erste, die Entwicklung der antiken Geschichtschreibung betitelte Aufsatz dieser Sammlung populärer Schriften war bereits in der Deutschen Rundschau abgedruckt. Er enthält, vom historischen Lied und der gelehrten Dichtung des Hesiod und Homer beginnend, eine eingehende Darstellung des Ursprungs der Geschichtschreibung bei den Griechen. S. glaubt, auf die Nachrichten über die *Κορινθιακά* des Eumelos gestützt, an die Existenz ältester versificierter Localgeschichten, aus denen Hekataios, Hellanikos und Herodot noch schöpfen konnten. Er unterscheidet ferner

[1]) Sollte dieses Wort am Ende mit dem sanskritischen *kinnara* zusammenhängen?

ein solonisches und peisistratisches Corpus der epischen Dichtung. Die Existenz prosaischer, chronikartiger, mit der Magistratsliste verbundener Aufzeichnungen gilt ihm nur in Lampsakos für gesichert, in Athen und Milet für unwahrscheinlich, die attische Chronologie daher für die Zeit vor den Perserkriegen für höchst unzuverlässig. Von den Geschichtschreibern werden Hekataios, Herodot und Thukydides ausführlicher behandelt, Xenophon schon kürzer; über die folgende Zeit finden sich nur Ausblicke und vereinzelte Bemerkungen.

Die Darstellung ist bestens gelungen und gibt ein klares Bild, sie enthält abgesehen von manchem, das dem Forscher auf diesem Gebiete nicht neu ist, das aber in gemeinverständlicher Fassung bisher schwerlich schon so gut gesagt worden ist, auch neue und zutreffende Beobachtungen. Anderes fordert zum Widerspruch heraus.

S. bestreitet, dass die Erzählungen vom troischen Kriege oder vom Zug der Sieben gegen Theben auch nur ein Körnchen historischer Wahrheit enthalten und durch die Aufdeckung der Ruinen von Troia, Mykene oder Tyrins eine Bestätigung erhalten hätten. Er hält den Inhalt der gesammten griechischen Heldensage für mythisch. Das Beispiel der deutschen Heldensage, das er zum Vergleiche heranzieht, beweist aber gegen seine These. Freilich, dass Kriemhilt und Brunhilt an der Thüre des Domes von Worms gestritten haben, wird durch dessen Existenz nicht bewiesen, aber dennoch ist gerade beim deutschen Epos geschichtlicher Gehalt geradezu urkundlich erwiesen, der mythische einzelner seiner Gestalten nicht minder feststehend. Die Analogie spricht also zu Gunsten derer, die für den griechischen Heldensang neben mythischen auch historische Grundlagen annehmen. Die bereits erwähnten Vermuthungen über die Existenz zahlreicher versificierter Localgeschichten und eine zweimalige Redaction der als homerisch geltenden Dichtungen in Athen, von denen die solonische noch eine bloß mündliche, erst die peisistrateische eine schriftliche gewesen sein soll, und die Vermuthung, dass diese Sammlung alles vom Anfange der Welt bis zum Tode des Odysseus umfasst habe, halte ich nicht für wahrscheinlich; der letzteren widerspricht die poetische Einheit, durch die die Sagen des troischen Kreises zusammengehalten werden, geradezu. Wie S. der Heldensage jeden historischen Gehalt abspricht, so ist er auch der Ansicht, dass die ganze Mythologie der Griechen ausschließlich in ätiologischen Speculationen ihren Ursprung habe; auch dies ist meiner Meinung nach eine einseitige Übertreibung einiger an sich richtiger Beobachtungen, bei der die neben dem Causalitätstrieb wirksame poetische Gestaltungslust ganz übersehen wird.

Sehr zutreffend bemerkt S., dass jeder wissenschaftliche Fortschritt in der Geschichtschreibung der Griechen seit der rationalistischen Sagenbehandlung durch Hekataios für uns einen Verlust

an älterem, zuverlässigerem Materiale bedeutet. Dagegen bin ich nicht der Meinung, dass die Daten über die Tyrannis des Peisistratos auf Schlussfolgerungen beruhen, sondern ich bin überzeugt, dass sie wirklich im Zusammenhange mit der Archontenliste überliefert waren. Ich glaube auch nicht, dass die Reihe der lebenslänglichen und der zehnjährigen Archonten in dieser Liste zur Ausfüllung eines leeren Raumes zwischen dem Beginne der jährigen Archonten und dem Datum von Kodros' Tod erfunden worden sind. Herodot, so meint S. an einer anderen Stelle, habe zwar gelegentlich eine rationalistische Umdeutung einer alten Überlieferung von seinen Vorgängern übernommen, aber selber diese seinem innersten Wesen zuwiderlaufende Art der Kritik nicht geübt, denn er hieng in treuem Glauben an der Religion. Rationalismus und Gläubigkeit sind keine sich ausschließenden Gegensätze, und wenn Herodot von vier ihm bekannten Überlieferungen über die Jugend des Kyros als glaubwürdige diejenige mittheilt, die am wenigsten ruhmreich für Kyros lautete, so gibt er sich dadurch m. E. als rationalistischer Kritiker zu erkennen.

Mit Recht betont S. ferner, dass ein künstlerisches Bedürfnis den Thukydides veranlasst hat, eine Rede der Athener in die Verhandlungen des spartanischen Bundesrathes einzufügen und dass er zu diesem Zwecke die Anwesenheit einer athenischen Gesandtschaft (*ἔτυχε γὰρ πρεσβεία πρότερον ἐν τῇ Λακεδαίμονι περὶ ἄλλων παροῦσα* I 72. 1) fingiert, auf die Erfindung eines Grundes ihrer Anwesenheit oder die Nennung der Namen der Gesandten jedoch Verzicht geleistet hat. Die Begrenzung seiner Darstellung der antiken Historiographie auf die Geschichtschreiber im engeren Sinne hat dagegen bei S. die nicht zutreffende Ansicht erzeugt, dass der letzte Fortschritt der griechischen Geschichtschreibung, nämlich die Schilderung menschlicher Charaktere, erst der römischen Kaiserzeit angehöre. Auch dass die Anabasis von jeder Tendenz frei sei, glaube ich nicht, das Gegentheil folgt vielmehr aus der ganz verschiedenen Darstellung, die Xenophon in den Hellenika und in der Anabasis von dem Antheil des spartanischen Staates an dem Unternehmen des jüngeren Kyros gibt. Schließlich hat S. den Umstand, dass Thukydides als Geschichtschreiber weder einen ebenbürtigen Nachfolger gefunden hat noch übertroffen werden konnte, mit seiner Anschauung von der mit dem peloponnesischen Kriege beginnenden Degeneration der antiken Völker in Zusammenhang gebracht, der ich gleichfalls nicht beipflichten kann.

Die folgenden Aufsätze behandeln die Bildung des trojanischen Sagenkreises, die Entstehung des Geldes, die Frau im römischen Rechte und unter dem Titel „Der erste Barbar auf dem römischen Kaiserthrone“ die Geschichte des Maximinus. Die unter dem Titel „Zeitphrasen“ zusammengefassten Aufsätze, die den Beschluss des Bandes bilden, sind durch das Buch von Langbehn, Rembrandt als Erzieher, angeregt.

Der erste jener Aufsätze geht von Useners Beobachtung über Diomedes-Axylos-Hades aus und sucht zu zeigen, dass Achilleus, Neoptolemos, Odysseus, Diomedes, Menelaos, Herakles immer wieder dieselbe Person sind und dass von all diesen einstigen Göttern ähnliche Erzählungen in den verschiedenen Landschaften im Umlauf waren, die durch conciliatorische Kritik von den epischen Dichtern miteinander verbunden worden sind. Den Grund der Übereinstimmung dieser Erzählungen findet S. darin, dass all diese Gestalten ursprünglich Formen des Sonnengottes gewesen sind, von deren Kämpfen mit den Mächten der Finsternis erzählt worden war.

Die Entstehung des Geldes führt uns in die primitiven Zeiten der Oikenwirtschaft zurück, in denen nach des Verf.s Ansicht nur die Gewinnung einer Frau zum Anlass eines Tauschgeschäftes mittelst Vieh werden konnte. Die Normierung von Vieh als Wertmesser bringt S. ganz ausschließlich mit der staatlichen Einmischung in die Blutbuße in Zusammenhang. Bei dem Schmiede wird das Metall zuerst als Tauschmittel in Anwendung gebracht, zunächst nach dem Augenmaße und in der Form von Stangen und Ringen. Die Erfindung der Wage und die Gewichtssysteme hängen mit der Verbreitung der Edelmetalle zusammen, darum sind auch die kleinen Einheiten die ältesten Gewichtsnormen: das Gewicht von 144 oder 140 oder 150 Gerstenkörnern und nicht die höheren. Der letzte Fortschritt zur eigentlichen Münze scheint durch die Stempelung nicht von einem Herrscher oder einer Regierung, sondern von einem Privatmanne bewerkstelligt worden zu sein.

Der Aufsatz über die Frau im römischen Rechte bringt durch eine Betrachtung der verschiedenen Formen der römischen Ehe Beiträge zu dem juristischen Formalismus dieses Volkes. Die Schilderung von Maximinus' Emporkommen und Fall wird durch eine Betrachtung der ständischen Gegensätze im römischen Reiche eingeleitet, in der mit Recht das Ansehen des Senates auch unter den Kaisern betont und auf die Gegnerschaft der Armee zum Senat und auf die Gegensätze innerhalb der Armee selbst Nachdruck gelegt wird. Die Lectüre dieser anregenden und vortrefflich geschriebenen Aufsätze wird sicherlich für Forscher und Laien gleich genussreich und förderlich sein.

Bruns Ivo, Die Persönlichkeit in der Geschichtschreibung der Alten. Untersuchungen zur Technik der antiken Historiographie. Berlin, W. Hertz 1898. 8°, 102 SS.

Ich habe in dieser Zeitschrift (1897, S. 757) das Werk desselben Verf.s über das literarische Porträt der Griechen im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. eingehend besprochen. Das vorliegende Heftchen enthält eine Fortsetzung der hiermit begonnenen Studien und handelt von der Technik der Personenschilderungen bei Polybios, Livius und Tacitus. Der Verf. hatte früher dargethan, dass die

griechischen Schriftsteller des 5. und 4. Jahrhunderts entweder die Menschen direct charakterisieren, indem sie ohne Umwege ihre Ansicht aussprechen, oder indirect, indem sie als urtheilende Personen zurücktreten, durch die Erzählung der Ereignisse ihre Meinung zu erkennen geben, die Urtheile von Freunden und Gegnern anführen, die Wirkung des Handelns auf andere schildern und charakterisierende Aussprüche ihrer Helden anführen. Die ersten, die Subjectivisten, können den überlieferten Stoff unverändert weiter geben, die zweiten müssen ihn für ihren Zweck umgestalten. Bei diesen ist daher von vornherein ein stärkerer Beisatz aus Eigenem vorhanden, ihre Angaben sind darum mit größerer Vorsicht zu benutzen als die der ersten Gruppe.

Dass dieser Unterschied der Technik auch über das 4. Jahrhundert hinaus fortbestanden hat, zeigt B. in der vorliegenden Schrift zunächst an Polybios, einem Vertreter der subjectivistischen Richtung, und an Livius, einem Vertreter der indirecten Charakterisierungsmethode. Diese Betrachtung hat nun dadurch noch ein besonderes Interesse, dass bekanntlich Polybios für sehr viele Abschnitte des Livianischen Geschichtswerkes die einzige Quelle ist. B. hat gezeigt, dass man bei dem Vergleiche ihrer Berichte dieses stilistische Moment bisher so gut wie gar nicht berücksichtigt hat. Man begnügte sich, den Livius als Benutzer oder Abschreiber des Polybios zu bezeichnen, bemerkte aber nicht, dass er seine Vorlage umstilisiert hat, dass er an die Stelle der directen Charakteristiken, die er bei Polybios vorfand, die seinem Stil entsprechenden indirecten gesetzt hat. Was er bei Polybios an Urtheilen vorfand, war für ihn nur Rohmaterial, das in seiner Hand der Umformung bedurfte.

Diesen Nachweis führt der Verf. mit Zugrundelegung der Charakteristik des älteren Scipio Africanus, für die bei beiden Autoren zu einem Vergleiche genügendes Material vorliegt, er ergänzt die hier gewonnenen Ergebnisse durch die Darstellung, die beide Autoren von Hannibal und den ihm gegenüberstehenden römischen Feldherren gegeben haben. Als scheinbare Ausnahmen dieses Verfahrens bei der indirecten Charakterisierung betrachtet B. hierauf die kurzen Charakteristiken, die von Neben- und Hauptpersonen bei Livius gegeben werden, und zählt dann auch eine Anzahl wirklicher Ausnahmen auf, die zum Theile durch den Widerspruch der Quellen bedingt sind, den Livius nicht völlig auszugleichen wagt; so können möglicherweise die seiner Methode zuwiderlaufenden Charakteristiken des Papirius Cursor und des M. Porcius Cato d. Ä. auf die Benutzung einer subjectivistisch charakterisierenden Quelle zurückgehen.

Auch die Elogien bei Livius fallen aus dem Rahmen des indirecten Verfahrens heraus und bilden Ausnahmen; sie dienen dem auch von Thukydides empfundenen Bedürfnisse, beim Scheiden besonders hervorragender Personen deren Bedeutung zu betonen;

sie gehören insoferne auf ein besonderes Blatt, als sie keine eigentlichen Charakteristiken sind; auch die Elogien sind also nur scheinbare Ausnahmen der sonst von Livius befolgten Regel.

In dem „Rückblick und Ausblick" betitelten Abschnitte betont B., dass die Methode der indirecten Charakterisierung sich ausschließlich nur bei den Verfassern annalistischer Geschichtswerke beobachten lasse. Er hält für wahrscheinlich, dass diese Art der Personenbehandlung der gesammten Annalistik eigenthümlich und auf sie beschränkt war. Die dafür aufzubringenden Beispiele stimmen, allein ihre Zahl ist nicht groß und ein innerer Zusammenhang zwischen der Form der Annalen und der Anwendung der indirecten Charakteristik scheint mir nicht vorhanden. Thukydides würde geradeso verfahren sein, auch wenn er die Geschichte des peloponnesischen Krieges nicht nach Kriegsjahren erzählt hätte. Die Entscheidung des Autors für die eine oder andere der beiden Methoden halte ich für unabhängig davon, ob er Annalen schreibt oder nicht, wenn ich auch zugebe, dass dem Stile der Chronik die Beschränkung auf Thatsachen gemäß und die Einfügung subjectiver Erwägungen im allgemeinen nicht entsprechend ist.

B. führt dann aus, wie auch Tacitus als Annalist sich dieser Regel gefügt hat, und gibt schließlich eine Darstellung der Grundsätze des Polybios als Forschers, die dessen strenge Wissenschaftlichkeit darthut. Diese ist auch bei seinem Urtheil über die Menschen maßgebend. Nur bei der subjectiven Methode, die Polybios befolgt, gewinnen wir einen Einblick in die Vorarbeit des Geschichtschreibers, bei den objectivierenden Darstellern bleiben uns alle diese Vorstadien der Urtheilsbildung vorenthalten, wir erfahren nichts als das Resultat, die Erwägungen, die dahin geführt haben, bleiben uns unbekannt. Bei Polybios dagegen erhalten wir nicht fertige Bilder, sondern immer nur einzelne Bestandtheile derselben, aber jeden besonderen Fall, jeden einzelnen Zug in vollem und klarem Lichte. Polybios vermeidet grundsätzlich die Gesammtcharakteristik, die nothwendig einseitig ist und nie erschöpfend sein kann, er zerlegt sie daher in Theile und kritisiert die Menschen von Fall zu Fall.

Der Inhalt dieser Abhandlung ist, wie man sieht, reichhaltig und belehrend genug, um deren allgemein gefassten Titel berechtigt erscheinen zu lassen.

Graz. Adolf Bauer.

H. G. Voigt, Adalbert von Prag. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirche und des Mönchthums im zehnten Jahrhundert. Berlin, Akad. Buchhandlung (W. Faber & Co.) 1898. 8°, 369 SS.

Von den Arbeiten, die aus Anlass der 900jährigen Wiederkehr der Todesfeier des hl. Adalbert erschienen sind und über die

in historischen Zeitschriften auch schon Berichte vorliegen, wird man die obengenannte zweifellos an die erste Stelle zu setzen haben. Nicht als ob die in diesem Buche niedergelegten Ansichten neue wären, aber wir halten es für ein Verdienst, eine Zusammenstellung dessen gemacht zu haben, was die letzten Jahre auf dem Gebiete der Adalberts-Forschung zutage gefördert haben. Die vorliegende Arbeit ist im gegenwärtigen Moment die einzige, die den Gegenstand in zusammenfassender Weise und auf Grund genauer Kenntnis des einschlägigen Quellenmaterials und der neueren Literatur behandelt. In 14 Capiteln wird hier ein Blick in Böhmens Urgeschichte geboten (1) und der Anfang der christlichen Kirche in Böhmen (2) besprochen; dann geht der Verf. auf die Geschichte Adalberts ein, behandelt zunächst (3) seine Jugend in Libice und Magdeburg, seine Stellung in Prag bis zu seinem Wendepunkte in seinem inneren Leben (4), sein Wirken als Bischof (5) und seine Conflicte (6), die Haltung des Papstes und den Rath der Mönche (7), seine erste Klosterzeit in Rom (8), seine Rücksendung nach Prag, seinen verschärften Conflict und seinen Bruch daselbst (9), seine Mission in Ungarn, seinen zweiten Aufenthalt im römischen Kloster und seine zweite Rücksendung (10), seinen Zug von Rom über Deutschland, Frankreich und Polen nach Preußen (11), das Preußen der heidnischen Zeit (12), den Missionsversuch Adalberts und seinen Märtyrertod in Preußen (13) und die Folgezeit. Im Anhange finden sich 1. Die angebliche Professio Adalberts, 2. Die Praefatio, der Prologus und Epilogus der Passio S. Gorgonii martyris, 3. Die Passio S. Gorgonii, 4. Die Homilie Adalberts, 5. Aus einem Briefe Adalberts an die Gemahlin des Herzogs Geisa von Ungarn, 6. Aus einem Briefe Adalberts an Radla, 7. Der Brief des Thietpaldus, 8. Das böhmische Adalbertslied in der ältesten bekannten Form und 9. Das polnische Adalbertslied in der ältesten bekannten Form.

Die reichen Anmerkungen — nicht weniger als 752 — enthalten den Beweisapparat zum darstellenden Text. Da ich seit Jahren selbst über diesen Gegenstand gearbeitet habe, kann es nicht fehlen, dass ich in manchen Punkten anderer Ansicht bin, als der Verf. dieses Buches. Wenn er z. B. meint, dass ich die politischen Motive des Abzuges des hl. Adalbert aus Prag zu hoch eingeschätzt habe, so muss ich nach mehrfacher Durchprüfung der Sache mehr als je auf meinem Standpunkte bestehen; dasselbe gilt von der Einschätzung des slavnikingischen Herzogthums. Cosmas' Nachrichten im ersten Buche sind ja bekanntlich zumeist unbrauchbar, aber gerade hierüber hat er gute Nachrichten; man müsste doch erst widerlegen, was sich eben hierüber bei ihm findet, bevor man, wie dies allerdings nicht von dem Verf., aber doch von vielen ihm nahestehenden Seiten geschieht, in der Familie des hl. Adalberts nichts anderes sehen will als eine čechische Adelsfamilie mit reichem Grundbesitze. Dass übrigens Adalberts Conflicte in Prag,

sein Abzug von dort und was damit zusammenhängt, im wesentlichen — denn dass das kirchliche Moment mitspielt, habe ich meines Wissens nie geleugnet — auf die eigenartige Stellung des Slavnikingerhauses zu dem der Přemysliden zurückführen, wird schließlich auch von dem Verf. zugegeben. Allerdings will mir Note 253 nicht gefallen, und wenn dort unter den Schriftstellern, die behauptet haben, „Adalbert wäre Agent deutscher oder polnischer Politik gewesen", ich gemeint sein sollte, so müsste ich dagegen Einsprache erheben. Gewiss, „seine obersten Gesichtspunkte waren kirchliche und religiöse", aber nicht um ihretwillen war er genöthigt, aus einem Wirkungskreise zu scheiden, wo er ebensoviel arbeiten konnte und wohl auch mit größerem Erfolg als in dem heidnischen Preußen.

Das deutsche Volksthum. Unter Mitarbeit von Helmolt, Kirchhoff, Köstlin, Lobe, Mogk, Sell, Thode, Weise und Wychgram herausgegeben von Dr. Hans Meyer. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Neuer Abdruck. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1899. Lex. 8°, VIII u. 679 SS.

„Das deutsche Volksthum in möglichst vielseitiger Betrachtung darzustellen, so dass das Verständnis weiten Leserkreisen gewiss ist, ohne den Reiz des Originalen für die kleinen Kreise der Sachkenner einzubüßen", war die gewiss nicht leichte Aufgabe, die sich die Verfasser des vorliegenden Buches gestellt und in ganz vorzüglicher Weise gelöst haben. Mit Recht wird gesagt, dass ein ähnliches Werk kein anderes Volk aufzuweisen imstande ist, und dass der Deutsche auch darin anderen vorangeht. Mit eindringendem Verständnisse gibt der Herausgeber in dem einleitenden Capitel „Das deutsche Volksthum" eine treffliche Charakteristik „des deutschen Menschen" nach seinen Körpermerkmalen, schildert die Verbreitung der „Lang- und Breitgesichter", betrachtet dann das deutsche Volksthum (ein Wort, das Friedrich Ludwig Jahn gebildet) im allgemeinen (Nationalität, Staatszugehörigkeit, Individuum und Gesammtvolk) und „im Einzelnmenschen" (Empfindung, Temperament, Innerlichkeit, Naturgefühl, Gemüth, Mystik, Individualismus usw.), das deutsche Volksthum im Gesellschaftsleben (Häuslichkeit, Haus, Heimsinn usw.). Es sind lichtvolle Ausführungen über alle Seiten des deutschen Charakters, die Licht- als Schattenseiten. Ganz trefflich sind die Bemerkungen über Anpassungsfähigkeit und Angleichungskraft.

Im zweiten Abschnitt „Die deutschen Landschaften und Stämme" behandelt Kirchhoff in sechs Capiteln die Alpen, das Alpenvorland, Altösterreich, Böhmen und Mähren, die Mittelgebirgslandschaften des deutschen Rheingebietes, die außerrheinischen Mittelgebirgsländer Deutschlands und die nördliche Niederung. Dieser Abschnitt mit seiner anschaulichen Schilderung der Eigenart der einzelnen deutschen Stämme gehört zu den besten des ganzen Buches und verdient alles Lob.

Nicht weniger ansprechend ist der aus Helmolts Feder stammende Abschnitt „Die deutsche Geschichte“; eine Culturgeschichte im besten Sinne schildert sie „den Deutschen als Einzelnen“ (der Deutsche und sein Nächster, der Deutsche und sein Feind, der Deutsche und sein bürgerlicher Gegner, deutscher Dienst, der deutsche Kamerad, die deutsche Frau, der Deutsche und Gott) und „den Deutschen als Glied eines Ganzen“ (der Begriff Deutschland, die alte Zeit und der neue Geist), alles in ansprechender Form unter Hervorhebung des Allgemeinen und Beiseitelassung von leeren Namen und Zahlen (S. 135 wird die castitas australica nicht mit südliche, sondern mit „österreichische Keuschheit“ zu übersetzen sein).

In gleich trefflicher Weise behandeln Weise die deutsche Sprache (Sprache und Volkscharakter, zur Geschichte der deutschen Sprache), Mogk die deutschen Sitten und Bräuche (in alter Zeit und deutscher Inhalt in heutigen Sitten und Bräuchen) und die altdeutsche heidnische Religion (der deutsche Götterglaube und der deutsche Seelen- und Dämonenglaube), Sell das deutsche Christenthum (der Begriff des deutschen Christenthums, der deutsche Katholicismus, der deutsche Protestantismus, die deutsche confessionslose Religiosität). In diesem Abschnitte fehlt es wohl nicht an einzelnen Stellen, in denen sich Ref. im Widerspruche zu dem Verf. befindet, aber sie sind nicht eben zahlreich und werden durch die übrigen trefflichen Ausführungen, z. B. über „deutsche Religion, Gottesidee, Frömmigkeit und Naturbetrachtung usw. aufgewogen.

Der achte Abschnitt aus der Feder Lobes beschäftigt sich mit „dem deutschen Rechte“ (der Genossenschaftliche im Rechte und die Mannigfaltigkeit der Rechtsquellen, das Religiöse im Rechte, das Kriegerische im Rechte, Poesie und Humor im Rechte, das Fremde und Philosophische im Rechte und die Rechtseinheit und das Volksthümliche im Rechte), der neunte von Henry Thode mit „der deutschen bildenden Kunst“ (Allgemeines, das Ornament, die Architektur, die Malerei und Plastik; hervorgehoben seien die trefflichen Bemerkungen über Dürer und von neueren über Böcklin und Thoma), der zehnte von Köstlin mit „der deutschen Tonkunst“ (die deutsche Auffassung der Tonkunst und die Entwicklung der deutschen Musik; auch hier viele feine Bemerkungen, wie über Franz Schubert u. a.), der eilfte und letzte von Jakob Wychgram mit „der deutschen Dichtung“ (Allgemeines, der Individualismus und die Innerlichkeit und das Naturgefühl im deutschen Schriftthum, der Gang der literarischen Entwicklung: allgemeine Beobachtungen, früheste Zeiten, Völkerwanderung und Einführung des Christenthums, das Mittelalter, Ausgang des Mittelalters, das deutsche Volkslied, die Reformationszeit, die Neuzeit, die modernste Literatur); dieser Abschnitt gibt eine treffliche, in vielen Punkten eigenartige Darstellung des Werdeganges der deutschen Literatur und schließt das Ganze harmonisch ab. Dem Buche sind zahl-

reiche Tafeln, ein Farbendruck und Holzschnitte und schließlich ein gutes Register beigegeben. Wie belehrend auch die Tafeln wirken, möchte namentlich aus der Tafel zu S. 418 „Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter" ersichtlich sein; sonst heben wir noch Hans Sachs nach dem Gemälde von Herneißen, den Falkensteiner Ritt von M. v. Schwind, Goethe, Schiller und Bismarck heraus. Alles in allem wird das Buch seinem schönen Zwecke vollkommen entsprechen.

Graz. J. Loserth.

Dr. Franz Martin Mayer, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Realschulen. I. Theil: Alterthum. 208 SS. mit 55 Abbildungen und 1 Farbendrucktafel. 2. verb. Aufl. Preis geh. 95 kr., geb. 1 fl. 20 kr. — II. Theil: Mittelalter und Neuzeit bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. 216 SS. mit 57 Abbildungen. 2. verb. Aufl. Preis geh. 2 K, geb. 2 K 50 h. Wien u. Prag, F. Tempsky 1898.

Die Mayer'schen Lehrbücher der Geschichte für die oberen Classen der Realschulen wurden, als sie in erster Auflage erschienen, einer ausführlichen Besprechung in dieser Zeitschrift (der I. Theil im Jahrg. 1897, S. 415—420, der II. Theil im Jahrg. 1896, S. 779—784 und der III. Theil im Jahrg. 1895, S. 1100—1107) unterzogen. Das Urtheil, das über dieselben gefällt wurde, lautete im allgemeinen anerkennend; insbesondere wurde die Auswahl und Gliederung des Stoffes als sachgemäß und zweckmäßig bezeichnet und hervorgehoben, dass der Verf. durch die gebotene Beschränkung der politischen Geschichte, deren große Thaten aber gleichwohl die gebürende Berücksichtigung finden, den nöthigen Raum für die vielgestaltige culturelle Thätigkeit der einzelnen Völker, auf der ihre geschichtliche Bedeutung beruht, zu gewinnen weiß. Es lag somit kein Anlass vor, bei einer neuen Auflage von diesem bewährten Grundrisse abzuweichen, und der Verf. hat sich denn auch bei den beiden obgenannten Theilen darauf beschränkt, bloß hie und da eine kleine Erweiterung und an zahlreichen Stellen kurze sachliche und sprachliche Verbesserungen vorzunehmen. Der I. Theil hat dadurch gegen früher einen größeren Umfang erhalten (208 SS. gegen 183 der 1. Auflage), doch entfallen die letzten acht Seiten auf die ausführliche, in den älteren Perioden synchronistisch gehaltene „Zeittafel", die als eine dankenswerte Zugabe dieser Auflage erscheint, und auf die Inhaltsangabe. Auch der II. Theil ist etwas umfangreicher geworden (216 SS. gegen 204), ebenfalls zum guten Theile durch die sorgfältig ausgearbeitete Zeittafel, die allein 14 Seiten füllt. Bei der bekannten Vorliebe des Verf.s für bildliche Darstellungen ist von diesem Anschauungsmittel wieder ein recht ausgiebiger Gebrauch gemacht worden, indem der I. Theil 55 Abbildungen und eine gelungene

Farbendrucktafel (das bekannte pompejanische Mosaik, die Alexanderschlacht) und der II. Theil 57 Abbildungen enthält; durch dieselben wird selbstverständlich der Text der Bücher bedeutend verringert.

Ich möchte nun im Folgenden bloß zu einer oder der andern Stelle eine kurze Bemerkung machen. S. 2 und ebenso S. 13 (I. Th.) werden die Äthiopier zu den Semiten gezählt. Die Äthiopier waren allerdings, besonders später, mit semitischen Elementen stark untermischt, gehörten aber gleichwohl zu den Hamiten. — Das israelitische Volk zerfiel nicht in zwölf Stämme (S. 23), sondern (mit dem Stamme Levi) in dreizehn. — Thracien ein Nachbarland Griechenlands zu nennen (S. 37), kann leicht zu der irrigen Vorstellung führen, als ob es an Griechenland grenzen würde. — S. 37 f. werden im Westen Mittelgriechenlands die beiden Landschaften Ätolien und Akarnanien genannt. Warum nicht Akarnanien vorangestellt wird, ist nicht einzusehen. Noch unangenehmer berührt aber die dann weiterfolgende geographische Bestimmung: „Östlich von Akarnanien ... lag die kleine Landschaft Doris." Es soll wohl heißen: „Östlich von Ätolien ..." — Die Bedeutung des Wortes Rhapsoden als „Stabsänger" (S. 50) ist wohl fraglich. — S. 73 trägt ein Abschnitt der griechischen Geschichte (das Zeitalter des Perikles) die Überschrift: „Das athenische Reich." Ich kann mich mit dieser Bezeichnungsweise, die sich allerdings auch in anderen neueren Geschichtsbüchern findet, nicht befreunden. Bei der athenischen Vorherrschaft kann man füglich doch nicht von einem „Reiche" in dem Sinne sprechen wie bei den orientalischen Völkern und später bei den Römern. — Mit den Attributen des Jupiter „Optimus Maximus" (S. 113) werden Realschüler nicht viel anzufangen wissen. — S. 152 hätte bei der Besprechung der Thätigkeit des C. Sempronius Gracchus sein Verhalten gegen den Tribunen M. Octavius nicht übergangen werden sollen; sein Antrag auf dessen Amtsentsetzung war der erste revolutionäre Schritt, durch den ein verhängnisvoller Präcedenzfall geschaffen wurde. — S. 172 hätte es wohl genügt, Vergils „Äneis" kurz anzuführen; die knappe Inhaltsangabe, die sich daselbst findet, ist wohl kaum geeignet, ein lebhafteres Interesse für diese Dichtung bei den Schülern zu erwecken. — In dem II. Theile ist (S. 46) die Regierungszeit Knuts mit 1017—1036 angegeben; dann heißt es aber einige Zeilen weiter unten: „Bald nach seinem Tode (1035) wählten ..." — S. 60 wird dem Babenberger Leopold IV. († 1141) das Prädicat „von Bayern" beigelegt. — S. 176 lässt die Bemerkung bei dem Blutbade von Vassy: „Die Hugenotten wurden erschlagen" vermuthen, dass alle Hugenotten, die hier zum Gottesdienste versammelt waren, dieses Schicksal erlitten haben, was nicht richtig ist. — S. 215 findet sich für die Regierungszeit Jakobs I. von England die unrichtige Angabe: 1603—1648."

Auch auf sprachlichem und orthographischem Gebiete sind mir einige Stellen aufgefallen. Im I. Theile S. 39 (2. Abs., letzte Zeile): „in Nordwesten“ (st. im N.). — S. 60 (4. Abs.): „Achäische Auswanderer gründeten Sybaris und Kroton in Unteritalien, welche zwei Städte wegen des Wohllebens ihrer Bewohner berüchtigt wurden“ (st. zwei Städte, welche ...). — S. 76 (2. Abs., 9. Z.): „zu einander“ (st. zueinander); ebenso S. 189 (5. Z. v. u.) und S. 192 (2. Z.): „mit einander“. — S. 88 (9. Z.): „pualvollen“ (st. qualv.). — S. 103 (3. Abs., 5. Z.): „Besus“ (dagegen 2 Zeilen vorher: Bessus). — S. 113: „Jupiter“, dagegen S. 115 (auf dem Plane von Rom): „Juppitertempel“. — S. 116 (3. Abs., 4. Z.): „Julius Hortilius“. — S. 135 (2. Abs., 4. Z.): „Wurfsperre“. — S. 168 (2. Abs., 15. Z.): „des südlichen Galliens“. — S. 174 (5. Z. v. u.): „Hallstadt“. — Im II. Theile S. 24: „(Tassilo) wurde in Kloster verwiesen“ (st. in ein Kl.). — S. 32 (4. Z.): „des heutigen Ungarns“. — S. 42: „Arno (st. Anno) von Köln“. — S. 57 (10. Z. v. u.): „Mossul“. — S. 108: „Hus“, dagegen „Hussiten“. — Die Figuren 31, 32 und 33 führen im Texte (S. 129) die unrichtigen Zahlen 24, 25 und 26.

In sprachlicher Beziehung mag noch darauf hingewiesen werden, dass die Wiederholung desselben Substantivums in einem Satze, für das ja leicht das entsprechende Pronomen eintreten kann, thunlichst vermieden werden sollte; darüber aber, wie über sonstige kleinere Unebenheiten, die noch hie und da begegnen, soll nicht verkannt werden, dass die Sprache im ganzen klar, anschaulich und fließend ist.

Die Ausstattung der Bücher lässt nichts zu wünschen übrig.

Linz. Chr. Würfl.

Hickmanns geographisch-statistischer Universal-Taschen-Atlas. Ausgabe 1899. Wien, Verlag der kartographischen Anstalt G. Freytag u. Berndt. kl. 8°.

Ein Büchlein, das sich rasch eingelebt und in kurzer Zeit die weiteste Verbreitung gefunden hat, so dass jedes zweite Jahr eine neue Auflage nothwendig wurde. Es war aber auch ein entschieden glücklicher Gedanke, das Wissenswürdigste aus dem Gebiete der Statistik zusammenzutragen und in so anschaulicher Form dem Leser vorzuführen. Der Atlas besteht in seiner jetzigen Gestalt aus 64 Seiten Text und 51 Karten oder Tafeln. Der Text bringt eine kurze Übersicht über das Sonnensystem, die Größe der Erdtheile und Meere, über die höchsten Bodenerhebungen, die wichtigsten Inseln und Landseen; sodann eine Zusammenstellung der Menschen nach Rassen, Religion und Sprache, und endlich eine statistische Tabelle über alle Staaten der Erde, nach den einzelnen Erdtheilen alphabetisch geordnet, mit Angabe der Regierungsform, des Ge-

burtsjahres und Regierungsantrittes des Staatsoberhauptes, des Flächeninhaltes, der Einwohnerzahl und ihrer Dichte, der größeren Städte, der Münzen, Maße und Gewichte, sowie der wichtigsten Boden- und Industrieerzeugnisse, also im ganzen eine etwas gekürzte und vereinfachte Form der von Juraschek herausgegebenen Tabellen. Schon in diesem Theile finden sich mannigfache Verbesserungen und Ergänzungen gegenüber den früheren Ausgaben. So ist die Größe der Inselgruppe Neuseeland richtig gestellt, desgleichen die des Königssees, dagegen die Größe des Todten Meeres mit 230 km^2 noch immer zu klein angegeben. Die Zahl der Malaien wurde den neueren Schätzungen zufolge um 10 Mill., die der Neger um 40 Mill. geringer angenommen. Vermehrt wurde die Zusammenstellung noch durch einen Geschwindigkeitsvergleich, von der Schnecke angefangen bis zur Elektricität. Die Zahl der Karten ist vermehrt durch die Schweiz und eine Weltverkehrskarte; die übrigen weisen zwar keine durchgreifende Änderung auf, sind jedoch hie und da gegenüber den früheren richtig gestellt und im allgemeinen etwas zarter und sauberer gehalten. Der interessanteste Theil ist jedenfalls die bildliche Darstellung der verschiedenen Größenverhältnisse. Für Menschen werden gewöhnlich Kreise, für Flächen Quadrate und auch für die anderen Verhältnisse möglichst entsprechende Formen gewählt, so für Wein und Bier Pyramiden von Fässern, für Getreide Pyramiden aus Schüsseln usw. Durch diese sichtbaren Maße werden die darein oder daneben gesetzten Zahlen ganz außerordentlich unterstützt, so dass der Eindruck weit lebendiger wird, als durch die bloßen Zahlen. Manche davon stehen wohl noch auf recht unsicheren Füßen, bei anderen findet sich wieder ein merkwürdiges Schwanken gegenüber den früheren Auflagen. Noch in der 3. Auflage, die ohne Jahresangabe erschienen ist und dem Jahre 1894 oder 1895 angehören muss, waren von den jährlichen Staatsausgaben auf den Kopf der Bevölkerung angesetzt: in Russland 26 Mark, jetzt 40, in der Schweiz 21, jetzt 44, in der Türkei dagegen 24, jetzt nur 15 Mark. Das sind Verschiedenheiten, die unmöglich den wirklichen Verhältnissen entsprechen können. In Österreich-Ungarn müssten die Staatsschulden in diesem Zeitraume um 1300 Mill. Mark gesunken sein. Die Menge des jährlich erzeugten Weines wird in jener Auflage für Österreich-Ungarn noch mit 16 Mill. *hl*, in der neuen nur mit 6·5 Mill. angesetzt, in den Vereinigten Staaten früher mit 5 Mill., jetzt mit nur 0·95 Mill. *hl*. In solchen Fällen sollte doch ein Durchschnittsmaß angegeben werden, und das kann sich unmöglich so stark ändern. Zwischen den Übersichtstafeln und den Zeichnungen fehlt auch öfters die nothwendige Übereinstimmung. Die Einwohnerschaft Brasiliens erscheint z. B. dort schon mit 17 Mill., hier noch mit 15 Mill. Die Zahl der Protestanten auf der Erde dort mit 170, hier mit 150 Mill., die der Juden dort mit 8, hier mit 7 Mill. usw. Ähnliche Ab-

weichungen finden sich bei einer großen Reihe von Städten. Amsterdam wird dort mit 590.000, hier mit 490.000, Warschau dort mit 640.000, hier mit 530.000, Lissabon dort mit 310.000, in der Zeichnung dagegen mit 390.000 Einwohnern angesetzt. Auf der Karte Afrikas führt die Nilbahn erst bis Siut, auf der Weltverkehrskarte dagegen richtig schon bis Berber. Ähnliches wäre auch von der russischen Bahn nach Archangelsk zu sagen. Aus dem in der letzten Zeit vielgenannten Faschoda wurde auf der Karte Afrikas ein Paschoda gemacht. Neu hinzugekommen ist unter anderem eine bildliche Darstellung der Sprachen aller Völker der Erde, eine Tafel mit den Landesfarben des Deutschen Reiches und der Kronländer Österreich-Ungarns, Altersstufen und Sterblichkeit in verschiedenen Staaten, eine Übersicht über die Auswanderung aus den europäischen Staaten und die Religionsverhältnisse in den größeren Städten Europas.

Webersik, Weltpost-Statistik. Telegraphen- und Telephonverkehr, Postsparcassenwesen. Wien u. Leipzig, Verlag von G. Freytag u. Berndt. kl. 8°.

Das vorliegende Büchlein schließt sich in Form und Einrichtung Hickmanns Taschen-Atlas an. Es umfasst 27 Seiten Druck und 24 Tafeln mit Diagrammen, nebst einer Weltverkehrskarte. Der Text enthält entweder thatsächliche Angaben oder Erläuterungen zu den Zeichnungen und den daselbst befindlichen Zahlen. Die 1. Tafel bringt die Zahlen der Postanstalten jedes einzelnen Staates; die Zahlen werden unterstützt durch entsprechend große, je nach dem Erdtheile verschieden gefärbte Quadrate. Die 2. und 3. Tafel bringt die Anzahl der Briefe und Correspondenzkarten, versinnbildet durch Rechtecke, die Briefform darstellend. Warum übrigens nicht immer dieselbe Farbe für denselben Erdtheil gewählt wurde, ist unklar. Es folgen Drucksachen, Zeitungen, Postanweisungen usw. Den absoluten sind auch, wo es angeht, relative Zahlen mit Zeichnungen beigegeben, welche ihr Verhältnis zur Einwohnerzahl darstellen. Von den Postanstalten geht der Verf. über zu den Telegraphen- und Telephonanstalten, die er in derselben Weise ordnet, also: Zahl der Anstalten, Länge der Drähte, Zahl der jährlichen Drahtsendungen, Zahl und Bezüge der Beamten usw. Aus einigen folgenden Tafeln entnimmt man die geschichtliche Entwicklung des Post- und Telegraphenwesens in einzelnen Staaten, und den Schluss bildet eine Gegenüberstellung der betreffenden Zahlen in den einzelnen österreichisch-ungarischen Ländern, sowie im deutschen Reichspostgebiete, in Bayern, Württemberg, England usw. — In dem Vorworte sagt der Verf., er sei durch die Erfolge, welche die Versuche, die Statistik zu popularisieren, errungen haben, veranlasst worden, an seine Arbeit zu gehen. Unwillkürlich erinnert man sich wohl hiebei an Goethes Satz: „Eines schickt sich nicht für alle“. In Hickmanns Taschen-Atlas wird jeder ab

und zu einen Blick machen wollen, weil bei der Fülle des Stoffes jeder dabei auf seine Rechnung kommt. Dagegen dürfte die Zahl derer, die begierig sind zu wissen, wie viele Millionen Correspondenzkarten oder Postpackete jeder einzelne Staat aussendet, dünn gesäet sein, so dass das „Popularisieren“ in diesem Falle seine Schwierigkeit haben wird.

Wien. L. Weingartner.

Die Aufgaben aus der Elementar-Mathematik, welche bei der Prüfung für das Lehramt der Mathematik und Physik an den kgl. bayrischen humanistischen und technischen Unterrichts-Anstalten in den Jahren 1873 bis 1893 gestellt wurden. Bearbeitet von Engelbert Sailer, kgl. Rector der Realschule in Pirmasens. München, Th. Ackermann 1898. Preis 3 Mk. 80 Pf.

Die vorliegenden gelösten Aufgaben bieten des Interessanten genug; man erkennt aus denselben, dass in den Prüfungsthemen für das Lehramt an höheren Schulen in Bayern auch der Elementarmathematik die ihr vor allem gebürende Aufmerksamkeit geschenkt wird, was leider nicht bei allen Prüfungscommissionen für die genannten Schulen stattfindet, obwohl es naturgemäß ist, zu verlangen, dass der Candidat besonders in jenem Gebiete seine Fähigkeit vor einer Commission darthue, in dem er als Lehrer zu wirken berufen sein wird. Die Pflege der Elementar-Mathematik an unseren Universitäten ist leider eine so dürftige, dass dem Lehramtscandidaten die Aufgabe zufällt, sich in diesem Gebiete selbst fortzubilden, wenn er dereinst keinen fachlichen Schwierigkeiten in der Schule begegnen will. Die in dem Buche behandelten Aufgaben beziehen sich auf Gegenstände der Planimetrie, der Stereometrie und der Trigonometrie, wobei einige der stereometrischen Aufgaben auf Probleme der darstellenden Geometrie zurückgeführt sind. Auch die analytische Geometrie wurde zu wiederholtenmalen zuhilfe genommen, so bei der Lösung der Aufgabe: den geometrischen Ort eines Punktes zu finden, der sich in der Ebene eines gleichschenkligen Dreieckes so bewegt, dass sein Abstand von der Grundlinie das geometrische Mittel zwischen den Entfernungen desselben von beiden Schenkeln werde. Aufgaben, welche auf das Tactionsproblem bezugnehmen, wurden ebenfalls gestellt, und wir finden deren Lösung in der üblichen Weise. Bei mehreren der vorgeführten Aufgaben befremdet es den Ref., dass sie für Lehramtscandidaten gestellt wurden, da sie auch von einem Schüler des Obergymnasiums gelöst werden müssen, wenn man demselben das Zeugnis der Reife zum Besuche einer Universität ertheilen soll. Dies gilt zum mindesten von der Aufgabe: „In einem rechtwinkligen Dreiecke ist die Hypothenuse c und der Radius ϱ des einbeschriebenen Kreises gegeben; man soll die Katheten berechnen und aus der algebraischen Auflösung eine Construction des Drei-

eckes ableiten. Dasselbe gilt auch von mehreren Aufgaben der Stereometrie. Die Heranziehung der darstellenden Geometrie finden wir in diesem Abschnitte recht vortheilhaft; so bei der Aufgabe: Durch drei ihrer Lage nach bekannte Punkte eine Kugelfläche zu legen, welche eine gegebene Ebene berührt. Mehrfach hätten — wie der Ref. glaubt — Maximum- und Minimumaufgaben berücksichtigt werden sollen, bieten dieselben ja bekanntermaßen sehr instructive Elemente. Allzu gekünstelte Aufgaben, wie die stereometrische aus dem Jahre 1893, hätten vermieden werden sollen, sie haben nach der Ansicht des Ref. geradezu einen minimalen Wert. In den trigonometrischen Aufgaben ist die folgende bemerkenswert: „Ein gewöhnliches reguläres n-eck ist durch Diagonalen von einer Ecke aus in Dreiecke getheilt; die Summe der Radien der diesen Dreiecken einbeschriebenen Kreise zu finden.“

Die in dem vorliegenden Buche vorgenommene Lösung der einzelnen Aufgaben ist eine durchsichtige und deshalb schulgerechte; immerhin hätte sie sich bei manchen Aufgaben unter Heranziehung von neueren Methoden eleganter gestalten können.

Lehrbuch der Analysis (Cours d'Analyse) von Ch. Sturm. Übersetzt von Dr. Theodor Gross, Privatdocent an der kgl. technischen Hochschule zu Charlottenburg. 2. Band. Berlin, Fischers technologischer Verlag (M. Krayn) 1898. Preis geb. 3 Mk.

Gegenüber dem französischen Originale wurden in der vorliegenden deutschen Bearbeitung einige Partien weggelassen, welche inhaltlich nicht in ein Lehrbuch gehören, in dem nur die allgemeinen Grundlagen gegeben werden sollten; dies gilt namentlich von den Abschnitten über elliptische Functionen und elliptische Integrale, deren Theorie auf jener der ersteren basiert erscheint. Auch die dem französischen Originale beigegebene ausführliche Sammlung von Theoremen und Formeln wurde in der deutschen Übersetzung weggelassen, um den Umfang des Buches nicht unmäßig zu erweitern, doch wurde eine für den Gebrauch sehr nützliche gedrängtere Formelsammlung dem vorliegenden Bande anhangsweise angeschlossen.

Die großen Vorzüge der Sturm'schen Darstellungsweise gegenüber der anderer Analytiker treten in diesem Bande wieder in ganz deutlicher Weise hervor; Einfachheit mit Wissenschaftlichkeit finden wir an allen Stellen vereinigt, und diesen glücklichen Eigenschaften ist es zu danken, dass das Buch so recht zur Einführung in das Studium des Differential- und Integralcalcüls geeignet erscheint, dass es auch heutigen Tages von den Studierenden vortheilhaft benutzt werden wird. — In der Fortsetzung der Integralrechnung finden wir zuerst die Differentiation bestimmter Integrale nach ihren Grenzen und nach einem beliebigen Parameter, wobei jederzeit auf die geometrische Darstellung im besonderen aufmerksam gemacht wird, wie denn überhaupt die Betrachtung eines Problemes nach

rein analytischer und nach geometrischer Seite eine der schätzenswertesten Eigenschaften der Sturm'schen Entwicklungen ist. Unter den Berechnungen bestimmter Integrale seien besonders die auf die Euler'schen Integrale zweiter Ordnung bezugnehmenden Entwicklungen hervorgehoben, ebenso die Berechnung des bekannten Laplace'schen Integrales mittels geometrischer Betrachtungen. Nach Erörterung der Eigenschaften des Euler'schen Integrales erster Gattung und der Ableitung der Beziehungen zwischen den Integralen erster und zweiter Gattung werden Anwendungen auf die Bestimmung von Volumina und Schwerpunkten gemacht.

Nun wendet sich der Verf. zur Integration vollständiger Differentiale und der Differentialgleichungen und erläutert die diesbezüglich gewonnenen Theorien durch Beispiele, welche der Geometrie entnommen sind. — In der Theorie der Differentialgleichungen beliebiger Ordnung wird zuerst nachgewiesen, dass jede Differentialgleichung ein Integral besitzt; ebenso werden die Bedingungen aufgestellt, die eine Gleichung erfüllen muss, um das Integral einer Differentialgleichung mter Ordnung zu sein. Bei der Integration der linearen Differentialgleichungen ohne zweites Glied wird besonders der Fall in Erwägung gezogen, dass in der zugehörigen Hilfsgleichung gleiche Wurzeln erscheinen. Die vollständigen linearen Gleichungen werden auf solche ohne zweite Glieder reduciert. Auch der Erniedrigung der Ordnung einer linearen Differentialgleichung, wenn eine Anzahl Integrale der unvollständigen Gleichung bekannt ist, wird in ausführlicher Weise gedacht. Die Auflösung der Differentialgleichungen durch Reihen und durch bestimmte Integrale beschließt diesen Abschnitt und als Beispiel der ersteren wird die Gleichung von Riccati behandelt.

Die Sätze über simultane Differentialgleichungen werden in sehr eingehender Weise vorgeführt und die sehr nützlichen Methoden von d'Alembert und Cauchy dem Studierenden nahegelegt. Die Integration der Gleichungen mit partiellen Differentialen wird in ihren Grundzügen dargethan und als geometrische Anwendung der partiellen Differentialgleichungen die Theorie der Cylinder-, der conischen, der Conoid- und der Rotationsflächen gegeben und auf die Eigenschaften der Niveaulinien und der Linien des größten Falles eingegangen. In sehr ansprechender Weise finden wir die Differentialgleichungen der abwickelbaren Flächen entwickelt und die Integration derselben vorgenommen. Die sogenannten Linienflächen, welche durch Bewegung einer geraden Linie erzeugt werden und welche die abwickelbaren Flächen als eine besondere Classe umfassen, werden im Folgenden dargestellt. Als Beispiel der Integration einer partiellen Differentialgleichung zweiter Ordnung finden wir das Problem der schwingenden Saiten behandelt.

Die Krümmung der Flächen einschließlich einer sehr klar dargestellten Theorie der Indicatrix und der Theorie der Krümmungslinien ist in meisterhafter Weise zur Behandlung gelangt.

Der Verf. widmet im Folgenden der Rechnung mit endlichen Differenzen und der inversen Differenzenrechnung einige Aufmerksamkeit und wendet dieselbe an auf die Integration ganzer Functionen, auf die Berechnung der Summen durch gewöhnliche Integrale und der Integrale von Summen und geht zu den wichtigen Interpolationsformeln von Newton und Lagrange, sowie zu den gebräuchlichen Näherungsformeln für Quadraturen, Rectificationen und Cubaturen über.

Die in dem Buche folgenden Abschnitte sind der Variationsrechnung gewidmet, die in mehreren geometrischen Beispielen zur Anwendung gelangt, von denen besonders hervorgehoben seien: das Problem der kürzesten Linie auf einer gegebenen Fläche, das der Rotationsfläche von kleinstem Inhalte, der Brachistochrone und einige Aufgaben über die isoperimetrischen Curven.

Die schon früher genannte Sammlung der wichtigsten Formeln aus dem Lehrbuche der Analysis von Sturm, sowie einige Übungen zur Integralrechnung beschließen das in jeder Beziehung mustergiltige vorliegende Buch.

Wien. J. G. Wallentin.

O. Schlömilch, Lehrbuch der analytischen Geometrie. II. Theil: Analytische Geometrie des Raumes. 6. Aufl., bearbeitet von R. Heger. Leipzig, B. G. Teubner 1898. gr. 8°, VI u. 338 SS. Preis 5 Mk.

Da sich diese neueste Auflage des bekannten Lehrbuches von den früheren nicht bedeutend unterscheidet, so beschränkt sich Ref. auf wenige Bemerkungen. Das Lehrbuch erfordert nur jene mathematischen Vorkenntnisse, welche man an der Mittelschule erwerben kann. Insbesondere wird die Lehre von den Determinanten und die Infinitesimalrechnung nicht als bekannt vorausgesetzt und auch nicht benützt. Infolge dessen gestalten sich einige Entwicklungen, namentlich in der Discussion der allgemeinen Gleichung zweiten Grades, langwierig und wenig übersichtlich. — Von den Coordinaten werden nur die Punktcoordinaten in recht- und in schiefwinkligen Systemen erläutert und verwendet. — Die Gerade wird der Ebene vorangestellt, was weder aus didaktischen noch aus wissenschaftlichen Gründen zu billigen ist.

Die vorliegende, von R. Heger besorgte Auflage unterscheidet sich von den vorausgehenden, abgesehen von kleineren Änderungen, insbesondere in jenem Abschnitte, welcher die Unterscheidungszeichen der Flächen zweiten Grades enthält. Die Discussion ist auf dem Verhalten der vier linearen, in der Flächengleichung verbundenen Functionen aufgebaut und in gründlicher, wenn auch umständlicher Weise durchgeführt.

S. 127, Z. 3 v. u. ist das erste Minuszeichen durch + zu ersetzen und S. 128, Z. 3 v. o. das letzte Pluszeichen wegzulassen. In der Discussion auf S. 99 wird nicht beachtet, dass

drei Ebenen, welche zu einer Geraden parallel sind, eine Gerade gemeinsam haben können.

Das Lehrbuch kann für das erste Studium der analytischen Geometrie des Raumes auch fernerhin mit Erfolg benützt werden.

G. Salmon, Analytische Geometrie des Raumes. I. Theil: Die Elemente und die Theorie der Flächen zweiten Grades. Deutsch bearbeitet von Dr. W. Fiedler. 4. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1898. gr. 8°. XXIV u. 448 SS. Preis 8 Mk.

Dieses rühmlichst bekannte Werk dient nicht nur dem Anfänger zu tieferem Eindringen in die analytische Geometrie des Raumes, wenn er sich die erforderlichen Vorkenntnisse aus der Determinantenlehre, der höheren und der neueren Algebra erworben hat, sondern wird auch häufig von Fachmännern als Nachschlagewerk und als Ausgangspunkt zu weiteren Forschungen benützt. In letzterer Hinsicht bieten namentlich die Literaturnachweise der deutschen Bearbeitung ein wertvolles Hilfsmittel.

In der vorliegenden vierten Auflage (die dritte ist im Jahre 1880 erschienen) wurde ein eigenes Capitel über homogene projectivische Coordinaten eingefügt, die Lehre von den Collineationen und Reciprocitäten wird eingehender als bisher untersucht und mit der Lehre von den Flächen zweiten Grades in organische Verbindung gebracht, die Theorie der reciproken Polaren erscheint in der trefflichen Salmon'schen Darstellung; die neueren Arbeiten Staudes über die Focaleigenschaften der Flächen zweiten Grades werden entsprechend verwertet u. s. f. Die Literaturnoten wurden erweitert und bis zu den letzten Jahren fortgeführt.

S. 12, Z. 18 v. u. fehlt der Exponent 2; S. 27, Z. 3 v. u. soll es anstatt a, b, c heißen d, e, f; S. 317, Z. 5 v. u. fehlt vor δ der Coëfficient 4. An einigen Stellen, z. B. S. 26, 27 u. s. f., fällt die Verwendung von „wenn" statt „wann" in Fragesätzen auf.

Ohne Zweifel wird dieses Lehrbuch seinen hervorragenden Platz in der mathematischen Literatur nach wie vor behaupten.

Graz. Dr. Fr. Hočevar.

Vademecum der darstellenden Geometrie. Für Schüler gewerblicher Lehranstalten, für Schüler und Absolventen des Gymnasiums sowie für Praktiker. Von Theodor Tapla, Professor an der k. k. Hochschule für Bodencultur und Docent am k. k. technologischen Gewerbemuseum in Wien. Mit 344 Figuren auf 39 Tafeln. Wien, Carl Fromme 1898.

Der Verf. der vorliegenden, sehr ansprechenden, kleinen Schrift hatte das Bestreben, einen kurzen und populär gehaltenen Abriss der darstellenden Geometrie zu geben. Nach einem genauen Studium des Büchleins kann Ref. das Urtheil abgeben, dass dem Verf. dies vollkommen gelungen ist. So wird das Buch sich trefflich eignen, wenn es sich darum handelt, eine schnelle und

sichere Einführung in das Gebiet der descriptiven Geometrie zu vermitteln, und namentlich sei es Gymnasiasten empfohlen, die sich entschließen, seinerzeit technische Studien zu betreiben.

Es erscheint überhaupt aus theoretischen Gründen und auch in praktischer Hinsicht wünschenswert, dass die darstellende Geometrie auch in Kreisen Wurzel fasse, denen die Pflege der technischen Wissenschaften nicht gerade obliegt; dieser Gegenstand ist eine treffliche Schule für die Stärkung des Anschauungsvermögens und der Denkprocesse.

Die darstellende Geometrie der eckigen Körperformen wurde von jener der runden getrennt; in jeder dieser beiden Abtheilungen finden wir die Probleme der Körperschnitte, der Durchdringungen, der Netzbestimmungen und Schattenconstructionen durchgeführt. Die Behandlung der Durchdringungen wird wegen ihrer Eigenart Interesse begegnen. In den Schattenconstructionen sind Untersuchungen geführt worden, welche auf Licht und Selbstschatten bezugnehmen; dann sind Schlagschattenconstructionen vorgenommen und im Anschlusse daran die Abtönung von ebenen und krummen Flächen behandelt. In der Darstellung der Rotationsflächen, speciell in der Bestimmung der Aufriss- und Grundrisscontouren derselben mit schräger Achse wurden zuerst dieselben nur als Umhüllungslinien von Parallelkreisprojectionen bestimmt; es wurden aber an zweiter Stelle auch die Methoden gezeigt, welche mittelst berührender Kugel- und Kegelflächen durchzuführen sind. Recht zweckentsprechend ist auch das verfasst, das sich auf die schiefe Projectionsmethode (Parallelperspective), auf die Schattenconstructionen an Darstellungen in schiefer Projection und auf die Herstellung projectiver Zeichnungen bezieht.

Es wurde auch dafür Sorge getragen, dass neben dem vollständigen in dem Lehrbuche angegebenen Lehrgange auch ein abgekürzter durchgeführt erscheint, der bei der ersten Einführung in die darstellende Geometrie einzuschlagen wäre.

Das Buch ist trotz der vielen Figurentafeln recht handlich geworden, dessen Ausstattung eine treffliche. Wir wünschen demselben recht viele Freunde.

Die elektrischen Kräfte. Darlegung und genauere Betrachtung der von hervorragenden Physikern entwickelten mathematischen Theorien. Von Dr. Karl Neumann, Professor der Mathematik an der Universität Leipzig. II. Theil. Über die von Hermann von Helmholtz in seinen älteren und in seinen neueren Arbeiten angestellten Untersuchungen. Leipzig, B. G. Teubner 1898.

Im ersten Theile des Buches, der vor 25 Jahren erschienen ist, wurden die Arbeiten von Ampère und Franz Neumann über die Principien, auf welche die elektrischen und magnetischen Erscheinungen fundiert sind, besprochen; in dem nun vorliegenden

Buche wird dasselbe bezüglich der Arbeiten und theoretischen Anschauungen von Helmholtz gethan, wobei sich der Verf. die Aufgabe gestellt hat, „das ganze Gebiet der Elektrodynamik und des Magnetismus auf möglichst geradlinigen Bahnen in denjenigen beiden Richtungen zu durchwandern, welche in den älteren und in den neueren Helmholtz'schen Arbeiten sich ausprägen.“ Bekanntlich sind die ersten Arbeiten von Helmholtz über Elektricität und Magnetismus noch auf das Princip der unvermittelten Fernwirkungen gegründet; in den neueren Untersuchungen hat Helmholtz sich an die Arbeiten von Faraday und Maxwell angeschlossen und in seiner Weise gezeigt, wie die magnetischen und elektrischen Phänomene dadurch zustande kommen können, dass die Wirkung eine durch das umgebende Medium vermittelte ist. Prof. Neumann setzt auseinander, dass diese beiden Richtungen in den Arbeiten von Helmholtz durch „die Erforschung jener universalen Principien bedingt waren, durch welche die elektrischen Erscheinungen mit denen der Gravitation und denen der Wärme zu einem einheitlichen Ganzen sich verbinden“ bedingt waren, dass demnach die Principien der Gravitationstheorie von Newton und jene der Fourier'schen Wärmetheorie Helmholtz in seinen Arbeiten leiteten. Das vorliegende Werk ist demnach im ersten Theile der Methode der älteren, im zweiten jener der neueren Helmholtz'schen Arbeiten gewidmet, wobei der Verf. sich der Hoffnung hingibt, dass es im Laufe der Zeit gelingen werde, die beiden Methoden miteinander zu verschmelzen.

Mit jener Klarheit, welche alle Arbeiten Prof. K. Neumanns auszeichnet, wird eine Skizze der Untersuchungen jener Arbeiten entworfen, die im Anschlusse an die älteren Anschauungen von Helmholtz sich befinden; dann werden die Untersuchungen im Anschlusse an die neueren Helmholtz'schen Arbeiten skizziert, wobei in erster Linie nach Hertz und Helmholtz angenommen wird, dass die den ganzen unendlichen Weltraum erfüllende Substanz allenthalben und fortdauernd continuierlich sei, wobei überall, wo verschiedenartige Theile der Substanz zusammengrenzen, dünne Übergangsschichten sich vorfinden. Besonders wird auf die Analogie der Theorien der elektrischen Erscheinungen nach den neueren Helmholtz'schen Ansichten und der calorischen Phänomene, wie sie von Fourier aufgestellt wurde, aufmerksam gemacht. Sehr wichtig gestaltet sich die Frage, ob die in den einzelnen Elementen hevorgebrachten elektrischen und magnetischen Zustandsänderungen nicht aus einem einzigen analytischen Ausdruck ableitbar seien, wie dies bei den ponderomotorischen Kräften der Fall ist, für die ein Potential besteht. Diese Frage, welche von Helmholtz eingehend studiert wurde und auch im bejahenden Sinne beantwortet ist, wird vom Verf. in einem eigenen Abschnitte behandelt und gezeigt, dass das von Helmholtz eingeführte Minimalprincip hierbei treffliche Dienste leistet. Freilich wird

dieses Gesetz von Prof. Neumann als eine Brücke von höchst verwickelter Bauart bezeichnet. Nach der näheren Angabe dieses Principes und der aus demselben entspringenden Theorie wird diese auf ruhende und in Bewegung begriffene Körper angewendet und namentlich der Frage nähergetreten, wie sich nach dieser Theorie die ponderomotorischen und elektromotorischen Wirkungen berechnen lassen.

In den Ergänzungen und nachträglichen Bemerkungen finden wir Erörterungen über die Helmholtz'schen Dilatationsuntersuchungen, dann über die Variationen der Geschwindigkeiten unter Zugrundelegung der Euler'schen Vorstellungsweise und über das Weber'sche Gesetz, dem Prof. Neumann eine große Bedeutung auch für folgende Arbeiten beimisst.

Die vorliegende Studie bietet in mathematischer und physikalischer Beziehung des Bemerkenswerten sehr viel und wird dazu beitragen, den Wert der neueren Arbeiten auf dem Gebiete der Elektricitätstheorie gegen die älteren in richtiger Weise abzuwägen und zu würdigen.

Das Potential und seine Anwendung auf die Theorien der Gravitation, des Magnetismus, der Elektricität, der Wärme und der Hydrodynamik in elementarer Behandlung dargestellt von Prof. Dr. Gustav Holzmüller, Director der kgl. Maschinenbauschule zu Hagen in W. usw. Mit 237 Figuren, zahlreichen Übungsbeispielen und einem Anhange über die Maßeinheiten. Leipzig, B. G. Teubner 1898. Preis 6 Mk.

Das vorliegende Buch bildet den zweiten Theil der „Ingenieure-Mathematik in elementarer Methode" des bekannten Verf.s. Wenn auch einige sehr gelungene elementare Schriften über die Potentiallehre vorliegen, wird dieses Buch sowohl von den Theoretikern, als auch Praktikern und auch von den Schulmännern freudig begrüßt werden, zumal der Verf. getrachtet hat, andere bisher weniger elementar behandelte Anwendungen der Potentialtheorie, z. B. auf Probleme der Wärmelehre und der Hydrodynamik, in den Rahmen seines Werkes einzubeziehen. Auch die schönen Methoden, welche für die Lehre vom Potential und deren Darstellung sehr belangreich sind, fanden Aufnahme; zu diesen sind zu rechnen die Methode der Kraftlinien und Kraftröhren, die Methode der elektrischen Bilder, der Symmetrie und der Inversion im Raume, die schönen Theoreme über das logarithmische Potential und die Zusammenstellung der Probleme der Wirbelbewegungen und der elektrischen Ströme.

Der Verf. hat unter vollem Gebrauche der analytischen Geometrie die Differential- und Integralrechnung ausgeschlossen und war bestrebt, für die sonst üblichen Differentialgleichungen praktische und verständliche Deutungen zu erlangen. An allen Stellen lehnt sich der Verf. an die derzeit geltenden Theorien an, nament-

lich ist anerkennend hervorzuheben, dass er auch die schwierigen Entwicklungen der Maxwell'schen Theorie in elementarer Weise klar zu machen versucht hat. Es muss auch gebilligt werden, dass der Verf. von den älteren Anschauungen Newtons, Laplaces und Poissons ausgegangen ist und erst allmählich die modernen Ansichten dargelegt hat. Dies entspricht einzig und allein einer gut geregelten Behandlung dieses Gegenstandes. Wo es nur immer möglich war, hat der Verf. zur Erläuterung mechanische Analogien herangezogen, und dafür muss man ihm Dank wissen, da manche schwierige Theorien dadurch vereinfacht erscheinen. — Wesentlich war es auch, dem Buche einen besonderen Anhang über die Dimensionen und den Zusammenhang der Maßeinheiten der Elektrotechnik untereinander und ihre Beziehungen zu den usuellen Maßen der Mechanik beizugeben. Das Buch, welches in ausgezeichneter Weise ausgestattet ist, hat durch die Berücksichtigung vieler sehr instructiver Beispiele wesentlich gewonnen und auch hierin zeigt sich das besonders hervorhebenswerte Geschick des Verf.s.

Der erste Theil handelt von dem Newton'schen Anziehungsgesetze, dessen Anwendungen namentlich in der kosmischen Physik dargethan werden. Dann wendet sich der Verf. zur Construction der Gravitationscurve und zu den geometrischen Eigenschaften derselben, und erläutert den Potentialbegriff. In didaktischer Hinsicht wichtig sind die Beispiele, die auf die Anziehung der homogenen Kugelschale, der Vollkugel und der Hohlkugel bezugnehmen. Anschließend daran finden wir einige Schachtprobleme, dann die Abplattungstheorie der Erde, die Theorie der Ebbe und Flut, der Präcession behandelt und die Anwendung der Theorie des Selbstpotentiales auf kosmische Fragen dargestellt.

Im Folgenden finden wir nun die Lehre von den Kraftröhren und den Niveauflächen erläutert. Die Zelleneintheilung des Raumes leistet in den weiteren Betrachtungen ganz erhebliche Dienste. Anwendungen werden von den vorgetragenen Sätzen auf die Theorie der elektrischen Influenz und auf jene der Condensatoren gemacht. In sehr einfacher Weise wird auch die Theorie des Quadrantenelektrometers von Thomson gegeben.

Nun wendet sich der Verf. zu den Mehrpunktsproblemen, welche in sehr gelungener elementarmathematischer Weise vorgetragen werden. Dabei treten sowohl constructive Betrachtungen, als auch mechanische Veranschaulichungen in den Vordergrund.

Nach diesen Vorbereitungen werden die Spannungssätze von Laplace und Poisson entwickelt und aus denselben die physikalischen Folgerungen gezogen. Das zweidimensionale Mehrpunktsproblem leitet zu sehr wichtigen mathematischen Ergebnissen. Hier wird auch die logarithmische Abbildung in Erwägung gezogen. Dass die Geschwindigkeiten jedes Strömungsproblemes proportional den Kräften des entsprechenden Anziehungsproblemes sind, wird in

sehr ansprechender Weise abgeleitet und gezeigt, dass jedem Anziehungsproblem ein Problem entspricht, bei dem es sich um stationäre Strömung einer Flüssigkeit oder der Elektricität oder der Wärme handelt. Im Anschlusse an den Kugelsatz von Gauss wird das entsprechende Fourier'sche Problem entwickelt, in dem der stationäre Wärmezustand im Inneren einer Kugel bestimmt werden soll, wenn jedem Punkte der Kugelfläche eine bestimmte Temperatur vorgeschrieben ist. — Der Spannungssatz von Poisson wird auf die Darstellung des Zusammenhanges zwischen Dichte und Spannung und auf die Belegung von Niveauflächen angewendet. Es eröffnet sich nun die Möglichkeit, mehrere belangreiche Aufgaben der Influenzelektricität in Angriff zu nehmen. Der Verf. ist nun gerüstet, um in sehr sachgemäßer Weise den Leser in die Elemente der Maxwell'schen Elektricitätstheorie einzuführen. Vom mathematischen Standpunkte sehr bemerkenswert ist der Abschnitt, in dem von der Methode der elektrischen Bilder, der Symmetrie und der Inversion im Raume gesprochen wird. Die sogenannte mehrfache Spiegelung bei parallelen Ebenen, welche von Thomson zuerst behandelt wurde, leistet besonders dann ersprießliche Dienste, wenn es sich um die Theorie der Influenzerscheinungen auf mehreren Flächen zugleich handelt. Als eine schwierigere Aufgabe dieser Art finden wir die Bestimmung der Mengen der Influenzelektricitäten auf zwei von einander getrennten und abgeleiteten concentrischen Kugelflächen, zwischen denen eine influenzierende Elektricitätsmenge sich befindet.

In dem Abschnitte über centrobarische Flächenbelegungen und Körper wird der Satz an die Spitze gestellt, dass ein von einer in sich geschlossenen Fläche begrenzter Raum auf unendlich viele Arten so mit Masse erfüllt werden kann, dass er centrobarisch wirkt, und zwar wie ein der Lage nach in seinem Inneren gegebenes Attractionscentrum. Sowohl theoretischem als auch praktischem Interesse begegnen wird die Behandlung der zweidimensionalen Mehrpunkt- und Linearprobleme. Diese Aufgaben erfahren eine theoretische und auch eine physikalische Bedeutung, namentlich durch Heranziehung hydrodynamischer Analogien. Der nun folgende Abschnitt über galvanische Ströme und deren Potential ist physikalisch behandelt worden; ebenso tritt in der Lehre vom Magnetismus die physikalische Seite des Gegenstandes wieder in den Vordergrund. Sehr eingehend und gründlich finden wir an dieser Stelle die Theorie der magnetischen Doppelschalen behandelt. In eleganter Weise werden die der Lehre vom Elektromagnetismus zugehörigen Rechnungen durchgeführt, so z. B. die elektromagnetische Wirkung einer Spirale. — In den „neueren Vorstellungen über das elektromagnetische Feld" stellt sich der Verf. wieder auf den Standpunkt, wie er durch die Arbeiten Faradays, Maxwells und Hertz' inauguriert ist. Schließlich wird ein Bild der elektrischen und magnetischen Schwingungen,

bezw. Verschiebungen innerhalb des Ätherraumes gegeben, die je nach ihrer Geschwindigkeit den Eindruck von Licht-, Wärme- oder Elektricitätsschwingungen machen.

Sehr anziehend ist der Versuch, den der Verf. in dem Abschnitte über „hydrodynamische Analogien" gemacht hat, die Theorie der Wirbelbewegungen mittelst der von Helmholtz aufgedeckten elektromagnetischen Analogien zu beschreiben, ein Versuch, welcher ganz elementar durchführbar erscheint. Aus Analogiegründen hat der Verf. die Theorie der Grundwasserbewegung in der Umgebung von Brunnenanlagen und Sickerschlitzen aufgenommen, welche von Dr. Forchheimer im Jahre 1886 aufgestellt wurde und deren mathematische Behandlung ähnlich wie jene der elektrischen Strömung in ebenen Platten verläuft.

In den Zusätzen zur Lehre von der Gravitation und der Elektrostatik sind Sätze enthalten, welche die Flächen zweiten Grades betreffen und auf die Gravitationstheorie und die Elektrostatik bezugnehmen. Diese Theoreme werden elementar durch einfache physikalische Überlegungen gewonnen. Sehr übersichtlich gehalten sind auch die Schlussbemerkungen über die Einheiten und die Dimensionen der Physik.

Ref. kann das vorliegende Buch, welches ungemein viele Anregungen bietet und in klarer Weise verfasst ist, den Fachcollegen nur bestens empfehlen. Das Studium der theoretischen Werke über Potentialtheorie erscheint durch dieses Buch in passender Weise angebahnt zu sein.

Einführung in die neuere Elektricitätslehre in elementar-mathematischer Behandlung. Für höhere Schulen, sowie zum Studium für angehende Elektrotechniker. Von Dr. Hans Schumann, Rector und Professor für Mathematik und Physik an der kgl. Industrieschule München. München u. Leipzig, Dr. E. Wolff 1898. Preis geb. 4 Mk.

Der Verf. veröffentlichte vor fast einem Decennium eine sehr lesenswerte, in didaktischer Hinsicht zu beachtende Programmarbeit, in der er auf die Grundbegriffe der neuen Elektricitätslehre, namentlich auf den des elektrischen Potentiales in elementar-mathematischer Weise eingieng und auch der Beschreibung und Erklärung der grundlegenden Versuche Rechnung trug, welche geeignet sind, theoretische Betrachtungen zu erläutern und zu befestigen. In dem vorliegenden Buche, das ohne Hilfe höherer Rechnung allen jenen eine genauere Kenntnis der elektrischen Gesetze bieten soll, welche für diesen Gegenstand sich interessieren oder auch desselben in ihren Arbeiten — wie es bei dem Elektrotechniker der Fall ist — bedürfen, ist der erste Abschnitt auf Grund der früher genannten Programmabhandlung in etwas erweiterter Form dargestellt worden; während die in den anderen Abschnitten, welche vom Magnetismus, von den elektrischen Strömen, dem Elektromagnetismus, der Induction und den Wechselströmen handeln, vor-

getragenen Lehren auf Grund ausgezeichneter Lehrbücher über diese Gegenstände bearbeitet erscheinen.

In dem Buche wurden auch die verschiedenen Messungsmethoden in einer allgemein verständlichen Weise besprochen und auch in mathematischer Beziehung so weit gegangen, als durch dieses Hilfsmittel der Physik derselben nothwendigerweise Dienste geleistet werden mussten. Selbstverständlich wurde das heute durchwegs in der Elektricitätslehre angenommene Maßsystem elektrischer Größen in consequenter Weise durchgeführt und angewendet.

Besonders bemerkenswert erschienen dem Ref. in dem Buche die gelungenen Erörterungen über das elektrische Potential, ferner über die Theorie der Influenzmaschine, dann über Dielektrika, über die Schaltungsweise von Glühlampen, über die Energie eines magnetischen Blattes, sowie eines Kreisstromes und Solenoides in einem magnetischen Felde. Die Theorie des ballistischen Galvanometers wurde auf elementarem Wege in vollkommen entsprechender Weise gegeben. Die Erläuterungen über die Einrichtung und den Gebrauch der Dynamomaschinen dürften als ausreichend erachtet werden. Sehr anschaulich wurde die elektrische Kraftübertragung dargestellt. Dasselbe gilt von der Theorie der Wechselströme und von jener der Vorgänge in einem Transformator. Vielleicht zu kurz ist das über Telephonie und Mikrophonie Gesagte.

Das vorliegende Buch kann unbedingt wärmstens empfohlen werden; es ist eine ganz vortreffliche Einführung in die modernen Anschauungen und Errungenschaften der Elektricitätslehre durch dasselbe geboten. Die Ausstattung ist eine in jeder Beziehung gelungene.

Physikalische Demonstrationen. Anleitung zum Experimentieren im Unterrichte an Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen und Gewerbeschulen. Von Adolf F. Weinhold. Mit 4 lithograph. Tafeln und gegen 550 in den Text gedruckten Holzschnitten. In 3 Lieferungen. 2. Lieferung. Leipzig, Quandt & Händel 1898.

In der vorliegenden 2. Lieferung wird die Akustik fortgesetzt. Bemerkenswert sind die Versuche mit dem Pyrophon und der großen für Obertöne bestimmten Glasharmonika. Eingehend wurde die Zusammensetzung der Schwingungen und die Superposition mehrerer Sinoiden und in der Zusammensetzung aufeinander rechtwinkliger Schwingungen der Apparat von Stöhrer und der von Lissajous angewendet. Recht klar ist der Gebrauch des Vibrationsmikroskopes und des Töpler'schen Vibroskopes dargestellt. Die Analyse zusammengesetzter Klänge, ferner die Anwendung des Phonographen und Grammophons wird in vielfach erweiterter Weise gegenüber der vorigen Auflage dargestellt. Ganz eingehend wurden die auf Schwebungen bezugnehmenden Versuche und Demonstrationen behandelt. Nur kurz wurden einige der Versuche von Dvořák über mechanische Wirkungen des Schalles

skizziert; namentlich ist die der Luftausströmung aus einem Resonator und einer kleinen Öffnung mittelst eines vor die kleine Öffnung gebrachten Windrädchens sehr leicht auszuführen und sehr instructiv.

In dem folgenden Abschnitte über optische Versuche sind besonders jene über die krummlinige Fortpflanzung des Lichtes in einem Mittel von stetig veränderlicher Dichte, ferner die eingehenden Betrachtungen über Reflexion und Brechung des Lichtes, dann die Experimente über Farbenzerstreuung hervorzuheben. Auch in diesem Abschnitte wurde der objectiven Darstellung die ihr im vollen Maße gebürende Aufmerksamkeit geschenkt. In den Versuchen über Umkehrung der Spectrallinien wird die Anwendung eines Teclubrenners besonders empfohlen. Das in dem vorliegenden Buche angegebene Verfahren zu Versuchen über die Mischung spectraler Farben und über Complementärfarben verdient Beachtung, ebenso die Erörterungen über die auf die Körperfarben und auf die Farben von Pigmentgemischen bezugnehmenden Versuche. Mit Recht betont der Verf., dass der Interferenzversuch von Fresnel kaum in den elementaren Unterricht gehört und dass man sich mit der Betrachtung der Interferenzerscheinungen an dünnen Blättchen, an einem einfachen Spalte, einem Doppelspalte und einem Gitter von parallelen Spalten begnügen könne. Beim Studium des Fluorescenzerscheinungen wird die Verwendung eines Bariumplatincyanürschirmes empfohlen, mit welchem der Verlauf des ultravioletten Spectrums sehr weit verfolgt werden kann.

Im letzten in der vorliegenden Lieferung enthaltenen Abschnitte sind die Demonstrationen aus der Wärmelehre erörtert. Als sehr brauchbarer thermometrischer Apparat ist das Differential-Thermoskop von Looser empfohlen; viele Versuche können mit demselben in bequemer Weise ausgeführt werden. Die Bestimmung des Ausdehnungscoefficienten von Quecksilber dürfte kaum in den Mittelschulunterricht gehören; nichtsdestoweniger werden die gegebenen Anweisungen sicher von den Fachlehrern dankbar aufgenommen werden. Besondere Aufmerksamkeit ist dem Luftthermometer geschenkt worden, da es sich als Demonstrationsthermometer für mehrere calorische Versuche in vorzüglicher Weise eignet; die Einstellung des Manometers kann durch eine elektromagnetische Vorrichtung automatisch besorgt werden. In den folgenden Versuchen wird mehrfach auf dieses Demonstrationsthermometer Bezug genommen.

Die Sorgfalt bei der Abfassung dieser Lieferung ist anerkennenswert. Der Lehrer der Physik wird aus derselben mehrfache Belehrung empfangen.

Aufgaben über Wärme einschließlich der mechanischen Wärmetheorie und der kinetischen Theorie der Gase. Von Dr. Eduard Maiss, k. k. Professor. Mit 29 Figuren im Text. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1898.

Die Aufgaben über Wärmelehre einschließlich der mechanischen Wärmetheorie und der kinetischen Gastheorie sind für Studierende an Mittel- und Gewerbeschulen bestimmt und werden auch beim Selbststudium und für den Lehrer der Physik sich nützlich erweisen. In diesen Aufgaben werden die Hauptlehren der Wärmelehre in sehr ansprechender Weise berücksichtigt und auch auf solche Aufgaben Rücksicht genommen, welche in das Gebiet der Wärmetechnik sich verbreiten. Den Aufgaben wurden Auflösungen beigefügt, in denen die richtige Mitte zwischen Zuwenig und Zuviel gehalten wurde. Recht entsprechend muss auch die Heranziehung solcher Beispiele bezeichnet werden, in denen die übrigen Theile der Physik verwendet werden. Durch passende, gut ausgeführte Figuren sind die Aufgaben dem Verständnisse des Schülers näher gebracht worden; quantitative Versuche, wie der in XI. 9 angegebene, können und sollen in der Schule vorgenommen werden, zumal die Herstellung der zugehörigen Apparate nicht viel Mühe und Kosten verursacht. Zur Ausführung der betreffenden Rechnungen sind dem Buche Tabellen beigegeben worden, die für den angestrebten Zweck vollständig ausreichen werden. Mit besonderer Genauigkeit und Sorgfalt sind die Volumen- und Spannkraftsveränderungen der Gase berücksichtigt worden. Die in den Auflösungen angegebene Theorie des Zusammenhanges zwischen Druck-, Volumen- und Temperaturänderung der Luft in dem adiabatischen Falle ist elementar in recht passender Weise erörtert worden; bei dieser Gelegenheit wird auch der Frage nach der Geschwindigkeit des Schalles in der Luft mit Berücksichtigung der adiabatischen Zustandsänderungen derselben bei Verdichtung und Verdünnung nähergetreten. Sehr lehrreich müssen wir auch die meisten der Beispiele bezeichnen, welche sich auf die Äquivalenz von Wärme und Arbeit beziehen; so wird die Bestimmung der Arbeit gegen die Gravitation vorgenommen, wenn eine gegebene, im unendlichen Weltraume zerstreute Masse zu einer Kugel von einem gegebenen Halbmesser verdichtet werden soll; ein Problem, welches bekanntlich von Helmholtz zum erstenmale aufgestellt und gelöst wurde. Dass auch Aufgaben aus der kinetischen Theorie der Gase aufgenommen wurden, kann vollends gebilligt werden, da — wie der Verf. richtig bemerkt — solchen Fragen nach den gemachten Erfahrungen von den Schülern ein großes Interesse entgegengebracht wird und diesen Fragen ein ganz besonderes Maß bildender Kraft innewohnt.

Ref. ist der Meinung, dass der Verf. durch die Veröffentlichung der vorliegenden Aufgaben aus der Wärmelehre einem besonderen Bedürfnisse, das oft genug gefühlt wurde, abgeholfen

hat, und kann das Buch namentlich den Lehrern der Physik, die nicht genug die Bedeutung und den Wert der physikalischen Aufgabe würdigen können, als einen vortrefflichen Unterrichtsbehelf bestens empfehlen. Das vorliegende Büchlein reiht sich würdig den in demselben Verlage herausgegebenen Aufgaben des Verf.s über Elektricität und Magnetismus an.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften. Nr. 97—102. Leipzig, Wilh. Engelmann 1898.

In dem ersten der vorliegenden Hefte finden wir das 2. und 3. Buch der Abhandlung von Newton über Optik oder über Spiegelungen, Brechungen, Beugungen und die Farben des Lichtes von Abendroth in Dresden übersetzt und herausgegeben. In demselben werden die Beobachtungen über Reflexionen, Brechungen und Farben dünner durchsichtiger Körper angegeben, ferner wird über die dauernden Farben der natürlichen Körper und die Analogie zwischen ihnen und den Farben dünner, durchsichtiger Blättchen gesprochen. Bekanntlich suchte Newton die Erscheinungen der Farben dünner Blättchen durch eine neue Hypothese zu erklären, dass die aus materiellen Theilchen bestehenden Lichtstrahlen selbst in gewissen periodischen Dispositionen oder Anwandlungen sich befänden. Weiter finden wir die Beobachtungen über Reflexionen und Farben dicker, durchsichtiger, geschliffener Platten angegeben. Das dritte Buch der Optik handelt von den Beobachtungen über Beugungen der Lichtstrahlen und die dadurch entstehenden Farben. An einer Stelle dieses Buches fügt Newton, um die Entstehung der Anwandlungen zu erklären, die Hilfshypothese zu, dass die in den Körpern hervorgerufenen Schwingungen schneller seien, als die Strahlen selbst und daher auf die Geschwindigkeit der in letzteren schwingenden Theilchen bald fördernd, bald hemmend einwirken. Newton stellt in diesem Buche, da er, wie er sagt, in seinen Untersuchungen unterbrochen wurde, welche darauf zielten, „die Art und Weise zu bestimmen, wie die Lichtstrahlen beim Vorübergange an den Körpern gebeugt werden, wenn sie die Farbensäume mit den dunklen Linien dazwischen bilden", einige Fragen, damit andere den Gegenstand weiter untersuchen mögen. Aus allen Erörterungen ist deutlich zu erkennen, dass Newton den Äther für unmöglich hält. Immerhin erhellt aus diesen Fragen, dass die Undulationstheorie des Lichtes Newton vielfache Bedenken und Scrupel verursachte. Von historischem Interesse erscheint es auch, dass der große Forscher in dieser Abhandlung den Namen „Polarisation des Lichtes" einführte, wobei er allerdings eine Polarität der Lichtkörperchen nach Art eines Magnetes betrachtete.

Im zweiten der vorliegenden Hefte finden wir einen Neudruck der Abhandlung von Mitscherlich über das Benzin und

dessen Verbindungen, herausgegeben von J. Wislicenus. Diese Abhandlung, die in den Sitzungsberichten der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Jahre 1835 erschien, ist insoferne grundlegend für die Entwicklung der organischen Chemie geworden, weil zum erstenmale an der Benzoesäure der Nachweis erbracht wurde, dass organische Säuren sich in Kohlensäure und Kohlenwasserstoffe zerlegen lassen, welche Theorie später von Kolbe in hohem Grade ausgebildet wurde, dessen Arbeiten zur Würdigung der Entdeckung Mitscherlichs wesentlich beitrugen.

Das dritte Heft enthält die für die Entwicklung der mechanischen Wärmetheorie so belangreiche Arbeit von Clausius über die bewegende Kraft der Wärme und die Gesetze, welche sich daraus für die Wärmelehre selbst ableiten lassen (herausgegeben von Prof. Dr. Max Planck). Der Inhalt dieser Abhandlung ist auch heute noch in allen Punkten vollkommen giltig. Es wird in dieser Arbeit zuerst das Princip der Äquivalenz von Wärme und Arbeit mit dem Carnot'schen Principe des Wärmeüberganges von höherer zu tieferer Temperatur, also mit dem zweiten Hauptsatze der mechanischen Wärmetheorie, in Verbindung gebracht und der logische Zusammenhang dieser beiden Hauptsätze dargestellt.

Die vierte der vorliegenden Abhandlungen ist sowohl in theoretischer, als auch in experimenteller Hinsicht besonders bemerkenswert. Sie enthält die Forschungen von Gustav Kirchhoff über die Emission und Absorption und erscheint wieder herausgegeben von Prof. Dr. Max Planck. Als einzelne Theile dieser Abhandlung finden wir in derselben die Studien des berühmten Forschers über die Frauenhofer'schen Linien, über den Zusammenhang zwischen Emission und Absorption von Licht und Wärme, über das Verhältnis zwischen dem Emissions- und dem Absorptionsvermögen der Körper für Wärme und Licht. Durch diese Arbeiten wurde bekanntlich die Epoche der Spectraluntersuchungen eröffnet. Die bewunderungswürdigen Raisonnements des Verf.s, die fast ohne Rechnung durchgeführt wurden, werden für alle Zeiten denkwürdig bleiben. Geziert ist diese Schrift mit dem Bildnisse Kirchhoffs aus früheren Zeiten.

Im fünften der vorliegenden Hefte sind die Abhandlungen von Kirchhoff über die mechanische Wärmetheorie enthalten, und zwar über einen Satz der mechanischen Wärmetheorie und einige Anwendungen desselben, die Bemerkung über die Spannung des Wasserdampfes bei Temperaturen, die dem Eispunkte nahe sind, und die grundlegende Abhandlung über die Spannung des Dampfes von Mischungen aus Wasser und Schwefelsäure. Herausgegeben ist diese Schrift gleichfalls von Prof. Planck.

In der ersten dieser Abhandlungen lehnt sich Kirchhoff an eine Arbeit von Thomson an (Über die Quantitäten von

mechanischer Energie, welche in einer Flüssigkeit enthalten sind). In dieser Abhandlung zeigt sich der deutsche Forscher als Begründer der heute so belangreichen mechanischen Wärmetheorie der Lösungen. Die allgemeinen theoretischen Formeln werden auf die Berechnung der Wirkungsfunction für die Masseneinheit Wasser in ihren verschiedenen Zuständen, auf die Gasabsorption im Wasser, auf die Auflösung eines Salzes im Wasser angewendet.

In der zweiten Abhandlung zeigt Kirchhoff, dass die Tangenten der Spannungscurve des Dampfes von Eis bei 0^0 C. und Wasser bei 0^0 C. verschieden sind, mit anderen Worten, dass der Differentialquotient der Spannung des Wasserdampfes nach der Temperatur bei 0^0 C. einen Sprung erleidet.

In der dritten Abhandlung wird die von Kirchhoff in seiner Abhandlung „Über einen Satz der mechanischen Wärmetheorie und einige Anwendungen desselben" abgeleitete Beziehung zwischen der Spannung des Dampfes einer wässerigen Salzlösung und der Wärmemenge, die bei der Bildung der Lösung frei wird oder verschwindet, mit den Messungsergebnissen verglichen und eine vollkommen befriedigende Übereinstimmung zwischen der Theorie und dem Versuche gefunden.

Prof. Boltzmann hat in dem letzten der vorliegenden Heftchen die berühmte Abhandlung von James Clerk Maxwell über „physikalische Kraftlinien" herausgegeben und durch viele Zusätze erläutert, ergänzt und an manchen Stellen auch berichtigt. Die in den Jahren 1861 und 1862 veröffentlichte Reihe von Abhandlungen über den erwähnten Gegenstand umfasst die Gesammtheit der Maxwell'schen Gleichungen für den Elektromagnetismus einschließlich der Gleichungen für bewegte Körper. Maxwell gelangte, wie Prof. Boltzmann anzeigt, bei dem Streben mittelst mechanischer Modelle die Möglichkeit einer Erklärung der elektromagnetischen Erscheinungen durch Nahewirkung zu erweisen, zu seinen Gleichungen, deren experimentelle Durchforschung definitiv entscheidend war zu Gunsten der Theorie der Nahewirkungen. Prof. Boltzmann, dieser bedeutende Kenner der Maxwell'schen Arbeiten, sagt, dass dieser Abhandlungencyklus, in dem Maxwell zum erstenmale zu seinen Gleichungen gelangte, zu dem Interessantesten gehört, was die Geschichte der Physik bietet, und zwar gerade durch seine Originalität, durch die Verschiedenheit seiner Methode von den früher üblichen und später in Gebrauch gekommenen, sowie durch die schlichte Einfachheit, mit der Maxwell schildert, wie er mühsam stufenweise vordrang und zur abstractesten und eigenartigsten Theorie, welche die Physik kennt, durch ganz specielle concrete Vorstellungen gelangte, die an triviale Aufgaben der gewöhnlichen Mechanik anknüpfen".

Zunächst wird in der Abhandlung die Anwendung der Theorie der Molekularwirbel auf die Erscheinungen des Magnetismus dar-

gestellt. Maxwell zeigt, dass alle Kräfte, die zwischen Magneten, magnetisierbaren Substanzen und elektrischen Strömen wirken, erklärt werden können, wenn man annimmt, dass das umgebende Medium sich in einem solchen Zustande befindet, dass in jedem Punkte dieses Mediums der Druck in verschiedenen Richtungen verschieden ist und dass die Richtung des kleinsten Druckes die der Kraftlinien und der Unterschied zwischen dem größten und kleinsten Drucke der Feldintensität in diesem Punkte proportional ist. Es wird vorausgesetzt, dass die Druckdifferenz durch Molekularwirbel erzeugt wird, deren Achsen parallel den Kraftlinien sind. Im weiteren wird die Natur der elektrischen Ströme und elektromotorischen Kräfte vom Standpunkte der Theorie der Molekularwirbel aus besprochen. Maxwell nimmt Frictionstheilchen an, welche die Wirbel von einander trennen, diese stellt die Materie der Elektricität, die Bewegung der Frictionstheilchen den elektrischen Strom dar. Die rotierende Materie bildet nach Maxwell den Inhalt von Zellen, welche von einander durch Zellwände getrennt sind. Die Frictionstheilchen werden von dem Zellinhalte mit einer tangentialen Kraft gedrückt, und dies ist nach der Hypothese von Maxwell die elektromotorische Kraft, und der Druck der Frictionstheilchen aufeinander entspricht der Spannung oder dem Potentiale der Elektricität. Nun wendet sich der Verf. zur Erörterung der Anwendung der Molekularwirbel auf die statische Elektricität und auf die Wirkung des Magnetismus auf polarisiertes Licht. Er untersucht, ob die Annahme, dass die magnetische Kraft durch die Centrifugalkraft kleiner Wirbel bewirkt wird und dass diese Wirbel aus derselben Substanz bestehen, deren Schwingungen auch die Lichterscheinungen bilden, zu irgendwelchen Schlüssen auf die Wirkung des Magnetismus auf polarisiertes Licht führt.

Wir freuen uns, dass diese denkwürdigen Arbeiten „über physikalische Kraftlinien“, von denen der Herausgeber sagt, dass sie selbst von den berufensten Verfechtern der Maxwell'schen Theorie wenig beachtet wurden, dem deutschen Physiker durch diese sehr gelungene Darstellung nähergebracht wurden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Wagner, Dr. Adolf, Grundprobleme der Naturwissenschaft. Briefe eines unmodernen Naturforschers. Berlin 1897. VI u. 255 SS.

Das Buch besteht aus zwei Theilen mit 16 Capiteln. I. Theil: Das Grundproblem der Naturwissenschaft. 1. Empirie und Speculation. 2. Wesen und Erscheinung. Das Causalitätsgesetz. 3. Die Naturkräfte und der Causalnexus. 4. und 5. Über die Realität der Materie. 6. und 7. Materie und Kraft. 8. Bedeutung und Quelle des Kraftbegriffes. 9. Die Berührungspunkte von Naturwissenschaft

und Metaphysik. 10. Zusammenfassung und Schluss. II. Theil: 11. Thier und Pflanze vom objectiven Standpunkte. 12. Über Empfindung und Bewusstsein. 13. Bewusstsein und Sinneswahrnehmung. 14. Naturstudium und Fachwissenschaft. 15. Einiges über die Zweckmäßigkeit der Organismen und über das Selectionsprincip des Darwinismus. 16. Thier und Pflanze vom subjectiven Standpunkte.

Der Verf. bekennt sich im Vorworte als kritischen Theoretiker, der den theoretischen Standpunkt der modernen materialistisch-mechanistischen Naturwissenschaft und ihre Grundprincipien verurtheilt, „ihm aber doch sein volles Recht gewährt, so lange er im Rechte ist". Seine Äußerungen erheben nicht den Anspruch, „ein abgeschlossenes System aufzustellen und alle aufgeworfenen Fragen vollgiltig gelöst zu haben, sondern sie verfolgen vielfach nur den Zweck, das Denken anzuregen".

Was der Verf. diesen Worten zufolge mit seinem Buche bezweckt, erreicht er; er regt zum Denken an. Und was ihm besonders zugute kommen dürfte, sein Buch ist zeitgemäß trotz des zweiten Titels. Die Naturwissenschaft, die sich eine Zeitlang in Einzelforschung zu verlieren drohte, wendet sich gerade jetzt wieder mehr der Besprechung von principiellen Fragen zu und sucht vielfache Berührung mit der Philosophie. Des Verf.s Buch selbst ist ja ein Beweis dafür. Auseinandersetzungen über principielle Begriffe, wie Wesen und Erscheinung, Materie und Kraft, Empfindung und Bewusstsein, Zweckmäßigkeit und Causalität u. a. sind durchaus nicht überflüssig. So oft auch diese Begriffe schon besprochen wurden, neue Erörterungen darüber regen doch wieder zum Denken an und führen zu neuer Aufklärung. Und wenn nun die Naturforscher selbst es unternehmen, sich über principielle Fragen zu verständigen, deren Lösung unerlässlich ist, falls die Menge des Einzelwissens in einen inneren Zusammenhang gebracht werden soll, so muss jeder derartige Versuch mit Freude begrüßt werden, selbst wenn man wie Ref. den Ausführungen des Verf.s im einzelnen nicht überall zustimmen kann.

Wien. Franz Lukas.

Naturgeschichtliche Bücher.

Dr. H. G. Bronns Classen und Ordnungen des Thierreiches. Wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild. In neuer Bearbeitung oder fortgesetzt von verschiedenen Autoren. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. gr. 8°; erscheint in Lieferungen mit Tafeln und mit Figuren im Texte. Preis jeder Lieferung 1 Mk. 50 Pf.

Seit der letzten Anzeige dieses Werkes im Jahrg. 1896, S. 154 dieser Zeitschrift sind folgende Fortsetzungen eingelaufen: Von der 3. Abtheilung des II. Bandes, die Echinodermen von Dr.

H. Ludwig, Professor in Bonn, enthaltend, die Lieferungen 20 und 21 (erschienen 1896). In denselben wird das Capitel über die Athemorgane der Seesterne (*Asteroidea*) abgeschlossen, weiters das Blutgefäßsystem, die Pseudohämalräume und das Canalsystem der Haut dieser Thiere besprochen (S. 589—620). Die vier künstlerisch ausgeführten Tafeln illustrieren den Stoff der vorhergegangenen Lieferungen. — Von der 2. Abtheilung des V. Bandes (*Arthropoda*) enthalten die Lieferungen 44—46 auf S. 1025—1056 die Fortsetzung über die Organisation der Decapoden (Athmungs- und Sexualorgane); hierzu die Tafeln CIII—CVIII. Die Arbeit stammt noch aus der Feder Gerstäckers, dessen am 20. Juli 1895 erfolgten Tod wir in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1896, S. 154, Note) gemeldet haben. — Von der 5. Abtheilung des VI. Bandes (*Mammalia,* bearbeitet von Dr. W. Leche, Professor der Zoologie an der Universität zu Stockholm) enthalten die Lieferungen 42—50 (erschienen 1895 und 1897) die Fortsetzung über die Anatomie der Säugethiere, und zwar die Capitel über Musculatur (Schluss) und Integument. Letzteres (S. 920—981) wird gewiss von jedem Zoologen mit dem größten Interesse gelesen werden. Sehr lehrreich verspricht auch der Abschnitt über die Verdauungsorgane sich zu gestalten, welcher mit der „Entwicklung des Zahnsystems" beginnt. Zahlreiche Figuren im Texte und 5 Tafeln (worunter 2 Doppeltafeln) begleiten diese Lieferungen. Wie wir schon bei früheren Besprechungen auf die vielen literarischen Nachweise in dem Werke aufmerksam gemacht haben, verweisen wir neuerdings auf diesen wichtigen Bestandtheil desselben; die Titel der Schriften, welche sich auf den bisher abgehandelten Stoff der Mammalien beziehen, haben (wie man auf S. 985 ersieht) bereits die stattliche Zahl 532 erreicht.

Die Reptilien und Amphibien Österreich-Ungarns und der Occupationsländer. Von Dr. Franz Werner, Assistent am II. zoologischen Institute der Universität Wien. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1897. gr. 8°, 160 SS. und 3 Tafeln. Preis 1 fl. 80 kr.

Seit dem Erscheinen von Schreibers „Herpetologia Europaea" (1875), in welchem ausgezeichneten Werke die Reptilien und Amphibien der österreichisch-ungarischen Länder mitenthalten sind, ist keine Arbeit erschienen, die sich speciell mit unserer Fauna der genannten Thierclassen beschäftigt hätte. Das vorliegende Buch muss umsomehr begrüßt werden, als es einen der tüchtigsten jetztlebenden Herpetologen und, wir können es sagen, den besten Kenner unserer Reptilien- und Amphibienfauna zum Verfasser hat. Dasselbe ist vorzüglich zur wissenschaftlichen Benützung bestimmt; es bietet aber auch dem Liebhaber eine Menge des Interessanten. Schon längst hat sich der Wunsch nach einem solchen Werke rege geäußert. Schreibers Herpetologie ist zu umfangreich; sie umfasst ein großes Faunengebiet und

bereitet daher namentlich dem Anfänger größere Schwierigkeit als ein sich in engeren Grenzen bewegendes Buch. Auch der Kostenpunkt ist in Betracht zu ziehen, ferner der Umstand, dass sie, bei dem riesigen Fortschritte der Wissenschaft, in manchen Theilen veraltet ist, so z. B. in der Nomenclatur oder in den Angaben über die Fundorte. Alle diese Mängel finden wir in Werners Arbeit beseitigt. Das Buch enthält: 1. Eine allgemeine und geographische Übersicht über die Reptilien und Amphibien der Monarchie; 2. eine Bestimmungstabelle der Arten; 3. eine eingehende Beschreibung aller bisher in der Monarchie aufgefundenen Arten und Varietäten; 4. die Anweisung für den Fang, die Gefangenhaltung und Conservierung der Reptilien und Amphibien; 5. ein Literaturverzeichnis (seit 1875, d. i. seit dem Erscheinen von Schreibers Herpetologia, bis inclusive 1895); 6. einen Index, welcher alle wichtigeren und gebräuchlichen Synonyme berücksichtigt; 7. Abbildungen besonders interessanter oder schwierig zu unterscheidender Arten. Was die Bestimmungstabelle betrifft, sei hervorgehoben, dass sie auf leicht auffindbare Merkmale basiert ist und so auch dem Anfänger zur vollständig sicheren Erkennung der Arten behilflich sein wird. Von Reptilien werden 32, von Amphibien 17 Arten beschrieben; dazu kommen zahlreiche Varietäten. Ein „Anhang" bringt noch die Reptilien der Balkanländer. Die Beschreibungen sind ausführlich, doch aber nicht zu breit; in denselben sind Angaben über das Vorkommen (auch außerhalb der Monarchie), über die Dimensionen, Nahrung, Lebensweise und andere wissenswerte Dinge zu finden. Besonders viele Mühe wurde auf das Zusammenstellen der Fundorte unserer Giftschlangen [1]) verwendet. Von praktischer Wichtigkeit, namentlich für den Schulmann, ist der Artikel über das Conservieren der betreffenden Thiere und über das Aufstellen derselben für Schausammlungen. Die sehr lehrreichen Tafeln sind, wie wir wissen, von der Meisterhand des Verf.s vortrefflich gezeichnet worden; ihre Reproduction jedoch ist gerade gut genug. Das Buch wird sich gewiss bald einer allgemeinen Verbreitung erfreuen; es sollte als wichtiges Handbuch in keiner Bibliothek der naturhistorischen Lehrmittelsammlungen unserer Mittelschulen fehlen.

Deutscher Thierfreund. Monatschrift für Thierschutz und Thierpflege. Herausgegeben von Dr. Rob. Klee. Leipzig, Ramm & Seemann 1897. gr. 8°. Erscheint am 15. jedes Monats. Vierteljährlich 75 Pf.

Wie der Titel dieser billigen Monatschrift besagt, macht sie sich zur Aufgabe, den Thierschutz und die Thierpflege in weiteren

---

[1]) Es kommen folgende Giftschlangen vor: 1. *Vipera Ursinii* Bonap. (Spitzkopfotter), 2. *Vip. berus* L. (Kreuzotter), beide auch in Niederösterreich, an manchen Orten, z. B. bei Laxenburg, sehr häufig, 3. *Vip. aspis* L. (Schildviper, Italienische oder Redi'sche Viper), 4. *Vip. Ammodytes* L. (Sandviper), beide in südlicheren Gebieten, letztere aber auch schon in Kärnten (am Wörthersee usw.).

Kreisen einzubürgern. Dieses Unternehmen kann nur mit Freuden begrüßt werden, und es wäre zu wünschen, dass ihm eine recht lange Lebensdauer beschieden sei. Uns liegt das Heft Nr. 4 vom Januar 1897 vor. Es umfasst 10 Druckseiten und enthält mehrere Aufsätze (mit Abbildungen im Texte), worunter der von Berlepsch über „Nistkästen“ recht lesenswert ist. Außerdem sind eine Menge kleinerer Artikel als „Gemeinnützige Mittheilungen“, Berichte über Thierschutzvereine, Inserate usw. in dem Hefte zu finden. Die Ausstattung ist dem niedrigen Preise entsprechend. Beim Abonnement kann man sich auf den Postzeitungskatalog Nr. 1968 berufen.

Lehrbuch der Zoologie für Gymnasien, Realgymnasien, Oberreal- und Realschulen, landwirtschaftliche Lehranstalten usw., sowie zum Selbstunterrichte. Von Prof. Dr. Otto Wilhelm Thomé, Director der Realschule der Stadt Köln. Mit über 700 Figuren auf 389 in den Text eingedruckten Holzstichen. 6. Aufl. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1895. 8°, 427 SS. Preis 3 Mk.

Wir haben über dieses gemeinnützige, bekannte Schulbuch (in 5. Auflage) im Jahrg. 1887 dieser Zeitschrift (S. 396) gesprochen. Leider sind uns bei Durchsicht der vorliegenden (6.) Auflage in Bezug auf einige Abbildungen dieselben Fehler aufgefallen, welche wir schon in der 5. Auflage bemängelt haben. Fig. 312 auf S. 334, welche einen *Tabanus* darstellt, zeigt noch immer dieselben unrichtigen Fühler wie in der 5. Auflage. Wir schrieben damals hierüber: „Es ist uns unbegreiflich, wie in der 5. Auflage eines Schulbuches noch eine so gänzlich unrichtige Zeichnung platzfinden kann?“ Auch die übrigen in der 5. Auflage falschen Figuren, welche wir als solche getadelt haben, finden sich unverändert in der 6. Auflage wieder. Uns wundert dies umsomehr, als die meisten anderen Abbildungen des Buches geradezu als ausgezeichnet genannt zu werden verdienen. Die textliche Darstellung ist in der 6. Auflage dieselbe geblieben wie in der fünften. Hinzugekommen ist ein recht gut durchgeführter Abschnitt über „Thiergeographie“. Vorzüglich ist die Bearbeitung der Somatologie des Menschen. Wir haben schon in der Anzeige der 5. Auflage betont, dass das Lehrbuch Thomés, welches dem Lehrplane der preußischen Schulen angepasst ist, zufolge des großen Umfanges (die Schnecken, *Cephalophora*, allein umfassen nahezu einen Druckbogen!) an unseren Oberclassen nicht verwendet werden kann, dass es sich aber immerhin für fleißigere und sich für den Gegenstand besonders interessierende Schüler zum Nachlesen empfehle.

Der Mensch, sein Bau und sein Leben, nebst Hinweisung auf die Gesundheitspflege und die Grundzüge der Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Von Prof. Dr. Otto Wilhelm Thomé. Mit 96 Figuren in 79 verschiedenen, in den Text eingedruckten Holzstichen. 2. Aufl. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1895. 8°, 101 SS. Preis 80 Pf.

Eine ziemlich ausführliche, überaus klare Darstellung der Somatologie des Menschen und der „Gesundheitspflege“. Zahlreiche

zweckmäßige Abbildungen erleichtern das Verständnis des Dargebotenen. Das Buch ist ein Reimprimat aus dem Lehrbuche der Zoologie desselben Verf.s (vgl. das vorhergehende Referat).

Der Mensch und das Thierreich in Wort und Bild, für den Schulunterricht in der Naturgeschichte dargestellt von Dr. M. Kraß, Schulrath, kgl. Seminardirector, und Dr. H. Landois, Univ.-Prof. der Zoologie an der kgl. Akademie in Münster. Mit 197 eingedruckten Abbildungen. 11., verb. Aufl. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung 1895. 8°, XIV u. 245 SS. Preis geh. 2 Mk. 10 Pf., geb. 2 Mk. 45 Pf.

Wir haben auch über dieses Schulbuch schon mehrmals in diesen Blättern berichtet (vgl. Jahrg. 1896, S. 852, und Jahrg. 1890, S. 1818). Es genügt daher, diesmal nur weniges über die 11. Auflage zu sagen. Auch diese empfiehlt sich als anregendes Lesebuch für die Schüler der Unterstufe unserer Mittelschulen und somit für unsere Schülerbibliotheken. Als Neuerungen seien hervorgehoben: In die Somatologie des Menschen sind die wichtigsten Fingerzeige für die Gesundheitslehre eingefügt worden; die beiden neuen Bilder 15 und 57, Fledermaus und Esel, belehren den Schüler, auf einfache Weise mittelst eines „Netzes" Umrisszeichnungen der Thiere anzufertigen; mancherlei Beziehungen der Thiere anzufertigen; mancherlei Beziehungen der Thiere zu den Pflanzen finden Erwähnung; einige schlechte Bilder sind ausgeblieben, neue eingefügt worden. Von letzteren sind aber die Bilder 77 (der Star) und 108 (der Pelikan), welche übrigens auch in dem zuvor besprochenen Schulbuche von Plüß enthalten sind, nicht sehr glücklich ausgfallen; der Staar ist zu plump, der Kopf des Pelikans ist ganz verzeichnet. Die von uns schon früher bemängelte armselige Krabbe mit den auf einer Körperseite verstümmelten Beinen (im Bilde 182 rechts) ist noch immer da, ebenso die schlecht gezeichnete Küchenschabe (Bild 171) und der merkwürdige Fliegenrüssel (Fig. *s* im Bilde 162). Im Bilde 134 ist (rechts unten) eine ganz sonderbare, in der Natur wohl nicht existierende Nacktschnecke dargestellt. Bei den Schildkröten lesen wir noch immer Schilder statt Schilde, beim Maikäfer noch immer das Halsschild statt der Halsschild. Möchten diese Bemerkungen, welche durchaus nichts Böses im Schilde führen, den Verff. des in Deutschland vielverbreiteten Schulbuches doch endlich einmal zu Gesicht kommen! — Da wir im Vorhergehenden mehrere Schulbücher Deutschlands besprochen haben, können wir nicht umhin, zu bemerken, dass sie alle mit einem Vorworte des Verfassers versehen sind. An und für sich ist das wohl nichts Auffälliges. Anders gestaltet sich aber die Sache, wenn wir unsere seit mehreren Jahren jeglichen Vorwortes entkleideten Schulbücher ins Auge fassen. Man hält das Vorwort bei uns für überflüssig oder sucht es durch ein dem Buche beigelegtes sogenanntes Begleitschreiben zu ersetzen. Letzteres ist aber kein integrierender Be-

standtheil des Buches; es geht leicht verloren oder wird überhaupt dem Buche oft gar nicht beigelegt. Ein Schulbuch ohne Vorwort kommt uns vor, als hätte es keine ordentliche Toilette gemacht; es fehlt dem Ganzen etwas Wichtiges. Das Schulbuch gehört für die Schule, also für den Schüler und für den Lehrer. Für diesen ist aber das Vorwort von größter Wichtigkeit; Beweis dessen unsere eigene Erfahrung, dass wir bei einem Schulbuche aus alter Gewohnheit vor allem nach dem Vorworte sehen — jetzt freilich vergebens! Das Vorwort exponiert die Methode des Buches, gibt Winke für den Gebrauch desselben, führt die Neuerungen, resp. Verbesserungen in den neuen Auflagen an usw. Auf Grund dieser Angaben wird sich der Lehrer bewogen fühlen, das Buch genauer zu prüfen oder es sofort „ad acta" zu legen; er wird leichter und zumeist auch sicherer imstande sein, die Verbesserungen gegenüber früheren Auflagen zu prüfen. Und warum sollte der Schüler das Vorwort nicht auch lesen dürfen? Wird es ihm schaden, wenn er erfährt, auf welche Weise sein Schulbuch verbessert worden ist? Wird es ihn nicht erheben, wenn er sieht, welche Mühe sich der Verfasser gegeben hat, der Schule dienlich zu sein? Man sorge nur dafür, dass das „Vorwort" rein sachlich sei und dass es frei von jeder Polemik bleibe, die ja wirklich nicht in ein Schulbuch gehört. Wir geben uns der Hoffnung hin, dass sich denn auch bei unseren Schulbüchern bald wieder der alte Brauch einstellen wird, dass sie wie ehedem wieder im angemessenen Kleide, nämlich mit einem Vorworte versehen, erscheinen.

Leitfaden der Naturgeschichte. Zoologie — Botanik — Mineralogie. Von Dr. B. Plüß, Reallehrer in Basel. 6. verb. Aufl. Mit vielen Abbildungen. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung 1895. 8°, VI u. 279 SS. Preis geh. 2 Mk. 50 Pf., geb. 2 Mk. 90 Pf.

Was wir von der 4. Auflage dieses Schulbuches im Jahrg. 1891 (S. 688) dieser Zeitschrift lobend hervorgehoben haben, gilt auch für die 6. Auflage (die 5. ist uns nicht zugekommen). Die Verbesserungen in der Neuauflage beziehen sich insbesondere auf die textliche Ausgestaltung der Artbeschreibungen, ferner auf kurze geographische Angaben bei den Thieren. In der Botanik wurde den Coniferen im Systeme der richtige Platz eingeräumt. — Das Buch scheint für den anfänglichen naturhistorischen Unterricht der Mittelschulen bestimmt zu sein; für diesen bietet es jedoch zuviel (für den Unterricht auf der Oberstufe aber zuwenig). Die Zahnformeln bei den Säugethieren, die Namhaftmachung fast aller Skelettheile und der übrigen inneren Organe gleich bei dem ersten abgehandelten Thiere (der Hauskatze) wird wohl den Anfänger abschrecken; auch kann ihm das viele Zahlenwesen (mit dem im Buche auffallend oftmals wiederkehrenden Worte „circa") in den Beschreibungen recht unbequem werden. Beim Durchblättern des Buches stießen wir aber auch auf verschiedene sachliche Unrichtig-

keiten, von welchen wir nur einige der auffallendsten hervorheben wollen: Frühlingsfliege und Ameisenlöwe sind bei den Insecten mit unvollkommener Verwandlung (S. 96 u. 97) untergebracht; die Schildläuse und Blattläuse stehen (S. 99) mit den Thierläusen in ein und derselben Gruppe der *Aptera* („Flügellosen"); bei den Zweiflüglern (*Diptera*) werden die Puppen im allgemeinen tonnenförmig genannt und als Tonnenpuppen bezeichnet (S. 95); in dem Bilde (208) der Schwarzerle (*Alnus glutinosa*) ist ein Anachronismus zu sehen: während die sogen. männlichen Kätzchen (bei *a*) richtig gezeichnet sind (im Knospenzustande nämlich), erscheinen die sogen. weiblichen (bei *b*) in vollster Blüte, wie man sie bekanntlich nur im ersten Frühjahre vor der Entwicklung der Blätter antrifft, nicht aber an einem beblätterten Zweige (wie in dem genannten Bilde), usw. Mögen diese Mängel in der nächsten Auflage beseitigt werden, damit das sonst recht gute Buch nicht neuerdings durch dieselben beeinträchtigt werde!

Der Naturalien-Sammler. **Praktische Anleitung zum Sammeln, Präparieren, Conservieren organischer und unorganischer Naturkörper von Dr. L. Eger. Mit 37 Illustrationen. 6., verm. Aufl. Wien, W. Frick 1897. 8°, 142 SS.**

Das scheinbar kleine Büchlein enthält eine große Menge von Belehrungen über das Sammeln und Präparieren von Naturalien, über das Anlegen von Aquarien usw. Es unterscheidet sich aber von den meisten anderen ähnlichen Unterweisungen auf das Vortheilhafteste dadurch, dass es dem jungen Sammler und angehenden Präparator über den Zweck seines Geschäftes aufklärt und ihn auch über die sich nicht selten bei demselben ergebenden Gefahren unterrichtet, damit er sich vor ihnen schützen könne. Manchen neuen Handgriff wird auch der Erfahrene in dem vorliegenden Büchlein finden. Doch müssen wir bemerken, dass der Abschnitt über das Sammeln und Präparieren von Insecten zu karg behandelt erscheint. Es sind nur die Käfer und Schmetterlinge in Betracht gezogen worden, und auch hier finden wir die Fortschritte der Neuzeit nicht in erwünschter Weise berücksichtigt; es fehlt eine Menge handlicher und zweckmäßiger Apparate, die man heutzutage mit großem Vortheile beim Sammeln und Präparieren von Insecten verwendet. Sehr leicht hätte sich der Verf. darüber aus dem „Katalog über entomologische Bedarfsartikel aller Art" von Ortners Comptoir (Wien, XVIII., Währingergürtel 130) belehren können. Dr. Egers Büchlein ist der ganzen Anlage nach vor allem für die Jugend bestimmt; möge es in der nächsten Auflage diese noch mehr berücksichtigen und derselben näherliegende Sammelobjecte intensiver behandeln, wenn auch auf Kosten schwierigerer Präparationsmethoden (wie z. B. für das Ausstopfen größerer Säugethiere usw.). Das Büchlein, dessen Preis uns nicht bekannt ist,

sich aber sehr mäßig stellen dürfte, ist übrigens sehr anziehend geschrieben; es sei unseren Schülern und Schülerbibliotheken bestens empfohlen.

Wien. Jos. Mik.

Joh. Fr. Herbarts Sämmtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von Karl Kehrbach. IX. Band. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne.

Es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, dass der schon durch seine Fichte- und Kant-Ausgabe, sowie durch die Monumenta paedagogica bekannte Herausgeber von Herbarts Sämmtlichen Werken, Dr. K. Kehrbach in Berlin, seine hervorragende philologische Pünktlichkeit und seine kritische Fähigkeit auch bei diesem Bande, dem IX. in chronologischer Reihenfolge, wieder von neuem bewährt hat. Dieser IX. Band enthält, von „Sämmtliche Werke Herbarts von Hartenstein, Leipzig 1851" hierin abweichend, dass von Kehrbach die chronologische Reihenfolge festgehalten wird, nebst einer sehr instructiven Vorrede, die namentlich über die Geschichte des Textes Klarheit verbreitet, der den „Briefen über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik" zugrunde liegt, Folgendes: I. (S. 1—15) „Über die Unmöglichkeit, persönliches Vertrauen im Staate durch künstliche Formen entbehrlich zu machen", eine am Krönungstage in Königsberg (18. Jan.) 1831 gehaltene Rede Kants, in Hartensteins Ausgabe, von Kehrbach mit S. W. bezeichnet, Bd. IX, S. 221—240); II. (S. 17—338) „Kurze Encyklopädie der Philosophie" (S. W. Bd. II); III. (S. 339—462) „Briefe über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik" (S. W. Bd. X, 1. Th., S. 345 bis 503).

Wie schon aus der Inhaltsangabe hervorgeht, erscheint es angemessen, gerade den Interessentenkreis dieser Zeitschrift auf diesen IX. Band aufmerksam zu machen, der nun den „Mustertext" bietet zu den für jeden, der seine Aufmerksamkeit den Problemen der Jugenderziehung zuwendet, so anziehenden „Briefen über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik", sowie die „Kurze Encyklopädie der Philosophie", deren sich auf Pädagogik beziehende Abschnitte schon O. Willmann den pädagogischen Schriften Herbarts (II. Bd., S. 419—478) zugewiesen hat.

Ref. möchte hier nur mit wenigen Worten das umsichtige Verfahren Kehrbachs charakterisieren, durch welches der Leser in den Stand gesetzt wird, nicht nur aus der ungetrübten Quelle pädagogischer und psychologischer Forschung zu schöpfen, sondern auch den Werdegang der philosophischen Erkenntnisse Herbarts kennen zu lernen.

Dem Texte der Schrift „Kurze Encyklopädie der Philosophie" in der Ausgabe K.s ist der Text der ersten Ausgabe zugrunde

gelegt, aber so, dass Abweichungen der 2. Ausgabe unter dem Striche genau vermerkt werden, während bei Hartenstein der Text der 2. Ausgabe den Haupttext abgibt, die Abweichungen derselben von der 1. Ausgabe aber, wie K. nachweist, nur sehr mangelhaft notiert werden.

Da an einigen Stellen in den beiden Ausgaben entweder die Reihenfolge der Capitel und Paragraphen eine andere ist, ja in der 2. Ausgabe Capitel oder Paragraphen ausgelassen oder hinzugefügt wurden, so mussten gewisse Orientierungsmaßregeln von K. angewendet werden, um ein klareres Bild des Verhältnisses beider Ausgaben zu gewähren. Um nur ein Beispiel zu geben, werden einige Paragraphen des VII. Capitels „Von der Psychologie“ doppelt untereinander in ungekürzter Weise gedruckt, trotzdem dass Theile derselben ganz übereinstimmend in beiden Ausgaben lauten, nur um das Verhältnis beider Ausgaben nicht zu verdunkeln.

Die Rede „Über die Unmöglichkeit, persönliches Vertrauen usw.“ ist nach der Ausgabe S. W. gedruckt, jedoch sind die Abweichungen des Schubert'schen Textes in der Vorrede (S. VIII) angegeben.

Die „Briefe über die Anwendung der Psychologie“ endlich sind nach einer sorgfältigen Niederschrift Herbarts abgedruckt, so aber, dass wieder die Abweichungen der Ausgabe S. W. genau angegeben werden.

Mehr Klarheit erzielte K. vielfach dadurch, dass er, was Hartenstein dem Anhange zuweist, gleich im Anschluss an den Grundtext abdruckt, so z. B. den „Zusatz“ auf S. 159 ff. Dass es nicht überflüssig erscheint, auch kleinere Abweichungen der beiden Ausgaben ausdrücklich anzuführen, was Hartenstein oft unterließ, indem er sich nur darauf beschränkte, Abweichungen von größerer Ausdehnung im Anhange anzuführen, lässt sich an folgenden Beispielen zeigen. Herbart schien z. B. schon, wie es jetzt noch oft bei den Forschern auf dem Gebiete der Psychologie der Fall ist, zwischen der Anwendung des Attributes „psychologisch“ und „psychisch“ zu schwanken, was aus Hartensteins Ausgabe, der nur die Lesart „psychisch“ der 2. Ausgabe, ohne die Abweichung von der 1. zu erwähnen, druckt, nicht hervorgeht; ähnlich verhält es sich mit der Anwendung des Wortes „fodern“ und „fordern“ u. a. m.

Hinsichtlich der Veränderungen, die Hartenstein am Originaltexte vornahm, verhält sich K. möglichst conservativ und stellt das Original wieder her, ersetzt aber auch unpassende Lesarten, wie z. B. „Ursprung“ bei Hartenstein durch „Urtheil“ (S. 346) aus dem Manuscripte, „Vorstellungstrieb“ durch „Vorstellungskreis“ (S. 376) u. a. m.

Druckfehler und kleinere Abweichungen im Sprachgebrauche sind sorgfältig verzeichnet, ja auch sinnstörende Art des Druckes bei Hartenstein verbessert; so z. B. wird anstatt das Wort „aus-

drücken“ ganz gesperrt zu drucken, nur die Vorsilbe aus in dieser Weise gedruckt, wodurch die Beziehung auf das unmittelbar Folgende in dem Satze (S. 110) „Gar nichts wollten sie ausdrücken; ihre Gedanken giengen nicht hinaus, sondern in das innere Wesen der Künste hinein“ klar hervortritt.

Schon diese wenigen Belege, denen noch andere hier hinzuzufügen dem Ref. des Raumes wegen nicht gewährt ist, mögen genügen, die äußerst gewissenhafte Herstellung eines Mustertextes durch K. auch in diesem IX. Bande zur Erkenntnis zu bringen. Nur unbedeutende Versehen, deren Verbesserung sich wohl leicht herstellen lassen wird, seien zum Schlusse erwähnt.

So ist S. 45 bemerkt unter Note[2]: „Das Folgende bis zum Schlusse fehlt, ist in der II. Ausg.“, in welcher das „ist“ zu streichen ist. — S. 58 ist als fehlerhafte Lesart der Ausgabe (S. W.) „ausmalen“ anstatt „auszumalen“ angegeben, während S. W. (1850) richtig „auszumalen“ bieten. — S. 153 ist zu der Anmerkung[4] nicht bemerkt, dass S. W. statt der Worte „Von Hemmung“ die Worte „Von der Hemmung“ bieten und ferner das Komma nach „bloßen“ eliminieren. — S. 163 soll es in Note[3] heißen anstatt „... die Worte, wie man ..... unterschieden werden“ „die Worte, wenn man .... unterschieden werden.“ — S. 341 fehlt die Ziffer 2) bei der Fußnote, „auf“ fehlt S. W.

Über einige logische Schwierigkeiten in den Sprachlehrbüchern unserer Volks- und Bürgerschulen. Vortrag, gehalten im Grazer Lehrervereine von Dr. Eduard Martinak. Graz, Universitätsbuchhandlung.

Bei der Herstellung von neuen Auflagen werden so ziemlich alle Verfasser der an österreichischen Lehranstalten gebräuchlichen deutschen Grammatiken und Sprachbücher gut thun, die im obigen Vortrage gegebenen Winke, welche auf solide logische Grundlage sich stützen, wohl zu beachten. Es handelt sich um die Begriffe „concret — abstract“ und die Eintheilung „Gattungsnamen, Eigennamen, Sammelnamen, Stoffnamen“. Der Verf. zeigt zunächst, dass das, was in den Lehrbüchern über diese Begriffe gelehrt wird, „bedenkliche Schwierigkeiten sachlicher und didaktischer Art“ bietet. Inconsequent sei es, dass beim „Verbum“ die Grammatiken, wie es einer „Sprachlehre“ zukommt, sich um den sachlichen Inhalt nicht kümmern, beim „Hauptwort“ über die Grenzen der Grammatik hinaus nicht bloß von den Wörtern, sondern von den Begriffen und Dingen reden. Durch das Streben aber, eine „allgemeine Eintheilung und Gliederung alles Denkbaren“ zu geben, gelange man zur Gegenüberstellung von sinnlich wahrnehmbaren Dingen (concret) und Eigenschaften, Thätigkeiten usw. (abstract), wobei unter den „wirklichen Dingen“ Phantasieproducte, wie goldener Berg, Siegfried usw., die doch „bloß vorgestellte Dinge“ sind, figurieren. Nehme man aber statt „gedacht“ als Attribut „nicht

sinnlich wahrgenommen" auf, dann habe „Röthe, Kälte" u. ä. als concret zu gelten. Auch der Terminus „Begriffsname" könne nicht auf das unkörperliche Gebiet beschränkt bleiben. Der Verf. berichtet nun, was die neuere logische Wissenschaft darüber lehrt. Höfler und Erdmann theilen das „Denkbare" in „Physisches" und „Psychisches" ein. B. Erdmann, auf Ehrenfels und Meinong zurückgehend, bereite eine Reform durch die Lehre „von den Gegenständen höherer Ordnung" vor. Da demnach das Problem der Eintheilung alles Seienden in Entwicklung begriffen sei, so sei es von der Volks- und Bürgerschule auszuschließen, höchstens im Propädeutikunterrichte zu berühren.

Concret sind nach der neueren Lehre die Begriffe, an denen keine Abstraction vollzogen wurde. Wesentlich für jede Abstraction ist „das Hervorheben eines Theiles aus einem Complexe durch die Aufmerksamkeit", ob ich nun aus dem Complexe das Einzelne allein beachte, wenn ich z. B. an den Vorstellungen verschiedener weißer Dinge „das abstracte Weiß" hervorhebe, oder ob ich dieses Einzelne ins Dunkel treten lasse, wenn ich z. B. von den Vorstellungen der Würfel mit verschiedenen Merkmalen zu dem abstracten „Würfel" komme. Daraus aber geht hervor, dass manche gewöhnlich nicht abstract genannte Begriffe, wie alle Gattungsnamen, abstract sind. Daher werden diese Termini in den Sprachlehren unrichtig angewendet.

Dass ferner die Eintheilung der Concreta in Eigennamen, Gattungsnamen usw. nach verschiedenen Seiten hin ein treffendes Beispiel einer unrichtigen Eintheilung bietet, wird klar erwiesen.

Auf diese Erwägungen gründet sich der von Jauker abweichende Vorschlag Martinaks, diese Sachbetrachtung, wie sie bislang in den Grammatiken sich findet, höchstens als „Denkübung", der dann im propädeutischen Unterrichte eine systematische Durcharbeitung der Sache folgen würde, aufrechtzuhalten, sonst aber aus den Lehrbüchern der Volks- und Bürgerschule zu verbannen; statt der Eintheilung in Gattungsnamen, Eigennamen usw. trete eine lose Aufzählung.

So zeigt denn dieser kleine Vortrag, wie die neuere logisch psychologische Forschung berufen ist, manchen dunklen Punkt der Grammatik, einer altehrwürdigen Tradition zum Trotze, aufzuhellen und an Stelle von Unhaltbarem logisch Gesichertes zu setzen.

Das Kantbildnis der Gräfin Karoline Charlotte Amalia von Kayserling. Nebst Mittheilungen über Kants Beziehungen zum Gräflich Kayserlingischen Hause von Dr. Emil Fromm. Hamburg u. Leipzig, Voss.

Bisher galt als das früheste Bild Kants das, welches der Buchhändler Jakob Kanter im August 1768 malen ließ. In der Majoratsbibliothek zu Rautenburg, dem Wohnsitze des Grafen

Kayserling, hat sich unter anderen Handzeichnungen der Gräfin Karoline Charlotte Amalia K. ein in schwarzer und weißer Kreide gemaltes Jugendbildnis Kants gefunden, von dem die dem Schriftchen beigegebene Phototypie eine Reproduction ist. Die Entstehung dieses Bildes ist in noch frühere Zeit zu setzen. Um es datieren zu können, hat der Verf. „den dunkelsten Abschnitt im Leben des Philosophen“, die Hauslehrerzeit, einer Untersuchung mit Berücksichtigung der Beziehungen Kants zum gräflichen Hause unterzogen und gefunden, dass Kant frühestens 1753 Erzieher der Kinder der Gräfin vielleicht auf Rautenburg, wahrscheinlicher in Capustigall war, nach dem Jahre 1755 aber bei der Erziehung der Neffen am letzteren Orte mitgewirkt habe. Vor 1755 dürfte das Bild nicht entstanden sein, da erst, als Kant sich habilitierte und in einer angesehenen socialen Stellung wirkte, die Gräfin es unternommen haben wird, seine geistvollen Züge zum Vorwurfe eines Bildes zu nehmen. Das Bildnis stellt Kant im 30. Jahre oder im Anfange der Dreißigerjahre dar und entspricht den mehrfachen Nachrichten von Kants äußerer Erscheinung in überraschender Weise. Das Schriftchen bringt demnach eine willkommene Ergänzung zur Darstellung der Persönlichkeit Kants und seiner Biographie.

Wien. G. Spengler.

Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten für Lehrer, Vorturner und Schüler höherer Lehranstalten. Von Dr. E. Kohlrausch, Gymnasial-Professor, und A. Marten, Seminarlehrer. Mit 19 in den Text gedruckten Figuren. 6., verm. u. verb. Aufl. 18.—21. Tausend. Taschenformat. Hannover u. Berlin, C. Meyer 1898. Preis cart. 75 Pf., eleg. geb. 1 Mk.

Zu dem Besten, das die Spielliteratur in den letzten zwei Decennien geschaffen hat, gehört unstreitig das vorliegende Werk. Angeregt durch den berühmt gewordenen Spiel-Erlass des früheren preußischen Ministers v. Gossler vom 27. October 1882 hat sich das Büchlein stetig entwickelt, denn

die zweite, wenig veränderte Auflage	hat	47	Spiele	auf	99	Seiten,
„ dritte „ „	„	„ 47	„	„	105	„
„ vierte „ „	„	„ 52	„	„	119	„
„ fünfte „ „	„	„ 57	„	„	146	„
„ sechste, verm. und verb.	„	„ 60	„	„	151	„

beschrieben. Diese Tabelle allein spricht schon deutlich für die Beliebtheit dieses Spielbuches. Es wird seiner handlichen Form wegen viel unter Schülern gefunden, und in den Jahresberichten mancher Anstalten kann man öfter lesen, dass 15—20 Exemplare für die Schüler angeschafft wurden. In Österreich behauptet es sich erfolgreich neben den Spielbüchern von Kreunz und Lechner.

Im einzelnen hätten wir noch folgende Wünsche vorzubringen: Das Spiel Nr. 3 „Dreiball“ passt in der vorliegenden Fassung nicht in die Sammlung, weil es weder ein Parteispiel ist, noch einer genügend großen Schülerzahl Beschäftigung gewährt. Statt dessen wäre das Meta-Spiel zu setzen, das zugleich eine ausgezeichnete Vorübung für Schlagball ohne Einschänker abgibt.

In Nr. 4 „Dreifelderball“ (van Akensches Ballspiel) will uns Einiges nicht gefallen. So heißt es auf S. 23: „Die Spieler der Partei *A* werfen den Ball der Reihe nach mit kräftigem Wurf, der ihn mindestens bis zur Mitte des Feldes *B* bringen muss.“ Aber vorher, auf S. 22, wird schon verlangt, dass dieses Spielfeld (Lauffeld) „so breit sei, dass der Ball vom ersten Felde aus bequem über dasselbe hinweggeworfen werden kann“. Das stimmt nicht ganz überein. Die Fassung auf S. 23 ist zu unbestimmt und daher die Quelle von Streitigkeiten. Diese müssen aber verhütet werden. Das kann dadurch geschehen, dass man das Mittelfeld für 10jährige Schüler mit 10 Schritt, für 11jährige mit 11 Schritt usw., für Erwachsene mit 20—25 Schritten annimmt. Bei diesen Maßen werfen nur ungeschickte und unvernünftige Schüler nicht über die Grenzlinie, wodurch ein Wechsel in den Rollen eintritt. — Ferner sollten die Punkte *K N J H* durch „Wächter“ besetzt werden. Sie haben die Strecken bis zu den Punkten *L* und *M* zu überwachen, wenn die Grenzlinien unbestimmt werden, sie zu erneuern und im Falle eines vorgekommenen Fehlers diesen laut zu verkünden. Dass die Partei der „Wächter“ den Schriftführer zu stellen hat, ist ein sehr guter Gedanke, praktisch und lobenswert. Berücksichtigt man noch die im Lauffeld befindlichen „Wächter“ und ihren alles überwachenden Spielkaiser, so sind 8 Spieler dieser Partei beschäftigt, was für das Spiel im ganzen von Vortheil ist.

S. 34, Punkt 11 könnte es besser „durch die Fangpartei“, anstatt „von der Fangpartei“ heißen.

S. 49 „Eckball“ oder „Äußere und Innere“ ist an manchen Orten recht volksthümlich, wird aber zumeist 5 gegen 4, oder 4 gegen 3 gespielt, wobei der Geschickteste die Aussicht hat, stets Äußerer zu bleiben, was den Reiz des Spieles bedeutend erhöht.

S. 51 „Prellball“ wird zuweilen, aber fälschlich, als Vorübung zum Schlagballspiel angesehen und behandelt.

S. 53 „Stehball“ ist deshalb ein unpraktisches Spiel, weil Löcher in den Boden gegraben werden müssen. Da ist die in Hannover übliche Art (S. 56) bei weitem vorzuziehen. Aber besser als beide ist der „Mützenball“ oder „König und Stiefelputzer“, da dort auch eine Vorrückung möglich ist. In Wien und an manchen anderen Orten in Österreich wird ein dem „Stehball“ sehr ähnliches Spiel geübt unter dem Namen „Nationen“.

Nr. 69 behandelt den vom Rath Weber in München zuerst beschriebenen „Faustball“. Er gehört zu den besten in neuerer

Zeit ersonnenen Spielen. Doch möge es S. 70 lieber „einschenken" statt „angeben" heißen. Sehr gut ist die Bestimmung, dass der Ball entweder aus der Luft, oder nachdem er einmal den Boden berührt hat, zurückgeschlagen werden muss. Aber die Art des Zählens will uns nicht gefallen. Wir lassen seit jeher nur die Fehler, nicht aber die eingeschenkten Bälle zählen. Jene sind gleichbedeutend mit den Regeln 2 *a c d* und *e* S. 71. Die Regel 2 *b* kommt dann nicht in Betracht. Denn es ist wie beim Lawn-Tennis die Aufgabe, den Ballen recht lange ohne Unterbrechung hin und her zu spielen. Infolge dessen kann es gleichgiltig sein, ob er von oben oder unten, mit einer Hand oder mit beiden, oder auch mit dem Kopfe zurückgestoßen wird. Auch braucht man wie beim Tennis nur einen Aufschreiber, der auf der Verlängerung der Mittellinie Aufstellung nimmt. Der Wechsel tritt am besten nach 10 Fehlern ein. Bei Gelegenheit eines Wettspiels hat die Partei gewonnen, welche in einer bestimmten Zeit die wenigsten Fehler gemacht hat.

Die Aufnahme des von Dir. Maul in Karlsruhe erfundenen „Hohlballschlagens" ist keine glückliche zu nennen, denn es erreicht keines der bestehenden Spiele an Gehalt. Auch bietet es keine nothwendige Vorbereitung weder für Criquet, noch für Schlagball, mit denen es einige Ähnlichkeit aufweist, da bereits sehr zweckmäßige Vorbereitungsmittel bestehen. Wird etwas Neues geschaffen, dann muss es besser als das Alte sein. Dieser Bedingung entsprechen Faustball, Dreifelderball, Netzball Nr. 29, Raffball Nr. 80, nicht aber Prellball, Hohlballschlagen, oder Grenzrollball Nr. 28.

Manche Anmerkungen und Abänderungen zu schon bekannten Spielen stellen eine wertvolle Bereicherung des Spielfondes dar. Die Beschreibung ist bei aller Kürze doch verständlich und klar. Daher kann dieses sehr preiswürdige Werk allen Spielfreunden bestens empfohlen werden.

Wien. Turnlehrer Max Guttmann.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Beiträge zur Unterrichtspraxis in der Philologie.

Klagen über ungleichmäßige Beurtheilung der wissenschaftlichen Thätigkeit der Schüler durch verschiedene Lehrer desselben Faches auf verschiedenen, aber auch auf gleichen Lehrstufen einer und derselben Anstalt sind recht alt. Sie werden und wurden erhoben von allen Betheiligten, von den Eltern, den Schülern, den Lehrern selbst und nicht in letzter Linie von den Schulbehörden, die eine möglichste Ausgleichung all der Verschiedenheiten, wie sie das frisch pulsierende Unterrichtsleben, wie eben jeder lebende Organismus, bedingt, gewiss mit Recht anstreben. Ob aber diese Augleichung gelingen kann? Nichts verträgt die Schablone weniger als der Unterricht. Und gerade die in den letzten Jahren so häufig dem Besten der Mitstrebenden gewidmeten Veröffentlichungen über Lehrgang und Lehrverfahren in den einzelnen Unterrichtsfächern sprechen am deutlichsten über die vielen Wege, die schließlich alle nach Rom führen. Und wie könnte das auch anders sein! Ist doch ein jeder Lehrer eine Individualität, der Schüler aber auch. Das würde gegen alle vernunftgemäße Pädagogik sein, wollte man all das von Natur aus Verschiedene in denselben engen Uniformrock stecken. Das würde erfahrungsgemäß mehr schaden als nützen.

Indes wenn auch der ganze Unterrichtsgang nicht über einen Leisten geschlagen werden kann und darf, so gibt es doch gewisse Zweige der unterrichtlichen Thätigkeit, wo die gegenseitige Aussprache der betheiligten Lehrer an einer Anstalt wenigstens für diese Anstalt ein einmüthiges Zusammenwirken anzubahnen vermöchte.

Es ist natürlich der philologische Unterricht am Gymnasium in erster Linie, wo infolge der breiteren Basis, auf die er gerade gestellt ist, und infolge der größeren Zahl der Lehrer für diesen Gegenstand ein Ausgleich in manchen Punkten der praktischen Lehrthätigkeit im Interesse der Schüler, aber auch der Lehrer selbst gelegen sein dürfte. Man denke nur an die Übernahme neuer Classen. Man denke an das Odium,

das da den sogenannten strengen Lehrer trifft, wenn sein Vorgänger etwa zu einer übermilden Auffassung in der Beurtheilung seiner Schüler neigte.

Die folgenden Zeilen wollen nun Anregungen geben, in welcher Weise eine Einigung über eine gewisse Einheitlichkeit im Vorgange der philologischen Lehrer möglich wäre. Das ganze Gebiet kann da nicht behandelt werden, da müsste ein ganzes Buch über praktische Pädagogik verfasst werden, das freilich, abgesehen von Wilhelms wenn auch großentheils in die Instructionen verarbeitetem, so doch sonst wenig bekanntem Buche, auf Grundlage der österreichischen Schulverhältnisse erst geschrieben werden müsste. Schade, dass die Meister auf dem Gebiete der praktischen Pädagogik, deren unser Mittelschulwesen unstreitig in hervorragendem Maße besitzt, nicht so oft das Wort ergreifen, als sie uns etwas zu sagen hätten.

Ich will mich also beschränken auf die Besprechung der Forderungen an die schriftlichen und mündlichen Leistungen der Schüler in der Philologie und des Vorganges dabei, des anzuwendenden Maßstabes an ihre Leistungen und der Gewinnung der Semestralnote.

Freilich, das sei im voraus gesagt, allzu optimistischen Erwartungen darf man sich da auch nach einer etwaigen Ausgleichung nicht hingeben. Denn wenn auch alle Betheiligten nach bestem Wissen und Gewissen arbeiten, so ist die Macht der Individualität doch so groß, dass sie gerade den Strebenden mit sich reißt und die Grenzen, die wir vielleicht selbst uns gesteckt haben, überschreitet. Allein, wenn nichts anderes, so hat eine solche gemeinsame Berathung dennoch das Gute, dass sie über gewisse Fragen im ganzen und im besonderen orientiert und oft genug auch zu einer wirksamen Selbstprüfung und Selbstbesinnung führt. Und eine solche Gewissenserforschung auf schulpädagogischem und schultechnischem Gebiete kann nur von Nutzen für den einzelnen und für das Ganze sein.

Um uns gleich in medias res zu stürzen, könnte man zunächst über das »Maß der Anforderungen an den mündlichen und schriftlichen Unterricht« am ehesten, wie es scheint, ins Reine kommen, insoferne als der amtliche, für jede Stufe bestimmte Lehrplan maßgebend sein muss. Erinnert man sich auch noch an die der Unterstufe und der Oberstufe gesteckten Ziele im Zusammenhalt mit den Forderungen bei der Maturitätsprüfung, so sind damit die Grenzen mehr weniger umschrieben. Freilich ist auch noch Raum genug für eine Bewegungsfreiheit des Lehrers innerhalb der angegebenen Grenzen vorhanden. Es handelt sich also darum, diese Freiheit nicht zur Ungebundenheit werden zu lassen, sie vielmehr in geregelte Bahnen zu leiten. Das geschah seitens der obersten Unterrichtsbehörde bezüglich der Grammatik durch den h. Erlass vom 1. Juli 1887, Z. 13.276 und bezüglich der Lectüre durch den h. Erl. vom 30. Sept. 1891, Z. 1786.

Die Grundlage des sprachlichen Studiums bildet neben dem Vocabelschatze die Kenntnis der Grammatik. Das betonen

alle unsere Vorschriften. Das grammatische Können wird aber nicht im Handumdrehen erlernt. Dazu braucht es zunächst einer vorsichtig abgewogenen Vertheilung auf die einzelnen Unterrichtsstufen und einer fortwährenden Schulung und Wiederholung. Das feste grammatische Gerippe dem Schüler zu geben, ist das Untergymnasium berufen, nicht bloß im Lateinischen, sondern auch im Griechischen. Denn dem letzteren kommen zum guten Theile die im Lateinischen bereits erlernten und in der Unterrichtssprache etwa vorhandenen adäquaten Erscheinungen zugute. Den Mittelpunkt des sprachlichen Unterrichtes bildet also im Untergymnasium die Grammatik, im Obergymnasium die Lectüre. Insoferne aber als eine nach unseren Vorschriften geregelte Lectüre ohne Kenntnis der Grammatik unmöglich ist, so muss sich auch beim Obergymnasiasten das auf den früheren Unterrichtsstufen erworbene grammatische Können zum grammatischen Wissen gewandelt haben, mit anderen Worten, auch dem Obergymnasiasten darf die Grammatik eben wegen der Lectüre nicht geschenkt werden, sie muss vielmehr unbedingt gefordert werden. Ein Nachweis hiefür ist wohl nicht nöthig. Die vier Unterrichtsstufen des Untergymnasiums stellen concentrische Kreise dar. Je mehr sie sich erweitern, desto inhaltsleerer müssten sie werden, wenn dem Schüler das auf der früheren Stufe erworbene grammatische Wissen nachgesehen würde. Es würden dann die Schüler auf der obersten Unterrichtsstufe die geringsten grammatischen Kenntnisse aufweisen. Vergegenwärtigen wir uns einmal, was die bezüglichen Vorschriften sagen. »Die Lectüre soll«, heißt es in dem angezogenen hohen Erlasse vom 30. Sept. 1891, Z. 1786, »auf sprachlich genauem Verständnis des Gelesenen beruhen« und die Übersetzung des Maturanten »muss Sicherheit in der Grammatik« (Weisungen, 2. Aufl. 33) beweisen, im Griechischen soll der Prüfling »auf Grund grammatisch gründlichen Verständnisses gewandt übersetzen« (ebda.). Wie wäre das möglich, wenn im Obergymnasium das grammatische Wissen eine untergeordnete Rolle spielen sollte? Nun freilich, der grammatistischen Methode oder vielmehr Unmethode bei der Lectüre hiermit wieder Thür und Thor zu öffnen, die durch den oben angezogenen Erlass ausdrücklich verpönt wurde, ist damit weitaus nicht das Wort gesprochen. Eine kleine Überlegung wird uns zeigen, wie man trotzdem der Sache beikommen kann. Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen der Aneignung der grammatischen Formen, dem Können, und der nie versagenden Reproduction, beziehungsweise Anwendung des grammatischen Wissens. Dort muss erst ein langer Weg bedächtig zurückgelegt werden, so mancher Ballast muss zur Unterstützung des Gelernten mitgeschleppt werden, der abfällt, sobald aus dem Können ein Wissen geworden ist. Ich werde es mir in der I. Classe gewiss nicht entgehen lassen, wenn das Übungsbuch etwa 'manus' bietet, auch die anderen Feminina der U-Declination abzufragen, auch in der II. Classe werde ich sie noch herzählen lassen, wenn aber ein Tertianer oder etwa Septimaner richtig sagt »manus dextra«, dann genügt mir das. Oder

dem Secundaner werde ich gewiss, wenn z. B. 'divi-si' vorkommt, es nicht ersparen, mir die anderen si-Perfecta der kurzvocalischen Stämme aufzusagen — und zwar möglichst vollständig —, gleichgiltig, ob seine Grammatik sie beisammen hat oder nicht. Auf einer oberen Stufe werde ich mich mit dem Wissen der Form 'divisi' begnügen, und weiß dort der Schüler thatsächlich keine weitere Parallelform anzugeben, werde ich ihn deswegen gewiss nicht schlecht censieren dürfen, und ich thue es auch nicht, weil ich ihn nach einer solchen Parallelform gar nicht frage. Hier liegt also die Verschiedenheit der Anforderungen an das grammatische Wissen auf der Unter- und der Oberstufe. Natürlich, dass, um es so weit zu bringen, alle Mittel und Mittelchen einer vorausschauenden Pädagogik angewendet werden müssen, um das grammatische Wissen auf eine solche Höhe zu bringen. Die grammatische Sicherheit soll auch auf der Oberstufe unverlierbar sein, wenn auch die Form der Aneignung verloren gegangen ist. Dass natürlich partienweise die Grammatik wiederholt aber auch abgefragt werden muss, darüber sich des weiteren auszulassen, wäre wohl auch überflüssig.

In inniger Beziehung zu der grammatischen steht die lexikalische Seite des sprachlichen Unterrichtes. Die Aneignung des Vocabelschatzes ist eine so wichtige Sache, dass darüber nicht mit Stillschweigen hinweggegangen werden darf.

Es ist an sich klar, dass eine Sprache, wenn sie gesprochen werden soll, die Vocabelfrage anders behandeln muss als eine todte. Die erstere wird unmöglich, wenn der Wortschatz fehlt, nicht so die letztere. Bei dieser ist das Ziel am Gymnasium die Lectüre, bei der ersteren das Sprechen. Wenn also hier ein positives Wissen an Vocabeln gefordert wird, kann in den antiken Sprachen gar oft an Stelle des wirklichen Wissens das divinatorische Moment treten, das dem Schüler sagt, dieses oder jenes Wort ist stammverwandt mit dem oder jenem mir bekannten Worte, muss daher in diesem Zusammenhange das oder jenes bedeuten. Und der Schüler wird hier gewiss, die entsprechende Schulung vorausgesetzt, kaum jemals fehlgehen. Dass dieses divinatorische Element eine ungeheuere Rolle spielt, kann jeder Fachmann an sich selbst erfahren. Um es aber auch beim Schüler dazu zu bringen, ist es nothwendig, dass der Vocabelschatz schon auf der untersten Stufe in gewisse feste Reihen gebracht wird. Handhabe dazu bietet das etymologische Princip, das vielfach noch zu wenig beachtet wird. Gewöhnt man den Schüler daran, neben der Etymologie — bei Zusammensetzungen sind es die Einzelbestandtheile — die Grundbedeutung jedesmal zu notieren und zu lernen, dann hat man es für immer gewonnen. [Ich habe mich über die Vocabelfrage in der Einleitung zur 2. Auflage des Prammer'schen Cäsarwörterbuches des näheren ausgesprochen.] Das Vocabellernen ist an sich eine sehr schwere Sache. Betreibt man es so, dass man etwa — ich habe die unterste Stufe im Sinne — neue Vocabeln aufgibt und dann erst die zugehörigen Sätze mit den Jungen übersetzt, dann haben die Schüler Ungeheueres geleistet. Es ist wahr, der 10—12jährige Knabe leistet an mechanischer Gedächtnisarbeit Unglaubliches. Ist ihm aber das, was

ihm die Vocabelreihe zusammenhielt, das räumliche Moment, entschwunden, dann ist auch das Vocabel und seine Bedeutung dahin. Die Vocabeln müssen also am Satze bei der Vorpräparation erlernt werden. Namentlich, wenn sie sich dann in verschiedenen Sätzen zu verschiedenen Zeiten wiederholen — und das muss mit wichtigen Vocabeln bei einem vernünftig angelegten Übungsbuch geschehen —, dann haften sie. Auszugehen ist selbstverständlich immer von der Unterrichtssprache; denn sie bildet die Grundlage zur Erlernung der fremden Sprache.

Der Befestigung des Vocabelschatzes dient auch das Abprüfen. Auf der untersten Stufe, etwa in der I. und II. Classe, empfiehlt sich nach meiner Erfahrung das Abfragen nach Phrasen und Sätzchen. Das erstere dient nicht nur der Befestigung der Form, sondern auch der Rection, und das letztere gibt Gelegenheit, die schwierigen Partien der Grammatik aus der Formenlehre und der Elementarsyntax einzuüben. Also, um ein ganz einfaches Beispiel zu wählen, wir haben z. B. die drei Vocabeln: amo, poeta, clarus. Man kann da etwa so fragen: den berühmten Dichter, von dem berühmten Dichter, berühmte Dichter (der Schüler muss Nominativ und Accusativ sagen), wir lieben den berühmten Dichter; auf vorgerückter Unterrichtsstufe kommt dazu: der Dichter wird von uns (euch, ihm, ihr, ihnen) geliebt. Der Dichter liebt sich; damit wir ihn lieben; mögen wir ihn lieben; hätten wir den berühmten Dichter nicht geliebt; sobald wir den Dichter lieben usw. Beim Fortschreiten der Kenntnisse aus der Syntax und der Formenlehre wächst die Abfragemöglichkeit der Vocabeln ins Ungemessene. Natürlich lässt man es sich nicht entgehen, bei amo zu erinnern an amicus, inimicus, amicitia, inimicitiae, amabilis, amoenus ..., bei poeta an das Fremdwort Poet und Poesie, bei clarus an klar = hell, etwa auch an clarā voce = mit heller Stimme (vgl. hallen usw.). Aber auch auf der Oberstufe wird diese Art des Vocabelprüfens von großem Nutzen sein. Denn auch dort sind, namentlich in vernachlässigten Classen, oft genug gewisse grundlegende Dinge aus der Formenlehre und Syntax verblasst, die man auf diese Art aufzufrischen nicht verabsäumen vermag.

Daneben pflege ich auch noch eine Art des Vocabelabfragens, die eng mit dem Inhalt der Lectüre, auf den ja auf den Stufen, wo Lectüre gepflegt wird, das Hauptgewicht zu legen ist, zusammenhängt. Es sei z. B. der Zusammenhang zu Hom. Od. VI 141 herzustellen. Schüler: Die Mädchen spielten Ball (Lehrer: griechisch! Schüler: *ἔπαιζον σφαίρῃ* [-ᾳ]). Plötzlich warf ihn ein Mädchen ins Wasser (*ἔῤῥιψε*; Lehrer: Von? Schüler: *ῥιπτέω, ῥίπτω*); da schrien sie laut auf (*μακρὸν ἄϋσαν*; Von? ......). Odysseus erwachte (*ἔγρετο*; Lehrer: Von? Schüler: *ἐγείρω*; Lehrer etwa noch: fast wäre er erwacht ....) und erschien den Mädchen (*ἐφάνη*). Sie liefen nach allen Windrichtungen (*τρέσσαν ἄλλυδις ἄλλη*; lateinisch? ......), nur Nausikaa blieb (*ἔμεινε*; blieb stehen? *ἔστη*; stand? *ἑστήκει* ....). Darauf Fortsetzung der Lectüre.

Wenn dergleichen planmäßig auf den verschiedenen Unterrichtsstufen in entsprechender Abwechslung getrieben wird, dann wird sich ein Grundstock von Vocabeln bilden, mit dem man bald sein Auskommen finden wird.

Der Befestigung des grammatischen Wissens und des Vocabelschatzes dienen in letzter Hinsicht auch die schriftlichen Arbeiten. Freilich soll die Schularbeit zunächst den Wissensstand dem Lehrer und dem Schüler weisen, die Hausarbeit dagegen ganz besonders der Vertiefung und Befestigung des Gelernten dienen. Die Frage der Hausarbeiten ist oft genug behandelt worden — auch in der Bukowiner Mittelschule. Neues wäre da kaum mehr zu sagen. Was uns aber doch interessieren muss, ist die Frage, wie sie an sich zu beurtheilen sind und welchen Einfluss sie auf die Zeugnisnote nehmen sollen. Nach meiner Ansicht genügt es nicht, sie zu corrigieren und darunter ein »vidi« zu schreiben, sondern sie müssen censiert werden. Die Hausarbeit ist eine von der Schule gestellte, von der Behörde geforderte Leistung, die daher auch daraufhin geprüft werden muss, ob sie den Forderungen der Schule entspricht oder nicht. Das ist nur folgerichtig. Es muss also eine Note geschrieben werden. Natürlich ist der Maßstab strenger zu wählen als bei der Schularbeit, weil, wenn sie auch gewöhnlich schwieriger gehalten wird, der Schüler doch nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht hat, alles Unbekannte nachzuschlagen und zu verwerten. Thut er das nicht, dann hat er es daheim bei der Ausfertigung an dem nöthigen Fleiße mangeln lassen. Und hier finden wir den Ansatz für die Einrechnung in den Schlusscalcül. Es ist wesentlich eine Fleißarbeit und als solche in die Fleißnote einzurechnen.

Ich weiß, dass man mir einwenden wird, diese Art würde sich nur dort empfehlen, wo die Schüler notorisch ihre Hausarbeit nicht selbstständig machen, wo ihnen also allerorten Hilfen zugebote stehen. An kleinen Anstalten bei geringer Schülerzahl, wo die Aufsicht seitens der Schule so gehandhabt werden kann, dass man die Überzeugung hat, dass die Schüler auch ihre häuslichen Arbeiten selbständig arbeiten, sollte man sie vollwertig einrechnen. Das hat wohl etwas für sich, aber hier wäre die Einrechenbarkeit doch nur insoweit möglich, als sich die Hausarbeiten in ihren Resultaten nicht gar zusehr von den Schularbeiten unterscheiden. Im übrigen weist schon die Art der Möglichkeit der Benützung aller Hilfsmittel bei der Ausarbeitung doch nur darauf hin, dass wir es nur mit einer Fleißleistung zu thun haben. Soviel über diese Arbeiten.

Schwieriger gestaltet sich die Sache mit den Schularbeiten. In einer der letzten Sitzungen der »Bukowiner Mittelschule« warf ein Vereinsmitglied — notabene kein Philologe — die Bemerkung hin, man solle sich einmal auch im Vereine mit der Frage der Schularbeiten insofern beschäftigen, als der Schrecken ihnen benommen werde, der jederzeit lähmend auf die Schüler während der Ausarbeitung drücke, so dass die Arbeiten häufig schlecht ausfallen. Wenn der Schrecken vor den Schularbeiten noch irgendwie bestehen sollte — er bestand einmal —, so liegt der Grund in der zu schwierigen Fassung der Arbeit, in der übermäßigen Länge und auch darin, dass der Lehrer die Schüler etwa merken lässt, dass für die Zeugnisnote alles auf die schriftlichen

Arbeiten ankomme. Unter solchen Umständen ist die psychische Innervation des Schülers erklärlich, ja unausbleiblich. In dem Angeführten ist aber auch schon die Heilung gegeben. Man denke einmal, was da für Ansprüche an die Kraft des Schülers gestellt werden. Er muss die Vocabeln kennen, muss die Formen, die syntaktischen und allenfalls im höheren Grade die stilistischen Erscheinungen, im Griechischen noch dazu die Orthographie und die Accente fortwährend bereithalten. Das ist eine ungeheuere Kraftleistung, die da gefordert wird. Kommt noch dazu die Angst, dass die nicht fertige Arbeit — und dass sie fertig gemacht wird, darauf muss jeder Lehrer das größte Gewicht legen — eo ipso mit »nicht genügend« censiert wird, dann fehlt ihm jene Ruhe und Überlegung, die eine Gewähr dafür bieten, dass der Schüler, vorausgesetzt, dass er den nöthigen Fleiß aufgewendet hat, die an ihn gestellten Forderungen halbwegs erfülle. Also, vor allem muss die Arbeit kurz sein. Die Schwierigkeiten dürfen nicht gehäuft werden, wie das durch den obenangeführten hochortigen Erlass ohnehin stricte gefordert wird. Das ist freilich der wundeste Punkt. Was ist schwierig, was nicht? Wer beurtheilt das? Doch nur wieder der Lehrer. Ist dem Schüler wirklich das leicht, was dem Lehrer so erscheint? Einen Wink gibt dem Lehrer in dieser Hinsicht der Ausfall der Arbeit. Wie aber, wenn diese schlecht ausfiel? Die Arbeit ist einmal da, und wo ist die Gewähr, dass die nächste hinsichtlich der Schwierigkeiten glatter geworden ist? Auf der Unterstufe kann ein Heilmittel in der zusammenhängenden Arbeit gefunden werden. Da ist es wirklich unmöglich, mit dem gegebenen grammatischen und lexikalischen Beiwerk eine zu schwere Arbeit anzufertigen.

Es kommt aber noch etwas anderes hinzu. Die Gründe für den schlechten Ausfall einer Arbeit liegen nicht immer im Lehrer, wie die Betheiligten annehmen — auch die Behörden. Oder wie steht es denn mit den Wochenaufgaben? Dass sie öfter schlecht ausfallen als die Aufgaben auf höherer Stufe, die seltener gegeben werden, das ist bekannt. Wie kommt das? Man denke sich eine Arbeit in der I. oder II. Classe über eine gewisse grammatische Partie gegeben. Sie ist gut ausgefallen. Nun kommt in der nächsten Woche ein Feiertag, dort, wo der doppelte Kalender gilt, wo also griech.-orientalische Bevölkerung vorhanden ist, auch zwei. Die Arbeit über den früheren Stoff zu geben, wäre unter den angegebenen Umständen reine Zeitverschwendung, der neue ist nicht hinlänglich eingeübt, und naturgemäß muss die Arbeit ganz abfallen. Die nächste Arbeit muss diesen Stoff wieder aufnehmen. Wäre es nicht besser gewesen, die frühere Arbeit ausfallen zu lassen? Ja, dagegen sprechen aber die Vorschriften und der Arbeitskalender. Hier liegt also eine Beengung vor, die dem Unterrichte nicht frommt. Hier sollte, natürlich immer mit Einverständnis des Anstaltsleiters, Wandel geschaffen werden können, wenn es noththut.

Wie steht es ferner mit neu übernommenen Classen? Auch hier wird sich trotz des allgemein giltigen Lehrplanes eine Verschiedenheit im Wissen der von verschiedenen Lehrern auf derselben Stufe vor-

gebildeten Schülern nicht zu selten zeigen. Das wird namentlich oft auf der Oberstufe vorkommen, wenn einseitig alles Gewicht auf eine flotte Lectüre gelegt wird, gleichgiltig, ob sie auf der Kenntnis der Grammatik fußt oder auf der eingelernten Übersetzung. Auch hier wird der Nachfolger von schlechten Erfolgen nicht verschont sein. Hier wird die Grammatik wieder zu ihrem Rechte kommen müssen, ihr wird nicht bloß in der Grammatikstunde, sondern auch gelegentlich der Lectüre in die Hand gearbeitet werden müssen. Wilhelm verlangt in seiner »Praktischen Pädagogik« für einen solchen Fall grammatische Übung vor jeder Unterrichtsstunde durch 15—20 Minuten (2. Aufl. 7 f.), was nach meinen Erfahrungen, sofern diese Übungen ein gewisses System aufweisen, von Erfolg begleitet ist. Das Minus an Lectüre wird später reichlich hereingebracht durch die grammatische Sicherheit ihres Betriebes. Das sind nur zwei Fälle herausgehoben, die deutlich zeigen, dass nicht immer der jeweilige Lehrer schuld an den Misserfolgen der schriftlichen Arbeiten sein muss.

Um nun den Erfolg dieser Arbeiten zu sichern, ist bekanntlich die Anordnung getroffen worden, sie an die Lectüre anzulehnen. Wie nun das geschehen soll, bleibt eine offene Frage. Die Arbeit kann eine mehr oder weniger genaue Retroversion eines Theiles dessen sein, was man den Schülern im vorhinein aus der Lectüre als für die Schularbeit in Betracht kommend zum Studieren aufgegeben hat. Dass das nur ein gelesenes Stück sein kann, ist wohl selbstverständlich. Die Arbeit kann aber auch so beschaffen sein, dass sie sich stofflich an das Gelesene anlehnt, und dann wieder so, dass der Stoff ein anderer, die Phrasen aber und der Vocabelschatz aus den aufgegebenen und bereits gelesenen Abschnitten geschöpft werden.

Eine bloße Rückübersetzung zu geben, wird sich wohl nur selten durch gewisse Umstände empfehlen. Denn es ist nicht außeracht zu lassen, dass in einem solchen Falle der Fleiß des Schülers das Können ersetzen würde, ja nicht einmal der Fleiß, wenn er sich auf das »Paschengut versteht. Sonst mag man aber welche Art immer wählen, der Schüler hat jedesmal die Erleichterung, dass ihm der Vocabelschatz gegenwärtig ist. Dadurch sind die Schrecken der Arbeit wesentlich verringert. Man verringert sie aber noch mehr, wenn es zum Grundsatz wird, die schriftliche Arbeit überhaupt vorzubereiten. Also neben der Angabe des gelesenen Stückes, aus dem die Arbeit gegeben wird — und das ist auch auf der untersten Stufe durchführbar — müssen Vorübungen angestellt werden. Ein Muster, wie sie vorgenommen werden können, geben uns Haulers »Lateinische Stilübungen für die Oberclassen«. In entsprechenden, dem Stoffe entnommenen Phrasen wird der Vocabelschatz, das Formelle und das Syntaktische durchgenommen. Das geschieht am besten, wenn man eine Wiederholung des gewählten Lectürestückes aufgibt und dann natürlich auch diese Wiederholung vornimmt. Unumgängliche Voraussetzung dabei ist, dass der Lehrer diese Vorübungen auf Grund eigener Ausarbeitung der zu gebenden Schularbeit

vornimmt. Thut er das nicht, dann lauft er Gefahr, Dinge zu üben, die dann in der Arbeit nicht vorkommen, wodurch der Wert dieser Vorübungen von den Schülern sofort als gering angeschlagen würde, und Dinge, die in der Arbeit vorkommen, nicht geübt zu haben. Natürlich, was da alles einzuüben ist, darüber lassen sich nicht Vorschriften geben. Das muss der Lehrer aus seinen Wahrnehmungen schöpfen. Alles und jedes wird nicht immer geübt werden müssen, ja unter besonders günstigen Umständen können diese Vorübungen auf ein Mindestmaß zurückgeführt werden.

Wenn bei den schriftlichen Arbeiten der skizzierte Vorgang eingehalten wird, wenn also dem Schüler Vocabeln, Formelles — besonders wichtig im Griechischen — und Syntaktisches etwa auch der Stoff vorweg genommen wird, dann kann es nicht fehlen, dass die Arbeit entsprechend ausfällt. Auch ganz vernachlässigte Classen werden sich allmählich aufraffen und Genügendes leisten.

Allerdings setzt aber ein solcher Vorgang, in dem man dem Schüler alle möglichen Erleichterungen für sein Gedächtnis und sein Können gewährt hat, voraus, dass die Arbeit in einer Art angefertigt wird, dass sie als eigene Leistung eines jeden einzelnen erscheint. Der Lehrer muss unter allen Umständen — und er wird hier auch zu den strengsten Mitteln greifen müssen — schon auf der untersten Stufe peinlichst darauf sehen, dass ein Abschreiben, ein gegenseitiges Einsagen, ein Cursieren von Zetteln und was dergleichen sonst noch möglich ist, unbedingt zur Unmöglichkeit wird. In dem Mangel einer strengen Beaufsichtigung der arbeitenden Schüler liegt mit eine Quelle für den schlechten Ausfall dieser Arbeiten auf einer höheren Stufe. Hat sich der Schüler an unerlaubte Hilfsmittel gewöhnt, dann ist seine Selbständigkeit dahin, und wenn er wieder einmal einen Lehrer bekommt, der mit aller Strenge die Aufsicht während der schriftlichen Arbeit führt, dann ist es mit seinen guten Arbeiten vorbei, dann werden sie ihm natürlich zum Schrecken, weil er nicht selbständig arbeiten gelernt hat. Hier liegt ein weiterer Grund für den schlechten Ausfall schriftlicher Arbeiten, wofür der nachfolgende Lehrer wiederum nicht verantwortlich gemacht werden kann.

In wenig besuchten Anstalten ist diese Beaufsichtigung nicht schwer. Sie wird aber zu einer wahren Folter für den die Aufsicht führenden Lehrer bei überfüllten Classen oder bei Verwendung solcher Subsellien, die an sich schon zum unredlichen Gebahren einladen. Hier empfehlen sich folgende Hilfsmittel. Die Arbeit wird dictiert. Das Dictat von Satz zu Satz, also mit entsprechenden Zeitabschnitten für die sofortige Bearbeitung des Textes, empfiehlt sich besonders auf der Unterstufe, weil der Lehrer nicht leicht eine zu lange Arbeit geben kann. Versuche auf der Oberstufe werden aus demselben Grunde von Vortheil sein. Etwaige Angaben, also Vocabeln, oder Fingerzeige für die Construction werden sofort beim ersten Dictat gemacht, weil der Schüler diese Dinge dem Texte in Klammer beifügen kann und er dann nicht bemüssigt ist, Interlinearglossen zu machen, die unter allen Umständen

das Heft verunzieren. Würde die ganze Arbeit dictiert, dann empfiehlt sich nochmaliges Lesen und eine Anfrage an die Schüler, ob einem etwas unklar geblieben ist, und die kurze Beantwortung etwaiger Anfragen beschließt den Dialog zwischen Lehrer und Schüler. Von nun ab ist keine Anfrage gestattet. Sollte einem Schüler doch noch etwas unklar geblieben sein, dann hat er — und daran muss er von allem Anfang an gewöhnt werden — nach seinem Texte zu übersetzen. Man glaubt nicht, wie durch solches Vorgehen die Aufmerksamkeit für die Bemerkungen des Lehrers gesteigert wird. Ist man dagegen bereit, die Anfrage eines jeden Schülers auch während der Arbeit zu beantworten, dann wird leicht nur deswegen gefragt, damit Zeit und Gelegenheit gewonnen werde zum unredlichen Gebaren. Wie die Übersetzung beginnt, beginnt auch das Löschblatt seine Function. Es dient dazu, den übersetzten Text zuzudecken, so dass er der Umgebung des übersetzenden Schülers ganz unzugänglich bleibt. Darauf muss streng gehalten werden. Die Schüler gewöhnen sich bald daran, wenn man damit gleich auf der untersten Stufe beginnt. Sehr gute Dienste leistet, namentlich in Classen, wo das selbständige Arbeiten zu wünschen übrig lässt, das Zusammensetzen der schlechten Schüler und der guten. Die letzteren lassen aus Concurrenzrücksichten nicht abschreiben. Bei den ersteren hat keiner bei dem anderen etwas zu holen, daher lässt er es auch bleiben. Die Wirkung hat aber eine auf diese Art zustande gekommene Arbeit unbedingt, dass der Schüler zur Überzeugung gelangt, er müsse die eigenen Kräfte anspannen, um auch entsprechende schriftliche Leistungen zu haben.

Ein schwieriger Punkt ist die Censierung der schriftlichen Arbeiten und ihre Einrechnung in die Zeugnisnote. Hier ist eine Ausgleichung unter den verschiedenen Lehrern einer Anstalt am allerschwersten zu gewinnen, und doch sollte sie vorhanden sein, wenigstens insofern, als nicht allzu große Verschiedenheiten herrschten, so dass der eine ein Versehen unter allen Umständen grob anrechnet, das ein anderer unter allen Umständen als einen kleinen Fehler behandelt. Hier sind also Besprechungen aller Fachcollegen einer Anstalt über einen wenigstens annähernd gleichen Vorgang unbedingt nöthig. Diese Besprechungen müssten folgende zwei Punkte zum Gegenstande haben: Was ist grob zu streichen? Wie ist die Censur einzurichten?

Die Sache, an sich schwierig, lässt sich vereinfachen. Als Grundlage dieser Besprechungen diene ein Probecorrigieren. Es wird der Text und die Ausarbeitung einer in einer Classe wirklich gegebenen lateinischen oder griechischen Arbeit allen Fachlehrern zur Correctur und Censur übergeben. Am besten, wenn so der Text aus beiden classischen Sprachen auf verschiedenen Stufen begutachtet wird. Zumeist wird sich eine große Übereinstimmung in der Beurtheilung der Schwere eines Fehlers herausstellen. Einzelheiten können hier nicht gegeben werden, weil sich unmöglich alle Fälle aufzählen lassen. Das wird aber im vorhinein klar sein, dass entsprechend der Stellung der Grammatik in beiden Sprachen grammatische Versehen auf der Unter- und Oberstufe schwer zu censieren sind. Anders ist die Sache, wenn

ein Vocabelfehler, ein Accentfehler oder ein stilistischer vorliegt. Wie es mit den Bedeutungsfehlern zu halten ist, ergibt sich aus der Vorbereitung der Arbeit. Wird sie in der angegebenen Weise vorbereitet, so muss das Nichtwissen eines Vocabels schwer und nur die Verwechslung mit Synonymen leichter beurtheilt werden. Bei einer mehr freien Arbeit würde die Wahl des Vocabels nicht sosehr ins Gewicht fallen können. Accentfehler können nie vollwertig mit den grammatischen in Concurrenz treten, selbst in solchen Fällen nicht, die unumgänglich vom Schüler gewusst werden müssen, etwa die Betonung des gen. pl. der A-Stämme mit dem Circumflex. Mir ergibt sich das aus dem rein accessorischen Element, das in der Accentuierung steckt, für deren Beseitigung in der Schule es bekanntlich nicht an Stimmen gefehlt hat. Immerhin mögen aber Accentfehler der angegebenen Art schwerer wiegen als andere, etwa *πολῖται* u. ä. Die Beurtheilung der stilistischen Fehler wird m. E. immer davon abhängen, ob Fehler gegen Elementarstilistik gemacht wurden, ob es Fehler sind gegen eben gelernte stilistische Regeln oder Fehler, die sich auf ein bereits längst absolviertes Gebiet beziehen. Jedenfalls werden auch diese Versehen in ihrem Gewichte unter den grammatischen stehen müssen. Es ist natürlich, dass man da nicht zu weitherzig sein darf. Kommen doch in den Oberclassen — auch bei der Reifeprüfung — lateinische Arbeiten vor, die reinen Germanismus, wenn auch grammatisch richtig, darstellen mögen. Eine solche Arbeit wäre gewiss nicht entsprechend, weil die „Erwerbung des Sinnes für stilistische Form der Sprache“ mit ein Ziel des Unterrichtes in der lateinischen Sprache am Obergymnasium bildet. Es würde eine solche Arbeit auch einen groben Mangel an Fleiß verrathen. Denn wichtigere stilistische Eigenthümlichkeiten, die in der Arbeit vorkamen, wurden ja in den Vorübungen vorgenommen. Es ist dann nur recht, dass eine solche Arbeit mit der Note „nicht genügend“ bedacht werden müsste.

Hiermit sind wir aber mitten drin im Censieren der schriftlichen Arbeiten.

Welcher Maßstab ist anzulegen? Die Censuren bildeten eine lange Zeit hindurch den Stoff der reichsdeutschen Directorenconferenzen. Bei uns ist eine Vereinfachung schon deswegen vorhanden, weil wir an eine bestimmte Notenscala gebunden sind. Die Ausgleichung wird sich wohl durch das oben erwähnte Probecorrigieren an einer und derselben Anstalt anbahnen lassen. Das ist aber bloß ein Fingerzeig, sonst bleibt hier der Lehrer immer von seinem pädagogisch-didaktischen Takte und seinem wissenschaftlichen Gewissen, den Forderungen der Vorschriften und dem Wissensstande der Schüler abhängig. Daher können hier Vorschriften wenig nützen, weil sie alle möglichen Fälle nicht vorsehen können. Ein Regulativ ist möglich: Man lasse die Anzahl der schweren Fehler maßgebend sein. Es lässt sich viel dagegen einwenden, wurde und wird eingewendet (vgl. Weisungen, 2. Aufl., 45). Ich weiß aber nicht, warum man gerade in unserer Zeit, wo so viel schematisiert und rubriciert und paraphiert wird,

nicht zu einem solchen Hilfsmittel greifen sollte. Wird die Arbeit in der Weise vorbereitet, wie ich es angegeben habe, und wird dieser Grundsatz von allen Fachlehrern derselben Anstalt befolgt, wird die Correctur auf das Gewissenhafteste ohne alle Nebenrücksichten vorgenommen, dann kann auf diesem Wege eine Benachtheiligung der Schüler nicht entstehen, im Gegentheil, eine Art Gefühl der Sicherheit wird sich allmählich beim Schüler entwickeln, er wird nie auch im entferntesten daran denken, er sei von seinem Lehrer ungerecht behandelt worden, was dem Anscheine nach wenigstens nicht ausgeschlossen ist, wenn der Grundsatz bei der Beurtheilung der schriftlichen Arbeiten nur lautet: Die Fehler sind nicht zu zählen, sondern zu wägen. Es wird nicht vorkommen können, dass der eine Schüler mit nur wenigen, aber schweren Fehlern eine ungünstige, ein anderer mit vielen Fehlern etwa eine genügende Note bekäme. Das ist immer misslich. Und dabei fragt es sich, ob immer der eine Fachlehrer denselben Fehler ebenso gewichtig gefunden hat, wie der andere. Immerhin muss das Wägen der Fehler nicht ganz beseitigt sein, ebensowenig als kleine und mittlere Fehler (gewisse Accentfehler im Griechischen) ganz unberücksichtigt bleiben dürfen. Darin, dass man sie berücksichtigt, liegt mit auch ein erziehliches Moment. Auch in Kleinigkeiten sei der Schüler frühzeitig zur Ordnung angehalten. Allein, mir ist es fraglich, ob man auf allen Stufen der Notenscala dieses Wägen und die sogenannten kleinen Fehler von entscheidendem Gewichte sein lassen darf. Wenigstens soweit es die Note „genügend“ betrifft, möchte ich hier den weitest milden Maßstab angelegt wissen. Wir müssen ja zufrieden sein, wenn das Hauptsächliche doch getroffen ist. Bei den anderen Noten, besonders den zwei obersten, ist eine Rücksichtnahme auch auf minder Wesentliches von Belang. Wer „vorzüglich“ oder „lobenswert“, unter Umständen auch „befriedigend“ haben will, soll es auch im Kleinen verdienen. Aus meiner Praxis empfiehlt sich folgender Vorschlag, wie er auch nach reichlichen Erwägungen an unserer Anstalt als Folge einer langen Specialconferenz sich in langen Berathungen herausgestellt hat. 0 Fehler = vorzüglich, 1—2 F. = lobenswert, 3—4 F. = befriedigend, 5—6 F. = genügend, 7—12 F. = nicht genügend, über 12 F. = ganz ungenügend. Die Doppelwährung der Noten lobenswert, befriedigend und genügend kann den Schülern, die ja für dergleichen sehr empfindlich sind, durch die doppelte Schreibung der betreffenden Noten, einmal groß, dann bei größerer Fehlerzahl klein, zum Bewusstsein gebracht werden. Das kann auch mit den schlechten Noten geschehen. Es wäre das ein pädagogischer Kunstgriff, dem Ehrgeize der Schüler dienstbar gemacht. Ganz ausdrücklich sei aber bei dieser Art von Censierung vor allen Äußerlichkeiten gewarnt. Häufen sich die Fehler gegen den Schluss der Arbeit, so ist das ein Zeichen, dass der Schüler nicht mehr die gehörige Muße zum Denken hatte. Da wird natürlich nicht die starre Fehlerzahl den Ausschlag geben dürfen, ebenso auch dann nicht, wenn in einem Satze sich die Fehler häufen. Über diese Frage äußert sich sehr verständig Wilhelm a. a. O. 59. Die angegebene Fehler- und Notenscala bleibt

aufrecht für alle Classen. Denn je höher die Unterrichtsstufe, desto größer die Schwierigkeiten. Der Maßstab wird also trotz der sich gleichbleibenden Fehlerzahl immer strenger. Selbstverständlich muss in der griechischen Arbeit, die weit mehr noch durch die Orthographie und die Accente Ansprüche an die Denkkraft der Schüler stellt, eine entsprechende Ermäßigung eintreten, die sich eben auf die zwei genannten Fehlermöglichkeiten zunächst bezieht. Das wäre so ziemlich das Wichtigste, was sich über die schriftlichen Arbeiten sagen ließe.

Sollte es trotzdem vorkommen — und es kommt vor, denn wir Lehrer sind auch Menschen —, dass einmal ein Thema trotz der Vorübungen vergriffen war — abgesehen natürlich von den Fällen, wenn der Arbeitskalender auf den Unterstufen zu einer nicht recht vorgeübten Arbeit zwingt oder bei der ersten Arbeit in einer neu übernommenen oder bei den Arbeiten in vernachlässigten Classen —, dann empfiehlt es sich, nach Ausscheidung der allerschlechtesten Arbeiten für den Rest einen noch milderen Maßstab anzulegen; denn der Schüler soll nicht für die Sünden des Lehrers büßen.

Zu den schriftlichen Arbeiten gehört auch die Anfertigung der Correcturen durch die Schüler und die Correctur der Correcturen durch den Lehrer. Werden die Schüler auf der untersten Stufe dazu angehalten, die Correcturen mit der größten Genauigkeit anzufertigen, weiß sich der Schüler nicht bloß in der Correctur der letzten Arbeit, sondern auch in der Nachcorrectur eines vom Lehrer bereits verbesserten Correctums immer und immer controliert, wird er verhalten, ein schlecht gerathenes Correctum, das der Lehrer ungünstig censiert hat, jedesmal neu anzufertigen, dann wird ihm die Wichtigkeit des richtigen Correctums von selbst einleuchten, und er wird darauf die größte Sorgfalt verwenden. Freilich bis man es soweit bringt, erfordert das die größte Selbstverleugnung und Thatkraft seitens des Lehrers. Denn erfahrungsgemäß, was man einmal durchgemacht hat, will man ein zweitesmal nicht mehr oder wenigstens nicht mehr genau machen.

Es ist selbstverständlich, dass eine etwaige Note unter dem Correctum nicht in den Fortgang einzurechnen ist, sondern wie die der Hausarbeiten in den Fleiß.

Es wäre noch die Einrechnung der schriftlichen Arbeiten in die Zeugnisnote zu besprechen, doch soll das weiter unten im Zusammenhange mit den mündlichen Leistungen geschehen.

Wir gehen nun zur Lectüre über.

Schon der Umstand, dass sie in den Oberclassen den Mittelpunkt des fremdsprachlichen Unterrichtes bilden soll, sagt mehr als alles andere, welche Wichtigkeit sie hat. Diese ihre Wichtigkeit geht namentlich aus dem schon citierten Erlasse vom 30. September 1891, Z. 1786, der berechtigtes Aufsehen erregt hat, hervor, wo es unter andern heißt: »Die Lectüre muss, um bildend zu wirken, ein Zweifaches leisten. Sie soll auf sprachlich genauem Verständnis des Gelesenen beruhen; sie soll zur Aneignung des Gedankeninhaltes und zur Auffassung der Kunstform führen. Das sprachliche

Verständnis ist die unumgängliche Voraussetzung dieser Aneignung und Auffassung. Ein Betrieb der Lectüre, welcher die erforderliche Genauigkeit in grammatischen und lexikalischen Dingen vernachlässigte, müsste jene Strenge und Gewissenhaftigkeit des Denkens beeinträchtigen, zu welcher jeder Unterricht erziehen soll, und auf welcher der formal bildende Einfluss dieses Unterrichtes zumeist beruht.«

Hier wollen wir ansetzen. Vorbedingungen zur Lectüre sind Vocabelkenntnis und Grammatik, ihr Zweck ist Aneignung des Gedankeninhaltes und Auffassung der Kunstform. Das erstere muss also vorhanden sein, das letztere soll geleistet werden. Damit sind die Forderungen an eine richtig geleitete Lectüre ganz genau umschrieben. Was zunächst die Grammatik anbelangt, so sagt der Erlass selbst, sie solle nicht Endzweck sein. Gerade aber diese Bemerkung zeitigt oft genug in der Praxis das Gegentheil, dass man sich peinlich hütet, grammatische Fragen an den Schüler auch dann zu stellen, wenn er offenbare Lücken aufweist. Und damit verfällt man nur in das andere Extrem, dass man den Schüler gewöhnt, ohne Rücksicht auf die Grammatik seine Übersetzung zu fertigen, sie vielmehr nicht zu fertigen, sondern sie, da ja von so vielen »freundlichen und hilfsbereiten »Schulmännern« zu Nutz und Frommen der studierenden Jugend fein säuberlich vorübersetzt ist, lieber fertig herzunehmen und aufzusagen. Controlieren kann der Lehrer nicht einmal alle diese Übersetzungsbehelfe schon aus dem Grunde nicht, weil er selbst dadurch zum verständnisinnigen Gaudium seiner Schüler beeinflusst würde. Unter solchen Umständen ergibt sich sofort ein Missverhältnis zwischen den mündlichen und schriftlichen Leistungen des Schülers. Da heißt es dann: Mündlich hat er immer entsprochen, schriftlich zwar nicht, also »genügend« ins Zeugnis, etwa mit dem überflüssigen, aber alles sagenden Vermerk »schwach im Schriftlichen«. So wird natürlich der philologische Unterricht zur Farce, er erfreut sich der gründlichen Missachtung des Schülers genau so, wie ihm andererseits die Grammatikreiterei in der Lectüre geradezu Ekel und Widerwillen für die classischen Sprachen beibringen muss.

Die Forderung nach dem Grammatischen hat natürlich durch die jeweiligen Classenziele gesteckte Grenzen. In der I. und II. Classe dient die Lectüre, mag sie in Einzelsätzen oder zusammenhängenden Übungsstücken bestehen, lediglich der Einübung der Formen. In der III. und IV. Classe dient der deutsch-lateinische Theil der Einübung der Syntax. Der lateinisch-deutsche, also Nepos (Curtius) und Caesar, zeigt nur die tiefere und die höhere Stufe der Einführung in die Lectüre.

Hier muss die Lectüre auch vollständig vorbereitet werden, will man den Schüler nicht frühzeitig zu unzulässigen Hilfsmitteln greifen lassen. Die Prüfungsart ist lediglich Wiederholung des in der Schule Vorgenommenen. Von der IV. Classe ab ist die lateinische Grammatik in ihren Grundzügen abgeschlossen. Sie muss nun dem Schüler auch

jederzeit zugebote stehen. Im Griechischen steht es etwas anders. Die Formenlehre ist mit der IV. Classe abgeschlossen, aber auch die wichtigsten Gesetze der Syntax sind bereits Eigenthum der Schüler geworden, sei es, dass sie mit der Muttersprache oder dem Lateinischen übereinstimmen, sei es, dass sie, wie gewisse Erscheinungen, etwa die Finalsätze, die hypothetischen Nebensätze u. a., an zahlreichen Beispielen eingeübt wurden. Hier wird, je nachdem die Vertheilung des syntaktischen Stoffes auf die Oberclassen vorgenommen wurde, dieser Vertheilung billige Rücksicht geschuldet werden müssen. Sind aber gewisse gewisse grammatische Erscheinungen vorgenommen worden, so müssen sie auch Eigenthum des Schülers geworden sein, über die er jederzeit die nöthige Rechenschaft zu geben hat.

Von Vocabeln wurde bereits das Nöthige gesagt. Erinnert sei nochmals auf die Forderung, dass der Schüler unbedingt die Grundbedeutung wissen muss.

Um den Gedankeninhalt den Schülern zum Bewusstsein zu bringen, müssen sie auch angeleitet und geübt werden, über das Gelesene Rechenschaft zu geben. Noch bevor die Lectüre in der Unterrichtsstunde wieder aufgenommen wird, muss der Zusammenhang mit dem bereits Gelesenen hergestellt werden, wobei eine Wiederholung des vor längerer Zeit Gelesenen etwa in Lapidarsätzen von Vortheil sein wird. Selbstverständlich, dass der Lehrer es sich angelegen sein lässt, immer in Hinblick auf den jeweiligen Zweck der Schrift das Wichtige von dem minder Wichtigen zu scheiden, um so dem Schüler das Merken zu erleichtern. Hieher gehört natürlich auch die Erklärung dessen, was auf das öffentliche und private Leben der Alten Bezug hat, weil vieles unverständig bleiben müsste, wenn diese Seite der Erklärung zu kurz käme. Dass nicht zu viel des Guten gethan werden dürfe, ist in der Natur dieses Unterrichtszweiges gelegen und auch hinlänglich in dem angezogenen Erlasse hervorgehoben.

Belehrungen über die Kunstform des eben gelesenen Stückes werden sich jedenfalls in bescheidenen Grenzen halten müssen. Hervorhebung gewisser charakteristischer Punkte dürfte oft genügen.

Es sind nicht wenige Forderungen, die an die entsprechend vorgenommene Lectüre gestellt werden. — Wie soll man ihnen gerecht werden? Wie sollen da die Leistungen beurtheilt werden, damit weder der Schüler noch der Gegenstand darunter leide?

Dass die Schüler zu Anfang der Lectüre eines Schriftstellers erst durch genaue Vorpräparierung durch den Lehrer eingeführt werden müssen, ist an sich klar. Wie soll aber weiter die Lectüre vor sich gehen? Sagt man den Jungen, für morgen ist Capitel so und so zu übersetzen, und legt man dann alles Gewicht auf die meinetwegen auch grammatisch richtige, aber vor allem geschmackvolle Übersetzung, dann stellt man ein Verlangen, das erst der Schüler unter steter Mithilfe des Lehrers leisten kann. Es wird von ihm etwas verlangt, was über seine Kräfte geht, und er gibt zwar eine gute Übersetzung, sie ist aber nicht seine

eigene. Viele Schülern werden zu unerlaubten Hilfsmitteln greifen und. was das Bedauerliche ist, ihr Können kann keine Fortschritte machen.

Um allen Forderungen, die an die Lectüre gestellt werden, zu genügen, empfiehlt sich der Vorgang, dass das Hauptgewicht auf die Wiederholung der in der unmittelbar vorhergegangenen Stunde gemachten Übersetzung gelegt wird. Dadurch schlägt man dem Schüler alle unerlaubten Hilfsmittel aus der Hand, denn er muss im wesentlichen die in der Schule gemeinsam erarbeitete Übersetzung geben. Erarbeitet wurde sie aber auf Grund der vom Schüler gefundenen Satzconstruction, der von ihm gelernten Grundbedeutung der Vocabeln und auf Grund gewisser Übersetzungsgesetze, die sich aus der Praxis ergeben, als da sind: erste Übersetzung möglichst wörtlich, Wahrung der Wortstellung so weit als möglich. Hiemit ist schon ein gutes Stück des color poeticus bei der Übersetzung der Dichterlectüre gewonnen. Man vergesse nicht den Zusatz »möglichst« und »soweit als möglich«. Das ist wesentlich. Was der Unterrichtssprache vollständig widerspricht, darf eben nicht geboten werden. Der Lehrer muss gewisse den Schülern verständliche Schlagwörter bereit halten, mit denen er dem übersetzenden Schüler die Richtlinien angibt, also z. B. prägnant — etwa fortuna ein günstiges Geschick —, tempus kritische Zeit(lage); anschaulich — spero ich gebe mich der Hoffnung hin — besonders wichtig für den sogenannten absoluten Gebrauch der Verba. Oder statt der Grundbedeutung ist die consecutive Bedeutung zu wählen, stellt sich die Bedeutung als consecutiv heraus, greift man allenfalls zur causalen usw. Mit solchen Hilfsmitteln wird der Text in der Schule gewonnen. Da ist es dann natürlich, dass dem Schüler eine eingelernte Übersetzung aus einem deutschen Übersetzungsexemplar nichts nützen kann.

Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass auch diese Art ihre Nachtheile hat. Man kann sagen, die Schüler schreiben die Übersetzung auf, lernen sie ein und der Effect ist derselbe, wie wenn sie die Übersetzung aus einem gedruckten Buche gelernt hätten. Zunächst ist das nicht ganz richtig. Angenommen, dass die Schüler mitschreiben, ist doch zu berücksichtigen, dass sie bei der Gewinnung der Übersetzung dabei gewesen sind, und mit der Zeit wird ihnen die Art des Findens der Übersetzung auf Grund der Vocabelkenntnis — die müssen sie haben, weil darnach gefragt wird — auf Grund der Satzconstruction — die müssen sie üben, weil auch darnach im Bedarfsfalle gefragt wird — doch leichter werden, während sie im anderen Falle nur eine Augenblicksübersetzung vor sich haben, von der sie schon im nächsten Falle im Stiche gelassen werden. Das ist aber allerdings richtig, man muss es hintanzuhalten wissen, dass die Schüler die vollständige Übersetzung mitschreiben. Und das geht, sofern der Lehrer nur ein gutes Auge hat, wie denn überhaupt auf den Gehör- und Gesichtssinn des Lehrers im praktischen Unterrichte recht viel ankommt. Natürlich, wichtige Bemerkungen, auch Übersetzungshilfen zu notieren, darf man dem Schüler nicht wehren, denn er braucht Gedächtnisstützen für die Wiederholung. Fragt

man da: »Ja, wo liegt denn der Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren?« so ergibt sich, dass auch bei dieser Art des Vorgehens ein solcher möglich ist. Die Wiederholung der unmittelbar vorhergegangenen Lection muss, wie gesagt wurde, möglichst genau sein. Man muss sich nicht an das Wort klammern, indes muss der Lehrer den Eindruck gewinnen, dass die Arbeit von gestern am Prüfling nicht spurlos vorübergegangen ist. Das ist der Anfang. Die Fortschreitung findet so statt. Die vom Lehrer mit den Schülern für die nächste Stunde vorzubereitende Lectüre muss vom Schüler in der Art durchgearbeitet sein, dass er die Vocabeln und die Satzconstruction weiß. Dazu kommt im weiteren Verlauf die wörtliche Übersetzung, dann Verschärfung der Wiederholung, indem die vorletzte und drittletzte Wiederholung usw. aufgegeben wird, unbeschadet dessen, dass nach Absolvierung eines passenden Abschnittes dieser ganze Abschnitt wiederholt wird. Man darf sich nicht an so viel Wiederholungen stoßen — es geht rasch bei einigermaßen vorhandener Gewöhnung — sie dienen dem wichtigsten Ziel der Lectüre, der Erfassung und Vertiefung des Gedankeninhalts. Das bloße Nacherzählen thut es nicht, hier muss ein sinnliches Element wirksam sein, und das ist der wiederholt durchgenommene Text.

Diejenigen Fachmänner, die da glauben, dass die Lust am Finden des Neuen und die Lust und Freude am Selbstgefundenen bei einem solchen Vorgange erstickt werde, finden auch hier ihre Rechnung in folgender Weise. Nehmen wir an, es wird Homer in der VII. Classe gelesen. Man beginnt also etwa mit 10 Zeilen und steigert die Zahl — sagen wir — bis 30. Diese 30 Verse müssen unter allen Umständen vom Schüler in der angegebenen Weise vorbereitet sein. Was darüber ist, wird ex abrupto gelesen. Hier hat der Schüler Gelegenheit, seine Kräfte hinlänglich zu messen, und der Lehrer hat die Möglichkeit zu beurtheilen, wie weit er es mit seiner Methode gebracht. Man darf nicht glauben, dass der Schüler dann diese Verse auch noch präparieren wird. Wenn er weiß, dass möglichst in jeder Stunde cursorisch gelesen wird, wenn man von ihm nicht eine tadellose Übersetzung, sondern eine solche verlangt, die sich auf Grund der Satzconstruction ergibt, und wenn man seine Leistung entsprechend anerkennt, wird er gerne zeigen, was er kann, auch wenn er nicht vorbereitet ist.

Wenden wir uns nun zu der Beurtheilung der Schullectüre. Ist das Censieren an sich ein schweres und verantwortungsvolles Geschäft, so ist es hier umso schwieriger, als die Gefahr des subjectiven Urtheils gar so sehr vorhanden ist. Wird aber in der Art vorgegangen, wie ich es skizziert habe, so ist eine wesentliche Erleichterung in der Beurtheilung geboten, die auch die Gewähr der möglichsten Wahrung der Objectivität in sich schließt. Darnach ist es klar, was zu verlangen ist: grammatische und Vocabelkenntnisse, Wiederholung und Inhalt. Das sind die vier Eckpfeiler. Entspricht der Schüler hier nicht, ist er unbedingt ungünstig zu censieren. Das minder Wesentliche wird hier sein: Bemerkungen über Realien, Hinweis auf moderne Einrichtungen, auch die Kunstform unter Umständen, und was sonst an ähnlichem Erklärungsbeiwerk vorhanden sein mag.

Von allen möglichen Combinationen — es lassen sich ja nicht alle Fälle anführen — mag nur die berührt sein, wie die Beurtheilung vor sich gehen soll, wenn etwa der Schüler, sagen wir, die Übersetzung im angedeuteten Sinne kann, den Inhalt beispielsweise aber nicht. Soll man ihn setzen lassen, gleichgiltig, ob er zuerst etwas gekannt hat und dann nicht, oder ob er gleich anfangs über eine der oben an die Lectüre gestellten Forderungen nicht Auskunft geben konnte. Auch hier mag uns eine kleine Überlegung über die Schwierigkeiten hinweghelfen. Was classificieren wir, das Wissen oder das Nichtwissen? Die Frage ist auf den ersten Blick paradox, und doch ist 1000 gegen 1 zu wetten, dass gewöhnlich das Nichtwissen classificiert wird. Ich möchte in der Mitte bleiben. Das Wissen und das Nichtwissen ist zu beurtheilen. Hat der Schüler also die Übersetzung gekannt, den Inhalt aber nicht, dann trenne ich die Noten und schreibe etwa »Übersetzung 'gen.', Inhalt 'nicht gen.'«. Schwieriger ist es freilich, wenn der Schüler dem Lehrer gleich von allem Anfang an die Antwort schuldig bleibt. Hier können verschiedene Umstände maßgebend sein, dass die Prüfung fortgesetzt, oder dass sie abgebrochen wird. Darüber lassen sich kaum bindende Anhaltspunkte gewinnen, hier muss wieder alles dem pädagogischen Takt und dem Gewissen des Beurtheilenden anheimgestellt bleiben. Immerhin zeigen diese Darlegungen, wie schwierig das Amt des Lehrers als des Beurtheilers seiner Schüler ist. Hier wird der junge Lehrer auf jeden Fall die Belehrung von dem ihn ins Lehramt einführenden Lehrer bekommen müssen. Die Fachlehrer selbst sollten ihr Verfahren durch gegenseitigen Meinungsaustausch und durch Hospitierungen zu sichern trachten; in letzter und doch wieder in erster Linie ist es aber Sache des Leiters der Anstalt, eine möglichste Ausgleichung herbeizuführen. Freilich darf diese Ausgleichung nicht einseitig so vor sich gehen, dass nur der eifrige und gewissenhafte Lehrer auf Kosten seines Strebens und seiner Arbeitsfreudigkeit vergewaltigt werde.

Aus der im Vorhergehenden hervorgehobenen Bedeutung der Grammatik, der schriftlichen Arbeiten und der Lectüre lassen sich unschwer Schlüsse auf die Zeugnisnote ziehen. Hier muss zunächst vor dem Schematisieren gewarnt werden, wozu die bei uns eingeführten Classenkataloge leicht verführen könnten. Gar das arithmetische Mittel aus den dort verzeichneten mündlichen und schriftlichen Noten ziehen zu wollen, wäre das verkehrteste, wenn auch bequemste Verfahren. Der Schüler rechnet gewiss so, sein Vater auch. Freilich wenn ein halbes oder gar ein ganzes »nicht genügend« herauskommt, dann wird trotzdem der Lehrer mit Besuchen und allerlei Zumuthungen beehrt. Gegen den Missbrauch der Classenkataloge hat übrigens die Unterrichtsverwaltung bereits Stellung genommen.

Es ist gewiss nicht gleichgiltig, ob eine ungünstige Note etwa die Vocabeln, die Grammatik, die Wiederholung, den Inhalt des Gelesenen angeht, oder ob sie das Unvorbereitetsein des Schülers notiert, oder ob sie einem Schreckschusse ihre Entstehung verdankt, der ja ab und zu —

gewiss mit Recht — auch als heilsames Mittel zur Hebung des Fleißes abgefeuert wird. Das muss aber im Classenkatalog ersichtlich sein. Es ist nicht zu billigen, wenn da und dort derartige Zusätze zu den Noten, die ganz gut in diakritischen Zeichen bestehen können, verpönt sind. Den Lehrer zu zwingen, dass er daneben noch einen Handkatalog führe, ist eine überflüssige Belastung. Man vergesse nicht, dass der überfüllten Classen und der überbürdeten Lehrer mehr vorhanden sind, als man sich einzugestehen pflegt. Einzuwenden, dass vielleicht der Classenkatalog verloren gehen kann, taugt nicht viel. Erstens wird das kaum vorkommen, wenn damit nach Vorschrift verfahren wird, und dann kann ja auch der Handkatalog verloren gehen, und die dort eingetragene Circumstantia der einzelnen Noten ist nun dem classificierenden Lehrer erst recht entzogen.

Dass die schriftlichen Leistungen mit den mündlichen Leistungen gleichwertig in die Schlussnote einzubeziehen sind, ergibt sich aus dem hochortigen Erlasse vom 2. Mai 1887, Z. 8752, wo es heißt, »dass bei der Festsetzung der Semestralnoten sowohl die mündlichen als auch die schriftlichen Leistungen der Schüler zu berücksichtigen sind«. Wie soll aber diese Einrechnung vor sich gehen? Wenn die Zeugnisnote, wie es dann weiter in dem angezogenen Erlasse heißt, »als das Ergebnis aller Leistungen während eines Semesters« gelten soll, soll man sie einzeln oder als ein ganzes in ihrer Gesammtheit einrechnen? Diese Frage ist nicht überflüssig. Sie ist im Gegentheile an stark besuchten Anstalten diejenige, die eine Lösung nach der einen oder der anderen Seite verlangt. Es stehen da oft genug, besonders auf der Unterstufe, bedeutend mehr schriftliche Leistungen den mündlichen gegenüber. Sind nun diese in ihrer Überzahl schlecht, so drohen sie in einem solchen Falle sogar gute mündliche Leistungen zu erdrücken. Man würde damit am Schüler für jeden Fall ein Unrecht begehen, denn er ist nicht daran schuld, dass er so selten daran gekommen ist, und ein Opfer der Verhältnisse soll er doch nicht sein. Da empfiehlt es sich also, sowohl die mündlichen als auch die schriftlichen Leistungen zusammenzuziehen und dann erst die Resultierende zu suchen. Wenn, wie schon erwähnt, bei der Fassung des Schlussurtheils die mündlichen Leistungen auf das Sorgfältigste abgewogen werden müssen, so kommt namentlich bei den schriftlichen Arbeiten auch das Moment der allmählichen Besserung des Schülers wesentlich in Betracht, so dass, wenn die letzten, unter Umständen auch nur die letzte Arbeit einen greifbaren Fortschritt zeigt, der erwarten lässt, dass der Schüler auf der nächst höheren Stufe mit Erfolg wird arbeiten können, man ohneweiters die erste Classe schreiben kann. Dieser Vorgang wird natürlich eine sinngemäße Anwendung auf die etwa anfangs trotz allen Fleißes ungünstigen, später aber besser gewordenen mündlichen Leistungen finden dürfen. Somit handelt es sich bei der Fällung des Schlussurtheils um den Stand des Wissens, nicht aber des Nichtwissens.

Hier möge auch eines ziemlich weit und nicht bloß in Eltern- und Schülerkreisen verbreiteten Unfuges gedacht werden, wonach die

schriftlichen Leistungen aus dem Griechischen als minderwertig gegenüber den mündlichen hingestellt werden. Man pflegt gewöhnlich zu sagen, die deutsch-griechische Arbeit ist nicht Gegenstand der Maturitätsprüfung, ist also minder wichtig. Es ist also ein Schüler mit unbedingt schlechten Leistungen im schriftlichen Theil dieses Gegenstandes immerhin für die nächste Stufe für reif zu befinden. Dem gegenüber ist an den Zweck der schriftlichen Arbeiten zu erinnern. Sie dienen dem grammatischen Unterrichte, und da dieser die unbedingte Grundlage der auf gesunde Basis gestellten Lectüre ist, muss man sie auch vollwertig einrechnen. Wäre übrigens das obige Raisonnement richtig, dann wäre nicht abzusehen, warum an den deutsch-griechischen Arbeiten von der obersten Schulverwaltung festgehalten wird. Sind sie aber obligatorisch, dann müssen sie auch im Schlusscalcül ihre volle Berücksichtigung finden. Hier gibt es nur ein Entweder — Oder. Sie sind da, daher sind sie vollwertig, oder sie sind nicht vollwertig, dann schaffe man sie ab.

Wenn alle Lehrer einer Anstalt in der angegebenen Art vorgehen, dann ist wohl die Erwartung nicht zu hoch gespannt, dass über die Schüler nicht nur ein gerechtes — denn ein solches Urtheil wird es immer sein müssen — sondern ein Urtheil gefällt wird, das dem thatsächlichen Wissensstande entspricht.

Freilich setzt das auch voraus, dass diesem Streben, das der Schule sichtlich nur zum Heile gereichen müsste, nicht Hindernisse in den Weg gelegt werden, die die Lehrerschaft aus eigenem nicht nehmen kann. Dieser Zustand wird namentlich an stark besuchten Anstalten hart empfunden. Wenn die Parole ausgegeben wird, dass an dem schlechten Schlussresultate einer Classe nur der Lehrer schuld ist (man vgl. dagegen Wilhelm a. a. O. 2), wird er am Ende gar noch dafür gemaßregelt, dass er ein Schlussurtheil abgegeben hat, entsprechend dem wirklichen Wissensstand der Classe, den er trotz aller Bemühung aus verschiedenen, in den mannigfaltigsten Hemmnissen gelegenen Gründen nicht zu der wünschenswerten Höhe hatte bringen können, dann wird ein wichtiges Attribut der Lehrerindividualität: das freie Bestimmungsrecht des Lehrers, gewiss nur zum Schaden der Schule allmählich beseitigt.

Innig hängt damit auch die Vorschrift zusammen, dass nicht zu viele Wiederholungsprüfungen gegeben werden sollen. Auch hier liegt nicht selten ein drückender Zwang für den Lehrer vor, selbst in vernachlässigten Classen die weitestgehende Milde walten zu lassen, will er nicht zur Verantwortung gezogen werden. Unter solchen Verhältnissen muss auch das Unterrichtsniveau naturgemäß sinken, und in der nächst höheren Classe ist es verhältnismäßig noch tiefer als in der vorhergehenden, und so stufenweise weiter. Wird ja doch die Zahl der pardonnierten, also für die betreffende Stufe unreifer Schüler noch durch Repetenten oder durch einen nicht immer besonders guten Zuwachs von fremden Anstalten verstärkt, und so beginnt die Flickarbeit, wo eine Volleistung verlangt wird, von neuem.

Man sieht, die bestgemeinten und von größter Humanität dictierten Vorschriften der Behörden haben in der Art ihrer Durchführung auch ihre

Schattenseiten. Jedenfalls haben sie ab und zu einen Erfolg, der gewiss nicht in ihrer Absicht gelegen war.

Auf Grund der gegebenen Ausführungen lässt sich auch das Maß der Forderungen an die Schüler wohl bestimmen. Bezüglich der schriftlichen Arbeiten ist das Nöthige bereits gesagt worden. Im mündlichen Unterrichte muss auf allen Stufen die Kenntnis der Grammatik, außerdem auf allen Stufen Vocabelkenntnis und in der Lectüre Inhalt des Gelesenen und mit besonderem Nachdruck die Wiederholung des in der unmittelbar vorhergegangenen Stunde vorgenommenen Lectürestückes gefordert werden. Das ist das Mindestmaß der Forderungen, das dem sonst ziemlich weitmaschigen Umfang der Note »genügend« entsprechen dürfte. Abstufungen innerhalb der Notenscala ergeben sich dann leicht aus den in den Weisungen (2. Aufl. S. 15 f.) gegebenen Darlegungen.

Czernowitz. A. Polaschek.

Malfertheiner Anton, Vergleichende Statistik des Unterrichtserfolges der österreichischen Gymnasien. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1897. kl. 8°, 69 SS.

Hiezu von demselben Verfasser: Statistische Tabellen als Ergänzung der Vergleichenden Statistik des Unterrichtserfolges der österreichischen Gymnasien. Ebenda 1897. 8°, 20 SS.

Das Thema ist nicht bloß von allgemeiner Wichtigkeit, sondern erheischte nach der Ansicht des Ref. einmal gründliche Untersuchung und öffentliche Besprechung. Die Abhandlung ist also auch abgesehen von ihrem Ergebnisse mit Dank und Anerkennung zu begrüßen, umsomehr als der Verf. erst nach reicher Schulerfahrung, gründlicher Vorbereitung und fleißiger Ausschau namentlich in der Programmliteratur daran gegangen ist sowie nach mühevoller Sammlung von statistischem Material — wir glauben es gern, dass die Correspondenz kaum zu bewältigen war, wie S. 5 gesagt wird —.

Gehen wir nun in einige Hauptpunkte des Inhaltes ein! Der Verf. bestimmt den Unterrichtserfolg im allgemeinen nach dem statistischen Ergebnisse der Classification. Doch die Schlussformel: »cum hoc, ergo propter hoc« ist von der Logik nicht als richtig anerkannt; der Grund kann auch anderswo liegen. So werden S. 11 die in den Schuljahren 1869/70 und 1887/8 in die Prima eingetretenen Schüler hinsichtlich der Absolvierung der Gymnasialstudien verglichen. Aber welcher Unterschied besteht zwischen jener und dieser Zeit! Jetzt werden viel mehr Schüler des Gymnasiums, welche sich für das weitere Studium eignen würden, besonders nach dem Schlusse der Quarta von den Handels-, Gewerbe- (woran auch der Verf. denkt, s. S. 6 und 34 ff.) und Cadettenschulen absorbiert als ehemals, so dass, wenn nur auf die Zahlen gesehen wird,

der jetzige Unterrichtserfolg schlechter erscheint als der frühere, es aber in Wirklichkeit nicht zu sein braucht. Wie irreführend es sein kann, bloß nach der Zahl zu messen, erhellt noch aus einem anderen Umstande. Man hört so oft die Behauptung (auch der Verf. bringt sie vor S. 12 ff. und 40), dass jetzt **trotz** der weit besseren Methode die Unterrichtserfolge schlechter seien als früher, wobei man wohl stets nur an das numerische Verhältnis denkt. Gerade **wegen** der besseren Methode, sage ich, ist der Unterrichtserfolg jetzt numerisch schlechter. Ehemals genügte ein oberflächliches oder gedächtnismäßiges Wissen — auch der Verf. kennt diese frühere Methode S. 29 — und ein mechanisches »Aufsagen«, um mindestens ein »genügend« zu erhalten; jetzt aber gibt sich der Lehrer damit nicht zufrieden; er verlangt sicheres Wissen und eindringendes Verständnis, und an dieser Klippe scheitern unaufmerksame, unfleißige und untalentierte oder minder begabte Schüler. Es ist gerade umgekehrt wie bei der Militärassentierung: ehemals wurden mehr »Merkmale« für den tauglichen Soldaten gefordert, und da war die Zahl der Tauglichen kleiner. Selbstverständlich wollen wir damit nicht Rückkehr zur alten Methode beantragen, möchten aber doch der anderen Richtung den Spruch: »Est modus in rebus, sunt certi denique fines« vor Augen halten und behaupten, dass der Knabe und Jüngling, wenn er auch nicht jede kleinste Partie voll erfasst und geläufig wiederzugeben imstande ist, doch geistig wachsen und erstarken und zum Schlusse den nöthigen Bildungsgrad besitzen kann.

Eine Hauptquelle der — freilich nur numerisch, wie wir oben gezeigt zu haben glauben — geringen Unterrichtserfolge sieht der Verf. in zu geringer Strenge bei der Aufnahmsprüfung für die I. Classe und empfiehlt daher wiederholt Strenge oder Vorsicht. Auch hier kann ihm Ref. nicht folgen. Nach der Ansicht des Verf.s wendet also das Gymnasium bei der Aufnahmsprüfung für die I. Classe zu geringe Strenge an. Nach der Ansicht der Eltern und der Volksschule aber — audiatur et altera pars! — ist die Mittelschule bei dieser Prüfung zu streng. Wo liegt die Wahrheit? Nach dem bekannten Spruche und auch nach den Erfahrungen des Ref. in der Mitte. Statistisches konnte der Verf. hierüber nicht vorbringen; denn die einschlägigen Zahlen werden nicht veröffentlicht. Wir haben aber die feste Zuversicht, dass, wenn hie und da dann und wann nach der einen oder der andern Richtung ein Übermaß stattfinden sollte, amtlich dagegen eingeschritten werde, so dass auch von diesem Gesichtspunkte aus weder der Vorwurf zu großer Strenge noch der zu großer Milde **im allgemeinen** berechtigt ist. Von besonderer Strenge bei der Aufnahmsprüfung wollen wir aber schon deswegen gar nichts wissen, weil es sich um Knaben handelt, die noch dazu in einer alles Bisherige an objectiver Schwierigkeit und subjectiver Aufregung übertreffenden Lage sich befinden. Wenn schon die moderne Justiz gegenüber Erwachsenen den humanen Grundsatz pflegt, lieber zehn Schuldige freizusprechen als einen unschuldig zu verurtheilen, um wieviel mehr ist dieser Grundsatz Kindern gegenüber am Platze! Denn auch wir Lehrer üben, wie der Verf. sagt, bei der Classification ein Richteramt

aus. Ein vollkommen sicheres Resultat kann die Aufnahmsprüfung ohnehin nicht in allen Fällen ergeben. Sie kann zwar den jetzigen Wissensstand des Schülers genau constatieren; aber es handelt sich nicht bloß um diesen, sondern auch um andere Dinge, z. B. zu große Jugend und Absolvierung erst der vierten Volksschulclasse, wie der Verf. S. 23 f. richtig bemerkt, ferner darum, wie das jetzige Wissen erworben worden ist, ob in langer oder in kurzer Zeit, ob als momentanes Prüfungswissen oder unter Beihilfe eines Hauslehrers usw. Und letztere Umstände lassen sich bei der Prüfung nicht constatieren. Und selbst wenn alles Bisherige in voller Ordnung ist, so bietet das noch keine volle Gewähr, dass der Schüler die Eignung für das Gymnasium mit seinen neuen Lehrfächern, z. B. dem Lateinischen, besitzt. In einigen Fällen, sagen wir in 10 von 100, wird die Zukunft von der Gegenwart abweichen. Aus diesem Grunde finden wir es nicht so verwunderlich wie der Verf. S. 31, wenn aufgenommene Schüler nach einigen Monaten von dem nämlichen Lehrer als unfähig erklärt werden. Also von besonderer Strenge bei der Aufnahmsprüfung wollen wir nichts wissen. Der Verf. gesteht selbst zu S. 26, dass Missgriffe geschehen könnten; und wir können dies nach unseren Erfahrungen nur stark betonen. Doch vielleicht hadern wir ohne Grund mit dem Verf.; denn Strenge und Milde sind gar »dehnbare« Begriffe, und es ist immerhin möglich, dass er unter vorsichtiger Strenge dasselbe meint wie wir unter vorsichtiger Milde.

Während wir hier widersprochen haben, unterschreiben wir vollinhaltlich die guten Bemerkungen gegen das Übermaß oder den falschen Betrieb der sogenannten Vorpräparation und gegen die Schülercommentare, in welchen Übelständen der Verf. eine weitere Hauptquelle des oft mittelmäßigen Erfolges der Maturitätsprüfung aus Latein und Griechisch erblickt.

Doch wir brechen ab und empfehlen die interessante, inhaltreiche und gründliche Abhandlung bestens zur Lectüre und Beachtung.

Wien. J. Rappold.

Šafránek Johann, Za českou osvětu (Zum böhmischen Bildungswesen). Prag, J. Otto 1898. 270 SS.

Das Kaiserjubiläumsjahr 1898 war auch für die böhmische Literatur sehr fruchtbar. Unter den zahlreichen Schriften, die dasselbe gezeugt hat, ragt thurmhoch die Festschrift der böhmischen Kaiser Franz Joseph-Akademie hervor, die eine Generalrevue der geistigen Arbeit und Entwicklung des böhmischen Volkes unter der Regierung Seiner Majestät auf allen Gebieten der Wissenschaften, Künste und des Schulwesens enthält und den Aufwand von etwa 17.000 fl. erheischte, trotzdem aber in der letzten Stunde die Beiträge einschränken musste. Neben diese Riesenpublication, das dem Umfange nach größte böhmische Buch der letzten drei Jahrhunderte, stellen wir ein nicht besonders umfangreiches, aber inhaltlich schwerwiegendes Werk, die illustrierte Geschichte des böhmischen Mittelschulwesens vom 9.—19. Jahrhundert, das der Professor J. Šafránek im Auftrage des Centralvereines der böhmischen Professoren

verfasst und dieser Verein herausgegeben hat. Das Buch führt den Titel »Za českou osvětu«, und die Widmung lautet: »Zum Andenken an die 50jährige Regierung Seiner Majestät Franz Josephs I., des Höchsten Beschützers der glänzenden Entwicklung des böhmischen Schulwesens«.

Das Ganze zerfällt in drei Bücher: das 1. umfasst die »alte Zeit« vom 9. Jahrh. bis 1848, das 2. »Unsere Zeit« 1848—1898, das 3. enthält Daten »Aus den Schul-Annalen«.

Das 1. Capitel schildert die Anfänge des böhmischen Schulwesens bis zum Jahre 1620. Wie bei den Deutschen, so wurde auch das Schulwesen in Böhmen seitens der Kirche begründet und organisiert. Aber schon in der ältesten Periode treffen wir Schulen sprachlich getrennt: in Budeč gab es eine lateinische, auf dem Vyšehrad eine berühmte slavische Schule. Bei St. Veit blühte seit dem 11. Jahrh. ein sogenanntes Generalstudium, wo Grammatik, Logik und Rhetorik gelehrt wurden. Im 13. Jahrhundert waren auch die Naturwissenschaften durch den späteren Bischof Gregorius vertreten. Die böhmischen Lehrer hatten ihre Bildung in Italien und Frankreich geschöpft. Der Benedictinerorden zeichnet sich auch in Böhmen und Mähren durch Gründung von zahlreichen Pflanzstätten geistiger Thätigkeit aus. Die Regierungsjahre Karls IV. können auch auf dem Gebiete des Schulwesens als goldene Periode gelten. Karl baute von Grund aus bis zum Giebel: Städte, ja sogar Dörfer wetteiferten in Gründung von Schulen, deren Krone sie nach langjährigem Sehnen in der Prager Universität greifbar verwirklicht vor sich sahen. Einen neuen Aufschwung nahm das böhmische Schulwesen nach den Hussitenkriegen mit dem Eindringen des Humanismus. Im 16. Jahrh. führte die energische Hand des feingebildeten Mag. Bacháček in die lateinischen Schulen neue, feste Ordnung und manche ganz moderne Einrichtung ein: Schulinspectoren, strenge Disciplin, häufigere Prüfungen, Belobungen guter Lehrer und Schulleiter, das Princip: die Schule soll nicht nur für die Akademie, sondern auch fürs Leben vorbereiten usw. — Böhmische Schulen begründete in allen ihren Sitzen die böhmische Brüderkirche. In Prerau sehen wir den Leiter des dortigen Gymnasiums, J. A. Komenský, dasselbe in ein Realgymnasium umwandeln, wohl das erste Realgymnasium überhaupt. Komenský führt den Todesstoß gegen die lateinische Unterrichtssprache und den scholastischen Wortmechanismus. Er eifert für die Muttersprache als Unterrichtssprache, für den Anschauungsunterricht und für das Einführen der Realdisciplinen in die Schulen, für allgemeine Schulpflicht an den Volksschulen, auch für Mädchenschulen. Alle diese Forderungen aber kommen nur in der Fremde zur Geltung, wo Komenský als böhmischer Bruder und folglich als Exulant unermüdlich, gleichsam wie ein Apostel der neuen Zeit den Weg ebnet und die Pforten öffnet.

In seinem Vaterlande gewinnen nach der Schlacht am Weißen Berge die Jesuiten- und Piaristenschulen die Oberhand, deren Geschichte das 2. Capitel des 1. Buches enthält. Die Schulen der böhmischen Brüdergemeinde verschwinden insgesammt. Das Latein wird auf einige Jahrzehnte alleinherrschend. Aber die Bedürfnisse des praktischen Lebens riefen besondere Verordnungen zu Gunsten des böhmischen Unterrichtes

hervor (1735, 1765, 1768). Bis zum Jahre 1779 gab es noch Gymnasien mit böhmischer Unterrichtssprache, z. B. in Prag, Deutsch-Brod, Kosmanos, Pilsen.

Das 3. Capitel des 1. Buches »Fünfclassige Gymnasien« (1776 bis 1802) beschäftigt sich mit der Neugestaltung der Gymnasien nach dem Plane des Piaristen P. Gratianus Marx, der manches aus dem genialen Entwurfe des Wiener Universitätsprofessors Math. Hess übernommen hat. Demgemäß wurden die Gymnasien als fünfclassig mit Classenlehrern und Staatsaufsicht (mit dem Titel »königlich« und dem böhmischen Landeswappen im Siegel) organisiert. Als ausschließliche Unterrichtssprache in den ersten zwei Classen wurde das Deutsche eingeführt: mit Decret vom Jahre 1778 durfte kein Schüler ins Gymnasium aufgenommen werden, der nicht deutsch konnte und diese Kenntnis bei der Aufnahmsprüfung genügend nachwies.

Maria Theresia hat auch auf dem Gebiete des Schulwesens, wie auf so vielen anderen einschneidende Veränderungen durchgeführt, und ihr sowie Josefs II. Zeitalter hat für das Schulwesen überhaupt eine grundlegende Bedeutung. Das Gymnasium verlor seinen ausschließlich altclassischen Charakter; neben den formellen Bildungselementen begann man auf materielles Wissen Gewicht zu legen. Š. schildert dies alles sehr genau: vom Anfang des Schuljahres am 3. November verfolgt er das Schulleben und den Unterricht bis zum Schlusse desselben am 20. September und den damit verbundenen Feierlichkeiten. Auch die administrative Verwaltung des Gymnasiums bekam ein modernes Aussehen. Der Schulleiter, Präfect genannt, unterstand dem sogenannten Gymnasialdirector, welches Amt immer der Kreishauptmann, oder wo es keinen gab, dessen Vertreter bekleidete, der gewöhnlich dem geistlichen Stande angehörte. Die Gymnasialdirectoren waren wieder dem königl. Studiendirector in Prag untergeordnet, der zugleich Referent bei der Landesregierung war.

Unter Josef II. traten nur geringere Veränderungen ein: die Israeliten erlangten Zutritt in die Gymnasien, das Deutsche wurde Unterrichtssprache in allen Classen und Gegenständen, die körperlichen Strafen wurden abgeschafft, die Disciplinarordnung musste am Anfange jedes Jahres vorgelesen werden, das Versäumen der Schule durch acht Tage hatte die Ausschließung des Schülers zur Folge, die Schüler durften sich nicht duzen, das Schulgeld wurde eingeführt, die Ferien auf den Juli und August verlegt, die Beichte und Communion auf jeden zweiten Monat beschränkt. Nur Eins fehlte: die Sorge um tüchtigen Nachwuchs im Lehrerstande. Nach dem Tode Josefs II. wurden viele Neuerungen aufgehoben. Die Gymnasien wurden den Universitäten untergeordnet, und zur didaktischen und administrativen Leitung der Studiencongress, ein kleines Schulparlament mit Vertretern verschiedener Schulgattungen, bestimmt.

Tief eingreifende Veränderungen treten unter Kaiser Franz I. ein. Š. widmet denselben ein besonderes Capitel unter der Aufschrift »Sechsclassige Gymnasien« (1802—1848). Diese Periode kennzeichnet der Gymnasialcodex vom Jahre 1808. Die Gymnasien wurden allmählich sechs-

classig; an die Stelle der Classenlehrer traten Fachlehrer. Die Gymnasien bekamen Bibliotheken; die in Böhmen bewährten Inspectionen der Gymnasien wurden allgemein eingeführt und den Lehrkörpern Monatsconferenzen angeordnet, das 10. Lebensjahr als das mindeste Alter für die Aufnahme ins Gymnasium festgestellt. Aber nach 10 Jahren geschieht ein Rückschritt: man kehrte zu dem Classenlehrersystem zurück und schränkte die Naturwissenschaften ein usw. Die Fehler und Mängel des bisherigen Systems deckte erst im Jahre 1839 freimüthig der berühmte Prälat von St. Florian, Michael Arneth, auf. Š. macht mit dessen Anträgen, sowie mit der ganzen durch ihn angeregten Reformbewegung genau bekannt, die endlich zur Herausgabe des berühmten Organisations-Entwurfes führte.

In einem selbständigen Capitel behandelt Š. die Schicksale der böhmischen Sprache an den Gymnasien bis zum Jahre 1848. Da wird namentlich das Hofdecret vom J. 1816 besprochen, demgemäß weiterhin 1. in böhmischen und utraquistischen Städten an den Gymnasien nur des Böhmischen mächtige Präfecten und Lehrer angestellt, 2. die böhmischen Schüler im böhmischen Übersetzen und Stil geübt werden sollten. 3. an der philosophischen und juridischen Facultät alljährlich am Anfange des Schuljahres öffentlich kundgemacht werden sollte, dass bei den politischen Ämtern in den böhmischen Ländern den des Böhmischen kundigen Candidaten sonst ceteris paribus vor anderen werde Vorzug gegeben werden. Weiter werden die Verdienste der Professoren, namentlich Jungmanns u. a. um die Pflege der böhmischen Sprache, und Šafaříks, Tomeks und Exners um die Gleichberechtigung des Böhmischen im Schulwesen geschildert.

Da das philosophische Studium sich an das Gymnasium eng anschmiegte, wird dessen allmähliche Trennung von den Universitäten, Selbständigkeit (Lyceum), originelles Studentenleben und endlich Verschmelzung mit dem Gymnasium besprochen.

Das 1. Buch der Schrift Š.s schließt mit der Schilderung der Anfänge der Realschulen, die in Mähren zu suchen sind. Die Kaiserin Maria Theresia wollte eine Maschinenlehranstalt in Brünn begründen, und auch die Jesuiten und Piaristen waren bereit, ähnliche Anstalten zu eröffnen. Diese Pläne scheiterten, und erst im Jahre 1770 wurde in Wien eine Real-Handlungs-Akademie gegründet. Das Hauptverdienst um die Realschulen fällt dem Prager Universitätsprofessor Franz Gerstner zu, auf dessen Anregung 1804 die Gründung von Realschulen anbefohlen wurde.

Das 2. Buch, der Kern der Schrift, behandelt die Entwicklung des österreichischen Schulwesens und des böhmischen insbesondere unter der glorreichen Regierung Seiner Majestät. Für alle Zeiten bleibt diese Periode in der Geschichte des böhmischen Schulwesens unvergesslich. Einzelne Etappen derselben charakterisieren namentlich folgende Momente. denen im Buche Š.s gebürende Würdigung zutheil wurde: der berühmte Organisations-Entwurf für österr. Gymnasien vom J. 1849, die ersten auf Grund desselben entstandenen böhmischen Lehrbücher für Gymnasien, Deutsch-böhmisches Wörterbuch der wissenschaftlichen Terminologie, die

Einführung des Böhmischen als Unterrichtssprache in die Mittelschulen und die gänzliche Abschaffung des Utraquismus an den Mittelschulen Böhmens, die böhmischen Realschulen, Gründung von Realgymnasien und endlich die letzten 20 Jahre mit den Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien und Realschulen, Weisungen zur Führung des Schulamtes und mit der böhm. Universität. Im Anhange werden kurz die höheren Mädchenschulen, namentlich das Gymnasium des Vereines »Minerva« in Prag besprochen.

»Vom Kindergarten bis in die Hörsäle der altberühmten Universität und der Akademie der Wissenschaften und Künste«, schreibt der Verf. wörtlich, »ermöglichte die väterliche Fürsorge Seiner Majestät dem böhmischen Volke die Ausbildung in der Muttersprache; deshalb wird das böhmische Volk in der Geschichte seiner culturellen Entwicklung neben den Namen Karls und Ferdinands immer des Namens und der unsterblichen Verdienste Seiner Majestät des Kaisers und Königs Franz Josephs I. dankbar gedenken.«

Dass dies namentlich von dem böhmischen Mittelschulwesen mit Recht behauptet wird, ersieht man aus den beigefügten Übersichten, worin die qualitative, sowie die quantitative Entwicklung desselben dargestellt ist. Zum Schlusse des Jubiläumsjahres gab es 70 böhmische Mittelschulen, die höheren Mädchen-, Gewerbe- und Fachschulen nicht mit angerechnet.

Interessant ist auch das 3. Buch »Aus den Schul-Annalen«. Jede Anstalt findet hier ihre Chronik; staunenswert ist die daraus ersichtliche Opferwilligkeit, mit welcher die Gemeinden und auch das ganze Volk für die höhere Bildung der Jugend sorgten.

Im Buche, das mit einem sehr netten Bilde Seiner Majestät geschmückt ist, befinden sich außerdem noch 24 Abbildungen von Männern, die für die Entwicklung des böhmischen Schulwesens besonders wichtig waren, sowie einzelner Schulgebäude.

Im ganzen ist das mit Wärme und großem Fleiße geschriebene Werk Š.s ein sehr wichtiger und willkommener Beitrag zur Geschichte des österreichischen Schulwesens überhaupt und dürfte wohl, namentlich im Kreise der böhmischen Mittelschullehrer und Schüler, denen es auch von dem hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht anempfohlen wurde, einer warmen Aufnahme sich erfreuen. Alle Freunde des Schulwesens werden dafür sowohl dem Verf. als auch dem verdienstvollen Centralvereine der böhmischen Professoren zu Dank verpflichtet sein.

Prerau. J. Kabelík.

Über dasselbe Werk schreibt uns Gymnasialdirector Alois Fischer in Straßnitz:

Das Buch, welches sich selbst als Beitrag zu der reichen, durch das Regierungsjubiläum unseres Kaisers hervorgerufenen Literatur ankündigt, ist keine Gelegenheitsschrift von bloß ephemerer Bedeutung, sondern ein schätzbarer Bericht über einen Gegenstand, dem eine zusammenfassende Behandlung bisher gefehlt hat. Zweck desselben ist ein

Abriss des böhmischen Mittelschulwesens von den ersten Anfängen bis auf die Gegenwart, nicht in Form einer quellenmäßig belegten Darstellung, sondern, dem weiteren Leserkreise entsprechend, in einer Reihe von abgerundeten Bildern, die sich auf drei Bücher vertheilen .... Dass die Ausführung dieser Bilder je nach dem bald kümmerlich, bald reichlich fließenden Quellenmaterial nicht gleichmäßig gerathen konnte, ist wohl begreiflich; nur möchte man wünschen, der Verf. hätte dasjenige, was sich auf Böhmens Boden unabhängig von fremden Mustern herausgebildet hatte, deutlicher hervortreten lassen. Ebenso würden sich bei der Anlage des Werkes, welche die Quellen seltener zu Worte kommen lässt, zu Nutzen des interessierten Lesers zahlreichere Literaturnachweise empfehlen. Auffallenderweise sind z. B. Winters so anziehende Schilderungen nicht angezogen worden. Über Ordensgymnasien, ihre Einrichtung und Lehrbetrieb kann Verf. schon Genaueres bringen; S. 30 wird auch eine besonders durch die naive Darstellung ansprechende Probe aus einem böhmisch abgefassten lateinischen Lesebuche (ex libris Antonii Dworžak parvistae anno 1754) eingefügt.

Der Wert des Buches wird nicht darin zu suchen sein, dass es seinen Stoff erschöpfe; aber indem der Verf. es unternimmt, das geschichtliche Feld des böhmischen Mittelschulwesens in seiner vollen Ausdehnung zu durchwandern, berührt er Punkte und macht auf Gebiete aufmerksam, die einer genauen Einzelforschung noch bedürfen, bevor sie für eine allgemeine Culturgeschichte Böhmens, die ja noch zu schreiben ist, Verwendung finden können. Schulverfassungen, Unterrichtsbetrieb, Lehrbücher, nicht minder aber auch das innere Leben der Schule, das infolge ausgeprägter Lehrercharaktere, intimeren Verhältnisses zwischen Schüler und Lehrer, Haus und Schule, sorgfältig gepflegter Tradition kräftiger pulsieren und auch die Gesellschaft stärker beeinflussen mochte, als in der unruhvollen Gegenwart, wo das Zusammenspiel verschiedener Umstände die erziehliche Aufgabe der Schule einschränkt und behindert: das sind Fragen, die ehestens angefasst werden müssen, noch bevor das in Archiven ruhende Material gänzlich zerstoben sein wird. Wenn im übrigen Österreich die Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes allseitige Förderung und eifrige Bearbeiter gefunden hat, warum sollte die Sammlung der Monumenta paedagogica gerade in jenen Ländern zurückbleiben, in denen der große Völkerlehrer die ersten Grundlinien seiner Unterrichtslehre entworfen und die ersten Proben seines erziehlichen Schaffens abgelegt hat? In diesem Sinne möge die Anregung, welche der Verf. und der Centralverein böhmischer Professoren durch die Herausgabe des Buches gegeben haben, nicht spurlos verloren gehen.

Die Masturbation. Eine Monographie für Ärzte und Pädagogen. Von Dr. med. Hermann Rohleder. Mit Vorwort von Geh. Oberschulrath Dr. phil. H. Schiller. Berlin, Fischers medic. Buchhandlung (H. Kornfeld) 1899. 8°, XVIII u. 319 SS.

Der Verf. behandelt nach Besprechung einer Reihe einleitender Punkte die innerhalb und außerhalb des Körpers liegenden Ursachen der

Onanie, die Pathologie der letzteren, die Folgen für das Individuum und die Gesellschaft, gibt dann Diagnostisches und Prognostisches, endlich Prophylaxe und Therapie der Onanie.

Wir stimmen dem Verf. vollkommen darin bei, dass im Hinblick auf die außerordentlich große Verbreitung der Onanie zu allen Zeiten, unter allen Völkern, in allen Ständen — wie sie von sämmtlichen competenten Autoren constatiert wird — sowie mit Rücksicht auf die Möglichkeit grober Schädigung durch dieses Laster der Gegenstand nicht als etwas »Anstößiges« unerörtert bleiben, sondern rückhaltlos besprochen werden sollte; er ist zweifellos für alle Eltern und Erzieher sehr belangreich, und man darf sagen, dass sonderbarerweise das Thema bisher in der so reichen und sosehr specialisierten medicinischen Literatur kaum etwas von monographischer Bearbeitung aufweist. Einer der ersten, welche auch durch öffentliches Auftreten (auf dem Budapester internationalen hygienischen Congresse 1894) — und mit Recht unter Hinweis auf die Schule — anregend zu Besserungen gewirkt hat, war unser geschätzter Freund, der bekannte Oculist Hermann Cohn in Breslau (»Was kann die Schule gegen die Masturbation der Kinder thun?« Berlin, Schoetz 1894).

Gerade zu Beginn der Pubertät, also in den obersten Classen der Volksschule und den unteren der Mittelschule ist die Gefahr der Ansteckung am größten, der sich entwickelnde Geschlechtstrieb im Vereine mit dem Nachahmungstriebe machen diese Zeit zur gefährlichsten, und ein Individuum vermag hier leicht eine verderbliche Seuche zu verbreiten, wie ja jeder erfahrene Lehrer aus seiner Praxis weiß. Dazu kommen in der Schule als fördernde Momente das stundenlange Sitzen notabene in unrichtig construierten Bänken, Sitzen mit übereinandergeschlagenen Beinen, zu Hause Fortsetzung dieser Art zu arbeiten, zuweilen noch auf gepolsterten Stühlen und ohne Aufsicht, Liegen im wachen Zustande morgens im warmen Bette, erotische Lectüre u. a. Auch manche Turnübungen, wie Klettern an Tauen und Stangen, Übungen auf dem Reck usw. können Gelegenheitsursachen zur Entstehung der Onanie werden. Im vorgeschritteneren Schulalter trägt wieder der Besuch gewisser Theater- und Circusvorstellungen (Voltigieren von Damen usw.) sowie von Bildergalerien u. dgl., Tanzstunden in Gemeinschaft mit Individuen des anderen Geschlechtes u. a. zur Entstehung der Onanie bei.

Die besondere Schädlichkeit der Masturbation gegenüber dem natürlichen Geschlechtsverkehre liegt darin, dass erstere zu früh beginnt, zu oft betrieben wird (weil sie ohne ein Individuum des anderen Geschlechtes und zu jeder Zeit möglich ist), endlich an sich in der ungeheueren Arbeit der Phantasie. Die Folgen heftiger Onanie äußern sich an verschiedenen Sinnesorganen (besonders dem Auge), in Verdauungsstörungen, incontinentia urinae, Herabsetzung der Beweglichkeit, physischer und psychischer Verstimmung, Hinneigung zu Heuchelei und Lüge, Schwächung der Willensstärke, Unfähigkeit zu methodischer Arbeit, Gedächtnisschwäche, Nachlassen der Auffassung, wenn auch in sehr vielen Fällen kurz und nicht intensiv — gleichsam als Übergang zum geschlecht-

lichen Verkehre — betriebene Onanie ohne jede nachweisbare üble Folge bleiben kann; überhaupt sind die Folgen nach Alter des Anfangens und Intensität der Ausübung des Lasters, sowie nicht zum mindesten nach Körperconstitution außerordentlich schwankend.

Zur Diagnose gehört vor allem genaue, unauffällige Beobachtung des Kindes, dann Heranziehung eines in der Sache kenntnisreichen, erfahrenen Arztes.

Das Wichtigste ist die bezügliche hygienische Behandlung, die Prophylaxe, behufs möglichster Verhütung des Ausbruches der Onanie: hierher gehört außer gewissenhafter Beaufsichtigung der Kinder vom zartesten Alter angefangen eine richtige häusliche und öffentliche Erziehung, ferner richtige Ernährung, Bekleidung, Beschäftigung, Abhärtung, Ausbildung eines willensstarken Charakters. Die Prophylaxe der Onanie im Schulalter ist der Brennpunkt der gesammten Prophylaxe der Onanie.

Der Verf. hat neben seiner reichen persönlichen Erfahrung die außerordentlich zersplitterte Originalliteratur über den Gegenstand reichlich ausgenutzt: am Eingange des Buches steht ein sieben Druckseiten einnehmendes Literaturverzeichnis, dazu kommen noch öftere Citate im Buchtexte selbst, wo es sich nur um ganz vereinzelte Momente zur Sache handelt.

Ist auch das Buch eigentlich ein medicinisches, so setzt doch der Verf. mit Recht die Pädagogen mit auf den Titel: erstens vermöchte die Schule, falls die hygienische Seite des Schullebens jene ganz anders ernste Beachtung fände, welche zu einer rationellen Jugenderziehung jedenfalls nöthig ist, in Bezug auch auf Verhinderung der Onanie viel Gutes zu leisten, zweitens ist das Buch zum allergrößten Theile dem akademisch gebildeten Laien verständlich, und ganz besonders gilt dies vom naturwissenschaftlich gebildeten Lehrer.

Im Hinblicke auf die außerordentliche Verbreitung der Onanie gerade im Schulalter erwächst der Schule umsomehr die Pflicht, hier zur Verminderung mitzuwirken, als sie notorisch bisher mit zur Verbreitung beitrug, und als es ganz aussichtslos ist, dass die Onanie jemals wirklich ausgerottet werde: sie hat leider die Möglichkeit, immer wieder spontan zu entstehen, so dass sie nicht einmal, wie z. B. Infectionskrankheiten, theoretisch als ausrottbar zu denken ist. Natürlich wirken traurige sociale Zustände, wie auf allen solchen düsteren Gebieten, auch mächtig fördernd auf Entstehung und Verbreitung der Onanie ein. Wann wird jene Zeit hoher Bildung des Menschengeschlechtes kommen, in welcher jeder einzelne einsehen wird, dass jede Besserung socialer Verhältnisse jedem einzelnen nützt?

Wir können das Buch Rohleders allen Erziehern als wertvoll empfehlen.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Präparationen für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker, begründet von Krafft und Ranke. Heft 31: Sophokles' Philoktetes von H. Schmitt. Hannover 1898.

Der Verf. ist der an ihn gestellten Aufgabe — fast möchte ich sagen Zumuthung — ohne Zweifel gewissenhaft und gründlich nachgekommen. Das Vocabular wird den Wünschen des bequemsten Schülers sicher entsprechen: auf jeder Seite findet man Vocabeln genau bestimmt, die den Schülern aus der Homer- und Plato-Lectüre bekannt sein müssen (*οἴκησις, νόστος, ἅλωσις, θρασύς, πόντιος, μάκαρ, ἴσως, ναί, δαίμων* usw.), und bei denen ein Minimum von Nachdenken genügt, um sie der betreffenden Stelle vollkommen anzupassen. Soll die Überfülle des hier Dargebotenen durch die beigegebenen Etymologien gerechtfertigt sein, weil die letzteren, wie es scheint, der wichtigste Punkt des Programms sind, so möchte ich glauben, dass man denn doch auch in der Etymologie bei Schülern, die den Sophokles lesen, schon etwas voraussetzen dürfe (*οἴκησις — οἰκέω, ἅλωσις — ἁλίσκομαι, πόντιος — πόντος, ἐργάτις — ἐργάζομαι, βιοτή — βίος, γένεθλον — γένος, χρόνιος — χρόνος* usw. usw.) — Unter dem Striche stehen die „Vorerklärungen" aller Stellen, die auch nur im Geringsten verdächtig sind, die Schüler bei der Präparation zum Nachdenken zu zwingen; dazu ist hier alles so greifbar verständlich dargelegt, dass keine Spur von geistiger Anstrengung für die häusliche Vorbereitung übrig bleibt. Und doch hört man sagen, dass junge Leute an Nüssen, die zu knacken sind, nicht ungern ihre Kräfte versuchen und dass solche Thätigkeit den Geist schärfe. Das soll nun wohl anders werden? Ich glaube vielmehr, Vorpräparationen sollten sich darauf beschränken, nur solche Vocabeln direct anzugeben, die der Schüler aus seinem Lexikon nur schwer gewinnen kann (auch z. B. wenn textliche Änderungen vorliegen), denn wozu hat er sein Lexikon, und nur solche Stellen und Formen zu erklären, die er bei bestem Willen nicht zu enträthseln vermag, denn wozu lernt er schon fünf Jahre Griechisch? Was darüber hinausgeht, ist von Schaden!

Wien. Hugo Jurenka.

Lateinische Schulgrammatik. Bearbeitet von J. H. Schmalz und C. Wagener. Ausgabe *B*. 4. Aufl. Bielefeld u. Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1898.

Das bekannte, vortreffliche Buch liegt nunmehr in vierter Auflage vor. Neu ist besonders §. 237 die Behandlung des an in directer, einfacher Frage. Der Satz mit an dient zur Begründung einer vorausgehenden Behauptung oder zur näheren Ausführung einer vorausgegangenen Frage. — Ob der Unterschied von cum = als beim Indicativ und Conjunctiv durch die beiden Beispiele auf S. 238 den Schülern klar wird, ist die Frage. — Der vornehme, wissenschaftliche Geist des Buches muss jeden anziehen, der es liest.

Kleine lateinische Sprachlehre von Dr. Ferdinand Schultz. 23. Ausgabe, besorgt von Prof. Dr. Martin Wetzel. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferdinand Schöningh 1898.

Das bekannte Buch liegt nunmehr in 23. Auflage vor. Auch der Name des gegenwärtigen Herausgebers bürgt für seine Vortrefflichkeit. In der Auswahl des Stoffes hätte freilich hie und da mit weniger Pietät vorgegangen werden können. An Einzelheiten sei nur bemerkt: rosa eignet sich nicht als Paradigma für die 1. Declination, weil das Wort im classischen Latein wenigstens nicht im Plural vorkommt; auch legor, legeris ich werde, du wirst gelesen u. ä. sollte vermieden werden. Wozu ist ferner im Lateinunterrichte eine Definition des Satzes (§. 175) nöthig? Das Beispiel (§. 189) Barbarus, nihil doli subesse credens, postridie alienissimo sibi loco, contra opportunissimo hostibus conflixit versteht nur der, der den Satz im Nepos gelesen hat. — Die Bezeichnung »finale Gegenstandssätze« halte ich für höchst unglücklich und unverständlich.

Auch die Definitionen der directen und indirecten Rede (§. 263) sind ebenso überflüssig als unzutreffend.

Hilfsbücher für den Unterricht in der lateinischen Sprache an gymnasialen Anstalten mit lateinlosem Unterbau (Reform-Gymnasien, Reform-Realgymnasien). Von Dr. Theodor Vogel und Dr. Adolf Schwarzenberg. Theil II: Lateinisches Lese- und Übungsbuch von Adolf Schwarzenberg. *B*. Obertertia. Leipzig, B. G. Teubner 1898.

Deutsch-lateinisches Wörterbuch für den Unterricht in der lateinischen Sprache an gymnasialen Anstalten mit lateinlosem Unterbau (Reform-Gymnasien, Reform-Realgymnasien) im Anschlusse an die Lese- und Übungsbücher für Unter- und Obertertia von Dr. Adolf Schwarzenberg. Leipzig, B. G. Teubner 1898.

Das Buch ist wohl kein lateinisches Lesebuch, wie auf dem Titelblatte steht, sondern rein nur ein Übungsbuch, bestimmt zur Einübung der Casuslehre, ferner der Participialconstructionen, des Gerundivs und Gerundiums und der directen Fragesätze.

Die Auswahl des Lesestoffes ist die herkömmliche; es fehlt nicht einmal celare und interest. Die Stücke bestehen zum größten Theile aus Einzelsätzen; nur im Anfange finden sich zwei, zum Schlusse 19 zusammenhängende Stücke, die den Krieg der Deutschen und Franzosen und die Thaten Wilhelms, des ersten Kaisers der Deutschen, behandeln. — Das Satzmaterial ist nicht schlecht, aber der Ausdruck ist vielfach undeutsch.

Das deutsch-lateinische Wörterbuch enthält die Wörter in alphabetischer Reihenfolge, die in den deutschen Sätzen der Lese- und Übungsbücher für Unter- und Obertertia und in dem erst im nächsten Jahre

erscheinenden für Untersecunda vorkommen. Die Quantitätsbezeichnungen sind vielfach inconsequent und mangelhaft; so dēprecārī, aber prōficisci; prōhibēre, prōficisci. Vor Doppelconsonanz fehlt die Bezeichnung der langen Vocale, obwohl nicht einzusehen ist, warum auf indūtiae, aber nicht auf indūstria, prōscrīptiō im Unterrichte geachtet werden soll.

Wien. August Scheindler.

Verwaiste Blüten. Gedichte von Franz Huemer. Herausgegeben von M. Holthausen. Mit Bild des Verf.s. Dresden u. Leipzig, Piersons Verlag 1898. Preis 1 fl. 80 kr.

Es ist eine artige Sammlung lyrischer Gedichte, die einem heimischen Poeten entstammen. Aus dem Inhalte zweier Gedichte entnehmen wir, dass der jung verstorbene Dichter in Ischl geboren ward. Die Gedichte verrathen nach Form, Stimmung und Charakter ein bedeutendes lyrisches Talent, dessen Entwicklung leider ein früher Tod verhinderte. Seine Manier erinnert vielfach an Uhland und Lenau, wie ein paar Strophen, die wir zur Probe mittheilen, deutlich zeigen (vg. S. 97):

O wonniger, sonniger Frühlingstag!
Vor meinem Fenster wie blüht der Flieder,
Wie jauchzt die Lerche schon süße Lieder,
Und Antwort tönet aus grünem Hag:
O wonniger, sonniger Frühlingstag!

— — — — — — — — — — — —

O thörichtes, zagendes Menschenherz!
Die Welt ist vom Frühlingszauber umflossen,
Und Himmelsliebe rings ausgegossen,
Und bangst noch immer vor Noth und Schmerz?
O thörichtes, zagendes Menschenherz!

Dazu S. 20 »Zigeunerklänge«:

Jauchzt der Bursche »Spiel', Zigeuner!«
Und die schwarzen Augen funkeln,
Und es singt und klingt die Geige,
Und die Nacht beginnt zu dunkeln.

mit der Schlusstrophe:

Wohl mein todtes Herz erwecken
Der Zigeuner wilde Lieder,
Aber Du, mein todtes Liebchen,
Du kehrest ewig nimmer wieder.

Von der großen Gefühlstiefe des Dichters sprechen besonders seine die Mutter verherrlichenden Lieder, unter denen die »Widmung«, S. 65, und »Mein Muaderl zum 70. Geburtstag« hervorragen. Lieblich ist auch folgendes Liedchen (S. 65) »Das schönste Wort«:

Wohl manches Wort hat schönen Klang,
Wohl manches Wort beglückt;
Doch eines hat vor allem stets
Am meisten mich entzückt.
Es ist das Wort, das lieb und traut
Die Mutter zu mir spricht;
Es rührt das Herz so wunderbar:
— Ein schön'res gibt es nicht.

Und welch glühender Patriotismus spricht aus dem Gedichte »Der Ischler Bua« am Geburtstage seines Kaisers. Diese Sprache dringt zum Herzen eines österreichischen Kindes, warum fehlen solche Gedichte in den Lesebüchern für die Volks-, Bürger- und Mittelschulen Innerösterreichs?

Erzählungsschriften zur Hebung der Vaterlandsliebe. Fünftes Bändchen: Der kleine Tiroler oder die Macht der kindlichen Liebe. Eine Erzählung aus dem Tiroler Freiheitskampfe im Jahre 1809. Von Dr. Robert Weißenhofer. 2. Aufl. Linz a. D., F. J. Ebenhöch'sche Buchhandlung 1898. 8°, VIII u. 132 SS. Preis geb. 60 kr.

Ich habe meiner anerkennenden Anzeige der 1. Auflage (s. Jahrgang 1896 dieser Zeitschrift, S. 545) nichts hinzuzufügen. Die Bücher dieser Sammlung werden von der kleinen Jugend nach wie vor gern gewählt werden.

Thautröpflein. Gedichte von P. Tezelin Halusa, O. Cist. Stuttgart u. Wien, Jos. Roth'sche Verlagshandlung 1899. kl. 8°, 82 SS.

Kein Dichtergenius, aber doch ein beachtenswertes Talent hat diese 55 Gedichte geschaffen. Sie sind von ungleichem Werte: einige können geradezu als Perlen der Lyrik bezeichnet werden, andere wieder sind weniger gelungen. Der geistliche Verf. ist bei unseren besten weltlichen Lyrikern in die Schule gegangen: Uhland, Lenau, ja selbst Goethe sind theilweise Vorbilder gewesen. Aber auch die katholische Lyrik älterer und neuerer Zeit, besonders die dem Mariencultus entspringende Lyrik, war von unverkennbarem Einfluss. Natursymbolik, märchenhafte Belebung der Pflanzenwelt — alles mit Beziehung auf das menschliche Gemüth und Geschick — sind beliebte Motive dieses Dichters. Der geistliche Stand desselben und wohl auch uncontrolierbare persönliche Beziehungen (s. das Motto) drücken natürlich den meisten dieser Gedichte den religiösen Stempel auf, der öfter zu einem deutlichen memento mori, ja selbst zu einem asketischen Tone führte. Eine Ausnahme davon bildet das hübsche Gedicht »Waldreigen«.

Die formelle Seite beherrscht Halusa vollständig. Er liebt einfache Vers- und Strophenformen (meist vierzeilige Strophen ohne Künsteleien) und macht sparsamen aber wirksamen Gebrauch von Alliteration, Tonmalerei u. ä. An all dem wird die Kritik wenig auszusetzen haben, höchstens dass manche Zusammensetzungen und Neubildungen zurückzuweisen wären. Auch die Diminutiva wünschte ich mehr beschränkt; die Lyrik würde sodann kräftiger werden.

Alles in allem haben wir eine stimmungs- und phantasievolle Gedichtesammlung vor uns, die ihren Weg zum Herzen finden wird.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Paul Strzemcha, Geschichte der deutschen National-Literatur. Zum Gebrauche an österreichischen Schulen und zum Selbstunterrichte bearbeitet. 6. Auflage. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke 1898.

Man darf unbedingt annehmen, dass ein Buch, welches in nicht sehr langer Frist bereits in sechster Auflage erschienen ist, den Bedürfnissen des Lesepublicums, für das es bestimmt ist, entsprochen und dem Kreise seiner Leser gute Dienste geleistet hat. Und das ist ohne Frage auch bei dem vorliegenden praktischen und hübsch ausgestatteten Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte der Fall. Wir sagen es ganz offen, dass wir sehr gerne die Gelegenheit ergriffen haben, das oben genannte Buch, welches schon eine Reihe anerkennender Beurtheilungen im Auslande erfahren hat, auch in der Österreichischen Gymnasial-Zeitschrift zur Anzeige zu bringen und den Fachlehrern an unseren Mittelschulen aufs wärmste zu empfehlen. Weshalb immer zu Kluge, Egelhaaff, Gotthold Klee, Werner Hahn u. s. f. greifen, wenn wirklich etwas Gutes, noch dazu österreichischer Provenienz, in der Nähe liegt?

Wir wissen sehr wohl, dass Literaturgeschichte in der Mittelschule als bloßer Notizenkram oder Sammelplatz ästhetisch-philosophischer Erörterungen mit vollem Rechte verpönt ist. Die Instructionen vom Jahre 1884 sprechen sich darüber, wie bekannt, ebenso klar wie überzeugend aus: »Literaturgeschichte ist als Lehrstoff des Gymnasiums insoferne grundsätzlich abzulehnen, als sie ästhetisierend vorgetragen wird, d. h. dem Schüler ästhetische Urtheile beibringt, die er nicht aus eigener Lectüre schöpfen gelernt hat; soweit sie aber **rein historisch** bleibt, d. h. literarische Werke, Persönlichkeiten, Richtungen in ihren historischen Zusammenhängen nach Ort und Zeit beschreibt, ist sie ebenso zulässig wie die Staatengeschichte und ergänzt diese. Doch ist die engste Begrenzung des Stoffes nothwendig, insbesondere für jene Perioden, deren Erzeugnisse nicht Gegenstand der Schullectüre sind.« Diesen wohlberechtigten Forderungen, denen kein Schulmann seine Billigung versagen kann, kommt nun Strzemchas Leitfaden in ausgezeichneter Weise entgegen; er verräth auf jeder Seite, dass sein Verf. im Dienste der Schule durchaus erprobt ist. Besonders der für die Mittelschule wichtigste Abschnitt, welcher die Zeit vom Auftreten Klopstocks bis zu Goethes Tod behandelt, ist mit ebenso knapper als klarer Hervorhebung des Wesentlichsten bearbeitet und verdient wirklich volles Lob, das wir ihm gerne spenden. Man könnte vielleicht einwenden, dass aus der Periode nach Goethes Tod allzu viele Namen genannt sind, aber ernstlichen Schaden kann dies doch gewiss nicht stiften, denn der Schüler hat die meisten dieser Namen wenigstens gehört, und er wird zweifellos Interesse haben, zu erfahren, wann und wo der betreffende Dichter geboren ist, wo er lebt und welche seine wertvollsten und bedeutendsten Werke sind. Noch auf einen Umstand müssen wir besonders aufmerksam machen, der dem Buche zum entschiedenen Vorzuge gereicht, das ist das durchaus österreichische Gepräge, mit dem es ausgerüstet ist. Wir brauchen uns auch auf dem Gebiete der Literatur vor anderen deutschen Volksstämmen durchaus nicht zu verstecken, und die Schule hat unstreitig die Pflicht, dies immer und immer wieder zu betonen. — Wenn wir so uneingeschränktes Lob spenden, dürfen wir wohl auch mit einigem Tadel nicht zurückhalten, ohne uns den Vorwurf kritischer Scheelsucht zuzuziehen. — Wenn auch die Diction des Buches im allgemeinen correct und klar ist, so scheint uns doch der allzu häufige Gebrauch des flectierten adjectivischen Prädicats (z. B. S. 19: Der Preis des Kampfes war ein hoher u. a. m. a. Stellen) umso störender, als diese widerwärtige grammatische Unsitte leider immer mehr um sich zu greifen droht und daher nicht entschieden genug gerügt werden kann. Auch sonst ist der Ausdruck nicht immer treffend, so z. B. wenn (S. 27) von Konrad von Würzburg gesagt wird, dass er in seinen Legenden »die ganze Eleganz seiner Schreibweise entfaltete« oder dass ihm als Lyriker »eine der vorzüglichsten Stellen« gebürt, oder wenn der Verf. S. 41 sagt: »Die **glücklichsten** unter den Dichtern der Fastnachtsspiele sind Hans Rosenblüt und Hans Volz«, oder S. 49: »Am **schlimmsten** sind die Tragödien gerathen«, oder S. 106: Maria erscheinst größer (soll heißen: edler), Elisabeth viel kleiner.« — Weshalb schreibt der Verf. Conrad (S. 13) und Constantinopel (S. 44)? — Die Schreibung »Volks**stä**dt« statt Volkstädt und »Rudol**fs**stadt« anstatt Rudolstadt beruht wohl auf einem übersehenen Druckfehler. — Von sonstigen erheblicheren Versehen möchte Ref. noch folgende anmerken. S. 57 muss es selbstverständlich statt: »Den **natürlichen**, prunkenden Bombast der Sprache Hoffmanns usw. heißen: den unnatürlichen Bombast usw. — Wieland ist nicht, wie S. 71 angegeben ist, zu Biberach, sondern zu Oberholzheim bei Biberach geboren, was der Verf. ja sicher ebenso gut weiß, und was nur befremdet, **weil** sonst jeder ganz unbedeutende Geburtsort eines Schriftstellers peinlich genau angegeben ist. Lessings Auffassung des Katharsis-Begriffes, dass die Tragödie Furcht und Mitleid erwecke und die Seele des Zuschauers

von Leidenschaften reinige, ist doch wohl nicht vollkommen genau und wahrheitsgetreu wiedergegeben. — Schillers »Graf von Habsburg« entstand nicht im Balladenjahre, wie man nach S. 104 annehmen muss, sondern wurde erst im Mai 1803 gedichtet. — Die berühmte Manessische Handschrift der Minnesänger ist nicht mehr in Paris, wie es S. 30 heißt, sondern seit dem Jahre 1888 wieder in Heidelberg. Doch genug der Ausstellungen bei einem Buche, bei dem sie nur gemacht wurden, damit der Verf. ersehe, wie sehr es dem Ref. darum zu thun ist, dass das wirklich empfehlenswerte Buch auch in Kleinigkeiten von allen Mängeln befreit werde und so in noch vollkommenerer Gestalt bald in siebenter Auflage auf dem Büchermarkte erscheine, Lehrern und Schülern sicherlich zu Nutz und Frommen.

Wien. Leo Smolle.

Hat die analytisch-directe Methode die Lehrerschaft befriedigt? Vortrag, gehalten am VIII. allgemeinen deutschen Neuphilologentage in Wien von Prof. Alex. Winkler. Mähr.-Ostrau, Papauschek 1898. 24 SS.

Trotzdem der Verf. auf die »Misserfolge« der analytischen Methode hinweist und die grammatische Methode mehrfach in Schutz nimmt, schlägt er doch nicht etwa eine Umkehr zur letzteren vor, sondern fordert nur, dass »der Sprachunterricht gleich vom Anfang an auf eine streng logisch-grammatische, auf Lesestücken ruhende Unterlage« gestellt werde. Die Grammatik sei von allem überflüssigen Ballaste zu befreien; der Wortbildung eine große Rolle zuzuweisen; der Conversation, welche nur als Nebenzweck den Unterricht zu begleiten habe, täglich eine Viertelstunde einzuräumen; die Übersetzung aus dem Deutschen der Oberstufe vorzubehalten; von der Ausarbeitung freier Themen und Inhaltsangaben vorläufig abzusehen. Die anderen Punkte sind mehr allgemein pädagogischer Art und beziehen sich nicht auf eine bestimmte Methode. Von den Vorschlägen wird gewiss der auf Herabsetzung des Lehrzieles, wenigstens bei den Fachleuten, die sich durch die Erfahrung haben belehren lassen, dass bei dem Betriebe des fremdsprachlichen Unterrichtes an unseren Realschulen Zeit und Ziel nicht im Verhältnisse zu einander stehen, auf den geringsten Widerspruch stoßen. Im übrigen glauben wir mit dem Verf., dass die Misserfolge weniger der analytischen Methode als vielmehr »ihrer Durchführung« zuzuschreiben sind. Denn es lässt sich z. B. nicht einsehen, warum das Gefühl für Analogie bei dieser Lehrweise weniger ausgebildet werden solle als bei der alten. Gerade bei der neuen Methode sind die grammatischen Übungen viel mannigfacher als früher. Wer freilich in der neuen Methode nur »ein mechanisches Eindrillen von Fragen und Antworten« erblickt; wer »unverstandene Sätze so lange an das Ohr des Schülers schlagen lässt«, bis dieser sie »papageienartig« erlernt hat: der darf sich allerdings über die Misserfolge nicht wundern. Bei der neuen Methode muss vielmehr die Grammatik um so intensiver betrieben werden, je weniger aus dem Deutschen übersetzt wird. Letztere Übung ganz auf die Oberstufe zu beschränken, dürfte auch keinen anderen Erfolg haben, als dass dieselbe noch schlechter als bisher ausfällt. Sind ja doch schon verschiedene Stimmen laut geworden, man solle für den Beginn der Übersetzungen einen früheren Zeitpunkt ansetzen und ihnen wieder mehr Aufmerksamkeit schenken. Sicher lässt sich bei der geringen Stundenzahl, die unserem fremdsprachlichen Unterrichte gewidmet wird, auf dem Wege des Hinübersetzens noch am schnellsten und sichersten die grammatische Schulung erreichen. Beim künstlichen Sprachunterricht — auch der Verf., wie vor ihm schon andere, betont, dass der schulmäßige Sprachbetrieb

in mehr als einer Hinsicht mit der natürlichen Spracherlernung nicht verglichen werden kann — wird das Wissen immer das Können stützen müssen. Ein abschließendes Urtheil wird sich übrigens über des Verf.s Methode erst fällen lassen, bis sein in Aussicht gestelltes Lehrgebäude erschienen sein wird.

Französische Aussprache und Sprechfertigkeit. Phonetik, sowie mündliche und schriftliche Übungen im Classenunterrichte. Auf Grund von Unterrichtsversuchen dargestellt von Dr. K. Quiehl. 3. Aufl. Marburg, Elwert 1899. VIII u. 188 SS.

Das was wir (in dieser Zeitschrift 1896, S. 243 f.) schon über die zweite Auflage dieses Werkchens, welches in vorzüglicher Weise den Lehrer in die Methodik des französischen Unterrichts auf der Unterstufe, namentlich in die Behandlung der Aussprache auf phonetischer Grundlage, einführt, gesagt haben, gilt auch von der dritten Auflage. Die Anlage desselben ist bis auf die Umstellung zweier Capitel dieselbe geblieben. Doch sind jetzt zahlreiche Zusätze und Ergänzungen, unter welchen wir die neue Darstellung der Vertheilung der beiden a-Laute des Französischen ganz besonders hervorheben, hinzugekommen. Dass das Büchlein auch angehenden Philologen treffliche Dienste leistet, beweist dessen Verwendung in Seminarien.

Französisches Real-Lexikon. Unter Mitwirkung von Eymeric (Leipzig), Becker (Elberfeld) u. a. herausg. von Dr. Cl. Klöpper. I. Band. A—Couches. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung 1898. Lex. 8°, VII u. 960 SS.

Dieses Werk, von welchem wir bereits die drei ersten Lieferungen angezeigt haben (in dieser Zeitschrift 1898, S. 770), schreitet rüstig vorwärts. Das dem nunmehr vollendeten ersten Bande beigegebene Vorwort betont, dass das Unternehmen in erster Linie für die Schule bestimmt ist, dass den Realien der Gegenwart vor denen der älteren Zeit, bei der Darstellung der französischen Geschichte der culturellen Entwicklung vor der äußeren, namentlich der Kriegsgeschichte der Vorrang eingeräumt wurde. Mit diesen Gesichtspunkten wird man sich vollständig einverstanden erklären. Auch diese Lieferungen (4—10) behaupten sich, was Reichhaltigkeit des Inhalts und Gediegenheit der Artikel betrifft, auf gleicher Höhe mit den früher erschienenen. Hervorzuheben wäre noch, dass nicht nur durch die sachlichen Erklärungen dieses Werkes viel sprachliches Gut eine neue oder wenigstens vollständigere Beleuchtung erhält, sondern dass in diesem Real-Lexikon auch unmittelbar ein nicht unbeträchtlicher Theil sprachlichen Materiales vorgeführt und erläutert wird, indem nicht nur einzelne Worte, Wortverbindungen und Redensarten, die sich selbst bei Littré, im Sachs-Villatte und in den „Parisismen" nicht finden, verzeichnet werden, sondern indem auch nicht wenige anderswo bereits aufgeführte Ausdrücke und Redensarten neu erklärt, ihre Bedeutungen schärfer nuanciert und ihre Verwendungen genauer umschrieben, oder ihr etymologischer Ursprung erforscht und ihre historische Entstehung aufgezeigt werden, so dass sie erst jetzt dem vollen Verständnisse zugeführt werden. Es kann demnach dieses Real-Lexikon mit Recht auch als ein Supplement-Lexikon zu allen bisher erschienenen französischen Wörterbüchern gelten. Wir sehen begierig der Fortsetzung des Werkes entgegen.

Französisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien. Von Dr. H. Breymann. 2. Aufl. I. Theil. München u. Leipzig, Oldenbourg 1898, 260 SS.

Hatte sich dieses Lehrbuch schon bei seinem ersten Erscheinen viele Freunde erworben, so kann es in der jetzigen verbesserten Gestalt

auf eine noch günstigere Aufnahme rechnen. Thatsächlich ist die Laut- und Schriftlehre mit großer Sorgfalt dargestellt (nur wird S. 12 für *il* in *baril* diphthongische Aussprache vorgeschrieben, und S. 13 *s* im Silbenanfang für stimmlos erklärt — vgl. aber *arro-ser* u. ä. — während Fälle wie *estimer*, *esprit* nicht berücksichtigt sind). Die Einübung der Flexionslehre durch zusammenhängende, nach grammatischen Gesichtspunkten geordnete, ihrem Inhalt nach sehr geschickt gewählte Lesestücke mit eingefügten Conjugations- und sonstigen grammatischen Übungen, die zugleich auch die Phraseologie berücksichtigen, ferner durch eingestreute Sprichwörter und deutsch-französische Übersetzungen ist geradezu musterhaft. Auch in dem die Grammatik systematisch behandelnden Theile ist auf Übersichtlichkeit, deutlichen und präcisen Ausdruck Bedacht genommen. Kurz, das auch glänzend ausgestattete Unterrichtswerk macht durchaus den Eindruck einer gediegenen Arbeit.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Basilius Modestov, De Siculorum origine, quatenus ex veterum testimoniis et ex archaelogicis atque anthropologicis documentis apparet. Petropoli apud fratres socios Wolff. Berolini apud S. Calvary et socios 1898. Russischer Text S. 1—88. Lateinisches Summarium S. 89—93.

Der Verf. hat seiner in russischer Sprache abgefassten Abhandlung ein Resumé beigegeben, worin er über die Siculer und Sicaner neben den Autoren auch die Resultate der archäologischen und anthropologischen Forschung berücksichtigt. Es wird die Einwanderung der »ligurischen« Siculi, die von Latium und der Apenninenhalbinsel her vertrieben waren, besprochen, hierauf den Nachrichten des Thukydides und Anderer entsprechend der iberische Ursprung der Sicaner statuiert; doch seien diese nicht aus Hispanien, sondern aus Afrika nach Sicilien gekommen. Dabei wird für die Darstellung des Lebens der alten Bewohner Siciliens auf die Untersuchungen der Grabstätten, die unser Landsmann Orsi, derzeit Vorstand des Syracusaner Alterthumsmuseums, in vortrefflicher Weise durchgeführt hat, zurückgegangen. Dieselben bezeugen, dass die Siculer auf Sicilien ganz andere Hauseinrichtungen und Bestattungsgebräuche hatten, als die »Italiker in der Po-Ebene«, die aus dem Buche von Helbig bekannt sind. Hingegen findet man Ähnliches auf Sardinien und in den von Ligurern bewohnten Gegenden Galliens. Also hätten diejenigen Unrecht, welche den Siculern auf Grund von allerlei Etymologien italische Stammverwandtschaft beilegen, was gegen Freeman, Perrot, Pais, Ed. Meyer des Näheren ausgeführt wird; man kann dem Gedankengange des Verf.s an der Hand der Citate des russischen Textes einigermaßen folgen. Übrigens führen auch anthropologische Gründe darauf, die Siculi für Ligurer zu erklären. Fragen, die deshalb von Interesse sind, weil bekanntlich weder Sicilien, noch Sardinien und Corsica im früheren Alterthum zu »Italien« gehörten. In einer vorhistorischen Epoche haben Iberer und Ligurer von diesen Inseln Besitz ergriffen, wie denn das iberische Element auf Sardinien noch in der Streitschrift des Kirchenvaters Hieronymus gegen Lucifer von Caralis hervorgehoben wird, ebenso das ligurische auf Corsica bis in die Kaiserzeit zu spüren ist, namentlich im Militärdienst.

Prag. Julius Jung.

Dr. J. Gandtner, Elemente der analytischen Geometrie für den Schulunterricht bearbeitet; herausgegeben von E. Gruhl. 10. unveränd. Aufl. Mit 52 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1899.

In der 7. bis 10. Auflage des vorliegenden bekannten und beim Unterrichtsgebrauche viel verwendeten Lehrbuches der analytischen Geometrie haben sehr wenige Änderungen gegen die früheren Auflagen platzgegriffen; es wurden nur einige Aufgaben aufgenommen, die auf die Quadratur der Hyperbel bezugnehmen, wie nur gebilligt werden kann. Die Übungsaufgaben — 387 an der Zahl — sind sehr schätzenswert und werden den Lehrern willkommen sein. In der Lehre von der Geraden hätte es sich empfohlen, auch die Normalform der Gleichung der Geraden schon im theoretischen Theile aufzunehmen und deren Anwendung auf verschiedene Dreiecksaufgaben (namentlich auf die merkwürdigen Punkte bezugnehmend) darzulegen. Die Quadratur der Parabel wurde unter Zuhilfenahme der Summenformel für die Quadrate der natürlichen Zahlenreihe und durch Grenzenübergang vollzogen, was gebilligt werden kann. Die Tangentialeigenschaften der Kegelschnitte sind sowohl im theoretischen Theile, als auch in dem von den Übungsaufgaben handelnden Abschnitte in ausführlicher Weise dargelegt worden. Ebenso ist auf die Eigenschaften der Kegelschnittslinien in Bezug auf die conjugierten Durchmesser die entsprechende Rücksicht genommen worden. Die Hyperbel wurde auch auf ihre Asymptoten bezogen und es wurden aus der erhaltenen Gleichung mehrere wichtige Eigenschaften der genannten Curve deduciert, ebenso auf Grund derselben die Quadratur derselben vollzogen. Es wird auch gezeigt, dass die allgemeine Gleichung des zweiten Grades zwischen zwei Veränderlichen eine Kegelschnittslinie darstellt, ferner wird auf die Polargleichungen der Kegelschnitte und auf die Theorie der ebenen Schnitte eines Kegels in der einfachsten Weise eingegangen.

Unter den Übungsaufgaben befinden sich auch solche, deren Auflösung größere Vorkenntnisse voraussetzt. — Geometrische Ortsaufgaben wurden mit Recht berücksichtigt. Dem Schüler wurde die Lösung der Aufgaben dadurch erleichtert, dass er in schwierigeren Fällen hinter dem Texte der Aufgabe Verweise auf die betreffenden, zur Lösung dienlichen Lehrsätze findet. Die Auflösung der Aufgabe 151 ist insoferne bemerkenswert, als die entsprechende Formel mit der Gleichung für die Kugelspiegel oder sphärischen Linsen übereinstimmt. Zu billigen ist es auch, dass der Verf. den Constructionsaufgaben sein Augenmerk zugewendet hat. Das Buch ist recht brauchbar und kann bestens empfohlen werden.

Die Elektricität und ihre Anwendungen. Von Dr. L. Graetz, a. o. Professor an der Universität München. Ein Lehr- und Lesebuch. Mit 490 Abbildungen. 7. verm. Aufl. Stuttgart, J. Engelhorn 1898.

Das Lehr- und Lesebuch der Elektricität hat eine sehr rasche Aufeinanderfolge der Auflagen zu verzeichnen, sicherlich ein Beweis für die Trefflichkeit des in dem Buche Gebotenen. In der vorliegenden neuesten Auflage wurde die bisherige Anlage beibehalten und es finden an einzelnen Stellen nur Ergänzungen statt; so finden wir die Theorie der Kraftlinien ausführlicher besprochen, ferner sind die thermoelektrischen Pyrometer, dann die modificierten Inductionsapparate mit dem Motorunterbrecher aufgenommen worden. Zur bequemen Untersuchung der elektrischen Schwingungen und elektrischen Wellen eignet sich der von Lodge construierte Coherer in ausgezeichneter Weise; diesem einfachen Apparate, sowie den neueren Fortschritten in der Technik der Röntgen'schen Strahlen ist in der vorliegenden Ausgabe ein Raum gewidmet worden. Dies sind die wesentlichsten Änderungen und

Ergänzungen, die wir in dem ersten theoretischen oder propädeutischen Theile des Buches antreffen, wenn wir von der Beigabe neuer, sehr gelungener Abbildungen absehen. In dem zweiten Theile des Buches, der den Anwendungen der Elektricitätslehre gewidmet ist, sind in einem Abschnitte die elektrischen Koch- und Heizapparate, die Beschreibung der Kochgefäße von Prometheus, des Löthkolbens mit Lichtbogenheizung aufgenommen worden. In der Elektrochemie finden wir unter anderem die Aluminiumgewinnung nach dem Verfahren von Hérault, dann die Untersuchungen mit dem elektrischen Schmelzofen, welche von Moissan angestellt wurden, berücksichtigt. Der ebenfalls neu aufgenommenen Erörterung der drahtlosen Telegraphie (Beschreibung der Marconischen Methode) hätte eine zweckentsprechende Zeichnung beigefügt werden sollen, wie es in dem kürzlich erschienenen »Kurzen Abrisse der Elektricität« vom Verf. geschehen ist.

Obwohl das Buch wesentlich vermehrt erscheint, ist der Preis desselben doch noch ein sehr mäßiger geblieben, so dass die Anschaffung dieses wichtigen Behelfes zur Einführung in die wissenschaftliche und praktische Elektricitätslehre auch von diesem Standpunkte keinen Hindernissen unterliegt.

Es soll neuerdings das »Lehr- und Lesebuch der Elektricität« wärmstens empfohlen und als eine in jeder Beziehung gelungene Schrift populär-wissenschaftlichen Inhaltes bezeichnet werden. Wegen der Beiseitelassung mathematischer Entwicklungen wird das Buch für jedermann leicht lesbar sein.

Grundzüge der Physik. Mit einem Anhange: Chemie und Mineralogie. Zum Gebrauche für die mittleren Classen höherer Lehranstalten. Von Prof. Dr. H. Püning. 3. Aufl. Münster i. W., Aschendorff 1898.

Der Verf., der sein Lehrbuch für die Obertertia und Untersecunda bestimmt hat, hat bei der Auswahl des Lehrstoffes namentlich auf jene Naturerscheinungen und jene Apparate Rücksicht genommen, welche dem Schüler im Leben am häufigsten entgegentreten. Das Experiment wurde in den Vordergrund gestellt und es wurden viele Beispiele dem praktischen Leben entnommen, welche dem Gesichtskreise der betreffenden Unterrichtsstufe angepasst sind; mathematische Erörterungen sind auf das Nothwendigste beschränkt worden. Zu bemerken hätte Ref. Folgendes: Das Verhältnis des von einem Körper zurückgelegten Weges zu der dazu gebrauchten Zeit hätte als mittlere Geschwindigkeit und nicht schlechtweg als Geschwindigkeit bezeichnet werden sollen. Gelegentlich der Besprechung der verschiedenen Gleichgewichtsarten eines Körpers wäre es erwünscht gewesen, wenn der Verf. die wirkenden Kräfte durch eine geeignete Figur erläutert hätte. Dass auch in dieser Unterrichtsstufe die Begriffe der Arbeit und der Arbeitsfähigkeit und die goldene Regel der Mechanik erläutert wurden, kann man nur billigen. Auch die Anwendung der goldenen Regel der Mechanik z. B. bei der Schraube wird gelehrt. Während S. 7 das specifische Gewicht eines Körpers in vollkommen richtiger Weise definiert wurde, wird gelegentlich der Bestimmung desselben mittelst der hydrostatischen Wage wieder die so oft auftretende unrichtige Definition dieser Größe gegeben: »Unter dem specifischen Gewichte eines Körpers versteht man jene Zahl, welche angibt, wie oftmal derselbe schwerer ist als ein gleiches Volumen Wasser.« Thatsächlich bestimmt man mittelst der hydrostatischen Wage die relative Dichte eines Körpers bezüglich der angewendeten Flüssigkeit. In der Lehre von der Verflüssigung der Gase wird des Verfahrens, flüssige Kohlensäure zu erzeugen, ausführlich Erwähnung gethan, sowie der Anwendung der Kohlensäure beim Bierausschank. In eingehender Weise finden wir in dem vorliegenden Buche auch die Lehre von der Dampfmaschine behandelt. In der Elektricitätslehre wäre die Betrachtung der Spitzenwirkung nicht

außeracht zu setzen. Zweckentsprechend war es, dass in der Einleitung zum Galvanismus das Volta'sche Element an die Spitze gestellt und die Volta'schen Fundamentalversuche erst nicht lange erörtert wurden. Die Wirkung und Einrichtung des Mikrophons wäre durch eine einfachere Figur als die in dem Buche gegebene zu erläutern gewesen. Die Wellenlehre als Einleitung in die Akustik wäre in ihren Elementen und mit Benützung von Constructionen aufzunehmen gewesen. Die bildliche Darstellung der Schwingungs- und der Dichtenverhältnisse der Luft in den offenen und gedeckten Pfeifen ist eine zweckentsprechende und der Unterrichtsstufe, für die das Buch geschrieben ist, angepasste. Von der quantitativen Besprechung des Brechungsgesetzes hätte Umgang genommen werden sollen; jedenfalls war es nicht angezeigt, in dieser Unterrichtsstufe von dem Sinus eines Winkels zu sprechen. Die auf S. 178 enthaltenen theoretischen Erläuterungen der Chemie wären besser an späterer Stelle vorgebracht worden, wenn der Studierende mit einigen chemischen Processen bekannt geworden ist. Auf einige wesentliche chemisch-technologische Processe wird eingegangen. Die organische Chemie fand keine Aufnahme. Die wesentlichsten Erörterungen über Krystallographie sind in dem Abschnitte über Chemie berücksichtigt worden.

Das vorliegende Buch wird sich beim Unterrichte sicher sehr vortheilhaft erweisen.

Physikalische Aufgaben für die oberen Classen höherer Lehranstalten und für den Selbstunterricht. Von Dr. W. Müller-Erzbach, Professor am Gymnasium zu Bremen. 2. umg. u. verm. Aufl. Berlin, Julius Springer 1898.

Von der ausgezeichneten Aufgabensammlung aus dem Gebiete der Physik ist nunmehr die zweite Auflage erschienen, welche gegenüber der ersten bedeutende Vorzüge aufweist. Besonders ist die methodische Anordnung der einzelnen Theile rühmend hervorzuheben; derzufolge bilden nun die einzelnen Abschnitte zusammenhängende Lehrgänge. Dadurch wurde für den Lehrer eine Erleichterung bei der Auswahl von Aufgaben geschaffen und der Benützung des Buches beim Selbstunterrichte möglichst Vorschub geleistet. Es sind in der vorliegenden Auflage auch neue Aufgaben, namentlich aus der Wärme- und Elektricitätslehre hinzugekommen; in letzterer Beziehung sind die Beispiele aus der Lehre von den elektrolytischen Vorgängen zu verzeichnen. Physikalische Aufgaben, in denen die Dimensionen der einzelnen Größen zur Sprache kommen, finden sich meistens am Schlusse der betreffenden Abschnitte. Die Bezeichnungen der physikalischen Größen sind die gebräuchlichen. Unter den Aufgaben finden wir auch solche, welche sich auf die mathematische Geographie beziehen. Die Auflösungen, welche den zweiten Theil des Buches bilden, sind so gehalten, dass auch aus ihnen der Schüler lernen kann; vorzugsweise bei schwierigeren Aufgaben ist die Auflösung eingehender geworden. Die am Schlusse des Buches angegebenen Tabellen, welche sich auf physikalische und astronomische Constanten beziehen, sind sehr brauchbar und wurden den besten Quellen entnommen. Im physikalischen Unterrichte muss jedenfalls so viel Zeit erübrigt werden, dass die physikalischen Rechenaufgaben wenigstens einigermaßen berücksichtigt werden können, da durch dieselben die gelehrten Theorien und messenden Experimente befestigt und vertieft werden. Ref. glaubt, dass sich dieser Anschauung kein einsichtsvoller Lehrer verschließen kann. Immerhin wird es möglich sein, einige dieser Aufgaben im mathematischen Unterrichte zu behandeln, was besonders dann zu empfehlen ist, wenn dem Physikunterrichte eine so spärliche Zeit gewidmet werden kann, wie es leider an unseren österreichischen Gymnasien der Fall ist. Wir können auch die zweite vorliegende Auflage der »Physikalischen Aufgaben« für den Unterrichtsgebrauch nur bestens empfehlen und wünschen dem Buche eine weite Verbreitung.

Vorschule der anorganischen Experimentalchemie und der qualitativen Analyse mit Berücksichtigung der Mineralogie. Für Schüler höherer Lehranstalten, sowie zum Selbststudium bearbeitet von Dr. C. Richard Schulze. Erstes Tausend. Dessau u. Leipzig, Richard Kahles Verlag 1897.

Das vorliegende Buch soll jene in das Studium der Experimentalchemie einführen, welche nicht die Gelegenheit hatten, ein chemisches Laboratorium zu besuchen. Entsprechend dem Grundsatze des Verf.s, die Analyse, u. zw. zunächst nur die qualitative. in den Vordergrund treten zu lassen, hat der Verf. der Betrachtung eines jeden Elementes, bezw. wichtiger Verbindungen die speciellen Reactionen angefügt, die am Schlusse des Buches zu einem systematischen Ganzen zusammengestellt werden. Durch diesen Vorgang ist das vorliegende Buch zu einem solchen geworden, welches dem Lehrer bei der Unterrichtsertheilung großen Nutzen bieten und ihm mehrfache Anregungen gewähren wird. Dass die Mineralogie mehrfach mit der Chemie verbunden erscheint, wird man dem Verf. nur dankend anerkennen.

Ebenso ist lobend hervorzuheben, dass der Verf. seinen Leser sofort ohne weitere Einleitung in das Gebiet der chemischen Operationen einführt. Allgemeine Operationen werden nur dann erwähnt, wenn sie gebraucht werden. Die Form der Darstellung ist, wenigstens anfänglich. die des Vortrages, zuweilen auch die des Gespräches, und dies auch zu dem Zwecke, um jüngeren Lehrern ein Beispiel für diese Art und Weise des Unterrichtes zu geben. Die Experimente, die nach den Angaben des Buches ausgeführt werden sollen, sind mit den einfachsten Mitteln zu bewerkstelligen, und in diesem Umstande liegt wohl einer der Hauptvorzüge des Buches. Sehr zweckmäßig ist auch die Einrichtung, welche wir in dem Buche finden. dass die für die einzelnen Experimente in Verwendung zu stellenden Materialien und Utensilien angegeben sind. An mehrfachen praktischen Winken fehlt es in keinem der Abschnitte des Buches. Überall ist auf die Didaktik des Gegenstandes im vollsten Maße Rücksicht genommen worden; auf die neueren Schulversuche ist ebenso eingegangen worden. Wir finden es nach diesen Vorzügen, welche das Buch für den Unterricht und zum Selbststudium aufweist, vollkommen begreiflich, dass es schon jetzt solchen Anklang gefunden hat.

Der erste Theil handelt von den Metalloiden. In demselben werden auch an den geeigneten Stellen die erforderlichen theoretischen Erläuterungen gegeben und auf diese Weise erfährt die Behandlung des Ganzen die erwünschte Vervollständigung und Abrundung. — Im zweiten Abschnitte behandelt der Verf. die Chemie der Metalle, ohne auf die metallurgischen Processe und auf jene der chemischen Technologie des Näheren einzugehen. Die qualitative chemische Analyse kommt in diesem zweiten Abschnitte zu ihrem vollen Rechte und die darauf bezugnehmenden Bemerkungen, sowie jene auf die Prüfung auf Säuren bezüglichen sind sehr beachtenswert.

Das vorliegende Buch wird auch dem Unterrichte in der Chemie an unseren österreichischen Schulen förderlich sein können und wird namentlich dem Lehrer sehr schätzenswerte Dienste leisten. Wir empfehlen daher dieses auch sehr schön ausgestattete Buch, dem vorzugsweise im ersten Theile sehr instructive Figuren beigegeben sind, den Lehrern der Physik und Chemie aufs angelegentlichste.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Die Familienstiftungen Deutschlands und Deutsch-Österreichs mit Einbezug der allgemeinen Stiftungen für Studierende, Fräuleins Witwen und Waisen, Officiere, Künstler etc. etc. München; Eduard Pohl 1898. Vier Theile. I. Th. 2 Mk., II.—IV. Th. je 5 Mk.

Eine große Anzahl von Stiftungen ist im Laufe der Zeit in Vergessenheit gerathen. Viele, denen der Stifter eine Wohlthat erweisen wollte, gehen dieses Beneficiums verlustig. Zahlreichen Familienvätern, die sorgenschweren Herzens an die Zukunft ihrer heranwachsenden Söhne und Töchter denken, entgehen alljährlich Stiftungsgelder, da sie nicht wissen, dass ihnen Rechte auf eine Stiftung zur Seite stehen, oder weil sie nicht imstande sind, den erforderlichen Nachweis für ihr gutes Recht zu führen. — Die Mittel zur Erkennung und Erreichung ihrer Rechte den Berechtigten an die Hand zu geben, das ist das Ziel, das sich die Verff. und der Verleger als Aufgabe gestellt haben.

Dieses wertvolle Sammelwerk darf wohl als ein ungemein praktisches Gebrauchsbuch bezeichnet werden. Das Buch deckt bis jetzt 1100 Stiftungen auf und verzeichnet ca. 5000 zu deren Genuss berechtigte adelige und bürgerliche Familien. Auf das Erscheinen dieses wichtigen Werkes wird hiemit aufmerksam gemacht.

Die illustrierte Postkarte ist gegenwärtig eine allgemein beliebte Sache geworden. So hat denn die Kunstverlagshandlung von L. Klement in Frankfurt a. M. bei Gelegenheit der 150jährigen Feier von Goethes Geburtstag eine solche Karte herstellen lassen, deren Rückseite mit dem in Farbendruck hergestellten Bildnisse von Goethe nach dem berühmten, 1779 von Georg Oswald May gemalten Porträt geschmückt ist. Die Copie dieses Gemäldes, das sich jetzt im Besitze des Freiherrn Friedrich Cotta von Cottendorf in Stuttgart befindet, ist von Prof. E. Ege für das Goethe-Museum in Frankfurt meisterhaft ausgeführt. Der Farbendruck ist sehr gelungen. Solche Karten sind bei dem genannten Kunstverlag um 0·25 Mk. zu beziehen; bei barer Bezahlung wird ein Rabatt von 40% gewährt. Derselbe Verlag liefert auch größere, ganz vorzügliche Bilder zu 3·60 Mk. mit $33^1/_3$% baar.

Programmenschau.

68. **Vogl, P. Silvester, S. J., Botenlaubens Gedichte (Kritik, Bau des Leiches, Metrik).** Progr. des Privat-Gymn. der Gesellschaft Jesu in Kalksburg 1897, 8°.

Der Verf. dieser Abhandlung, welche durch umfassende Literaturkenntnis, Knappheit und Klarheit der Darstellung, sowie durch besonnenes, auf gründlicher philologischer Schulung beruhendes Urtheil hervorragt, stellt an die Spitze seiner Untersuchung zwei für die Beurtheilung der hdschr. Überlieferung von Botenlaubens Gedichten maßgebende Grundsätze der Wertschätzung der Heidelberger (A) — und wohl auch der Weingartner-Handschrift (B) — gegenüber der (ehemaligen) Pariser Handschrift (C). Er sucht deren Richtigkeit durch eine Anzahl wohl gewählter Stellen zu erweisen, denen in Bezug auf den ersten Grundsatz, A sei von einem ganz mechanischen, C von einem in hohem Grade änderungssüchtigen Schreiber gefertigt worden, volle Beweiskraft zuerkannt werden muss; dagegen kann gegenüber den Belegstellen für den zweiten Grundsatz, A habe überall die schwierigere Lesart, während in C alles glatt und eben dahinfließe, mancher Zweifel nicht unterdrückt

werden. Er legt demnach der Kritik der 14 erhaltenen Gedichte A und daneben B zugrunde, soweit nicht offenbare Versehen des Schreibers vorliegen, ohne Rücksicht auf gewisse grammatische Besonderheiten, die der alemannische Schreiber von C entfernt hat, oder auf ästhetische Härten. Vogls Kritik ist durchwegs besonnen und gegenüber früheren Bearbeitern dieser Gedichte, wie Bartsch, Pfaff und Stöckl, im ganzen conservativ. Für verfehlt halte ich Vogls Besserungen III 2, 4 *bewácht bist únd*, III 3, 3 *ûffe* oder *ûfe dein palás*; inconsequent ist die Aufrechthaltung der Lesung von C in VI 4 *minne ich múoz ir pflégen* gegen B.

Den Hauptheil der Abhandlung bildet die scharfsinnige Untersuchung des Leichs (XI), in der A zu vollen Ehren kommt. Hier werden unter Berücksichtigung der Musik und bei steter Vergleichung der übrigen Leichdichter und ihrer Werke (mit Ausnahme der Tanzleiche) sehr schöne Beobachtungen über das Verhältnis der logischen Absätze zu den Strophen- und Verssätzen mitgetheilt und eine sehr kunstvolle Symmetrie nachgewiesen.

Den Beschluss bildet eine eingehende und ergebnisreiche Übersicht über Botenlaubens Metrik. Dieser Programmaufsatz kann als wertvoller Beitrag zur wissenschaftlichen Behandlung der ritterlichen Lyrik des deutschen Mittelalters bestens empfohlen werden. Ausstattung und Druck sind tadellos. Ref. hat einen einzigen Druckfehler gefunden: S. 36, Z. 9 v. o. ist 21 statt 20 zu lesen.

69. Lanznaster, P. Franz Anton, Alois Flir. Eine biographisch-literarische Studie. Progr. des öffentl. Privat-Obergymn. der Franciscaner in Bozen 1897, 8°.

Prof. Lanznasters Studie bildet den ersten Theil eines recht dankenswerten Beitrages zur Geschichte des geistigen Lebens in Tirol: sie schildert das Leben des Innsbrucker Professors der Ästhetik und Verfassers der »Bilder aus den Kriegszeiten Tirols«, Alois Flir, bis zum Erscheinen des ersten gedruckten Aufsatzes: »Über den Einfluss des Christenthums auf die Künste« (1843). Alois Flir, 1805 in Landeck als Sohn eines Krämers geboren, verlor in den Kriegsstürmen von 1809 seine Mutter, studierte auf den Gymnasien von Meran und Brixen, widmete sich dann auf den Universitäten von Innsbruck und Wien der Theologie, Philosophie, Medicin und Philologie, war in Wien fünf Jahre Hofmeister, trat 1831 in Brixen in die Theologie, wo er mit den nachmals berühmten Bischöfen Fessler, Gasser und Rudigier verkehrte, wurde 1833 zum Priester geweiht und trat nach kurzer Seelsorgerthätigkeit 1835 die Professur der classischen Philologie und Ästhetik in Innsbruck an.

Der Verf. hat keine Mühe gescheut, entlegenes biographisches Material zusammenzubringen. Leider lässt die Form, in welcher er die Ergebnisse seiner Studien bietet, vieles zu wünschen übrig: ich sehe davon ab, dass es ihm nicht gelingt, von Flirs philosophischen Studien und Wandlungen, insbesondere der Wiener Zeit, ein anschauliches Bild zu geben; hier fehlt ihm offenbar die tiefere Kenntnis jener Philosophen, die Flir eifrig studierte, Hegel, Schelling, Günther. Aber nach Sprache, Stil und typographischer Richtigkeit hätte dem Texte eine nochmalige gründliche Durchsicht nicht geschadet. Es finden sich zahlreiche Sprachfehler, die nicht dem Setzer, und viele Druckfehler, die nicht dem Verf. zur Last fallen; besonders die paar lateinischen und griechischen Citate sind arg entstellt. Auch an sinnstörenden Satzfehlern ist kein Mangel; die Interpunction liegt völlig im Argen. L.s Stil zeigt gewisse Eigenheiten, wie substantivierte Infinitive statt der Abstracta auf -ung, Wechsel der Tempora u. dgl. Das Recensionsexemplar des Ref., in dem übrigens nicht alle Fehler des Textes und des Satzes angestrichen wurden, sieht wie der erste Bürstenabzug eines schlecht geschriebenen und in einer minderwertigen Druckerei gesetzten Manuscriptes aus.

70. **Pistl Eduard, Jakob Ayrers Bühne.** Progr. der behördl. concess. Privat-Erziehungsanstalt, öffentl. Realschule und einer Vorbereitungsschule für Mittelschulen in Wien, XV., Neubaugürtel 36 (Arthur Speneder) 1897, 8°.

Eine fleißige Arbeit, in welcher unter sorgfältiger Berücksichtigung der einschlägigen Literatur auf Grund der Bühnenanweisungen und der in Ayrers Stücken gelegentlich vorkommenden Andeutungen alle Ausdrücke, die sich auf das Auftreten und Abgehen der spielenden Personen, sowie auf die Einrichtung der Bühne selbst beziehen, übersichtlich gruppiert und zu Schlüssen auf die muthmaßliche Gestalt von Ayrers Bühne verwertet werden. Nach Pistls besonnener Untersuchung bestand Ayrers Bühne, die mehrere Örtlichkeiten zugleich vorstellen konnte, »aus einem viereckigen, höher als der Zuschauerraum gelegenen Gerüste, der Brücke, auf der sich balkonartig ein zweites Gerüst, die Zinne, erhob. Die Bühne war von dem Raume hinter ihr durch eine Wand oder einen Vorhang (S. 10) geschieden. Auf die Bühne konnte man durch zwei Eingänge (Thüren, Thore, Pforten, S. 14) gelangen, die wahrscheinlich durch Vorhänge gebildet wurden. In der Brücke befand sich eine Öffnung, das Loch, das meist als Versenkung diente. Die Zinne und der Raum unter dem Loche waren ziemlich groß. Wahrscheinlich war der Balkon vorn durch Pfosten gestützt, so dass ein Theil der Brücke abgegrenzt war und für verschiedene Zwecke benützt werden konnte. Decorationen gab es nicht. Ebensowenig einen Vorhang vor der Bühne. Diese Bühne ist somit einfacher als die Mysterienbühne mit ihren Höfen und Orten, aber reicher ausgestaltet als Hans Sachsens Bühne; sie geht nicht auf dessen Bühne zurück, sondern ist eine Nachahmung der Bühne der englischen Komödianten, die seit 1593 erweislich fast alle Jahre in Nürnberg spielten, und erinnert an Abbildungen solcher Bühnen aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.

Wien. Dr. K. F. Kummer.

---

71. **Němeček August, Entwurf einer methodischen Entwicklung des französischen Schulunterrichtes in Verbindung mit einer Übersichtstabelle der gesammten Verbalformen.** Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Trautenau 1897 u. 1898, 8°, 15 u. 36 SS.

Um die Realschüler in jenen Ländern, wo der französische Unterricht erst in der 2. Classe einsetzt, innerhalb dreier Jahre auf kürzerem Wege dasselbe Resultat erzielen zu lassen, welches anderwärts in vierjähriger Arbeit erreicht wird, hat Prof. Němeček einen eigenartigen, weit von den gewöhnlichen Wegen entfernt liegenden, ja die Sache manchmal geradezu auf den Kopf stellenden Lehrgang ersonnen, den er uns bis einschließlich Lection 26 mittheilt. Der Verf. geht zunächst von jenen Lauten aus, für deren Schreibung die aus der Unterrichtssprache bekannten Zeichen hinreichen, und leitet dann erst allmählich zu den anderen Lauten über: Laut w und k in Lect. 4, ou und u Lect. 5, unterstützendes e Lect. 7, geschlossenes und offenes e Lect. 12, die Consonanten s, z, ss, ç Lect. 15, ph, qu, ch Lect. 18, j Lect. 19, nasales a, o Lect. 21, Vocalverbindungen Lect. 22, nasales ã Lect. 24, nasales õ Lect. 25, die stummen Endconsonanten s, x, z, d, t, b, p, g Lect. 26. Dabei sucht er das sonst, und meiner Ansicht nach nicht mit Unrecht, verpönte Lernen von zusammenhanglosen Vocabeln, die nicht gleichzeitig als Bestandtheile von Sätzen vorgeführt werden, wieder zu Ehren zu bringen, denn erst, nachdem 138 Wörter gelernt worden sind, erscheinen

in Lect. 6 die ersten kleinen Sätze. um auf den folgenden Seiten wieder zu verschwinden und erst nach 235 Vocabeln in Lect. 10 wieder aufzutauchen. Das erste zusammenhängende Lesestück wird demnach erst in Lect. 25 geboten. Zu loben ist hingegen, wie Ohr, Zunge, Hand und Auge beständig nacheinander geübt und der Wortlaut und das Wortbild auf vier Wegen concentrisch dem Gedächtnisse zugeführt werden, indem der Lehrer die Wörter vorspricht, sie von den Schülern wiederholen und dann sofort in ihre Hefte eintragen lässt. Als häusliche Übung obliegt den Schülern, diese Wörter nach Wortgattungen geordnet in ein Vocabelheftchen einzutragen und daraus sorgfältig zu memorieren. Um ein vollständiges Bild der gesammten Formenlehre des Verbs zu bieten, ist dem ersten Programme eine Übersichtstabelle über die französischen Zeitwörter beigegeben.

Eingedenk der Aufforderung des Verf.s, man möge nicht voreilig über seinen Lehrgang aburtheilen, bevor man selbst einen Versuch hiemit angestellt hat — wozu jetzt nach Erscheinen des neuen Lehrplanes und der neuen Instructionen allerdings wohl wenig Gelegenheit sein wird — will ich mich eines Urtheils enthalten und möchte nur die Frage stellen, ob diese Art des Lehrverfahrens nicht tödtlich langweilig auf die Schüler einwirkt, und ob damit auch thatsächlich eine schnellere Einführung in das Französische stattfindet; denn in den mitgetheilten 26 Lectionen, für deren Durchnahme eine mehrmonatliche Arbeit nöthig sein wird — die neuen Instructionen wünschen, dass der vorbereitende Lautiercurs in etwa 15 bis 20 Schulstunden absolviert werde — ist doch der Lautbestand der Sprache noch nicht erschöpft.

72. Bargetzi, Karl Franz, Über die Ferialcurse der französischen Sprache in Paris und Genf. Progr. der öffentl. Unterrealschule in Wien, III., Rasumofskygasse 21 (Director Karl Rainer). 1898, 8°, 17 SS.

Der Neuphilologe, der seine französischen Kenntnisse durch den Verkehr mit Nationalen beleben oder auffrischen und zu sich selbst wieder Vertrauen gewinnen will, findet heute erfreulicherweise während seiner Ferienzeit in verschiedenen französischen und schweizerischen Städten Gelegenheit, akademischen Vorträgen in den sog. Feriencursen beizuwohnen, so zwar dass es ihm nicht selten schwer fallen mag, sich für den einen oder den anderen Aufenthalt zu entscheiden. Namentlich dürfte seine Wahl zwischen Paris, der Metropole, nach der aller Franzosen Augen als dem Mittelpunkte ihres geistigen Lebens gerichtet sind, und Genf, der so lieblich in herrlichster Alpenlandschaft gelegenen Stadt Rousseaus, schwanken. Diese Wahl leiten und erleichtern will der treffliche kleine Aufsatz des zu früh verstorbenen Collegen Bargetzi, dem es vergönnt war, in kurzer Aufeinanderfolge an den Feriencursen beider Orte theilzunehmen. Nachdem er die Einrichtung der beiden Veranstaltungen einzeln des Näheren dargelegt hat, hebt er die zwischen ihnen bestehenden nicht unwesentlichen Unterschiede ausführlich hervor. Er weist namentlich auf die verschiedene Dauer und den verschiedenen Beginn der zwei Serien, in die jeder der beiden Curse zerfällt, hin, bespricht die Vorlesungen und die Vortragenden, letztere namentlich in jener bescheidenen Weise, die den Lebenden allzeit auszeichnete, sowie die Theilnehmer, die materiellen Bedingungen der Theilnahme und die in Paris eingeführten facultativen Schlussprüfungen, die gemeinsamen Ausflüge und schließlich die abweichenden Lebensverhältnisse in den beiden Städten, wobei er auch dem Pensionswesen und den künstlerischen Genüssen einige Worte widmet. Da ich selbst beide Curse aus eigener Anschauung kennen gelernt habe, so kann ich für die Genauigkeit der niedergelegten Beobachtungen einstehen; nur möchte ich auch

für Paris unbedingt den Aufenthalt in einer Pension gegenüber dem Wohnen in einem kleineren Hôtel, das der Verf. empfiehlt, befürworten, da namentlich schüchterne Naturen, die sich nur schwer anschließen, sonst Gefahr laufen, sehr wenig Conversation zu betreiben. Allen, die zum erstenmale einen Ferienaufenthalt in einem französisch sprechenden Lande nehmen wollen, sei hiemit die kleine Schrift aufs Wärmste empfohlen.

Wien. Rudolf Alscher.

---

73. **Smetaczek Wilh., Mathematisches aus der Lehrstunde.** Progr. der I. deutschen Staats-Realschule in Prag 1897, 8°, 28 SS. und 2 Tafeln.

Im ersten Abschnitte des vorliegenden Aufsatzes wird die allgemeine Gleichung der geraden Linie: $Ax + By + C = 0$ mit der sogenannten Normalgleichung derselben: $x \sin \varphi - y \cos \varphi + p = 0$ verglichen, wo p das vom Ursprunge der Coordinaten auf die Gerade gefällte Perpendikel und φ den Winkel zwischen diesem und der positiven Ordinatenachse bedeutet, aus welcher Vergleichung für p und φ sich Ausdrücke in den Constanten A, B, C ergeben, welche durch die verschiedenen Zeichencombinationen der letzteren alle möglichen Lagen der Geraden in der Ebene des Coordinatensystems darstellen. Hierbei wird das Perpendikel p in allen Fällen, in welchen es von der Ordinatenachse nach links strebt, als positiv, in den Fällen hingegen, wo dasselbe von dieser Achse nach rechts strebt, als negativ angenommen, ein Gegensatz, der von den Winkeln φ, welche diese Perpendikel mit der Ordinatenachse bilden, auf diese selbst übertragen wird. Diese Festsetzung der entgegengesetzten Perpendikelrichtungen bleibt auch bestehen, wenn statt vom Ursprunge der Coordinaten von einem anderen Punkte die Normale auf die Gerade gefällt wird, und wird in vortheilhafter Weise bei der Ableitung der Gleichungen verwendet, welche die Symmetralen zweier Nebenwinkel analytisch darstellen. In einem 2. Abschnitte wird zunächst die bekannte Aufgabe gelöst, den geometrischen Ort aller jener Punkte zu bestimmen, für deren jeden das Verhältnis seiner Entfernung von einer gegebenen Geraden und einem gegebenen Punkte constant ist. Die abgeleitete Gleichung der Curve wird durch eine einfache Transformation der Coordinaten auf die Form der Scheitelgleichung der Kegelschnittslinien gebracht und einer Discussion unterworfen, aus welcher Constructionen für diese Linien selbst und auch für die Tangenten an dieselben hergeleitet werden. Hierauf werden aus den bekannten Beziehungen, die zwischen den beiden Achsen und zwei conjugierten Durchmessern einer Ellipse oder Hyperbel stattfinden, einige neue abgeleitet. Der 3. Abschnitt beschäftigt sich mit dem Pyramidenstutze, dessen Volumsformel zu einigen einfachen Rechnungen Anlass bietet, so z. B. die Höhe zu berechnen, in welcher die in dieser Formel vorkommende Fläche $\sqrt{Ff}$, wo F und f die Grundflächen des Stutzes bezeichnen, zu finden ist. Der letzte Abschnitt endlich bringt 17 Aufgaben aus der elementaren Wahrscheinlichkeitsrechnung, deren Lösung vollständig durchgeführt wird. Die Darlegung in dem Aufsatze ist durchwegs genau und klar.

74. **Volderauer L., Zum Kepler'schen Problem.** Progr. der Staats-Unterrealschule im V. Bezirke von Wien 1897, 8°, 32 SS. und 3 Figurentafeln.

Nach den von Kepler durch vieljährige Beobachtungen am Himmel ermittelten Gesetzen bewegen sich alle Planeten um die Sonne in Ellipsen, in deren einem Brennpunkte sich der Mittelpunkt der Sonne befindet,

und zwar so, dass der Radius vector, d. i. die Strecke, welche den letzteren Mittelpunkt mit dem eines der Planeten verbindet, in gleichen Zeiten gleich große Flächenräume beschreibt. Diese Bewegung ist ein besonderer Fall der allgemeinen als Centralbewegung bezeichneten, bei welcher anfänglich einem Körper von einer Kraft ein Wurf nach bestimmten Richtung ertheilt wurde, in der er, sich selbst überlassen, mit der erhaltenen Anfangsgeschwindigkeit sich gleichförmig bewegen würde, aus der er jedoch beständig durch eine andere Kraft gegen einen fixen Punkt, dem Attractionscentrum, gezogen wird, weshalb dann die wirkliche Bahn des Körpers eine krummlinige wird, und zwar eine elliptische, wenn die Anfangsgeschwindigkeit unterhalb einer gewissen Grenze liegt, oder eine parabolische oder hyperbolische bei zu beträchtlicher Größe derselben. In dem vorliegenden Aufsatze hat sich der Verf. die Aufgabe gestellt, die elliptische Centralbewegung der Planeten als vorwiegend geometrisches Problem einheitlich darzustellen, wobei er von den Fundamentalformeln ausgeht, welche Brünow in seiner »Sphärischen Astronomie«, 1. Abschnitt III. entwickelt hat, diese Formeln, welche auf die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne sich beziehen, jedoch in so allgemeiner Weise anwendend, dass hiedurch eine umfassende Darlegung dieser elliptischen Centralbewegung gegeben wird. Die Arbeit ist sowohl durch die Gediegenheit ihres Inhaltes als auch durch die Klarheit, mit der die Auseinandersetzungen in derselben erfolgen, sehr bemerkenswert.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

---

75. **Gallasch Hans, Die Isophotoiden der Rotationsflächen zweiten Grades.** Progr. der II. deutschen Staats-Oberrealschule in Prag 1897, 8°, 22 SS. und 2 Tafeln mit 4 Figuren.

Diese verdienstvolle Arbeit ist eine Ergänzung der im Programme vom Jahre 1896 derselben Anstalt erschienenen Abhandlung über »Die Construction der Isophoten an Rotationsflächen« (42 SS. mit 5 Tafeln mit 16 Figuren). Die theoretischen Grundlagen hiefür wurden im Programme der Staats-Unterrealschule im V. Bezirke Wiens vom Jahre 1895 unter dem Titel »Über die Construction der Isophoten« (18 SS. und 3 Tafeln mit 7 Figuren) entwickelt.

Schon aus dieser Zusammenstellung ist ersichtlich, dass der Verf. dem äußerst schwierigen Gegenstande viel Fleiß und Mühe gewidmet hat. In der That würde das gebotene Material bei minder gedrängter Darstellung ein ganz respectables Werk repräsentieren. Die in den obigen Schriften niedergelegten Studien betreffen die Linien gleicher Beleuchtungsintensität, welche für die Darstellung der plastischen Verhältnisse einer Fläche von analoger Bedeutung sind, wie die beiden Systeme der Krümmungslinien. Ein anderes Seitenstück bilden die Isohypsen mit den zugehörigen trajectorialen Schraffen in kartographischen Darstellungen von Geländen.

Da die Lichtstärke bei centraler Beleuchtung dem Cosinus des optischen Einfallswinkels gerade und dem Quadrate der Distanz von der Lichtquelle verkehrt proportioniert ist, welch letzterem Umstande constructiv sehr schwer zu genügen ist, so beschränkt sich der Geometer auf die Construction der Isophoten bei parallelen Lichtstrahlen. Mit dieser objectiven Darstellung der Beleuchtungszustände ist allerdings dem Beschauer des Bildes nur einigermaßen gedient, da sein Auge eine subjectiv-modificierte Lichtvertheilung verlangt, die jedoch aus analogen Gründen, wie sie schon bei der Centralbeleuchtung erwähnt wurden, als inconstruabel bezeichnet werden kann. Hier muss das künstlerische Auge ergänzend eingreifen, was aber nur dann in correcter Weise mög-

lich ist, wenn der Maler die thatsächlichen optischen Verhältnisse zuvor richtig erkannt hat.

Die letzteren sind für gesetzmäßig gestaltete Flächen von Tilscher constructiv und von Burmester analytisch erforscht worden. Die synthetische Methode ermittelt eine Isophote Punkt für Punkt und kann nur in wenigen Fällen über deren Natur Aufschluss geben. Bei der analytischen Behandlung wird dagegen jede Intensitätscurve durch ihre Gleichungen charakterisiert, und darauf beruht ihre theoretische Überlegenheit. Die rechnende Untersuchung liefert bei entsprechender Auswertung für Fundamentalflächen auch Constructionsregeln, welche von den der synthetischen Behandlung zugrunde gelegten Methoden in der Form abweichen.

Burmesters Untersuchungen werden mittels der höheren Analysis geführt und sind deshalb nur engeren Leserkreisen zugänglich. Mithin ist es ein bedeutendes Verdienst des Verf.s, die Constructionsregeln Burmesters auf elementarem Wege entwickelt zu haben. Ihre Vergleichung mit den Tilscher'schen Constructionen ist nicht nur äußerst lehrreich, sondern auch wertvoll, weil je nach der Natur der Aufgabe bald die einen, bald die anderen Methoden ersprießlicher sind. Geometer, welche nur gelegentlich mit derlei Constructionen zu thun haben, werden jedenfalls das Tilscher'sche Verfahren vorziehen, weil es leicht im Gedächtnisse zu behalten ist, wenngleich nach den Ausführungen des Verf.s die Burmester'schen Regeln manche Ersparungen in sich schließen.

Der Verf. benützt den Sinus des Bestrahlungswinkels als Maß der Helligkeit und bekundet sowohl bei der Begründung der Constructionsgesetze als auch bei deren technischer Auswertung hervorragende Sachkenntnisse und großes Geschick. Die theoretische Seite wird unter Inanspruchnahme der projectivischen Geometrie beständig im Vordergrunde gehalten. In der letzten Studie kommen gewisse Kegelflächen zur Betrachtung, welche aus der beleuchteten Fläche je eine Intensitätslinie herausschneiden und Isophotoiden heißen. Die mit der höchsten Genauigkeit ausgeführten Figuren verdienen die Bewunderung jedes Constructeurs.

Hiermit sind nur die Hauptmomente der Gallasch'schen Arbeiten berührt worden. Auf die vielen interessanten Details kann leider schon wegen der gebotenen Kürze nicht näher eingegangen werden, abgesehen davon, dass es dem Ref. gegenwärtig wegen Zeitmangels nicht möglich ist, alle Einzelheiten voll zu genießen. Doch hat er die feste Überzeugung gewonnen, dass sich die besprochenen Schriften allen Jüngern der Wissenschaft, welche sich genaue Fachkenntnisse in der Lehre von den Beleuchtungsconstructionen aneignen wollen, sich nutzbringend erweisen werden.

76. **Blaschke Josef, Ein Beitrag zur elementaren Behandlung der Kegelschnitte.** Progr. der steierm. Landes-Oberrealschule in Graz 1897; 8°, 10 SS. und 1 Tafel mit 9 Figuren.

Wenngleich die Lehre von den Kegelschnitten wohl zu den am meisten gepflegten Gebieten der Geometrie gehört, so ist doch jeder neue Beitrag für deren methodische Behandlung stets willkommen. Besonders dann, wenn dieser eigenartige Gesichtspunkte und wesentliche Vereinfachungen verfolgt. Für die österreichischen Realschulen sind aber gegenwärtig gerade jene Methoden schätzenswert, welche den Gegenstand synthetisch und im Anschlusse an die darstellende Geometrie behandeln, weil die Kegelschnitte durch den neuen Lehrplan dieser Disciplin einverleibt wurden.

Da die Schüler der V. und VI. Classe schon ausreichende Vorkenntnisse in der theoretischen Geometrie besitzen, so kann der Unterricht in der Kegelschnittslehre daselbst einen wissenschaftlichen Charakter

annehmen und in einem höherem Ausmaße erfolgen als ehemals in der IV. Classe. Dadurch wird auch der analytischen Behandlung dieser Curven in der VII. Classe ein bedeutender Vorschub geleistet.

Die Studie Prof. Blaschkes bietet nun so manches Material, welches für die Schule sehr gut verwertbar ist. Speciell die Eigenschaften der Ellipse sind durch Orthogonalprojectionen des Kreises stellenweise mit einer Einfachheit und Eleganz entwickelt, wie sie Ref. noch nirgends angetroffen hat, obwohl sich schon viele Collegen in dieser Hinsicht namhafte Verdienste erworben haben.

Nichtsdestoweniger kann das Gebotene beim Unterrichte nur zum Theil in Verwendung gelangen, weil die Schlüsse und Folgerungen daselbst eine gehörige Vorbereitung und Verarbeitung des Stoffes erfordern, wodurch der für Fachleute geschriebene und deshalb sehr zusammengezogene Text einen viel zu großen Umfang annehmen würde. Auch soll in der darstellenden Geometrie die Rechnung auf ein unvermeidliches Minimum beschränkt bleiben.

Als neu erscheint dem Ref. die Erzeugung der Kegelschnitte mittelst der von den Brennpunkten an einen variablen Kreis gelegten Tangenten, welcher die Hauptachse in einem Scheitel berührt. Die Anwendungen der Ähnlichkeitscentren zweier Kreise und ihrer Chordale kommen so wie früher auch hier schön zur Geltung. Ferner ergeben sich mancherlei centrale Collineationen zwischen Kreis und Kegelschnitt, durch welche die Verwandtschaft dieser Curven besonders klar hervortritt.

Nicht minder interessant ist die Darstellung der Kegelschnitte als im Endlichen gelegene Durchschnittscurve zweier congruenter Kreiskegel mit parallelen Achsen, bei welcher insbesondere die Directrixeigenschaften der Projection sehr primitiv entwickelt wurden.

Der gedrängt, aber klar und leicht verständlich geschriebene Text weist nur wenig sinnstörende Druckfehler auf (z. B. S. 6, Z. 2 v. u.). Die Figuren sind sauber und deutlich ausgeführt.

Möge die obige Arbeit recht viele Collegen anregen, an der Vervollkommnung der Unterrichtsmethoden mitzuwirken.

Wien. Adalbert Breuer.

---

77. **Rodr Eduard, Osteologie hlavy u kapra a štiky (Osteologie des Kopfes bei dem Karpfen und Hechte).** Progr. der k. k. Gymn. in Pisek 1897, 8°, 29 SS.

Diese Arbeit gehört gleichfalls zu den besseren Abhandlungen in den Jahresberichten des vorigen Jahres. Rodrs erschöpfende Beschreibung des Schädels von Cyprinus carpio und Esox lucius ist ein sehr brauchbarer Leitfaden für die jungen Zoologen unserer Gymnasien, die den Bau eines Fischschädels aus eigener Anschauung kennen lernen wollen. Der Verf. beschreibt sehr ausführlich die hintere Partie der beiden Schädel, dann in derselben Art und Weise die Seitenwand, das Schädeldach und die Unterseite des Craniums. Nachdem er auch vom Primordialschädel eine kurze Erwähnung gethan, gibt er eine Übersicht der am Schädel vorgefundenen Knochen. Dann folgen die Beschreibungen des Kieferapparates, des Kiemengerüstes und des Kiemendeckels. Die Terminologie entspricht überall den jetzigen Ansichten der vergleichenden Anatomie. Schade, dass der Abhandlung die nöthigen Abbildungen (ich meine nur Orientierungsskizzen) fehlen. Man könnte einwenden, dass der Karpfen- und Hechtschädel schon hie und da abgebildet worden ist; aber erstens ist die Arbeit Rodrs vor allem für die Studierenden bestimmt, die ein solches Bild nicht immer gleich bei der Hand haben, und dann sind die mit der Herstellung solcher Skizzen verbundenen Kosten jetzt wirklich nicht der Rede wert.

78. **Nosek A., Zoologické praeparační methody (Präparierungsmethoden für zoologische Objecte).** Progr. des k. k. Gymn. in Časlau 1897, 8°, 32 SS.

Der Verf. hat in dieser Abhandlung aus verschiedenen Handbüchern alle möglichen Methoden über die Herstellung zoologischer Präparate gesammelt und zusammengestellt. Er bespricht zuerst verschiedene Conservierungsflüssigkeiten, die Herstellung von Präparaten mit Hilfe derselben, dann die Verfertigung von Trockenpräparaten, Injectionspräparaten und Skeleten. Diesem allgemeinen Theile folgen dann die Angaben über das Präparieren einzelner Thiergruppen (von den Protozoen bis zu den Wirbelthieren). Die Custoden der naturhistorischen Lehrmittelsammlungen finden hier eine Menge mannigfacher Recepte; einzelne Methoden wird man wohl vorher prüfen müssen, inwiefern sie verlässlich sind.

79. **Křížek Alex., O kazech a rožercích na rostlinách a členovcích, kteří je činí (Über Missbildungen und Frassstücke an den Pflanzen und über Gliederthiere, welche dieselben verursachen).** Progr. des k. k. Real- und Obergymn. in Chrudim 1897, 8°, 74 SS.

Die vorliegende Abhandlung gehört zu den besten Arbeiten, welche in den Jahresberichten der Mittelschulen Böhmens in letzter Zeit erschienen sind. Sie enthält Resultate sorgfältiger Beobachtungen, die der Verf. binnen mehreren Jahren gesammelt hat, und ist zugleich ein interessanter Beitrag zur Biologie solcher Insecten und sonstiger Gliederthiere, welche verschiedene Missbildungen an den Pflanzen verursachen. Man kann mit Hilfe des citierten Aufsatzes schon nach der Form und äußeren Beschaffenheit eines jeden Frasstückes usw. bestimmen, was für ein Gliederthier dasselbe verursacht hat. Der Verf. theilt zuerst diese Missbildungen darnach ein, ob sich dieselben an einzelnen Blättern oder auf einer ganzen Gruppe derselben, an den Knospen oder endlich an den Zweigen befinden (einige Beispiele: ausgenagte Blätter, Minen auf denselben, gerollte Blätter, Gallen, gekrümmte, ausgenagte Äste, Wunden an denselben usw.). Nach dieser allgemeinen Einleitung liest man dann ausführliche Beschreibungen von 475 solcher Missbildungen und Frassstücke (die Zusätze nicht mitgerechnet); jeder solchen Beschreibung folgt dann der Name der Pflanze und des Insectes oder Gliederthieres, das auf diese Art und Weise der Pflanze schädlich ist. Hie und da sind auch die Monate, während welcher gewisse Missbildungen vorkommen, oder auch Fundorte angegeben. Von besonderer Wichtigkeit sind einige interessante, auf eigener Beobachtung des Verf.s basierte biologische Angaben über verschiedene Insecten (z. B. Chermes, Carpocapsa, Cynips). Schade, dass der Verf. in solchen Angaben nicht ausdrücklich hervorgehoben hat, worin sich dieselben von den gewöhnlich angeführten Meinungen anderer Autoren unterscheiden; soviel wir wissen, hat der Verf. eigene, äußerst sorgfältig durchgeführte Beobachtungen, die nicht in allem mit dem, was über solche Insecten hie und da gelesen wird, gänzlich übereinstimmen. Einige typische oder interessante Frasstücke und Missbildungen sind auf vier der Abhandlung beigefügten Tafeln abgebildet.

80. **Smolař Gotthard, O rozborech květních (Über die Blütenanalysen).** Progr. des k. k. Gymn. in Jičín 1897, 8°, 18 SS.

In dieser Abhandlung gibt der Verf. eine Anleitung zur Verfertigung von Dauerpräparaten der Blütenanalysen, d. i. in ihre Theile

zerlegbare Blüten. Es geschieht in der Art und Weise, dass getrocknete Blütentheile (Kelch, Krone, Staubfäden, Pistill) in Kreisen auf eine Glastafel geklebt und mit einem zweiten Glase zugedeckt werden. Im zweiten Absatze seiner Arbeit beschreibt der Verf. acht solche Blütenpräparate, die auf den beiliegenden Tafeln abgebildet sind; er gibt auch eine Anleitung dazu, wie solche Präparate in der Schule zu verwenden sind. Besonders hebt der Verf. auch hervor, wie wichtig es ist, dass die Schüler schon in den Unterclassen die Blütendiagramme zu verstehen lernen (es handelt sich hier natürlich nur um leichtere Formen). Der Verf. erwähnt auch, wie hie und da in der Schule die Blüten zerlegt und analysiert werden, und was für Hilfsmittel die Schüler dazu in die Schule bringen; man trachte nur, dass solches Zerlegen und Befestigen einzelner Blütentheile auf Kork u. a. nicht allzuviel Zeit beansprucht. Bei manchen Blüten genügt es, wenn sie der Schüler rasch entzweitheilt, um die innere Organisation allsogleich zu sehen und zu verstehen.

81. **Konvalinka, Dr. Ign., Geologický nástin nejbližšího okolí města Mladé Boleslavě (Geologische Verhältnisse der Umgegend der Stadt Jungbunzlau).** Progr. des k. k. Gymn. in Jungbunzlau 1897, 8°, 31 SS.

Nach einer kurzen Einleitung über die geologischen Formationen überhaupt behandelt der Verf. einzelne Schichten der Kreideformation, die bisher um die Stadt Jungbunzlau vorgefunden wurden (die vom Verf. zum Senon gezählten Teplitzer und Iserschichten gehören wohl zum Turon). Es sind dies vor allem die Iserschichten (der Prager Geologen), dann Priesener, Chlomeker und zum Theile auch Teplitzer Schichten der böhmischen Kreideformation. Am ausführlichsten werden die Iserschichten beschrieben. Darauf führt der Verf. einzelne Versteinerungen aus den genannten Schichten an (71 Arten aus den Iserschichten, 14 aus den Priesener, 9 aus den Chlomeker Schichten). Nach der Schilderung der Kreideformation folgt noch eine kurze Erwähnung über den Basaltberg Bába bei Kosmonos und endlich eine kurze Schilderung der Pleistocaenschichten. Die Arbeit Konvalinkas, die auch mit Abbildungen der wichtigsten geologischen Profile versehen ist, wird insbesondere den Studierenden bei Ausflügen in die Umgegend der genannten Stadt gute Dienste leisten können.

82. **Petr Frant., Stříbrné doly v okolí Německého Brodu (Silberbergwerke in der Umgegend von Deutschbrod).** Progr. des k. k. Gymn. in Deutschbrod 1897, 8°, 24 SS.

Die hier citierte Arbeit ist mehr eine historische Schilderung; der Verf. gibt eine ausführliche Geschichte der jetzt verlassenen Silberbergwerke in der Umgegend der genannten Stadt. In der Einleitung liest man auch eine orographische und hydrographische Schilderung der ganzen Gegend; es werden dabei auch die geologischen Verhältnisse erwähnt und die hier vorkommenden Gesteinsarten aufgezählt.

Prag. Dr. Fr. Bayer.

---

83. **Solla, Dr. R. F., Pflanzenkrankheiten.** Progr. der Staats-Realschule in Triest 1897, 8°, 36 SS.

Der Verf. erörtert zunächst im allgemeinen und im weiteren an concreten Beispielen die Erscheinungen des Parasitismus und der Symbiose, die Nitrificationsbacterien der Leguminosenknöllchen, ferner Krank-

heiten parasitären und nichtparasitären Ursprunges, sowie teratologische Fälle. Im Folgenden wird eine Anzahl typischer Pflanzenkrankheiten besprochen, welche entweder eine rasche Vernichtung der Pflanze oder eine langsam fortgesetzte Schwächung und endlich den Tod des Wirtes bedingen. Insbesondere werden discutiert: 1. Bacteriose (Schleimfluss, Gummifluss, Malnerokrankheit der Reben, Nassfäule der Kartoffeln), 2. Rostkrankheiten (Getreide-, Blasen-, Gitter-, Säulenrost), 3. Brandkrankheiten (Tilletia, Ustilago, Urocystis, Entyloma), Mehlthau und Rußthau (Erisipheen, Sphaerotheca, Oidium), 5. Fäule (Wund-, Wurzel-, Trocken-, Weißfäule), 6. Gestaltveränderungen infolge ungünstiger Lichtvertheilung, schlechter Bodenverhältnisse, starker Winde, intensiver Fröste, Hexenbesen, 7. Krebs. Wer sich über die häufigsten phytopathologischen Erscheinungen kurz unterrichten will, dem wird die vorliegende Abhandlung gute Dienste leisten.

84. **Katzer F., Die Blütenbiologie in der Mittelschule.** Progr. der Staats-Oberrealschule in Brünn 1897, 8°, 24 SS.

Der Verf. erörtert zunächst die Erscheinungen der Auto- und Allogamie, der Dichogamie, Anemo- und Entomophilie, sowie andere biologische Blüteneinrichtungen. Im Folgenden wird an vielen einheimischen Pflanzenarten genauer auseinandergesetzt, wie die angeführten allgemeinen Sätze der Blütenbiologie im Mittelschulunterrichte Anwendung finden können, wie z. B. die Belegung der Narben vermittelt wird, wie unberufene Gäste, die nur den Nectar verzehren würden, abgehalten werden usw., und der Verf. wünscht, dass die Blütenbiologie in der Mittelschule überhaupt mehr berücksichtigt werde. Damit ist Ref. ganz einverstanden; denn erst durch die Verbindung der Organographie mit der Physiologie und Biologie im allgemeinen und der Blütenmorphologie mit der Blütenbiologie im besonderen wird für den Schüler der Bau der Blüten verständlich und der botanische Unterricht interessant und lehrreich. Allein bei dem geringen Stundenausmaße für Botanik im Obergymnasium und bei dem Umstande, dass dieser Unterricht mit Demonstrationen und Tafelzeichnungen verbunden sein muss, wird man besonders bei großer Schülerzahl die Biologie ebenso wie die anderen Disciplinen der Botanik nur sehr kurz fassen können. Dem naturgeschichtlichen Unterrichte sind in der Quinta und Sexta der meisten Gymnasien noch immer zwei wöchentliche Lehrstunden zugewiesen wie vor einem halben Jahrhundert. Welche kolossalen Fortschritte sind aber seit dieser Zeit auf allen Gebieten der Naturwissenschaften zu verzeichnen!

85. **Heimerl, Dr. Anton, Beiträge zur Systematik der Nyctaginaceen.** Progr. der Staats-Oberrealschule im XV. Bezirke in Wien 1897, 8°, 40 SS.

Der Verf., ein bekannter Nyctaginaceen-Forscher, bespricht in der vorliegenden Abhandlung zuerst hauptsächlich diejenigen Genera, welche ihm seinerzeit bei der Bearbeitung der Nyctaginaceen für die „Natürlichen Pflanzenfamilien“ von Engler und Prantl (III. 1889) theils gar nicht, theils nur unvollständig vorlagen und worüber seitdem brauchbares Material zugewachsen ist. Von Phaeoptilum werden alle Formen in eine Art, Ph. spinosum Radlk., vereinigt und drei Varietäten (α) typica, β) intercedens und γ) Heimerlii) derselben unterschieden. Die Gattung Nyctaginia erkennt der Verf. als unhaltbar und bringt die eine Art dieser monotypischen Gattung zu Boerhavia, Sect. Solenanthae; Eggersia bildet höchstens eine Section von Neea: Andradaea und Ramisia werden ausführlicher geschildert. Auf den folgenden Seiten (S. 15—17) wird eine Übersicht der Unterfamilien und Tribus gegeben, wobei die seitherigen Emendationen berücksichtigt wurden. Auf S. 18—40 bringt der Verf.

eine Synopsis der systematischen Gruppierung der Gattungen, Arten und Varietäten, wobei den einzelnen Arten eine kurze Synonymik und die geographische Verbreitung beigefügt wird. Die Formenreihe der Mirabilis nyctaginea Mchx, Boerhavia diffusa Lam. und B. plumbaginea Cavan wird vom Verf. eingehender dargelegt. Die Abhandlung bildet eine sehr gründliche, wertvolle Monographie der Nyctaginaceen.

86. **Richen Gottfried, Die botanische Durchforschung von Vorarlberg und Lichtenstein.** Progr. des Gymn. Stella matutina in Feldkirch 1897, 8°, 90 SS.

Die Aufgabe, welche sich der Verf. in der vorliegenden Arbeit stellte, war die, ein möglichst genaues Bild davon zu entwerfen, was bisher von anderen sowie von ihm selbst zur Erforschung der Flora Vorarlbergs und seines bescheidenen Nachbarlandes geleistet wurde. Das überaus reichhältige Literaturverzeichnis »Quellen zur Durchforschung« (S. 5—13) zeigt, wie sehr zerstreut das Material war, das gesammelt werden musste. Die vollständige Ausnützung dieser Literatur macht die Arbeit grundlegend für jede weitere Behandlung der genannten Flora. Es sei nur bemerkt, dass dem Verf. das gesammte von Prof. Dr. Karl von Dalla Torre und Ludwig Grafen von Sarntheim gesammelte Material zugebote stand und dieses noch mehrfach vom Verf. ergänzt wurde. Die Literatur ist aber nicht nur vollständig angeführt, sondern auch kritisch benützt, was dem Verf. dadurch möglich wurde, dass er durch zahlreiche Excursionen und durch genaue Durchsicht von 13 Herbarien einen profunden Einblick in die floristischen Verhältnisse Vorarlbergs erhielt. Das zweite Capitel »Geschichte der Durchforschung« (S. 14—26) ist ein anregend geschriebenes historisches Essay über die botanische Durchforschung Vorarlbergs von Hieronymus Bock bis in die neueste Zeit. Das dritte Capitel »Die Ergebnisse der Durchforschung« (S. 26—90) enthält die Aufzählung der im Gebiete beobachteten Arten nebst concreten Angaben ihres Vorkommens usw., auch werden (mit Ausnahme der allgemein verbreiteten Arten) die Gewährsmänner angegeben.

Bei der Aufzählung der Arten hat sich der Verf. an das De Candolle'sche System gehalten, nach dem auch Hausmanns Flora von Tirol bearbeitet ist. Von den 1700 angeführten Arten wurden circa 130 zum erstenmale vom Verf. publiciert. Bei der Revision der Gattungen Viola, Hieracium, Carex, Salix, Equisetum, Euphrasia, Gentiana usw.; sowie der Pteridophyten wurde der Verf. von berufenster Seite unterstützt. Anerkennenswert ist auch die Verwendung der neuesten Nomenclatur. Im allgemeinen lautet das Urtheil des Ref., dass die Abhandlung Richens eine vollständige und vorzüglich bearbeitete Flora Vorarlbergs darstellt.

87. **Tschernich, Dr. Franz, Deutsche Volksnamen der Pflanzen aus dem nördlichen Böhmen.** Progr. des k. k. akad. Gymn. in Wien 1897, 8°, 40 SS.

Es ist eine interessante und dankbare Aufgabe, die deutschen Volksnamen der Pflanzen für den Sprachschatz zu sammeln, umsomehr als infolge verschiedener Umstände die eigentliche populäre Nomenclatur der Pflanzen nach und nach in zeitweise Vergessenheit kommt oder ganz verschwindet. Die deutschen Gegenden Böhmens sind in dieser Beziehung überhaupt noch wenig durchforscht. Die vom Verf. theils aus der Literatur, theils aus ungeschriebenen Quellen geschöpften mundartlichen Pflanzennamen stammen größtentheils aus der Umgebung der Stadt Böhm.-Leipa und aus dem westlichen Böhmen. Der Verf. hat in seine

Abhandlung die in Erfahrung gebrachten Volksnamen von circa 400 Pflanzenarten zusammengestellt, letztere in alphabetischer Reihenfolge, was deshalb zweckmäßig ist, weil dadurch das Auffinden eines volksthümlichen Namens sehr erleichtert wird. Die lateinischen Namen der einheimischen Pflanzen hat der Verf. der 14. Auflage der Flora Deutschlands von Garke entnommen, und infolge dessen enthält das lateinische Verzeichnis mehrere veraltete Bezeichnungen, wie Abies alba statt Abies pectinata, Betula alba statt Betula verrucosa, Frangula Alnus statt Rhamnus Frangula, Mespilus Oxyacantha statt Cratagus Oxyacantha, Pirus Aucuparia statt Sorbus Aucuparia, Pirus Malus statt Malus communis usw.

88. Koller Raphael, Über die Zunahme der pflanzlichen Parasiten an Culturpflanzen. Progr. des k. k. Gymn. der theres. Akademie in Wien 1897, 8°, 50 SS.

Nach einem geschichtlichen Abriss, betreffend die Erforschung von pflanzlichen Krankheiten parasitären Ursprunges, erörtert der Verf. jene Ursachen, welche nach seiner Ansicht für die Zunahme der Parasiten wirksam waren, und kommt zu folgendem Ergebnis: »Die Überhandnahme pflanzenparasitischer Schäden kann nicht aus klimatischen Änderungen abgeleitet werden. Als Ursachen sind anzunehmen: die gesteigerte Ausnützung des Bodens, die vergleichsweise höheren Anforderungen an die Culturpflanzen und die schwierigeren Lebensbedingungen, denen sie vielfach in neuerer Zeit ausgesetzt werden, die Verdrängung zahlreicher, dem Pflanzenbau nützlicher Thiere (welcher? Ref.), fortgesetzt einseitige Vermehrungsart und vor allem die aufgehobene Isolierung der Vegetationsgebiete — in ihrer Gesammtheit ein Process der Umgestaltung mit Begleiterscheinungen, die eingetreten sind, ohne dass man sie hätte voraussehen können.«

Wien. A. Burgerstein.

Die Veröffentlichung von Katalogen der Lehrerbibliotheken in den österr. Mittelschulprogrammen des Jahres 1897/8.

(Vgl. Bd. XLIX, S. 281—285.)

In den Programmen des Jahres 1897/8 liegen Kataloge der Lehrerbibliotheken folgender Anstalten vor: 1. Arnau, Gymn. (Freisleben), 2. Baden, Realgymn. (Wittek), 3. Bielitz, Gymn. (Gollob), 4. Bielitz, Realsch. (Horak), 5. Bochnia, Gymn. (Bryl), 6. Brünn, II. deutsches Gymn. (Ertl), 7. Brünn, böhm. Gymn. (Kapras), 8. Brünn, deutsche Realsch. (Rille), 9. Brüx, Gymn. (Strassnik), 10. Budweis, böhm. Gymn. (Volák), 11. Budweis, deutsche Realsch. (Otto), 12. Časlau, Gymn. (Müller), 13. Cattaro, Gymn. (Katič), 14. Chrudim, Realgymn. (Coufal), 15. Freistadt, Ob.-Öst., Gymn. (Keller), 16. Gewitsch, Realsch. (Erhart), 17. Göding, deutsche Realsch. (Treixler), 18. Göding, böhm. Realsch. (Hošek), 19. Görz, Gymn. (Simzig), 20. Graz, I. Gymn. (Nager), 21. Graz, II. Gymn. (Siess), 22. Graz, Privatgymn. Scholz (Riedel), 23. Graz, Staats-Realsch. (Neubauer u. Kroier), 24. Horn, Realgymn. (Passer), 25. Iglau, Gymn. (Branhofer), 26. Iglau, Realsch. (Tanzer), 27. Jičín, Gymn. (Neudert), 28. Jičín, Realsch. (Dolenský), 29. Innsbruck, Gymn. (Hechfellner), 30. Innsbruck, Realsch. (Hueber), 31. Jungbunzlau, Gymn. (Weger), 32. Kaaden, Gymn. (Dorsch), 33. Karolinenthal, deutsche Realsch. (Seifert),

34. Klagenfurt, Gymn. (Gessler), 35. Klagenfurt, Realsch. (Oppl), 36. Königgrätz, Gymn. (Brtnický), 37. Königgrätz, Realsch. (Konvalina), 38. Krakau, Gymn. zu St. Anna (Czubka), 39. Kremsier, deutsches Gymn. (Jahn), 40. Krumau, Gymn. (Dietz), 41. Leoben, Gymn. (Gutscher), 42. Linz, Realsch. (Langer), 43. Mähr.-Neustadt, Realgymn. (Spina), 44. Marburg, Gymn. (Tertnik), 45. Marburg, Realsch. (Sokoll u. Bittner), 46. Neuhaus, Gymn. (Novák), 47. Neustadtl, böhm. Realsch. (Jelínek), 48. Nikolsburg, Gymn. (Mayr), 49. Olmütz, böhm. Gymn. (Šteffl), 50. Olmütz, deutsche Realsch. (Plöckinger), 51. Pardubitz, Realsch. (Šolc), 52. Pilsen, deutsches Gymn. (Nowak), 53. Pilsen, böhm. Gymn. (Malý), 54. Pilsen, deutsche Realsch. (Neumann), 55. Pilsen, böhm. Realsch. (Chloupek), 56. Písek, Realsch. (Matzner), 57. Prag-Altstadt, deutsches Gymn. (Gschwind), 58. Prag-Kleinseite, deutsches Gymn. (Kerbl), 59. Prag-Neustadt (Tischlergasse), böhm. Gymn. (Kovář), 60. Prag, böhm. Realgymn. (Novák), 61. Prag-Neustadt, böhm. Realsch. (Metelka), 62. Prerau, Gymn. (Kripner), 63. Příbram, Realgymn. (Volek), 64. Prossnitz, böhm. Realsch. (Beneš), 65. Raudnitz, Gymn. (Procházka), 66. Reichenberg, Mittelsch. (Schuberth), 67. Ried, Gymn. (Sewera), 68. Rovereto, Gymn. (Battelli), 69. Rudolfswert, Gymn. (Virbnik), 70. Salzburg, Realsch. (Schöller), 71. Sambor, Gymn. (Ostrowski), 72. Sanok, Gymn. (Basiński), 73. Spalato, Gymn. (Pivčević), 74. Spalato, Realsch. (Lucianović), 75. Stanislau, Gymn. (Erben), 76. Steyr, Realsch. (Schuhbauer), 77. Taus, Gymn. (Stolovský), 78. Teltsch, Realsch. (Strašírybka), 79. Trebitsch, Gymn. (Ustupský), 80. Triest, deutsches Gymn. (Pernter), 81. Ungar.-Hradisch, böhm. Gymn. (Hrozek), 82. Ungar.-Hradisch, deutsches Realgymn. (Vintschger), 83. Villach, Gymn. (Vogrinz), 84. Wadowice, Gymn. (Frąckiewicz), 85. Waidhofen a. d. Th., Realgymn. (Heinlein), 86. Weidenau, Gymn. (Neugebauer), 87. Wien, I. Bez., Staatsrealsch. (Nader), 88. Wien, I. Bez., Franz Joseph-Gymn. (Linhart), 89. Wien, II. Bez., I. Staatsrealsch. (Willomitzer), 90. Wien, III. Bez., Staatsrealsch. (Milan), 91. Wien, V. Bez., Unterrealsch. (Hirsch), 92. Wien, VIII. Bez., Staatsgymn. (Aschauer), 93. Wien, IX. Bez., Maximiliansgymn. (Weingartner), 94. Wien, XV. Bez., Realsch. (Gassner), 95. Wien, XVII. Bez., Gymn. (Wiskotschill), 96. Wien, XVIII. Bez., Realsch. (Neidel), 97. Wiener-Neustadt, Gymn. (Kunz), 98. Wiener-Neustadt, Realsch. (Beneš), 99. Zara, Gymn. (Benevenia), 100. Znaim, Gymn. (Wisnar), 101. Znaim, Realsch. (Trenkler).

Von den im Vorstehenden verzeichneten 101 Katalogen enthalten 31 (und zwar die Nummern: 5. 6. 8. 12. 13. 16. 17. 21. 26. 28. 30. 33. 35. 38. 41. 45. 50. 54. 55. 57. 64. 67. 71. 73. 76. 78. 82. 89. 94. 99. 101) den ganzen Bestand; 63 bieten nur einzelne Classen (es sind dies die Nummern: 1—4. 7. 9—11. 14. 15. 18—21. 23. 24. 27. 29. 31. 32. 34. 36. 37. 39. 40. 42—44. 46. 48. 49. 51—53. 56. 58. 59. 61. 63. 65. 66. 68. 70. 75. 77. 79. 80. 81. 83. 84—88. 90—93. 95—98. 100, darunter 5: 39. 42. 61. 63. 87 als Fortsetzungen vom Vorjahre); 6, nämlich die Nummern 25. 47. 60. 62. 69. 72, bringen die im Vorjahre begonnene Veröffentlichung zum Abschluss; in Nr. 74 wird außer dem Schlusse des Kataloges der Lehrerbibliothek auch noch der bis auf wenige Versehen gut gearbeitete Katalog des archäologischen Museums in Spalato veröffentlicht.

Von den im Vorstehenden angeführten Katalogen können nur verhältnismäßig wenige — es sind die Nummern 2. 6. 8—10. 20. 23. 27. 29. 34. 36. 38. 41. 44—46. 48—50. 52. 53. 57. 60. 62. 67. 69. 73. 76. 88. 92. 93 — als mehr oder weniger gut bezeichnet werden. Zu den besten gehören 6. 27. 29. 43—46. 53. 54 88; durch besondere Übersichtlich-

keit zeichnen sich aus 8. 88. 40. 44. 45. Freilich sind auch die besten nicht ganz frei von Fehlern in der Wahl des richtigen Ordnungswortes und in der Eintheilung. Aber sie geben doch nur wenig Anlass zu Ausstellungen und können, wie gesagt, im ganzen genommen als entsprechend befunden werden. Andererseits weisen auch die als schlecht zu qualificierenden Abstufungen auf, doch will Ref. hier von einer Classificierung absehen.

Was das Gesammturtheil betrifft, kann Ref. nur auf das im Vorjahre Gesagte verweisen: er könnte sein Urtheil beim besten Willen nicht mildern, im Gegentheil, er müsste es diesmal nur verschärfen, denn alle im Vorjahre gerügten Fehler kommen in den meisten heuer veröffentlichten Katalogen in verstärktem Maße vor und nur zu häufig begegnen Fehler nicht nur gegen den Wortlaut und den Geist des Erlasses, auf Grund dessen die Kataloge gearbeitet wurden, sondern auch geradezu gegen den gesunden Menschenverstand.

Um die Berechtigung dieses vielleicht allzu scharf klingenden Urtheils darzuthun, theilt Ref. eine kleine Auslese von falschen und geradezu absonderlichen Eintragungen, die sich ihm bei einer — bei der Masse der ihm zur Besprechung vorliegenden Kataloge begreiflichen — flüchtigen Durchsicht ergaben, mit. Es sei ihm hier die Bemerkung gestattet, dass er nur dem ausdrücklichen Wunsche der verehrten Redaction der Zeitschrift Rechnung tragend sich der zeitraubenden und unerquicklichen Durchsicht der Kataloge unterzogen hat: die Arbeiten liegen gedruckt vor, sie unterliegen somit der öffentlichen Kritik, und Ref. würde der Sache selbst nur einen schlechten Dienst erweisen, wenn er nicht rückhaltlos das durch die Kataloge selbst bedingte Urtheil ausspräche. Aber da es sich lediglich um die Sache handelt, will Ref. nur die Fehler hier aufzählen, ohne die Programme näher zu bezeichnen, wo sie sich finden.

Zunächst seien einige öfter wiederkehrende Fehlergattungen hervorgehoben: 1. Ausstellungskataloge gehören, sofern es sich um Fachausstellungen handelt, zu dem betreffenden Fache, also z. B. die Fachkataloge der Theater- und Musikausstellung zur Kunst, Ausstellungen von Lehrmitteln zur Pädagogik; sofern es sich um allgemeine (Weltausstellungen, Industrieausstellungen) handelt, zur Gruppe XVII Handel und Gewerbe. 2. Einzelne von den Akademien herausgegebene Schriften und Werke, nicht minder die Separatabdrücke aus Sammelwerken gehören zu den betreffenden Fächern (es finden sich in manchen Katalogen oft seitenlange Aufzählungen von Einzelschriften in Classe I). 3. Bei Sammelwerken, Zeitschriften usw. ist nach dem Wortlaute des Erlasses stets das erste im Nominativ stehende Substantiv als Ordnungswort zu wählen und durch den Druck hervorzuheben. Falsch sind daher Ordnungswörter wie Österreichische Mittelschule statt Österreichische Mittelschule, Prager Studien st. Prager Studien, Mittheilungen des österreichischen Museums st. Mittheilungen, Bericht über die Leistungen des vaterländ. Vereines zur Bildung eines Museums für das Erzherzogthum Österreich ob der Enns oder Bericht des Museums Francisco-Carolinum st. Bericht, Bibliothekskatalog des Museums Francisco-Carolinum in Linz st. Bibliothekskatalog, Anzeiger, Festrede usw. der Akademie st. Anzeiger, Festrede usw., Österreichische Blätter st. Blätter, Allgemeine Bibliographie st. Bibliographie u. a.

4. Nach dem Entwurfe soll das Ordnungswort durch den Druck hervorgehoben werden, es verstößt daher gegen diese ausdrückliche Vorschrift, wenn die Ordnungswörter nicht, wohl aber andere im eigentlichen Titel vorkommende Wörter durch den Druck hervorgehoben werden, und noch mehr, wenn überhaupt alles gleichmäßig gedruckt wird.

5 Der Entwurf verlangt, dass die Wiedergabe des Titels nach dem eigentlichen Titel und zwar in möglichster Vollständigkeit und Treue erfolge: es ist daher z. B. falsch Organisations-Entwurf st. Entwurf der Organisation usw.

6. Es sollte eigentlich als selbstverständlich gelten, dass nicht die einzelnen Jahrgänge, Bände einer Publication unter verschiedenen Nummern und obendrein mit verschiedenen Signaturen verzeichnet werden, wie es in manchen Katalogen in unerträglicher Breite und zum Schaden der Übersichtlichkeit vorkommt. War in den betreffenden Bibliotheken dies früher der Fall, so hätte doch gelegentlich der für den Druck nöthigen Neukatalogisierung dies beseitigt werden sollen, auch wenn dadurch die Nummernzahl verkleinert worden wäre.

7. Aus Gründen der leichteren Übersichtlichkeit dürfte es sich, zumal in einem systematischen Kataloge, empfehlen, die verschiedenen von einem Werke vorhandenen Auflagen unter einer und derselben Nummer zu verzeichnen, eventuell unter Beisetzung ihrer Signaturen: aber entschieden falsch ist es, wenn verschiedene Auflagen eines Werkes vorhanden sind, nur die neueste anzuführen. Denn nicht selten wird man aus irgendwelchem Grunde gerade eine ältere Auflage suchen, und der Zweck der Kataloge wird illusorisch, wenn aus ihnen nicht der gesammte Bestand ersichtlich wird.

8. Völlig unzulässig erscheint die in einem Kataloge sich findende Eigenthümlichkeit, Werke zu verzeichnen, die »demnächst« angeschafft werden. Die Zeitbestimmung »demnächst« ist denn doch zu unbestimmt, und ein Katalog soll nur Auskunft geben über das, was die Bibliothek thatsächlich besitzt. Da nach §. 7 des Entwurfes der jährliche Zuwachs auf dieselbe Weise (wie der alte Bestand) zu veröffentlichen ist, so bieten die Nachträge die beste Gelegenheit, die späteren, also auch die »demnächst« zu bewerkstelligenden Anschaffungen zu verzeichnen.

Die Berechtigung des obigen Urtheiles dürfte am besten aus der folgenden Zusammenstellung falscher Eintragungen ersichtlich sein, wobei Ref. betont, dass sie nur eine kleine Auslese aus den bei einer flüchtigen Durchsicht notierten Fälle bietet, und dass nur solche Versehen hier verzeichnet werden, die zweifellos sind; in Klammern stehen die Classen des Entwurfes, wo die betreffenden Titel nach Ansicht des Ref. hätten eingetragen werden sollen.

Zunächst einige Proben dafür, was sich in den unterschiedlichen Katalogen alles in der Classe I. »Encyklopädie« findet: Allgem. österr. Zolltarif für die Ein- und Durchfuhr (XVII), Initia librorum patrum latinorum (IV), Guida scematico per Trieste, L'Italia sotto l'aspetto fis. stor. letter. stat., Scematico del Littorale, Guida gen. per Trieste (VIII), Kopp, Zur Judenfrage (IV), Boeckh, Encyklop. d. philolog. Wissensch.[1]) (V), Archiv f. d. Studium neuerer Sprachen (VI), Mushacke, Deutscher Schulkalender (richtiger: Schulkalender) (III), Zeitschrift f. österr. Volkskunde (VIII), Albert, Rede bei Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshause Rokitanskys (XII), Aufnahmsbedingungen und Organisation der k. k. Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten (III), Belehrung über Vermeidung von Unglücksfällen durch Elektricität (XII), Beleuchtung der wirtschaftlichen Lage des Lehrerstandes (III), Faulmann, Illustrierte Geschichte der Schrift (VII), Dassenbacher, Schematismus der Mittelschulen (richtiger Schematismus) (III), Jahresberichte des Ministeriums für Cultus u. Unterricht (III), Perty, Vorschule der Naturwissenschaft; Schoedler, Buch d. Natur; Bernstein, Aus d. Reiche d. Naturwissenschaften (XII), Archiv f. slav. Philologie (VI), Journal f. prakt. Chemie (XIII), Historische Zeitschrift (statt Zeitschrift) (IX), Verordnungsblatt d. Min. f. C. u. U. (III), Zeitschrift f. mathem. u. naturwiss. Unterricht (III), Bauer, Der technische Pionnierdienst (XV), Devas, Grundsätze d. Volkswirtschaftslehre (XVI), Ehegesetz,

---

[1]) Findet sich einmal sogar in der Unterabtheilung der Encyklopädie: »Zeitschriften und Sammelwerke«!

Schulgesetz, Interconfessionelles Gesetz (VIII), Der Einjährig-Freiwillige f. d. k. u. k. Heer (X), Engl, Festfeier zur Mozart-Centennarfeier in Salzburg (XIV), Verhandlungen des Salzburger Landtages (X), Wimmer, Obchodni revue (statt revue) (XVII), Laas, D. deutsche Unterricht (III), Branky, D. Civil-Mädchen-Pensionat in Wien (III), Scherer, Zukunft d. Blinden (III), Die Gewerbefreiheit in Österreich (XVII), Glaser, Zur Sprachenfrage in Österreich (X), Derblik, Balneologische Bilder aus Österreich (VIII), Hammer, Jagdbilder u. -Geschichten (VI), 50 Jahre Arbeit, ein Rückblick auf die Thätigkeit und Entwicklung des Metallwarengewerbes v. Johann Stegmanns Söhne (XVII), Mittheilungen d. geogr. Gesellschaft (VIII), Knigge, Obcovani s lidmi (III), Mayer, Die Gesetzmäßigkeit im Wirtschaftsleben (XVI), Skibniski, Postvorschriften ... (XVII), Bahder, Die deutsche Philologie im Grundriss (VI), Allgem. bürgerl. Gesetzbuch (VIII), D. Ehepatent vom 16. Januar 1783 (VIII), Personalstand d. Bisthums Lavant (IV), Vollmer, Vollständ. Wörterbuch der Mythologie aller Völker (IV), Hellenika v. Ross (V), Dictionnaire technologique (XV), Lübke, Geschichte d. Architektur (XVI), Brücke, Bruchstück aus einer Theorie d. bildenden Künste (II), Wirth, Grundzüge der Nationalökonomie (XVII), Die österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild (VIII), Real-Encyklopädie d. class. Alterthums v. Lübker (V), Fremdwörterbuch (VII), Lemayer, Verwaltung d. Universitäten (III), Wehrgesetze u. Instructionen (X), Dornblüth, Schule d. Gesundheit, ärztliche Belehrungen für Familie u. Haus (XII), Faulmann, Gabelsbergers stenograph. Lehrgebäude (III), Benko, D. Datum auf den Philippinen (VIII), Comité z. Centennarfeier Josef Ressels (XVI), Čelakovsky, Reorgan. žemské škol rady pro kral. česk. (III), Diesterweg, Rhein. Blätter (statt Blätter) (III), Dinter, Leben von ihm selbst beschrieben (III), Fassel, D. rabbin.-mosaische Gerichtsverfahren (IV), The nautical-almanac f. London (XVII), Gumprecht, Zeitschrift f. allgem. Erdkunde (statt Zeitschrift) (VIII), Macchiavel, D. Buch v. Fürsten (II), Mohl, Staatsrecht, Völkerrecht u. Politik (II), Lehrproben u. Lehrgänge aus d. Praxis d. Gymnas. u. Realschulen (III), Danzer, Unter d. Fahnen d. Völker Österreich-Ungarns in Waffen (X); in einem Falle gehören von den 38 Büchertiteln der Classe I höchstens 7 wirklich dahin!

Aber auch in anderen Classen finden sich vielfach Werke, die entschieden nicht dahin gehören, so unter Philosophie: Brandes, Hauptströmungen ... (statt in I), Mischler, Grundzüge der National-Ökonomie (statt in XVII), Schleicher. Die Darwinische Theorie und die Sprachwissenschaft (statt VII oder XII); unter Pädagogik: Zandonatti, Guida stor. d. ant. Aquileja (statt in VIII oder V), Carneri, Österreich und die Encyclika (statt in X), Bibliotheca Bernardina (statt in IV), Vereinsgesetze (statt in VIII), Brücke, Einige Methoden der phonet. Transscription (statt unter VII) (in einem Katalog bildet die Pädagogik entgegen der Eintheilung des Entwurfes eine Abtheilung (4.) der Philosophie). Infolge eines Versehens, wohl schon bei der Titelabschrift, ist das bekannte Werk von Boeckh in einem Katalog zu einer »Encyklopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften« geworden und befindet sich daher daselbst in der Classe II (Philosophie). Der betreffende Bibliothekar ist allerdings Mathematiker und Philosoph. Nebenbei bemerkt, ist der deutsche August Boeckh in einem Falle auch zu einem Boeck Augustín geworden; hoffentlich war auch da nur ein Schreib- oder Druckversehen im Spiele und nicht ein nationales Annexionsmotiv. Einige andere Schicksale dieses Boeckh'schen Werkes sind bereits erwähnt worden; das Buch findet sich auch unter dem Namen des Herausgebers Bratuschek statt unter Boeckh verzeichnet. Aber dieser Fall Boeckh zeigt klar, wie durch diese bunte Abwechslung der Zweck der Katalogisierung nahezu illusorisch wird. Unter mod. Philologie und zwar

deutsche Literatur und Sprache findet man Ambros, Grenzen von Poesie und Musik (richtiger in II) [derselbe Katalog hat auch die merkwürdige Eintheilung: VI. Moderne Philologie für deutsche Literatur und Sprachwissenschaft, 2. Linguistik. VII. Allgemeine Sprachwissenschaft; dabei ist Folgendes zu bemerken: unter 2. Linguistik finden sich deutsche Übersetzungen der verschiedensten Literaturen, so Aeschylus, Ariosto, Boccaccio, Beaumarchais, Shakespeare, Scott, Chaucer usw., unter VII. Allgem. Sprachwissenschaft neben Werken, die dahin gehören, auch eines »Abbildungen ägyptischer, griechischer, römischer Alterthümer«]. Unter Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie und deren einzelnen Länder finden sich auch Werke wie Aschbach, Geschichte der Wiener Universität oder Geschichte des Gymnasiums in Brünn (III), Benndorf, Wiener Vorlageblätter (!) (übrigens richtiger Vorlegeblätter) (statt V. Archäologie oder XIV. Kunst), Archäologisch-epigraphische Mittheilungen a. Österr.-Ung. (statt unter V), Mittheilungen d. Centralcommission ... (statt unter XIV), Beiträge z. Geschichte d. Gewerbe in Österreich (statt XVII).

Es ist ein durchgängiger Fehler vieler Kataloge, dass die Übersetzungen zur Literatur der Sprache gerechnet werden, in die, statt jener, aus der übersetzt worden ist. Insbesondere ist dies in den slavischen Katalogen der Fall, in denen zudem in der Gruppe »čechische Sprache« oder »slavische Sprachen« alle möglichen Werke in diesen Sprachen verzeichnet sind. Auch hier nur einige Beispiele: Das Werk von Truhlář Humanismus a humanište v Čechach gehört nicht in die Abtheilung čech. Lit., sondern in Classe I (Wissenschaftsgeschichte), Komenský, Didactica magna zur Pädagogik; aber auch Werke wie Balbins Bohemia docta und Epitome historiae rerum Bohemicarum oder endlich Miklosich, Subjectlose Sätze gehören nicht hierher, sondern das erste in Classe I, das zweite in X, das dritte in VII.

Auch sonst fehlt es nicht an auffallenden Versehen, so in der Wahl der Ordnungsworte, wie z. B. Charikles von Becker st. Becker; a Sancta Clara, Abraham oder ze Štitneho, Thoma st. Abraham, Štitny; eigenthümlich berühren Schreibungen wie Aristofanes, Sofokles, Xenofon, Szekspir oder die Genetive als Ordnungsworte Platonovi, Ciceronovy, Tacitovy, die Eintragung Autti Plauti, M. Comoediae, die consequente Schreibung G. Hor. Flaccus und M. J. Cicero, sowie das Ordnungswort Alexandri magni memor. selectasque fabulas Phaedri ed. Schmidt u. Gehlen st. memorabilia.

Von merkwürdigen Eintheilungsprincipien seien noch folgende erwähnt: Gruppe I Encyklopädie mit den Unterabtheilungen *a*) Encyklopädie, *b*) časopisy (d. i. Zeitschriften), *c*) slovníky (d. i. Wörterbücher) in einem Kataloge. In einem anderen weist Gruppe XIV Zeichnen (mit Einschluss der Kunst) und darstellende Geometrie lediglich vier Schriften zur Kalligraphie auf, die als Schulfertigkeit zu Gruppe III gehören: in einem dritten endlich finden wir unter der Unterabtheilung (von V *c*) altclassische Hilfswissenschaften) »Epigraphik« nur einen Titel: »Zeitschrift Guttenberg, 2. Jahrg., Beilage, Die Schriftzeichen des gesammten Erdkreises«, der doch wie der ähnliche in demselben Kataloge unter allgem. Sprachwissenschaft verzeicnete »Auer, Tafeln zu dem Vortrage: Der polygraphische Apparat der k. k. Hof-Staatsdruckerei in Wien«, in Classe I als zur Geschichte des Buchdruckes gehörig einzureihen gewesen wäre.

Bei der großen Anzahl der in diesem Jahre zur Besprechung kommenden Kataloge musste Ref. von vornherein von einer Recension der einzelnen absehen: die vorstehenden allgemeinen und besonderen Bemerkungen dürften zur Beurtheilung der in den Katalogen vorliegenden bibliothekarischen Leistungen ausreichen. Konnte aber das Urtheil auch — im allgemeinen wenigstens — durchaus nicht zu Gunsten der Herren

Verfasser der Kataloge ausfallen, so muss doch Ref. zu ihrer theilweisen Entlastung ausdrücklich betonen, dass seiner Meinung nach den Herren, die ohnehin mit Berufsarbeiten allzusehr belastet sind und nur nebenbei die Verwaltung der Bibliotheken besorgen können, eine Aufgabe zugemuthet wurde, der sie nicht gewachsen sein konnten. Von den verschiedenen Katalogen ist der systematische der schwierigste: er gilt mit Recht als die Blüte bibliothekarischer Thätigkeit, und die Herstellung eines guten systematischen Kataloges ist eine Arbeit, die auch vom Berufsbibliothekar jahrelange Beschäftigung auf diesem Gebiete erheischt. Dazu kommt noch — und Ref. berichtigt damit selbst nach eingehender Prüfung und gestützt auf die vorliegenden Resultate seine vorjährige Ansicht —, dass mit dem Entwurfe keine besseren Kataloge zu erzielen waren. In den die Beschreibung der Bücher betreffenden Bestimmungen hätten mehr Beispiele gegeben werden sollen, und die Classeneintheilung leidet an dem organischen Fehler, dass sie zu sehr auf den Lehrplan der Mittelschulen zugeschnitten ist und zu wenig auf den naturgemäß encyklopädischen Charakter der Lehrerbibliotheken Bedacht genommen hat. Dass nur XVII Classen angesetzt sind, kann man billigen; es ist aber ein Mangel, dass der Umfang der einzelnen Classen nicht näher bezeichnet wurde und dass eine Reihe wichtiger Literatur- und Wissensgebiete vollkommen fehlen. Hier mussten Fingerzeige gegeben werden, um auftauchenden Zweifeln zu begegnen. Wenn man auch annahm, dass die Lehrerbibliotheken der Mittelschulen keine große juristische, medicinische, militärische usw. Literatur haben, so musste doch den Bibliothekaren gezeigt werden, wo sie ein etwa bei ihnen vorhandenes Werk dieser Literaturgattungen einreihen sollen. In ihrer Verlegenheit steckten nun die meisten solche ihnen zweifelhafte Schriften in die Classe I, die dadurch eben zu einem Sammelsurium wurde, andere suchten eine verwandte Classe zu ermitteln und so entstand das die Auffindbarkeit erschwerende Schwanken. Aber auch abgesehen davon ist die Bezeichnung mancher Classe ungenau und irreführend. Wenn z. B. Classe XIV benannt ist: Zeichnen (mit Einschluss der Kunst) und darstellende Geometrie, so denkt man bei »Kunst« zunächst an die Malerei, im besten Falle noch an die Plastik, gewiss aber nicht an die Musik, an Theater, Rhetorik, Mimik usw.; es wäre daher die Bezeichnung richtiger: Künste (mit Einschluss des Zeichnens und der darstellenden Geometrie), d. h. wenn man nicht lieber das Zeichnen als Schulfertigkeit mit der Pädagogik und die darstellende Geometrie mit der Mathematik vereinigen wollte. Die Benennungen von Classe XII Naturgeschichte und XIII Physik (mit Astronomie und Meteorologie) und Chemie lassen die Frage offen, wo Schriften einzureihen seien, welche die gesammten Naturwissenschaften behandeln, wie beispielsweise die oben erwähnten von Perty, Bernstein und Schoedler (die eben von den betreffenden Herren in ihrer Verlegenheit in die Encyklopädie eingereiht wurden, wohin sie sicher nicht gehören).

Kurz, das im Erlasse vorgeschriebene Schema bereitet Schwierigkeiten und es wäre eine Revision, wenigstens nach der Richtung erwünscht, dass die Bezeichnungen der einzelnen Classe genauer fixiert werden, und dass eine Anzahl von Literaturgattungen in ihnen Aufnahme finden. Im Folgenden will Ref. versuchen, diese ihm nothwendig scheinende Ergänzung vorzunehmen, wobei er mit dem Erlasse als einer nun einmal gegebenen Thatsache rechnen musste. Bei Festhaltung der im Entwurfe gewählten Haupteintheilung und Umgrenzung dürfte sich folgende Fassung empfehlen.

I. Encyklopädie (Werke allgemeinen und vermischten Inhaltes, d. h. Werke, deren Inhalt sich auf mehr als zwei der folgenden Classen erstreckt, allgemeine Wissenschaftsgeschichte, encyklopädische Akademieschriften, allgemeine Biographie, allgemeine Bibliographie, allgemeine Literaturgeschichte und literarische Kritik, Buch- und Bibliothekswesen, Geschichte des Buchdruckes, Kataloge von Bibliotheken usw.).

II. Philosophie (Logik, Psychologie, Ethik), Ästhetik und Politik (allgem. Eröterungen über ästhetische und staatswissenschaftliche Fragen).

III. Pädagogik (Methodik, Didaktik, Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens), Schulgeschichte, Schulfertigkeiten (Kalligraphie, Singen, Turnen, Stenographie usw.), Schulstatistik, Schulverwaltung, Schulhygiene, Abhandlungen über Jugendschriften.

IV. Religionswissenschaften (dazu auch allgemeine Mythologie und Kirchengeschichte).

V. Classische Philologie (mit Einschluss der Autoren), ferner Archäologie (außer Kunst) und Epigraphik.

VI. Moderne Philologie (mit Einschluss der Autoren) [deutsch, englisch, französisch, italienisch, spanisch, die slavischen Sprachen].

VII. Allgemeine Sprachwissenschaft (Linguistik, dazu Schriftwesen im allgemeinen) und die Sprachgebiete außer V und VI.

VIII. Erd-, Länder- und Völkerkunde (mit Prähistorik, Ethnographie, Landeskunde, Topographie, Culturgeschichte mit Einschluss der Rechtsverhältnisse), Statistik im allgemeinen.

IX. Geschichte (mit Ausschluss der österreichisch-ungarischen) nebst Hilfswissenschaften (wie Urkundenlehre, Paläographie, Heraldik, Numismatik, Chronologie usw.).

X. Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie und deren einzelnen Länder (mit Einschluss der Verwaltung und des Militärwesens).

XI. Mathematik.

XII. Naturwissenschaften im allgemeinen, Naturgeschichte und Naturlehre (mit Einschluss der Heilkunde und Hygiene).

XIII. Physik (mit Astronomie und Meteorologie) und Chemie.

XIV. Künste (Malerei, Bildhauerei, Musik, Theater, Mimik, Rhetorik, Declamation usw.) mit Einschluss des Zeichnens und der darstellenden Geometrie.

XV. Bau- und Ingenieurwissenschaften (Hoch-, Maschinen-, Wasser-, Straßen- und Eisenbahnbau).

XVI. Haus-, Land- und Forstwirtschaft (nebst Bergbau) und Volkswirtschaft (Nationalökonomie).

XVII. Handel und Verkehr, Industrie und Gewerbe.

Anmerkung: Werke, die zwei der vorstehend bezeichneten Classen angehören, z. B. Zeitschrift für Mathematik und Physik, für Geographie und Geschichte u. a. m. sind in den betreffenden zwei Classen einzutragen.

Ref. hofft, mit den obigen Beispielen und diesem revidierten Schema einen brauchbaren Behelf für die weitere Bearbeitung der Kataloge und für die ihm unerlässlich scheinende Revision von bereits veröffentlichten geliefert zu haben. Die Arbeit zu machen, veranlassten ihn eine Reihe von Anfragen, die an ihn im Laufe des Jahres gerichtet wurden.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

— — — —

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Beiträge zur Schulhygiene.

III.[1]

II. Luft.

Keines der Mittel, deren wir zum Leben bedürfen, können wir durch nur so außerordentlich kurze Zeit entbehren, als die atmosphärische Luft; die anregende, besser gesunde Wirkung guter Luft ist jedermann aus der täglichen Erfahrung ebenso gut bekannt, als die deprimierende ungesunder, schlechter Luft. Im Schulzimmer ist die gleichzeitige Anwesenheit so vieler Individuen mit manchem, was nothwendig daran hängt, die Hauptquelle der Luftverschlechterung; dazu kommen, wie wir sehen werden, andere Quellen, welche gewiss vielfach weit reichlicher fließen, als unvermeidlich. Speciell die Lungen- und Hautathmung entsendet in die Luft gasige Stoffwechselproducte, deren ein Theil Auswurfsstoffe sind, durchaus ungeeignet, dem Organismus, der sie abstößt, wieder eingeführt zu werden; diese, bezw. ihre Fäulnisproducte sind die Hauptursache des ekelhaften, specifischen Geruches, der den Schulzimmern anzuhaften pflegt. Dazu kommen die Exhalationen der bei der Schuljugend erwiesenermaßen leider sehr häufigen cariösen Zähne, solche von Ohrenflüssen, Stinknase, Schweißfüßen usw., gasige Fäulnisproducte organischer Stoffe aus undichten Fußböden, welche Stoffe gelegentlich nasser Reinigung oder des Eindringens von Wasser nasser Regenschirme usw. in die klaffenden Fugen des Bodenholzes und die so zugängliche unsaubere Füllung der Zwischendecken, angefeuchtet werden; ferner die gasigen Verbrennungsproducte von Leuchtmitteln (salpetrige Säure u. A.), event. Röstproducte, welche zu heiße Heizflächen aus dem organischen Antheil des Staubes bilden; Abtrittsgase, von denen noch seinerzeit bei der Besprechung der Abtrittsanlagen die Rede sein wird; von festen Körpern der Staub, herrührend vom eingetragenen Straßenschmutz und eingewehtem Luftstaub (theils organisches, theils unorganisches Material), ferner Staub des Wandanstriches

[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1899, S. 1 ff., S. 289 ff.

und Mörtels, Kreidestaub, Haartheilchen, Hautschüppchen, zerriebene Frühstückreste, abgeriebene Theilchen des Bodenholzes und der Kleidungsstoffe usw.

Die Zahl der in der Schulzimmerluft schwebenden organischen Keime ist eine beträchtliche: man fand z. B. in Berlin vor dem Unterrichte in einem Lehrzimmer 2000 Keime pro Cubikmeter Luft, während des Unterrichtes 16.500, nach Schluss desselben 35.000 Mikroorganismen; in anderen Städten ergab die Schulzimmerluft theils ähnliche, theils weit größere Zahlen; man halte daneben die Thatsache, dass auf hohen Bergen in mehreren Cubikmetern Luft erst ein Keim zu finden ist und die Luft über den Oceanen keimfrei ist; zu den massenhaften Mikroorganismen kommt in der Schulluft noch jener oben erwähnte Staub, welcher aus zerriebenem organischen und unorganischen Materiale besteht.

Es ist nun ganz fraglos, dass das Einathmen einerseits der gasigen Verunreinigungen, wie z. B. der erwähnten Auswurfsstoffe des Körpers, anderseits der Staubmengen eine sehr beachtenswerte Gesundheitswidrigkeit einschließt; der Staub muss aus den Athmungswegen wieder herausgeschafft werden und die Leistungsfähigkeit der zu diesem Zwecke bestehenden natürlichen Einrichtungen ist selbstverständlich keine unbeschränkte; mikroskopische Verletzungen der Bindehaut des Auges oder der zarten Schleimhäute der Athmungsorgane, wie solche z. B. durch scharfkantige oder spitzeckige Staubtheile hervorgerufen werden können, bieten Eingangspforten für Infectionskeime, welche sich unter den erwähnten Mikroorganismen des Staubes gelegentlich vorfinden werden.

Mit der Verschlechterung der Luft durch Producte der Lungen- und Hautthätigkeit wächst die Menge des vom Menschen ausgeschiedenen Kohlendioxyds; da jene ekelerregenden Auswurfsstoffe kaum qualitativ, geschweige denn quantitativ fassbar sind, hat v. Pettenkofer das CO_2 als Maßstab für die Luftverschlechterung, welche der genannten Quelle entspringt, gewählt; die Menge desselben ist relativ leicht quantitativ bestimmbar; die Außenluft enthält $0 \cdot 4\,‰$ CO_2, die ausgeathmete $4 \cdot 38\,‰$, d. h. mehr als das Hundertfache; der genannte Forscher hat nun die Luft zum Athmen gesundheitlich noch zulässig erklärt, wenn sie, bloß infolge der Athmung, nicht mehr als $1\,‰$ CO_2 enthält — die zahlreichen Untersuchungen der Schulzimmerluft ergaben aber gewöhnlich beträchtliche Überschreitungen dieses Maximums, ja Ziffern bis zu $14 \cdot 8\,‰$ — statt $1\,‰$.

Wir wollen den Leser nicht mit Rechnungen ermüden, wohl aber zur Illustration auf ein Beispiel hinweisen: in einem Wohnzimmer von $5 \times 5 \times 3 \cdot 5$ m $= 87 \cdot 5$ m³, welches von drei Personen besetzt ist, entfällt auf eine (von den Möbeln abgesehen) gegen dreißig Cubikmeter Luft; in einem Lehrzimmer von $9 \times 6 \times 4$ m $= 216$ m³, welches von 50 Schülern besetzt ist, kommt auf einen circa vier drei Zehntel Cubikmeter Luft; wären diese Schüler zehn-

jährige und würde die Luft viermal in der Stunde gewechselt, was eine recht gute Ventilationseinrichtung voraussetzt, so wäre doch bereits nach Verlauf einer Stunde das Pettenkofer'sche Maximum der Verschlechterung bloß infolge der Respiration und Perspiration erreicht; wären aber die Schüler sechzehnjährige, so wäre bei viermaligem Luftwechsel pro Stunde innerhalb der ersten das zulässige Maximum der Verschlechterung bereits beträchtlich überschritten und erst bei einem Luftraume von mehr als 7 m^3 pro Schüler (z. B. 30 Schülern in dem obigen Classenzimmer) mit viermaligem Luftwechsel pro Stunde die Möglichkeit gegeben, nicht schon innerhalb der ersten Unterrichtsstunde über das Maximum der Verschlechterung zu gelangen — immer bloß an die Athmung gedacht.

Wir wollen nun zunächst die Verhältnisse der Luftcuben und der künstlichen Ventilation betrachten; wie allgemein usuell wird hierbei von dem Vorhandensein der Möbel und eventueller Heizkörper im Zimmer abgesehen.

Anfang des II. Semesters 1896/97	benützte allgemeine Lehrzimmer	benützt von öffentlichen Schülern	der Gesammtluftraum der Zimmer betrug m^3	es entfielen daher auf einen Schüler durchschnittlich m^3
Gymnasien	1828	60.542	444.103·7	7·34
Realschulen	744	26.925	188.225·0	6·99
Mittelschulen...	2572	87.467	632.328·7	7·23

Dieser durchschnittliche Luftcubus muss als ein a priori nicht vermutheter, für die factischen Schulverhältnisse relativ recht günstiger bezeichnet werden; es ist hier wohl zu unterscheiden zwischen dem, was gesundheitlich ganz einwandfrei wäre, und dem, was die nothwendige Ökonomie, bezw. der Schulzustand an sich möglich und erreichbar machen.

Nun sind die Zimmer nicht alle voll besetzt, nähern sich aber alljährlich diesem Zustande; es wäre daher auch das Zukunftsbild von Interesse, d. h. der Status, welcher vorläge, wenn alle jene Lehrzimmer, den vorgesehenen Sitzeinrichtungen entsprechend, voll besetzt wären.

Zukunftsbild des Luftcubus	Zahl der verfüglich gewesenen allgemeinen Lehrzimmer	Gesammtzahl der vorgesehenen Sitzplätze	Gesammtluftraum aller verfüglichen allgemeinen Lehrzimmer	Es würde daher entfallen auf einen Schüler ein Luftcubus von m^3
Gymnasien	1858	72.458	450.156 5	6·21
Realschulen	750	80 258	189.709 2	6·27
Mittelschulen...	2608	102.716	639.865·7	6·23

Auch dieses Zukunftsbild wäre nicht ungünstig, allerdings wie das der Gegenwart unter Bedingungen, welche die später folgende Besprechung noch andeuten wird.

Die durchschnittlichen Luftcuben von 7·23, bezw. 6·23 könnten aber starke und ungünstige Excesse einschließen; den richtigen Einblick gibt die folgende Tabelle.

Es haben Cubikmeter Luftcubus pro Sitzplatz, Anzahl der einzelnen Lehrzimmer:

Luftcubus über und bis m³	über 2—3	über 3—4	über 4—5	über 5—6	über 6—7	über 7—8	über 8—9	über 9—10	über 10—11	über 11—12	über 12—13	über 13—14	über 14—15	über 15—26
Gymnasien	16	100	277	477	375	251	143	76	44	27	23	12	8	29
Realschulen	6	49	106	188	136	100	69	33	18	17	7	6	5	10
Mittelschulen...	22	149	383	665	511	351	212	109	62	44	30	18	13	39

Ganz schlecht sind die Luftcuben über 2 und bis 3, ungünstig auch noch die, welche nur zum kleineren Theile 4 m³ erreichen (3—4); in Summa 6·6% aller Zimmer, d. h. ca. jedes 15.; die über 4 bis 5 sind schon besser = 14·7% oder ca. jedes 7. Zimmer; mit guten Ventilationseinrichtungen wären hier besonders in unteren Classen (bei jüngeren Schülern) befriedigende Luftverhältnisse erreichbar; günstig, zum Theile sehr günstig liegen die Verhältnisse in 78·8% der Zimmer, für viele derselben allerdings nur, wenn die Ventilation zuhilfe kommt; es sind aber fraglos mehr als ³/₄ aller allgemeinen Lehrzimmer, falls in der Zukunft keine Pferchungen versucht werden, bezüglich des Luftcubus an sich recht zufriedenstellend.

Die stärkst vertretene Größe ist in beiden Arten von Schulen der Luftcubus über 5 und bis 6 m³.

Die Tabelle ist die Detaillierung des obigen „Zukunftsbildes“: gegenwärtig ist in Wirklichkeit das Verhältnis noch günstiger, doch konnte die analoge specificierte Tabelle nicht aufgestellt werden, da für die einzelnen Classen (Zimmer) nicht die Zahl der vorhandenen Schüler, sondern nur die Zahl der vorgesehenen Sitzplätze erfragt worden war. Es wurden zwar für beide Fälle (Gegenwart und Zukunft) der vorstehenden analoge Tabellen derart berechnet, dass für den ersten Fall von jedem Schulhause das Totale des Luftcubus aller benützten allgemeinen Lehrzimmer durch die erfragte Zahl der öffentlichen Schüler der Anstalt dividiert und der erhaltene Durchschnittscubus so oft in Rechnung gestellt wurde, als Classen (besetzte Zimmer) vorhanden waren; für das Zukunftsbild wurde analog verfahren, d. h. das Totale des Luftcubus aller vorhandenen allgemeinen Lehrzimmer jeder Anstalt durch die Zahl der dort vorgesehenen Sitzplätze dividiert und die betreffende

Durchschnittszahl so oft in Rechnung gestellt, als Zimmer vorhanden waren; es gestattet aber das Zusammenhalten dieser beiden Tabellen mit der oben abgedruckten specificierenden keinen sicheren Rückschluss auf die Gegenwart; der Versuch mit Hilfe der Proportionsrechnung aus den im Vorstehenden angedeuteten specificierten Tabellen und der oben abgedruckten das Fehlende zu reconstruieren, hat selbst für die durch große Zimmerzahlen repräsentierten Cuben wenig wahrscheinliche Ziffern ergeben, so dass auf die fragliche Specification verzichtet werden muss.

Man kann einem Schulbesucher meist nur einen bescheidenen Luftcubus im Lehrzimmer zuwenden: insofern wären die vorerwähnten factischen Verhältnisse, wie bereits betont wurde, vielfach recht erfreuliche; es geht aber auch aus dem schon S. 866—867 Gesagten hervor, dass jene „günstigen" Cuben in sehr vielen Fällen nur dann nicht gesundheitswidrig sind, wenn eine gut eingerichtete und gehandhabte Ventilation besteht; die zahlenmäßig bestimmte Leistung der Ventilationsanlage in den einzelnen Zimmern konnte keinen Gegenstand der Erhebungen bilden.

Künstliche Ventilation ist eingerichtet in Zimmern, bezw. Schulen:

	eingerichtet in Classen		hierbei wird von außen eingeführt									
			bestmögliche Luft in Classen			z. Th. bestmögliche Luft in				nicht bestmögliche Luft in Classen		
							mit Classen					
	Zahl	%	Zahl	d. i. % aller Zimmer	% der künstl. ventilierten	Schulen	Zahl	d. i. % aller Zimmer	% der künstl. ventilierten	Zahl	d. i. % aller Zimmer	% der künstl. ventilierten
Gymnasien . .	1106	59·5	595	32·0	53·8	35	306	16·5	27·7	205	11·0	18·5
Realschulen .	407	54·3	241	32·1	59·2	15	129	17·2	31·7	37	4·9	9·1
Mittelschulen	1513	58·0	836	32·1	55·3	50	435	16·7	28·8	242	9·8	16·0

Es sind also überhaupt nur gegen $^3/_5$ (58%) aller Zimmer künstlich ventiliert und nur etwa die Hälfte der künstlich ventilierten oder etwa $^1/_3$ aller erhalten hiebei die local bestmögliche Luft von außen zugeführt, d. h. in den sehr zahlreichen übrigen Fällen ist entweder künstliche Ventilation gar nicht eingerichtet oder aber die zugeführte Außenluft wird an Stellen entnommen, welche eine solche liefern, die von vorneherein bereits mehr als local unvermeidlich verschlechtert ist, ehe sie zugeführt wird.

Wie so häufig, zeigen auch hier die großen procentischen Ziffern für Gymnasien und Realschulen analoge Verhältnisse.

Dass nur etwa ein Drittel aller Classen mit der local bestmöglichen Luft versorgt wird und fast jede zweite Classe überhaupt

keine künstliche Ventilation besitzt, ist an sich sehr ungünstig; man würde aber unrichtig urtheilen, wenn man annähme, dass jenes relativ günstigst gestellte Drittel aller Classen nun wirklich zweckentsprechend ventiliert sei; man darf vielmehr das Gegentheil als richtig halten. Die bezügliche Ventilationseinrichtung genügt den berechtigten hygienischen Forderungen bezüglich des Quantums meist keineswegs, da die Anlage in den zahlreichsten Fällen, wenn nicht immer von der Heizung abhängig sein wird. Die Leistung ist dann in den Zeiten großer Kälte eine ausgiebige, sinkt aber z. B. gegen die Grenzzeiten der Heizperiode tief herab, während der Ventilationsbedarf unverändert bleibt. Trotzdem ist eine derartige Ventilation, ordentliche Einrichtung vorausgesetzt, weit besser als gar keine und wird an den meisten Orten noch lange einer der wichtigsten Behelfe zur Verbesserung der Luftverhältnisse in Schulen bleiben; dass aber selbst diese bescheidene Art der künstlichen Ventilation überhaupt nicht ordentlich eingerichtet ist, wird leider mehrfach ausdrücklich erwähnt und die Anlage mit Worten, wie „ganz unbrauchbar“, „schlecht und wertlos“ u. ä. charakterisiert; unter solchen Schulen befindet sich z. B. ein 1893 von einer Stadtgemeinde erbautes Gymnasium. Die Schulbauten, welche zur Ventilation nicht die local bestmögliche Luft erhalten, gehen mit ihren Bauzeiten auch bis in die jüngsten Jahre, so z. B. ein 1897 vom Staate erbautes Gymnasium, welches auch Abtrittsgeruch in Gängen meldet. Wir wollen hier weder die Gründe derartiger Misstände beleuchten, noch mit weiteren Details den Raum vergeuden; es ist übrigens außer Frage, dass die bezüglichen Meldungen noch zahlreicher gewesen wären, wenn das kritische Verständnis der Sache mehr Verbreitung hätte.[1])

---

[1]) Die Fragen bezüglich der Ventilationseinrichtungen lauteten: „. . . sind außer Fenstern und Thüren besondere Ventilationseinrichtungen angebracht?“ „Ist die Lage der äußeren Schlauchöffnungen (sic) so gewählt, dass sie die Zufuhr der local bestmöglichen Luft gestatten?“ Bei Ventilation abhängig von Heizung wäre Centralheizanlage oder Mantelofen das zugehörige Heizsystem; über die Heizung wird in einem späteren Capitel referiert werden; hier sei bemerkt, dass die Berechnung aus den dort anzuführenden Ziffern ergibt, es seien 9·7% aller 2608 Zimmer central, 35·6% der 2608 mit Mantelöfen beheizt gewesen; in Summa 45·3%. Da nun die künstlich ventilierten Zimmer laut obigen Nachweis 58·0% aller ausmachen, so könnte man meinen, es wäre eine größere Anzahl von Räumen (ca. 330) maschinell („mechanisch“) ventiliert: dies ist aber in den Gymnasien und Realschulen bestimmt nicht der Fall. vielmehr dürfte sich jene Differenz daraus erklären, dass die Auskunftgeber mehrfach in der Sache nicht klar sahen, z. B. nicht wussten, dass sie Mantelöfen hatten, während sie aus dem Vorhandensein einer Abluftöffnung in der Mauer schlossen, dass eine „besondere Ventilationseinrichtung“ vorhanden sei. Man meine nicht, dass diese Bemerkung leichtfertig niedergeschrieben sei; sie ist auf Grund des eingehenden Studiums der Antworten gemacht; wie weit die Unkenntnis geht, haben wir bei der Zusammenstellung der Auskünfte hinsichtlich mehr als eines Punktes wahrnehmen können; für den vorliegenden Fall sei z. B. bemerkt, dass

Die „besonderen Ventilationseinrichtungen“ finden ihre nothwendige und zweckgemäße Ergänzung in der Fensterlüftung während der Pausen; aus der Zahl und Dauer der Pausen, welche in einem später erscheinenden Stück dieser Serie besonders besprochen werden, folgt aber, dass selbst bei vollem Verständnisse und bestem Willen die Schulen nicht in der Lage wären, durch Handhabung der Fensterventilation die Luftverschlechterung entsprechend hintanzuhalten.

Nach den Auskünften in dem Fragebogen ist die Fensterlüftung der Classen eingeführt, in Zahl der Zimmer:

	vor dem Unterrichte				nach dem Unterrichte				in einem Respirium				in allen Respirien			
	im Sommer		im Winter		im Sommer		im Winter		im Sommer		im Winter		im Sommer		im Winter	
	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%
Gymnasien .	1803	97·0	1267	68·1	1828	98·4	1777	95·6	259	13 9	445	23 9	1442	77·6	788	42·4
Realschulen.	716	95·5	518	69·1	734	97 9	713	95·1	179	23·9	211	28·1	489	[illegible]5·2	249	33·2
Mittelschul.	2519	96·6	1785	68·4	2562	98·2	2490	95·5	438	16·8	656	25·2	1931	74·0	1037	39·8

Nur in sehr seltenen Fällen waren bei diesem Punkte die Auskünfte nicht ganz genau im Sinne der Fragestellung gegeben; für diese sehr wenigen Fälle wurde die Antwortertheilung nach der Wahrscheinlichkeit ergänzt.

Das Lüften vor dem Unterrichte anlangend, wäre zu wünschen, dass die wenigen Schulen, welche nach den Angaben im Sommer vor dem Unterrichte noch nicht lüften, dies doch auch thun möchten. Die Fensterlüftung im Winter vor Beginn des Unterrichtes sollte vielleicht noch allgemeiner gehandhabt werden als es der Fall ist. Die Lüftung vor dem Unterrichte, d. h. im Winter vor dem Eintreten der Schüler, ist u. a. deshalb speciell von Wert, weil die gasigen organischen Auswurfsstoffe der Lunge und Haut zähe in den Wandporen haften und mit ihren Fäulnisproducten die Luft ekelerregend machen („Schulgeruch“). Die Lüftung zu jeder Jahreszeit vor dem Unterricht ist daher eine vernünftige Forderung, für

ein Gymnasium, welches Feuerluftheizung anführt, die Frage nach der besonderen Ventilationseinrichtung außer Fenstern und Thüren negativ beantwortet. Bloß Circulationsheizung? Das ist denn doch gar zu unwahrscheinlich. Nicht eingerechnet wurde in die Schulen mit besonderen Ventilationseinrichtungen natürlich ein Gymnasium, welches Klappflügel an den Fenstern anführt. Vielleicht haben noch andere Schulen, welche die Frage nach den »besonderen Ventilationseinrichtungen« ohne Specification positiv beantworten, auch »Klappflügel« — die übrigens meist irrationell eingerichtet sind — und erkärt sich derart mit die obige Differenz der Procente. Sollten die »Klappflügel« das Resultat merklich beeinflusst haben (vgl. die eingangs dieser Anmerkung citierten Fragen), dann ist überhaupt die Ventilation unserer Mittelschulen noch schlechter bestellt, als sie oben im Texte charakterisiert wurde.

den Winter ganz besonders dort, wo nicht eine gute Ventilationsheizung zu jener Zeit gehandhabt wird; über die Temperaturfrage wird bei der Pausenlüftung das Nöthige gesagt werden.

Wie sehr die Fensterlüftung nach dem Unterrichte schon gewürdigt ist, zeigen die erfreulich hohen procentischen Ziffern für Sommer und Winter in beiden Arten von Schulen; die wenigen, welche hier noch auf die volle Summe fehlen, mögen sich beeilen, im Sommer und Winter nach jedem Unterrichtsschluss, z. B. auch bei vorhandenem Nachmittagunterrichte mittags, zu lüften, im Winter durch einige Minuten.

Dass nicht einmal drei Viertel aller Zimmer im Sommer in sämmtlichen Respirien gelüftet werden, ist nicht zu entschuldigen. Addiert man in der vorstehenden Tabelle die Procentzahlen für die beiden Rubriken „in einem Respirium“, „in allen Respirien“, so erhält man als Procente der Lehrzimmer, welche überhaupt innerhalb einer zusammenhängenden Serie täglicher Unterrichtsstunden mit Hilfe der Fenster gelüftet werden, die folgenden:

	Sommer	Winter
Gymnasien	91·5%	66·3%
Realschulen	89·1%	61·3%
Mittelschulen	90·8%	65·0%

In den Resultaten dieser Addition tritt wieder die Übereinstimmung des Verhaltens der Gymnasien und Realschulen hervor; bei der getrennten Darstellung in der großen vorangehenden Tabelle hat sich merkwürdigerweise gezeigt, dass von den Gymnasien ein größeres Procent mehrmal täglich innerhalb der Lehrstundenserie lüftet, als dies an den Realschulen Brauch ist; der Grund dieses Verhaltens ist uns unbekannt und lässt sich aus der bezüglichen Pausendauer nicht erklären.

Die auffallendste Thatsache, welche sich aus der letztangeführten kleinen Ziffernzusammenstellung ergibt, ist aber, dass sogar im Sommer ca. jedes 10. Zimmer während eines meist vierstündigen, zuweilen noch längeren Unterrichtes auch nicht einmal durch ein paar Minuten mit Hilfe der Fenster gelüftet wird. Das ist unverantwortlich. Bezüglich der winterlichen Fensterlüftung im Respirium ist es nicht ohneweiters möglich, zuverlässig berechtigte, strenge Kritik auf Grund der Zahlen für alle Zimmer zu üben; immerhin aber darf man sicher annehmen, dass jene rund 900 allgemeinen Lehrzimmer, welche auch nicht in einem Respirium im Winter mit Hilfe der Fenster gelüftet werden, bei weitem nicht alle, ja wahrscheinlich nur zum kleinen Theile sich in Gebäuden befinden, die so miserabel hergestellt sind, dass man die Schüler im Respirium nothwendig in den Lehrzimmern belassen muss.

Recht verbreitet ist z. B. die Fensterlüftung nach den Auskünften in den Fragebogen in den Mittelschulen Böhmens, wo sie nur sehr selten nicht gehandhabt zu werden scheint; bemerkenswert ist vergleichsweise die Auskunft eines Gymnasiums in einem

anderen Kronlande: in keinem Respirium wird gelüftet — künstliche Ventilationseinrichtungen fehlen — die Gänge riechen nach Abtritt.

Keinesfalls sollen sich die Schüler vor Beginn des Unterrichtes im Lehrzimmer aufhalten, was wir schon vor Jahren betont haben; dass öfter die Hausordnungen der Schulen diese verfehlte Einrichtung geradezu fordern, ist mit einer der zahlreichen Beweise dafür, wie wenig hygienisches Verständnis noch verbreitet ist. Verbringen die Schüler die Zeit vor Beginn des Unterrichtes im Lehrzimmer, so kann erwiesenermaßen daselbst durch die Athmung die Luft innerhalb des betreffenden kurzen Zeitstückes bis zum zulässigen Maximum verschlechtert werden, ehe der Unterricht beginnt. Ferner wirbeln die Schüler unnöthig den Staub auf; aus gesundheitlichen Gründen ist es ferner durchaus nicht zu billigen, dass die Zeit vor dem Unterrichte bereits sitzend verbracht werde, und vom pädagogischen Standpunkte ist zu bemerken, dass jene Spanne Zeit, wie bekannt, gerne zum Abschreiben von Aufgaben benützt wird. Hat ein Schüler den Trieb, ein Pensum zu recapitulieren — leider werden hier gerade solche Schüler vorwaltend in Betracht kommen, welche ohnehin zu Hause das Mögliche thun —, so mag er dies auf dem Gange oder einem sonstigen Erholungsplatze vornehmen, wo die gemeinsame Überwachung durch inspicierende Lehrer weit leichter gut durchführbar ist. Der hygienisch und pädagogisch rationelle Modus wäre also, die Schüler dazu zu verhalten, dass jeder nach Ankunft seinen Schulpack im Lehrzimmer ablege, das für die erste Unterrichtsstunde nöthige Material herausnehme, dann sofort das Lehrzimmer verlasse und die Schülermasse erst mit dem Glockenzeichen ohne Stürmen das Zimmer betrete, um sogleich die Plätze aufzusuchen.

Es halten sich nun die Schüler vor Beginn des Unterrichtes in Zahl der Schulen an den nachfolgenden Orten auf (L = Lehrzimmer, G = geschlossener Erholungsraum, d. h. Gang, Kleiderablage, glasgedeckter Hof, Studiensaal, Turnsaal, Vestibule, Vorzimmer; O = offener Erholungsplatz, d. h. offener Gang, Garten, Hof, Spielplatz, Straße):

	im Sommer							im Winter						
	L	L G	L O	L G O	G	G O	O	L	L G	L O	L G O	G	G O	O
Gymnasien .	119	13	9	11	6	7	27	126	17	8	9	15	3	14
Realschulen .	51	8	4	3	6	3	12	60	7	2	2	10	2	4
Mittelschulen	170	21	13	14	12	10	39	186	24	10	11	25	5	18
	60·9%						14%	66 7%						
	218 = 78·1%				61 = 21·9%			231 = 82·8%				48 = 17·2%		

In den sehr seltenen Fällen, in welchen ein Theil der Classen einer Schule für die Pausen die eine Art Aufenthaltsort hat, der andere Theil eine zweite, wurde jener Erholungsort in Rechnung gestellt, den die Mehrzahl der Classen benützt.

Bezüglich der Sommerzeit ergibt nun die Tabelle das höchst ungünstige Verhalten, dass sich jedenfalls in 60·9% aller Schulen die Schüler vor dem Unterrichte nur im Lehrzimmer aufhalten; bloß in einem guten Fünftel aller Schulen (21·9%) ist der Aufenthalt vor dem Unterrichte außerhalb der Zimmer Norm. Gewiss haben nicht über 60% aller Schulen so elende Baulichkeiten, dass die Schülermasse nicht vor dem Unterrichte im Sommer außerhalb der Zimmer gehalten werden könnte. Beweisend hiefür ist der Umstand, dass die folgende Anzahl der Häuser einen Hof oder Garten unmittelbar am Hause haben:[1])

	Zahl	d. h. % aller
Gymnasien	118	61·5
Realschulen	56	64·4
Mittelschulen	174	62·4

Die weitaus große Mehrzahl dieser Höfe ist auch wenigstens zum Theile windgeschützt und beschattet, und haben von diesen freien Plätzen unter oder bis höchstens 500 m² Fläche bloß 15 Gymnasien und 13 Realschulen, d. h. 28 Mittelschulen; wenn diese kleinen Höfe und Gärten alle auf die volkreichsten Schulen fielen, was gewiss nicht der Fall ist, so könnten doch noch immer 53·6% der Gymnasien und 49·4% der Realschulen, d. h. 52·3% der Mittelschulen ihre Schüler wenigstens im Sommer bei gutem Wetter vor dem Unterrichte und in den Pausen ausschließlich im Freien sich ergehen lassen; wie gesagt, ist aber diese Ziffer entschieden noch kleiner als die der Wirklichkeit entsprechende, da pro Schüler 1 m² Bodenfläche noch langen möchte, wenn diese Bemessung auch eine sehr bescheidene wäre. Man vergleiche übrigens hiefür auch die Sommerziffern bei O in der folgenden Tabelle; allerdings ist in der Fragestellung ein Manco, da die bezügliche Frage besser noch „bei gutem Wetter" „bei schlechtem Wetter" enthalten hätte, welche Specification in dem Bestreben, die Untertheilungen möglichst zu unterdrücken, weggelassen wurde.

Noch ungünstiger stehen die Verhältnisse im Winter, da in mehr als zwei Drittel aller Schulen die Schüler vor dem Unterrichte ausschließlich im Lehrzimmer gehalten wurden und nur in etwa einem Sechstel der Schulen (17·2%) ein rationelles Verfahren eingehalten ward.

---

[1]) Die näheren Daten über diese Verhältnisse werden sich in der S. 4, Anm. 1 erwähnten Abhandlung über Wohlfahrtseinrichtungen finden.

Der Aufenthaltsort der Schüler in den Pausen ist in Zahl der Schulen folgender (Zeichen wie früher):

	im Sommer							im Winter						
	L	L G	L O	L G O	G	G O	O	L	L G	L O	L G O	G	G O	O
Gymnasien . .	13	19	3	17	20	41	79	19	42	6	15	66	33	11
Realschulen .	5	10	3	5	10	20	34	11	19	1	4	39	11	2
Mittelschulen	18	29	6	22	30	61	113	30	61	7	19	105	44	13
	6·5%						40·5%	10·7%						
	75 = 26·9%				204 = 73·1%			117 = 41·9%				162 = 58·1%		

d. h. in gegen drei Viertel der Schulen halten sich die Schüler im Sommer während der Pausen — hoffentlich aller Pausen — überhaupt nicht im Lehrzimmer auf, in gegen drei Fünftel der Schulen im Winter; die größte Zahl der Schulen dürfte genügende Räume, bezw. Flächen haben, um die Schüler in allen Pausen aus den Lehrzimmern zu entfernen; dass in diesen Hinsichten beiweitem nicht immer rationell vorgegangen werde, lässt eine genauere Betrachtung der obigen Tabellen auch ohne Commentar vermuthen. Durch entsprechende Vertheilung der Classen auf die im Schulhause überhaupt verfüglichen Gänge, eventuell auch die in der folgenden Lehrstunde nicht benützten Lehrzimmer dürfte sich in manchem mangelhaft angelegten Schulhause noch etwas thun lassen. Es ist gewiss ein nichts weniger als idealer Zustand, wenn alle diese Ressourcen in Anspruch genommen werden müssen, es ist dies aber noch immer besser, als das Verbleiben der Schüler in jenen Zimmern, welche in der folgenden Lehrstunde wieder benützt werden müssen. Gegebenenfalls müsste bei der vorgeschlagenen Ausnützung des Hauses in den Respirien den Schülern die Benützung der nächstgelegenen Abtritte gestattet sein, ohne Rücksicht darauf, ob letztere sonst für andere Classen ausschließlich bestimmt sind.

Die Schüler sollen nicht nur überall, wo es die Raumverhältnisse irgend gestatten, jede Pause unbedingt außerhalb des Lehrzimmers verbringen, sondern dieses soll auch in jeder Pause, im Winter in jeder nicht zu kurzen gelüftet werden; dies dürfte im Winter noch bei einer Pausenlänge von 10 Minuten möglich sein. Es muss wohl im Auge gehalten werden, dass die Luft selbst nur einer geringen Wärmemenge zu ihrer Erwärmung bedarf, ein Opfer an Heizmaterial in dieser Hinsicht also nicht in Betracht kommt, und dass sich der Luftwechsel infolge Temperatur-

differenz zwischen Innen und Außen umso rascher vollzieht, je größer diese Differenz ist, d. h. dass man umso kürzerer Lüftungszeit bedarf, je niedriger die Außentemperatur ist, und im strengen Winter selbst mit einer minimalen (z. B. 1 Minute) beträchtliche Verbesserung erzielt, während der Rest der Pause bei Fortwirken der Heizung umsomehr zur Anwärmung der kalten Außenluft ausreicht, als die festen Körper (Mauern, Möbel) einen großen Wärmevorrath besitzen. Überdies ist kühle Luft im ausgeheizten Raume hygienisch für die Schüler nicht von Übel. Natürlich müssen von allen Fenstern so große Stücke als thunlich (besonders obere Stücke wären wichtig) sofort bei Beginn der Pause geöffnet werden und alle Schüler das Zimmer verlassen; bestimmt man für jedes Fenster einen und einen Ersatzmann und führt jeder Lehrer der Classe die Sache consequent durch, so wird man im folgenden Jahre nur in der ersten Schulclasse die Einführungsarbeit haben. Im Anfange wird man die Dauer der Lüftung in Minuten angeben müssen. Bringen die Schüler eine Lehrstunde in einem Zimmer für besondere Unterrichtszwecke (Physiksaal usw.) zu, so soll diese Chance regelmäßig benützt werden, um das betreffende leerstehende Lehrzimmer je nach der Jahreszeit verschieden lange Zeit hindurch zu lüften; eine Realschule meldet thatsächlich, dass sie diese lobenswerte Praxis handhabt.

Einen noch rascheren und ausgiebigeren Effect erreicht man dort, wo die Verhältnisse der Erholungsräume Zuglüftung (Fenster und Thüren offen) gestatten; in der warmen Jahreszeit sollten dort, wo die Schüler ins Freie (Hof usw.) gelassen werden können, Fenster und Thüren der Zimmer, sowie die Fenster der Gänge geöffnet werden, um das ganze Gebäude mit Luft auszufegen. Man überzeuge sich bezüglich des Effectes solcher Vorkehrungen mit einer gesunden Nase und im Winter auch mit einem guten Thermometer.

Verwendet man die Gänge dazu, um den Schülern beim Unterrichtsbeginne und nach Pausen eine möglichst wenig durch Athmungsproducte, Staub usw. verschlechterte Luft zu bieten, so darf man auch verlangen, dass diese Räume entsprechend erhellt und im Winter mäßig beheizt seien.

Es sind in Zahl von Schulhäusern die Gänge:

	direct erhellt			im Winter beheizt		
	alle	nicht alle	keiner	alle	nicht alle	keiner
Gymnasien	163	26	3	16	1	175
Realschulen	73	14	—	7	1	79
Mittelschulen	236	40	3	23	2	254

Wo die Gänge nicht direct erhellt sind, ist die Belichtung jedenfalls ungünstig; wo sie alle direct erhellt sind, was in der Mehrzahl der Schulen der Fall ist, wird diese Erhellung öfter gut, meist wenigstens erträglich sein, keineswegs aber immer, da z. B. die directe Erhellung der Gänge bloß von der Schmalseite aus, wenn sie von „Licht"-Höfen her geschieht, besonders in unteren Stockwerken das Meiste zu wünschen übrig lassen kann. Recht schlecht stehen die Dinge in puncto Beheizung; dass die größte Zahl der Schulen die Gänge nicht beheizt — vielfach fehlt wahrscheinlich die übrigens gewiss oft noch im Nachhinein mögliche Fürsorge —, ist m. E. eine Rücksichtslosigkeit gegen die Lehrer, welche so oft beim Stundenwechsel, öfter nach mehrstündigem angestrengten Sprechen diese Gänge passieren müssen und nicht selten in die Zwangslage kommen, hierbei Schüler anrufen zu müssen, um Ordnung zu schaffen oder solchen eine gewünschte Auskunft zu geben.

In der heißen Jahreszeit wäre es nothwendig, die Fenster während des Unterrichtes offen halten zu können, was öfter durch Außenlärm unmöglich gemacht wird, und zwar für allgemeine Lehrzimmer von

Gymnasien	650, d. h. 34·9%	aller,
Realschulen	292, d. h. 38·9%	„
Mittelschulen	942, d. h. 36·1%	aller.

Jeder Lehrer, welcher in einem derartigen Zimmer unterrichten muss, weiß, welche aufreibende Kraftvergeudung das Überschreien des Straßenlärms öfter selbst bei geschlossenen Fenstern fordert, wie schwer es ist, die Schüler, besonders ermüdete Classen, bei der Sache zu halten. Es ist zweifellos, dass manchmal eine locale Besserung durch Absperrung von Straßenstücken für den Wagenverkehr während der Unterrichtsstunden u. a. möglich wäre; die Rücksichtslosigkeit, Verständnislosigkeit, welche darin liegt, dass eine Schulhausfront mit Lehrzimmern so ungünstig situiert und später behandelt wird, ist charakteristisch; schwerlich würde sich ein anderer gebildeter Stand als jener der Lehrer solches bieten lassen. Als Ursache dieses für Lehrer und Schüler (Lüftung) gesundheitswidrigen, den Unterricht direct störenden Zustandes werden meist Straßengeräusche überhaupt angegeben, in mehreren Fällen auch anderes (Glockengeläute, Begräbnisse, Militärmusik, Exercieren), in einem Falle auch der große Hammer einer Gewerbeschule, in einem — der Betrieb eines im Schulhause eingemietheten Geschäftes; wir erinnern uns übrigens des Falles, in welchem Drehorgelspieler auf ihrem Scheine bestanden und die Schule nachgeben musste.

Eine Quelle mehrerer sanitärer Übelstände ist das Ablegen der Oberkleider, Regenschirme, Überschuhe im Lehrzimmer; diese Gegenstände werden abgelegt in Zahl der Schulen:

	im Lehrzimmer	z. Th. außerhalb der Lehrzimmer (d. h. Schirme, Überschuhe)	überhaupt außerhalb der Lehrzimmer
Gymnasien........	139	32	21
Realschulen.......	65	13	9
Mittelschulen......	204 [1])	45 [2])	30
	73·1%	16·1%	10·8%

[1]) Darunter ein Gymnasium, welches für ein Lehrzimmer die Kleiderablage außerhalb desselben hat.

[2]) Darunter drei Schulen, welche die Kleiderablage außerhalb der Lehrzimmer nur bei Regen und Schnee benützen. Dieser Vorgang ist aus verschiedenen Gründen nicht der beste; wo es möglich ist, sollen die Oberkleider bei jedem Wetter außerhalb der Zimmer abgelegt werden (Luftcubus, reflectiertes Licht der Wände, Einschränkung des directen Lichtzutrittes, wenn Fensterpfeiler benützt werden).

Dieser Punkt wird hier erörtert, weil namentlich die Luftgüte leidet; abgesehen von der Verminderung des Luftcubus exhalieren besonders die nassen Oberkleider im warmen Lehrzimmer Dünste, welche die Luft verschlechtern. Noch weit ärger ist die Luftverschlechterung durch das Tropfwasser der Kleidungsstücke, Schirme usw.; es bilden sich Wasserlachen, welche in den Fußbodenbelag und seine Fugen eindringen und die Zersetzung der organischen (fäulnisfähigen) Substanzen des Bodenstaubes und der Dielenritzen, sowie der Zwischendeckenfüllung bewirken. Dass in circa drei Vierteln aller unserer höheren Bildungsanstalten derartige Verhältnisse bestehen, kann nur durch Unwissenheit erklärt, aber nicht entschuldigt werden; es ist zu bedauern, dass nicht auch die Unkenntnis grober Gesundheitswidrigkeiten gesetzlich kein Entschuldigungsgrund ist. Unter den Häusern ohne Kleiderablagen befindet sich auch ein 1897 erbautes, von welchem man an dem betreffenden Orte aus uns unbekannten Gründen ganz Besonderes zu halten scheint.

Von beträchtlichem Belange für die Luftgüte namentlich in Bezug auf Staub ist die Beschaffenheit, Reinerhaltung und Reinigung der Zimmerfußböden.

Für dieses Moment ist schon von Bedeutung, ob ausreichende Vorrichtungen zum Reinigen des Schuhwerkes vom Straßenschmutze im Hause vorgesehen sind und entsprechend benützt werden; man muss, wie bei der Beurtheilung so vieler einschlägiger Fragen überhaupt, auch hier die Benützungsart des Schulhauses im Auge behalten: Hunderte jugendlicher Individuen treten im Zeitraume einer Viertelstunde ein. Der Gegenstand ist sanitär wichtig, da die Hauptmasse des Staubes bei feuchter

Straßenoberfläche zweifellos eingetragen, nicht eingeweht wird; der eingetragene Straßenschmutz wird, getrocknet, von vielen Schuhen fein verrieben, und die Beschaffenheit der, wie wir noch sehen werden, vorwaltend ganz unrationell hergestellten Zimmerfußböden erschwert außerordentlich die Reinigung. Die Frage, ob ausreichende Vorrichtungen zum Abputzen des Straßenschmutzes nahe dem Eingange vorgesehen seien, wird für 174 Gymnasien und 84 Realschulen, d. h. 258 Mittelschulen bejaht, jene Vorrichtungen fehlen also nur in 7·5% aller Mittelschulen (warum?). Darnach, ob die Schüler auch consequent zu ausgiebiger Benützung jener Vorrichtungen angehalten werden, wurde nicht gefragt. Wir möchten für die linealförmigen, in entsprechender Länge nahe der Wand des Einganges in geringer Höhe über dem Fußboden verlaufenden Eisenstreifen plaidieren, weil diese Vorrichtungen ermöglichen, auch den einspringenden Theil der Schuhsohle auszukratzen. Bei Benützung anderer, z. B. der gitterförmigen Scharreisen, werden die angedeuteten Schmutzreste vielfach zum Theile ins Zimmer gebracht werden, wo sie getrocknet abfallen und verrieben werden. Auf dem weiteren Wege, wenn nicht früher, auf dem ersten Treppenabsatze, wäre eine größere Fläche mit einer Anzahl kleinerer aneinanderstoßender Cocos- oder Strohmatten zu belegen, um die letzten gröberen Schmutzreste, auch die seitlich am Schuhe haftenden abzuputzen. Nimmt man nur eine große Matte, so wird der Mitteltheil bald durchgetreten, während man kleinere wiederholt anders gruppieren, übrigens auch bequemer reinigen kann.

Die Fußböden bestehen in Zahl der Lehrzimmer aus:

	weichen			harten			Xylolith
	Dielen	Riemen	Bretteln	Dielen	Riemen	Bretteln (Parquetten)	
Gymnasien	1373	22	109	—	20	333	1
Realschulen	584	16	20	8	—	116	6
Mittelschulen	1957	38	129	8	20	449	7
				484 = 18·6%			

Weiche Böden sind für Schulzimmer aus gesundheitlichen Gründen verwerflich; ob sie vom nackten Geldstandpunkte zu empfehlen wären, ist fraglich, da sie sich bei der intensiven Benützung des Schulzimmers rasch abnützen. Jedenfalls splittern sie bald und spotten dann den Bemühungen, sie im Schulzimmer einigermaßen staubfrei zu erhalten; weiche Dielen, welche in der Tabelle mit der größten Zahl figurieren, lassen überdies weite

Schwindfugen entstehen; diese sollen wenigstens gut ausgespähnt werden, damit sie den Schmutz nicht in Massen aufnehmen und bei jeder nassen Reinigung viel Wasser eindringen lassen, welches Fäulnisprocesse der organischen Antheile des Staubes hervorruft. Gut geeignet sind harte Brettelböden (Fischgrätenmuster) in Feder und Nuth auf eine dünne Schichte Asphalt verlegt oder Xylolith in Flötzen; solche Böden haben nur etwa 18% aller unserer allgemeinen Lehrzimmer. Sollte irgendwo ein neuer Boden gelegt werden müssen, was bei weichen gewiss eintreten wird, so sorge man dafür, dass die neue gute Bodendecke nicht unter dem Kathederpodium, sondern auf diesem ihre Fortsetzung finde.

Hygienisch wichtig ist ferner die richtige Behandlung der Bodenoberfläche (Einlassen, Reinigen), wovon u. a. das nächste Stück handeln soll.

Wien. Leo Burgerstein.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Griechische Literaturgeschichte mit Berücksichtigung der Geschichte der Wissenschaften von Dr. Alfred Gercke, o. ö. Professor der classischen Philologie in Greifswald. Leipzig 1898. (Sammlung Göschen.) 8°, 176 SS.

Wenn diese Literaturgeschichte für weitere Kreise der Gebildeten bestimmt sein sollte (und das scheint aus gewissen Notizen elementaren Charakters hervorzugehen, wie z. B. dass der Name Lyrik von Lyra, Leier herkomme [S. 46], Elektricität von Elektron, Bernstein [S. 71]), so möchte ich sie nicht allzu warm anempfehlen: das massenhafte gelehrte Gestrüpp gleich am Anfange und auch weiterhin wird einen Leser dieser Gattung gar bald am Vordringen hindern. Wendet sich jedoch das Büchlein an Leser von Fach oder doch an Studierende der classischen Philologie, so sei es mit dem Hinweise darauf empfohlen, dass es wirklich alles enthält, was man für die Quintessenz wissenschaftlicher Forschung auf diesem Gebiete ansehen kann. Da nun aber nach meiner Meinung in einem Büchlein, das auf so engem Raume so viel bieten will, jedes Wort Gold sein muss, auch in stilistischer Beziehung, so wollen wir die Arbeit unter ein schärferes Glas nehmen und die Flecken aufzeigen, die einige Flüchtigkeit bei der Abfassung, hie und da Unklarheit und Unrichtigkeit, endlich Unvollständigkeit verschuldet hat.

S. 11 heißt es: 'Das ganze Volk dichtete und sang, die besten Lieder wurden weiter verbreitet.' Das ist unrichtig. Ein ganzes Volk mag sangeslustig sein, aber nie dichtet ein ganzes Volk: das thun immer nur Einzelne. S. 12 sollte es statt 'auf dem Tanzplatze, dem Chore' heißen: 'auf dem T., dem χορός', denn 'Chor' heißt nie 'Tanzplatz'. Unlogisch heißt es S. 21: 'ob Homer ein wirklicher Dichter' (Gegensatz: und kein Dichterling) 'gewesen, oder eine mythische Person'. Eigenthümlich nimmt sich S. 24 die Behauptung (ohne Zeugnis!) aus, dass die

Ἰλιὰς μικρά in vier Büchern den ganzen Krieg so gedrängt enthielt, dass man daraus mehr als acht Tragödien hätte machen können. S. 15 sagt G., dass, wie einst die Helden selbst, so später gottbegeisterte Sänger im Männersaale der Vornehmen die alten Lieder ... vorzutragen pflegten. Er denkt dabei doch hoffentlich nicht an Achill in der Ilias. Aber an wen denn? S. 29 lesen wir, dass in Hesiods 'Tagen' 'das jetzt lebende eiserne Geschlecht mit Lug und Trug und Gewaltthat geschildert wird', S. 37 stirbt der Lyderkönig Gyges 658/48. S. 41 ist die Behauptung, Theognis lobe die Partei der Edlen und schmähe die Schlechten ungenau, die Erklärung, dass jene die Aristokraten (Oligarchen), diese die Gemeinen seien, ist unentbehrlich. Daselbst erfahren wir von Theognis nicht einmal, dass er in die Verbannung gehen musste. Ganz verworren und unlogisch ist das, was S. 44 über die Etymologie des Wortes Jambus gesagt ist. S. 45 heißt es von Archilochos' Gedichten, sie seien 'Kinder des Augenblicks'. Das kann der Verf. nicht wissen: nur eines dürfen wir sagen, dass es Gelegenheitsgedichte waren. Ganz falsch heißt es daselbst, dass dieser Dichter in seinen 'Epoden' eine Vorstufe der lyrischen Strophenbildung schuf. Über den Ursprung der Strophe möge der Verf. Westphal nachschlagen. Unverständlich sind S. 48 die Worte: „.... Logaöden, bei denen der epische $^4/_4$-Takt durch Zweitheilung nach Längen und Kürzen aus musikalischen Rücksichten aufgegeben wurde." Dass Alkaios die bekannten Worte *ἰόπλοκ' ἄγνα μελλιχόμειδε Σάπφοι* verbunden mit *θέλω τι ϝείπην, ἄλλα με κωλύει αἴδως* der Sappho zugesungen und diese darauf mit *αἰ δ' ἦχες ἔσλων ἴμερον ἢ κάλων* usw. geantwortet habe (S. 49), gehört heute ins Reich der Fabel. Bei Sappho erfahren wir über deren Freundinnen und Gefährtinnen nicht, dass es ihre Schülerinnen waren, wohl aber dass ein Dichterinnenbund (!) sie mit jenen vereinte. S. 51 hätten Sapphos Dichtungen für Choraufführungen denn doch näher bezeichnet zu werden verdient (Epithalamien und Partheneien). S. 54 wird die Worte 'nach dem lesbischen Sänger' wegen des Doppelsinnes der Präposition schwerlich jemand verstehen (also besser: 'erst nach ....'). Dass Alkman aus dem messenischen Dorfe Messoa stammte (S. 55), ist nichts weniger als bewiesen. Dass die Auffassung der Verse des Bakchylides Fr. 1 (S. 60), aus denen der Verf. auf die Leichtlebigkeit des Dichters schließt, falsch ist, haben die neugefundenen Lieder des Dichters gelehrt. Dass bei Bakchylides auch Nüchternes und Frostiges unterlaufen sei (S. 60), ist nicht für diesen Dichter charakteristisch, es findet sich, fast noch öfter, auch bei Pindar und sonst. S. 65 behauptet der Verf., dass 'dem verstandesmäßigen Grübeln der Jonier und ihren Stoffen der Zwang der Metrik nicht mehr genügte zum passenden Ausdrucke der Gedanken', S. 67 heißt es, dass Herodot in unserer Zeit den Ehrentitel 'Vater der Geschichte' ohne

Grund erhalten hat: aber so nennt ihn bekanntlich schon Cicero (de legg. I 1). Warum werden die Reisen des Herodot ganz und gar nicht näher bestimmt? Anaximandros von Milet soll seine Schrift 'über die Natur', 64 Jahre alt, wie er vielleicht selbst sagte, um 547/6 ... verfasst haben. S. 77 setze vor „Die Vormacht usw." das Wort „Athen". S. 80 ist Folgendes völlig unverständlich: Aischylos ... seit 485 in Athen ... als Meister anerkannt, so dass für ihn später Perikles mit einem Chore auftrat." S. 86 lesen wir folgendes stilistische Meisterstück: „Antigone geht hinein in den ihr verhängten Tod, der den Haimons, Kreons Sohnes und ihres Geliebten, sowie seiner Mutter nach sich zieht". Dass wir den Schluss der Sophokleischen Elektra (Mord der Mutter und des Aigisthos) als 'lästige Zugabe' empfinden, dürfte nicht jedermann dem Verf. einräumen. S. 92 schreibe statt 'die Gewohnheit der Dramatiker' vielmehr 'die Verpflichtung der Dr.' S. 95 trägt der Verf. wohl die Farben zu stark auf, wenn er sagt, dass die Melodien des Euripides wie die Lieder und Couplets unserer Operetten sich gut zu Gassenhauern geeignet haben. S. 96, Z. 2/3 v. o. und S. 161, Z. 6 v. o. ist 'wundersam' ein verfehlter Ausdruck. S. 99 möchte ich der Deutlichkeit wegen lieber so schreiben: 'Durch Epicharmos aus dem sicilischen Megara', S. 105, Z. 7 wäre gut, vor Solon einzuschalten 'den'. S. 112 dürfte der Verf. kaum allgemeine Zustimmung finden, wenn er die Aufnahme von Reden in Geschichtswerke kurzweg eine 'Unart' nennt, noch dazu bei Thukydides! Unrichtig ist es, wenn S. 115 von Protagoras gesagt wird, er habe seine Schüler gelehrt, mit gleicher Geschicklichkeit jeden Satz zu vertheidigen und dann umzustoßen. Heißt 'Logographen' wirklich so viel wie 'Schreiberseelen'? Ist es richtig zu sagen, dass eine Rede nach dem Staube des Studierzimmers 'schmecke'? S. 119 erhält Demosthenes das Prädicat Demagoge' (Verf. hat es doch nicht aus Plut. Dem. 25 herübergenommen?), und es wird uns gerathen, die Reden des Demosthenes nur einzeln zu lesen, ohne den Gang der Politik zu verfolgen. Kann man ἐπίδειξις mit 'Schauvortrag' wiedergeben? Stiefmütterlich ist Sokrates (S. 122 f.) behandelt: wer wird aus den paar Sätzen, die der Verf. ihm widmet, die welthistorische Bedeutung des Mannes zu erkennen vermögen? Aber auch von Platos Ideenlehre wird sich aus dem S. 125 Gesagten kaum jemand einen rechten Begriff machen können. S. 138 ist die Rede von 'gewandten aber freien Sklaven'. S. 148 liest man, wie folgt: 'von den Statuen und Büsten, die hier aufgestellt waren, sind einige größere Vasen mit Inschriften erhalten'. Eigenthümlich wirken auf den Leser die den Archimedes betreffenden Worte S. 15 '... und der die Erde aus den Angeln gehoben hätte, wenn man ihm einen festen Punkt außer ihr gegeben hätte'. Ein arger Schnitzer passiert dem Verf. S. 159, wo er des Philetas

ἄνακτα mit 'Unberührtes' wiedergibt, als käme das Wort vom lateinischen *tango!*

Haec hactenus: *φωνάεντα συνετοῖσιν.*

Wien. Hugo Jurenka.

Teubner'sche Schülerausgaben. Briefe aus Ciceronischer Zeit, herausgegeben von C. Bardt. 1. Heft. Text. 2. Heft. Commentar, 1. Theil. Leipzig 1898.

Den zahlreichen Schülerausgaben von Briefen Ciceros, die das letzte Jahrzehent hervorgebracht hat, reiht sich nunmehr die vorliegende an. Der Grund, dass gerade die Briefe Ciceros so vielfach in Deutschland für Schulzwecke bearbeitet werden, liegt darin, dass bekanntlich gerade diese Briefe nach den neuen preußischen Lehrplänen stark in den Vordergrund der Lateinlectüre gerückt worden sind, und Ref. kann nur wiederholt seinem Bedauern Ausdruck geben, dass nach unseren Instructionen diese Lectüre, welche das Interesse der Schüler in hohem Grade zu fesseln geeignet wäre, von den österreichischen Gymnasien ausgeschlossen ist. Die Anlage der vorliegenden Ausgabe ist folgende: Das Textheft enthält zunächst eine sehr geschickte Auswahl aus Ciceros Briefen, im ganzen 114. Dieselben sind in vier Bücher geordnet. Das 1. Buch betitelt sich 'Cicero als Consular und Proconsul' (62—50 v. Chr.), das 2. Buch 'Cicero während des Bürgerkrieges' (49 v. Chr.), das 3. 'Cicero unter Cäsars Herrschaft' (46—44 v. Chr.), das 4. 'Nach den Iden des März' (44—43 v. Chr.). Mehr als zwei Drittel der aufgenommenen Briefe sind Briefe Ciceros, der Rest stammt von hervorragenden Zeitgenossen. An den Text der Briefe schließt sich im Anhange eine 'Römische Tagesberechnung in Ciceronischer Zeit' und eine überaus zweckmäßig angelegte chronologische Übersicht der Jahre 63—43 v. Chr., in welcher nicht nur die Namen der Consuln der einzelnen Jahre, sondern auch die Namen der übrigen wichtigeren Beamten angegeben werden, worauf dann noch eine Skizze der bedeutsamsten Ereignisse des betreffenden Jahres insbesondere mit Rücksicht auf Cicero geboten wird, was dem Schüler zur raschen Orientierung in der Zeitgeschichte bei der Präparation sicher sehr gute Dienste leisten wird. Ein sorgfältig gearbeitetes Namensverzeichnis, das die Namen der Personen und Örtlichkeiten bündig erläutert, und eine Karte Italiens und Kleinasiens, des Schauplatzes der Briefe, beschließen das Heft. — Der Commentar, von dem vorläufig nur die erste Hälfte erschienen ist, wird auf dem Titelblatte als zu den Schülerausgaben des Teubner'schen Verlages gehörig bezeichnet, leistet aber in der That weit mehr, als er verspricht, und tritt gewissermaßen aus dem Rahmen der übrigen Commentare dieser Art heraus. Denn während bei den meisten Schülerausgaben die

Erklärung in einer mehr banausischen Weise den Bedürfnissen der Schüler in sprachlicher und sachlicher Hinsicht entgegenkommt und das Wesentliche der Erklärung darin besteht, dass auf eine gute deutsche Übersetzung durch Darbietung mehr oder weniger reichlicher Übersetzungshilfen hingearbeitet wird, steht die Erklärungsweise Bardts auf einem viel höheren Standpunkte; nicht etwa, dass jemals die Rücksicht auf die Schüler, für die der Commentar geschrieben ist, beiseite gesetzt würde, aber B. bietet keine sozusagen an der Scholle des einzelnen Wortes klebende Erklärung, sondern, indem in eindringender Weise jeder Brief als Ganzes erörtert wird, die Stimmung und die Situation, in der der Brief geschrieben wurde, wie nicht minder die Verhältnisse des Adressaten in scharfe Beleuchtung gerückt werden, wird die beste Vorbereitung für den folgenden Brief geschaffen. Demselben Zweck dient auch die den einzelnen Briefen voraufgeschickte sorgsame Darlegung des Gedankenzusammenhanges, die bei vielen in fliegender Hast geschriebenen Briefen, in denen der Sinn durch starke Ellipsen verdunkelt ist, die sprunghafte Gedankenübergänge und eine scheinbar ganz planlose Anlage aufweisen, kaum zu entbehren ist. Als besonders gelungene Beispiele einer lichtvollen Erläuterung der bezüglichen Briefe seien hier angeführt: die Einleitung zu den Briefen 27—36 der Auswahl (S. 91—96), zu dem Briefe an Cato (fam. XV 4), an Ap. Claudius Pulcher (fam. III 7). Aber geradezu meisterhaft ist die psychologische Analyse des Briefes fam. VIII 17, eines höchst interessanten, lehrreichen Billets, das der gegen Cäsar gereizte und förmlich krankhaft gestimmte Caelius an Cicero richtet. Dieses Schreiben, das bei der aufgeregten, abgerissenen Redeweise des Caelius, bei der Verachtung jedes geordneten Gedankenüberganges Räthsel über Räthsel bietet, erfährt durch die oben gekennzeichnete Erklärungsweise B.s eine so treffliche Erläuterung, dass weder in Bezug auf den Gesammteindruck noch in Bezug auf das geringste Detail irgendeine Unklarheit bestehen bleibt. Durch diese Einleitungen wird demnach die Einzelerklärung stark entlastet. Hier versteht es B. in ausgezeichneter Weise, zu einer geschmackvollen deutschen Übersetzung anzuleiten, oder bietet dieselbe passenden Ortes auch selbst in mustergiltiger Form. Diese sprachlich-stilistischen Bemerkungen zeigen dem Schüler an charakteristischen Beispielen anschaulich die Verschiedenheit der Ausdrucksmittel im Deutschen und Lateinischen und repräsentieren so in ihrer Gesammtheit gewissermaßen eine praktische lateinische Stilistik.

Aus der Fülle feiner sprachlicher Beobachtungen seien hier zur Charakterisierung der Eigenart und Selbständigkeit derselben einige angeführt, so zu fam. XV 4, 2 '*quibus in oppidis cum magni conventus* f u i s s e n t, *multas civitates falso' aere alieno liberavi*' bemerkt B.: 'Das Plusq. für uns auffallend'. Das Lateinische ist ungenau nach der umgekehrten Seite wie das Deutsche:

wir setzen im Als-Satze vielfach das Imperfectum, wo logisch das Plusq. erforderlich ist, der Lateiner, weil er an das Plusq. gewöhnt ist, manchmal dieses, wo logisch das Impf. zu erwarten ist. Ähnlich im selben Briefe §. 6 *cum essem moratus,* de fin. II 16, 54 '*cum praetor quaestionem exercuisset, aperte cepit pecunias*' — eine durchaus zutreffende Beobachtung. Sehr schön und lehrreich ist auch zu fam. V 7, 2 die Note zu *tuae erga me voluntatis* über die richtige Abtönung der Übersetzung von Wörtern wie *amicitia, voluntas, studium, officium, necessitudo.* Insbesondere zur Übersetzung von *amicitia* bemerkt B. mit Recht: 'Es ist zu beachten, dass die Wörter *amicus* und *amicitia* in einer Zeit, die innerlich von Hass und Zwietracht zersetzt ist, aber Versicherungen der Freundschaft beständig im Munde führt, ganz abgebraucht und entfernt nicht so stark sind wie unser 'Freund' und 'Freundschaft'. Man wird gut thun, sich oft mit der Wiedergabe durch 'freundschaftl. Beziehungen' oder mit der bloß andeutenden Übersetzung 'Beziehungen' zu begnügen.' — Ein frischer Ton belebt auch viele Anmerkungen — gar nicht zum Schaden der Sache, so etwa fam. XV 4, 11: '*ad caelum extulisti* müssen wir wohl durch ein 'beinahe' mildern: bei uns ist der Weg zum Himmel weiter als bei den Römern, die einen Menschen durch Gemeindebeschluss kurzweg zum Gotte machten.' — Indem der gelehrte Herausgeber aus seiner reichen Belesenheit schöpft, weiß er für gewisse sprachliche Erscheinungen treffende Analogien beizubringen, und zwar sehr häufig, was besonders willkommen ist, aus dem Kreise der von den Schülern bereits absolvierten Lateinlectüre. So würde es sich meines Erachtens auch empfehlen, fam. VIII 17, 1 zu den Worten des Caelius '*mirificum civem agis:* du spielst den vortrefflichen Bürger' auf das ganz ähnliche, dem Schüler an significanter Stelle in der Horazlectüre begegnende Beispiel hinzuweisen: Serm. II 6, 111 *bonisque* | *rebus agit laetum convivam.* — In demselben Briefe (fam. VIII 17) möchte ich glauben, dass §. 2 in den Worten *doloris atque indignitatis causa* ein ἓν δ. δ. vorliege, und dass hier *indignitas* in objectivem Sinne zu fassen sei = 'unwürdige Behandlung, Zurücksetzung', also 'Schmerz über die Zurücksetzung'. Zu dieser Bedeutung von *indignitas* vgl. Liv. I 34, 5 [*Tanaquil*] *ferre indignitatem non potuit,* ebenso Liv. VI 16, 3, XXVI 40, 7. — Die 39 Seiten umfassende Einleitung des Commentars darf als der Höhepunkt des Ganzen bezeichnet werden. In fließender, oft glanzvoller Darstellung wird hier nicht nur dem Schüler eine vortreffliche und fesselnde Einführung in die Lectüre der Briefe Ciceros geboten; auch jeder Lehrer des Lateinischen wird aus diesen Darlegungen eines hervorragenden Kenners der Briefe Ciceros und der bezüglichen Zeitgeschichte mannigfache Anregung und Belehrung empfangen. 'Im ersten Capitel wird zunächst die wahrscheinliche Entstehung der Ciceronischen Briefsammlung erörtert. Es ist zweifellos ein glücklicher Gedanke B.s, zur Erklärung der Frage,

wie diese Sammlung zustande gekommen sei, auf die Art hinzuweisen, wie in neuerer Zeit die Sammlungen Schiller'scher und Goethe'scher Briefe entstanden sind. Für die Atticus-Briefe nimmt B. eine ähnliche Art der Entstehung an wie bei dem Schiller-Körner'schen Briefwechsel: 'Der Empfänger bewahrte sie auf, ordnete sie, zeigte sie im hohen Alter als einen seltenen Schatz guten Freunden, aber erst nach seinem Tode gestattete er der Gesammtheit den Einblick, gab aber, darin Körner unähnlich, den Herzensergießungen seines Freundes nicht eine Zeile seiner Feder bei.' Atticus habe wahrscheinlich aus dem Nachlasse Ciceros seine Briefe zurückgefordert und dann aus Vorsicht für immer der Öffentlichkeit entzogen; auch die Briefe des letzten Jahres (43 v. Chr.), die noch Nepos bei Atticus gesehen, dürfte Atticus unterdrückt haben, wahrscheinlich wegen starker Ausfälle gegen den nachmaligen Kaiser Augustus. — Für die Entstehung der sogenannten *epistulae ad familiares* stellt B. folgende scharfsinnige Hypothese auf: Er vermuthet, dass ad Att. XVI 5, 4 in den Worten *habet Tiro instar septuaginta* eine tiefere Verderbnis mit Zeilenausfall stecke, und dass vielmehr zu schreiben sei *h. T. instar heptateuchon,* es sei also damals (44 v. Chr.) im Besitze Tiros eine noch nicht geordnete Masse von Briefen gewesen, aus der man 'so etwas wie ein Werk von 7 Büchern' machen konnte. Dies seien die Bücher I, II, III, IIII, VI, XIII, XV; dieser Theil der Correspondenz sei verhältnismäßig wohlgeordnet. Und wenn Cicero überhaupt seine Absicht, an der Redaction seiner Briefe mitzuwirken, ausgeführt habe, so sei in diesem bestgeordneten Theile des Corpus seine Hand zu erkennen; auch gewisse zweifellose Streichungen weisen darauf hin, die der sammelnde Freigelassene sich nimmermehr erlaubt haben würde. Wichtig ist die Bemerkung, dass Cicero wahrscheinlich die dictierten Concepte oder eine von dem Original genommene Abschrift aufzubewahren pflegte, woher sie dann für die Veröffentlichung genommen werden konnten. Die Bücher X, XI, XII der Sammlung *ad familiares* und die Brutus-Briefe bilden nach B. eine Gruppe für sich, sie haben gemeinsam, dass sie keinen vor Cäsars Tod geschriebenen Brief enthalten, und dass sie auch die Briefe der Correspondenten Ciceros und zwar, wie es scheint, vollständig und wohlgeordnet enthalten. Diese Gruppe denkt sich B. so entstanden, dass in Ciceros Registratur Fächer für die verschiedenen Correspondenzen eingerichtet waren, in die ein jeder Brief Ciceros entweder im Concept oder in Abschrift eingelegt und desgleichen jeder eintreffende Brief dann dazugelegt wurde. Überhaupt sei die Sammlung der Briefe *ad fam.* im ganzen nicht so schlecht geordnet, sondern von Tiro vielmehr ganz leidlich für den Zweck eingerichtet, die Hauptepochen von Ciceros Leben seit seiner Rückkehr aus der Verbannung zu beleuchten. — Das zweite Capitel der Einleitung gibt eine vortreffliche Würdigung der unvergleichlichen Bedeutung des Ciceronischen

Briefwechsels. Treffend bemerkt B. unter anderem Folgendes: 'Die zahlreichen Briefe in griechischer Sprache, die uns die ägyptischen Papyri gebracht haben, stammen von unbedeutenden Personen. Es ist daher etwas noch nicht Dagewesenes, dass aus einer Zeit, die eine hochentwickelte Cultur, leidenschaftliche Parteikämpfe, eine ganz beträchtliche Anzahl ausgeprägter Persönlichkeiten aufzuweisen hat, nicht viel weniger als 1000 Briefe vorliegen, die die chronologische Ordnung der überlieferten Ereignisse sehr wesentlich fördern, eine Fülle von Details zur Kenntnis der Zeit liefern, von den Formen des amtlichen wie vertraulichen Verkehres uns eine lebhafte Vorstellung geben, besonders in die Seele der mithandelnden Personen so tiefe Einblicke gestatten. Die spätere Zeit bringt wohl größere Briefwechsel, wie den des jüngeren Plinius, des Fronto, Symmachus, aber weder ihre Form, noch ihr Gedankengehalt, noch die Bedeutung der darin handelnd und redend auftretenden Personen gestattet eine Vergleichung mit der Ciceronischen Correspondenz.' — In demselben Abschnitte gibt B. noch eine nützliche Belehrung über die Art der Briefbeförderung in jener Zeit, über deren Kostspieligkeit, die Gefahr der Verletzung des Briefgeheimnisses und die Mittel, sich dagegen zu verwahren, endlich über die Schreibmaterialien und die Curialien des Briefstils. Zu diesen rechnet B. die dem Lateiner eigene Tempusgebung des Briefstils, deren Besonderheit anschaulich erläutert wird. — Der dritte Abschnitt erörtert die antike Theorie des Briefstils, deren Regeln, wie B. zeigt, Cicero bekannt gewesen sein müssen. Hier gibt B. auch eine Analyse der äußeren Form des Briefes und hebt mit Recht hervor, wie Cicero als guter Stilist gewisse starre und formelhafte Wendungen des Briefstils zu variieren wusste. — Wahrhaft goldene, beherzigenswerte Bemerkungen zur Würdigung der Briefe Ciceros enthält Capitel IV der Einleitung, in welchem B., um schiefen und ungerechten Urtheilen zu begegnen, mit Nachdruck darauf hinweist, dass in jener Zeit, welcher Ciceros Briefe entstammen, die Naivetät der Gemüther und jene Entwicklungsstufe der Menschen längst dahin war, in der jedes Wort noch wirklich das bedeutete, was es besagt, wo ein Auseinandergehen von Gedanken und Äußerung noch kaum vorkam. Es war eine ausgesprochene Welt der Convention in die Erscheinung getreten, die es ermöglichte, dass grundsätzliche Gegner im täglichen Leben einander friedfertig und verträglich begegneten. Mehr noch als vom mündlichen Verkehre gelte das vom brieflichen, weil man ja den Angeredeten für sich günstig stimmen wolle, indem man seiner Persönlichkeit Anerkennung spende, das Gemeinsame in den Ansichten betone, das Trennende aber zurücktreten lasse. *Man dürfe daher nicht gleich von Verlogenheit sprechen, wenn stark verbindliche Wendungen in einem Briefe an Fernerstehende mit offenherzigen Äußerungen in einem Briefe an einen vertrauten Freund in Gegensatz treten,* und doch

hätten selbst große Gelehrte, wie B. richtig hervorhebt, hierin schwer geirrt. — Der letzte Abschnitt der Einleitung gibt ein scharf gezeichnetes Bild der Persönlichkeit Ciceros selbst und der Stellung. die er in seiner Zeit einnahm. Entprechend dem an die Spitze dieses Theiles gestellten Motto *'neque lugere neque ridere neque detestari, sed intellegere'* sucht B. die treibenden Kräfte in Ciceros Charakterentwicklung objectiv darzulegen, indem er sich gleichmäßig von übertriebener Bewunderung fernhält wie von einseitiger Gehässigkeit. Dieses Capitel gehört zu dem Besten, was je zur Beurtheilung des Charakters Ciceros geschrieben worden ist. So möge denn hier aus dieser schönen Darstellung eine Stelle platzfinden, in der B. gewisse unleugbare Mängel der Beredsamkeit Ciceros, ohne sie zu beschönigen, doch zu erklären sucht (S. XXXIV): 'Die Billigkeit gebietet, nicht zu vergessen, dass alle diese Mängel mit dem schweren Gebrechen einer entsetzlichen Zeit eng zusammenhiengen. Romanische Hörer dulden, ja verlangen eine Wortfülle, die dem kühleren Nordländer wohl mit Recht als Bombast erscheint, und die wüste Menge einer zuchtlosen Weltstadt verlangte noch ganz andere Kost als gebildete romanische Hörer. In den Gerichten jener Epoche suchten die Geschworenen alles eher als die Wahrheit, und der schlechteste Witz war ihres Beifalles sicherer als die gründlichste sachliche Beweisführung. Solchem Publicum gegenüber der künstlerischen und der menschlichen Beweisführung nie etwas zu vergeben, dazu hätte es auf Seiten des Redners titanischer Kraft des Charakters bedurft; und hätte wirklich ein Perikles zu den Römern von Ciceros Zeit gesprochen, seine Beredsamkeit wäre vermuthlich wirkungslos verhallt. So soll man die Mängel des Redners nicht verhüllen, aber ihn darob nicht zu hart schelten; denn man darf die Strategie nicht verachten, die unter den gegebenen Verhältnissen zum Siege geführt hat. Jedenfalls hatte Ciceros Beredsamkeit mit ihren Vorzügen und ihren Mängeln, wie sie nun eben war, die größten Erfolge in seiner Zeit aufzuweisen.'

Und hiermit scheiden wir von dem trefflichen Commentar, dessen zweite Hälfte hoffentlich bald erscheint, mit dem Wunsche, dass das Buch, welches als eine wertvolle Bereicherung der Schulbücherliteratur bezeichnet werden muss, allerorten die verdiente Anerkennung finden möge.

Wien. Alois Kornitzer.

Latin literature of the empire. Selected and edited, with revised texts and with brief introductions by Alfred Gudeman. In two volumes. Vol. I. Prose: Velleius — Boethius. New York and London, Harper & Brothers Publishers 1898.

Gudeman bezweckt mit dieser Chrestomathie aus Schriftstellern der sogenannten silbernen Latinität den Studenten höherer

Schulen, besonders an Universitäten, ein brauchbares Buch zur Einführung in die nachaugusteische Literatur zu geben; ihre Kenntnis hält er deshalb für nöthig, weil die römische Kaisergeschichte von solcher Wichtigkeit für die moderne Civilisation sei, dass der Studierende diesen Schlüssel, welcher das eigentliche Verständnis jenes Einflusses erst zu erschließen vermöge, nicht ungestraft bei Seite werfen könne. Die Auswahl ist eine ziemlich reichhaltige; der erste Band, die Prosa umfassend, gibt auf 565 Seiten Bruchstücke aus Seneca Rhetor, Velleius Paterculus, Curtius Rufus, Petronius, L. Annaeus Seneca, Plinius dem Älteren, Quintilianus, Tacitus, Plinius dem Jüngeren, Suetonius, Justinus, Apuleius, Minucius Felix, Ammianus Marcellinus, Boethius. Schon die Aufzählung dieser Autoren zeigt, dass die Auswahl keineswegs eine so eng begrenzte ist, wie z. B. in der bekannten Chrestomathie von Opitz und Weinhold, in welcher Petronius, Apuleius, Minucius Felix, Ammianus Marcellinus, Boethius ganz fehlen. Aber gerade der Umstand, dass dem Leser der Gudeman'schen Chrestomathie die Lectüre der hochinteressanten Cena Trimalchionis (fast ganz; es fehlen nur wenige Capitel zu Beginn derselben), der bella fabella von Amor und Psyche, Theile der ältesten auf uns gekommenen christlichen Schrift in lateinischer Sprache, des Dialogs Octavius von Minucius Felix, und des Philosophen Boethius ermöglicht wird, muss als ein wesentlicher Vorzug des Buches hervorgehoben werden. Auch die Auswahl aus den übrigen Autoren muss als eine sehr gelungene bezeichnet werden; so bietet beispielsweise Gudeman aus Seneca phil. (von den Briefen abgesehen) nicht bloß Bruchstücke aus den natural. quaest., sondern auch die literarhistorisch interessante Apocolocyntosis. Von Plinius dem Jüngeren bringt er auch die zwei Briefe an Tacitus VII 20 und VIII 23, die auf den Charakter des Schreibers ein so klares Licht werfen. Die Auswahl aus Tacitus beschränkt sich nicht bloß, wie bei Opitz und Weinhold, auf die Historien, sondern umfasst gleichmäßig den Dialogus, Agricola, die Historiae und die Annales. Nur bezüglich der Auswahl aus Plinius dem Älteren scheint es mir zweifelhaft, ob ein Leser aus ihr so recht den Eindruck von der Vielseitigkeit jenes Polyhistors gewinnen werde; in dieser Partie stehe ich nicht an, der Opitz'schen Auswahl (91 Druckseiten gegen 36 bei Gudeman kleineren Formats) den Vorzug zu geben. Der Text schließt sich an die besten modernen Ausgaben an; eine beigefügte Appendix critica orientiert über die Abweichungen vom gewählten Mustertexte. Der Druck ist im ganzen ein correcter und schöner; hie und da finden sich wohl auch Versehen. So soll es beispielsweise Vell. Pat. 17, 5 *semper requiro* heißen statt *semperre quiro*; Petr. 30. *cenat', altera* statt: *cenat'. Altera*; ibid. steht fälschlich: *Vestimenta mea a cubitoria*, wofür es entweder mit Bücheler heißen soll: *V. mea cubitoria* oder mit Lipsius, Heinsius, Friedländer: *V. mea accubitoria*. Petr. 33 ist ohne jeden

Grund von der Überlieferung *Deinde ut audivi* abgewichen, indem *ut* gestrichen wurde. Ibid. 38 steht *quaesunt* für *quae sunt*; Suet. Ter. (S. 358, 7) *dicitus* statt *dicitur*; ibid. Nero, 42 *et consuetudine* statt *ex consuetudine*. Ähnliche Versehen finden sich noch öfter, ohne dass jedoch der günstige Gesammteindruck des Buches dadurch wesentlich beeinträchtigt würde. Die den einzelnen Autoren vorausgeschickten Einleitungen in englischer Sprache sind äußerst knapp gehalten und bieten nur das, was in den kleinsten Literaturgeschichten ohneweiters zu finden ist. Dem Studierenden, der rasch einen Überblick über jene Literaturperioden gewinnen will, wird das Buch vorzügliche Dienste leisten.

Wien. Dr. Carl Prinz.

Martin Schanz, Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. I. Theil. Die römische Literatur in der Zeit der Republik. 2. Aufl. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1898 (= Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft, herausg. von Dr. Iwan v. Müller. 8. Band, 1. Abtheilung.)

Die Besprechung der 2. Auflage eines so weit verbreiteten Buches, wie es Schanz' verdienstvolle Geschichte der römischen Literatur ist, muss sich selbstverständlich darauf beschränken, die augenfälligsten Abweichungen von der acht Jahre vorher erschienenen ersten Auflage zu verzeichnen. Der Umfang dieses ersten Bandes hat um genau 100 Seiten zugenommen (früher 304, jetzt 404 Seiten), wozu noch fast fünf Seiten während des Druckes erwachsener Nachträge und Berichtigungen kommen. Eine äußerst erwünschte Zugabe bildet das alphabetische Register. Der Bequemlichkeit des Lesers hat Schanz in dieser 2. Auflage auch noch anderweitig Rechnung getragen. Während in der 1. Auflage lateinische Dichterstellen regelmäßig nur im Urtexte citiert waren, sind jetzt fast immer wohlgelungene deutsche Übersetzungen beigegeben. Die kleingedruckten Abschnitte sind durch häufige Beifügung von Überschriften und zweckmäßige typographische Anordnung sehr übersichtlich geworden. Was die Forschung der letzten acht Jahre an neuen, gesicherten Resultaten zutage gefördert hat, ist von Schanz gewissenhaft verwertet worden. Die Abhandlung von Friedrich Marx, Die neueren Forschungen über die bürgerliche Stellung und die Lebensschicksale des Dichters Plautus, welche in dieser Zeitschrift 1898, S. 385—399 erschien, konnte Schanz selbstverständlich noch nicht benützen, aber in §. 30 nimmt er unabhängig von Marx gegenüber Leo denselben Standpunkt ein wie dieser. Vermisst habe ich in §. 54 (Das Theaterwesen) Berücksichtigung der sehr wichtigen Abhandlung von Philippe Fabia, Les théatres de Rome au temps de Plaute et de Térence in der Revue de philologie

ancienne, n. s. 21 (1897), 11—25. Sie hätte wenigstens in den Nachträgen angeführt werden sollen. In §. 27 wird noch immer unter den Tragödien des Naevius eine Andromacha genannt. Aber schon seit elf Jahren wissen wir durch Georg Thilos Ausgabe, dass bei Pseudo-Servius zu Vergilius' Georgica 1, 266 nicht Naevius in Andromacha, sondern Novius in Andromacha überliefert ist. Durch Conjectur waren schon längst Bothe und Munk auf das Richtige gekommen, und auch Ribbeck urtheilte, dass 'valde probabiliter' das Fragment dem Novius zugewiesen worden sei. Somit ist S. 157, Z. 3 den übrigen mythologischen Atellanen des Novius auch die Andromacha anzureihen. In der Streitfrage, ob der Saturnius als ein quantitierender oder als ein accentuierender Vers zu betrachten sei, spricht sich Schanz auch in der zweiten Auflage S. 15 für die quantitierende Messung aus. Seine Argumente haben für mich nichts Überzeugendes. Dass Livius Andronicus und Naevius ihre Epen accentuierend und ihre Dramen quantitierend dichteten, ist nicht um ein Haar befremdlicher, als wenn so manche byzantinische Dichter bald quantitierende Zwölfsilbner, bald accentuierende Fünfzehnsilbner verfertigen. Dieses Nebeneinander von Grundverschiedenem ist charakteristisch für jede Übergangszeit in Literatur und Kunst. Dass die alten Grammatiker von einem accentuierenden Saturnin nichts zu melden wissen, beweist für diese Frage gar nichts. Als diese Grammatiker schrieben, war die Technik des Saturnius unverständlich geworden. Wo stünde heute die griechische und lateinische Metrik, wenn wir nicht mehr wissen und lehren dürften, als die Theoretiker des Alterthums wussten und lehrten? Was jene an größerer Fülle des Beobachtungsmaterials vor uns voraus hatten, wird reichlich aufgewogen durch die Exactheit und Schärfe der Beobachtung, welche jenen fremd war und einen der Ruhmestitel unseres naturwissenschaftlichen Zeitalters bildet. Doch es kann nicht meine Aufgabe sein, in einer Anzeige eines ein so großes Gebiet behandelnden Buches jeden Punkt, über welchen ich anderer Ansicht bin als der Verf., anzumerken. Geziemender ist es, auf die sehr bedeutenden Verbesserungen hinzuweisen, welche das Werk unter der sorgsam feilenden Hand des Verf.s in seiner 2. Auflage erfahren hat. Ganze Abschnitte sind neu hinzugekommen (die §§. 122 a, 154 a, 193 a, 197 a). Groß ist die Zahl der gänzlich umgearbeiteten Paragraphe (vgl. z. B. die §§. 8, 14, 17, 45, 49, 64, 93, 94, 95, 99, 105, 112, 122, 146, 155, 156, 157, 184). Detailverbesserungen sind allenthalben durch das ganze Buch zerstreut. Was unverändert blieb, ist die Klarheit der Darstellung, die meisterhafte Präcisierung der Streitfragen, durch welche Schanz' Literaturgeschichte schon in der 1. Auflage sich allgemeine Anerkennung errungen hat.

Czernowitz. Isidor Hilberg.

A. Hermann, Griechische Schulgrammatik. 3. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1898. X u. 226 SS. Preis 2 Mk. 60 Pf.

Die 2. Auflage der im Titel namhaft gemachten Grammatik habe ich im 37. Jahrgange (1886), S. 744—746 einer die charakteristischen Seiten derselben hervorhebenden Besprechung unterzogen, die der Verf. auch im Vorworte erwähnt und deren namentlich hinsichtlich der Formenlehre vorgebrachten Bedenken und Ausstellungen er auch bei Abfassung dieser neuen Auflage berücksichtigt hat. Der Umfang des Buches ist von 302 Seiten der 2. Auflage auf 226 reduciert worden, indem sowohl in der Formenlehre als auch in der Syntax überall Kürzungen vorgenommen wurden, die der Sache nicht zum Schaden gereichen. Auch dass das ohnehin auf sehr kleinen Umfang eingeschränkte Capitel „Das Wichtigste aus der Wortbildungslehre und die dabei geltenden Betonungsgesetze" (S. 129—131 der 2. Auflage) vollständig gestrichen worden ist, wird niemand allzu schmerzlich berühren. Jedenfalls muss mit Befriedigung hervorgehoben werden, dass die Lehre vom Verbum wesentlich abgeändert ist und in der Hauptsache nach der in den meisten Schulgrammatiken jetzt üblichen Eintheilungsweise vorgeführt wird. Diese Änderung ist des Beifalls der Sachverständigen sicher, denen die frühere, keineswegs allzu übersichtliche Darstellung der Verbalflexion weniger gut gefallen wollte.

Wenn auch überall mit ersichtlicher Sorgfalt die bessernde Hand angelegt worden ist, so wäre doch noch einiges der Besserung fähig. So ist in der Tabelle S. 11 zum Ansatze -*αις* [aus *αισι*] neuerdings -*οις* [aus *οισι*] dazugekommen. Es sollte auch in den Kreisen der Schulmänner diese unrichtige Herleitung endgiltig aufgegeben werden, da -*αισι* und -*οισι* nur **αιι*, **οιι* und durch Contraction **αι*, **οι* ergeben hätten. S. 23, Fußnote ist die unhaltbare Annahme, dass in *κρείττων* das *ι* versetzt sei, zum so und sovieltenmale wiederholt. Auch für die ebenfalls dort erwähnten Comparative *ἀμείνων* und *χείρων* ist diese Annahme unstatthaft. Ausführlich hat zuletzt hierüber Brugmann in den Berichten d. k. sächs. Ges. d. W. vom Jahre 1897, S. 185 ff., insbesondere S. 192 ff. gehandelt. Auch sei gleich in diesem Zusammenhange erwähnt, dass S. 52 (§. 83) *τείνω* unrichtigerweise in unmittelbarer Verbindung mit *φαίνω* und *καθαίρω* aufgeführt ist, bei denen der Diphthong *αι* allerdings durch Epenthese des *ι* entstanden ist. Aber in *τείνω* ist *ει* Product der „Ersatzdehnung", da die Vorstufe **τένyω*, vgl. aiol. *κτέννω* und Meister, Die griech. Dialecte 1, 141, gewesen ist. Dasselbe gilt von *κρίνω* und *ἀμύνω*. Ganz unfassbar ist mir die S. 47 zu dem *θ* + *ε* des 1. Aor. Pass. in der Fußnote gegebene Bemerkung: „vom Stamme *εσ* in *εἰμί*; es stimmen deshalb die Endungen im Ind. mit dem Imperf., im Conj. und Opt. mit den entsprechenden Formen des Präsens von *εἰμί* überein und lehnen sich auch im

Imper., Inf. (-ῆναι) und Part. (-είς) an jenes an." Wenn S. 95 *γίγνομαι* aus **γιγένομαι* erklärt wird, so ist gänzlich übersehen, dass der Typus dieses Verbums schon indogermanisch ist, vgl. lat. *gignō*, und außerdem auch Ausfall eines betonten Vocales angenommen, was ja sicher unstatthaft ist. Man sieht aus diesen Bemerkungen, dass unsere Grammatik noch in manchen Punkten verbesserungsfähig ist, aber im ganzen verdient sie warme Empfehlung.

Dr. K. Reinhardt und Dr. E. Römer, Griechische Formen- und Satzlehre. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1899. X u. 233 SS.

Die vorliegende, speciell für das Goethe-Gymnasium in Frankfurt bestimmte griechische Formen- und Satzlehre verdankt ihre Entstehung dem vom Standpunkte der Pädagogik gewiss nur zu billigenden Gedanken, für den Unterricht in den fremden Sprachen völlig übereinstimmende Satzlehren herzustellen. In dem Programme des oben genannten Gymnasiums vom Jahre 1894 ist, wie ich aus der Vorrede ersehe, als gemeinsame Grundlage für diese Parallel-Satzlehren die deutsche Satzlehre bezeichnet, und erschienen sind bereits die französische Satzlehre von Oberlehrer Dr. Max Banner (Velhagen u. Klasing 1895) und die lateinische Satzlehre von Director Dr. Karl Reinhardt (Weidmann'sche Buchhandlung 1896). In der Vorrede ist in dankenswerter Weise eine Stelle aus dem 22. Capitel der großen Unterrichtslehre des Comenius (Opera didact. I, p. 120) citiert, welche beweist, dass der große Pädagoge schon vor 250 Jahren dieses System beim Unterrichte in den fremden Sprachen mit beachtenswerten Gründen empfohlen hat. Auch sei auf den ebenfalls in der Vorrede namhaft gemachten Artikel „Parallelgrammatik" in Reins Handbuch der Pädagogik verwiesen, weil in demselben auf die in der vorliegenden Grammatik befolgte Eintheilung des Stoffes Rücksicht genommen und mehrere Einwände dagegen erhoben werden, die meines Erachtens die Herausgeber mit ziemlich zutreffenden Gründen zurückweisen. Denn eine eigene Bedeutungslehre, die gewiss ihre logische Berechtigung hat (vgl. J. Ries, Was ist Syntax? Marburg 1894), würde dem Zwecke des Buches, das ja nur für den Unterricht bestimmt ist, eher hinderlich als förderlich sein. Mit Recht bemerken die Herausgeber, dass die Bedeutungslehre Formen- und Satzlehre durchdringe. Allerdings ergeben sich manchmal Wiederholungen, die freilich durch Verweisungen paralysiert erscheinen, und wird andererseits Zusammengehöriges, wie gerade die von Hornemann gemachten Einwürfe zeigen, auseinandergerissen. Aber vom Satze ist ja auch Delbrück in seiner vergleichenden Syntax ausgegangen, allerdings zunächst aus einem geschichtlichen Grunde, nämlich weil die Überlieferung der Sprache erfahrungsgemäß wesentlich in Sätzen erfolgt.

Die in unserer Satzlehre befolgte Eintheilung, welche kennen zu lernen für jeden Schulmann von Interesse sein wird, ist folgende: I. Die Theile des Satzes. Verbum finitum; Subject und Prädicat. Die übrigen Satzbestimmungen: Object, Adverbiale, Attribut. Es werden nun der Reihe nach behandelt die Satzbestimmungen durch Casus, durch Präpositionen mit Casus, durch Adverbia, im Infinitiv, und endlich angeglichene Satztheile (Attribute, der prädicative Gebrauch angeglichener Nomina und Participia). II Die Arten des einfachen Satzes (Hauptsatz), nämlich Behauptungs- und Urtheilssätze, Fragesätze, Begehrungssätze. III. Der zusammengesetzte Satz. Subordinierte Sätze. Darauf folgen allgemeine und besondere Regeln über die Nebensätze. Erstere beziehen sich auf folgende Gegenstände: 1. auf den Inhalt der Nebensätze, nach welchem unterschieden werden *a*) Nebensätze, die eine Behauptung, ein Urtheil enthalten oder eine Thatsache wiedergeben, *b*) abhängige Fragesätze, *c*) abhängige Begehrungssätze. 2. Wird die Kategorie der innerlich abhängigen Sätze (richtiger Nebensätze) behandelt. 3. Folgen die Tempora in den Nebensätzen, 4. die Verbindung der Nebensätze mit den Hauptsätzen. In den besonderen Regeln über die Nebensätze werden *A*) Subject- und Objectsätze, *B*) Adverbialsätze (Absicht-, Folge-, Temporal-, Causal-, Condicional-, Concessiv-, Comparativsätze), *C*) Attributsätze behandelt. Darauf folgt der Abschnitt „Coordinierende Satzverbindung" und ein Anhang zur Satzlehre (die Negationen *οὐ* und *μή*, der Artikel, das Reflexivpronomen).

Hinsichtlich der Satzlehre muss ich mich mit der nackten Vorführung ihres Inhalts begnügen. Die Formenlehre und der Abriss der homerischen Vers- und Formenlehre sind ohne wesentliche Abänderungen aus der kurzgefassten Formenlehre von Dr. E. Römer herübergenommen, deren 1. und 2. Auflage ich im Jahrg. 1886 (37), S. 661 f. und 1891 (42), S. 748 f. kurz besprochen habe.

Dr. A. **Drygas**, Christian Ostermanns Griechisches Übungsbuch nach den neuen Lehrplänen bearbeitet und für die Tertia und Secunda der Gymnasien erweitert. 8. Aufl. Frankfurt a. M. und Leipzig, Kesselring'sche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer) 1898. IV u. 232 SS.

Durch die Neubearbeitung hat dieses Übungsbuch, dessen 5. Auflage im 37. Jahrgange (1886), S. 666 f. einer Besprechung unterzogen worden ist, in jeder Hinsicht bedeutende Verbesserungen erfahren. Es enthält jetzt im ganzen 164 zur größeren Hälfte deutsch-griechische Übungsstücke, welche nach dem bekannten grammatischen Schema geordnet sind und die Einübung der einzelnen Abschnitte der Grammatik zum Zwecke haben. Ich hebe daraus hervor, dass die Substantiva der sogenannten dritten Declination nach den beiden Gesichtspunkten „Substantiva, deren

Charakter ein Consonant ist" und „S., deren Charakter ein Vocal (Diphthong) ist, oder deren Stämme in gewissen Formen den Endconsonanten abstoßen und dadurch einen vocalischen Ausgang erhalten" durcheinandergemischt, zur Einübung gelangen. Für die Verba ist die bekannte, jetzt wieder fast allgemein übliche ältere Eintheilungsweise nach dem Stammcharakter (verba pura non contracta, v. p. contracta, muta, liquida) maßgebend gewesen. Die Verba auf -*μι* zerfallen in die beiden Abtheilungen „Verba auf *μι*", *ἱστάναι, τιθέναι, διδόναι* und *ἵημι* umfassend, und in die „unregelmäßigen Verba auf *μι*", nämlich *φημί* und andere Verba mit Stämmen auf *α*, *εἰμί* und *εἶμι*, *οἶδα*, *κεῖμαι* und *ἧμαι*. Verba auf *νυμι* mit Consonantstämmen, Verba auf *νυμι* mit Vocalstämmen, Verba auf *ω* mit bindevocallosem Aorist II. Die den Verba auf -*μι* gewidmeten Stücke sind ausschließlich deutsch-griechisch, ebenso die die „unregelmäßigen Verba" betreffenden zehn Stücke.

An zusammenhängenden Stücken enthält das Übungsbuch folgende griechisch-deutsche:[1]) Die ersten Götter der Griechen (S. 42), Athene (S. 47), Der Zug des Kyros gegen seinen Bruder Artaxerxes (S. 51), Tantalus und Niobe (S. 63), Der Argonautenzug (S. 72 f.), Der Zug der Sieben gegen Theben (S. 82 f.), Solon und Kroisos (S. 84 f.), Lykaon, Deukalion und Pyrrha (S. 85 f.), Kyros und sein Großvater Astyages (S. 91 f.), Rüstungen des jüngeren Kyros zum Kriege gegen seinen Bruder Artaxerxes, Marsch durch Kleinasien, Schlacht bei Kunaxa, Charakter des Kyros (S. 92 bis 97) und die Fortsetzung, Verhandlungen mit den Gesandten des Königs, Vertrag mit Ariaios, Tissaphernes und die Griechen (S. 109—118), endlich Sagen (S. 125—129). Von den deutsch-griechischen, bereits oben erwähnten umfasst die erste Reihe (S. 120 bis 125) Sokrates, Leonidas, Kodros, Demosthenes und der olynthische Krieg, Die Schlacht bei Marathon, Pausanias und die Platäer; die zweite (S. 137—159) 44 Stücke, deren Inhalt sich an einzelne Theile der Anabasis anschließt, die auch sämmtliche Wörter zu dem S. 3—20 stehenden, im ganzen 929 Nummern umfassenden Vocabularium geliefert hat. Außer dem oben angeführten Stoffe enthält unser Übungsbuch noch vier Fabeln des Babrios, acht Epigramme und 90 Sprichwörter und Sentenzen, denen in Fußnoten die entsprechenden lateinischen beigegeben sind, ein griechisch-deutsches Wörterverzeichnis (S. 166—186), ein deutsch-griechisches (S. 187—209) und ein Verzeichnis der Eigennamen (S. 210—232). Die Stichproben, welche ich gemacht habe, lassen auch die Auswahl der Einzelsätze, die den größeren Theil des Inhalts der Stücke ausmachen, zweckentsprechend erscheinen.

Innsbruck. Fr. Stolz.

---

[1]) Ich führe die Aufschriften in deutscher Übersetzung an, in dem Übungsbuche sind sie griechisch.

Schriftquellen zur antiken Kunstgeschichte. Auswahl für die oberen Gymnasialclassen von Julius Adolf Bernhard. Dresden u. Berlin, L. Ehlermann 1898. 8°, VIII, 60 u. 64 SS. Preis geb. 2 Mk.

Die Verwertung der Archäologie für den Gymnasialunterricht, die seit einem Decennium auf der Tagesordnung der Philologen-Versammlungen und Schulmänner-Conferenzen steht, wurde von allen einsichtigen Fachgenossen mit aufrichtiger Freude begrüßt. Der Zweck dieser Bestrebungen kann m. E. nur der sein, vermittelst sinnlicher Anschauung das Verständnis und Interesse der Jugend für das Alterthum zu fördern. So wuchs denn auch die Zahl der bildlichen Lehrbehelfe, und wenn auch viel Unfertiges und Unbrauchbares darunter war, so musste doch der Grundgedanke gebilligt werden.

Dagegen fällt eine für die Schule bestimmte Chrestomathie von Schriftquellen zur antiken Kunstgeschichte außerhalb des Rahmens dieser Aufgabe, und ich bin überzeugt, dass in Österreich kein Gymnasiallehrer auch nur für die Privatlectüre eine solche Sammlung empfehlen wird — mit vollstem Rechte. Denn nicht die schriftlichen, sondern die bildlichen Quellen der Archäologie sind es, deren unmittelbar wirkende Frische den Schulunterricht regenerieren soll. Durch sie soll die todte Masse leerer Worte und Begriffe eliminiert, die unfruchtbare Gedächtnislast in lebendige Kraft umgesetzt werden, von ihnen soll das Denken und der ästhetische Sinn der Schuljugend neue Anregung und Nahrung empfangen. In dieser Hinsicht ist natürlich eine Sammlung griechischer und lateinischer Lesestücke, in denen wichtigere Denkmäler der Architektur, Plastik und Malerei zur Sprache kommen, nicht bloß wertlos, sondern zweckwidrig, zumal da sie Schriftsteller, die mit gutem Grunde aus der Schule ausgeschlossen sind, wie Pausanias und Plinius maior, nicht umgehen kann.

Vom pädagogischen Standpunkte aus muss ich somit das vorliegende Büchlein principiell ablehnen, wenn ich auch gerne anerkenne, dass die Auswahl geschickt getroffen ist, wie die Inhaltsübersicht zeigen möge: I. Attika, Athen, Mykenä (sic !), Olympia (Paus. I 1—3, 5, 8, 14—28; II 16, 17; V 10—13, 16, 17, 20, 21, 24—26; VI 19—21; VIII 45—47), II. Tempel des Poseidon auf Samos, Dianentempel zu Ephesos, Koloss von Rhodos, Gemälde des Protogenes (Strab. XIV 637, 640, 652), III. Perikles' Verdienste um die Verschönerung Athens (Plut. Per. 12, 13, 31), IV. Einnahme von Syrakus und Marcellus' Verfahren (Plut. Marc. 21), V. Dreitägiger Triumph des Ämilius Paullus und die nach Rom entführten Kunstwerke (Plut. Aem. 32—38), VI. Einnahme und Plünderung Korinths durch Mummius (Strab. VIII 381), VII. Plünderung Delphis durch Sulla (Plut. Sulla 12), VIII. Triumph des Lucullus (Plut. Luc. 37), IX. Pompejus' Beute aus dem Mithridatischen Kriege (App. b. Mithr. 115—117), X. Die Stadt Rom (Strab. V 234—237); I. Zug der Gallier gegen Griechenland, der

delphische Tempel, Niederlage der Gallier und Tod des Brennus (Just. XXIV 6—8), II. Marcellus der erste römische Kunstplünderer, Einnahme von Syrakus (Liv. XXV 40, XXVI 21, 31, 32), III. Urtheil der strengeren Römer über die Einführung fremdländischer Kunstwerke, Verhandlungen über das Oppische Gesetz (Liv. XXXIV 1—4), IV. Triumph des Quinctius Flamininus, Stiftung des Tempels des Hercules Musarum (Liv. XXXIV 52, Eumen. VII), V. Triumph des Fulvius Nobilior (Liv. XXXVIII 43, 44, XXXIX 4, 5), VI. Triumph des M. Manlius Vulso (Liv. XXXIX 6, 7), VII. Prunk der römischen Häuser (Cic. leg. III 13, 14, Cic. pro Roscio Am. 46, 47), VIII. Prunk und Aufwand der ädilicischen Spiele, berühmteste Ädilitäten, zweites Consulat des Pompejus und Bau des ersten steinernen Theaters (Cic. off. II 16, 17), IX. Verres' Raubzüge in Griechenland und Asien, seine Plünderungen auf Sicilien, Kunstraub der römischen Statthalter überhaupt, Pisos Plünderungen in Byzanz (Cic. Verr. II 1 17—23, 4 54—60, 4 2, 3, pro l. Manil. 22, prov. cons. 4), X. Künstlergeschichte (Plin. n. h. XXXIII 147 bis 151, 154—157, XXXIV 36—46, 48—65, 69—84, 93, XXXVI 5—50, XXXV 19—28, 60—74, 79—106, 130—132, 136, XXXVII 11—20, XXXVI 101—106, 109—125), XI. Ausbruch des Vesuvs und Untergang von Pompeji und Herculaneum (Plin. ep. VI 16, 20). In wissenschaftlicher Beziehung besteht nach keiner Richtung hin ein Anlass, auf den Inhalt des Heftes näher einzugehen.

Wien. Ernst Kalinka.

Cappelli Adriano, Dizionario di abbreviature latine ed italiane. Milano, Manuali Hoepli 1899. Preis 7·50 Lire.

Geschmackvolle Ausstattung, schöner Druck, handliches Format, verhältnismäßig niedriger Preis, das ist alles, was sich an diesem Buche rühmen lässt. Dass es keinen wissenschaftlichen Wert und nur einen geringen Grad praktischer Verwendbarkeit besitzt, hat bereits Mich. Tangl in seiner Anzeige in der „Deutschen Literaturzeitung", Nr. 9, col. 344—349, treffend dargethan, und auch gezeigt, wie mit den vorhandenen paläographischen Hilfsmitteln ein Ersatz für Walthers altes „Lexicon diplomaticum" zu schaffen wäre, der in gleicher Weise wissenschaftlichen Anforderungen, wie dem unleugbar vorhandenen praktischen Bedürfnisse gerecht würde.

Der Verf. gibt zunächst auf S. XI—LIV unter dem Titel 'Brachigrafia medioevale' eine allgemeine Einleitung, die nichts Neues bietet, sondern sich an Cesare Paoli, Le abbreviature nella Paleografia latina del Medio Evo, Firenze 1891, und an die dort aufgestellte äußerliche, aber der Übersichtlichkeit nicht entbehrende Eintheilung der Abkürzungen anlehnt. Vier facsimilierte Tafeln sind

als Schriftproben des XII. bis XV. Jahrhunderts mit Umschrift beigegeben. Man begreift nicht recht die Ratio der getroffenen Auswahl, die sich nur äußerlich daraus erklärt, dass alle vier Originale im Archivio di stato in Mailand liegen, dessen 'Archivista-Paleografo' Cappelli ist. Es folgt auf S. 1—359 das alphabetische Verzeichnis der Abkürzungen; von jedem Buchstaben des Alphabets sind in der auch von Chassant im Dictionnaire des abréviations geübten Weise die verschiedenen Formen der Reihe nach von den ältesten zu den jüngsten, aber nicht vollzählig und ohne Scheidung der Jahrhunderte, dem betreffenden Abschnitte vorangestellt, und dazu noch die häufigsten cursiven Ligaturen. Es folgen die 'segni convenzionali' (S. 360—368), eine sehr gemischte Gesellschaft, in die sich auch die bekannte Ligatur für 'et' verirrt hat. Auf S. 369 bis 371 sind 'abbreviature di medicina' zusammengestellt: eine Curiosität, welche für die gewöhnlichen Benützer eines solchen Buches ganz zwecklos ist. Mehr wäre es im Zwecke dieses Buches gelegen gewesen, z. B. die Abkürzungen des Juristenlateins oder die ecclesiastischen gesondert zusammenzustellen. In dem Abschnitte Numerazione romana (S. 372 – 379) ist wieder sehr Verschiedenartiges bunt durcheinander gewürfelt. Dann folgt 'Numerazione arabica' (S. 380—385), ferner Monogramme (S. 386—394), ein sehr kurz gerathener Abschnitt, über den Tangl a. a. O. das Urtheil ausspricht, dass hier die Arbeit Cappellis zum flachsten Dilettantismus herabsinke. Aus dem Rahmen des Buches heraus fällt auch das letzte Capitel: 'Sigle ed abbreviature epigrafiche' (S. 395 bis 433). Hier hätte die speciell christliche und die mittelalterliche Epigraphik von der altrömischen geschieden und letztere lieber überhaupt, als nicht zur Sache gehörig, aus dem Spiele bleiben sollen. Wenn aber ihre Compendien Aufnahme fanden, dann durfte dies nicht in solcher Unvollständigkeit geschehen, dass schon ein flüchtiger Vergleich mit den Indices zu Wilmanns' bekannten Exempla zeigt, wie vieles vermisst wird. So fehlen, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die Abkürzungen der Tribusnamen. Befremdend ist es ferner auch, dass von der bekannten österreichischen Devise A · E · I · O · V nicht die gewöhnliche Deutung: 'Austria erit in orbe ultima', sondern folgende Lesung gegeben wird: 'Austriae est imperare orbi universo'.

Was den Haupttheil betrifft, so unterscheidet sich das Buch auf den ersten Blick dadurch vortheilhaft von Chassants Dictionnaire, dass jeder Abkürzung eine Angabe des Jahrhunderts, dem sie angehört, beigefügt ist. Bei näherer Prüfung stellt sich aber dies als ein trügerischer Vorzug heraus. Statt wissenschaftlicher Überlegung waltet nämlich auch hierin der blinde Zufall. Der Verf. setzt neben jede Abkürzung nur die Zahl des Jahrhunderts, aus dem die Quelle stammt, der das betreffende Beispiel entnommen ist. Nun nimmt aber C. seine Beispiele planlos, wo er sie gerade findet, statt sie nach Möglichkeit jedesmal unter den frühesten

erkennen lassen werden: I. Die alterthümliche Kunst. II. Götterbilder aus dem 5. Jahrhundert. III. Andere Sculpturen des 5. Jahrhunderts. IV. Götterbilder aus dem 4. Jahrhundert. V. Griechische Athletenstatuen. VI. Grabmäler. VII. Statuarische Gruppen. VIII. Hellenistische Kunst. IX. Historische Kunst der Römer. X. Griechische und römische Porträts. Dabei ist allerdings unter VII. manches eingereiht, was besser unter VIII. stünde, wie mir überhaupt der ersterer Gruppe zugrunde liegende Gesichtspunkt gegenüber der sonstigen Anlage des Werkes zu speciell erscheint.

Der Text zu den einzelnen Denkmälern will in angenehm lesbarer, allgemein zugänglicher Form das Wesentlichste über Thatbestand, Deutung, Zeitbestimmung, kunst- und typengeschichtliche Stellung der Werke geben, wobei, dem nächsten Zwecke des Buches gemäß, besondere Sorgfalt auch auf stetige Verbindung des Kunstwerkes mit der classischen Literatur gelegt ist, letzteres vielfach durch wörtliche Anführung von Stellen antiker Autoren, denen übrigens im Hinblick auf weitere Kreise jedesmal die Übersetzung beigefügt ist. Die Haltung des Textes ist im allgemeinen dem vorausgesetzten Publicum gut angepasst. Nur dürften stilkritische Erörterungen, wie sie, gegen die sonstige Ökonomie, zu einigen Denkmälern gegeben sind, Auffassungs- und Urtheilsvermögen der meisten Leser doch übersteigen. Es geschieht dies vornehmlich zu den von Furtwängler neu aufgestellten Auslegungen und Bestimmungen, bei deren einigen, wie bei der Zutheilung der Dioskuren von Monte Cavallo (Nr. 9) an Phidias und Praxiteles den Älteren, der Demeter von Knidos (Nr. 19) und des Ares Ludovisi (Nr. 20) an Skopas (letzterer wird stets als attischer Künstler bezeichnet) oder der Deutung des eleusinischen Reliefs (Nr. 11), sich vielleicht eine Form hätte finden lassen, welche unbeschadet der feststehenden Überzeugung des Verf.s dem Vorhandensein auch anderer Meinungen Rechnung trüge. Im Ausdruck zu allgemein gerathen ist, was über das Fehlen der Adoranten in den älteren Votivreliefs (S. 35) oder über den Gewandstil der Demeter von Knidos als einen für die Kunst des 4. Jahrhunderts „recht charakteristischen“ (S. 59) gesagt wird; auch ist es mir wenigstens zweifelhaft, ob in dem bekannten Orpheusrelief Hermes als Gott durch größere Gestalt ausgezeichnet werden wollte (S. 41). Unter den meist mit Recht abgewiesenen Deutungen der Gruppe des Menelaos auf S. 126 hätte nur die Flaschs, Bull. d. Inst. 1871, S. 190 ff. auf Iphigenie und Orest ein besseres Schicksal verdient. Richten sich diese Bemerkungen an die Adresse des an erster Stelle genannten Herausgebers, von dem vorwiegend die Besprechungen zu den Werken der Blütezeit und die in ihrer Knappheit trefflich orientierenden Einleitungen zu den Gruppen I, II, III, IV, VI herrühren, so geht der zweitgenannte m. E. in dem Bestreben, dem Benützer den Genuss der Kunstwerke schon gleichsam präpariert zu geben, bisweilen (S. 66, 71, 89, 171 u. ö.)

... Auch wäre gerade in einem Werke, das durch künst-
Form erziehend wirken will, gelegentlich etwas größere
... im sprachlichen Ausdrucke am Platze gewesen; Sätze, wie
. 44 f., S. 83, Z. 12, sind gewiss nicht mustergiltig.
..ur ein Versehen ist es, wenn S. 79 von der Tracht einer
..n Schauspielerin gesprochen oder S. 78 als Fundort der
..chen Musen die via Cassia bezeichnet wird. Allzu zurück-
ist Urlichs wohl (S. 133) bezüglich der Datierung des
..en Galliers und der Gruppe Ludovisi. Den Achill der
..gruppe fasst er (S. 112) als sterbend, die Künstler des
(S. 115) nach der alten Meinung als Vater und Söhne,
ihm in der Auslegung des von Hiller-Gärtringen vorge-
..nen Stemmas (Jahrb. d. Inst. IX 1894, S. 37) vielleicht
..e Missverständnis unterlaufen ist, wie mir selber einmal
Harteliana S. 46, 1).

Doch genug dieser Einzelheiten. Wenn auch vor allem für
..n Kreise bestimmt, bringt das Buch doch auch dem Fach-
.. in den Abbildungen manches Seltene oder schwerer Zugäng-
wie den delischen Diadumenos (S. 86) oder den venezianer
..seus (N. 36), und in den Erklärungen manches Neue: in
..rer Beziehung sei namentlich auf Furtwänglers Besprechung
sidonischen Alexandersarkophages (S. 95 ff.) hingewiesen.
..nderes Lob verdient der künstlerische Theil. Die Abbildungen,
durchaus nach photographischen Aufnahmen der Bruckmann-
..n Anstalt und bis auf eine sämmtlich nach den Originalen
..estellt, gehören zu dem Besten, was in zinkographischer Tech-
geleistet ist; nur ganz vereinzelt sind weniger gelungene,
. die Niobegruppe Taf. 33, der sterbende Gallier Taf. 39 und
.. zu starken Verkleinerung wegen auch die Ansichten des Ale-
..dersarkophages Taf. 31, 32. So wird das auch in seiner
..eren Erscheinung einnehmende Buch gewiss nicht minder als
. große Ausgabe auch über das zunächst ins Auge gefasste Ziel
..naus zahlreiche Freunde gewinnen.

Rom. E. Löwy.

..\. Hachtmann, Olympia und seine Festspiele. (30. Heft der Gymn.-Bibl. von Pohlmey-Hoffmann.) Gütersloh, Bertelsmann 1899.

Im April dieses Jahres ist ein Vierteljahrhundert seit dem Tage verflossen, an dem Deutschland vertragsmäßig von der griechischen Regierung die Erlaubnis erhielt, auf Olympias geweihtem Boden Ausgrabungen vorzunehmen. Es war ein glücklicher Gedanke Hachtmanns, zur Erinnerung an dieses Jubiläum in seinem Büchlein „Olympia und seine Festspiele" auch der studierenden Jugend ein Bild von den Früchten zu entwerfen, welche die mühevolle Arbeit deutscher Gelehrter, insbesondere die rastlose Thätigkeit eines Ernst Curtius jener classischen Stätte abgerungen hat.

Der Aufbau des behandelten Stoffes wird jedermanns Billigung finden. Gleichsam den Rahmen des Bildes liefert die anschauliche Beschreibung der Lage Olympias sowie die übersichtliche Darstellung der Schicksale des Tempelbezirkes bis zu seiner Wiederentdeckung; der Vorwurf des Gemäldes selbst setzt sich aus einer lichtvollen, den neuesten Forschungen entsprechenden Betrachtung der bedeutendsten olympischen Kunstschätze einerseits und einer lebendigen, bisweilen farbenreichen Schilderung der olympischen Spiele anderseits zusammen. Allein das Bestreben, das Büchlein auch für Lehrer nützlich zu machen, hat eine stellenweise auftretende Ungleichheit in der Behandlung des Stoffes verschuldet. Wenn wir eine ziemlich detaillierte Zusammenstellung jener wunden Stellen geben, möge der Verf. darin nicht eine erhebliche Einschränkung unseres obigen Lobes, sondern einen gut gemeinten Beitrag zu einer eventuellen 2. Auflage seiner Schrift sehen.

Wie bei der Erwähnung des Pausanias die Lebenszeit beigefügt wurde, so bedurfte die Heranziehung von Strabo (S. 3), Pindar (S. 4), Plinius (S. 29) eines entsprechenden Zusatzes. Wenn die wohl jedem Gymnasialschüler geläufigen Ausdrücke „Stadion“ (S. 4) und „*Περίπτερος*“ (S. 23) erklärt wurden, dann benöthigte ungleich eher der terminus technicus „Apsis“ (S. 22) eine Interpretation. Bei der die Schüler allerdings zur Beobachtung sehr anregenden Beschreibung der Giebelgruppen am Zeustempel hat H. auch strittige Auslegungen gewisser Figuren aufgenommen (S. 35). Solchen Streitfragen bringen Gymnasialschüler wohl wenig Interesse entgegen, zumal ihnen das Vermögen, sich für die eine oder andere Ansicht eines Forschers zu entscheiden, mangelt. H. dachte bei der ausführlichen Behandlung jener Giebelgruppen offenbar auch an Lehrer, und aus dem Bestreben, zweien Herren zu dienen, erwuchs eine gewisse Inconsequenz. Während der Verf. einige Fragen unerörtert lässt, weil „auf dieselben einzugehen hier nicht der Ort sei“, hat er die Frage nach den Schöpfern der Sculpturen auf den beiden Giebelfeldern ausführlich besprochen, um schließlich sie als noch nicht gelöst hinzustellen. Würde in dem zunächst für Schüler bestimmten Buche nicht genügt haben, in einem einzigen Satze zu constatieren, der Name der Künstler sei unbekannt, ein Vorgang, den H. selbst bei der Erwähnung der berühmten Ringergruppe aus der Tribuna in Florenz befolgt? Wenn weiters berühmten Feldherren und bedeutenden Staatsmännern bei ihrem Besuche von Olympia nur die Absicht unterschoben wird (S. 95), „sich dort dem Volke zu zeigen und seine Gunst zu erwerben“, so erscheint mir diese Behauptung an und für sich unwahrscheinlich, und am allerwenigsten dadurch erhärtet, dass „Themistokles bei seinem Erscheinen in Olympia Gegenstand einer lebhaften Ovation war“. Denn das war doch unzweifelhaft nur der Ausdruck der Dankbarkeit, den ganz Hellas dem Sieger von Salamis abstattete, nicht aber eine von Themistokles absichtlich heraufbeschworene Scene.

Stilistische Bedenken dürften Ausdrücke erwecken, wie „unser früh vollendeter Kaiser Friedrich" (S. 2) oder die recht häufig begegnenden Wendungen „Wenn wir .... erwähnen, so thun wir es deshalb", weiters wäre auf S. 6 („Aus dem Reiche der Mythologie...") und S. 45 („Hercules kehrt als Sieger zurück...") eine andere Wortstellung vorzuziehen. S. 52 war aus Consequenz nicht von „Fuß", sondern von m zu reden. Der Ausdruck „Gerstange" (S. 66) dürfte manchem unverständlich sein. Der einzige Druckfehler „es gibt kaum etwas Wirksameres als der Blick" steht auf S. 2.

Wir sind überzeugt, dass H.s Büchlein, das auch mit trefflichen Illustrationen und einem guten Plane der Altis ausgestattet ist, sich viele junge Leser erwerben wird. Im Interesse der letzteren aber würden wir die Beseitigung der erwähnten Unebenheiten wünschen.

Eger. Dr. J. Simon.

Neue Schriften zur älteren deutschen Literatur.

Dr. Oskar Henke, Das Nibelungenlied (Übersetzung nach der Handschrift A) in Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben [in Freytags 'Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht']. Wien u. Prag, F. Tempsky 1899. 182 SS. Preis geb. 50 kr.

Schon vor 15 Jahren hat Henke eine vollständige Übersetzung des Nibelungenliedes nach Lachmanns Ausgabe mit einer ausführlichen Einleitung herausgegeben. Die vorliegende, in der bekannten Tempsky'schen Sammlung erschienene ist neu und fließender, als die erste war, die übrigens von der Kritik nicht unfreundlich aufgenommen wurde. Da die vorliegende Übersetzung in erster Linie für den Gebrauch an unseren Mittelschulen bestimmt ist, hat der Herausgeber hie und da entbehrliche echte Strophen weggelassen und der nöthigen Abrundung der Erzählung halber unechte an anderen Stellen aufgenommen. — Die Einleitung, die sich mit der Nibelungensage und mit der Abfassung und künstlerischen Bedeutung des Nibelungenliedes beschäftigt, ist etwas dürftig ausgefallen.

Richard Henczynski, Das Leben des heiligen Alexius von Konrad von Würzburg. Berlin, Mayer u. Müller 1898. (Acta germanica VI, 1.) 114 SS. Preis 3 Mk.

Seit der Ausgabe von Konrads Alexius durch Haupt in der Zeitschr. f. d. Alt. (3, 534 ff.) sind zwei neue Handschriften des Gedichtes gefunden worden. Die eine, die für die kritische Herstellung des Textes ob ihrer Geringwertigkeit nicht in Betracht kommt und schon länger bekannt ist, liegt zu Engelberg in der Schweiz und gehört zu dem Bücher- und Handschriftenschatz des

Frauenklosters zu St. Andreas bei Sarnen. Die zweite hat Prof. Dr. Martin gefunden und dem Herausgeber zur Benützung überlassen. Wie schon der Finder selbst sah (vgl. Zeitschr. f. d. Alt. 40, 220 ff.), ist diese Handschrift eine junge aber äußerst sorgfältige Abschrift einer sehr guten Vorlage und für die Herstellung des Textes von höchster Bedeutung, da ihre Vorlage fast in die Zeit des Dichters zurückreicht. Mit ihrer Hilfe war es deshalb nicht allzu schwierig, einen Text herzustellen, der vom Urtexte selten abweichend sein dürfte. Trotzdem aber hat der Herausgeber seine Aufgabe nicht leicht genommen und namentlich in den Anmerkungen eine reiche Fülle von wertvollen Beobachtungen über Konrads Sprache und Metrik zusammengetragen, wofür er gewiss den Dank der Fachgenossen verdient.

Jiriczek, Dr. Otto Luitpold, Die deutsche Heldensage. 2. Aufl. Leipzig, Göschen 1897. (Sammlung Göschen Nr. 32.)

Die vortreffliche kurze Darstellung unserer Heldensage durch Jiriczek in der Sammlung Göschen liegt nunmehr schon in 2. Auflage vor. Diese unterscheidet sich von der 1. durch die willkommene Beigabe dreier Tafeln, die uns die Bildnereien an dem Holzthurme von Hyllestad, die Inschriften und Bilder des Ramsundsteines und die Wielandscene auf den angelsächsischen Runenkästchen vorführen. Der Text ist mehrfach erweitert oder umgestaltet. So ist 'Wittichs Ausfahrt zu Dietrich' nach der Thidreksaga und die Inhaltsangabe der Ballade von der schönen Meerrin neu hinzugekommen, und stärker geändert erscheinen die Abschnitte von den Sagenverknüpfungen und Ausklängen des Dietrichsagenkreises, von der Ermanarich-Swanhildsage in Deutschland und von der Geschichte Ortnids.

Dr. Edward **Stilgebauer**, Geschichte des Minnesangs. Weimar, Emil Felber 1898. 298 SS.

Offenbar aus Vorlesungen entstanden, bildet die vorliegende 'Geschichte des Minnesangs' einen zusammenhängenden Commentar zu den Liedern unserer Minnesänger. Nicht selten liegen den Darstellungen des Verf.s selbständige Untersuchungen zugrunde, überall aber verwertet er die gesammte einschlägige Literatur. 115 lyrische Dichter sind es, deren Werke mehr oder minder ausführlich besprochen und bewertet und deren Persönlichkeiten, soweit als möglich, scharf umrissen werden. Die ersten Abschnitte des Buches, die sich mit der volksthümlichen Lyrik und den Anfängen des höfischen Minnesangs befassen, sind durch die gleichzeitig erschienenen Untersuchungen Schönbachs allerdings schon überholt. Die Ergebnisse, zu denen St. in seinen eigenen Untersuchungen gelangt, werden wenig Widerspruch finden, denn er ist ein vorsichtiger und besonnener Kritiker. Besonders gelungen scheint dem Ref. die Darstellung von dem Leben und den Werken Walthers und Neithards.

Da wir thatsächlich bisher keine zusammenhängende, wissenschaftlich brauchbare Darstellung der Geschichte unseres Minnesanges haben, füllt das vorliegende Buch eine Lücke in der Geschichte unseres älteren Schriftthums und dürfte sowohl den Fachleuten, die sich nicht ausschließlich mit den Minnesängern beschäftigen, sowie dem größeren Kreise von Liebhabern unserer alten Dichtung willkommen sein. Es ist für beide Arten von Lesern geschrieben.

Waas Christian, Die Quellen der Beispiele Boners. Dortmund, Ruhfus 1897.

Seit Gottchicks und Schönbachs Quellenuntersuchungen zu Boners Fabelsammlung sind verschiedene wichtige Veröffentlichungen über die alte Fabel und Novelle ans Licht getreten, und diese zunächst haben Waas veranlasst, Nachlese zu halten und die Untersuchungen jener beiden Gelehrten weiter zu führen. Nunmehr dürfte die Frage nach Boners Quellen ihrer vollständigen und befriedigenden Lösung sehr nahe gerückt sein. Denn nur für vier Fabeln Boners gelang es dem neuesten Forscher nicht, Parallelen beizubringen, für alle anderen sind die Quellen erschlossen: Waas' Nachweisungen über sie schließen jeden Zweifel aus. Das gesammte Fabelbuch freilich, das Boner vorlag, als Ganzes ist uns auch heute noch ebenso unbekannt als vorher; dass ihm eines vorlag, ist natürlich nicht zu bezweifeln: er hat ebensowenig wie irgendein anderer seiner Zeitgenossen in deutscher Sprache frei das ganze Buch geschaffen, ja vielleicht hat er sogar selbst sein lateinisches Original zusammengeschrieben, bevor er an das Dichten in deutscher Sprache gieng.

Holzner Ferdinand, Das Schachbuch Heinrichs von Beringen. (Im Jahresberichte des Communal-Untergymnasiums Aussig 1897.) Aussig, Selbstverlag des Untergymn. 31 SS.

In derselben Weise, in der Holzner im Programme des Pilsner Staatsgymnasiums 1895 Konrads von Ammenhausen Schachzabelbuch bearbeitete, hat er nunmehr Heinrichs von Beringen Werk mit Jacob von Cessolis verglichen und uns im Anschlusse ein Bild seiner Persönlichkeit zu geben versucht. Dieser anspruchslose Versuch ist nicht übel gelungen, und im allgemeinen dürfte auch eine eingehende, kritisch wissenschaftliche Untersuchung ein wesentlich verschiedenes Bild nicht ergeben. Der Aufsatz ist fließend geschrieben und kann auch auf weitere Kreise anregend wirken.

Bachmann, Dr. Albert, Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Grammatik und Wörterbuch. 2. Aufl. Zürich, Fäse u. Beer 1898. XXXII u. 274 SS. Preis 4 Mk.

Leitzmann nannte dieses Buch in seiner Besprechung im Literaturbl. für germ. u. rom. Phil. das gediegenste mittelhoch-

deutsche Lesebuch, das wir besitzen. Dieses Urtheil war völlig zutreffend, und kein Wunder ist es, dass es schon in 2. Auflage erscheint. Da die 1. Auflage ohnehin überall und in dieser Zeitschrift sogar ausführlicher besprochen wurde, ist es jetzt nur nöthig, die Abweichungen von der 1. Auflage anzuführen. Sie sind im ganzen unerheblich. Einige Texte sind nach neueren Ausgaben gegeben, die früher zerstreuten syntaktischen Bemerkungen sind in ein besonderes Capitel zusammengedrängt, die sachlichen Anmerkungen etwas vermehrt und das Wörterbuch ergänzt worden. Da der Preis bei der ausgezeichneten Ausstattung des Buches ein sehr geringer ist, wird es hoffentlich auch bei uns bald bekannter werden, als es ist.

Graz. Dr. Ferdinand Khull.

Schillers dramatische Entwürfe und Fragmente, nach dem Nachlass zusammengestellt von Gustav Kettner. Stuttgart, Verlag der J. E. Cotta'schen Buchhandlung (Nachfolger) 1899. 307 SS. Preis 2 Mk.

Seitdem Körner am Schlusse seiner Ausgabe von Schillers Werken neben den ausgearbeiteten Scenen des Demetrius eine kurze Übersicht der Handlung dieses Trauerspiels, sowie der geplanten Dramen „Warbeck", „Die Maltheser" und „Die Kinder des Hauses" nach Schillers Scenarien veröffentlicht hat, sind auch die übrigen dramatischen Entwürfe und Fragmente des Dichters der Öffentlichkeit übergeben worden. Der Herausgeber des vorliegenden Bandes hat bereits 1895 in zwei Bänden Schillers dramatischen Nachlass auf Grund des handschriftlichen Materials übersichtlich zu ordnen gesucht. „Die vorliegende Ausgabe hat sich nun", wie der Herausgeber in seiner Einleitung erklärt, „das Ziel gesetzt, die dramatischen Entwürfe in lesbarer Form zu bieten; sie will dem Leser aus den zerstreuten Bruchstücken die Dramen, sowie sie zuletzt vor dem Geiste des Dichters standen, aufbauen helfen.

An der Hand der letzten Act-Schemata waren die Skizzen und Entwürfe der einzelnen Scenen auszuwählen und zusammenzufügen; auch sie waren in ihrer letzten, relativ abgeschlossenen Gestalt heranzuziehen. Wo neben einem jüngeren Entwurfe ein früherer wesentliche Züge zur Ausgestaltung der Scene bot, habe ich ihn in einer Anmerkung hinzugefügt."

Die Anordnung der 17 Entwürfe ist nicht chronologisch, sondern nach Gattungen. Anhangsweise folgt die Übersetzung von Racines „Brittanicus".

Wien. Dr. F. Prosch.

Dr. Eugen Csuday, Die Geschichte der Ungarn. 2. verm. Aufl., übersetzt von Dr. M. Darvai. Berlin, Verlag von Bodenburg 1899. 8°, 506 u. 572 SS.

Der Titel des vorliegenden Buches dürfte manchen Leser verleiten, etwas anders in ihm zu suchen, als es in Wirklichkeit enthält. Es ist nicht eine Geschichte der Ungarn, d. h. aller in Ungarn wohnenden Völkerstämme, sondern eine Geschichte des magyarischen Volksstammes und als solche mit größerer Liebe für das magyarische Volksthum geschrieben, als sich mit der historischen Wahrheit verträgt. Der Verf. hat, um dies von vornherein zu sagen, gleich an die Spitze seines Vorwortes die Zeilen gesetzt, die dies Verhältnis klar machen: „Vaterlandsliebe und das Bestreben, die Kenntnis der Geschichte unseres Vaterlandes (richtiger wäre allerdings gesagt: des magyarischen Volkes) immer allgemeiner zu verbreiten, haben mich bei der Abfassung dieses Werkes geleitet.“ Ein Leser, der etwa im Deutschen Reiche dies Buch zur Hand nimmt und dem die statistischen Verhältnisse Ungarns weniger bekannt sind, müsste nach der Lectüre dieses Werkes auf den Gedanken kommen, dass Ungarn überhaupt nur von Magyaren bewohnt ist. Nur ganz versteckt, etwa dort, wo von den Colonisationen der sogenannten Reactionsperioden gesprochen wird — und dies bei der Tendenz des Buches begreiflicherweise nicht zustimmend, sondern tadelnd — erfährt man, dass auch Deutsche in Ungarn leben; die Rumänen, Slovaken, Ruthenen u. a. kommen noch viel schlechter weg. Die magyarische Tendenz beherrscht das ganze Werk: man kommt auf den Gedanken, oder soll vielmehr darauf geführt werden, dass die magyarische Politik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nichts Neues ist, dass sie vielmehr zielbewusst, hie und da mehr instinctiv schon in den frühesten Jahrhunderten geübt wurde. Bevor ich diese Sache durch einige Beispiele erläutere, möchte ich zunächst über den Inhalt einiges anmerken. Der erste Band führt in der bekannten naturgemäßen Gliederung die Geschichte der Magyaren bis zum Regierungsantritt des habsburgischen Hauses und schildert im ersten Capitel die Zeit der Wanderungen (wer ein Freund von Bildern ist, sieht hier Arpad im glänzenden Reitercostüm), im zweiten die Gründung des Königthums und die Befestigung des christlichen Glaubens (1000 bis 1038), im dritten die Zeit des deutschen Einflusses und den Kampf des Heidenthums gegen das Christenthum (1038 bis 1077), im vierten die Verschmelzung des Nationalgeistes mit dem Christenthum (1077—1114), im fünften den griechischen Einfluss und das Anwachsen der Macht der Oligarchie (1114—1205), im sechsten die nationale Gegenwirkung und die Sicherung der Verfassung (1205—1235), im siebenten den Kampf zwischen Königthum und Oligarchie, zwischen Ungarn und den eindringenden ungebildeten Völkern (1235—1301), im achten die Zeit des Hauses Anjou und des italienischen Einflusses (1301—1395), im neunten

die Erben des Hauses Anjou (1395—1444), im zehnten die nationale Gegenwirkung und das Hunyady'sche Zeitalter (1446—1490) und im elften die Periode des Verfalles der Nation durch oligarchische Zügellosigkeit (1490—1526). Dem Bande sind zwei genealogische Tafeln: 1. das Haus Arpad und 2. das Haus Arpad und die gemischten Dynastien beigegeben.

Die oben angegebene Tendenz tritt an so vielen Stellen hervor, dass es schwer hält, sie alle zu vermerken: es ist kein Herrscher, bei dem nicht irgend ein bezeichnender Satz dieses Inhalts vorkäme. Ist das schon ein Übelstand, der einem Geschichtswerke schlecht ansteht, so fällt schwerer noch der Mangel an Kritik ins Gewicht, die der Verf. an den heimatlichen Quellen übt. Wenn jemand einen Geschichtschreiber des 14. Jahrhunderts für Thatsachen etwa des 9. oder 10. Jahrhunderts benützt, so muss erst der Beweis erbracht sein, dass dieser Geschichtschreiber gute Quellen vor sich hatte oder einer Tradition folgte, die über jeden Zweifel erhaben ist. Gerade in der Beziehung steht es um die magyarische Geschichte nicht zum Besten, und oft sind es nur deutsche und italienische Quellen, die uns hierüber belehren. Was hier geleistet werden kann, wurde schon vor mehr als einem Menschenalter von Max Büdinger bewiesen, gegen dessen bekanntes Buch „Ungarische Geschichte" auch diese neue Arbeit stark in den Hintergrund treten muss. Thuróczy, um nur einen Fall zu setzen, ist erst vom Jahre 1382 an eine Quelle von Gewicht, für ältere Zeiten muss er mit Vorsicht benützt werden. Deutsche Quellen sind von dem Verf. oft in unbrauchbaren Ausgaben, selten aber ganz correct citiert worden. Die oben angegebene Tendenz tritt am meisten bei den Charakteristiken der Herrscher an den Tag: „Der edle Sinn Bélas, liest man da, war über diese Alltäglichkeit weit erhaben. Die Leidenschaften, welche gewöhnliche Sterbliche beherrschen, bewohnten nie seine Brust. Völlig durchdrungen von seinem edlen Berufe, trachtete er unverzüglich" . . . . oder: „Béla, ein Mann im schönsten Sinne des Wortes, hatte Freunde aber auch Feinde, die seine moralische Größe weder zu erreichen, noch zu würdigen verstanden" .... Oder: „Welch ein Genie Coloman war, erhellt..." Das sind Stilübungen, die ein Geschichtschreiber den Gymnasiasten überlassen muss. Dabei kommen gerade in dem ersten Bande trostlose Verstöße vor: „Im Besitze dieser Macht war der ungarische König genug stark (der Deutsche sagt: stark genug), um die Lösung europäischer Fragen in Angriff zu nehmen. Eine solche war die Kirchenspaltung, welche bald nach dem Tode Gregors II. (sic!!) die ganze christliche Welt in Aufregung hielt. Heinrich IV. ließ nämlich, trotzdem Victor III. rechtmäßig gewählter Papst war, Clemens III. zum Gegenpapste wählen ..." Jeder, der diesen Satz liest, muss der Ansicht sein, dass Clemens III. nach Victor III. und gegen ihn gewählt wurde. Nun war Clemens III. doch schon am 25. Juni 1080 gewählt worden, also schon Gegenpapst nicht

Gregors II., sondern Gregors VII. Dass nach dem Tode des Gegenkönigs Hermann die deutschen Stände (sic! lies: Fürsten) dem ungarischen König Ladislaus die Krone anboten, hat der Verf. auch in „unserem Chronisten Thuróczy" gelesen. Dass nicht wenige Citate falsch und irreführend sind, dafür nur einige Belege: S. 86 Theophon (sic) Contin. Bonn 412. Gemeint ist Theophanes contin. '*οἱ μετὰ Θεοφάνην*', Luiprand (sic), Bischof von Cremona S. 62 ist vielleicht nur ein Druckfehler, aber auch der später vorkommende Luitprand heißt nicht so, sondern Liutprand, Hermann von Reichenau wird das einemal als Augiensis, ein andersmal als Contractus bezeichnet, dem nicht quellenfesten Leser erwächst daraus die Vermuthung, es mit verschiedenen Quellen zu thun zu haben, zumal die Citate auch sonst falsch sind. Was macht man mit dem Citat S. 146: Lambert: Heresf. ad annum 1061? Darnach müsste Heresfeld ein Geschichtschreiber und Lambert sein Herausgeber sein. Oder die Citate auf S. 150. S. 165 findet sich sogar ein Berthold Constantinus; wenn das einemal von Altaicher, das zweitemal von Altacher, das drittemal die Altaicher Annalen in späterer Benützung citiert werden, so muss man meinen, dass der Verf. sie nicht angesehen hat. Oder was sagt das Citat S. 170 Chron. Boemorum Köpke: M. Germ. Bd. IX oder Pertz S. S. IX? Wenn dann später einmal Pertz XXIV genannt wird, so ist das schon gar falsch. Doch genug davon. Im zweiten Bande sind die Citate im ganzen richtiger. Fehler finden sich aber auch da, z. B. S. 321. Zu S. 97 ist zu bemerken, dass doch noch mehr Adalbertslegenden erhalten sind, als zwei; es sind schon mindestens vier allgemein bekannt. Zu S. 106 bemerke ich, dass ich die Urkunde, die die Grenzen des Prager Erzbisthums bis nach Ungarn hinein erstreckt, nicht für echt halte. Heinrich I. sollte in einem neuen Buche doch nicht mehr Auceps, der Vogler genannt werden (S. 79, 81). Über die sogenannte Schlacht bei Merseburg ist man heute doch etwas besser unterrichtet als der Verf. S. 87 annimmt. In Böhmen wird man mit Staunen vernehmen, dass es dort einen König Swatopluk, einen Zeitgenossen Heinrichs V. gibt.

Sorgsamer ausgearbeitet scheint uns der zweite Theil zu sein. Die Tendenz ist freilich dieselbe, ja sie tritt, je näher wir an unsere Zeit herankommen, noch viel farbenkräftiger hervor. Der zweite Band umfasst die Capitel 12—19. Im 12. schildert der Verf. „die Periode der Zerrissenheit der Nation unter den Gegenkönigen Johann und Ferdinand, im 13. die Periode der Türkenherrschaft und des deutschen Einflusses, die Gefährdung des Landes und der Nation und die nationale Gegenwirkung, im 14. das Zeitalter der Angriffe Gabriel Bethlens und Georg Rákóczys I., im 15. die „Aussöhnung der Nation mit der Dynastie und das Bestreben der Dynastie zur Umgestaltung Ungarns", im 16. das Streben der Nation, Ungarn umzugestalten und die Bildung des ungarischen Nationalstaates, im 17. die Kämpfe und Verhältnisse

der nationalen Reformära, im 18. der Unabhängigkeitskampf Ungarns und im 19. die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung. Die einzelnen Capitel sind sachgemäß je nach ihrer Bedeutung in 2—5 Paragraphen gegliedert. Die politischen Verhältnisse werden auch hier begreiflicherweise ganz vom magyarischen Gesichtswinkel aus beleuchtet. Es ist da ebenso begreiflich, dass dieser Gesichtspunkt für Nichtmagyaren nicht maßgebend und die Geschichtsbetrachtung daher auch im wesentlichen eine andere ist. Wie sie hier vorliegt, wird sie in Österreich wenig Beifall finden. Wir möchten indes auch auf einige Seiten des Buches hinweisen, in denen wir den Ergebnissen gern zustimmen. Eine der heikelsten Partien ist die Geschichte der Reformation und Gegenreformation. Da ist denn von vornherein zu sagen, dass die Milde, mit der der Verf., ein katholischer Geistlicher, über Andersgläubige spricht, angenehm berührt. Worte, wie die auf S. 62 des zweiten Bandes („Jahrhunderte mussten vergehen, ehe die Wogen der Reformation sich legten; Regierung und Volk mussten sich zu der Höhe der reinen Nächstenliebe emporringen, wo diese nicht mehr wählerisch verfährt, sondern jeden, ohne Unterschied der Herkunft und Religion, ans Herz schließt"), haben wir seit lange von keinem Historiker geistlichen Standes vernommen. Freilich da, wo von der Ursache der raschen Annahme der Lehre Luthers (II 64) gesprochen wird, die der Verf. vornehmlich darin sieht, dass sie eben das deutsche Nationalgepräge trägt, wird man ihm nicht immer beizustimmen in der Lage sein. Für Ungarn wird die rasche Ausbreitung der Reformation richtiger motiviert. Dies Capitel halte ich überhaupt für eines der besten des ganzen Werkes. Das Urtheil freilich, das hier über die kirchenpolitischen Anschauungen Maximilians II. gefällt wird (S. 69), kann nach den neuesten Forschungen über diese Sache — man vgl. z. B. nur seine Briefe an seinen Bruder Karl — nicht aufrecht erhalten werden. Der Verf. selbst deutet es ganz richtig in den schönen Worten an: „Wir sehen aber auch, dass er kein Verfechter der Gewissensfreiheit in dem erhabenen Sinne war, wie wir sie heute verstehen, sondern sich nur den Schein derselben zu geben suchte, um das zu verdecken, was er nicht einzugestehen den Muth hatte." Um das (II 70) betonte seltsame Vorgehen Maximilians II. zu verstehen, der einerseits den kirchlichen Neuerungen zuneigt, andererseits seinen „Erstgeborenen und Nachfolger am Hofe Philipps II. erziehen lässt", muss die allgemeine politische Lage einerseits, der Kinderreichthum Maximilians II. bei schmalen Mitteln andererseits und endlich auch noch das Verhältnis Philipps II. zu Don Carlos, seinem Sohn, in Rechnung gezogen werden. Die große Krise, die 1568 in Spanien eintrat, bildet auch für die Kirchenpolitik Maximilians II. einen Wendepunkt, der oft doch zu wenig beachtet wird. Recht gut sind die inneren und auswärtigen Verhältnisse der Regierung Rudolfs II. geschildert; nur in der Darstellung der

Ereignisse von 1608 ist etwas mehr Rücksicht auf die engen Beziehungen der ungarischen zu den Ständen der Nachbarländer, vorab zu denen Mährens und Niederösterreichs zu nehmen. S. 103 findet man eine Äußerung, die sich seltsam ausnimmt: dass durch die Wirksamkeit der Jesuiten „Südeuropa zum Katholicismus zurückgeführt wurde", als ob dieses je, denn nur davon kann hier die Rede sein, protestantisch gewesen wäre. Die geringen Ansätze des Protestantismus in Italien oder gar in Spanien können doch in keiner Weise in Betracht kommen. Mit der Darstellung der Geschichte Ferdinands II. wird man einverstanden sein dürfen: auch hier ist wieder auf den S. 119 gerügten Mangel an religiöser Toleranz bei diesem Herrscher hinzuweisen. Der Verf., Chorherr des Prämonstratenserstiftes von Csorna, liefert hiedurch den sprechenden Beweis, dass man ein guter Katholik und dabei wahrhaft tolerant sein kann. Ob nun Ferdinand III. schon tolerant war, wie dies S. 119 behauptet wird, muss angesichts der zahlreichen sogenannten Religionsreformationsdecrete dieses Herrschers angezweifelt werden; er verfährt ebenso consequent wie Ferdinand II., wenn auch die Sache nicht mehr so augenfällig sein kann, da der Protestantismus in Österreich eben schon durch diesen ausgerottet ist. In Ungarn vermochte ja auch ein Ferdinand II. dagegen nicht viel auszurichten, und die Ursachen davon, dass das, was hier möglich war, nicht auch dort möglich wurde, dürften immerhin hervorgehoben werden. Die Geschichte Leopolds I. und seiner Nachfolger wird natürlich von einem Ungarn in einem anderen Geiste geschrieben werden, als dies einem Cisleithanier möglich ist, der den nationalen Standpunkt nicht zu dem seinigen machen kann, man muss aber gestehen, dass die Darstellung — auch vom ungarischen Gesichtspunkte aus, eine im ganzen maßvolle ist. Zu bedauern ist ja freilich, dass die für diese Partien so reiche deutsche Literatur, wie z. B. die über die Türkenbelagerung Wiens 1683, so wenig angezogen wird, und was der Westen damals für Ungarn leistete, verdiente doch ein Wort dankbarer Anerkennung; dafür liest man S. 182 über die Schlacht von Szalánkémen: der Sieg fiel den Ungarn zu; mir scheint, er fiel den Österreichern zu. Deutsche Leser werden es dankbar begrüßen, dass für die Zeiten Leopolds I. und seiner Nachfolger die reichhaltige ungarische Literatur verwertet ist, umgekehrt sind für diese, wie z. B. für die pragmatische Sanction, auch die neuen Arbeiten österreichischer Forscher — freilich nicht alle — benützt worden; noch mehr ist dies für die Zeiten Maria Theresias und Joseph II. der Fall. Beide Monarchen kommen bei dem Verf. schlecht genug weg. Man wird das bei einem Ungarn Joseph II. gegenüber begreiflich finden; man lese aber das kühle, geringschätzige Urtheil über Maria Theresia, die „zwar viele für unser Vaterland nützliche Anstalten traf, aber unsere Verfassung nicht wertschätzte und durch willkürliche Verfügungen die Integrität unseres Vaterlandes beein-

trächtigte, dass Ungarn Österreich gegenüber in die Lage einer Colonie gerieth und die Wohlfahrt Ungarns häufig der Gewinnsucht der Wiener Kaufleute aufgeopfert wurde, dass endlich an der Erhaltung und Kräftigung unserer nationalen Individualität der Königin nichts gelegen war.“ Besser als diese beiden Regierungen kommt die Leopolds II. weg. Vieles, was dem Österreicher mehr oder minder neu ist, bringt die Darstellung der Geschichte der Kaiser, bezw. Könige Franz und Ferdinand, so z. B. die Geschichte des sogenannten Jacobinismus in Ungarn, die Anfänge der „nationalen Reformära“ u. a. Die neueste Geschichte ist ebenso in streng magyarischem Sinne dargestellt. Im einzelnen fehlt es auch hier nicht an mehr oder minder gröberen Verstößen: Dass die Seeschlacht bei Lissa nicht auf den 30., sondern den 20. Juli zu setzen ist, braucht nicht besonders betont zu werden, aber im großen und ganzen ist die Darstellung eine richtige. Sie gewinnt an einigen Stellen noch dadurch, dass sie unbekannte oder weniger bekannte Materialien zur Geschichte unserer Tage verwertet.

H. Scheftlein, Genealogischer Schulatlas. Regensburg, Verlag Hermann Bauhof 1899. gr. 8°, V SS. u. 34 Tafeln.

Das vorliegende Buch, im wesentlichen nach den Grundzügen des Genealogischen Handbuches der europäischen Staatengeschichte von Ottokar Lorenz ausgearbeitet, dessen Methode sich im ganzen gut bewährt hat, beschränkt sich mit Recht auf die Darstellung des auf diesem Gebiete Nothwendigsten, und ist eine entsprechende Ergänzung der an bayerischen Anstalten gebrauchten Lehrbücher, die entweder fast gar keine Stammtafeln enthalten oder wo dies der Fall ist, ohne die nothwendige Übersichtlichkeit und ohne wirksame methodische Gruppierung. Es wird mit Recht bemerkt, „dass die Methode der vergleichenden Darstellung verschiedener Stammbäume bei größter Anschaulichkeit ein klares Bild der jeweiligen Zeitgenossen gibt, dem Schüler die historischen Persönlichkeiten in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu einander zeigt und das Aufsuchen des historischen Zusammenhangs zwischen der Geschichte verschiedener Staatengebiete erleichtert.“ Dankenswert ist, dass auch die alte Geschichte berücksichtigt ist. Ihr sind von den 34 Tafeln sechs gewidmet, die übrigen gehören dem Mittelalter und der Neuzeit an. Bei Tafel 8 ist zu Ludwig dem Kinde noch die Ziffer zu geben, Tafel 10 enthält wohl für die Mittelschule etwas zu viel, Tafel 7 steht Liutpirga, Tafel 10 aber Luitgard, Tafel 12 Konrad II. nicht Kg. = König, sondern K. = Kaiser, Tafel 13 Konradin der letzte Hohenstaufe † 1268, aber Enzio † 1272, Tafel 14 statt Judith l. Guta, so wird sie in allen Quellen genannt (Bene), Tafel 20 ist bei Friedrich Wilhelm die Ziffer zu vermerken, bei Tafel 23 der Kronprinz des Deutschen Reiches anzugeben, Tafel 24 würde bei August II. das Wort

katholisch in Klammern anzufügen sein, ebenso Tafel 28 bei Karl Eduard Ende der Stuarts als Prätendenten, Tafel 29 fehlt unter Napoleons Brüdern Lucian, der doch während der Republik zeitweise eine größere Rolle spielt, Tafel 34 wäre die Aufeinanderfolge der Herrscher durch Ziffern anzudeuten.

Graz. J. Loserth.

Übungsbuch für den Unterricht in der Goniometrie und der ebenen Trigonometrie von F. von Lühmann in Königsberg. Berlin, Leonhard Simion 1898. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Der Verf. veröffentlicht in diesem Werkchen ungefähr 1300 methodisch gut gewählte Aufgaben aus der Goniometrie und ebenen Trigonometrie in einer solchen Anordnung und Gruppierung, dass sie gleich von der ersten theoretischen Stunde dieses geometrischen Unterrichtes angefangen mit großem Vortheile zur scharfen Abgrenzung und ausreichenden Einprägung der einschlägigen Begriffe, Formeln und Lehrsätze, sowie zur Erlangung entsprechender Geläufigkeit im rechnerischen Auflösen einfacher goniometrischer und trigonometrischer Aufgaben verwendet werden können.

Im besonderen mögen noch folgende Bemerkungen über diese Aufgabensammlung hier platzfinden.

Die in der Goniometrie (S. 3—35, §. 1—15) gestellten Umformungs- und Bestimmungsaufgaben zeichnen sich dadurch aus, dass sie einfach sind, sich schnell erledigen lassen und zu sehr einfachen Endwerten führen. Stichproben wurden vorgenommen zu §. 4 (2, 3, 6, 35, 38, 41), §. 6 (22, 26, 28), §. 7 (19, 23), §. 8 (24, 33, 45, 48), §. 10 (19, 27, 58), §. 11 (5, 18, 59, 88, 101, 116, 121, 124, 130, 141, 145) und §. 12 (15).

In der Trigonometrie beschränkt sich der Übungsstoff auf die Berechnung ebener Dreiecke.

Der Theil *A* (S. 36—44, §. 16—19) bezieht sich auf die gewöhnlichen Hauptauflösungsfälle und enthält etwa 90 Aufgaben. Abgeschlossen erscheint derselbe mit 30 einfachen Aufgaben aus der angewandten Trigonometrie. (Zu wenig!) Es sei bemerkt, dass den Hauptauflösungsfällen überall (namentlich in §. 18) eine mehr genetische Reihenfolge zu geben und in §. 16 (I) c durch a und b auszudrücken war. Auch hätte es sich sehr empfohlen, einige instructive Aufaben über das Construieren nach gegebenen oder gefundenen Formeln aufzustellen.

Den schwierigeren Übungsstoff — Theil *B*, S. 45—60, §. 20—25 — gewinnt der Verf. ersichtlicherweise einheitlich und zwar dadurch, dass er zunächst für eine jede der drei Hauptformen des Dreiecks eine gewisse Anzahl von Aufgaben (im ganzen 70) vollständig auflöst und dann auf Grund der gefundenen Endwerte brauchbare Umkehraufgaben aufstellt (zusammen für alle drei Drei-

ecksarten etwa 460). So z. B. wurden für das allgemeine Dreieck allein nicht weniger als 36 Stücke (Seiten, Winkel, Höhen, Winkelhalbierende, Radien der Berührungskreise, durch Höhen oder Winkelhalbierende gebildete Seitenabschnitte, dann auch binomische Summen einiger dieser Größen) durch die drei Stücke r (Radius des umgeschriebenen Kreises), γ (der der Seite c gegenüberliegende W.) und $\delta = \alpha - \beta$ ausgedrückt und die erhaltenen Resultate zur Aufstellung und Gruppierung von etwa 270 Aufgaben über diese Art von Dreiecken benützt.

Was die Auflösung dieses Materials anbelangt, so soll nach den Intentionen des Verf.s dieselbe dadurch herbeigeführt werden, dass man die gegebenen Stücke erst durch die erwähnten Größen r, γ, δ ausdrücke, die so erhaltenen Gleichungen nach eben diesen Größen als Unbekannten auflöse und dann erst die eigentlichen Fragegrößen der Aufgabe bestimme.

Dieser einheitliche Vorgang ist nun zwar stets möglich und dem Anfänger oder dem schwächeren Schüler bis zu einem gewissen Grade sehr zu empfehlen. Andererseits darf man aber nicht vergessen, dass dieses einheitliche Hindurchleiten verschiedener Aufgaben durch eine und dieselbe Zwischenaufgabe nothwendigerweise nur bei einer beschränkten Art von Daten ohne Weitläufigkeit vorgenommen werden kann. Ferner wird bei diesem Vorgange der schwache oder denkfaule Schüler nicht veranlasst, sich die gewiss hochwichtige Frage zu stellen, ob die ihm vorgelegte Aufgabe einen anderen, vielleicht (wegen der Art der Daten) naturgemäßeren und womöglich einfacheren Auflösungsweg zulasse. Belehrend in dieser Hinsicht dürften namentlich folgende Stellen sein: §. 21 (42, 43) und §. 23 (29, 38, 39).

Dem §. 26 (S. 60—76), in welchem der Verf. an 22 vollständig durchgeführten Beispielen das Determinieren trigonometrischer Aufgaben sehr eingehend lehrt, folgen sodann am Schlusse des Werkchens noch drei Tabellen vollständig berechneter Dreiecke zu Zahlenbeispielen (S. 77—81, 60 Nummern).

Trotz der sorgfältigsten Bearbeitung und Correctur pflegen sich bei der ersten Herausgabe einer solchen Fülle von Aufgaben fast unvermeidlicherweise auch kleine Fehler einzuschleichen. In dieser Hinsicht sind folgende Stellen als verbesserungsbedürftig bemerkt worden: §. 21 (XIV), §. 23 (I), §. 26 (5), §. 26 (12), dann in den Tabellen die Stellen A (1), A (10) und B (6). Überdies ist in §. 21 (XVII) und §. 22 (XV) eine größere Einfachheit und in §. 26 (1, 2) eine Ergänzung über die Bedeutung der dort gebrauchten Zeichen d und s erwünscht.

Möge das Büchlein jene Beachtung und Verbreitung in den betheiligten Kreisen finden, die es ohne Zweifel verdient, auf dass es auch jenen Nutzen stifte, welcher dem Verf. bei seiner mühevollen Arbeit als Ziel vorgeschwebt hat.

Grundsätze und Schemata für den Rechenunterricht an höheren Schulen. Mit einem Anhange: Die periodischen Decimalbrüche nebst Tabellen für dieselben. Von Dr. Karl Bochow in Magdeburg. Berlin, Otto Salle 1898.

Der Verf. tritt in seinem Vorworte (S. I—VIII) mit vollem Rechte dafür ein, dass an den ein organisches Ganzes bildenden Schulen — besonders also an einer und derselben Anstalt mit Classenabtheilungen — im Rechenunterrichte der unteren Classen von den Lehrenden eine größere Einheitlichkeit bezüglich des logischen Aufbaues und einer knappen, einfachen, übersichtlichen und dabei doch stets mathematisch richtigen Verbindung der Zahlenansätze bei der schriftlichen Darstellung angestrebt werden möge. Dann zeigt er (S. 1—30) an vorgeführten Beispielen, durch welche vereinbarten Festsetzungen, betreffend Methode und schriftliche Darstellung, dieses Ziel an der Realschule zu Magdeburg bei der Durchnahme des Lehrstoffes der Sexta bis zur Tertia zu erreichen gesucht wird.

In dem daran sich anschließenden interessanten Anhang (S. 31—61) sind die wichtigsten Gesetze über die Verwandlung gemeiner Brüche in Decimalbrüche systematisch und wohl auch genug elementar abgeleitet worden. Doch wird dieser Gedankengang, wie es auch der Verf. selbst bemerkt, auf der unteren Unterrichtsstufe in seiner Gänze kaum verwendet werden können.

Bei den bezüglichen Entwicklungen geht der Verf. von der Frage aus, wann eine vorgelegte Bruchverwandlung durch sogenanntes Erweitern vorgenommen werden kann, und wann sie durch Division des Zählers durch seinen Nenner vorgenommen werden muss. Für den letzteren Fall, wo bekanntlich der Nenner des möglichst vereinfachten gemeinen Bruches weder durch 2, noch durch 5 theilbar ist, zeigt er, dass schon aus der Endziffer irgendeines dieser Divisionsreste allein stets nicht nur der ganze betreffende Rest, sondern auch seine beiden Nachbarn und in weiterer Folge auch alle übrigen Reste vollkommen eindeutig bestimmt werden können. Zusammengehalten mit der Thatsache, dass unter den gemachten Bedingungen die Division ja niemals aufgehen kann, führt diese Erkenntnis ohne Mühe zur klarsten Überzeugung, dass solche Divisionen rein periodisch sein müssen.

Sodann zeigt der Verf., dass und wie man aus der zu einem Primzahlnenner P zugehörigen Stellenzahl der Periode auch die Stellenzahl der zum Nenner P^a gehörigen Periode berechnen kann, und erledigt schließlich die analoge Frage für beliebig zusammengesetzte Nenner unter der nämlichen Voraussetzung, d. h. dass die jedem Primzahltheiler des Nenners zugehörige Stellenzahl der Periode auf irgendeine Weise bekannt geworden ist.

Nicht unerwähnt bleibe es, dass für die Zahlen von der Form $10^p—1$ von $p = 1$ bis $p = 6$ eine vollständige Theilertafel bei-

gegeben und aus ihr so mancher interessante Schluss gezogen wurde.

Auf den letzten Seiten (62—74) finden wir noch drei andere Tafeln; die ersten zwei enthalten die Zähler- und die zugehörigen Periodengruppen für die häufigsten Verwandlungsfälle; die dritte gibt für den Nenner Z seine Primfactoren an, dann die Anzahl φ (Z) der zu Z relativ primen (und kleineren) Zahlen, ferner die Stellenzahlen der zugehörigen Vorperiode und Periode (für $Z = 1$ bis $Z = 100$, dann für 214 andere, häufig vorkommende Nenner).

Wien. M. Kuschniriuk.

Theorie der atmosphärischen Strahlenbrechung von Dr. Alois Walter, Professor an der k. k. Staats-Oberrealschule in Graz. Veröffentlicht mit Unterstützung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Mit 4 Textfiguren. Leipzig, Teubner 1898.

Der Verf. entwickelt die Theorie der atmosphärischen Strahlenbrechung, indem er seinen Betrachtungen nur zwei Annahmen zugrunde legt, erstens die Giltigkeit des Brechungsgesetzes und zweitens die Voraussetzung, dass der physikalische Zustand der Luft in allen gleich hoch gelegenen Schichten der Atmosphäre derselbe sei und daher die Punkte gleicher physikalischer Beschaffenheit concentrische Kugelflächen erfüllen. Über den Brechungsquotienten an einer Stelle des durchsichtigen Mediums wird keine besondere Annahme gemacht, vielmehr wird derselbe als unbekannte Function der Entfernung des gewählten Punktes von dem optischen Mittelpunkte der Atmosphäre angesehen. Es gewinnt hiedurch die vorliegende Theorie einen hohen Grad von Allgemeinheit, der sie in vortheilhaftester Weise auszeichnet.

Indem der Verf. unter diesen Annahmen, ausgehend von der Differentialgleichung der Lichtcurve, analytische Entwicklungen in Form von Potenzreihen für die in der Geodäsie und Astronomie verwendeten Refractionsgrößen gibt, vermittelt er einen klaren Einblick in die geometrischen Verhältnisse der Strahlenbrechung und gelangt zu Formeln, die wegen der offen gelassenen Form der Abhängigkeit des Brechungsquotienten von der Entfernung dem jeweiligen Stande der experimentellen Kenntnisse von der optischen Beschaffenheit der Atmosphäre leicht angepasst werden können. Insbesondere liefert die entwickelte Theorie eine präcise Definition des „ersten" Refractionscoefficienten, als einer dem Beobachtungsorte eigenthümlichen Constanten, und lässt die Abhängigkeit dieser Größe von dem Gesetze, nach welchem der Brechungsquotient des Mediums sich verändert, erkennen.

Als besondere Fälle der Theorie werden die Berechnung der astronomischen Refraction, die Größe des Gesichtskreises von einem

erhöhten Punkte, die Untersuchung der Lichtcurve zwischen zwei Punkten gleicher Höhe und die Specialisierung der allgemeinen Formeln für den Fall gegeben, dass die concentrischen Kugeln gleicher physikalischer Beschaffenheit der Luft in parallele Ebenen übergehen.

An diese theoretischen Entwicklungen schließt sich eine sehr übersichtlich gehaltene Darstellung der experimentellen Kenntnisse über den Verlauf des Brechungsquotienten in der Atmosphäre an. Hieraus entnimmt der Verf. eine Bestimmung der in den theoretischen Betrachtungen noch willkürlich gelassenen Function, welche die Abhängigkeit des Brechungsquotienten von der Erhebung ausdrückt, und gibt mit Hilfe dieser Specialisierung Formeln für den „ersten" Refractionscoefficienten, indem er einmal das Temperaturgefälle in der Luft als unbekannt in die Rechnung einführt, sodann, indem er eine lineare Abhängigkeit der Temperatur von der Erhebung voraussetzt, und endlich, indem er in diese letztere Annahme die besonderen Bauernfeind'schen Relationen einführt.

Der „erste" Refractionscoefficient erscheint abhängig von vier veränderlichen Größen, vom Barometerstande, vom Dunstdrucke, von der absoluten Temperatur und von dem Temperaturgefälle. Die Form der Abhängigkeit steht in Übereinstimmung mit rein experimentellen Untersuchungen. Am Schlusse bespricht der Verf. den Zusammenhang zwischen dem „ersten" Refractionscoefficienten und dem Temperaturgefälle und zeigt, wie man durch Zenithdistanzmessungen diese Größen gewinnen kann.

Das vorliegende Buch, welches sich durch die übersichtliche Disposition des Inhaltes und die ganz besonders klare Darstellung desselben in vortheilhaftester Weise auszeichnet, stellt nach der Ansicht des Ref. einen wesentlichen Fortschritt in der Theorie der atmosphärischen Strahlenbrechung dar.

Innsbruck. M. Radaković.

Franz von Hemmelmayr, Lehrbuch der anorganischen Chemie für die fünfte Classe der Realschulen. Mit 38 Abbildungen und 1 Spectraltafel in Farbendruck. Wien u. Prag, Tempsky 1898.

Das 236 Seiten umfassende Buch präsentiert sich in durchaus ansprechender Ausstattung und zeigt das Streben des Verf.s, den Forderungen des neuen Normallehrplanes für österreichische Realschulen gerecht zu werden.

In der Einleitung werden an der Hand der historischen Entwicklung die wichtigsten Gesetze der chemischen Wissenschaft vorgetragen. Es wäre wünschenswert, dass dies in weniger allgemein gehaltener Form geschähe und dass die Ableitung der Gesetze mehr auf experimentelle Basis gestellt würde.

Die dem Texte ab und zu einverleibten Notizen über Versuche sind gut; im allgemeinen wird der Context durch Einstreuungen, die auf das experimentelle Moment Bezug haben, sehr selten unterbrochen.

Das periodische System der Elemente, das bereits in der Einleitung besprochen wird, findet im weiteren Verlaufe insoweit Berücksichtigung, als bei jeder Gruppe von abgehandelten Elementen auf dieses System hingewiesen wird und die Elemente im Lichte desselben Revue passieren müssen.

Betreffs der speciellen Behandlung der Elemente mag erwähnt werden, dass meistens die bekanntesten Verbindungen oder diejenigen, welche als Ausgangsmaterial für alle anderen dienen, an die Spitze gestellt werden. Die modernen Errungenschaften der Chemie sind, soweit sie in der Schule Verwertung finden können, gewissenhaft berücksichtigt und weise benützt; dabei werden für das praktische Leben sehr wichtige Thatsachen dargeboten. Die Atomgewichte sind für die Schulverhältnisse jedenfalls zu genau angegeben; dadurch wird das Einprägen dieser wichtigen Zahlen gewiss nicht erleichtert.

Die in Verwendung genommene, moderne Nomenclatur ist im ganzen Buche consequent durchgeführt worden.

In stilistischer Hinsicht ist im allgemeinen nur Lobenswertes zu sagen. Abzuändern wären in dieser Richtung etwa folgende Stellen: „Das Ammoniak findet sich .... in der Luft, ferner in vulkanischen Gegenden" (S. 37, A. 8). „Zu den beiden Elementen (Stickstoff und Sauerstoff) ist nun in neuester Zeit noch ein drittes gekommen" (S. 47, A. 3). „Es hat sich durch genaue Versuche erwiesen" (S. 67, A. 3). „Verwandtschaft zu Wasserstoff und den Metallen" (S. 71, A. 4). „Vereinigt es sich mit diesem schwieriger direct als das Chlor" (S. 71, A. 6). „Das Vorkommen des Schwefels .... wird noch übertroffen durch das der Schwefelverbindungen" (S. 75, A. 3). „wobei das Thermometer auf — 12° sinkt" (S. 98, A. 2). „Übergießt man gebrannten Kalk mit Wasser, so wird es vorher theilweise aufgesogen" (S. 138, A. 6). „Ihre Hydroxyde sind sehr starke Basen; sie unterscheiden sich aber von den Hydroxyden der Alkalimetalle sowohl durch ihre geringe Basicität ..." (S. 150, 151). „Es kommt auch natürlich vor ...." (S. 199, A. 4). „Fundorte sind ...: Norwegen, Ungarn, Steiermark, Kleinasien" (S. 204, A. 4). „Fundorte sind: Steiermark, Kärnten, Böhmen, England, Sibirien, Norddeutschland, Nordamerika, Brasilien usw." (S. 214, A. 4).

Von Druckfehlern könnte etwa ein Dutzend genannt werden.

Vom sachlichen Standpunkte betrachtet erfordern folgende Stellen eine genauere Fassung: „Siedepunkte der beiden Gase" (S. 49, A. 3). „... dass die Pflanzen im Lichte

Kohlendioxyd einathmen" (S. 49, A. 5). „In Wasser ist das Jod unlöslich" (S. 78, A. 2). „Thioarsenite, die sich von den Arseniten durch den Schwefelgehalt unterscheiden" (S. 103, A. 9). „Im krystallisierten Zustande kommt es (das Siliciumdioxyd) als Quarz mit seinen Abarten (Amethyst, Hornstein, Jaspis ...) ..., im amorphen als Opal, Kieselsinter usw. vor" (!) (S. 114, A. 1). „Der Kalisalpeter ist in kaltem Wasser schwer löslich" (S. 124, A. 2). „... lässt sich die stufenweise Änderung der Eigenschaften mit dem Atomgewichte beobachten" (S. 155, A. 3). „Dunkel gefärbte, im durchfallenden Lichte roth erscheinende Krystalle von Chromalaun" (S. 204, A. 1). „In Laugen löst es sich mit smaragdgrüner Farbe, indem sich Chromite bilden; durch Kochen der Lösungen werden diese Verbindungen (die Chromite? Ref.) ausgeschieden" (S. 204, A. 3).

Inconsequent ist es, wenn es einmal (S. 28, A. 1) heißt: „nie gelingt es aber, reines Ozon darzustellen" und im Abs. 5 aber steht: „Das Ozon ist in dicken Schichten ein blaues Gas, das sich zu einer dunkelblauen Flüssigkeit verdichten lässt." Ebenso: „Gläser sind widerstandsfähig gegen Wasser, Säuren, ja sogar schwache Laugen" (S. 144, A. 2) und: „So widerstandsfähig das Glas gegen chemische Einflüsse auch zu sein scheint, so wird es doch schon von Wasser allmählich angegriffen und zersetzt" (S. 146, A. 6).

Der Verbesserung bedürftige Definitionen sind: „Jeder Stoff, der bei allen chemischen Vorgängen Producte liefert, die schwerer sind, als er vor denselben war, ist als ein Element zu bezeichnen" (S. 5, A. 1). „Wir bezeichnen die atombindende Kraft eines Elementes als seine Wertigkeit" (S. 14, A. 5). „Das Auftreten eines Körpers in zwei krystallisierten Abarten nennt man Dimorphismus (S. 50, A. 5). „Unter trockener Destillation versteht man gewöhnlich das Erhitzen kohlenstoffhältiger Substanzen unter Luftabschluss" („Kalkbrennen" usw.? Ref.).

Für die 5. Classe der Realschulen bietet das Buch eher zuviel als zuwenig. Der Lehrer dürfte sich nicht verleiten lassen, alles darin Gebotene wirklich durchzunehmen. Bei einer Neuauflage könnte vielleicht der eine oder andere der nachfolgenden Wünsche des Ref. Berücksichtigung finden: Behandlung der Spectralanalyse (S. 17 u. 18) im speciellen Theile. Einige Angaben über Destillation (S. 32). Bessere Zeichnung der Fig. 12 (S. 59). Anführung der den Bromwasserstoff verunreinigenden Stoffe (S. 71). Feststellung des Begriffes „Mutterlauge" und Genaueres über die Processe, welche gelegentlich der Gewinnung von Jod namhaft gemacht werden (S. 72). Angaben über die Dissociationstemperatur der Brommolecüle (S. 73). Besprechung des Nachweises von Schwefel nach Abhandlung der Schwefelverbin-

dungen (S. 78). Einschaltung der Notizen über Verwendung der Phosphorsäure und der Phosphate unmittelbar vor der „Phosphorsäure“ (S. 98). Desgleichen könnte der die Anwendung des Siliciumdioxyds betreffende Absatz (S. 116) S. 114 nach Abs. 3 untergebracht werden. Bessere Erklärung der S. 130, A. 7 u. 8 erwähnten Thatsachen. Angabe der Formel der Amidokohlensäure (Carbaminsäure) S. 134, A. 5, sowie Andeutungen über die „schädlichen Wirkungen“ des Kesselsteins auf den Dampfkessel (S. 137, A. 3). Größere Berücksichtigung österreichischer Vorkommnisse bei Mineralen und Heilquellen. Endlich Beigabe eines alphabetischen Registers.

Wien. Joh. A. Kail.

Bau und Leben des Thieres. Von Dr. Wilhelm Haacke. (»Aus Natur und Geisteswelt«, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 3. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner 1899. Preis 1 Mk. 15 Pf.

In 24 Bildern oder Vorträgen, die untereinander zusammenhängen, werden die wichtigsten anatomischen und physiologischen Verhältnisse des Thierleibes auf seiner verschiedenen Organisationshöhe besprochen. Das Büchlein ist für Erwachsene bestimmt und trifft den populären Ton vortrefflich. Dabei steht der Inhalt überall auf der Höhe moderner Naturforschung. Im ganzen ein ansprechendes und anregendes Werkchen.

Die deutschen Pflanzennamen. Von Prof. Dr. Wilhelm Meigen. Berlin. Verlag des »Allgemeinen deutschen Sprachvereines« (F. Berggold) 1898.

Ein interessantes Büchlein, in dessen erstem Theile mit großer Gründlichkeit alle Bedingungen und Vorsichten besprochen werden, die bei der deutschen Namengebung im Pflanzenreich zu berücksichtigen sind. Dann folgt das systematische deutsche Namensverzeichnis, in dem nicht nur alle guten und volksthümlichen, bisher gebräuchlichen Namen, sondern auch viele neue, sehr treffende und gut ersonnene Benennungen zu finden sind. Jeder Botaniker, der zugleich ein Freund der deutschen Sprache und des deutschen Volksthums ist, wird die sehr sorgfältig gearbeitete Schrift mit Vergnügen und Nutzen durchblättern.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Das Elend unserer Jugendliteratur.

Unter diesem Titel ist vor kurzem in 2. Auflage eine Schrift von Heinrich Wolgast erschienen.[1]) Der Verf. bezeichnet sie als einen Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend und setzt ihr als Motto ein charakteristisches Wort Theodor Storms voran: »Wenn Du für die Jugend schreiben willst, so darfst Du nicht für die Jugend schreiben«. Sein Standpunkt ist hiemit bereits gekennzeichnet. Um den reichhaltigen Inhalt dieses für Lehrer und Erzieher, insbesondere aber für Verwalter von Schülerbibliotheken beachtenswerten Buches kurz zu skizzieren, so mögen hier die einzelnen Capitel angeführt werden: I. Der Umschwung in der öffentlichen Erziehung und die Jugendlectüre. II. Der Leseunterricht und die freie Lectüre. III. Die Aufgabe der poetischen Jugendlectüre. IV. Die intellectuellen und moralischen Wirkungen der Jugendlectüre. V. Die Grundsätze der bisherigen Jugendschriften-Kritik. VI. Zur Charakteristik der gangbaren Jugendlectüre. Bearbeitungen. Orthodoxe Theologen aus vor- und nachmärzlicher Zeit als Jugendschriftsteller. Gustav Nieritz und Franz Hoffmann. Patriotische Jugendschriften aus dem neuen Deutschen Reiche. Indianergeschichten in vornehmem Gewande. Jugendschriftstellerinnen. VII. Literarisch wertvolle Lectüre für die Jugend.

Ausgehend von dem bekannten Worte Herders: »Ein Buch hat oft auf eine ganze Lebenszeit einen Menschen gebildet oder verdorben«, fasst er die Jugendschrift als Erziehungsmittel auf und will die Schülerbibliothek nicht als Anhängsel der Schule betrachtet, sondern sie dem Schulganzen organisch eingefügt sehen. Dies setzt aber eine Reform der von der Schule geleiteten und unterstützten Jugendlectüre voraus.

In schärfster Weise kritisiert nun Wolgast die landläufige Jugendliteratur. Hierin liegt wohl das Hauptverdienst dieser Schrift — und

---

[1]) Hamburg 1899. Selbstverlag. In Commission bei L. Fernau in Leipzig. 218 SS. Preis 2 Mk.

stellt schonungslos die verbreitetsten Bücher als Schundwerke hin, ungeeignet, die moralische, politische und ästhetische Erziehung der Jugend zu fördern. So sagt er S. 119 über zwei der beliebtesten Jugendschriftsteller: »Nieritz und Hoffmann haben mehr Unheil angerichtet, als alle Indianergeschichten zusammen. Diese geben phantastische Schilderungen aus einer Welt, die dem Kinde ganz fremd ist. Nieritz und Hoffmann stellen die Welt, in der das Kind lebt, ja stellen das Kind selbst durch und durch gefälscht dar; nicht etwa phantastisch — darin würde noch etwas Kunst stecken — nein, trocken, berechnet und berechnend gefälscht. Ich mag nicht erwägen, wie viel Wirklichkeitsgefühl die Jugend hier einbüßt, wie viel Heuchelei geweckt und gefördert wird, ich will nur constatieren, dass die Lectüre dieser literarischen Ungeheuer bei der Mehrzahl der jugendlichen Leser eine völlige Verwüstung des poetischen Empfindens anrichten muss.

Woher, fragt man sich, diese Nachsicht? ja das Wohlwollen, die solchen Nichtigkeiten zutheil geworden sind? Die Tendenz, denke ich, wird alles erklären: die rührselige Unerbittlichlichkeit in der Vergeltung und eine Frömmigkeit, die nirgends anstößt. Beides ist faustdick aufgetragen. Aber was wir lieben, lieben wir noch in der Karrikatur oder vielmehr, wir sehen die Karrikatur gar nicht. Wenn dieses Buch nichts weiter zuwege brächte, als das Ansehen von Gustav Nieritz und Franz Hoffmann dauernd zu erschüttern, so wollte ich froh sein, denn mir wäre eine gute That gelungen.«

Nicht minder geißelt W. die Jugendliteratur, die im Gefolge des deutsch-französischen Krieges über die politisch geeinte Nation heraufkam. Hören wir, was er über den Berliner Jugendschriftsteller Bruno Garlepp schreibt (S. 133): »Bei Garlepp feiert die Preußenverhimmelung ihre Orgien, doch fällt die Sache bei seinem literarischen Unvermögen für den kühlen Beobachter höchst lächerlich und widerlich aus. Die preußischen Soldaten sind engelgleiche Helden; dass auch die Bestialität und die Feigheit ihren Antheil am preußischen Heere hatten, erscheint ausgeschlossen. Das findet sich nur beim Feinde.«

Nicht minder ungünstig urtheilt W. über die Herausgeberin des Töchteralbums, Thekla von Gumpert. »Ihre Bedeutung liegt nicht so sehr in ihren zahlreichen Erzählungen, als vielmehr darin, dass sie alljährlich zu Weihnachten auf den Familientisch wohlhabender, hoher und höchster Kreise zwei Bücher legte, die ebenso begehrt und geschätzt, als albern und schädlich sind: Herzblättchens Zeitvertreib und Töchteralbum« (S. 165).

Im VII. Capitel geht der Verf. von der manchmal recht lang ausgesponnenen Kritik zu positiven Vorschlägen über. Viel ist es nun nicht, was uns W. zu bieten vermag. Er empfiehlt, dass sich Kritik und Pädagogik gemeinsam an die Arbeit machen, um eine beträchtliche Zahl von Dichterwerken namhaft zu machen, die unter Umständen zur Lectüre der Jugend geeignet sein können. Diese Arbeit darf nicht auf aprioristischem Wege gemacht werden. Vielmehr müsse die naturwissenschaftliche Methode zur Anwendung kommen. Durch erfahrungsmäßige Untersuchung und Er-

periment muss festgestellt werden, welche Dichtungen mit Genuss und ästhetischem Gewinn von der Jugend oder genauer von dem so oder so gearteten, dem so oder so vorgebildeten oder erzogenen Kinde assimiliert werden können. Dafür können zwei Quellen mit Hoffnung auf gute Ausbeute schon jetzt erschlossen werden. Die biographischen Auslassungen über Jugendlectüre und die Beobachtungen sorgsamer und literarisch gebildeter Eltern und Lehrer an ihren Kindern und Schülern. W. theilt nun einige Auslassungen von Geistesheroen über ihre Jugendlectüre, wie Goethes, Fr. Hebbels, L. Rankes, Gervinus und G. Freytags mit, die von großem Interesse sind. W. constatiert bei den Genannten die Übereinstimmung in der Vorliebe für geschichtliche Lectüre; bevorzugt ist immer — ein sehr wichtiger pädagogischer Fingerzeig — die altgriechische Sagen- und Kriegsgeschichte, und die Geschichte der engsten Heimat. Auch das geographische Interesse, das sich in dem Lesen von Reisebeschreibungen äußert, ist ziemlich häufig.

Zur speciellen Auswahl übergehend empfiehlt W. von S. 212 ab die Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen, eine Sammlung aus Andersens und Hauffs Märchen. Einiges von Goethe und Tieck dürfte verwendbar sein. Th. Storms 'Der kleine Häwelmann', 'Regentrude' und 'Bulemanns Haus' sollten keinem Kinde vorenthalten werden. Uhland ist der Classiker für die Jugend, auch Schiller wird gerne gelesen. Historische Erzählungen und Romane mögen sich an Robinson und Cooper anschließen. Hauffs 'Liechtenstein' kann gewiss vom 12. Jahre ab gelesen werden. Kleists unvergleichliche Novelle 'Michael Kohlhaas' kann 13—14jährigen Knaben empfohlen werden. Der brandenburgische Roman 'Die Hosen des Herrn Bredow' von Willibald Alexis und Scheffels 'Ekkehard' können ohne Zweifel — wohl ganz subjective Meinung — mit Erfolg von begabten Kindern (!) gelesen werden. Über Freytag und C. F. Meyer ist der Verf. im Zweifel. Dagegen empfiehlt er ganz besonders Storms 'Pole Poppenspäler' und nach Entfernung der hässlichen Buntdruckbilder die Sammlung der Rosegger'schen Novellen. Im besonderen wird zum Schluss auf Adalbert Stifter aufmerksam gemacht, wofür wir ihm geradezu dankbar sind.

Wir haben den Inhalt dieser Schrift genauer angegeben, denn das Elend der Jugendliteratur theilen leider auch wir in Österreich. Wenn man übrigens wahrnimmt, wie der ausländische Büchermarkt unsern Weihnachtstisch beherrscht, wie die für Preußen und Deutschland geschriebenen Bücher von unseren Kindern gierig gelesen und bei der heranwachsenden Jugend die politische Gesinnung frühzeitig verwirrt, wenn nicht verdorben wird, so muss uns das Übel noch größer erscheinen und der Ruf nach einer Reform, wie sie W. anstrebt, noch mehr berühren.

Allerdings wurde vor mehr als einem Decennium dieser wunde Punkt in unserem Schulwesen berührt und durch einen Ministerial-Erlass die Lehrerschaft aufgefordert, den Bücherbestand unserer Schülerbibliotheken zu revidieren. Die Action war von gutem Erfolge begleitet, indem viel ungeeignetes Lesewerk entfernt wurde. Leider hat der Über-

eifer und eine unmännliche Ängstlichkeit hie und da auch Bücher ausgeschlossen, die jeder Mittelschüler lesen sollte, ich denke z. B. an Schwabs 'Sagen des classischen Alterthums'. Ein weiterer Versuch, an Stelle ausgeschiedener Bücher bessere zu setzen, führte nicht zu dem gewünschten Ende.

Seitdem ist Stillstand eingetreten. Es wäre nun unseres Erachtens an der Zeit, das unterbrochene Reformwerk wieder aufzunehmen. Dasselbe hätte von der berufenen Lehrerschaft auszugehen. Die Revision der Büchereien wäre fortzusetzen, mit Unrecht ausgeschiedene Bücher wieder in ihr Recht einzusetzen und vor allem für Ergänzung zu sorgen. Die Lehrerschaft besitzt in ihrer Mitte Persönlichkeiten, die Meister der Erzählung sind, z. B. Keim, Ludwig, Weißenhofer, Wichner u. a. Die Stipendiaten erzählen von ihren Reisen in Italien und Griechenland, wieder andere von England und Frankreich; Naturhistoriker und Geographen schildern die engere Heimat; an philologisch gebildeten Männern, die die Schätze anderer Literaturen für diesen Zweck durch Übersetzungen erschließen könnten, fehlt es nicht. Eine Gesellschaft zur Herausgabe von Jugendschriften würde sich nicht ungehört an unsere besten Schriftsteller wie Saar, Berger, Rosegger, Frau Ebner-Eschenbach u. a. wenden. Für ebenso wichtig hielten wir es, dass von einem Ausschusse ein Canon von Büchern aufgestellt werde, die jeder Mittelschüler lesen sollte, und zwar nicht einmal, sondern wiederholt. Die Zahl dieser Bücher wäre nicht groß, aber sie sollten mit großen Lettern der lesenden Jugend vorgezeichnet werden. Wir haben wiederholt gehört, welch überwältigenden Eindruck auf die Jugend die erste Lectüre von Schwabs Sagen des classischen Alterthums, auf Schüler der mittleren Classen Curtius' Geschichte Griechenlands, Raumers Geschichte der Hohenstaufen, Scheffels Ekkehard, Freytags Ahnen u. ä. gemacht haben. Der Verein Mittelschule hat es schon einmal versucht, einen Katalog für Schülerbibliotheken zusammenzustellen. Der Versuch gelang zwar nicht in der erwünschten Weise: der Katalog enthält zu viel und nicht immer Geeignetes. Die vereinigte »Mittelschule« sollte das unterbrochene Werk wieder aufnehmen, es wäre eine Aufgabe würdig eines großen Lehrervereines. Stellt sich die Lehrerschaft an die Spitze eines solchen Unternehmens, so dürfte auch der materielle Erfolg nicht ausbleiben. Das nicht gerade rege Vereinsleben selbst würde hiedurch neuen Impuls empfangen.

Und noch eines. Jeden Erzieher und Patrioten muss es mit Ärger und Abscheu erfüllen, wie gerade in der Jetztzeit die verderblichste Parteipresse schon die Gemüther der Jugend gefangen nimmt und die nationale und religiöse Unduldsamkeit in den jugendlichen Herzen schürt. Ein als Philosoph bekannter Hochschullehrer hat vor kurzem den Ausspruch gethan, die politische Unterweisung der Jugend sollte die Schule in ihre Hand nehmen, die sich bisher gescheut hat, von Politik überhaupt in ihren Räumen zu handeln. Wir könnten dieser Anschauung nur in dem Sinne beipflichten, dass die Lehrerschaft durch die Jugendschrift belehrend auf die Schüler einwirke, durch eine objective und

sachlich richtige Behandlung und Erörterung politischer Fragen und Verhältnisse. In diesem Sinne könnte auch die übrigens gut patriotische einheimische Jugendzeitschrift 'Gaudeamus' [1]) die Mittelschuljugend beeinflussen, die bisher gleichfalls es gemieden hat, politische Verhältnisse zu berühren.

Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, dass für die Entwicklung künstlerischen Sinnes die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien durch die Herausgabe der Bilderbogen für Schule und Haus in höchst dankenswerter Weise wirkt. Diese Bilderbogen mit ihren geeigneten Texten können selbst beim Unterrichte in den unteren und mittleren Classen mit Erfolg benützt werden, eignen sich aber ganz besonders für die stille Betrachtung im Hause. Der ungewöhnlich niedrige Preis derselben (à 5 kr.) ermöglicht unschwer ihre Anschaffung. Die Lehrerschaft handelt in ihrem Interesse, wenn sie die Verbreitung dieser Bilderbogen fördert und dadurch den Fortbestand des löblichen Unternehmens sichert.

Übersicht neuerer pädagogischer Literatur.

Begonnen sei diesmal mit einem Theile dessen, was in Wien am 7. Mai 1898 mit dem höchsten Jubel eröffnet und am 10. September in die tiefste Trauer versenkt wurde: mit der »Jugendhalle« der Wiener Jubiläums-Ausstellung. Welch großes und schönes Werk da geplant war, hat der nachmalige Präsident der »Jugendhalle«, Bezirksschulinspector Dr. Karl Stejskal, am 26. December 1896 in einem Vortrage (Die Jugendhalle) der constituierenden Versammlung der Sonderausstellungs-Commission dargelegt. Das Geplante konnte zwar in manchen Theilen nicht ganz verwirklicht werden, aber in ernster und reger Thätigkeit wurde doch ein Werk geschaffen, welches an Inhalt, Umfang und Anordnung das bisher auf diesem Gebiete Dagewesene weit hinter sich ließ. Wer das seines Anlasses vollkommen würdige Werk nicht selbst gesehen hat, kann es aus dem Kataloge annähernd kennen lernen: Zur Geschichte und Statistik des Volkschulwesens im In- und Auslande. Zugleich Katalog der Jubiläums-Sonderausstellung »Jugendhalle«. Wien 1898. Mit 1 Plan der »Jugendhalle« und 5 colorierten Diagrammen. (Wien, im Verlage der Sonderausstellungs-Commission Jugendhalle, VII., Neubaugasse 25. 434 SS. Preis 1 K.) Näher auf die Ausstellung selber einzugehen, liegt uns hier aus mehreren Gründen fern; es sei nur darauf hingewiesen, dass der Katalog auch dauernden Wert hat, und zwar nicht bloß durch die Beschreibung der Organisation und des Inhaltes der Ausstellung, sondern auch besonders durch die gruppenweise Zusammenstellung der Ausstellungsgegenstände und die zahlreichen beigegebenen Abhandlungen, worunter das Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften österreichischer Autoren, »Das Relief als Lehrbehelf im

[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1899, S. 461 f.

geographischen Unterrichte«, der »Überblick über die geschichtliche Entwicklung des österreichischen Volksschulwesens in den letzten fünfzig Jahren«, »Die Organisation des österreichisch-ungarischen Volksschulwesens« und »Das Volksschulwesen in den übrigen Culturstaaten der Erde« erwähnt seien. — Mit der »Jugendhalle« dachten deren verdienstvolle Schöpfer nicht bloß an eine vorübergehende Ausstellung, sondern sie knüpften daran auch die Hoffnung, dass so die — bekanntlich seit längerer Zeit angestrebte — Errichtung eines k. k. österreich. Museums für Erziehung und Unterricht der Verwirklichung näher gerückt werde, dergleichen die meisten Culturstaaten der Erde bereits haben. Etwas Derartiges, freilich in den bescheideneren Grenzen einer Provinzstadt, hat Cisleithanien in der ständigen Lehrmittelsammlung in Bozen, in der ständigen Lehrmittelausstellung in Innsbruck und in der »Permanenten Lehrmittel-Ausstellung in Graz«. Über die letztgenannte liegt uns vor: Erstes österreichisch-ungarisches Lehr- und Lernmittel-Magazin. Preisgekröntes Organ der permanenten Lehrmittel-Ausstellung in Graz. (Herausgegeben vom Comité. Geleitet und verwaltet von Gottfried Nickl, Custos. 13. Jahrgang, Nr. IV. October-December 1895. 4⁰, S. 61—78.) Reichhaltigkeit des Inhaltes und gute Orientierung sind besonders hervorzuheben.

Hieran seien andere Austriaca gefügt. Auf die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte und deren österreichische Gruppe, die Einrichtung und Ziele derselben ist in dieser Zeitschrift schon öfters, besonders auch von E. Hannak, hingewiesen worden. Der zweite Jahresbericht der österreichischen Gruppe, vorgetragen in der Jahresversammlung am 9. Mai 1896 (Wien, Selbstverlag des Vereines 1896, 20 SS.), entrollt ein zumal für den Anfang erfreuliches Bild von der Thätigkeit der Gruppe, die an zur Verfügung stehenden oder in Vorbereitung befindlichen interessanten Publicationen keinen Mangel leidet, wohl aber an den hiefür erforderlichen Geldmitteln. Außerdem liegen uns die Hefte 1, 2 und 3 des Jahrganges VI (1896) der »Mittheilungen« der Stammgesellschaft vor, welche bereits von E. Hannak, Jahrg. 1898, S. 649 f. ausführlich angezeigt worden sind. Darunter ist für uns von besonderem Interesse des P. Gratian Marx ursprünglicher Entwurf für die Reform der österreichischen Gymnasien vom 7. Juli 1775 im zweiten Hefte S. 122 ff. — Pädagogisches Jahrbuch 1895. Herausgegeben von der Wiener Pädagogischen Gesellschaft (Wien, J. Klinkhardt u. Co. 1896. 8⁰, XVI u. 226 SS.). Wir verweisen auf unsere Anzeigen früherer Bände. Dieser 18. Band bietet wie seine Vorgänger reichen Stoff in folgenden Gruppen: Vorträge, Referate, Anhang. Aus dem letzten seien besonders die »Schulchronik« und »Das pädagogische Vereinswesen in Österreich«, beide vom Redacteur Ferd. Frank, hervorgehoben; sie interessieren wohl jeden Schulmann, während die Vorträge und Referate mehr die geistige Anregung und Hebung des Volks- und Bürgerschullehrstandes bezwecken. Nicht stillschweigend übergehen dürfen wir die abträglichen Bemerkungen über die Mittelschule auf den SS. 46 und 47. In den letzten Jahrzehnten ist nicht bloß die Volksschule, sondern auch

die Mittelschule eine andere geworden. Wenn letzterer noch Mängel anhaften, so gilt dies, wie von allem Menschenwerk, auch von der Volksschule. Aber beide Schulgattungen haben heutzutage wahrlich Besseres zu thun, als auf einander loszuhacken: sie sollen sich nach außen vertragen und gegen die gemeinsamen Feinde — wie zahlreich sind diese! — zusammenstehen, nach innen aber sich zu vervollkommnen streben. — Schon öfters haben wir an dieser Stelle hingewiesen auf den von Karl Bornemann herausgegebenen, im Verlag von Fournier u. Haberler in Znaim erscheinenden Pädagogischen Literaturbericht für Österreichs Schulen und Lehrer. Es liegen vor: Nr. 39—44, 46 = Jahrgang VI (1897) Nr. 1–6, 8. — Welche Folgen hat die Heranziehung des weiblichen Geschlechtes zum Lehrberufe auf pädagogischem und socialem Gebiete? Zwei preisgekrönte Abhandlungen, veröffentlicht vom Curatorium der Wiener Pestalozzi-Stiftung. (Wien, Manz 1896. 8°, 28 SS. Preis 20 kr.) Es sind die zwei Abhandlungen, von denen besonders die zweite seinerzeit in Lehrerkreisen viel Staub aufgewirbelt hat; die erste von Prof. H. Bouvier in Krems, die zweite von der Klagenfurter Lehrerin E. Engelhart verfasst. Die erste beantwortet die Frage in knapper und gründlicher Weise und bietet auf nicht ganz 9 Seiten mehr Gedanken als auf nahezu doppelt so vielen Seiten die zweite Abhandlung, welche, wie dem Ref. — dem übrigens die localen Verhältnisse so ziemlich bekannt sind — bedünken will, öfters ins »Plauschen« hineingeräth und mehrere indiscrete Mittheilungen bringt. Bouvier beantwortet — um dies kurz zu erwähnen — die Frage, ob sich die Frauen für den öffentlichen Schuldienst eignen, dahin, dass solche Personen, »die sich ihm mit ihrer ganzen Kraft und mit ungetheilter Aufmerksamkeit widmen können«, abgesehen von den Kindergärten, als Lehrerinnen an Knabenschulen und gemischten Schulen nur mit der Ertheilung des Elementarunterrichtes und nur an Mädchenschulen auch mit dem Unterrichte an höheren Classen zu betrauen seien, mit der Leitung von Mädchenschulen nur unter ganz außerordentlich günstigen Verhältnissen.

Wir betreten das Gebiet der Jugendliteratur. Die Schülerbibliothek. Organ zur Prüfung und Verbreitung von Jugendschriften im Sinne der amtlichen österreichischen Vorschriften. (Beilage zu »Deutscher Lehrerfreund«. Znaim, Verlag von Fournier u. Haberler. Jährlich 8 Nummern. Preis 1 K 20 h.) Nach der uns vorliegenden Nr. 1 des I. Jahrganges vom 1. Januar 1896 bietet die Zeitschrift gute Orientierung sowohl nach der theoretischen als auch nach der praktischen Seite; sie sei hiemit den Custoden der Schülerbibliotheken empfohlen. — Mit außerordentlicher Gründlichkeit und Trefflichkeit handelt über die Jugendliteratur H. Wolgast, Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. (Hamburg, Selbstverlag 1896. In Commission bei L. Fernau, Leipzig. 8°, 218 SS. Preis 2 Mk.) Die wissenschaftliche und die moralische Lectüre werden nur gelegentlich erwähnt, die Ausführungen beziehen sich hauptsächlich auf die Jugendschriften in dichterischer Form. Zunächst werden deren Bedeutung, Verhältnis zum

(obligaten) Leseunterrichte und Wirkungen erörtert. Sodann werden mit besonderer Ausführlichkeit die Grundsätze der bisherigen Jugendschriftenkritik besprochen, die gangbaren Jugendschriften charakterisiert und nahezu sämmtliche als ungeeignet verworfen, in schärfster Weise und unter trefflichster Begründung die Schriften eines Franz Hoffmann, eines G. Nieritz u. a. War der bisherige Theil mehr kritisch und negativ, so bietet das letzte Capitel Fingerzeige über literarisch wertvolle Jugendlectüre; doch ist dieses Capitel wenig umfangreich und mehr bruchstückartig, nicht durch die Schuld des Verf.s, sondern weil der positive Theil auf dem Gebiete der Jugendlectüre, die pädagogische und ästhetische Begründung der Erziehung zur literarischen Genussfähigkeit, »noch erst geleistet werden soll«, indem weder die pädagogische Forschung noch die ästhetische Wissenschaft so weit begründet sind, um jetzt bereits eine sichere Theorie aufstellen zu können. Erwähnt sei noch, dass Wolgast sich gegen die »Lesewuth« und für größere Berücksichtigung des Spieles und der Arbeit ausspricht. — Dr. L. Bornemann, Erlebtes und Gelerntes, seinen Schülern gewidmet (= Nr. III der Schriften der Einheitsschule (Realschule). Hamburg, Herold'sche Buchhandlung 1896. 8°, 55 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.). Den Inhalt bilden: I. Griechische Fahrten. II. Drei Sonntage in Palästina. III. Vom Tode fürs Vaterland. Den Stoff für die Hauptheile I und II bieten in angenehmer Abwechslung Vergangenheit und Gegenwart, Auge und Gedächtnis (Geschichtswissen). Die Darstellung entspricht nach Inhalt und Form der Widmung an die Schüler.

Es mehrt sich die Zahl der »Sammlungen«, welche den Strom des Wissens in Bächlein und noch kleinere Wässerlein ausfließen lassen, was seine Licht-, aber auch seine Schattenseiten hat. So bietet Dr. G. Fröhlich im I. Band, 1. Heft von Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge (herausgegeben von W. Bartholomäus. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung, Hugo Anders) auf nicht ganz 13 Kleinoctavseiten Folgendes: Die Sterne erster Größe am Himmel der Pädagogik. Die Grundlehren aller Pädagogik. Goldkörner aus der wissenschaftlichen Pädagogik. — O. Foltz, Die Ethik und das Ziel der Erziehung (Gotha, E. F. Thienemann 1898. 8°, 24 SS. Preis 40 Pf. = 3. Heft der »Beiträge zur Lehrerbildung und Lehrerfortbildung.« Herausgegeben von K. Muthesius). Der Verf. folgt nicht der Ethik Herbarts, sondern der Paulsens. — Fr. Polack, Was dem Lehrerstande und der Schule noch fehlt. *A.* Drei Lebensfragen des Lehrerstandes. *B.* Drei Lebensfragen der Schule. (Bonn, F. Soenneckens Verlag. 8°, S. 1—22 u. 23—58. Preis 50 u. 75 Pf. = X. Band, Heft 1 u. 2 der »Sammlung pädagogischer Vorträge«, herausgegeben von W. Meyer-Markau), handelt von der Volksschule und deren Lehrern und bespricht *A.* die berufliche und allgemeine wissenschaftliche Ausbildung, die Besoldung, die Schulaufsicht, *B.* den Unterbau seitens des Elternhauses, den Aufbau (nach den seelischen Werdegesetzen und den Bedürfnissen des Lebens) seitens der Schule und den Ausbau durch Fortbildungsschulen. — Das 7. Heft des IX. Bandes der oben erwähnten Sammlung von W. Meyer-Markau enthält: Dr. A. Nebe, Philipp

Melanchthon, der Lehrer Deutschlands, und entwirft in knapper und klarer Weise ein Bild vom Werden und Wirken Melanchthons im Rahmen seiner Zeit. — Fr. Polack, Vater Pestalozzi. Bilder aus dem Leben des großen Erziehers. Jugend- und Volksschrift zu Pestalozzis 150jährigem Geburtstage herausgegeben von der Rheinischen Pestalozzi-Stiftung. Mit Bildern. (Bonn, Soenneckens Verlag 1896. kl. 8°, 94 SS. Preis 30 Pf.) Ein echtes Volksbuch auch darin, dass das wissenschaftliche Beiwerk fehlt. Denn es wird nicht eine wissenschaftliche Würdigung Pestalozzis geboten, sondern die wichtigsten Abschnitte seines Lebens und seiner erzieherischen Thätigkeit werden in einzelnen, fein ausgeführten Bildern vorgeführt. — Eine tiefere Würdigung Pestalozzis findet sich in Goswin K. Uphues, Sokrates und Pestalozzi. Zwei Vorträge bei Gelegenheit der Pestalozzi-Feier. (Berlin, C. Skopnik 1896. kl. 8°, 45 SS.) Die Lehren beider, »einander so fern und doch so nah«, werden im Rahmen der weltgeschichtlichen Entwicklung dargestellt und beurtheilt und schließlich in Vergleich gesetzt.

Eine neue Zeitschrift, nicht bloß für Fachmänner bestimmt, sondern für alle Gebildeten, ist: Die Kinderfehler. Zeitschrift für Pädagogische Pathologie und Therapie in Haus, Schule und socialem Leben. Herausgegeben von Koch, Ufer und Zimmer (Langensalza, H. Beyer u. Söhne. I. Jahrg. 1896. Jährlich 6 Hefte von je 2 Bogen. Preis 3 Mk.) Die Probenummer (Nr. 1) zeigt, welch rege Thätigkeit in Theorie und Praxis auf diesem düsteren Gebiete der Forschung herrscht. Unter den aufgezählten Mitarbeitern befinden sich auch die Österreicher L. Burgerstein, E. Escherich und K. Husserl.

E. Kraepelin, Zur Hygiene der Arbeit. (Jena, G. Fischer 1896. 8°, 30 SS. Preis 60 Pf.) Der Verf., bekanntlich ein Bahnbrecher auf diesem neu erschlossenen Forschungsgebiete, stellt in diesem Abdrucke eines Vortrages kurz die allgemeinen Grundsätze über die Hygiene der Arbeit zusammen, hinsichtlich deren genauerer Begründung auf seine »Psychologischen Arbeiten« verweisend, unter Mitberücksichtigung der Ergebnisse aus neueren Versuchen, und erörtert so das Wesen und die Zeichen der Ermüdung, den Zusammenhang zwischen körperlicher und geistiger Ermüdung, die Müdigkeit und ihr Verhältnis zur Ermüdung, die Kampfmittel gegen die Ermüdung, die Dauer und Art der Erholung u. ä. Aus dem Schriftchen, das über diese interessante und wichtige Frage gut orientiert, sei hier angeführt, dass die bisher aus Versuchen abgeleiteten Ergebnisse »im wesentlichen ein geläutertes und durch Maßbestimmungen bereichertes Bild der täglichen Erfahrung bieten« (S. 20). Nach dem Stande der Frage, wie er vom Verf. dargestellt wird, begeht unser heimisches Gymnasium keine gröberen Verstöße gegen die Hygiene der Arbeit mehr. — H. Eulenberg und Th. Bach, Schulgesundheitslehre. Das Schulhaus und das Unterrichtswesen vom hygienischen Standpunkte für Ärzte, Lehrer, Verwaltungsbeamte und Architekten. (Berlin, J. J. Heines Verlag). Dieses Werk, durch die vereinten Kräfte eines Schulmannes und eines Arztes entstanden, bekanntlich und anerkanntermaßen ein Hauptwerk, ist 1896 f. in zweiter, umgearbeiteter Auf-

lage erschienen. (8°, 480 SS. Preis 8 Mk. 50 Pf.) Wir sehen da allseitige und gründliche, die Theorie und die Praxis berücksichtigende Stoffbehandlung. Als weitere Vorzüge seien die Veranschaulichung durch Zeichnungen und die Verweisungen auf die Specialliteratur angeführt. Auch die österreichischen Verhältnisse sind berücksichtigt (z. B. S. 41 f., 233 f.).

G. Jäger, Die Hausaufgaben. Reden in der württembergischen Kammer der Abgeordneten nach dem stenographischen Protokolle besprochen. Nebst einem Anhang. Sonderabdruck aus Prof. G. Jägers Monatsblatt. Jahrg. 1895 und 1896. (Stuttgart 1896. kl. 8°, 74 SS.) Der württembergischen Kammer der Abgeordneten wurde eine von dem bekannten Jäger verfasste Petition um gänzliche Abschaffung der Hausaufgaben (nicht bloß der schriftlichen) an den Volks- und Mittelschulen überreicht. Das Schicksal dieser Petition vom Anfange bis zu dem daraus resultierenden Ministerialerlasse wird hier dargelegt. Den Hauptinhalt bilden die in der Kammer gehaltenen Reden, wobei der Verf. entgegnende Bemerkungen einflicht. Ein Anhang bietet Stoff für weitere Beurtheilung der Frage, besonders über die Lebensdauer der „Verhockten", über Schuldauer, Cadettenerziehung usw.

Das bekannte Kaiserwort, dass schon die Schule die jugendlichen Herzen gegen den Socialismus wappnen solle, hat eine reiche Literatur hervorgerufen, wie der Ref. schon bei früheren Besprechungen zu bemerken Anlass hatte. Das umfassendste, für den Lehrer berechnete Werk dieser Art ist: K. Fischer, Grundzüge einer Socialpädagogik und Socialpolitik. Dem Ref. liegt ein Anhang zu demselben vor: Culturentwicklung und Erziehungsaufgaben. Ein Epilog als Prolog. (Eisenach, M. Wilckens 1896. 8°, 56 SS. Preis 75 Pf.)

G. Friedrich, Die höheren Schulen und die Gegenwart. (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag [E. Hoppe] 1896. 8°, 51 SS.) Werden die Aufgabe des Gymnasiums und die Anforderungen der Gegenwart einander gegenübergestellt, so heißt es in seichten Abhandlungen — deren der Ref. schon viele zu lesen hatte —: Das praktische Leben der Gegenwart fordert Kenntnis moderner Sprachen und der Naturwissenschaften, also fort mit Latein und Griechisch, an deren Stelle moderne Sprachen und Naturwissenschaft! Der Verf. aber behandelt die Frage mit gründlichem Verständnis und folgert ganz anders: Das Gymnasium muss in erster Linie auf die bürgerliche und die dialektische Erziehung abzielen, um sachlich und formell dem Socialismus entgegenwirken zu können; und eine solche Bildung gibt eben die Kenntnis des Alterthums, also das Studium von Latein und Griechisch und das der Geschichte, am besten, während die vorwiegende Beschäftigung mit der Mathematik und den Naturwissenschaften dem Geiste eine gerade entgegengesetzte Verfassung gibt, also dem Socialismus direct oder indirect in die Hände arbeitet. Freilich muss der Lehrer, folgert der Verf. weiter, die Gegenwart und deren Probleme viel besser kennen lernen, um den Unterricht im Alterthum fruchtbarer für die Kenntnis der Gegenwart gestalten zu können. — Ein Gegenstück hiezu ist: Harold Arjuna, Classisch oder volksthümlich? Auch ein Beitrag zur Lösung der Schulfrage. (Leipzig, G.

Fock 1896. 8°, 108 SS.) Nach der Ansicht des Verf.s ist das Gymnasium ein Fluch für das Volk geworden, ein Vampyr, der dem Volke das Blut aussaugt. Gerade die Hauptfächer, die altclassischen Sprachen und Mathematik, werden am heftigsten bekämpft. Als Waffen dienen auch Hohn und Übertreibung (so S. 11, dass der Abiturient alle römischen Consuln im Kopfe haben und sämmtliche Buhldirnen des Horaz hersagen können muss; S. 51, dass ein gutes Schnadahüpfl mehr wert ist als der ganze Horaz als Erotiker). Wie das Volksthümliche fürderhin das Rückgrat des Gymnasiums werden könne, wird in ausführlicher Weise dargelegt; desgleichen skizziert der Verf. in Kürze, wie er sich das Gymnasium der Zukunft denkt. Erwähnt sei hier nur, dass nach ihm Griechisch (jedoch nicht das Attische) in Untertertia, Latein in Untersecunda beginnt, dass von den griechischen Autoren nur Homer und allenfalls, wenn möglich, Herodot, von lateinischen nur die Germania des Tacitus im Originale gelesen werden, dass Englisch an die Stelle des Lateins tritt. Gut sind die Bemerkungen über den Vortrag und das Jugendspiel, ebenso die gegen das Überwiegen der grauen Theorie und gegen die Abschaffung des Mittelhochdeutschen. Auffällig ist die an drei verschiedenen Stellen vorfindliche Schreibung Klopfstock, womit sich das köstliche Geschichtchen von Fidibus S. 15 vergleichen lässt. — Eine ähnliche Reformschrift ist: Dr. med. Mandel, Das classische Gymnasium. Eine Studie für Gebildete unter seinen Gegnern. (Berlin, O. Salle. 4°, 28 SS. Preis 1 Mk.) In kerniger Sprache werden auch hier besonders Latein und Griechisch bekämpft, u. zw. wie oben einseitig vom nationalen, so hier vom ärztlichen Standpunkte aus. Als Hauptsatz wird angenommen, dass die Sprachbildung der Jugend den Weg über Anschauungsunterricht zur Begriffswissenschaft zu nehmen habe. Richtig! Darum spielt ja auch jetzt im altclassischen Unterrichte die Anschauung eine so große Rolle. Nach dem Verf. hätte der fremdsprachliche Unterricht erst mit dem Eintritte der Pubertät, also nach dem 14. Lebensjahre, zu beginnen.

C. Dillmann, Das Realgymnasium und die württembergische Kammer der Abgeordneten. (Stuttgart, Franz Doerr 1896. kl. 8°, 107 SS.) Es ist nicht ein Realgymnasium in unserem Sinne, sondern eine Mittelschule, welche, wie gesagt wurde, mit einem Fuße (Latein) im classischen Alterthum, mit dem anderen (Mathematik und Naturwissenschaft) in der Gegenwart steht, also gewissermaßen eine Verschmelzung des alten Gymnasiums und der modernen Realschule darstellt, u. zw. nicht bloß auf der Unter-, sondern auch auf der Oberstufe. Ein solches Realgymnasium hat gegenwärtig nur mehr Württemberg, u. zw. in Stuttgart (seit 1867), während die der Hauptsache nach entsprechenden preußischen Realschulen I. Ordnung seit den neuen Lehrplänen (1892) nicht mehr bestehen. Für dieses Realgymnasium sollte die Berechtigung zum Studium der Jurisprudenz erkämpft werden. Das ist der Anlass der interessanten und gründlichen Schrift. Der Director der genannten Lehranstalt veröffentlicht die Verhandlung der Abgeordnetenkammer Württembergs vom 11. Juni 1895 über die Petition um jene Berechtigung, erörtert sodann in weitausschauender und gründlicher

Der Gegenstand ist vielfach erschöpfend behandelt und durch instructive Beispiele erläutert, die Darstellung ist einfach und leicht verständlich, daher kann das Buch bestens empfohlen werden.

Wien. Dr. Franz Wallentin.

Lehrbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie mit Übungsaufgaben und einer kurzen Einleitung in die sphärische Astronomie. Für höhere Lehranstalten von Prof. Dr. Th. Spicker. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. 4. verb. Aufl. Potsdam, A. Stein 1899.

Eine wesentliche Änderung der vorliegenden Auflage des mit Recht beliebten Lehrbuches der Trigonometrie gegen die früheren Auflagen ist insoferne eingetreten, als der Einleitung in die sphärische Astronomie einige bemerkenswerte, recht instructive Übungsaufgaben zugefügt wurden, durch deren Bearbeitung die vorgetragenen theoretischen Details geklärt und vertieft werden können. Ebenso sind in den Abschnitten, welche von den trigonometrischen Grundrelationen und den Fundamentalaufgaben des sphärischen Dreieckes handeln, sowie die Lehre von dem einem solchen Dreiecke ein- und umgeschriebenen Kreise und von dem Inhalte des Kugeldreieckes umfassen, einige Aufgaben mehr als in den früheren Auflagen aufgenommen worden. Weiters wurden einige Fehler verbessert, welche sich in den Formeln und Resultaten vorfanden, dann wurden — dem heutigen Schulgebrauche entsprechend — die Zahlenbeispiele auf fünfstellige Logarithmen-Tafeln bezogen.

Das Buch ist sehr reichhaltig und birgt eine Fülle von Lehrsätzen und Übungsaufgaben. Dass die trigonometrische Analysis und die Analysis trigonometrischer Aufgaben sehr eingehend dargestellt wurde, kann nur anerkennend hervorgehoben werden; ebenso erwies es sich vortheilhaft, auf die Construction trigonometrischer Ausdrücke einzugehen. Die Gewinnung der Grundformeln der sphärischen Trigonometrie aus der dreiseitigen Ecke ist vollkommen schulgerecht. Es war auch am Platze, zu zeigen, wie der Übergang von den Formeln der sphärischen Trigonometrie auf jene der ebenen Trigonometrie vollzogen werden kann.

In den Elementen der sphärischen Astronomie wurde auf die Coordinatensysteme derselben Rücksicht genommen, ebenso wurde die Begriffe der Stern- und der Sonnenzeit und der Zeitgleichung auseinandergesetzt und auf die Construction der Sonnenuhren in aller Kürze Bezug genommen.

Wir hätten nur gewünscht, dass der Verf. in diesem sehr schönen und für den Unterrichtsgebrauch sehr geeigneten Buche auch einiges über Kartenprojectionen aufgenommen hätte; das soll dem Schüler nach der Meinung des Ref. nicht unbekannt bleiben und kann in dem gegebenen Rahmen sehr leicht Platz finden.

Wir empfehlen das Buch in der neuen Auflage angelegentlich der Einsichtnahme der Fachcollegen; sie werden dasselbe, wie die übrigen Lehrbücher des Verf.s beim Unterrichte sehr nützlich und brauchbar finden und bei Benützung auch jederzeit mit dem gebotenen Übungsmateriale vollkommenes Auslangen haben. Die den Aufgaben beigegebenen Auflösungen werden sich ebenfalls nützlich erweisen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

89. Berka Karl, Zur Analogiewirkung im Französischen. Progr. der k. k. Staatsrealschule im VI. Bezirke in Wien 1898, 8°, 31 SS.

Zu den interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Lautlehre gehört die Wirkung der Analogie, die so oft das ausnahmslose Walten der physiologischen Lautgesetze durchkreuzt. Dieser Einwirkung der Analogie auf die französischen Vocale, haupttonige sowohl wie auch nebentonige, ist die vorliegende, sehr übersichtliche Studie gewidmet, wobei alle jene Wörter in Betracht gezogen werden, die in der Zeit des literarischen Französisch von der Analogie beeinflusst worden sind und bis heute in der Sprache fortleben. Nachdem das Lautgesetz, dem der Vocal in seiner bezüglichen Stellung folgen sollte, aufgestellt und durch ein oder zwei Beispiele illustriert worden ist, werden in alphabetischer Reihenfolge die dahin gehörigen Bildungen mit Analogiewirkung vorgeführt, dabei die lautgesetzlich richtigen Formen und die dieselben beeinflussenden Wörter angegeben, sowie Beispiele aus dem Wörterbuch von Littré, aus der Grammatik von Burguy oder der Chrestomathie von Bartsch und der Langue et littérature françaises von Bartsch-Horning beigebracht. Mit Spannung sehen wir der versprochenen Fortsetzung der verdienstvollen Arbeit, die die Consonanten, verschiedenartige andere Analogiebildungen und Volksetymologien behandeln soll, entgegen.

Wien. Rudolf Alscher.

---

90. Tengler Franz, Construction der conjugierten Durchmesser, resp. Achsen eines Kegelschnittes, der einem gegebenen polar-reciprok ist. Progr. der Staats-Oberrealschule in Klagenfurt 1897. 8°, 10 SS. und eine Tafel mit 6 Figuren.

Die obige Studie befasst sich zunächst mit dem Principe der Polarisation eines gegebenen Kegelschnittes in einen andern, welcher ihm dualistisch entspricht und mittels einer Hilfscurve zweiten Grades (der Directrix) gefunden wird. Der Übergang wird auf Grund der Theorie von Pol und Polare vorgenommen und die entstandene polar-reciproke Verwandtschaft zwischen dem gegebenen und dem gefundenen Kegelschnitte erläutert. Dabei wird die Lehre von den projectivischen Punktreihen und Strahlenbüscheln, sowie die Theorie der Involutionen als bekannt vorausgesetzt.

Zwei conjugierte Polaren des gegebenen Kegelschnittes, welche durch das Centrum M der Directrix gehen, liefern durch Polarisierung ein unendlich fernes Paar conjugierter Pole der gesuchten Curve. Die den vorgenannten Polaren entsprechenden Pole verwandeln sich beim Übergange in conjugierte Polaren des neuen Kegelschnittes. Ihr Schnittpunkt O bildet mit den erwähnten unendlich fernen Polen ein Tripel und muss deshalb mit dem Centrum des gesuchten Kegelschnittes identisch sein. Denn die Polaren durch M geben mit der Polaren m von M bezüglich des ursprünglichen Kegelschnittes ein Polarendreiseit, welchem das vorige Poltripel reciprok entspricht. Mithin stellen die Polaren durch O ein Paar conjugierter Durchmesser vor. Dabei ist O der Pol der Geraden m in Bezug auf die Directrix.

Alle Paare conjugierter Durchmesser des erzeugten Kegelschnittes gehören einer Strahleninvolution vom Träger O an, deren Rechtwinkelpaar mit den Achsen des neuen Kegelschnittes identisch ist.

Liegt M innerhalb, in oder außerhalb der gegebenen Curve, so ist der reciproke Kegelschnitt eine Ellipse, Parabel oder Hyperbel.

Besonders einfach gestaltet sich der Übergang, wenn als Directrix ein Kreis gewählt wird. Andere Specialisierungen ergeben sich, wenn *M* in einen Brennpunkt des ursprünglichen Kegelschnittes verlegt wird, woselbst bekanntlich die Involution harmonischer Polaren rechtwinklig ist.

Aus solchen besonderen Verwandtschaften folgert der Verf. in origineller Weise mancherlei metrische Relationen, wobei er je nach Bedarf den gegebenen und den gefundenen Kegelschnitt die Rollen vertauschen lässt. Die gründliche Arbeit beleuchtet verschiedene Begegnungspunkte der Geometrie der Lage mit jener des Maßes und ist dadurch besonders interessant und lehrreich. Der Leser wird dem Verf. ebensowohl für die klare und bündige Sprache, als auch für die sorgfältig entworfenen Figuren Dank zollen.

91. Pretsch v. Lerchenhorst Rudolf, Kartenprojectionen im allgemeinen und perspectivische Projectionen im besonderen. Progr. der k. k. Staatsrealschule in Elbogen 1897, 8°, 29 SS. und zwei Tafeln mit 20 Figuren nebst 4 Skizzen.

Die über den obigen Gegenstand erschienenen höheren Werke bedienen sich vorzugsweise der analytischen Methode in Verbindung mit der sphärischen Trigonometrie und event. dem Infinitesimalcalcül. Auch die elementaren Schriften greifen mehr oder weniger zur Rechnung können aber selbstredend nur die einfacheren Projectionen synthetisch behandeln. In der vorliegenden Abhandlung wird dagegen jener constructive Weg eingeschlagen, welchen die darstellende Geometrie erschließt. Vorläufig erscheinen nur die stereographische und die orthographische Projection erschöpfend bewältigt; indessen setzt der Verf. noch eine Fortsetzung in Aussicht, welche das constructive Verfahren so weit als thunlich auf die übrigen Projectionsarten ausdehnen soll.

Nach einer in sehr sympathischer Sprache abgefassten Einleitung über Kartenwesen überhaupt geht der Verf. auf die Grundbegriffe der Chorographie über und gibt die übliche Eintheilung dieser Disciplin. Sodann wendet er sich den perspectivischen Projectionen im allgemeinen zu und entwickelt hierauf die Theorie der schon von Hipparch benützten stereographischen Projection.

Allerdings setzt er hiebei die Eigenschaften des schiefen Kreiskegels als bekannt voraus und bedient sich auch der Theorie über Pol und Polare. Jedoch gibt er später auch einen Weg an, wie man die stereographischen Grundgesetze mit Hilfe der conformen Winkelabbildung auf elementare Weise ableiten könnte. Für Kenner der Flächentheorie werden noch andere Beweismittel angedeutet, die auf der Ähnlichkeit paralleler Schnitte der Flächen zweiter Ordnung mit der Indicatrix beruhen und sehr interessant sind. Jedenfalls hat der Verf. die Methoden für die Begründung dieser schönen Projection erheblich bereichert.

Nun folgen specielle Fälle der Abbildungen auf den Äquator, einen Meridian und irgend einen Horizont. An diese schließen sich sehr wichtige Aufgaben über Abstände und Winkel auf der Kugeloberfläche, welche aus der Karte construiert werden. Hiebei zeigt es sich, dass die constructive Methode der rechnenden zwar nicht an Genauigkeit, wohl aber an Eleganz überlegen ist.

In analoger Art wird die orthogonale Projection der Kugelfläche durchgeführt und so wie die vorige bezüglich ihrer Vor- und Nachtheile kritisiert.

Die ganze Arbeit ist trotz Vermeidung der Rechnung wissenschaftlich gehalten und gliedert sich den musterhaft ausgeführten Figuren organisch an.

Obwohl hiemit die Besprechung abgeschlossen ist, kann Ref. doch nicht umhin, eine Neuerung zur Nachahmung zu empfehlen, welche Hr.

Director Diviš eingeführt hat, indem er auf der Innenseite des Programmumschlages die seit Errichtung der Elbogener Anstalt daselbst erschienenen Abhandlungen citiert. Bei allgemeiner Durchführung dieser Maßregel würden so manche Programmarbeiten, die viel Studium und Mühe gekostet haben und nicht selten dauernden Wert besitzen, der Vergessenheit entrissen.

Wien. Adalbert Breuer.

---

92. **Müller Robert, Zur Beachtung der Gefühlswirkung bei der Lectüre der Classiker.** Progr. der Staatsmittelschule in Reichenberg 1897, 8°, 21 SS.

In dem vorliegenden Aufsatze des phantasievollen, philosophisch durch und durch gebildeten Verf.s wird uns ein geistreiches Essay geboten, dessen Lectüre allen Lehrern wärmstens zu empfehlen ist. Nichtphilologen werden daraus erkennen, welche Wirkung die Lectüre der Classiker auf das Gefühl der leicht zu begeisternden Jugend haben kann. Der Philologe aber wird daraus ersehen, wie neben der Verstandesbildung, welche gemeiniglich als Hauptziel des philologischen Unterrichtes angesehen wird, auf das Gefühl der Jugend gewirkt und den Intentionen der Instructionen entsprochen werden kann. Wenn in dem Sinne des Verf.s der philologische Unterricht allseitig ertheilt und die Gefühlswirkung der Lectüre der Classiker bei jeder Gelegenheit berücksichtigt würde, würden nie Angriffe auf den philologischen Unterricht erhoben werden.

93. **Obermann, Dr. J., Grundlinien einer psychologischen Ästhetik.** Progr. des k. k. Staatsgymn. im II. Bezirke von Wien 1897, 8°, 59 SS.

Versuche, das Problem der Ästhetik unter den psychologischen Gesichtspunkt zu stellen, finden sich schon bei den englischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts, und in neuester Zeit wurde öfters von deutschen Philosophen die Nothwendigkeit einer psychologischen Begründung der Ästhetik betont. Obermann hat es in anerkennenswerter Weise unternommen, gestützt auf eine von metaphysischen Voraussetzungen freie, lediglich auf Zergliederung der inneren und äußeren Erfahrung beruhende Psychologie, die Grundlinien einer psychologischen Ästhetik zu entwerfen. Er ist der Meinung, die ich freudig unterschreibe, dass man auf dem Wege 'von unten nach oben', nicht auf dem Wege 'von oben nach unten', welchen die von philosophischen Systemen aus bearbeitete Ästhetik gegangen ist, zu Wahrheiten von unzweifelhafter und dauernder Geltung gelangen könne, wenn auch die erzielten Resultate weniger ins Hohe, als ins Klare führen.

O. bespricht in ausführlicher Weise die zahlreichen Formen der ästhetischen Elemente, wobei er sich überall von der Erfahrung leiten lässt, und zuletzt die höheren Formen der ästhetischen Wertschätzung. Der Verf. wird vielleicht von den zünftigen Philosophen in mancher Hinsicht Geringschätzung erfahren, vor allem deswegen, weil er alle Theorien, die durch die Erfahrung nicht bestätigt werden, abweist. Er möge sich aber dadurch nicht abschrecken lassen, weitere Bausteine zu sammeln, die diesesmal beiseite liegen bleiben mussten, und auch jene ästhetischen Begriffe auf psychologischem Wege zu deuten, welche in diesem Aufsatze eine Erörterung nicht finden konnten.

Wien. Joh. Schmidt.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlass des Min. für C. und U. vom 8. Juni 1899, Z. 16.304, betreffend den Lehrplan für Mathematik und Physik am Obergymnasium. — Seit dem Erscheinen des mit der Min.-Verordnung vom 26. Mai 1884, Z. 10.128 vorgezeichneten Lehrplanes für Gymnasien und der mit derselben Verordnung hinausgegebenen Instructionen war das Bestreben der Unterrichtsverwaltung stetig darauf gerichtet, unter Festhaltung an dem Wesentlichen der Gymnasialeinrichtungen, wie sie der Organisations-Entwurf des Jahres 1849 angeordnet hat, nach Maßgabe gemachter Erfahrungen und in Würdigung berechtigter, namentlich hygienischer Forderungen sowie des Standes der Wissenschaft den Lehrplan und die zugehörigen Instructionen für die einzelnen Disciplinen zu revidieren und insbesondere alles entbehrlich scheinende Detail aus dem Lehrstoffe auszuscheiden. In diesem Sinne wurden in den Erlässen vom 2. Mai 1887, Z. 8752 und vom 1. Juli 1887, Z. 13.276 eine Reihe von Erleichterungen für den Unterricht in den classischen Sprachen getroffen und in dem Erlasse vom 30. Sept. 1891, Z. 1786/C. U. M., die Behandlung der Lectüre in den classischen Sprachen am Obergymnasium dargelegt. Den gleichen Zweck verfolgte die Min.-Verordnung vom 14. Jan. 1890, Z. 370, mit welcher der Lehrplan der deutschen Sprache als Unterrichtssprache namentlich in seinem laut-physiologischen und sprach-philosophischen Theile erheblich vereinfacht wurde, endlich die Min.-Verordnung vom 24. Mai 1892, Z. 11.372, mit welcher der Lehrplan und die Instruction für den Unterricht in Geographie und Geschichte, in Mathematik, in Physik und in Naturgeschichte am Untergymnasium abgeändert und in dem einleitenden Erlasse allgemeine Fragen der Organisation sowie der Gymnasial-Pädagogik eingehender erörtert wurden. Da nun auch über den Lehrplan für den Unterricht in der Arithmetik, Geometrie und Naturlehre am Obergymnasium sowohl rücksichtlich der Vertheilung des Lehrstoffes als auch insbesondere seines Umfanges in amtlichen Berichten, Programm-Abhandlungen und Fachzeitschriften mancherlei Mängel aufgedeckt und verschiedene Wünsche geäußert wurden, so glaubte die Unterrichtsverwaltung nicht länger zögern zu sollen, auch den Lehrplan der genannten Disciplinen in der bezeichneten Richtung einer Revision zu unterziehen. Auf Grund speciell eingeholter schriftlicher und mündlicher Gutachten von Fachleuten wurde der nachstehende Lehrplan entworfen, der sich von dem gegenwärtigen hauptsächlich durch mannigfache Vereinfachungen unterscheidet, ohne dass die Erreichung des Gesammtlehrzieles in den bezeichneten Fächern durch dieselben in Frage gestellt würde. Gleichzeitig wird die Revision der Instruction für diese

Lehrfächer im Anschlusse an den neuen Lehrplan veranlasst. Was den Lehrplan für Naturgeschichte am Obergymnasium anlangt, so wurden gegen denselben keine wesentlichen Bedenken geäußert, wohl aber wurde wiederholt beklagt, dass die diesem Gegenstande, insbesondere der Mineralogie und Botanik zugewiesene Unterrichtszeit nicht ausreiche, den Lehrstoff namentlich bei schwierigeren Unterrichtsverhältnissen vollständig und gründlich zu bewältigen. Die Unterrichtsverwaltung hat es auch hierin an unterstützenden Versuchen nicht fehlen lassen. Sie hat beispielsweise an einigen Gymnasien gestattet, dass zur leichteren Verarbeitung und zweckmäßigen Vertiefung des im Lehrplane dem naturgeschichtlichen Unterrichte in der V. Classe zugewiesenen Lehrstoffes dieser Unterricht in der genannten Classe in drei Stunden wöchentlich ertheilt werde. Dabei wurde vorausgesetzt, dass die Gesammtzahl der wöchentlichen obligaten Unterrichtsstunden in dieser Classe 26 (ohne Turnen) nicht überschreite. Da die in dieser Beziehung bisher gemachten Erfahrungen befriedigen, so bin ich geneigt, unter den gegebenen Voraussetzungen auch an weiteren Gymnasien auf Antrag der Landesschulbehörden im Einvernehmen mit den Lehrkörpern diese Stundenvermehrung mit Ausschluss jeder Vermehrung des Lehr- und Lernstoffes zu gestatten. Im übrigen wird aus Anlass der Revision der Instruction auch für diesen Gegenstand eine Vereinfachung des angeordneten Lehrpensums angestrebt werden. Die nachstehende Verordnung, mit welcher der Lehrplan für den Unterricht in der Mathematik und Physik am Obergymnasium in einigen Punkten abgeändert wird, tritt mit Beginn des Schuljahres 1899/1900 in Kraft. Solange die betreffenden Lehrbücher nicht im Sinne des neuen Lehrplanes umgearbeitet vorliegen, haben die Lehrer die nothwendigen Streichungen in den Lehrbüchern zu veranlassen. Die k. k. Landesschulinspectoren werden sich bei dem Besuche der Schulen von der entsprechenden Durchführung des Lehrplanes zu überzeugen haben.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 8. Juni 1899, Z. 16.304, an sämmtliche k. k. Landesschulbehörden, mit welcher der Lehrplan für den Unterricht in Mathematik und Physik am Obergymnasium in einigen Punkten abgeändert wird. — Mit Beziehung auf die Min.-Verordnung vom 26. Mai 1884, Z. 10.128, finde ich den Lehrplan für den Unterricht in Mathematik und Physik am Obergymnasium in nachstehender Weise abzuändern: *Mathematik.* Obergymnasium. Lehrziel: Gründliche Kenntnis und Durchübung der elementaren Mathematik. V. Classe, wöchentlich 4 Stunden. Arithmetik, wöchentlich 2 Stunden: Wissenschaftlich durchgeführte Lehre von den ersten vier Rechnungsoperationen. Begründung der einfachsten Regeln der Theilbarkeit der Zahlen. Theorie des größten gemeinschaftlichen Maßes und des kleinsten gemeinschaftlichen Vielfachen, angewandt auch auf Polynome. Lehre von den Brüchen. Lehre von den Verhältnissen und Proportionen nebst Anwendungen. Lehre von den Gleichungen des ersten Grades mit einer und mit mehreren Unbekannten nebst Anwendung auf praktisch wichtige Aufgaben. — Geometrie, wöchentlich 2 Stunden: Die geometrischen Grundgebilde. Parallelentheorie. Lehrsätze über das Dreieck einschließlich der Congruenzfälle; Lehrsätze über das Viereck und Vieleck; Lehrsätze über Winkel und Sehnen im Kreise, ferner über die dem Kreise ein- und umgeschriebenen Dreiecke und Vierecke. Proportionalität der Strecken und Ähnlichkeit der Figuren; hieraus resultierende Sätze über das Dreieck und über den Kreis. Flächengleichheit, einiges über Flächenverwandlung; Flächenberechnung. Regelmäßige Polygone, Kreismessung. — VI. Classe, wöchentlich 3 Stunden. Arithmetik: Lehre von den Potenzen und Wurzelgrößen, Begriff der irrationalen Zahlen. Die imaginäre Einheit. Lehre von den Logarithmen. Gleichungen des zweiten Grades mit einer Unbekannten. — Geometrie: Stereometrie: Die wichtigsten Sätze über die Lagenverhältnisse der Geraden und Ebenen im Raume. Grundeigen-

-schaften der körperlichen Ecke überhaupt und der dreiseitigen im besonderen. Eintheilung und Grundeigenschaften der Körper. Oberfläche und Rauminhalt des Prismas, der Pyramide und des Pyramidalstutzes. Berechnung des Rauminhaltes des Cylinders, des Kegels und des Kegelstumpfes sowie der Oberfläche der geraden Formen dieser Körper. Oberfläche und Inhalt der Kugel und ihrer einfach begrenzten Theile. Ebene Trigonometrie: Goniometrische Functionen, Auflösung des rechtwinkeligen und des gleichschenkeligen Dreieckes. Weitere goniometrische Entwicklungen. Einfache goniometrische Gleichungen. — VII. Classe, wöchentlich 3 Stunden. Arithmetik: Höhere Gleichungen mit einer Unbekannten, welche sich auf quadratische zurückführen lassen, und einfache Formen quadratischer Gleichungen mit zwei Unbekannten. Unbestimmte Gleichungen des ersten Grades mit zwei Unbekannten. Arithmetische und geometrische Progressionen. Zinseszins- und Rentenrechnung. Elemente der Combinationslehre. Binomischer Lehrsatz für ganze positive Exponenten. — Geometrie: Hauptsätze zur Auflösung schiefwinkeliger Dreiecke und deren Anwendung. Die Elemente der analytischen Geometrie in der Ebene mit Zugrundelegung des rechtwinkeligen Coordinatensystems und in einzelnen wichtigen Fällen auch der Polarcoordinaten: Analytische Behandlung der Geraden, des Kreises und der Kegelschnittslinien. Eigenschaften der letzteren mit Rücksicht auf Brennpunkte, Tangenten und Normalen. Quadratur der Ellipse und der Parabel. — VIII. Classe, wöchentlich 2 Stunden. Wiederholung des gesammten Lehrstoffes der oberen Classen, besonders durch Lösung von Aufgaben rechnender und constructiver Art. — Schriftliche Arbeiten. In allen Classen drei Schulaufgaben in jedem Semester; außerdem kleine Übungsaufgaben, die von Stunde zu Stunde zur häuslichen Bearbeitung gegeben werden. Sollte die nächste Lehrstunde schon auf den folgenden Tag fallen, so haben diese Übungsaufgaben namentlich dann zu unterbleiben, wenn nicht ein freier Nachmittag dazwischen fehlt. — *Physik.* Lehrziel für das Obergymnasium: Verständnis der wichtigsten Naturerscheinungen und Naturgesetze, sowie Kenntnis der mathematischen Formulierung der Hauptgesetze. — VII. Classe, wöchentlich 3 Stunden. Einleitung: Kurze Bemerkungen über den Gegenstand und die Methode der Physik. Wiederholung der Grundbegriffe. Aggregatzustände. — Mechanik: Vorbegriffe über Bewegung. Geradlinige gleichförmige und gleichförmig veränderliche Bewegung. Trägheitsprincip. Freier Fall. Dynamische und statische Kraftmessung. Gewicht. Verticaler Wurf nach aufwärts. Begriff und Maß der Arbeit Energie. (Bewegungshindernisse.) Zusammensetzung und Zerlegung von Bewegungen, horizontaler und schiefer Wurf. Zusammensetzung und Zerlegung von Kräften, die in einem Punkte angreifen. Bewegung längs einer schiefen Ebene. Resultante von Kräften, welche in verschiedenen Punkten eines starren Systems angreifen; Drehungsmoment, Kräftepaar; Schwerpunkt, Arten des Gleichgewichts, Stabilität. Einfache Maschinen mit Betonung des Princips der Erhaltung der Arbeit. Gleicharmige Wage und Decimalwage. Krummlinige Bewegung. Centripetal- und Centrifugalkraft (Kreiselversuche). Centralbewegung. Kepler'sche Gesetze. Gravitationsgesetz von Newton und Folgerungen aus demselben. Mathematisches und physisches Pendel, letzteres nur experimentell. Wiederholung des auf der Unterstufe über die Molecularkräfte Gesagten. Elasticitätsmodul. Festigkeit. Stoß. Wiederholung des auf der Unterstufe vorgenommenen Lehrstoffes der Hydromechanik mit entsprechenden Verallgemeinerungen und Ergänzungen. Oberflächenspannung, Capillarität. Lösung, Diffusion. Wiederholung des aus der Aeromechanik im Untergymnasium durchgenommenen Lehrstoffes mit Ergänzungen. Mariotte-Gay-Lussac'sches Gesetz. Gewichtsbestimmung von Gasen (Dichte eines Gases). Auftrieb in der Luft. Barometrische Höhenmessung. Diffusion und Absorption der Gase. — Wärmelehre: Thermometer, Ausdehnungscoefficient. Wärmemenge, specifische Wärme.

Das mechanische Wärmeäquivalent. Wesen der Wärme. Änderungen des Aggregatzustandes. Verhalten gesättigter und überhitzter Dämpfe. Kritische Temperatur. Hygrometrie. Atmosphärische Niederschläge. Princip der Dampfmaschine. Das Wichtigste über Wärmeleitung und Wärmestrahlung. Wärmequellen. Winde. — Chemie: Experimentelle Begründung der Fundamentalgesetze. Atomtheorie, chemische Formeln, Valenz. Kurze Charakteristik einer Auswahl von Elementen und ihrer wichtigsten Verbindungen. — VIII. Classe, wöchentlich 3 Stunden. Magnetismus: Wiederholung der Grunderscheinungen. Das Coulomb-sche Gesetz, Polstärke, Feldstärke, magnetische Kraftlinien. Magnetisches Moment eines Magnetstabes. Die Elemente des Erdmagnetismus. — Statische Elektricität: Wiederholung der Grundversuche über Elektrisierung durch Reibung, Mittheilung und Vertheilung; Influenz-Elektrisiermaschine. Das Coulomb'sche Gesetz und die elektrostatische Messung der Elektricitätsmenge; elektrisches Feld, das Wichtigste über das Potential in einem Punkte desselben. Potential eines Leiters. Charakterisierung des Potentials durch Versuche. Capacität, Condensatoren, elektrische Energie eines geladenen Körpers. Atmosphärische Elektricität. — Elektrische Ströme: Potentialdifferenz an einem offenen galvanischen Elemente, elektromotorische Kraft, galvanische Batterien. Der elektrische Strom, sein magnetisches Feld, das Biot-Savart'sche Gesetz, die absolute elektromagnetische Stromeinheit und das Ampère. Die Tangentenboussole. Das Galvanoskop. Ohm'sches Gesetz. Elektrolyse, galvanische Polarisation, constante Elemente, Accumulatoren. Das Joule'sche Gesetz, die elektromagnetischen Einheiten des Widerstandes und der elektromotorischen Kraft, das legale Ohm und das Volt. Elektrische Beleuchtung. Thermoströme. Messung des Widerstandes nach der Substitutionsmethode. Ermittlung der elektromotorischen Kraft und des inneren Widerstandes der Elemente nach der Ohm'schen Methode. Stromverzweigung in zwei Theile. Wechselwirkung zweier stromführender Leiter. Magnetfeld eines Solenoides. Äquivalenz einer Stromfläche und eines Magnetes. Ampères Theorie des Magnetismus. Elektromagnete und Anwendungen derselben. Grunderscheinungen des Diamagnetismus. Induction von Strömen unter Hinweis auf das Energieprincip. Erklärung einer magnetelektrischen und einer dynamoelektrischen Maschine. Elektrische Kraftübertragung. Funkeninductor. Telephon und Mikrophon. — Wellenlehre: Harmonisch schwingende Bewegung eines Punktes. Fortschreitende Transversal- und Longitudinalwellen. Reflexion und Interferenz der Wellen, stehende Wellen (alles vorwiegend graphisch und experimentell behandelt). Huygbens'sches Princip im allgemeinen und in Anwendung auf die Reflexion und Brechung der Wellen. — Akustik: Erregung des Schalles, Ton, Bestimmung der Tonhöhe, Tonleiter. Harmonie und Disharmonie. Töne von Saiten, Stäben, Platten und Pfeifen, das menschliche Stimmorgan. Resonanz, Klangfarbe. Fortpflanzungsgeschwindigkeit und Stärke des Schalles. Reflexion und Interferenz der Schallwellen (experimentell). Das menschliche Gehörorgan. — Optik: Wiederholung des über die Fortpflanzung des Lichtes im Untergymnasium vorgenommenen Lehrstoffes. Wesen der Undulationstheorie. Erörterung einer Methode zur Bestimmung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes. Besprechung eines Photometers. Reflexion des Lichtes. Bilder an ebenen und sphärischen Spiegeln. Brechung des Lichtes. Totale Reflexion. Durchgang des Lichtes durch eine planparallele Platte, durch ein Prisma. Minimum der Ablenkung (nur experimentell), Bestimmung des Brechungsexponenten. Linsen. Elemente der Berechnung und Construction der Linsenbilder, sphärische Abweichung. Farbenzerstreuung. Chromatische Abweichung der Linsenbilder, achromatische Prismen und Linsen. Graphische Erklärung des Regenbogens. Emissions und Absorptionsspectren. Erklärung der Frauenhofer'schen Linien. Farben der Körper. Kurze Bemerkungen über Fluorescenz und Phosphorescenz. Chemische Wirkungen des Lichtes. Princip

der Photographie. Unsichtbare Strahlen. Wärmewirkungen des Lichtes, diathermane und adiathermane Körper. Projectionsapparat, menschliches Auge, Mikroskope und dioptrische Fernrohre mit kurzer Erörterung der Vergrößerung. Farben dünner Plättchen. Newtons Farbenglas; Beugung des Lichtes durch eine Spalte. Die einfachsten Polarisationserscheinungen. — **Astronomie:** Horizont, Zenith. Scheinbare tägliche Bewegung des Himmelsgewölbes. Weltachse, Äquator, Meridian; Coordinaten eines Gestirnes bezüglich des Horizontes und des Äquators. Bestimmung der Mittagslinie und Polhöhe. Achsendrehung der Erde und Folgeerscheinungen. Gestalt, Größe und Dichte der Erde. Scheinbare Bewegung der Sonne und Erklärung derselben. Ekliptik. Frühlingspunkt. Präcession (erklärt durch Kreiselversuche). Wahre und mittlere Sonnenzeit. Siderisches und tropisches Jahr, bürgerliches Jahr. Das Wichtigste über die Bewegung des Mondes, Ebbe und Flut.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 16. März 1899, Z. 6928, betreffend eine abgeänderte Rigorosenordnung für die philosophischen Facultäten der Universitäten der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder. — Auf Grund Allerhöchster Entschließung vom 11. März 1899 wird verordnet, wie folgt: §. 1. Zur Erlangung des Doctorates an der philosophischen Facultät einer Universität der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder ist die Vorlage einer wissenschaftlichen Abhandlung und die Ablegung zweier strenger Prüfungen (Rigorosum) erforderlich. Zweck dieser Prüfungen ist, festzustellen, ob und in welchem Grade eine Befähigung zu wissenschaftlicher Forschung erreicht wurde. Die Zulassung hierzu ist von dem Nachweise abhängig, dass der Candidat eine in- oder ausländische philosophische Facultät als ordentlicher immatrikulierter Hörer durch vier Jahre besucht habe. Die ausnahmsweise Zulassung solcher Candidaten, welche diesen Nachweis nicht zu liefern vermögen, kann auf Antrag des betreffenden Professoren-Collegiums von dem Unterrichtsminister ertheilt werden. Desgleichen kann in rücksichtswürdigen Fällen das Professoren-Collegium die Genehmigung des Unterrichtsministers zur Vornahme der Begutachtung der wissenschaftlichen Abhandlung bereits im Laufe des letzten Semesters einholen. — §. 2. Die geschriebene oder gedruckte Abhandlung hat eine wissenschaftliche Untersuchung über ein freigewähltes Thema aus einem der dem Bereiche der philosophischen Facultät angehörigen und mindestens durch eine Lehrkanzel vertretenen Fächer zu enthalten. — §. 3. Die vorgelegte Abhandlung wird von dem Decane zwei Referenten zur Begutachtung zugewiesen, und zwar den ordentlichen Professoren und in deren Ermanglung den außerordentlichen Professoren des betreffenden Faches. Eventuell kann der zweite Referent ein ordentlicher oder auch ein außerordentlicher Professor jenes Faches sein, dem die Abhandlung nach ihrem Inhalt zunächst steht. Sind mehr als zwei ordentliche Professoren des betreffenden Faches vorhanden, so alternieren sie in der Begutachtung. Der Decan bestimmt für die Prüfung des wissenschaftlichen Wertes der Abhandlung einen entsprechenden Zeitraum. — §. 4. Die zur Prüfung der Abhandlung berufenen Professoren erstatten ein motiviertes schriftliches Gutachten über dieselbe und sprechen aus, ob der Candidat zu den strengen Prüfungen zuzulassen sei oder nicht. Stimmen beide Referenten in ihrem Urtheil überein, so verkündet der Decan ihren Ausspruch dem Candidaten; widersprechen sie sich aber in ihrem Urtheil, so ist der Ausspruch über die Zulassung des Candidaten dem Professoren-Collegium vorbehalten. Der Reprobation einer Dissertation kommt die gleiche Wirkung wie jener bei einer strengen Prüfung zu (§. 9). — §. 5. Das mündliche Rigorosum besteht aus zwei strengen Prüfungen, und zwar einer zweistündigen und einer einstündigen. Gegenstand der zweistündigen Prüfung ist: *a*) ein der philosophisch-historischen Gruppe angehöriges, durch eine Lehrkanzel vertretenes Fach mit einem anderen Fache dieser Gruppe, oder *b*) ein der mathematisch-naturhisto-

rischen Gruppe angehöriges, durch eine Lehrkanzel vertretenes Fach mit einem anderen Fache dieser Gruppe. Die Wahl des zweiten Faches hat mit Rücksicht auf den Inhalt der schriftlichen Abhandlung der Decan im Einvernehmen mit den Referenten zu bestimmen. Dem Candidaten steht es frei, in seinem Gesuche das zweite Fach namhaft zu machen. Gegenstand der einstündigen Prüfung ist die Philosophie. Inhalt und Umfang dieser Prüfung ist mit Rücksicht auf das Fach, welchem die schriftliche Abhandlung des Candidaten angehört, abzumessen. Für Candidaten, deren wissenschaftliche Abhandlung das Gebiet der Philosophie betrifft, ist Gegenstand der zweistündigen strengen Prüfung die Philosophie, Gegenstand der einstündigen strengen Prüfung ein Fach der philosophisch-historischen oder mathematisch-naturwissenschaftlichen Gruppe. Für Candidaten, deren wissenschaftliche Abhandlung ein Gebiet betrifft, welches, wie zum Beispiel Geographie, zu Fächern der einen oder anderen Gruppe in Beziehung steht, kann das zweite Fach der einen oder anderen Gruppe angehören. — §. 6. Der Decan führt in der Prüfungs-Commission den Vorsitz. Im Verhinderungsfalle wird er von dem Prodecan vertreten. Die Prüfungs-Commission besteht außer dem Vorsitzenden: *a)* für die strenge zweistündige Prüfung mindestens aus den beiden Referenten der Abhandlung, im höchsten Falle aus diesen und zwei weiteren, also im ganzen aus vier Examinatoren, *b)* für die einstündige strenge Prüfung aus zwei Examinatoren. Die Examinatoren müssen in der Regel ordentliche Professoren der zu prüfenden Fächer sein. Im Bedarfsfalle sind außerordentliche Professoren der zu prüfenden Fächer und, wenn es an solchen mangelt, Professoren der nächst verwandten Fächer beizuziehen. Der Vorsitzende als solcher ist zwar berechtigt, aber nicht verpflichtet, zu prüfen. — §. 7. Die strengen Prüfungen sind öffentlich abzuhalten; der Abstimmung und Schlussfassung geht eine Besprechung über das Ergebnis der Prüfung voraus. Die Abstimmung von Seite jedes Mitgliedes erfolgt sodann auf Grundlage des Gesammtergebnisses der Prüfung. Der Ausspruch der Prüfungs-Commission erfolgt durch Stimmenmehrheit mit dem Calcül »ausgezeichnet«, »genügend« oder »ungenügend«. — §. 8. Die strengen Prüfungen können in beliebiger Reihenfolge, müssen aber beide an derselben Universität, an welcher die (geschriebene oder gedruckte) Abhandlung eingereicht wurde, abgelegt werden. Hievon kann nur in besonders rücksichtswürdigen Fällen der Unterrichtsminister nach Einvernehmung der betreffenden Professoren-Collegien Ausnahmen gestatten. — §. 9. Die Bestimmung der Intervalle zwischen den beiden strengen Prüfungen ist dem Candidaten freigestellt. Wird jedoch ein Candidat bei einer strengen Prüfung reprobiert, so hat ihm die Prüfungs-Commission den Termin zur Wiederholung dieser Prüfung auf nicht weniger als drei Monate zu bestimmen. Wird er hierbei abermals reprobiert, so ist nur noch eine Wiederholung, und zwar nicht vor Ablauf eines Jahres, zulässig. Bei nochmaliger (dritter) Reprobation ist der Candidat von der Erlangung des philosophischen Doctorates an einer Universität der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder wie auch von der Nostrification eines im Auslande erworbenen Doctordiplomes für immer ausgeschlossen. — §. 10. Die Taxe für die Begutachtung der vorgelegten Abhandlung beträgt 20 fl.; die für die zweistündige strenge Prüfung 40 fl. und die für die einstündige strenge Prüfung 20 fl. Die Taxe für die Beurtheilung der Abhandlung wird zwischen den Begutachtern derselben zu gleichen Theilen getheilt. Von der Taxe per 40 fl. erhält jeder Betheiligte 6 fl. und der Universitäts-Kanzleifond 4 fl., von jener per 20 fl. jeder Betheiligte je 8 fl. und der Universitäts-Kanzleifond 2 fl. Der Vorsitzende erhält, wenn er zugleich Fachexaminator ist, die doppelte Taxe. Die Verwendung der sich hiernach etwa ergebenden Reste bleibt der Bestimmung des Professoren-Collegiums vorbehalten. — §. 11. Die Einzeltaxbezüge haben die Natur von Präsenzgeldern und können daher nur für die wirkliche Function in

Anspruch genommen werden. Ist ein Commissionsmitglied aus was immer für einem Grunde hieran verhindert, so hat der Decan für dessen Ersatz nach den Bestimmungen des §. 6 zu sorgen. Ist dies nicht mehr thunlich, die Abhaltung des Rigorosums mit den übrigen Commissionsmitgliedern aber doch noch möglich, so gelangt der erledigte Taxbetrag zur Verwendung nach dem Schlussatze des §. 10. — §. 12. Die Promotion erfolgt unter dem Vorsitze des Rectors und im Beisein des Decanes durch einen ordentlichen Professor (per turnum) als Promotor in Form der herkömmlichen Sponsionen. — § 13. Die Promotionstaxe beträgt an allen inländischen Universitäten 30 fl. Hiervon beziehen der Rector 15 fl., der Decan und der Promotor je 5 fl. Ferner sind von dieser Taxe 5 fl. an den Universitäts-Kanzleifond abzuführen, aus welchem die an den verschiedenen Universitäten bisher bestehenden Zahlungen für die Ausfertigung des Diplomes und die bisherigen Bezüge des Kanzleipersonales und der Dienerschaft zu bestreiten sind, mit Ausnahme solcher Bezüge, welche für specielle Functionen bei etwaigen Feierlichkeiten des Promotionsactes in Ansatz kommen. — § 14. An jenen Universitäten, an welchen bisher feierlichere Promotionsformen üblich waren, bleibt es dem Candidaten freigestellt, statt der einfachen diese feierlichere Promotionsform gegen die hiefür üblichen Entrichtungen für sich in Anspruch zu nehmen, doch kommt der im vorigen Paragraph bestimmte Taxbetrag auch in diesem Falle zu der dort angeordneten Verwendung und Vertheilung. — §. 15. Diese Rigorosenordnung tritt mit Beginn des Studienjahres 1899/1900 in Kraft.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 7. April 1899, Z. 9452, womit eine neue Vorschrift für die Abhaltung der Maturitätsprüfungen an Realschulen der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder erlassen wird (s. M. V. Bl. Nr. 17).

Erlass des Min. für C. und U vom 8. Juni 1899, Z. 861/C. U. M. ex 1897, betreffend die Zusammensetzung der Maturitätsprüfungs-Commission an den Gymnasien. — Ich finde mich bestimmt, rücksichtlich der Zusammensetzung der Prüfungscommission zur Abhaltung der Maturitätsprüfung an den Gymnasien anzuordnen, dass künftig in der Regel, wie dies auch die ursprüngliche Bestimmung des Organisations-Entwurfes war, außer dem Vorsitzenden der Director und sämmtliche Lehrer der obligaten Unterrichtsfächer (Turnen ausgenommen) in der VIII. Classe der Prüfungscommission anzugehören haben, demnach auch der Lehrer der Religion und der philosophischen Propädeutik. Das Recht der Abstimmung über die allgemeine Reife erstreckt sich bei ersterem nur auf jene Candidaten, die der Confession des Lehrers angehören. Alle Mitglieder der Prüfungscommission müssen bei der mündlichen Prüfung fortwährend anwesend sein, die Maturitäts-, beziehungsweise Maturitätsprüfungs-Zeugnisse sind von allen oben bezeichneten Commissionsmitgliedern zu unterfertigen. Im übrigen hat es bei der bisherigen Einrichtung zu verbleiben.

Erlass des Min. für C. und U. vom 12. April 1899, Z. 6853, in Betreff der Zuerkennung von Quinquennalzulagen an definitiv angestellte Lehrer staatlicher Mittelschulen. — Zur Beseitigung vorgekommener Zweifel, ob die Erlangung von Quinquennalzulagen bei definitiv angestellten Lehrern staatlicher Mittelschulen auch in Hinkunft die Bestätigung im Lehramte zur Voraussetzung hat oder nicht, eröffne ich, dass nach den Bestimmungen des Gesetzes vom 19. September 1898, R. G. Bl. Nr. 173, insbesondere aber mit Rücksicht auf §. 2, alinea 3 desselben, die vorgängige definitive Bestätigung im Lehramte für die Zuerkennung einer Quinquennalzulage nicht mehr erforderlich ist.

Erlass des Min. für C. und U. vom 16. August 1899, Z. 34.559 ex 1898, betreffend die Bemessung der Remunerationen für Supplierungen erledigter Lehrstellen oder für eine Aushilfe in den obligaten Fächern der Mittelschulen. — Aus Anlass einer gestellten Anfrage in Betreff der

für Supplierungen erledigter Lehrstellen oder für eine Aushilfe in den obligaten Fächern der Mittelschulen zu gewährenden Remunerationen finde ich zum Zwecke der gleichartigen Durchführung der in den §§. 9 und 11 des Gesetzes vom 19. Sept. 1898, R. G. Bl. Nr. 173, getroffenen Bestimmungen zu eröffnen, dass vorschriftsmäßig approbierten Lehrpersonen für ihre allfällige Verwendung in einem anderen Fache, für welches sie die gesetzliche Lehrbefähigung nachzuweisen nicht vermögen, jene Remuneration anzuweisen ist, welche den für dieses Fach approbierten Lehrpersonen gebürt.

Der Min. für C. und U. hat auf Grund der von den Erhaltern des böhm. Communalgymn. in Gaya abgegebenen Erklärung den Bestand der Reciprocität in Betreff der Dienstesbehandlung der Directoren und Lehrer zwischen der genannten Anstalt einerseits und den Staats-Mittelschulen andererseits im Sinne des §. 15 des Gesetzes vom 19. Sept. 1898 (R. G. Bl. Nr. 173) auf die Dauer des Schuljahres 1898/99 anerkannt.

Der Min. für C. und U. hat der I. Classe der böhm. Communal-Realschule in Kremsier für das Schuljahr 1898/99 das Öffentlichkeitsrecht verliehen (Min.-Erl. v. 5. Juli 1899, Z. 17.540).

Seine k. u. k. Apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. vom 30. Mai l. J. a. g. zu gestatten geruht, dass das Staats-Gymn. in Teschen fortan den Namen „Albrecht-Gymnasium — Gymnasium Albertinum“ führe (Min.-Erl. v. 7. Juni 1899, Z. 15.421).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der ord. Prof. für class. Philologie an der Univ. Wien Dr. Edmund Hauler zum Mitredacteur der Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien.

Zum Landesschulinspector in Tirol der Director am Gymn. in Innsbruck Schulrath Dr. Adolf Nitsche.

Zum Landesschulinspector in Prag der Prof. am Gymn. im VIII. Bezirke von Wien Dr. Karl Stejskal.

Zum Director des Gymn. in Innsbruck der Director am Gymn. in Bielitz Thomas Islitzer.

Zum Director des Gymn. in Marburg der Leiter der selbständigen Gymnasialclassen in Cilli Julius Głowacki.

Zum Director des Gymn. in Ragusa der Prof. an dieser Anstalt Dr. Josef Posedel.

Zum Director des Gymn. in Trient der Prof. am Gymn. in Innsbruck Dr. Gustav Heigl.

Zum Director des I. deutschen Gymn. in Brünn der Director des Gymn. in Iglau Julius Wallner.

Zum Director des Gymn. in Weidenau der Prof. am Elisabethgymn. in Wien Dr. Franz Prosch.

Zum Director des Gymn. in Saaz der Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt Dr. Wendelin Toischer.

Zum Director des Gymn. in Salzburg der Prof. am Gymn. in Linz Dr. Laurenz Pröll.

Zum Director des II. Gymn. in Graz der Prof. an dieser Anstalt Dr. Eduard Martinak.

Zum Director des Gymn. in Prerau der Prof. am II. böhm. Gymn. in Brünn Vincenz Vávra.

Zum Director des Gymn. in Pola der Prof. am Gymn. im VI. Bezirke in Wien Peter Maresch.

Zum Director des Real- und Obergymn. in Prag der Prof. am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt Johann Šafránek.

Zum Director des böhm. Gymn. in Budweis der Prof. am Real- u. Obergymn. in Prag Johann Varcěka.

Zum Director des Real- und Obergymn. in Neu-Bydżow der Prof. am böhm. Gymn. in Pilsen Wenzel Bursík.

Zum Director des deutschen Gymn. in Prag-Altstadt der Prof. am Maximiliansgymn. in Wien Dr. Anton Frank.

Zum Director der Realschule im XVIII. Bezirke von Wien der Prof. an der Realschule im VI. Bezirke von Wien Schulrath Josef Meixner.

Zum Director des Gymn. in Bielitz der Prof. an der Realschule im XVIII. Bezirke von Wien Dr. Friedrich Wrzal.

Zum Director der Realschule in Jungbunzlau der Prof. am Real- u. Obergymn. in Prag August Kolařik.

Zum Director des böhm. Gymn. in Proßnitz der Prof. an der böhm. Landes-Realschule daselbst Johann Wimmer.

Zum Director des Untergymn. in Sereth der Prof. am Gymn. in Radautz Anton Paul.

Zum a. o. Prof. der Dogmatik an der deutschen Univ. in Prag der Prof. am Real- u. Obergymn. in Teplitz-Schönau Dr. Franz Endler.

Zum Director an der Lehrerbildungsanstalt in Soběslau der Prof. an der Realschule in Jičín Julius Paulus.

Zum Prof. an der deutschen Staats-Gewerbeschule in Brünn der Prof. an der Landes-Oberrealschule in Kremsier Karl Schubuth.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Teschen der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Emanuel Loew.

Zum Prof. an der böhm. Staats-Gewerbeschule in Pilsen der Prof. am Gymn. in Prerau Johann Kabelik.

Zum corr. Mitgliede der k. Akademie der Wiss. in Wien der Prof. am Gymn. der Theres. Akademie Dr. August Engelbrecht.

Der gegenseitige Dienstpostentausch des Prof. an der Realschule in Innsbruck August Schletterer und des Prof. an der deutschen Abtheilung des Gymn. in Trient Karl Biasioli wurde genehmigt.

Die Zulassung des wirkl. Lehrers an der Realschule in Tarnopol Dr. Eugen Romer als Privatdocent für Geographie an der Univ. in Lemberg wurde bestätigt.

Zu Proff. in der VIII. Rangsclasse an der deutschen Staats-Gewerbeschule in Brünn der Prof. an der II. Realschule im II. Bezirke von Wien Ernst Lindenthal und an der nautischen Schule in Ragusa der Prof. am Gymn. in Spalato Andreas Barić.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Innsbruck der Prof. am Gymn. in Marburg Karl Kirchlechner.

Zum Hauptlehrer an der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag der Supplent an der I. deutschen Realschule in Prag Friedrich Wiechowski.

Zum prov. Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Capodistria der Supplent am Gymn. daselbst Emanuel Dalponte.

Zum wirkl. Lehrer an der deutschen Realschule in Karolinenthal der prov. Lehrer am Gymn. in Arnau Dr. Samuel Oppenheim.

Zum wirkl. Lehrer an der nautischen Schule in Cattaro der Supplent am Gymn. daselbst Bogdan Petrović.

Die Zulassung des Gymn.-Prof. Dr. Franz Groh als Privatdocent für class. Philologie an der philos. Fac. der böhm. Univ. in Prag wurde bestätigt.

Zum Director der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag der Prof. am Gymn. in Leitmeritz Johann Lorz.

Zum Director der Lehrerbildungsanstalt in Reichenberg der Prof. an der II. deutschen Realschule in Prag und Bezirksschulinspector Franz Krünes.

Zum Director der Lehrerbildungsanstalt in Borgo-Erizzo der Prof. an der Unterrealschule in Zara Salvator Albanesi.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Rudolfswerth der Supplent an dieser Anstalt Franz Vadnjal.

Zum defin. Turnlehrer am Gymn. in Bielitz der wirkl. Turnlehrer an der Landes-Realschule in Mährisch-Ostrau Norbert Brücke.

Zum defin. Turnlehrer am Real- u. Obergymn. in Chrudim der Nebenlehrer für den Turnunterricht an dieser Anstalt Jaroslaus Zych.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Triest der Supplent an der Marine-Unterrealschule in Pola Dr. Gustav Wilhelm.

Zum prov. Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Laibach der Supplent am Gymn. in Krainburg Milan Pajk.

Zum defin. Turnlehrer am III. Gymn. in Krakau der Med.-Dr. Marian Tokarski, und am IV. Gymn. in Lemberg der Med.-Dr. Eugen Piasecki.

Zum Bezirksschulinspector der Prof. am Gymn. in Tarnopol Julian Dobrzański.

Zum Bezirksschulinspector der Prof. am Karl Ludwigs-Gymn. in Wien Dr. Johann Eibl.

Zu Bezirksschulinspectoren der Prof. an der Realschule in Elbogen Arthur Schmidt und der Gymn.-Prof. in Arnau Karl Jüthner.

Zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Böhmen der Director am deutschen Gymn. in Prag-Kleinseite Regierungsrath Dr. Friedrich Schubert und der Director der deutschen Lehrerinnenbildungsanstalt in Prag Schulrath Johann Neubauer.

Zum Vorsitzenden der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Wien der ord. öff. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Karl Toldt, und zum Mitgliede dieser Commission und zum Examinator für Anatomie und Physiologie der a. o. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Alois Dalla-Rosa.

Zum Mitgliede der wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Wien und zum Fachexaminator für Botanik der ord. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Richard Wettstein Ritter von Westersheim.

Zu Mitgliedern der deutschen Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Prag der ord. Prof. an der deutschen Univ. in Prag Dr. Günther Ritter Beck von Managetta und der a. o. Prof. an derselben Univ. Dr. Anton Pelikan, und zwar ersterer zum Fachexaminator für Botanik, letzterer zum Fachexaminator für Mineralogie.

Zum Director der wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Wien der Univ.-Prof. Hofrath Dr. Jakob Schipper, zum Director-Stellvertreter dieser Prüfungscommission der Univ.-Prof. Hofrath Dr. Julius Wiesner, und zum Mitgliede dieser Commission und zum Examinator für class. Philologie der Univ.-Prof. Dr. Edmund Hauler; im übrigen wurde die Prüfungscommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1899/1900 bestätigt.

Zu Mitgliedern der unter dem Directorate des Regierungsrathes und ord. Prof. an der techn. Hochschule in Wien Dr. Leander Ditscheiner stehenden Prüfungscommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Wien in der Eigenschaft als Fachexaminatoren für die Schuljahre 1890/1900 und 1900/1901: für das figurale Zeichnen der ord. Prof. an der Akademie der bildenden Künste in Wien August Eisenmenger, für Kunstgeschichte und Stillehre der Vicedirector des österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien Dr. Eduard Leisching, für Anatomie des menschlichen Körpers der Regierungsrath und a. o. Prof. an der Univ. und an der Akademie der bildenden Künste in Wien Dr. Anton Ritter von Frisch, für Modellieren der a. o. Prof. an der techn. Hochschule in Wien Rudolf Weyr, für das ornamentale Zeichnen der Regierungsrath und Director der Gewerbeschule im I. Bezirke von Wien Camillo Sitte, für Projectionslehre und allgemeine pädagogisch-didaktische Fragen der Director an der Realschule im VII. Bezirke von Wien Karl Klekler, endlich für die Unterrichtssprachen der Hofrath

und ord. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Vatroslav Jagić, der Regierungsrath Dr. Alois Egger Ritter von Möllwald, der Prof. am Gymn. im III. Bezirke von Wien Jakob Zeidler und der ehemalige Prof. an der Wiener Handelsakademie und Privatdocent an der techn. Hochschule in Wien Dr. Philipp Zamboni.

Die Mitglieder der Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Innsbruck, und zwar der Schulrath und Director am Gymn. in Innsbruck Dr. Adolf Nietsche als Vorsitzender und der Prof. an demselben Gymn. Matthias Hechfelner als Fachexaminator für das Studienjahr 1899/1900 wurden bestätigt und der Prof. an der Gewerbeschule in Innsbruck Josef Menger zum Mitgliede und Fachexaminator dieser Prüfungscommission ernannt.

Der Min. für C. und U. hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: dem Prof. an der Realschule in Steyr Franz Babsch eine Stelle am Gymn. in Linz, dem Prof. am Gymn. in Drohobycz Dr. Witold Barewicz eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der Realschule in Marburg Robert Bittner eine Stelle an der II. Realschule im II. Bezirke in Wien, dem Prof. an der ital. Abth. des Gymn. in Trient Alfred Bleyer eine Stelle am Gymn. in Innsbruck, dem Prof. an der Realschule in Jičin Karl Černý eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag Neustadt (Gerstengasse), dem Prof. am Communal-Gymn. in Königinhof Josef Ciboch eine Stelle am böhm. Gymn. in Pilsen, dem Prof. am Communal-Gymn. in Karlsbad Dr. Johann Endt eine Stelle am deutschen Gymn. in Smichow, dem Prof. am II. deutschen Gymn. in Brünn Dr. Karl Ertl eine Stelle am Gymn. im VI. Bezirke in Wien, dem Prof. an der böhm. Landes-Realschule in Prossnitz Franz Faktor eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag-Altstadt, dem Prof. am deutschen Gymn. in Olmütz Eduard Gollob eine Stelle am Gymn. in Krems, dem Prof. am Gymn. in Buczacz Franz Gutowski eine Stelle an der Realschule in Tarnów, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Kołomea Dr. Victor Hahn eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der Gewerbeschule in Reichenberg Franz Heisinger eine Stelle am deutschen Gymn. in Smichow, dem wirkl. Lehrer an der Realschule in Troppau Gustav Hiebel eine Stelle an der I. Realschule im II. Bezirke in Wien, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Neu-Bydžow Johann Honza eine Stelle am böhm. Gymn. in Prag-Kleinseite, dem Prof. am Gymn. in Teschen Emil Hribar eine Stelle am Gymn. im XIX. Bezirke in Wien, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Tarnów Michael Hrycak eine Stelle am Gymn. in Stryj, dem Prof. am Gymn. in Leitmeritz Dr. Josef Jacob eine Stelle am akad. Gymn. in Wien, dem wirkl. Lehrer an der Realschule in Königgrätz Dr. Josef Janko eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite, dem Prof. am Gymn. in Pisek Ottokar Josek eine Stelle am Real- und Obergymn. in Prag, dem Prof. am Gymn. in Arnau Karl Jüthner eine Stelle am deutschen Gymn. in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am Gymn. in Königgrätz Dr. Josef Klimeš eine Stelle am Real- und Obergymn. in Neu-Bydžow, dem Prof. am poln. Gymn. in Tarnopol Michael Konstantynowicz eine Stelle am Gymn. in Stanislau, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Neu-Bydžow Johann Konůpek eine Stelle am Real- und Obergymn. in Prag, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Neu-Bydžow Josef Koštál eine Stelle am böhm. Gymn. in Prag (Tischlergasse), dem Prof. an der böhm. Realschule in Budweis Julius Kudrnáč eine Stelle an der Realschule in Königgrätz, dem Prof. an der gr.-or. Realschule in Czernowitz Dr. Theodor Kukula eine Stelle an der III. deutschen Realschule in Prag, dem Prof. an der Realschule in Karolinenthal Heinrich Leitenberger eine Stelle an der II. deutschen Realschule in Prag, dem Prof. am deutschen Gymn. in Kremsier Rudolf Maxa eine Stelle am Gymn. im III. Bezirke in Wien, dem gr.-or. Pfarrer in Topla-Castelnuovo Alexander Mikulić eine Lehrstelle für den gr.-or. Religionsunterricht am Gymn. in Cattaro, dem Prof. an der Realschule in Elbogen Ernst Moeller eine Stelle an

der deutschen Realschule in Karolinenthal, dem Prof. am deutschen Gymn. in Kremsier Franz Müller eine Stelle am Gymn. in Krems, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Kaaden Dr. Karl Müllner eine Stelle am Gymn. in Wiener-Neustadt, dem Prof. am Gymn. in Brzeżany Peter Niebieszczański eine Stelle am Gymn. in Buczacz, dem Prof. an der Realschule in Pardubitz Karl Osovský eine Stelle an der Realschule in Žižkow, dem Prof. am Gymn. in Jaroslau Arthur Passendorfer eine Stelle an der Realschule in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Triest Dr. Franz Perschinka eine Stelle am Gymn. im XIII. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Časlau Heinrich Pithart eine Stelle an der Realschule in Písek, dem Präfecten an der Graf Straka'schen Akademie in Prag Dr. Anton Podlaha eine Religionslehrerstelle an der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite, dem wirkl. Lehrer am poln. Gymn. in Tarnopol Victor Pogorzelski eine Stelle an der Realschule in Krakau, dem wirkl. Lehrer an der Realschule in Tarnopol Josef Poręba eine Stelle am Gymn. in Bochnia, dem Prof. an der Realschule in Jičín Franz Pover eine Stelle an der Realschule in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Kolin Dr. Justin Prášek eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag-Altstadt, dem Prof. am Gymn. in Drohobycz Josef Przybylski eine Stelle am III. Gymn. in Krakau, dem Prof. am böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch Franz Řehák eine Stelle am Real- und Obergymn. in Smichow, dem wirkl. Lehrer am poln. Gymn. in Tarnopol Peter Rzepnijski eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Tarnopol, dem Prof. am Gymn. in Rovereto Friedrich Schneller eine Stelle an der Realschule daselbst, dem Prof. an der II. deutschen Realschule in Prag Josef Schober eine Stelle an der Realschule im XVIII. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Weidenau Emil Skomal eine Stelle an der Realschule in Graz, dem Lehrer am poln. Privat-Gymn. in Teschen Johann Snieżek eine Stelle am Gymn. in Tarnów, dem Prof. an der Trautenau Josef Strnad eine Stelle an der III. deutschen Realschule in Prag, dem Prof. am Gymn. in Raudnitz Gabriel Šuran eine Stelle am böhm. Gymn. in den Königlichen Weinbergen, dem wirkl. Lehrer an der Realschule in Krakau Sbigniew Szczęsnowicz eine Stelle an der Realschule in Lemberg, dem Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) Georg Tauber eine Stelle am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), dem Religionsprof. am Untergymn. in Wittingau Emanuel Teplý eine Religionslehrerstelle an der Realschule in Pardubitz, dem Prof. an der Realschule in Böhmisch-Leipa Hermann Tschuschner eine Stelle an der Realschule in Elbogen, dem Prof. am Gymn. in Reichenau Josef Tvrdý eine Stelle am Gymn. in Časlau, dem Prof. an der Realschule in Rakonitz Anton Vaňourek eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite, dem wirkl. Lehrer an der Communal-Realschule in Laun Heinrich Vodák eine Stelle an der Realschule in Žižkow, dem Prof. am deutschen Gymn. in Ungarisch-Hradisch Dr. Friedrich Vogl eine Stelle am Gymn. in Marburg, dem Prof. am Gymn. in Krems Dr. Florian Weigel eine Stelle am Gymn. im VIII. Bezirke in Wien, dem Prof. an der Realschule in Kuttenberg Adolf Beneš eine Stelle an der Realschule in Jičín, dem wirkl. Lehrer am Landes-Real- und Obergymn. in Stockerau Friedrich Blank eine Stelle am Gymn. in Mähr.-Trübau, dem Prof. an der deutschen Landes-Realschule in Proßnitz Rudolf Böhm eine Stelle an der Realschule in Salzburg, dem wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Böhmisch-Leipa Dr. Wenzel Feierfeil eine Stelle am Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau, dem Prof. am Gymn. in Pola Dr. Josef Gmeiner eine Stelle an der Realschule im XV. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Leoben Dr. Johann Gutscher eine Stelle am II. Gymn. in Graz, dem Prof. am Gymn. in Krems Dr. August Haberda eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Wien, dem Prof. am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse) Dr. Anton Hansgirg eine Stelle am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt

(Tischlergasse), dem Prof. an der Realschule in Trautenau Ferdinand Herbrich eine Stelle an der deutschen Realschule in Karolinenthal, dem gr.-kath. Religionsprof. am Gymn. in Brody Gregor Jarema die gr.-kath. Religionslehrerstelle am II. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Freistadt Simon Kirchtag eine Stelle am Gymn. in Linz, dem Prof. am Untergymn. in Wittingau Franz Klapalek eine Stelle an der böhm. Realschule in Karolinenthal, dem Prof. am Gymn. in Saaz Dr. Anton König eine Stelle am Gymn. in Linz, dem wirkl. Lehrer am Communal-Gymn. in Friedek Gustav Leipold eine Stelle am Gymn. in Wiener-Neustadt, dem Prof. am Gymn. in Jičín Adalbert Lepeška eine Stelle am Gymn. in Pisek, dem Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) Robert Lieblein eine Stelle am deutschen Gymn. in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am Gymn. in Saaz Johann Lipp eine Stelle am Gymn. in Mies, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Landskron Josef Lönning eine Stelle an der Mittelschule in Reichenberg, dem Prof. am Gymn. in Mähr.-Trübau Anton Malfertheiner eine Stelle am Gymn. in Krems, dem Prof. am Gymn. in Capodistria Franz Matejčić eine Stelle am Gymn. in Mitterburg, dem Prof. an der Landes-Realschule in Mähr.-Ostrau Josef Mattausch eine Stelle an der Realschule in Böhmisch-Leipa, dem wirkl. Lehrer am deutschen Gymn. in Ungarisch-Hradisch Josef Nimpfer eine Stelle am deutschen Gymn. in Troppau, dem Prof. am Obergymn. in Czernowitz Johann Pepöck eine Stelle an der Realschule in Steyr, dem wirkl. Lehrer an der Communal-Unterrealschule in Dornbirn Leonard Ratschiller eine Stelle an der Realschule in Jägerndorf, dem Prof. an der Landes-Realschule in Mähr.-Ostrau Eduard Reitmann eine Stelle an der Realschule in Troppau, dem Prof. am Gymn. in Mähr.-Weißkirchen Rudolf Scheich eine Stelle am Gymn. im VIII. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Mies Simon Schießling eine Stelle am Gymn. in Innsbruck, dem Prof. an der Realschule in Steyr Theodor Schmid eine Stelle an der Realschule im VII. Bezirke in Wien, dem Prof. am Landes-Real- und Obergymn. in Stockerau Adolf Schneider eine Stelle an der Realschule im IV. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Gottschee Martin Sebastian eine Stelle an der Realschule in Graz, dem Prof. an der Landes-Realschule in Znaim Franz Semlitschka eine Stelle an der II. deutschen Realschule in Prag, dem Prof. am Gymn. in Wall.-Meseritsch Josef Stárek eine Stelle am Gymn. in Proßnitz, dem Prof. am Gymn. in Jaroslau Bronislaus Swiba eine Stelle am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, dem Prof. an der Realschule in Jičín Karl Sýkora eine Stelle an der böhm. Realschule in Karolinenthal, dem Prof. an der Realschule in Trautenau Alexander Weinberg eine Stelle an der Realschule in Leitmeritz, dem Director am Communal-Gymn. in Friedek Matthias Wiedermann eine Stelle am Gymn. in Landskron, dem Prof. an der I. deutschen Realschule in Prag Dr. Adolf Zauner eine Stelle an der Realschule im VII. Bezirke in Wien, dem Prof. an der Marine-Unterrealschule in Pola Wilhelm Miorini Edlen von Senftenberg und dem Hauptlehrer am Officierstöchter-Erziehungsinstitute in Wien Dr. Karl Rosenberg eine Stelle an der Realschule im VI. Bezirke in Wien.

A. Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a*) die prov. Lehrer: Josef Bäuml vom Gymn. in Brüx für das deutsche Gymn. in Olmütz, Fridolin Bayer vom Real- und Obergymn. in Klattau für das Gymn. in Reichenau, Josef Bridi von der Communal-Unterrealschule in Dornbirn für das Gymn. in Rovereto, Siegmund Brief vom Gymn. im VIII. Bezirke in Wien für das Gymn. in Ungarisch-Hradisch, Franz Černý von der böhm. Realschule in Brünn für diese Anstalt, Franz Danda von der Realschule in Pisek für diese Anstalt, Johann Gallasch von der II. deutschen Realschule in Prag für die I. deutsche Realschule daselbst, Franz Hanták von der Realschule in Jičín für diese Anstalt, Dr. Eduard Hula vom I. Gymn. im II. Bezirke in Wien für das Maximilians-Gymn.

in Wien, Heinrich Klecanda vom Gymn. in Deutsch-Brod für das Real- und Obergymn. in Neu-Bydžow, Anton Klem von der Lehrerbildungsanstalt in Czernowitz für das Untergymn. daselbst, Josef Kobza von der Realschule in Rakonitz für das Gymn. in Pisek. Friedrich Marchesani von der Realschule in Triest für diese Anstalt. Franz Matouschek vom Gymn. in Mähr.-Weißkirchen für das deutsche Gymn. in Ungarisch-Hradisch. Franz Nesvadbík von der Landes Realschule in Sternberg für die böhm. Realschule in Brünn, Josef Palme vom II. Gymn. in Graz für das Gymn. in Arnau, Alois Pokorný vom Gymn. in Pisek für das Gymn. in Časlau, Josef Prošek vom Gymn. in Tabor für das Gymn. in Raudnitz, Johann Roubal von der böhm. Realschule in Pilsen für die Realschule in Pardubitz, Gino Saraval vom Gymn. in Görz für diese Anstalt, Adam Schuh von der Realschule in Jägerndorf für das Gymn. in Mähr.-Weißkirchen, Johann Šebek von der Lehrerbildungsanstalt in Kuttenberg für die böhm. Realschule in Pilsen, Dr. Wilhelm Sigmund von der II. deutschen Realschule in Prag für die deutsche Realschule in Karolinenthal, Johann Školník vom böhm. Gymn. in den Königl. Weinbergen für das Gymn. in Reichenau, Josef Šorm von der Communal-Handelsschule in Proßnitz für die Realschule in Königgrätz, Dr. Jaroslav Šťastný vom böhm. Gymn. in Pilsen für diese Anstalt, Franz Teplý vom böhm. Gymn. in Olmütz für das Gymn. in Prerau, Dr. Emanuel Tůma vom böhm. Gymn. in Pilsen für diese Anstalt, Dr. Gustav Turba von der I. Realschule im II. Bezirke in Wien für das Gymn. im XIII. Bezirke in Wien, Dr. Josef Votruba vom Real- und Obergymn. in Příbram für das Real- und Obergymn. in Kolin, Dr. Hermann Bamberger vom Karl Ludwig-Gymn. in Wien für das Gymn. in Mähr.-Weißkirchen, Dr. Johann Chloupek von der böhm. Realschule in Prag-Neustadt (Gerstengasse) für das böhm. Gymn. in Budweis, Dr. Jakob Felder vom Real- und Obergymn. in Feldkirch für diese Anstalt, Friedrich Gschnitzer vom Elisabeth-Gymn. in Wien für das Gymn. in Pola, Johann Häfele vom Gymn. in Linz für das Gymn. in Saaz, Emanuel Hlavatý von der Realschule in Königgrätz für die Realschule in Pardubitz, Josef Hönig vom Gymn. in Leitmeritz für diese Anstalt, Georg Jízba von der Realschule in Pardubitz für die Realschule in Kuttenberg, Johann Morawetz von der Realschule in Salzburg für diese Anstalt, Franz Papak vom Gymn. in Radautz für das deutsche Gymn. in Ungarisch-Hradisch, Dr. Hermann Raschke von der deutschen Realschule in Pilsen für die Realschule in Trautenau, Karl Richter vom deutschen Gymn. in Prag-Altstadt für das deutsche Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), Dr. Heinrich Schärl vom Gymn. in Oberhollabrunn für das Gymn. in Krems, Johann Školník vom böhm. Gymn. in den Königl. Weinbergen für das böhm. Gymn. in Budweis, Ernst Winter vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für das Gymn. in Reichenau, Alois Zavřel vom Gymn. in Wall.-Meseritsch für das böhm. Gymn. in Kremsier; — *b*) die Supplenten: Dr. Wenzel Auersperger vom böhm. Gymn. in Budweis für das Real- und Obergymn. in Neu-Bydżow. Josef Baraö vom Gymn. in Spalato für diese Anstalt, Josef Blauth vom V. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Buczacz, Dr. Andreas Brandstätter von der böhm. Realschule in Brünn für das Gymn. in Strážnic, Alexander Buga vom Obergymn. in Czernowitz für diese Anstalt, Marian Burzyński vom Gymn. in Tarnów für das poln. Gymn. in Przemyśl, Johann Bystrzycki vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Jasło, Dr. Josef Chlumský von der Realschule in den Königl. Weinbergen für die Realschule in Jičin, Leon Ciliński vom V. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Stanislau, Anton Dokler vom Gymn. in Krainburg für diese Anstalt, Zeno Eckhardt vom Gymn. in Sambor für diese Anstalt, Josef Flach vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Drohobycz, Jaroslaus Friedrich vom böhm. Gymn. in den Königl. Weinbergen für das Gymn. in Tabor, Dr. Josef

Fritsch vom I. Gymn. im II. Bezirke in Wien für das Gymn. in Kaaden, der gewesene Supplent, Lehramtcandidat Dr. Alexander Gaheis für das Gymn. in Triest, Michael Gonet vom Gymn. in Drohobycz für die Realschule in Jaroslau, Dr. Moriz Hertrich von der Realschule im I. Bezirke in Wien für die Realschule in Teschen, Cornel Jaskulski vom Obergymn. in Czernowitz für das Gymn. in Radautz, Karl Jawanske von der I. Realschule im II. Bezirke in Wien für die Realschule in Trautenau, Heinrich Eberhard Just von der II. deutschen Realschule in Prag für die Realschule in Elbogen, Josef Klobouček von der böhm. Realschule in Prag-Neustadt (Gerstengasse) für die Realschule in Rakonitz, Dr. Franz Koprivnik vom Obergymn. in Laibach für das Gymn. in Krainburg, Dr. Nikolaus Krassnig von der I. Realschule im II. Bezirke in Wien für die Realschule in Marburg, Johann Krózel vom Gymn. in Jasło für das poln. Gymn. in Tarnopol, Dr. Zdislaus Krygowski von der Realschule in Krakau für das poln. Gymn. in Przemyśl, Vincenz Kubik vom poln. Gymn. in Tarnopol für diese Anstalt, Ladislaus Kucharski vom poln. Gymn. in Tarnopol für das Gymn. in Brzeżany, Franz Kuś vom III. Gymn. in Krakau für das Gymn. in Kołomea, Wenzel Lacina von der böhm. Realschule in Prag-Altstadt für das Real- und Obergymn. in Klattau, Dr. Moriz Landwehr von Pragenau vom Gymn. im VIII. Bezirke in Wien für das Gymn. in Radautz, Hermann Lochs vom Gymn. in Bielitz für das deutsche Gymn. in Olmütz, Friedrich Marek von der böhm. Realschule in Prag-Neustadt (Gerstengasse) für die Realschule in Rakonitz, Sophron Matwijas vom poln. Gymn. in Przemyśl für das Franz Joseph-Gymn. in Tarnopol, Dr. Josef Mesk vom I. Gymn. im II. Bezirke in Wien für das II. deutsche Gymn. in Brünn, Josef Miczyński vom Gymn. in Bochnia für diese Anstalt, Peter Nardelli vom Gymn. in Spalato für die Realschule daselbst, Dr. Kasimir Nitsch vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Jaroslau, Dr. Theodor Odstrčil von der Realschule in Teschen für das Gymn. daselbst, Robert Pašek von der böhm. Realschule in Budweis für das Gymn. in Časlau, Ferdinand Prokš von der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite für die Realschule in Kuttenberg, Dr. Michael Rabenlechner von der Realschule im IV. Bezirke in Wien für das Gymn. in Triest, Victor Reif vom Gymn. in Linz für das deutsche Gymn. in Kremsier, Rudolf Richter von der I. Realschule im II. Bezirke in Wien für die Realschule in Elbogen, Dr. Eugen Romer von der Realschule in Lemberg für die Realschule in Tarnopol, Rudolf Schechtel vom V. Gymn. in Lemberg für das poln. Gymn. in Tarnopol, Karl Scheiter von der deutschen Realschule in Karolinenthal für die Realschule in Plan, Dr. Richard Ritter Schubert von Soldern vom Gymn. in Marburg für das Gymn. in Görz, Valerian Siczyński vom Gymn. in Wadowice für das Gymn. in Drohobycz, Johann Siegel vom Gymn. im VI. Bezirke in Wien für das Gymn. in Leitmeritz, Karl Stach vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Stanislau, Dr. Josef Stecinger von der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite für die böhm. Realschule in Budweis, Leopold von Stubenrauch von der Realschule im VI. Bezirke in Wien für das Gymn. in Nikolsburg, Anton Sucheni vom Gymn. in Podgórze für die Realschule in Jaroslau, Josef Szczudło von der Realschule in Krakau für die Realschule in Tarnów, Ladislaus Terlecki vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Buczacz, Dr. Karl Tertnik von der Realschule in Triest für diese Anstalt, Wladimir Trusz vom Gymn. in Stanislau für diese Anstalt, Rudolf Urbánek vom Gymn. in Wall.-Meseritsch für diese Anstalt, Simon Urlič vom Untergymn. in Zara für diese Anstalt, Alois Voděrek vom I. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. in Mähr.-Trübau, Michael Waszkiewicz von den ruthen. Parallelclassen des Gymn. in Kołomea für das Franz Joseph-Gymn. in Tarnopol, Karl Winter vom Gymn. in Triest für diese Anstalt, Alfred Woska von der Realschule im VII. Bezirke in Wien für das Gymn. in

Weidenau, Josef Beutel vom Gymn. in Linz für das Franz Joseph-Gymn. in Freistadt, Johann Byłik vom Gymn. in Brzeżany für das Gymn. in Kołomea, Emil Bruno von der Realschule im IV. Bezirke in Wien für das Gymn. in Villach, Dr. Friedrich Gatscha vom Gymn. im III. Bezirke in Wien für das Gymn. in Saaz, Dr. Alfred Hackel von der Realschule in Linz für die Realschule in Steyr, Otto Hesse vom Gymn. in Nikolsburg für das Gymn. in Gottschee, Dr. Albin Hopfgartner vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Leoben, Dr. Theodor Hossinger von der Realschule im III. Bezirke in Wien für das Gymn. in Eger, Adalbert Hulik von der Realschule in Jičin für die Realschule in Pisek, August Jasiński von der Realschule in Krakau für das Gymn. in Neu-Sandec, Hermann Kraus vom Landes-Real- und Obergymn. in Stockerau für das deutsche Gymn. in Troppau. Ignaz Krzyszkowski vom Gymn. in Jaroslau für diese Anstalt, Thaddäus Łopuszański von der Realschule in Krakau für das Gymn. in Rzeszów, Felix Malarski vom Gymn. in Stanislau für diese Anstalt, Matthias Mařik vom Gymn. in Přibram für das Gymn. in Deutsch-Brod, Adam Markowski von der Realschule in Tarnopol für diese Anstalt, Johann Matuschek von der Realschule im VII. Bezirke in Wien für die Realschule in Trautenau, Dr. Alfred Nathansky vom II. deutschen Gymn. in Brünn für das Obergymn. in Czernowitz, Josef Novák vom böhm. Gymn. in Kremsier für das böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch, Michael Ptaszyk vom Gymn. in Wadowice für das Gymn. in Sambor. Dr. Ernst Raffelsberger von der Realschule in Leitmeritz für das Gymn. in Saaz, der Religionslehrer an der Mädchen-Bürgerschule in Taus Josef Rybička für das Untergymn. in Wittingau, der Kaplan in Böhmisch-Kamnitz Johann Schindler für das Gymn. in Saaz, Nikolaus Slussariuk vom Obergymn. in Czernowitz für das Gymn. in Radautz, Emil Smetánka von der böhm. Realschule in Prag-Neustadt für die Realschule in Jungbunzlau, der gewesene Supplent, Lehramtscandidat Theophil Stupnicki für die Realschule in Tarnopol, Stanislaus Tołłoczko vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für die Realschule in Tarnopol, Wenzel Trojan vom Real- und Obergymn. in Kolin für das Gymn. in Jičin, Ignaz Vališ vom I. böhm. Gymn. in Brünn für das Gymn. in Wall.-Meseritsch, Anton Vyskočil von der böhm. Realschule in Prag-Altstadt für die Realschule in Jičin, Anton Waśniowski vom Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau für das Gymn. in Tarnów, Adolf Wehner von der Realschule im I. Bezirke in Wien für die Realschule in Marburg, Karl Werner von der Realschule im V. Bezirke in Wien für die Realschule in Laibach, Franz Zechner von der Realschule in Troppau.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen die Supplenten: Dr. Philipp Broch vom Gymn. im XIX. Bezirke in Wien für die Realschule in Triest, Karl Buňat vom Gymn. in Reichenau für das Gymn. in Pilgram, Anton Grünwald von der deutschen Realschule in Karolinenthal für die II. deutsche Realschule in Prag, Dr. Gustav Hemetsberger vom Gymn. im XIII. Bezirke in Wien für das Gymn. in Görz. Adalbert Hulík von der Realschule in Jičin für die böhm. Realschule in Pilsen, Rudolf Karras vom böhm. Gymn. in Kremsier für das böhm. Gymn. in Olmütz, Franz Klima von der Realschule in Pardubitz für das Real- und Obergymn. in Přibram, Friedrich Knorre von der Realschule in Rakonitz für das Gymn. in Deutsch-Brod, Dr. Johann Kržanič vom Gymn. in Cattaro für diese Anstalt, Josef Lenoch vom Gymn. in Raudnitz für diese Anstalt, Adolf Michniewicz vom Obergymn. in Czernowitz für das Untergymn. daselbst, Franz Nekwapil vom Gymn. in Kaaden für das Gymn. in Brüx. Franz Novotný von der Realschule in Jičin für das Real- und Obergymn. in Klattau, Karl Peschek vom böhm. Gymn. in Budweis für die Realschule in Rakonitz, Dr. Karl Prinz vom Maximilians-Gymn. in Wien für das I. Gymn. im II. Bezirke in Wien. Dr. Emanuel Rádl vom böhm. Gymn. in Pilsen für die Realschule in

Pardubitz, Thomas Snětivý vom böhm. Gymn. in den Königl. Weinbergen für das Gymn. in Tabor, Josef Svědinek von der böhm. Realschule in Pilsen für diese Anstalt, Johann Tschinkel vom deutschen Gymn. in Prag-Kleinseite für das II. Gymn. in Graz, Franz Vítek vom Real- und Obergymn. in Smichow für das Gymn. in Pisek, Franz Žnideršič vom Gymn. in Görz für diese Anstalt, Rudolf Brejcha von der Realschule in Pardubitz für diese Anstalt, Dr. Sylvester Fally vom akad. Gymn. in Wien für das Elisabeth-Gymn. in Wien, Dr. Wladimir Jankû vom böhm. Gymn. in Olmütz für das Gymn. in Prerau, Anton Jošt vom Gymn. in Laibach für das Gymn. in Mitterburg, Dr. Johann Krögler vom akad. Gymn. in Wien für die Realschule in Salzburg, Josef Melzer von der deutschen Realschule in Karolinenthal für die deutsche Realschule in Pilsen, Heinrich Muk von der böhm. Realschule in Prag-Neustadt (Gerstengasse) für diese Anstalt, Dr. Karl Müller von der Realschule in Linz für das deutsche Gymn. in den Königl. Weinbergen, Dr. Karl Partisch vom Gymn. im III. Bezirke in Wien für die I. Realschule im II. Bezirke in Wien, Dr. Arthur Petak vom Gymn. in Klagenfurt für das Karl Ludwig-Gymn. in Wien, Josef Pithardt von der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite für die Realschule in Königgrätz, Wenzel Šarboch vom II. böhm. Gymn. in Brünn für das Gymn. in Wall.-Meseritsch, Franz Schicht von der II. deutschen Realschule in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Linz, Dr. Ernst Simon von der Realschule im VI. Bezirke in Wien für die Realschule in Elbogen, Rudolf Watzel vom deutschen Gymn. in Prag-Kleinseite für diese Anstalt, Dr. Gregor Wełyczko vom Gymn. in Stanislau für das poln. Gymn. in Tarnopol.

In die VIII. Rangsclasse wurden befördert: die Proff. am Gymn. in Innsbruck Johann Geir und Vincenz Lavogler, die Proff. an der ital. Abth. des Gymn. in Trient Josef Defant, Alfred Bleyer und Leonhard Leveghi, die Proff. an der deutschen Abth. des Gymn. in Trient Josef Damian und Dr. Karl Jülg, die Proff. an der Realschule in Innsbruck Medard Maly, Dr. Hermann Hammerl, Josef Boscarolli und Karl Schober, der Prof. an der Realschule in Rovereto Fortunat Bertolasi; an den Staats-Mittelschulen in Mähren: die Proff. am I. deutschen Gymn. in Brünn Josef Trávníček und Karl August Schwertassek, der Prof. am II. deutschen Gymn. in Brünn Albin Kocourek, die Proff. am Gymn. in Iglau Ignaz Branhofer und Ferdinand Strommer, die Proff. am deutschen Gymn. in Kremsier Dr. Karl Lechner, Franz Müller, Georg Scheck, Dr. Franz Nábělek und Johann Koranda, der Prof. am Gymn. in Nikolsburg Josef Mayr, die Proff. am deutschen Gymn. in Olmütz Jakob Überegger, Anton Frenzl und Eduard Gollob, die Proff. am Gymn. in Mähr.-Trübau Josef Zehenter, Ferdinand Gregar und Anton Malfertheiner, die Proff. am Gymn. in Mähr.-Weißkirchen P. Cassius Malý, Heinrich Schaner, Karl Kosmik und Rudolf Scheich, die Proff. am Gymn. in Znaim Gottfried Wöckl, Julius Wisnar und Jakob Juroszek, die Proff. an der deutschen Realschule in Brünn Emil Soffé und Eugen Medritzer, die Proff. an der Realschule in Olmütz Hugo Lanner und Maximilian Morawek, die Proff. am I. böhm. Gymn. in Brünn Dr. Franz Kameníček, Alois Vlk, Franz Rypáček, Dr. Johann Korec, Thomas Šilený, Dr. Franz Šujan, Wenzel König, Jakob Mičaník und Dr. Johann Mayer, die Proff. am böhm. Gymn. in Kremsier Karl Nebuška, Friedrich Fialka, Josef Bartoš, Emanuel Bronec, Jaroslav Simonides, Thomas Pěček, Franz Chmelík, Wenzel Lokvenc, Josef Sloupský, Josef Klvana und Johann Tondl, die Proff. am Gymn. in Wall.-Meseritsch Karl Friedrich und Josef Kuba, die Proff. am böhm. Gymn. in Olmütz Victor Navrátil, Josef Doležal, Franz Matuška, Franz Coufal und Josef Bartocha, die Proff. am Gymn. in Trebitsch Franz Kvítek, Franz Doležel, Josef Kliment,

Emanuel Markmüller, Josef Ulíčný und Anton Kunz, die Proff. an der böhm. Realschule in Brünn Hubert Fiala, Arnulf Thoř, Siegmund Horváth und Anton Kvítek; an den Staats-Mittelschulen in Krain: die Proff. am Obergymn. in Laibach Dr. Johann Svetina, Anton Bartel, Alfons Paulin, Alexander Pucskó, Dr. Oskar von Gratzy, Karl Šega und Ludwig Lederhas, der Prof. am Untergymn. in Laibach Dr. Laurenz Požar, der Prof. am Untergymn. in Gottschee Alois Tavčar, der Prof. am Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Krainburg Franz Novak, die Proff. am Gymn. in Rudolfswert Dr. Josef Marinko, Ignaz Fajdiga und Johann Vrhovec, die Proff. an der Realschule in Laibach Johann Franke, Anton Laharner, Franz Keller, Johann Gujezda und Karl Pirc; der Prof. am akad. Gymn. in Wien Dr. Moriz Tschiassny, die Proff. am Franz Joseph-Gymn. in Wien Anton Linhart und Dr. Paul Pfurtscheller, der Prof. am I. Gymn. im II. Bezirke in Wien Adolf Hausenblas, der Prof. am II. Gymn. im II. Bezirke in Wien Gustav Spengler, Alois Kornitzer, Dr. Andreas Washietl und Stanislaus Schüller, die Proff. am Gymn. im III. Bezirke in Wien Dr. Rudolf Löhner, Dr. Josef Kohm, Dr. Anton Kunz, Jakob Zeidler und Dr. Franz Spengler, die Proff. am Elisabeth-Gymn. in Wien Dr. Alfred Nalepa und Hugo Mužik, die Proff. am Gymn. im VI. Bezirke in Wien Dr. Gustav Ficker, Dr. Karl Haas und Karl Ehart, die Proff. am Maximilians-Gymn. in Wien Dr. Hugo Jurenka und Alois Pichler, die Proff. am Karl Ludwig-Gymn. in Wien Dr. Franz Noë, Johann Koppensteiner, Johann Appl, Dr. Martin Manlik, Anton Mayr, Josef Höllering, Dr. Karl Burkhard und Franz Michalek, der Prof. am Gymn. im XIII. Bezirke in Wien Dr. Georg Weinländer, die Prof. am Gymn. im XVII. Bezirke in Wien Josef Braun, Franz Bernhard, Ernst Taigner, Arthur Wiskotschil, Hermann Ptaschnik und Dr. Johann Spika, die Proff. am Gymn. im XIX. Bezirke in Wien Wenzel Wild, Alois Heilsberg, Karl Ludwig und Franz Kopallik, der Prof. am Gymn. in Krems Rudolf Pühringer, die Proff. am Gymn. in Oberhollabrunn Alois Rameder, Johann Cebusky, Josef Lindenthal, Bernhard Schaufler und Dr. Ludwig Egger, die Proff. am Gymn. in Wiener-Neustadt Josef Fuchs, Dr. Josef Hoffmann, Heinrich Vieltorf und Franz Kunz, die Proff. an der Realschule im I. Bezirke in Wien Julius Hoffmann, Johann Kail, Karl Linsbauer, Wenzel Hofmann, Leopold Hofmann, Franz Ziekero und Franz Sebald, der Prof. an der I. Realschule im II. Bezirke in Wien Otto Fessler, die Proff. an der II. Realschule im II. Bezirke in Wien Gebhard Schatzmann, Dr. Johann Ellinger, Michael Kuschniriuk und Karl Queiss, die Proff. an der Realschule im III. Bezirke in Wien Johann Huber, Ferdinand Lorenz, Ernst Schieschnek und Adalbert Breuer, die Proff. an der Realschule im IV. Bezirke in Wien Jakob Hirschler, Anton Keller und Rudolf Alscher, der Prof. an der Realschule im V. Bezirke in Wien Ludwig Volderauer, die Proff. an der Realschule im VI. Bezirke in Wien Ferdinand Ginzel und Johann Watzek, die Proff. an der Realschule im VII. Bezirke in Wien Wilhelm Duschinsky und Bruno Fleischanderl, die Proff. an der Realschule im XV. Bezirke in Wien Siegmund Fuchs, Michael Gaubatz, Dr. Anton Heimerl, Josef Sturm, Josef Bass und Ludwig Wyplel, die Proff. an der Realschule im XVIII. Bezirke in Wien Josef Pleyl, Dr. Matthias Friedwagner, Dr. Leopold Dinner, Rudolf Andreasch und Karl Schüller, die Proff. am Gymn. in Linz Dr. Karl Habart, Franz Lehner, Matthias Schuster, Johann Commenda und Dr. Franz Thalmayr, die Proff. am Gymn. in Freistadt Josef Deubler und Simon Kirchtag, die Proff. am Gymn. in Ried Raphael Grünnes, Alois Hartl und Ernst Sewera, der Prof. an der Realschule in Linz Franz Schwarz, die Proff. an der Realschule in Steyr Martin Rieger und Anton Rolleder, die Proff. am Gymn. in Salzburg Wilhelm

Ehrer und Josef Gassner, die Proff. an der Realschule in Salzburg Josef Adametz und Dr. Oswald Daxberger, die Proff. am I. Gymn. in Graz Anton Kaspret, Dr. Karl Winkler und Karl Prohaska, die Proff. am II. Gymn. in Graz Anton Naumann, Dr. Eduard Martinak, Franz Železinger und Dr. Simon Marian Prem, die Proff. am Gymn. in Cilli Johann Liesskounig, Matthäus Kurz, Engelbert Potočnik und Matthäus Suhač, der Prof. an den selbständigen deutsch-slov. Untergymnasialclassen in Cilli Anton Kosi, die Proff. am Gymn. in Leoben Franz Janiss, Johann Wiesler und Dr. Johann Gutscher, die Proff. am Gymn. in Marburg Franz Metzler, Karl Kirchlechner, Johann Košan, Josef Holzer, Franz Jerovšek und Ignaz Pokorn, der Prof. an der Realschule in Marburg Vincenz Bieber, der Prof. am Real- und Obergymn. in Feldkirch Karl Mendl, die Proff. am Gymn. in Klagenfurt Anton Kempf, Gottfried Flora, Dr. Karl Frauscher und Johann Gessler, die Proff. am Gymn. in Villach Franz Niedermayr, Jakob Wang und Franz Schwenk, die Proff. an der Realschule in Klagenfurt Victor Slop von Cadenberg und Josef Hamberger, die Proff. am Gymn. in Görz Andreas Kragelj und Gustav Novak, die Proff. an der Realschule in Görz Dr. Hilarius Zorn, Ferdinand Seidl und Karl Schwarzer, der Prof. am Gymn. in Triest Robert Drexl, die Proff. an der Realschule in Triest Anton Stephanides, Josef Thienel und Adolf Thannabaur, die Proff. am Gymn. in Capodistria Franz Meier, Josef Vatovacz und Stephan Steffani, die Proff. am Gymn. in Ragusa Raimund Čuček, Franz Boršnik, Dr. Josef Posedel und Matthäus Zglav, der Prof. am Gymn. in Spalato Andreas Barić, die Proff. am Obergymn. in Zara Vitalianus Brunelli, Josef Virgil Perić und Stephan Margetić, der Prof. an der Realschule in Spalato Jakob Sirišćević, die Proff. an der Unterrealschule in Zara Josef Tuni und Vincenz von Giaxa, die Proff. am Obergymn. in Czernowitz Cornel Kozak, Theodor Bujor, Dr. Alfred Pawlitschek, Dr. Hermann Rump, Epiphanias von Tarnowiecki, Dr. Anton Polaschek, Romuald Wurzer, Johann Skobielski, Johann Pepöck und Norbert Schwaiger, die Proff. am Untergymn. in Czernowitz Friedrich Löbl und Josef Bittner, die Proff. am Gymn. in Radautz Elias Karausch, Josef Mykietiuk und Johann Kelariu, die Proff. am gr.-or. Gymn. in Suczawa Constantin Prokopowicz und Simeon Marian, die Proff. an der gr.-or. Realschule in Czernowitz Eugen Maximowicz, Josef Zybaczyński, Dionys Simionowicz und Anton Romanovský; ferner an den deutschen Staats-Mittelschulen in Böhmen: die Proff. am Gymn. in Arnau Andreas Trum und Wenzel Barborka, der Prof. am Gymn. in Brüx August Schubert, die Proff. am Gymn. in Eger Richard Basel, Simon Zoderer und Johann Dimter, die Proff. am Gymn. in Kaaden Wenzel Bauer, Josef Hofmannn und Josef Meixner, die Proff. am Gymn. in Krumau Johann Ammann und Josef Dietz, der Prof. am Gymn. in Böhmisch-Leipa Eduard Ott, die Proff. am Gymn. in Leitmeritz Karl Hähnel und Karl Horky, die Proff. am Gymn. in Prag-Altstadt Alois Langer, Dr. Hugo Ostermann, Dr. Wenzel Rosický und Adolf Gottwald, die Proff. am Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) Raimund Walter, Karl Krispin, Josef Wiethe, Karl Kaplan und Edmund Löffler, die Proff. am Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) Gustav Proft, Karl Kyovský, Karl Schirek und Wenzel Konhäuser, die Proff. am Gymn. in Prag-Kleinseite Josef Bendel, Josef Masařik, Josef Lugert und Franz Eduard Müller, die Proff. am Gymn. in Saaz Josef Merten und Josef Schiepek, der Prof. am Gymn. in Smichow Franz Urban, der Prof. am Gymn. in Teplitz-Schönau Karl Müller, die Proff. an der Realschule in Budweis Gerhard Haasen und Reinhold Huyer, der Prof. an der Realschule in Karolinenthal Julius Seifert, der Prof. an der Realschule in Böhmisch-Leipa Franz Steffanides, die Proff. an der Realschule in Leitmeritz

Felix Wiesner, Johann Maschek und Josef Zeidler, die Proff. an der Realschule in Pilsen Karl Klostermann, Dr. Georg Deschmann, Leopold Isak und Josef Steinitz, die Proff. an der I. Realschule in Prag Alfred Goller, Franz Ernst, Dr. Karl Garzarolli Edler von Thurnlackh und Josef Frömter, die Proff. an der II. Realschule in Prag Schulrath Josef Maleček, Josef Linhart, Emil Riedl und Wenzel Závorka, die Proff. an der Realschule in Trautenau Wenzel Flodermann und Anton Lediger; dann an den böhm. Staats-Mittelschulen in Böhmen: die Proff. am Gymn. in Budweis Johann Macháček, Adalbert Hrnčíř, Maximilian Mencl, Johann Roubal und Josef Morawec, die Proff. am Real- und Obergymn. in Chrudim Dr. Thomas Řehoř, Johann Righetti, Alexander Křížek, Johann Coufal, Albert Dohnal, Josef Materna und Dr. Franz Dušánek, der Prof. am Gymn. in Deutschbrod Bohuslav Neumann, die Proff am Gymn. in Hohenmauth Matthias Dušek und Wenzel Sládek, der Prof. am Gymn. in Jungbunzlau Wenzel Simandl, der Prof. am Real- und Obergymn. in Klattau Jaroslaus Petr, die Proff. am Real- und Obergymn. in Kolin Franz Syllaba, Wenzel Špergel, Johann Krouza, Dr. Johann Pražák und Dr. Ignaz Kadlec, die Proff. am Gymn. in Königgrätz Alois Groman, Franz Hoffmann und Ignaz Svoboda, die Proff. am Real- und Obergymn. in Neubydžow Ottokar Jandečka, Johann Konupek, Augustin Krejčí, Johann Wolf und Johann Honza, die Proff. am Gymn. in Neuhaus Dr. Franz Prochazka und Dr. Johann Kauka, die Proff. am Gymn. in Pilgram Josef Kořínek und Franz Šafránek, die Proff. am Gymn. in Pilsen Franz Pilný, Karl Havránek und Franz Hladký, die Proff. am Gymn. in Pisek Franz Pich, Ottokar Josek und Eduard Rodr, die Proff. am akad. Gymn. in Prag Karl Pánek, Dr. Franz Bayer und Dr. Franz Loukotka, die Proff. am Real- und Obergymn. in Prag Johann Dvořák, Franz Haas und Dr. Jakob Čečka, die Proff. am Gymn. in Prag (Tischlergasse) Jaroslaus Červenka, Wenzel Veverka, Dr. Ignaz Vysoký, Franz Vykoukal und Rudolf Jedlička, die Proff. am Gymn. in Prag (Korngasse) Franz Stýblo, Adalbert Princ, Dr. Gustav Zaba, Dr. Johann Máchal und Johann Pintner, die Proff. am Gymn. in Prag-Kleinseite Dr. Karl Krémen, Josef Tesař und Johann Sommer, die Proff. am Real- und Obergymn. in Přibram Prokop Lang, Eduard Volek, Franz Vyskočil, Bohuslav Mikenda und Vladimir Švejčar, die Proff. am Gymn. in Raudnitz Leo Scholz, Josef Řezáč, Valentin Weinzettl und Karl Procházka, die Proff. am Gymn. in Schlan Franz Pavlásek, Vincenz Toberný und Dr. Adalbert Zenker, die Proff. am Real- und Obergymn. in Smichow Dr. Franz Krištof, Dr. Heinrich Vančura, Josef Kašpr, Wilhelm Kacerovský, Philipp Hauptmann und Dr. Břetislav Foustka, die Proff. am Gymn. in Tábor Karl Thir, Anton Brejcha und Alexander Bernard, die Proff. am Gymn. in Taus Franz Kauka und Johann Slavík, die Proff. am Gymn. in den Königl. Weinbergen Dr. Franz Krejčí, Dr. Emanuel Peroutka, Johann Pelikán, Anton Setunský, Dr. Alois Herout und Josef Benhart, die Proff. an der Realschule in Budweis Josef Braniš, Josef Honzík und Johann Novák, die Proff. an der Realschule in Karolinenthal Ladislaus Dolansky und Ludwig Borovansky, die Proff. an der Realschule in Königgrätz Johann Dunovský und Friedrich Konvalinka, die Proff. an der Realschule in Pardubitz Josef Weger, Wenzel Machoň und Karl Osovský, die Proff. an der Realschule in Pilsen Wenzel Nejedlý, Franz Hirsch, Peter Vepřek und Josef Frána, die Proff. an der Realschule in Pisek Franz Jarolím, Johann Mukařovský, Josef Žák und Josef Kubín, die Proff an der Realschule in Prag-Altstadt Dr. Jaroslaus Kosina und Franz Strér, die Proff. an der Realschule in Prag-Neustadt Karl Kučera, Dr. Anton Sucharda, Dr. Heinrich Metelka, Dr. Jaroslaus Vlček und Johann Ježek, die Proff. an der Realschule in Prag-Kleinseite

Robert Hartmann, Josef Pour und Johann Kalivoda, der Prof. an der Realschule in Rakonitz Josef Topka, der Prof. an der Realschule in den Königl. Weinbergen Emanuel Schwarz.

Auszeichnungen erhielten:

Das Ritterkreuz des Leopoldordens der ord. Prof. an der Univ. in Wien und Redacteur der „Zeitschrift f. d. österr. Gymn." Hofrath Dr. Karl Schenkl.

Aus Anlass der Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel und Charakter eines Hofrathes: der Landesschulinspector Dr. Johann Zindler; den Titel eines Regierungsrathes: der Director am Real- und Obergymn. in Prag Matthias Trapl, der Director am böhm. Gymn. in Budweis Johann Červenka; das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens: der Director am II. Gymn. in Graz, Regierungsrath Heinrich Noë: die Allerhöchste Anerkennung: der Director am I. deutschen Gymn. in Brünn Ignaz Pokorny; den Titel eines Schulrathes: der Director am Real- und Obergymn. in Neubydżow Wenzel Slavik, der Director am Gymn. in Rovereto Casagrande, der Prof. am Real- und Obergymn. in Prag Franz Patočka, der Prof. am Gymn. in Tabor August Sedláček, der Prof. an der böhm. Realschule in Karolinenthal Josef Dědeček, der Prof. am böhm. Gymn. in Budweis Franz Tuma, der Prof. am Gymn. in Triest Johann Jesenko, der Prof. am Real- und Obergymn. in Prag Dr. Friedrich Pošik, der Prof. am Gymn. in Innsbruck Johann Schuler, der Religionsprof. am Gymn. in Stanislau Thomas Dąbrowski, der Prof. an der Realschule in Graz Anton Anděl, der Prof. an der Realschule in Laibach Franz Kreminger; das goldene Verdienstkreuz mit der Krone: der Prof. an der Realschule im IV. Bezirke in Wien Ignaz Pölzl, der Prof. am böhm. Gymn. in Budweis Dr. Johann Krištufek. der Prof. an der Realschule im VII. Bezirke in Wien Dr. Josef Egermann.

Den Titel eines Schulrathes erhielten ferner: der Director am Real- und Obergymn. in Feldkirch Dr. Victor Perathoner und der Prof. am Gymn. in Innsbruck Dr. Josef Egger.

Den Titel eines Professors der akad. Maler und Nebenlehrer an der Realschule im IV. Bezirke in Wien Alois Düll.

Nekrologie.

Gestorben sind:[1] Ladislaus Daszyński, Realschulprof. (MGe) in Lemberg, 59 J. alt; Johann Vesely, Gymnasialdirector (Bl G) in Prerau, 62 J. alt; Karl Komorzynski, Gymnasialprof. (D lg) in Troppau, 41 J. alt; Johann Nastasi, Realschulprof. (FE), 36 J. alt; Josef Walser, Realschulprof. (MNl) in Wien, 53 J. alt; Dr. Ignaz Baukenhaider, Gymnasialprof. (HD), 64 J. alt; Alois Pospiech, Gymnasialprof. (H) in Krems, 53 J. alt; Clemens Sienkiewicz, Director des Realgymn. in Jasło, 66 J. alt; Adalbert Smolik, Realschulprof. (Gem) in Karolinenthal, 59 J. alt; Emil Skomal, Realschulprof. (Z), 46 J. alt; Nikolaus Matijević, Gymnasialprof. (LG) in Spalato; Franz Daurer, Realschulprof. (MNl) in Wien, zuletzt dem k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht zugetheilt, 46 J. alt.

---

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Directionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaction gefälligst bekannt zu geben.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Über die Quellen und die Zeit der Abfassung von Grillparzers Esther.

Bei Grillparzers Vorliebe für Lope dünkt uns der Einfluss dieses Dichters von vornherein wahrscheinlich, wenn es sich um ein Drama gleichen Stoffes handelt. So nahm Scherer ohne weitere Untersuchungen an, dass sich Grillparzer im Aufbau seiner Esther an Lope gehalten habe; hierauf suchte Farinelli [1]) Beweise für diese Vermuthung beizubringen. Indes ist er in der Witterung Lope-schen Einflusses zuweit gegangen und verkannte das feinere Gefüge und den Geist des deutschen Werkes, indem er sich zur Behauptung verstieg, „dass sich die Hauptzüge in den Hauptcharakteren bei Lope und Grillparzer gleichen“. Bloß eine gewisse Ähnlichkeit in der Gruppierung einzelner Scenen lässt sich nicht leugnen. Im ersten Acte folgen einander: die Schwermuth des Königs, die Rathlosigkeit der Höflinge, der Dialog zwischen Mardochai und Esther, endlich die Wahl der Jungfrauen. Der Schluss des ersten Actes bei Lope, die Begegnung Ahasvers mit Esther, bildet die Hauptscene des 2. Aufzuges in Grillparzers Fragment. Die weite Perspective in der Anlage der Exposition, neben Racines selbst für französische Ansprüche magerem Inhalte besonders auffällig, mag immerhin Lope zu danken sein. Aber hierauf beschränkt sich die Verwandtschaft beider Dichtungen, die sehr stark voneinander in allem übrigen abweichen.

Es war Grillparzers Einfall, Umtriebe der Königin Vasthi zu ersinnen und sie zur Triebfeder der Verschwörung des Bightan und Theres zu machen, welche weder in der Bibel noch in Josephus Flavius motiviert ist. Nach Lope wagen die Verschworenen einen Anschlag auf das Leben des Königs aus Eifersucht auf Hamans Stellung; Grillparzer hebt sie zu ergebenen Dienern der Königin Vasthi empor, die aus Treue Esther beseitigen wollen. Derart wird Grillparzers Exposition neu und eigenartig. Neben der

[1]) Arturo Farinelli, Lope de Vega und Grillparzer.

Königin Vasthi tritt Haman auf bedeutsamere Weise in Grillparzers Fragment hervor. Haman hat überall seine Hand im Spiele: er räth zur Scheidung des Königs, er allein ängstigt sich vor dessen Zorn; er lässt die Jungfrauen werben und stellt eine Königin „seiner Mache“ auf. Bei Lope theilten sich in seine Rolle Marsanes, Setar, Thares. Sie riethen Ahasver, seine Gattin zu verstoßen, und beweibten ihn neuerdings, als sie den Umschlag seiner Laune fürchteten. Haman dagegen erfuhr erst hinterdrein diese Ereignisse. Deshalb besteht auch kein Gegensatz zwischen ihm und seiner Gemahlin Zares, die Grillparzer zur Obersthofmeisterin der Königin Vasthi und zum Haupte ihrer Partei macht. Ein letzter, sehr wesentlicher Unterschied der Handlung, welcher auf die dramatische Verwicklung und die Charaktere einwirkt, besteht darin, dass bei Lope die Vorstellung Esthers bei Hofe von Mardochai absichtsvoll betrieben wird, während er im Fragment dem Hauptmann als Boten des Königs nur g e h o r c h t und die Berufung seiner Nichte als ein Wahrzeichen Gottes ansieht.

Aber noch mehr als im Bau der Handlung entfernt sich Grillparzer von Lope in der Charakterzeichnung. Die Charaktere und das Problem seiner Dichtung sind durchaus modern, ein Bildungsniederschlag der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts.

Wie der Ashaverus der Bibel („da der Grimm sich gelegt hatte, gedachte er an Vasthi, was sie gethan hätte und was über sie beschlossen wäre“), so bereut auch Lopes König die übereilte Verbannung Vasthis.[1]) Er entbrennt in heftiger Leidenschaft für die Abwesende, sehnt sich nach ihr und misst sich allein die ganze Schuld an der Trennung bei. Nichts vermag seinen Liebesschmerz zu lindern, weder Schätze noch Macht, indes fühlt er seine Krone trotz alledem nicht als Bürde:

Was bedeuten eitle Schätze	Que importa el van tesoro
Krone, Gold und Scepter	La corona, el cetro, el oro
Ohne Freud' und innere Ruhe?	Sin contento, sin placer?

Ein banges Gefühl der Unsicherheit beschleicht seine Rathgeber, und sie beschließen, um eine neue Gewaltthat zu verhindern, Liebe durch Liebe zu besiegen.

Ganz anders fühlt und denkt Grillparzers Ahasver. Für ihn ist Vasthi schuldig, da sie seine Liebe betrogen hat. Und weil sich das geliebte Weib unecht erwies, büßte er alles Vertrauen zu sich, zur Umgebung und zum Menschen überhaupt ein. Die Macht wird dem Könige zuwider, und die Sorge, dass Herrschen

[1]) Auch Josephus Flavius, den Lope wahrscheinlich gekannt hat, berichtet im XI. Capitel der jüdischen Alterthümer: „Dies aber traf den König sehr hart. Er war Vasthi doch überaus zugethan und konnte sich in den Gedanken einer Trennung von ihr nicht finden; indessen durfte er jetzt der Gesetze wegen auch nicht mehr zurücktreten, und so hatte er nichts anderes als Klagen über die Nothwendigkeit, seinen eigenen Willen zu thun.“

und Unrechtthun unlösbar verbunden seien, quält sein Gewissen. Er hört auf, ein Despot von gutem Glauben zu sein, und seine Höflinge macht er zu Mitschuldigen, zu Anstiftern aller Übel. Diese Gestalt des mit sich zerfallenen Herrschers stammt aus einer Zeit mit erschüttertem Königsglauben, es ist das Bild des Autokraten, wie es Schiller von Don Philipp entworfen hat, nur menschlicher, minder selbstherrlich. Auch Philipp glaubt sich von seinem Weibe hintergangen, allein noch zweifelnd, sucht er nach Wahrheit. Die langjährigen Diener werden ihm verdächtig, und die ganze Kluft zwischen Diener und Herrscher hat sich ihm aufgethan.

„Die Gehilfen
Die du mir zugeordnet hast, was sie
Mir sind, weißt Du. Was sie verdienen, haben
Sie mir gegolten Don Carlos III 4.

Noch bitterer schilt Ahasver die Höflinge:

„Da sind sie, da, die Feinde alles Blüh'ns,
Das kriechende Geschlecht.“

Die Unzulänglichkeit menschlicher Kräfte für das hohe Amt des Königs wird Philipp und Ahasver erst in eigener Sache fühlbar.

Philipp klagt:

Was gewann ich denn durch eure
Dienstfertigkeit? Ist, was ihr vorgebt, wahr,
Was bleibt mir übrig, als der Trennung Wunde?
Der Rache trauriger Triumph. — Ihr gebt mir schwankende
Vermuthungen — am Absturz einer Hölle
Lasst ihr mich stehen und flieht.

Ahasver grollt:

Ihr habt mein Glück zerstört,
Vergiftet mir den Frieden meines Hauses,
Elend bin ich durch euch, und Rache schäumt
Mitunter auf in kochend heißer Brust.

Philipp kämpft gegen seine Abhängigkeit von fremdem Willen an und sträubt sich, zum Werkzeug seiner Höflinge herabzusinken:

„Ich bin der Bogen, bildet ihr euch ein,
Den man nur spannen dürfte nach Gefallen?“

Der weichere Ahasver fühlt, dass die tausend Augen und Arme, die sich für ihn bewegten, nicht bloß seinem Willen gehorchten, sondern ihn auch schufen:

„Ihr seid die Arme meiner Macht, die Boten,
Die meinen Segen tragen über's Land,
Seid ihr schlimm, bin ich's auch.“

Sucht der König Wahrheit bei seinen Höflingen, so kann er sie nicht finden. Man kommt ihm nicht mit ehrlicher Überzeugung, sondern mit Schmeichelei, so dass die Rede der Höflinge ihm wie ein Echo eigener Gedanken erscheint. Philipp herrscht Lerma an:

„König, König nur
Und wieder König. Keine bessere Antwort
Als leeren, hohlen Wiederhall?“

Ahasver hat den gleichen Tadel für Haman:

„Wie widerlich, nur immer sich zu hören,
Und alle andern leerer Wiederhall.“

Neu im Königsbild Grillparzers, doch an einen Schiller'schen Gedanken anklingend, ist das Gefühl der Vergänglichkeit des Herrscherwillens:

„Furchtbar seid ihr vereint, derweil unsterblich,
Weil ihr der Haufe seid, die Menge, das Gemeine,
Das ewig lebt, weil ewig neu erzeugt.“

Diese melancholische Resignation Ahasvers hört sich wie eine Paraphrase der Verse an:

„Uns verlieh sie das Mark und die Fülle
Die sich immer erneuend erschafft,
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft ....
Braut von Messina V. 231.

„Nichts ist, das die gewaltigen hemme
Doch nur der Augenblick hat sie geboren,
Ihres Laufes furchtbare Spur
Geht verrinnend im Sande verloren ....“ V. 251.

So hat Grillparzer die Farben für seinen Ahasver nicht in der Bibel, noch in Lope gefunden, sondern in seiner Zeit und Schiller. Am stärksten tritt dies hervor in der Begegnung mit Esther, eine Scene, in welcher Posas Audienz bei Philipp wunderbar verjüngt wurde.

Grillparzers und Lopes Esther haben kaum einen Zug gemein. Beide Dichter führen zwar Esther im Gespräche mit ihrem Oheim ein, doch sind Geist und Ton der Gespräche durchaus verschieden. Im Jahre 1824 hat Grillparzer die „ruhige Schönheit“ des Lope'schen Dialogs gerühmt; das gleiche Lob spendet Aug. Sauer dem Dialog Grillparzers, vermisst aber das Gebet der Esther darin. Sind die Wirkungen der beiden Dialoge ähnlich, so sind sie durch ungleiche Mittel erzielt worden. Lopes Esther, ein frommes, keusches Mädchen, dankt dem Oheim für seine väterliche Fürsorge, welche die Waise nichts entbehren ließ. Ohne besonderen Anlass werden Jahre der Erinnerung vor uns aufgerollt. Dann mischt Esther ihre Klagen mit denen des Oheims über die bedrängte Lage des jüdischen Volkes und lauscht den Prophezeiungen Mardochais wie der Stimme Gottes. Aus mädchenhafter Scheu sträubt sie sich eine Zeitlang, vor Ahasver zu treten. Aber der Wunsch des Oheims dünkt ihr alsbald ein Befehl von oben, und als Gottes Heldin will sie dem König gefallen, damit der Tempel wieder aufgerichtet, das geknechtete Volk befreit werde. Darum auch das Gebet, das diesen Vorsatz ausspricht:

„Dein bin ich, gewalt'ger Gott,
Große Thaten zu vollenden,
Wählt die Allmacht schwache Helfer.
Deborah führte Israel.
Gib mir Kräfte und Verständnis,
Dass ich Dir zu Liebe handle,
Da ich Dir gehorsam bin.“

Grillparzer führt sein Mädchen scheltend ein: an einem Morgen durchstreift sie die ländliche Gegend von Susa und muss sich den Eingang ins Haus des Oheims erzwingen, wie Naukleros in die Hütte Leanders.[1]) Hier hat sich der Dichter selbst copiert. Esther bevormundet ihren Oheim und Vormund und hält seine gelehrten Grübeleien für eitles Thun. Sie ist eine Zweiflerin, die den Glauben an die Sendung ihres Volkes verloren hat, verschmäht die heiligen Bücher und belächelt den überschwänglichen Nationalstolz ihres Oheims. Esther wünscht, die ihr zugedachte Ehre abzulehnen durch das Bekenntnis, dass sie Jüdin sei. „Schweig, schmähest Du die Deinen?" ruft ihr Mardochai zu. Sie steht der Tradition forschend gegenüber, hat das Leben mit eigenen Augen geschaut, und ein Hauch Lessing'schen Geistes hat sie gestreift. Sie ist Weib, ganz Weib, das die Sorgfalt des Oheims mit Liebe vergilt, und nur Dankbarkeit, nicht Glaube lenkt sie. Indem sie sich zu Hof begibt, gehorcht sie einem königlichen Befehl, dem sie sich nicht widersetzen kann. Da ist natürlich kein Platz für ein Gebet.

Der größte Abstand zwischen Lope und Grillparzer liegt darin, wie Esther die Liebe des Königs gewinnt. Von seinem Diener Egeo, einem Freunde Mardochais auf den „übernatürlichen" Liebreiz Esthers vorbereitet, empfängt Ahasver in fürstlicher Umgebung und auf dem Throne sitzend die reichgeschmückte Esther. Sie naht dem König demuthsvoll, braucht aber bloß zu erscheinen und siegt ohne jeden Kampf einzig durch ihre Schönheit.[2])

Ahasver: Solche Schönheit ist ein Wunder.
Auf dem Throne will ich grüßen
Solch ein Weib. (Zu den Fürsten) Nun tretet mir zur Seite.

Die reichgekleidete Esther, von Damen begleitet, tritt unter Musik vor den König.

Esther: Herr und König! Deines Thrones
Staub zu küssen bin ich unwert,
Doch gehorsam, wagt' ich Dir zu nahn.
Gnade hofft' ich d'rum zu finden,
Weil Gehorsam bester Dienst ist.
Deinen Willen fasst' ich, biete
Blut und Leben Dir zur Heilung
Und erbebe, meine Armut
Schauend neben Deiner Größe.
Doch im Glanze Deiner Hoheit
Wähn' ich demantgleich zu strahlen,
Dass sich meine Seel' Dir eigne,
All ihr Sehnen, all ihr Trachten
Sich erhebe, Dir zu Frommen.
Wie vom Sonnengold die Berge
Glüh'n und saphirgleich die Gläser
Blitzen in der Morgenröthe,

---

[1]) IV. Aufzug.

[2]) Zum Vergleiche diene die nachfolgende Scene, die ich in meiner beiläufigen Übersetzung, da eine andere fehlt, vorlege.

So erstrahlt von Deiner Glorie
Ringsum alles, was Dir nahet,
Und von Nacht zu hellem Lichte
Steigt empor die arme Magd.

Ahasver: Bei dem Höchsten, der da waltet,
Nicht auf Erden glaubt ich heimisch,
Schönste Esther, solche Reize,
Wohnt doch nur in Himmelssphären
Gleicher Schöne lichter Phoenix.
Ja, dein Anblick tröstet göttlich.
Und im Anschau'n deiner Schönheit
Ruht Erinn'rung. Wie die Sonne
Dunkler Nacht erliegt, so weichet
Deiner Schönheit fremde Liebe.
Steigt im Osten auf die Sonne,
Dunkeln schneller nicht die Sterne,
Als die Schönen all' verblassen
Vor dem Leuchten deiner Schönheit.
Von der Erde heb empor dich,
Steige auf zum hehren Throne,
Du verdienst es, denn vor allen
Frauen thatest wohl mir; Gnade
Fandest du vor meinen Augen.
Doch dass rechte Ordnung walte,
Leitet Esther zum Gemache,
Das ihr ziemt, und bleibt bei ihr,
Bis die Sonne von uns scheidet.
Denn ich fühle, dass sich lindern
Durch Natur, nicht Zaubermittel,
Jene Leiden, die mich pressten.
Freunde, habet Dank für euren Dienst.

Esther: Dein Geschöpf bin ich und Du Herr!
Hebst die Magd vom Boden.

Ahasver: Das verdienet,
Segensreiche, deiner Schönheit,
Deiner Anmuth Himmelsglanz.

Haman: Preise, schöne Herrin, deine Schönheit.

Esther: Meine Seele lobt und preist nur Gott.

Setar: Liebe schlug die Liebe. Das genügt.

Haman: Was ein Weib verbrach, heilt' ein Weib.

Keine Spur von jener lieblichen Zurückhaltung Esthers, wie sie Grillparzer zeichnet, noch weniger von dem allmählichen Erwärmen Ahasvers, der nur schrittweise aus seinem lauernden Misstrauen heraustritt.

Grillparzers Heldin sieht in der Vorstellung bei Hof ein Spiel, „ein Märchen", und hat nur einen Wunsch, bald und ungefährdet heimzukehren. Gleichgiltig gegen alles Kommende, ohne Wunsch zu gefallen, sieht sie in sich bloß ein Opfer ihres Weiberloses. Sie glaubt nicht an ihre Schönheit, übt auch keine Verführungskünste; keine höhere Sendung und kein Ehrgeiz verlockt sie. Einsam und erwartend harrt sie in einem kostbaren Zimmer des königlichen Palastes. Wie sich Posa im Vorgemache des Königs die Frage stellt: „Wie komm' ich aber hierher?", so auch

Esther: „Was soll mit mir? Wo leitet man mich hin?“ Endlich schreitet der König verdrossen, von der Begehrlichkeit des Weiberhaufens, der sich „marktend ausbot“, angewidert, an Esther vorbei und will sie mit den anderen Frauen entlassen. Sie wendet sich freudig um. Das ist dem König neu, setzt ihn in Verwunderung. Bis dahin hat er bloß vordringlichen Eigennutz wahrgenommen, Esther begehrt aber nichts. Das nimmt den König für das seltene Mädchen ein, und er verwickelt sich in ein Gespräch mit ihr. Sie ist wahr und schmeichelt nicht. Sie hat Mitleid, aber keine Anbetung für den König. Sie gibt, will aber nichts empfangen. Solcher Stolz vor dem Königsthron, in weiblichen Seelenadel übersetzt, macht Eindruck auf den König, flößt ihm aber gleichzeitig Misstrauen ein; wie Philipp wittert er dahinter List und Verstellung. Ahasver fragt Esther, als sie dem König die Rückberufung Vasthis empfiehlt: „So weißt du, wo sie weilt?“ Ebenso unterbricht Philipp den Marquis Posa mit dem Vorwurf: „Ihr seid ein Protestant.“ In ihrer Ehrlichkeit gekränkt, vertheidigen sich beide mit Gegenvorwürfen. Ungestüm erwidert Posa:

„Ich höre, Sire, wie klein,
Wie niedrig Sie von Menschenwürde denken.“

Mit weiblicher Empfindlichkeit wehrt Esther die Beleidigung ab:

„Ha! Das war Misstrauen!
Willst Du Vertrauen und hast es nicht; suchst Neigung
Und hegst Verdacht?

Diese Kühnheit beruhigt und gewinnt die Könige. Philipp lenkt ein mit dem Spruche:

„Etwas Wahres find' ich in diesen Worten.“

Ahasver erkennt an:

„Wohl also denn; du kennst sie nicht, die Frau“ usw.

Der Grund unserer Sympathie für Posa und Esther ist derselbe, oder ein ähnlicher. Wir bewundern den Mann, der die Macht verschmäht, um sich nicht zum Schemel der Tyrannei zu machen; noch zartere Gefühle weckt das Weib, das seine Persönlichkeit hütet und das Verlangen bezwingt, sich auf einen Königsthron niederzusetzen. Und was auf uns wirkt, ergreift auch die Könige. Die Sclavin hält das Schicksal eines Königs in der Hand, weil sie bedürfnislos ist. In dieser Verachtung äußerer Größe findet sie den Muth, gegen den König wahr zu sein. Posa ist stolz aus Freiheitsliebe, Esther aus weiblicher Würde. Nur in einer Beziehung verhält sich Esther anders als Posa. Grillparzer weicht von seinem Vorbilde ab und verbessert es: Posa nimmt sich vor, „eine Feuerflocke Wahrheit“ in die Seele des Tyrannen zu werfen, Esther ist absichtslos kühn und offen, gleichsam unter der Eingebung des Augenblicks.

Aber nicht bloß der Ablauf der Gefühle bei Posa und Esther, sondern auch der Bau der Scenen, worin sie vor den König treten, ist, wenn man vom rein Stofflichen absieht, einander entsprechend.

Der Einführung dienen zwei kurze Scenen, die eine dialogisch, die andere monologisch bei Schiller; bei Grillparzer in umgekehrter Reihenfolge. Sowohl Posa als auch Esther äußern ihre Gefühle an der Schwelle des königlichen Gemaches. Posa wird von Alba, der die Eifersucht des Königs geschürt, Esther von Haman, der die Verstoßung Vasthis angerathen hatte, vor den König geführt. Alba sowohl als Haman machen die Wartenden auf die Bedeutung des Augenblicks aufmerksam. Einer wie der andere versucht, den zukünftigen Günstling zu seinem Geschöpfe zu machen.

Alba: Ich übergebe Sie Ihrem guten Stern; der König ist
In Ihren Händen. Nützen Sie, so gut
Sie können, diesen Augenblick.

Haman: Mein Kind, es naht für uns der wicht'ge Augenblick.

Posa würdigt Alba keiner Antwort, sondern spricht erst im folgenden Monolog aus, was ihn innerlich bewegt. Grillparzer spinnt aber das Gespräch weiter, wobei ihm eine Schiller'sche Dialogwendung zustatten kommt.

Esther: Für uns?
Haman: Für dich und mich.
Esther: Vorerst ist das doch wichtig nur für Euch.
Haman: Für mich! Und seine Wahl, wenn sie dich trifft.
Esther: Ich fürchte nicht, ihm etwa zu gefallen.
Haman: Sie fürchtet nicht! O großer Unverstand!
Und wieder doch nicht übel. Mindestens neu,
So was gefällt, die andern boten marktend
Sich selber aus.

Posa antwortet auf das Anerbieten des Königs, sich ein Amt auszuwählen: „Ich kann nicht Fürstendiener sein."

Philipp stellt in einem Aparte die Betrachtung an:

Neu zum wenigsten ist dieser Ton!
Die Schmeichelei erschöpft sich. Auch einmal
Die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht?
Das Überraschende macht Glück.

Den zwei kurzen Scenen folgt eine Hauptscene, die in zwei Theile zerfällt. Auf der Bühne stehen zwei Spieler und eine stumme Person, die bald abgeht: König, Posa, Lerma einerseits; König, Esther, Haman andererseits.

Von verschiedenen Ausgangspunkten ausgehend, gelangt die Handlung an das gleiche Ziel. Posa wird vom König berufen. Esther wird ihm aufgedrängt; nach langem Widerstreben endet der eine als Minister, die andere als Königin. So kommt die Scene Schillers zu einem natürlichen Abschluss, diejenige Grillparzers erfährt eine unerwartete Wendung. Wie verschieden indes die Situation scheinen mag, die Spieler und Gegenspieler verhalten sich sehr ähnlich zu einander. Posa und Esther sind beide bereit, das Gespräch fallen zu lassen und sich zu entfernen. Die Könige aber erregen durch mehrfache Fragen einen Antheil der Neugierde. Dann geht der Hauptpart an Posa und Esther über. Beide rufen durch ihre kühne Offenheit erst Aufmerksamkeit, dann

Misstrauen hervor. Beide siegen über das Misstrauen, und geben hierauf das Innerste ihres Wesens preis: Posa ergeht sich in einer begeisterten Lobrede auf Freiheit und Menschenwürde; Esther verbreitet sich ebenso beredt über Liebe und Gattentreue. Allein diesen idealen Ansprüchen stellen die Könige ihre bessere Erfahrung gegenüber. Philipp beruft sich auf sein Alter und seine Regierungskunst; Ahasver auf seine Vertrautheit mit Vasthis Charakter. Zum Schlusse befiehlt Philipp, als Posa die Annahme eines Amtes ausschlägt: „Ich will's, Ihr seid von heute an in meinen Diensten"; zarter gebietend öffnet Ahasver der heimeilenden Esther die königlichen Gemächer, ein wundervolles Spiel voll Laune und Herrschergewohnheit.

Der zweite Theil der Scenen (Posa wird mit der Beobachtung der Königin beauftragt; Esther nimmt die Werbung des Königs an) hat natürlich keine Ähnlichkeit. Eher möchte ich in dem Wettstreit um größeren Edelmuth zwischen Ahasver und Esther eine leise Reminiscenz an Iphigeniens Abschied von Thoas vermuthen. Scherer, der Esther mit Iphigenien verglich, ist vielleicht von diesem Theile an Goethes Drama erinnert worden.

Diese ganze herrliche Scene, welche uns das Fragment so liebenswert macht und Scherer, den Grillparzer selten erwärmt hat, zur Begeisterung hinriss, fand sich in keiner Bearbeitung des Estherstoffes vor. Möglich, dass der Racine'sche Vers:

Oui, vos moindres discours ont des grâces secrètes,

der Keim war, aus dem die Persönlichkeit der Esther erwuchs. Jedenfalls stellte Grillparzer dem „freien Manne" Schillers sein „freies Weib" zur Seite, und darin liegt für uns der geheime Reiz des Fragmentes. Hat Grillparzer das Schema der Schiller'schen Scene benutzt, so behandelte er sie mit Freiheit. Der breitströmende Redefluss Schillers wird in knappe Rede und Gegenrede gefasst, aber über den raschen, psychologisch feinen Biegungen des Dialogs schwebt Schillers Seele.

In der Schlusscene des Fragments konnte ich keinen fremden Einfluss erkennen. Der Lopes ist ausgeschlossen, denn die kindlich naive Art, wie Mardochai die Verschwörung des Bightan und Theres entdeckt, konnte einen neueren Dichter, der mit der Wahrscheinlichkeit rechnen muss, nicht zur Nachahmung verleiten. Der Conflict Hamans und Mardochais bewegt sich wohl in traditionellen Geleisen, doch hat Grillparzer beide Charaktere neu angelegt. Namentlich Haman, eine Art Polonius, ein kindischer, aber schlauer Alter, ein Meister der Routine, ist in seiner Eitelkeit tiefer gefasst worden als von Lope und Racine. Dieser setzt eine ererbte Feindschaft zwischen Haman und dem jüdischen Volke voraus und gründet darauf des eitlen Haman Hass gegen den stolzen Mardochai. Grillparzer knüpft dagegen an Jüngsterlebtes an. Haman, dem es gelungen, Ahasver mit sich und der Welt zu versöhnen, wird mitten in seinem Triumph von Mardochai übersehen. So lange er in Un-

gnade war, ließ er sich die abweisende Haltung der Höflinge ruhig gefallen; aber er duldet keine Geringschätzung seiner Person, da er sich im Besitze des königlichen Vertrauens und Siegels weiß.

Die Entwicklung und Lösung des Dramas liegen im Dunkeln, da keine schriftlichen Aufzeichnungen vorhanden sind, die mündlichen Berichte aber einander widersprechen. Nach Hofrath Zimmermann sollte die Esther schauspielmäßig, nach Frau Bischoff-Littrow hingegen tragisch enden. Grillparzer scheint also nicht zur vollen Klarheit über den Plan durchgedrungen zu sein, wenn er nicht während der Arbeit schwankend wurde. Das späte Datum der von Frau Bischoff-Littrow ausgehenden Mittheilung und die natürlichen Gedächtnisschwächen des greisen Dichters, endlich eine auffällige Äußerung, die Grillparzer gethan haben soll, flößten ein begreifliches Misstrauen gegen ihre Erinnerungen ein. Grillparzer theilte ihr mit, dass ihn die Heirat des Erzherzogs Karl mit einer protestantischen Prinzessin zur Behandlung der Esther angeregt habe. Schon Scherer wandte mit Recht ein, dass die Heirat 1815 geschlossen worden sei, während das Fragment der reifsten Zeit angehöre. In der That dachte Grillparzer im Jahre 1824, als er die Analyse des Lope'schen Dramas für sich aufsetzte, kaum an eine Dichtung gleichen Stoffes. Aug. Sauer und Arturo Farinelli finden zwar, dass Grillparzer in seinen damaligen Notizen große Vertrautheit mit der biblischen Erzählung zeige; mir scheint jedoch das Gegentheil wahr zu sein. Denn das Lob, das Grillparzer dem Lope spendet, ist großentheils unverdient und entspringt einer unvollkommenen Kenntnis der Quelle. Er zeigt sich befriedigt davon, „wie das orientalisch Despotische in dem Verfahren Ahasverus dadurch gemildert wird, dass es eigentlich Hofleute sind, die ihn bereden, die Königin Vasthi zu verstoßen, dass sie es sind, die Befehl geben, alle Jungfrauen von Schönheit und Verstand sollten der Wahl des Königs gestellt werden". Diese angeblichen Milderungen sind getreu der Vorlage nachgedichtet. In dem Buche Esther heißt es: „Und der König sprach zu den Weisen, die sich auf des Landes Sitten verstanden (denn des Königs Sachen mussten geschehen vor allen Verständigen auf Recht und Händel): Was für ein Recht man der Königin thun solle"... I 13, 15, 21. Mamuchan aber rieth, dass Vasthi nicht mehr vor den König kommen sollte. „Das gefiel dem Könige und den Fürsten, und der König that nach dem Worte Mamuchans." Ähnlich erzählt Josephus den Vorgang: Endlich gerieth der König in Zorn, löste die Gesellschaft auf, erhob sich und ließ alsbald die Sieben, welche in Persien die Gesetze auszulegen haben, zu sich rufen, um sein Weib des Ungehorsams gegen ihn anzuklagen, weil sie auf seinen öfteren Befehl, beim Feste zu erscheinen, nicht ein einzigesmal gekommen sei .... Einer der Sieben, Muchäus mit Namen, antwortete .... Infolgedessen ward der Beschluss gefasst, der König solle Vasthi verstoßen und eine andere Frau zu ihrem Range er-

heben." Nicht anders stellt Lope den Hergang dar. Marsanes, Setar, Thares, das sind drei von den sieben in der Bibel genannten Fürsten, sprechen das Urtheil über die ungehorsame Fürstin. Der König fügt sich dem Spruche, weil es so recht ist. Setar sagt:

> Das Gerechte ist nicht grausam.
> Höher steht des Reiches Wohlfahrt,
> Als des Einzelnen Belieben.

Desgleichen erfolgt die Berufung der Jungfrauen nicht auf unmittelbaren Befehl des Königs, sondern die Bibel erzählt lapidar im 2. Capitel, Vers 2: Da sprachen die Knaben des Königs, die ihm dienten: „Man suche dem König schöne, junge Jungfrauen"; ferner in V. 4: „Das gefiel dem Könige, und er that also." Josephus lässt diesen Rath von Freunden des Königs, die ihn traurig sahen, ausgehen, wobei dieselben Erwägungen angestellt werden, die Lope den Fürsten Setar, Thares und Marsanes unterschiebt. Darnach ist Lope von der historischen Vorlage nicht abgewichen, noch weniger unternahm er es, den Despotencharakter umzugestalten. Man darf somit annehmen, dass Grillparzer sein Urtheil über Lopes Drama nicht nach einer genauen Prüfung der biblischen Erzählung gefällt hat, was doch geschehen wäre, wenn er sich schon damals mit dem Gedanken eines Estherdramas getragen hätte. Ein Wort des alten Grillparzer möge zur Bestätigung dieser Ansicht dienen, wenn es auch nur ein humoristischer Ausfall gegen lästige Frager war. Wiederholt musste sich der Dichter die Frage gefallen lassen, woher die Namen der Esther genommen seien, und niemand merkte, dass sie sämmtlich aus der Bibel stammten. Darüber ward Grillparzer ärgerlich und meinte scherzend: „Bei dieser Gelegenheit ist mir unter anderem aufgefallen, wie diese so bekannten Sachen eigentlich wenig bekannt sind".

Nach dem Vorgebrachten kann als sicher gelten, dass die 1815 vollzogene Heirat des Erzherzogs Karl nicht den unmittelbaren Anstoß zur Dichtung gab, da ein früher Jugendplan unwahrscheinlich ist. Nichts widerspricht jedoch der Behauptung Grillparzers, die Frau Littrow-Bischoff wiedergibt, dass ihn Gespräche der Wiener Gesellschaft über diese Ehe auf den Stoff gebracht haben. Der Hinweis darauf, dass die Prinzessin Henriette allgemein beliebt war, zeigt, dass „Heirat" in dem Berichte der Frau Littrow-Bischoff soviel wie „Ehe" heißt; darum brauchten sich die Gespräche der Wiener Gesellschaft an kein bestimmtes Datum zu knüpfen. Als Prinzessin Henriette 1829 starb, verursachte ihr Begräbnis schmerzliches Aufsehen. Gewiss beschäftigte sich die Wiener Gesellschaft viel mit den peinlichen Vorgängen, welche das traurige Ereignis begleiteten und Hof und Volk tief verstimmten.[1]) Und diese Erinnerungen traten wieder lebendig in die Gegenwart ein, als Erzherzog Karl am 17. April 1843 sein

[1]) Siehe Neuer Nekrolog der Deutschen 1829, S. 854.

Jubelfest begieng. Damals feierte man zwar den Helden und Krieger, und Lenau brachte denn auch eine poetische Gabe voll militärischen Schwunges. Allein Grillparzer hieng in seiner stillen Art intimern Gefühlen nach, und Gedanken an die Ehe des Erzherzogs zeitigten vielleicht die Esther. Indes ist Esther kein Gelegenheitsgedicht. Es liegt in Grillparzers Worten der Nachdruck darauf, dass ihm Fragen der Duldung und Staatsreligion diesen Stoff nahebrachten; denn Religion, nicht Liebe sollte den Inhalt des Dramas ausmachen. Der Gedanke, dass Esther ein Toleranzdrama werden sollte, gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn es mir gelungen ist, eine Beziehung zwischen der Esther und dem Don Carlos nachzuweisen. Vielleicht hat sogar die Sorge vor zu naher Berührung den Dichter ebensosehr abgeschreckt, als die Furcht vor Händeln mit der Polizei und Censur. So musste eine Scene folgen, in der Ahasver die Geschichtsbücher der Könige während einer schlaflosen Nacht nachliest und den Namen „Mardochai" entdeckt, auf deren Parallelscene im Don Carlos ich bloß hinzudeuten brauche. Freilich wäre hier das von Schiller der Bibel entlehnte Motiv durch einen merkwürdigen Zufall der Esther zurückerstattet worden. Das Thema der Staatsreligion, welches bereits in Racine kräftig angeschlagen war, hätte Grillparzer noch weiter auf Schillers eigenstes Gebiet geführt, und es ist fraglich, ob er auch hier seine Selbständigkeit behauptet hätte.

Es ist wahrscheinlich, dass die Entstehung der Esther in die Vierzigerjahre fällt, wo bereits in der Wiener Gesellschaft freiere Regungen die Oberhand gewannen. Aug. Sauer behauptet, und gewiss mit gutem Recht, dass nach dem für die Niederschrift verwendeten Material die Aufzeichnung nicht vor 1837 erfolgt sein könne. Aus inneren Gründen reiht er die Esther der Libussa an. Und ich glaube, einen letzten, wenngleich nicht ausschlaggebenden Gesichtspunkt für die Datierung gefunden zu haben. Im 15. Fragment,[1]) welches in das Jahr 1840 verlegt wird, enthüllt ein Fremder mittels eines Zettels ein wichtiges Geheimnis. Der Vorgang und die Beurtheilung des Fremden erinnern an die Esther, mit dem Unterschied, dass das Motiv hier feiner durchgebildet ist.

„Was also soll's? Wer gab Euch dieses Blatt?"
„Ein Unbekannter."
„So? Ein Unbekannter?
Wer seinen Namen birgt, wenn er beschuldigt,
Nennt statt des Namens seines Namens Wert.
Und nennt Verräther sich, Verleumder, Schurk,
Je nach dem Bande, an dem er tückisch frevelt."

Vergleichen wir damit die letzte Scene der Esther (III. Act, 1. Scene):

König: Wo ist der Mann, der jenen Zettel gab?

[1]) 12. Band der 5. Ausgabe, S. 135—141.

Gerufene: Er kam, begehrte Einlass bei der Königin,
Und als man, wie natürlich, es verweigert,
Schrieb er die Zeilen, die ich eben gab,
Und gieng und ward nicht mehr gesehen.
König: Vielleicht war's jener Ohrenbläser einer,
Vor allen mir verhasst in jeder Zeit,
Die ihren eig'nen Hass, die eig'ne Rachsucht
Verkleiden ins Gewand der Dienstbeflissenheit.
Angeber nennt man sie und theilt die Schmach
Gleich zwischen den, der spricht und den, der horcht.
Vielleicht ein solch verworfenes Insect.

Der ganze Abscheu des Altösterreichers vor dem Spitzelwesen ist hier lebendig, und zu keiner Zeit hatte er mehr Berechtigung als in den Vierzigerjahren. Und noch eine leichte, aber sehr interessante Anleihe machte Grillparzer bei diesem Fragment. Das dramatische Wortspiel, wodurch Esthers Bleiben bei Hofe entschieden wird,

Esther: Hier ist kein Ausgang, Herr.
König: Ein Eingang denn!

findet sich in derselben Prägung, aber nicht an gleich bedeutender Stelle auch im Fragmente vor.

Alvars: Hier ist ein Ausgang noch.
Nise: Ein Eingang, Herr!

Da der Dichter wohl nicht bei sich selbst ein Motiv entlehnte, um es zu entwerten, so ist der Schluss erlaubt, dass die Esther diesem Fragmente zeitlich nachfolgte.

Wien. W. Duschinsky.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

J. J. Schwickert, Quaestiones ad carminis Pindarici Olympici primi emendationem spectantes atque explanationem. In: *Compte rendu du IV. congrès scientifique des Catholiques tenu à Fribourg (Suisse) 1897.* Freiburg i. d. Schw. 1898.

Trotzdem der Verf. wegen seiner Streitsucht und Rechthaberei in seinen früheren Arbeiten manche derbe Abfertigung erfahren hat (s. Bursians Jahresber. v. 1885, S. 81 f., 99 u. 100 und unsere Zeitschrift v. J. 1892, 10. Heft, S. 891 f.), so gleicht doch der vorliegende Aufsatz seinen Vorgängern ganz und gar. In der Exegese die alte Hartnäckigkeit, in der Conjecturalkritik nur Gewaltthätigkeit und Willkür, so zwar, dass ich trotz des besten Willens, meiner Pflicht als Ref. durch Mittheilung wenigstens eines oder des andern discutablen Vorschlages gerecht zu werden, in vollständige Verlegenheit gerathe. Dagegen könnte man jede beliebige der behandelten Stellen als Beispiel anführen, wie man die Sache nicht machen darf. Dazu die traurige Thatsache, dass dem Verf. die neuere Literatur nicht bekannt ist: um von den Monographien und ausländischen Ausgaben zu schweigen, kennt er nicht einmal die große, mehr als ein Jahr vor Abhaltung des genannten Congresses erschienene Teubner'sche Pindarausgabe von W. v. Christ. — Der Stil der Schrift ist überladen und schwülstig, daher auch ganze Sätze schwer verständlich. Hier eine Probe: S. 43 heißt es: *Carduorum tanquam copiosa tam messis quanta generoso ex hoc quodam Pindarico percepta agro ab emendatoribus est atque interpretibus pretium certe operae atque sudoris liberalissimi optimique cuiusque haud sane fuit.* Auch hier leistet sich wieder Schwickert das Stück, plötzlich aus dem Latein ins Griechische überzugehen und in directer Rede Tycho Mommsen zu apostrophieren.

A. Baumstark, Der Pessimismus in der griechischen Lyrik. Heidelberg 1898. 85 SS.

Die Abhandlung ist ein Vortrag und als solcher für weiteste Kreise bestimmt. Wenn er nun nichts anderes zeigen will, als

dass Pessimismus auch in der griechischen Lyrik nachweisbar ist, so mag er genügen. Er genügt aber nicht, wenn der Verf. die Absicht gehabt haben sollte, zu zeigen, dass der Pessimismus der griechischen Lyrik mehr eignet als derjenigen anderer Völker, z. B. der Deutschen. Denn diesen Nachweis zu erbringen, dazu mangeln alle Factoren einer streng wissenschaftlichen Untersuchung.

Für eine solche waren folgende Umstände zu erwägen. Erstlich, dass jede echte Volkslyrik einen charakteristischen Zug enthält, den Mollton. Er ist es, welcher der Schöpfung eines schwermüthig veranlagten Dichters so leicht zum Range eines Volksliedes verhilft, der tief schwermüthige Stoffe (Stesichoros' Daphnis, Kalyke, Rhadina) dem Volke so sympathisch macht. Zweitens ist die Gattung der Poesie zu beachten. In Liedern, welche ihrem ganzen Inhalte nach dem heiteren Genre angehören, machen pessimistische Gedanken den Eindruck ungelöster Dissonanzen. Ganz anders steht die Sache in der reflectierenden Lyrik, der Elegie, der Nänie. Drittens spricht die Individualität des Dichters ein gewichtiges Wort: ob das betreffende Gedicht von ihm in alten oder jungen Jahren geschrieben ist (hedonistischer Pessimismus), welches damals die politischen und religiösen Zustände in seinem Heimatsstaate waren (politischer und theosophischer, auch moralischer P.). Und endlich fällt bezüglich der griechischen Lyrik in die Wagschale, dass die Trümmer derselben zum großen Theile in Anthologien später Zeit enthalten sind, deren Leserkreis gerade für pessimistische Aphorismen die größte Empfänglichkeit besaß.

Mimnermos ergießt seine Klagen in hohem Alter, Theognis kann sich mit seinen junkerhaften Vorurtheilen in die neue Zeit nicht hineinfinden: bei beiden Dichtern ist also der Pessimismus Ausdruck individuellen Empfindens. Bei Simonides, Bakchylides und Pindar darf man nicht vergessen, dass sie die Hauptrepräsentanten des Siegesliedes sind. Das antike Siegeslied gehört aber durchaus nicht der heiteren Lyrik an. Sein Grundzug ist tiefster Ernst; ein Gedanke bricht überall durch, dass der Mensch ein Nichts ist im Vergleiche zur Gottheit. Es ist ein Verdienst E. Rohdes, gezeigt zu haben, dass die Kampfspiele der Griechen geradezu funeralen Charakter an sich tragen (Psyche 142 u. Anm. 1). Und wirklich sind eine Anzahl der Epinikien des Pindar und Bakchylides zu dem Zwecke geschrieben, todmüden Fürsten (Hieron von Syrakus und Theron von Akragas) zum Troste zu dienen. Von den Fragmenten des Simonides lässt sich aber durchaus nicht bestimmen, wie viele davon gerade aus Epinikien (oder aus Threnen) entnommen sind. Die Hauptmasse des Nachlasses der griechischen Lyrik gehört aber der Gattung des Siegesliedes an: nach dem Gesagten können hier pessimistische Gedanken nicht auffallen, ihr Vorhandensein gibt keinen Maßstab für die hellenische Lyrik im allgemeinen.

Endlich gilt es hier, richtig zu interpretieren, jede Stelle in die richtige Beleuchtung zu rücken. Und gerade hier finden sich

bei Baumstark die bedenklichsten Irrthümer. Es ist ganz etwas anders, ob die Worte θνατοῖσι μὴ φῦναι φέριστον vom Dichter gesprochen worden, oder ob er sie einem andern und wem in den Mund legt. Das konnte der Verf. aus Bakch. 15, 51 ff. selbst lernen. Es ist nicht wahr, dass Bakch. (10, 49 ff.) sage, dass das Gold die arge Macht besitzt, den Schlechten in den Augen der Menschen gut zu machen. Wie kann man so etwas aus den Worten: οἶδα καὶ πλούτον μεγάλαν δύνασιν, ἃ καὶ τὸν ἀχρεῖον τίθησιν χρηστόν entnehmen? Ihren wahren Sinn lerne man aus Pindar Ol. 2, 61 ff. kennen. Ebensowenig sagt Bakch., dass „unzählbar sind die wilden Leidenschaften der Menschen“. Denn ὀργαί heißt dort „Bestrebungen“, wie aus Pindar bekannt ist. Ganz falsch ist auch Bakch. 1, 38 f. verstanden. Das Citat aus Pindar S. 32, Note 5 ist verdruckt: sollte aber der Verf. Pindars μηκέτι πάπταινε πόρσιον meinen, so ist mit diesen Worten gewiss nicht 'die unabänderliche Beschränkung menschlicher Natur' gemeint. Der Dichter sagt: 'Da Du schon König bist, so luge nicht weiter aus.' Wo ist da Pessimismus? — Zum Schlusse des Aufsatzes S. 34 heißt es: „Pindar ist der einzige griechische Lyriker, der das Dogma des Pessimismus überwunden hat durch das Dogma der Erlösung vom Übel“. Auch das ist nicht wahr. Denn was er Ol. 2, 68 ff. und Fragm. 129 ff. vorträgt, sind alte Mysterienlehren, die schon bei Empedokles von Akragas vorkamen. Von dorther hat er sie nur dem Fürsten von Akragas in die Erinnerung zurückgeführt.

Wien. Hugo Jurenka.

Aschendorffs Classiker-Ausgaben. Ciceros Catilinarische Reden, für den Schulgebrauch herausgegeben und mit Einleitung und Namensverzeichnis versehen von Dr. Martin Mertens, Director des Progymnasiums in Brühl. 1. Heft. Text. 2. Heft. Commentar. Münster i. W., Aschendorff'sche Buchhandlung 1899.

Plan und Anlage der Commentare dieser Sammlung wurden schon bei Besprechung eines früheren Bändchens in diesen Blättern erörtert, weshalb hier darauf nicht weiter eingegangen werden soll. Das erste Heft bietet zunächst eine gar zu knappe Einleitung, die über das Leben und die Werke Ciceros orientieren soll. Mit der Behauptung gleich im ersten Absatze (S. VII), dass der griechische Dichter Archias auf die Ausbildung der sprachlichen Fertigkeit des jungen Cicero großen Einfluss ausgeübt habe, möchte ich mich durchaus nicht einverstanden erklären, wenngleich Cicero selbst sich im Eingange der Rede pro Archia ähnlich ausdrückt. Aber es ist ja so gut wie sicher, dass diese Erklärung Ciceros nichts anderes ist als eine artige oratorische Wendung, die in Bezug auf ihren Inhalt nicht so streng zu nehmen ist. Nirgends

bezeichnet ja sonst Cicero den griechischen Dichter als seinen Lehrer, von dem höchstens anzunehmen ist, dass Cicero durch seinen persönlichen Umgang eine gewisse Förderung erfahren habe. Durch welches Motiv Cicero bestimmt wurde, des Archias Vertheidigung zu übernehmen, ist ja bekannt. — S. VIII sollte doch hervorgehoben werden, dass Cicero erst nach langem Schwanken bei Ausbruch des Bürgerkrieges Italien verließ und sich zu Pompeius begab. Ebenda wäre es sicher nothwendig, auch den Grund anzugeben, warum sich Cicero 46—44 hauptsächlich mit Philosophie beschäftigte. — S. IX wird in einem Absatze, der über die Hauptwerke Ciceros in ganz unzureichender Weise handelt, sonderbar genug erklärt, von den philosophischen Schriften Ciceros seien 'hervorzuheben': de officiis, Cato maior und Laelius. Andere philosophische Schriften Ciceros werden überhaupt nicht genannt. Diese Beurtheilung aber erscheint mir denn doch völlig unzutreffend. — Über den Wert der Lectüre gerade der Catilinarischen Reden für das Gymnasium enthält das Vorwort manche richtige Bemerkung. Mertens bietet den Text aller vier Reden; nur wurden in der zweiten Rede einige für die Schullectüre ungeeignete anstößige Stellen beseitigt, was ohne weitere Schwierigkeit geschehen kann. Als Grundlage für die Textesgestaltung diente die Ausgabe Nohls. Dem Texte ist weiter noch eine kurze Skizzierung des geschichtlichen Hintergrundes der Catilinarischen Reden und endlich die Darlegung des Gedankenganges der einzelnen Reden voraufgeschickt. Einen nützlichen Anhang bildet das alphabetisch geordnete Verzeichnis der Eigennamen. Hier sollte s. v. *Iuppiter Stator* die Bedeutung des *Stator* bei Cicero (Cat. I, §. 33) genauer auseinandergehalten werden von jenem bekannten *fugam foedam siste* bei Livius. — s. v. *Sibyllinus* vermisse ich die bestimmte Bemerkung, dass Cornelius Lentulus sich jedenfalls nicht der officiellen libri Sibyllini bediente, die ja bekanntlich nur auf Befehl des Senates von den sacerdotes Sibyllini eingesehen wurden, sondern nur ähnlicher Sammlungen für den Privatgebrauch. — Der Commentar ist wie jener zur Rosciana in dieser Sammlung wesentlich darauf angelegt, die Übersetzung des lateinischen Textes durch geeignete Winke und Hilfen zu erleichtern. Vielen wird das Ausmaß des in dieser Beziehung Gebotenen etwas zu reichlich scheinen. Daneben finden sich auch manche ganz hübsche und zweckmäßige sprachliche Anmerkungen, insbesondere zur Etymologie und Synonymik. Befremdend ist es, dass M. von der den Schüler nur vexierenden Erklärung in Frageform mit einer schier unerträglichen Häufigkeit Gebrauch macht. Namentlich nach der Bezeichnung der Tropen und Figuren, selbst bei der so häufigen und den Schülern längst geläufigen Figur des ἓν διὰ δυοῖν, und nach anderen einfachen Dingen fragt M. in zahllosen Fällen, so dass man sich wirklich wundern muss, dass M. das Lästige dieses Verfahrens nicht selbst empfand. Cat. I, §. 8 gibt M. zu den

Worten *fuit ista quondam in hac re publica virtus* eine sicherlich falsche Erklärung, wenn er bemerkt, *quondam* stehe hier attributiv und es sei zu übersetzen 'jene einst waltende Mannhaftigkeit'. Diese Adjectivierung des Adverbs, die sich wohl in Anlehnung an griechischen Sprachgebrauch besonders bei Livius und später bei Tacitus findet, hat für Cicero, wenn überhaupt, nur in ganz beschränktem Maße Geltung, vgl. auch Schmalz, Lat. Grammatik in Iwan Müllers Hdb. f. d. cl. Altw. S. 410 f. An unserer Stelle liegt bezüglich jenes *quondam* nichts anderes vor als das einfache rhetorische Mittel der *traiectio* (Sperrung). Ein schlagendes Beispiel für die herkömmliche Auffassung der Stelle, von der M. ohne jeden Grund abweicht, liest man Verr. V. 45 *fuit ista res publica quondam, fuit ista severitas.* — ib. §. 7 ist die Note zu *diligentia,* das Wort bedeute 'bei Cicero' niemals 'Fleiß', sondern 'Umsicht, Sorgfalt' usw., in dieser Beschränkung abzuweisen; denn *diligentia* bedeutet überhaupt in guter Prosa niemals 'Fleiß', nicht bloß bei Cicero. — §. 9 ist die Bemerkung, dass *equites* sowohl Reiter als Ritter bedeute, dass jenes eine Truppengattung, dieses einen Stand bezeichne, denn doch gar zu primitiv. — ib. ist die Übersetzung zu *in meo lectulo* 'in meinem lieben Bette' nicht ansprechend. Die im Deminutivum liegende Färbung des Ausdruckes ist im Deutschen außerordentlich schwer wiederzugeben. Uns muss die Übersetzung 'in meinem eigenen Bette' genügen. — Auf die Frage §. 19 zu den Worten *haec si tecum patria loquatur* 'Warum nicht *loqueretur?*' wird der Schüler, der in viel einfacheren Dingen von M. gegängelt wird, vielleicht nicht die richtige Antwort finden. — §. 20 heißt es zu *emori:* 'Dabei ist an Hinrichtung oder an Selbstmord zu denken.' Das ist freilich sicher, die Bemerkung aber jedenfalls überflüssig. — §. 22 sollte *duint* doch als alterthümliche Optativform bezeichnet werden. — §. 24. Was soll da die Note zu *altaribus:* 'Im Deutschen Singular'? Natürlich, denn *altaria* ist ja ein *plurale tantum.* — §. 32 heißt es zu *praetoris urbani:* 'Der städtische Prätor sprach Recht über Bürger, neben ihm gab es noch einen *praetor peregrinus*', eine durch ihre ganz ungenaue Fassung unbrauchbare Note.

Cat. III 12 findet sich im Commentar eine mit der ganzen Anlage des Commentars nicht übereinstimmende, das Gebiet der Textkritik streifende Bemerkung zu *tamen — signum cognovit.* Diese würde entschieden besser wegfallen, *tamen* ist auch gar nicht zu beanstanden. — ib. §. 22 zu *haec tanta indicia* sollte statt der recht ungeschickt gefassten Note lieber in aller Kürze die nützliche stilistische Regel gegeben werden über den Latinismus hinsichtlich des Gebrauches von *tantus, talis* usw. nach pronom. demonstr. und interrog. — Cat. IV, §. 10 ist die Erklärung der Worte *in pernicie* 'bei, trotz der Schädigung' nicht zu billigen. Es dient hier vielmehr *in* mit dem Ablativ, wie Halm-Laubmann

richtig bemerkt, zur nachdrücklichen Hervorhebung des Objectes, an dem sich das Prädicat bethätigt. — §. 15. Zu *quos cum ... frequentasset* bemerkt M. '*frequentare* steht hier transitiv: in großer Zahl versammeln'. Eine ganz schief gefasste Bemerkung, da ja *frequentare* auch in anderer Bedeutung mit den Objecten *ludos, domum, urbem, aliquem* transitiv gebraucht erscheint. — ib. §. 16 ist die flüchtige und dadurch sinnlose Fassung der Note zu den Worten *cum sit carum, tum* ... zu beanstanden. Es heißt dort nämlich wörtlich: 'Wie sich aus *sit* ergibt, ist *cum* hier als Conjunction behandelt.' Was soll denn das heißen? Conjunction ist ja dieses *cum* auf alle Fälle, auch mit dem Indicativ. — §. 19 ist eine gute Gelegenheit, die wichtige stilistische Regel über den Latinismus in der Verbindung eines Fragewortes mit dem Particip kurz zu besprechen, übersehen worden an der bekannten Stelle *quantis laboribus fundatum imperium ... una nox paene delerit.* M. gibt sonst viel primitivere Erklärungen, wie etwa, wenn er ib. §. 22 aufmerksam macht, dass die 2. Person Singularis '*reppuleris*' im Deutschen durch 'man' zu übersetzen sei.

Aus dem Voranstehenden ergibt sich, dass in einer eventuellen 2. Auflage des Commentars mancherlei Unebenheiten und Ungenauigkeiten, welche die Ausgabe jetzt aufweist, zu beseitigen sein werden. Die äußere Ausstattung ist gut, der Druck wurde mit Sorgfalt überwacht.

Ciceros ausgewählte Reden, erklärt von Karl Halm. Die Reden für T. Annius Milo, für Q. Ligarius und für den König Deiotarus. 10. verb. Aufl. besorgt von G. Laubmann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1899. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Die Zwischenzeit seit dem Erscheinen der 9. Auflage (1885) war für die Kritik der Reden Ciceros sehr ertragreich. Insbesondere fällt in diese Zeit das Erscheinen der kritischen Ausgaben C. F. W. Müllers und H. Nohls. Der gelehrte Herausgeber hat nun nicht nur die mittlerweile erschienenen Ausgaben, sondern auch die gesammte einschlägige, in Programmen und gelehrten Zeitschriften verstreute Literatur mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit sowohl für die Gestaltung seines Textes, als auch für die Erklärung herangezogen. Der acht Octavseiten umfassende, insbesondere den Apparat zur Miloniana bietende kritische Anhang ist überaus instructiv und für jeden, der sich mit der Kritik dieser Rede beschäftigen will, einfach unentbehrlich. Vor allem ist dieser kritische Anhang aus dem Grunde dankenswert, weil Laubmann durch Anführung einer großen Zahl von Lesarten des Harleianus 2682 die Möglichkeit bietet, dass man sich ein richtiges Urtheil über diese jedenfalls sehr merkwürdige Handschrift bilde. Bekanntlich hat C. Clark in dieser Handschrift des British Museum den einst als Coloniensis vielgerühmten Codex wiederentdeckt und dessen Lesearten zuerst in den Anecdota Oxoniensia 1892 und

dann in seiner Ausgabe der Rede pro Milone 1895 dem philologischen Publicum mitgetheilt. Die Freude der Wiederauffindung der einst so hochgeschätzten Handschrift hatte nun eine Überschätzung derselben zur Folge nicht nur bei Clark selbst, sondern auch bei deutschen Kritikern, so selbst bei Nohl in seiner Ausgabe der Pompeiana. Es ist nun das Verdienst Laubmanns, schon in seiner Ausgabe der Pompeiana 1896 durch Anführung aller Varianten jener Handschrift dieser übertriebenen Wertschätzung entgegengetreten zu sein. L. führte so den Nachweis, dass der cod. Harl. Colon. nur zur Classe der codices deteriores der Rede *de imperio Cn. Pompei* gehöre. In ähnlicher Weise ergibt sich auch bezüglich der Rede pro Milone aus den zahlreichen, von Laubmann angeführten Lesearten des Coloniensis, dass dieser Handschrift, die häufig ganz zweifellose Interpolationen oder andere mehr oder weniger willkürliche Textesänderungen aufweist, kein allzu großes Vertrauen entgegengebracht werden könne, wo sie allein von den übrigen guten Handschriften abweicht. Einige Beispiele mögen dies zeigen: *pro Mil.* §. 1 bietet Harl. *veterem consuetudinem*, das hier eingefügte *veterem* kennt die gute Überlieferung, die auch durch ein Citat des Quintilian geschützt wird, nicht. — §. 2 H. *nec enim inter*, Vulg. *nec inter.* — §. 6 erscheint Vulg. *si mors* in H. willkürlich geändert in *quia mors.* — §. 10 Vulg. *iubent*, H. *volunt.* — §. 12 Vulg. *quod sentiret*, H. fehlerhaft *quae sentiret.* — §. 37 Vulg. *intentata*, H. *intenta.* — §. 38 erscheint Vulg. *illo die, cum* in H. willkürlich geändert in *illo die, quo.* — §. 42 sind in H. durch die Flüchtigkeit des Abschreibers die Worte *fabulam falsam* vor *fictam* ausgefallen. — Die significante, aber etwas ungewöhnliche Stellung §. 45 *non causa solum* wird in H. in die gewöhnliche *non solum causa* verwandelt. — §. 46 Vulg. *idem comes*, H. fehlerhaft *item comes.* — §. 52 bietet H. die sicherlich falsche Schreibung *reditum* für *reditus*, ebenso §. 57 *terrore* für *tortore*, §. 59 *non quia non* für *non quin*, das sich aus der Schreibung der besten Handschriften ergibt, §. 64 *quamvis ... conscientia* statt des allein möglichen *quemvis*, das die gute Überlieferung bietet, §. 65 *nuntiatur in hortos*, Vulg. *in hortos nuntiavit.* — §. 75 *lumine* irrthümlich für *limine.* — §. 79 weist H. eine zweifellose, durch unrichtige Auffassung des *ut* hervorgerufene Änderung und Interpolation auf: *ut ea cernamus, quae non videmus* für Vulg. *ut ea cernimus, quae videmus.* — §. 85 *regiones* verschrieben statt *religiones.* Es erscheint mir befremdlich genug, dass jenes m. E. kaum erklärliche *regiones* doch vereinzelt Beifall gefunden hat. — §. 90 erscheint die Lesart der besten Handschriften *qui mortuus uno ex suis satellitibus duce curiam incenderit* in H. ganz willkürlich und gewaltsam und dem Sinne widersprechend umgeändert in *qui mortuo unus ...*, wobei *qui* offenbar nur verschrieben ist für *cui*, wie denn auch Clark, seiner Handschrift folgend, schreibt. Aber hierdurch

wird der Sinn der Stelle völlig verschoben. Denn *vivus* im Vorausgehenden und *mortuus* hier sind scharfe Gegensätze. Der Nominativ *mortuus* ist demnach unbedingt nothwendig. Der Redner will sagen: Was für Greuel würde der lebende Clodius verübt haben, wenn er noch jetzt als Todter etwas so Furchtbares wie den Brand der Curie durch einen seiner *satellites* hervorgerufen hat! — Nicht geringere Sorgfalt als auf den wissenschaftlichen Zwecken dienenden kritischen Anhang verwendet der Herausgeber auf die erklärenden Anmerkungen, die mancherlei Zusätze und Änderungen aufweisen, doch so, dass die vortreffliche Eigenart der Halm'schen Erklärungsweise geschont wird, die wie kaum eine andere geeignet ist, in das volle sachliche und sprachliche Verständnis des Redners einzuführen. Ja es scheint sogar, dass das Bestreben, die Eigenart des Halm'schen Commentars nicht zu alterieren, der Grund gewesen ist, dass der Herausgeber sich nicht entschließen konnte, trotz der mehrfach geäußerten Wünsche und seiner eigenen Ankündigung im Vorworte zur 9. Auflage (1885) auch die rhetorische Technik und die Disposition der Rede in den erklärenden Anmerkungen etwas mehr zu berücksichtigen. — Im übrigen bedarf die musterhafte Ausgabe bei den Fachgenossen keiner weiteren Anempfehlung. Für den Lehrer, der diese Reden in der Schule zu interpretieren hat, wie nicht minder für den Studierenden der Philologie ist der Halm-Laubmann'sche Commentar, wie bereits bemerkt, geradezu unentbehrlich.

M. Tulli Ciceronis orationes selectae XVIII. ex recognitione Caroli Halmii. editionem alteram curavit G. Laubmann. Pars posterior. Berolini apud Weidmannos 1899. Preis 75 Pf.

Das Bändchen enthält ohne jede Einleitung, Anmerkungen oder sonstige Beigabe den Text folgender Reden: *pro L. Murena, pro P. Sulla, pro Archia poeta, pro P. Sestio, pro T. Annio Milone, pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, in M. Antonium oratt. I u. II.* Die Ausgabe ist nicht für wissenschaftliche Zwecke berechnet, wie schon das Fehlen jedes kritischen Beiwerkes bekundet. Es soll durch dieselbe den Schülern ein kritisch wohl fundierter Text in tadelloser äußerer Ausstattung in die Hände gegeben werden, ein Text, der von den die Lectüre nur störenden kritischen Zeichen völlig freigehalten ist und ein glattes Weiterlesen in der Schule auch an stark verderbten Stellen ermöglicht. Ob diese Ausgabe freilich die Concurrenz mit den Texten jener Schülerausgaben erfolgreich wird bestehen können, die neuestens erschienen sind, und die im Texte selbst allerhand die Übersichtlichkeit und das Verständnis fördernde Beigaben enthalten, erscheint mir fraglich. Doch empfiehlt sich diese eine größere Zahl von Reden zusammenfassende Ausgabe gegenüber den bezeichneten jedenfalls durch ihre Wohlfeilheit.

Wien. Alois Kornitzer.

S. Aureli Augustini Confessionum libri tredecim. Ex recognitione P. Knöll. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1898. (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Latinorum Teubneriana.) IV et 348 pp.

Es war ein glücklicher Gedanke der Teubner'schen Verlagsbuchhandlung, die Confessiones des h. Augustinus, die 1896 in kritischer Ausgabe als Volumen XXIII des Wiener Corpus kirchlicher Schriftsteller erschienen waren, in ihre Bibliotheca aufzunehmen und das Werk einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Der Herausgeber benützte die Gelegenheit, seiner Edition neue Sorgfalt zu widmen, und es ist ihm gelungen, seine Recognition mit neuen Vorzügen auszustatten. Die geringe Unsicherheit, die in der Gestaltung des Textes an einigen Stellen infolge der Überschätzung des Codex Sessorianus entstanden war, ist geschwunden, und es wurde ein Text hergestellt, der hohe Befriedigung gewährt. Die Praefatio erstattet über die vorgenommenen Änderungen kurzen Bericht. Der Herausgeber bemerkt, dass er an drei Stellen seine auf Grund der Lesarten des S versuchten Conjecturen aufgebe (*texere* I 23, *consultores* VII 8, *nidosve* X 26), dass er an sechs Stellen die von S ausgelassenen Wörter nach den übrigen Handschriften einsetze und noch an 20 Stellen von der Lesart des S abweiche. Zu loben ist es besonders, dass VIII, c. 12, n. 29 (p. 164, 27) *et ecce audio vocem de vicina domo* geschrieben wurde. Die falsche Lesart des S *de divina domo* (ed. Vindob. p. 194, 13) konnte zwar jeden, der geneigt ist, dem Gedankengange des Interpolators folgend, den Ausdruck zu einer früheren Stelle in Beziehung zu setzen, auf den ersten Blick bestechen; allein sie muss schon deshalb zurückgewiesen werden, weil sie das den wunderbaren Vorgang vermittelnde sinnliche Substrat vermissen lässt. Lobend will ich hinzufügen, dass noch eine Interpolation des S getilgt wurde, deren Beseitigung dem neuen Texte gleichfalls zum Vortheile gereicht. Es wird abweichend von der früheren Ausgabe XIII, c. 22, n. 32 (p. 317, 23) *in novitate* (mit Streichung des im S hinzugesetzten *spiritu*) geschrieben (vgl. diese Zeitschrift 1896, S. 733). Auch in der Schreibung einiger Wörter wurden Verbesserungen vorgenommen. Durch die Wiener Ausgabe war XII, c. 15, n. 20 (p. 323, 8 = 277, 15) in dem Citate vom himmlischen Jerusalem Gal. 4, 26 die Frage angeregt worden, ob die Form *susum*, die durch O und W von erster Hand überliefert ist, in den Text aufzunehmen sei. Sie erscheint in demselben Bibelcitat (*supernae Hierusalem*) im Serm. 19, 2 bei Mai. Sie ist für die liturgische Sprache der afrikanischen Kirche verbürgt durch Cyprian De dom. orat. 31 in der üblichen Formel *susum corda . . . habemus ad dominum* (von Hartel I 289, 15) und v. Hartel hat sie bei Cyprian, wo sie sich öfter findet, sogar durch Conjectur hergestellt ad Demetr. 16 (I 362, 18). In einer neuen Auflage ist daher *susum* als Lesart von O^1 bei dem mangelnden Zeugnisse von S^1 in der Anmerkung

pag. 277, 15 wenigstens zu erwähnen. Die wohlüberlegte Interpolation des S *in firmamento mundi* XIII, c. 19, n. 25 (p. 312, 28) scheint noch Schwierigkeiten zu bereiten und dürfte wohl zu erkennen sein. Mit Bezug auf I. Petr. 2, 9 *Vos autem, genus electum,* und I. Cor. 1, 27 *et infirma mundi elegit deus, ut confundat fortia* ist mit den übrigen Handschriften zu lesen: *Vos autem, genus electum, infirma mundi, qui dimisistis omnia ut sequeremini dominum, ite post eum et confundite fortia.* Ein rühmenswerter Vorzug ist es, dass der Herausgeber, den modernen Anforderungen entsprechend, seinem neuen Texte eine reiche Fülle von Testimonia beigegeben hat.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass auch die Leipziger Edition ein großes Publicum finden wird. Augustins Confessiones sind die bedeutendste Schrift der gesammten späteren lateinischen Prosa.

Wien. Franz Weihrich.

L. Horton-Smith, The Etablishment and Extension of the Lav of Thurneysen and Havet with an Appendix on Lat. *hau, haud, haut* and Gk. *οὐ* 'not'. Cambridge, Macmillan and Bowes 1899. VII u. 108 SS.[1])

Den wesentlichen Inhalt dieses Buches bilden zwei Aufsätze, von denen der erstere unter dem gleichen Titel (mit Aussschluss des 'Appendix') im 'Amer. Journ. of Phil.' 16, 444—467 und 17, 172—196; der zweite ebendort 18, 43—69 unter dem Titel 'The Origin of Lat. haud and Gk. *οὐ*, and the Extension of the Originally Unextended Form' erschienen ist. Dazu hat der Verf. in ausführlichen Addenda et Corrigenda' seine früheren sehr genauen und sorgfältigen Ausführungen ergänzt und, wo es nöthig war, berichtigt und in einem 'Important Postscript' eine von Bücheler im Rhein. Mus. LII 391 f. veröffentlichte Inschrift mitgetheilt, welche den Wortlaut hat:

fove L. Corneliai L. f.

Dieses 'fove' wird eben von Bücheler als 'fave' gedeutet und ist, wenn die Deutung richtig ist, ein besonders wertvoller Beleg für das von dem Verf. behandelte Lautgesetz, nach welchem lat. *-ov-* in *-av-* übergegangen ist. Diese Frage wird ausführlich und eingehend in der ersten Abhandlung erörtert, und das Ergebnis dieser Erörterung ist im wesentlichen die Bestätigung des von Thurneysen zuerst formulierten Gesetzes, das freilich noch keineswegs

---

[1]) Da mir von Seiten der Redaction das obige Buch zur Besprechung zugeschickt wurde, komme ich dieser Aufgabe nach, bemerke aber, dass ich bereits früher der Redaction der 'Neuen philolog. Rundschau' ein Referat zugesagt hatte. Vgl. S. 393 dieses Jahrganges. Auch von Seiten der 'Berliner philolog. Wochenschrift' und der 'Deutschen Literaturzeitung' wurde mir das Buch zur Besprechung angeboten.

von allen Schlacken reingefegt ist und manche bis jetzt nicht oder wenigstens nur auf sehr gezwungene Weise (z. B. Entlehnung von *bovis* (Gen.) und *ovis* aus dem Griechischen) erklärte Ausnahme gegen sich hat. Die sorgfältige Abhandlung von Horton-Smith wird für alle Zukunft die Grundlage für die Entscheidung dieser Frage der lateinischen Lautgeschichte bilden, wenn es überhaupt jemals gelingen wird, eine bestimmte Entscheidung zu treffen.

George N. Olcott, Studies in the Word Formation of the Latin Inscriptions. Substantives and Adjectives. With special Reference to the Latin Sermo vulgaris. Leipzig, G. Fock 1898. XXVI u. 265 SS.[1])

Das im Titel namhaft gemachte Buch hat nicht nur ausschließlich statistischen Charakter, wenn derselbe auch dem weitaus überwiegenden Theile dieser eine Ergänzung zu dem zu New-York 1895 erschienenen Buche von Frederik T. Cooper, Word Formation in the Roman Sermo plebeius bildenden Schrift anhaftet. In der Einleitung nämlich befasst sich der Verf. mit der Frage nach dem Verhältnis des Vulgärlateins zu dem classischen, welche im ganzen nach den hierüber jetzt allgemein herrschenden Ansichten beantwortet wird. Auch in den einzelnen Abschnitten, in welchen die inschriftlich nachgewiesenen Substantive und Adjective nach Suffixen geordnet aufgeführt werden, hat es der Verf. nicht unterlassen, auch grammatische Fragen zu streifen, wobei, wie in der früher erwähnten Besprechung nachgewiesen ist, eine und die andere in Betracht kommende Arbeit übersehen ist. Ref. möchte aber hierauf nicht allzu großes Gewicht legen, da die Hauptbedeutung unserer Arbeit in der statistischen Seite liegt. Nach dieser Richtung muss sie als eine dankenswerte Ergänzung unserer lateinischen Lexika bezeichnet werden, die durch sie eine nicht ganz unbedeutende Bereicherung ihres Materials durch den Nachweis mehrerer hundert bisher nicht verzeichneten Substantiva und Adjectiva erfahren haben.

E. Koch, Unterrichts-Briefe für das Selbststudium. Altgriechisch von Prof. Dr. E. Koch.[2]) Leipzig, E. Haberland 1898. 224 SS.

Diese Unterrichtsbriefe, welche bestimmt sind, die nach der Methode Toussaint-Langenscheidt von Prof. Giamb. Bounaventura und Dr. ph. Albert Schmidt verfassten und im Verlage von E. L. Morgenstern in Leipzig seinerzeit erschienenen alt-

---

[1]) Lange, nachdem ich an die Berliner phil. Wochenschrift die von der Redaction dieser Fachzeitschrift gewünschte Besprechung des Olcott'schen Buches abgeliefert hatte, wurde nun dasselbe auch von der Redaction dieser Zeitschrift zur Anzeige zugeschickt. Ich unterziehe mich der Aufgabe unter ausdrücklichem Hinweis auf jene erste Besprechung.

[2]) So lautet der Titel auf dem Umschlage.

griechischen Unterrichtsbriefe zu ersetzen, enthalten das in die Form von Briefen gebrachte Material, welches in dem bei Teubner in Leipzig im Jahre 1894 erschienenen Griechischen Elementarbuche von E. Koch enthalten ist. Da diese Unterrichtsbriefe zum Zwecke des Selbststudiums bestimmt sind, so enthalten sie naturgemäß einen durch alle 14 Briefe, welche diesen ersten Curs ausmachen, laufenden Schlüsselcommentar, der den Lernenden in den Stand setzt, seine jedesmaligen Übungen durch die unentbehrliche Controle nutzbringend zu machen. Außer dem grammatischen Stoffe, welcher, wenn auch nicht so systematisch, wie in einem Leitfaden der Grammatik, so doch in nicht wesentlich anderer Form geboten ist, sind 95 Übungsstücke vorhanden, welche fast vollständig aus Einzelsätzen bestehen (Stück XLVI ist als das erste der wenigen zusammenhängenden Stücke zu verzeichnen) und genau nach Art unserer Übungsbücher die Einprägung und Festigung des grammatischen Stoffes bezwecken. In passender Weise sind in den einzelnen Briefen Fragen niedergelegt, deren Beantwortung die Durchdringung des Stoffes von Seiten des Lernenden fördern soll,[1]) und demselben Zwecke dienen die Repetitionen der Vocabeln und syntaktischen Regeln. Man ersieht leicht, dass diese eben aufgezählten Mittel eigentlich die leitende Hand des Lehrers bis zu einem gewissen Grade ersetzen sollen, um so den Schüler zu dem von dem Verf. dieser Unterrichtsbriefe beabsichtigten Ziele zu bringen. Dieses ist, um mich der eigenen Worte Kochs auf S. 2 des Vorwortes zu bedienen, „den Schüler in dem vorliegenden Cursus I soweit zu fördern, dass er Xenophons Anabasis mit einiger Geläufigkeit lesen kann. Um dieses Ziel zu erreichen, lege ich von Anfang an den Wortschatz der Anabasis vor. Sämmtliche Wörter der Anabasis, von ganz vereinzelt vorkommenden natürlich abgesehen, werden in Gruppen, welche bestimmten Abschnitten der Grammatik entsprechen, aufgeführt und dann so oft im Satze angewendet, dass sie, auch ohne besonderes Vocabellernen, zum größten Theile im Gedächtnis haften bleiben. Als erste Gruppe der Declination erscheinen die zahlreichen Masculina auf *ος*; mit ihnen, da sie meist concrete Begriffe bezeichnen, lassen sich unzählige Sätze bilden; auch ist ihre Declination die allerleichteste. Natürlich mussten, um von Anfang an eine Satzbildung möglich zu machen, einige Verbalformen, u. zw. nicht nur der Gegenwart, sondern auch der Vergangenheit, vorausgenommen werden. Ferner mussten die wichtigsten Präpositionen gleichzeitig mit der

[1]) Ohne mich auf Einzelheiten einlassen zu wollen, bemerke ich, dass die S. 57 stehende Frage: „Wie kommt es, dass der N. S. *σῶμα* um einen, der N. S. *γάλα* sogar um zwei Laute kürzer ist, als der Stamm?“ die eine unrichtige Auffassung enthält, als wäre *σῶμα* aus **σωματ* hervorgegangen, während doch -*μα* = idg. *-*mn̥* ist.

ersten Einübung der Declination erscheinen; denn wo kommen die casus obliqui häufiger vor, als gerade in der Abhängigkeit von Präpositionen? Der kleine, bei der Declination mechanisch eingeprägte Vorrath von Verbalformen baut dem Schüler die Brücke zur Conjugation: es wird ihm nicht schwer fallen, das System der sogenannten regelmäßigen Verbalformen zu verstehen und auswendig zu lernen. Aber mit der Einprägung dieses Systems ist es nicht abgethan; wer zur Lectüre der Anabasis vordringen will, muss sämmtliche Formen auch anwenden können. Um aber Conjunctiv, Optativ, Infinitiv und Particip anzuwenden, genügen Einzelsätze nicht mehr: es müssen zusammengesetzte Sätze vorgelegt werden. Mit der Einübung der Verbalformen geht also Hand in Hand die Einübung der wichtigsten Regeln über die Nebensätze." Soweit der Verf. über das von ihm angestrebte Ziel und die zu dessen Erreichung angewendeten Mittel.

Die eben vorgeführten Bemerkungen dürften zur Charakterisierung dieser altgriechischen Unterrichtsbriefe genügen, die nach des Ref. Meinung die hinlängliche Eignung zur Erreichung des angestrebten Zieles besitzen. Zum Schlusse sei noch ausdrücklich bemerkt, dass die unerlässliche Vorbedingung zu erfolgreicher Benützung dieses dem Selbststudium gewidmeten Lehrmittels einige Kenntnisse des Lateinischen sind.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Ein Jahr Unterricht in der lateinischen Grammatik. (Lehraufgabe der Untertertia.) Von Dr. Walther Böhme, Oberlehrer am Rutheneum zu Schleiz. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1898. 8°, 111 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Der Verf. hat den grammatischen Lehrstoff der Untertertia (unserer Quarta) auf 110 Stunden vertheilt. Es ist dies *a*) die Lehre vom Infinitiv, *b*) vom Acc. c. Inf., *c*) vom Abl. abs., *d*) Gerundium-Supinum, *e*) dum, simulac, postquam, *f*) consecutio tempp., *g*) Lehre von den Modis: 1. Indicativ, 2. Absichtssätze, 3. Folgesätze, 4. Temporalsätze, 5. Concessivsätze, 6. Vergleichssätze, 7. Relativsätze, 8. Fragesätze, *h*) Lehre vom Pronomen. Dieser grammatische Stoff, der an Cäsars b. G. Buch I—IV 19 eingeübt wird, nimmt 86 Stunden in Anspruch. Jede Stundenlection zerfällt in zwei Theile, die das Ziel des Unterrichtes ausmachen, in die Wiederholung und die Darbietung von neuem. Die erstere findet an zusammenhängenden Stücken statt, die letztere geht naturgemäß auf den Einzelsatz zurück und nimmt den Stoff nicht nur aus der eben gepflogenen Lectüre. Auch lateinische Sätze finden sich, wodurch das einzuprägende Neue auf Grund der lebhafteren Anschauung umso leichter behalten wird.

In den Stunden 87—97 wird die Lehraufgabe das zweitemal durchgenommen.

Die Stunden 98—110 haben den Zweck, die Gesammtlehraufgabe zu wiederholen, und zwar 98—105 im Anschlusse an Cäsar, 106—110 im Anschlusse an andere Schriftsteller, die über die Germanen handeln. In diese Stundenarbeiten sind auch 18 Hausarbeiten und 22 Classenarbeiten (= Schularbeiten) aufgenommen.

Man sieht, die Durchnahme des Lehrstoffes geschieht in Anlehnung an die Formalstufen der Herbart-Ziller-Stoy'schen Schule. Das wird freilich in den Augen gewisser Zunftpädagogen und deren Anhanges keine Empfehlung für das Büchlein sein. Denn dergleichen ist jetzt nicht allgemein modern. Der Verf. kann sich aber damit beruhigen, was Matthias darüber in seiner praktischen Pädagogik S. 92 ff. sagt, er kann das auch umsomehr, als er das Buch für den jüngeren Lehrer bestimmt, der gerade an den Formalstufen sein pädagogisches Geschick und seine didaktische Gewandtheit am besten schulen und fortbilden kann.

Es wäre sehr zu wünschen, dass das wohldurchdachte Büchlein von recht vielen Collegen studiert würde. Ich verspreche mir von einem solchen Vorgange einen wesentlichen Nutzen für die im Schwinden begriffene grammatische Sicherheit der Schüler. Würde in dieser Weise Grammatik und Lectürestoff in der 3. und 4. Classe — natürlich in den Grammatikstunden — verarbeitet, dann müssten sich in den oberen Classen dem flotten Fortgange der Lectüre keine erheblichen Schwierigkeiten entgegenstellen. Freilich erforderte eine solche Art eine ganze Lehrerindividualität und ein nicht geringes Lehrgeschick, weil trotz der Wiederverwendung des in den Lectürestunden gewonnenen Lernstoffes das Interesse des Schülers wach erhalten werden müsste, um eben die angedeuteten Resultate zu erzielen.

Abgesehen von nicht wenigen Druckversehen, die sich aber im allgemeinen von selbst verbessern, möchte ich dem Verf. nur Folgendes zur Erwägung für eine etwaige 2. Auflage vorlegen. Er schreibt z. B. 8. Stunde (S. 9), S. 19: 'Damit das Getreide auf dem Wege ausreichte, hatte Orgetorix den Helvetiern gesagt, sie möchten möglichst große Aussaaten machen.' So hätte ich nicht geschrieben, weil das undeutsch oder, sagen wir, nur höchstens philologisches Schuldeutsch ist. Also lieber ausreiche und 'möglichst viel Ackerland oder Feld bestellen' oder, wie man bei uns sagt, 'möglichst viel anbauen'. Das Gefühl für Stil und Phraseologie kann nicht früh genug geübt werden. Der Schüler soll ja einen deutschen, nicht einen latinisierten Satz übersetzen können. Man sollte endlich doch schon soweit sein, dass nicht der Philologe das einreißt, was der Germanist mühselig aufbaut, gleichgiltig, ob da die classischen Sprachen und das Deutsche in einer Hand oder in verschiedenen sind. In der

deutschen Stunde wenigstens muss doch richtig gesprochen und auch dazu angeleitet werden, und in der Lateinstunde doch auch. Hier ist ein Feld für die Concentration.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

Schulausgaben deutscher Classiker.

Wolfgang von Goethe, Italienische Reise. (Auszug.) Für den Schulgebrauch herausgeg. von Prof. Dr. Karl Schirmer, Director des Realgymnasiums in Magdeburg. Mit 19 Abbildungen. Freytags Schulausgaben der Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Leipzig 1892. 220 SS. Preis 90 Pf.

Die Freytag'sche Sammlung, welche schon früher eine zweibändige Auswahl von „Dichtung und Wahrheit“ brachte, in der, so zweckmäßig diese sonst ist, gerade einige der schönsten Episoden aus Goethes Jugend leider weggelassen sind, bringt nun auch die „Italienische Reise“ (mit Ausnahme des „Zweiten Aufenthaltes in Rom“). Eine kurze Einleitung orientiert über den Stoff, und 24 Seiten Anmerkungen sind zur Erklärung des Textes bestimmt. Was aber besonders lebhaft begrüßt werden muss, ist der Umstand, dass dem Texte 19 Abbildungen beigegeben sind. Als Titelblatt erblickt man Goethe in Italien nach Tischbeins Gemälde. Sodann findet man Abbildungen berühmter Bauten, ferner von Statuen und Gemälden u. dgl., die für das Verständnis des Werkes von besonderem Interesse sind. Zur Einleitung des Textes mag hervorgehoben werden, dass wir seit der Veröffentlichung der Originalbriefe in der Weimarer Goethe-Ausgabe wissen, der Dichter sei in erster Linie durch das aufregende Liebesverhältnis zur Frau v. Stein in die Ferne getrieben worden. Die Abhaltungen, welche seine amtliche Stellung mit sich brachte, kamen erst in zweiter Linie in Betracht.

Geibels Gedichte. Auswahl für die Schule mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Max Nietzki, Oberlehrer am Kneiphösischen Gymnasium in Königsberg i. Pr. 2. verb. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung (Nachfolger) 1899. X u. 234 SS. Preis geb. 1 Mk.

Eine Auswahl aus den Gedichten des großen deutschen Lyrikers für die Schule — selbstverständlich kommt hier die Privatlectüre der Schüler in Betracht — ist aufs freudigste zu begrüßen. Geibel ist seit Goethe und Uhland die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete der Lyrik. Seine Dichtungen, tief durchdrungen von einem mächtigen Gefühle für Gott, Natur, Vaterland und alles Schöne, sind kostbare Edelsteine unserer sonst so reichen Nationalliteratur. Besonders aber ist dieser Dichter der Jugend unserer Gymnasien zu empfehlen; denn kaum ein anderer Moderner hat so voll und ganz die edle Größe der Antike erfasst, in sich aufge-

nommen und in einfach klarer, überwältigender Weise in seinen Liedern neu zu schaffen verstanden. Darum erwecken Geibels Gedichte Begeisterung bei der Jugend, und sie sind ein Quell reiner Freude für den Mann. Doch nicht einseitig steht unser Dichter auf dem Standpunkte einer verklungenen Zeit; er wird auch der Gegenwart mit ihren großen Fragen und ihrem ins Unermessliche eilenden Fortschritt gerecht, und darum ist er ein ganzer Mann und ein vollkommener Dichter.

Die vorliegende Ausgabe bespricht in einer kurzen Einleitung (S. XI—XXI) des Meisters Leben und Dichtungen. Dieser einführende Aufsatz nimmt besonders auf die folgende Auswahl Bezug. Die mitgetheilten Dichtungen empfangen durch Fußnoten sachliche, sprachliche, besonders auch biographische Erläuterungen in knapper, zweckentsprechender Weise. Fußnoten sind, nebenbei bemerkt, bei der Erläuterung ihrer Bequemlichkeit wegen entschieden vorzuziehen, obschon die moderne Schule im allgemeinen dagegen ist. Jedenfalls haben sie mehr Aussicht, von dem jugendlichen Leser beachtet zu werden, als die anhangsweise sauber zusammengetragenen Erläuterungen. Die Gefahr, dass beim Examinieren Fußnoten missbraucht werden können, fällt bei der Privatlectüre, für welche Schulausgaben ja zumeist gebraucht werden, ohnehin weg, und bei der Schullectüre kann sich der Lehrer gegen solchen Missbrauch doch so ziemlich schützen. Dagegen zeigt jahrelange Erfahrung, dass Anmerkungen, welche erst nachgeschlagen werden müssen, ihren Zweck meist verfehlen.

Die Auswahl der Gedichte umfasst sechs Gruppen: I. Des Dichters Leben. Die hieher gehörigen Gedichte, vor allen die Elegien, erinnern besonders an Goethe. II. Gott, Natur, Liebe. III. Vaterland. IV. Alterthum. Dieser Abschnitt bringt neben Originaldichtungen treffliche Übersetzungen antiker Dichter, zumeist solche Stücke, welche dem Gymnasiasten aus der altclassischen Lectüre nicht bekannt sind und daher seinen Gesichtskreis erweitern (griechische Lyriker und römische Elegiker). V. Ethisches und Ästhetisches. In dieser Abtheilung findet sich eine Anzahl von Gedichten, die eine Art Poetik bilden. VI. Vermischte Gedichte.

Das Büchlein wird für Schülerbibliotheken wärmstens empfohlen.

Adalbert Stifter, „Studien“ und „Bunte Steine“. Auswahl für den Schulgebrauch; herausgegeben von Dr. Karl Fuchs, k. k. Professor am Staatsgymnasium in Mährisch-Trübau. Mit einem Kärtchen im Texte. Freytags Schulausgaben. Wien u. Leipzig, F. Tempsky 1899. 200 SS. Preis geb. 50 kr.

Die einleitenden Bemerkungen (S. 3—14) machen den Leser in Kürze mit den Lebensverhältnissen und Werken des Dichters bekannt und berühren sodann die Grundlagen und die Stoffe von Stifters Dichtungen. Seine feine Beobachtung der Natur, der

künstlerisch geschärfte Blick unseres Dichters, welcher sich zugleich mit Vorliebe der Aquarellmalerei zuwandte, seine gemüthvolle Art und die optimistische Weltanschauung, die Einführung des Menschen in die Schilderungen der unbewussten Natur, sein Leben in und mit den Dingen und die Herausarbeitung philosophischer Ideen aus diesen Schilderungen des Physischen und Geistigen werden uns anschaulich vorgeführt, desgleichen wird dem Leser der Zusammenhang mit Jean Paul klar und mit Leibnizens Theorie einer Theodicee. Auch in den Anmerkungen wird auf Eigenthümlichkeiten der Darstellungsmittel Stifters und den Ideengehalt im einzelnen häufig Bezug genommen.

Die Anmerkungen (S. 165—199) sind, um dies gleich zu erwähnen, sehr sorgfältig und enthalten literarische Einführungen, Inhaltsangaben des Vorausgehenden oder Nachfolgenden, Sachliches und Sprachliches. Im ganzen könnten sie aber etwas sparsamer sein, indem manches als bekannt vorausgesetzt werden kann, anderes sich kürzen ließe.

Der Text selbst (S. 15—164) enthält aus den „Studien“: Drei Proben aus den „Feldblumen“, je eine aus „Der Hochwald“, „Die Narrenburg“, „Die Mappe meines Urgroßvaters“, „Brigitta“ und „Der Hagestolz“; aus den „Bunten Steinen“: Die Vorrede und zwei Proben, darunter die lange Erzählung „Bergkrystall“. Diese Auswahl sucht den Dichter nach allen Seiten seines Wesens in Beschreibung, Schilderung, Betrachtung und Erzählung vorzuführen und ist in dieser Beziehung sehr geschickt getroffen. Sie bietet zugleich dem Leser die Anregung, sich weiter mit den Schriften Stifters zu beschäftigen; allein es ist auch nicht zu verkennen, wie hierin auch der Mangel liegt, dass (mit Ausnahme des letzten, umfangreichen Stückes „Bergkrystall“) dem Schüler, für welchen doch das Büchlein bestimmt ist, keine abgeschlossene Erzählung geboten wird. Die Geschichte bricht da ab, wo die Spannung begonnen hat, und der jugendliche Leser dürfte meistens nicht in der Lage sein, sich die Fortsetzung zu verschaffen, und ist nun bloß auf die kurzen Inhaltsbemerkungen des Anhanges angewiesen. Der reifere Leser kann sich über dieses Fragmentarische eher hinwegsetzen, weil ihm die meisterhaften Schilderungen und die tiefsinnigen Betrachtungen hinreichenden Genuss gewährten; allein die Jugend haftet doch auch am Stoffe. Darum wäre es vielleicht empfehlenswerter gewesen, sich auf die Auswahl einiger vollkommen abgeschlossener Stücke zu beschränken. Nöthigenfalls hätte man ja wie in Freytags Ausgabe von Goethes „Dichtung und Wahrheit“ ein zweites Bändchen in Aussicht nehmen können.

Das in die Anmerkungen eingefügte Kärtchen stellt die Gegend von Oberplan, also die Umgebung von Stifters Geburtsort, dar.

Deutscher Sprache Ehrenkranz. Was die Dichter unserer Muttersprache zu Liebe und zu Leide singen und sagen. Berlin, Verlag des Allgemeinen deutschen Sprachvereines (F. Berggold) 1898. X u. 339 SS. Preis geb. 3 Mk.

Diese echt patriotische, in ihrer Absicht volksthümliche, aber wissenschaftlich durchgeführte Sammlung hat sich zum Ziele gesetzt, alles, was seit Otfried bis in die allerjüngste Zeit über die deutsche Sprache gesungen und gesagt, aber auch, was über sie gelästert und geklagt wurde, erschöpfend zusammenzustellen. Das Material ist von Gymnasialoberlehrer Dr. Saalfeld gesammelt und von Prof. Dr. Pietsch geordnet und bearbeitet, mit Erläuterungen und einem Verzeichnis der vertretenen Dichter und der von ihnen mitgetheilten Stücke versehen. Die Texte sind in ihrer ältesten Gestalt abgedruckt, Umarbeitungen, wo es nöthig schien, in den Anmerkungen mitgetheilt.

Das Werk wird Freunden unserer Sprache in gleicher Weise willkommen sein, wie den Vertretern der deutschen Philologie.

Wien. Dr. Fr. Prosch.

Englische Lehrbücher.

Soames' Phonetic Method for Learning to Read. The Teacher's Manual. Edited by Wilhelm Vietor, Ph. D., M. A., Professor in the University of Marburg. Part II. The Teacher's Method with copious Word Lists. London, Swan Sonnenschein & Co., Limd., 1897. 117 SS.

Im zweiten Theile[1]) ihres „Teacher's Manual" entwirft Miss Soames auf den ersten 20 Seiten die Methode, nach welcher schon fünfjährige englische Kinder in die Lautlehre eingeführt und zum Lesen phonetisch umschriebener Texte gebracht werden können. Sie übt mit ihnen die einzelnen in der englischen Sprache vorkommenden Laute in der Weise ein, dass sie stets an leichte Wörter, in denen die betreffenden Laute vorkommen, oder an Thierstimmen und andere Naturklänge, die sich mit den einzuübenden Lauten vergleichen lassen, anknüpft. Dabei lernen die Kinder spielend die Natur und Entstehung der Laute kennen und prägen sich die zusammengehörigen Gruppen in kleinen, zu einer leichten Melodie gesungenen Sätzchen ein; so dient z. B. zur Einübung der drei Arten der Verschlusslaute folgendes Liedchen: „pa ba tà da ka ga; these are the six stops. pa ba lips, ta da point, and ka ga with the back of the tongue."

Auf diesen theoretischen Theil folgen sieben „Word Lists", in denen zuerst leichte, dann schwierige Wörter, nach der Anzahl der Silben und nach dem betonten Vocal geordnet, in phonetischer

---

[1]) Siehe die Besprechung des I. Theiles, Jahrg. 49 (1898), S. 1108 f.

late (-kō-), S. 24 *scaffold* (-foᵘld), S. 46 *Hospice* (-īs), S. 73 *furnace* (-nē̆ⁱs), *issue* (i'šū). Das Substantiv *clothes* wird irrthümlich als zwei- statt als einsilbig aufgefasst: S. 8, 25 kloᵘ'đᵊz, während *enemy* um eine Silbe verkürzt wird: S. 40 énmi. Stimmloser Consonant wird statt des stimmhaften angegeben: S. 14, 17, 19 *usually* (š st. ž), S. 14 *husband*, S. 17 *observe*, *visit*, S. 19 *resemble*, S. 69 *represent* (s st. z), S. 17 *worthy* (þ st. đ), S. 18 *examination* (ks st. gs); umgekehrt steht z statt s in S. 5 *us* (az). Druckfehler sind: S. 22 ba'rᵊl (st. bā'-), S. 73 fa'rⁱᵊr (st. fā-), S. 14 nē'm (st. nēⁱm).

Dr. Oskar Thiergen, Elementarbuch der englischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauche der Sprache. Leipzig, Teubner 1897. 214 SS. — Hiezu: Wörterverzeichnisse (84 SS.)

Das vorliegende Buch ist im Grunde genommen mit dem eben besprochenen identisch; die größere Seitenanzahl desselben erklärt sich daraus, dass der Verf., statt auf seine getrennt erschienene „Grammatik" einfach hinzuweisen, eine vollständige Übersicht der englischen Laut- und Formenlehre aufgenommen hat. Zu diesem Theile seiner Arbeit ein paar Bemerkungen: S. 2 in *spönge* lautet der Vocal nicht wie ö in *göt*! — S. 3. *ir*, *er*, *ur* klingen nicht wie „deutsches ö" ! — S. 59. Das Substantiv *louse* gehört trotz des unregelmäßigen Plurals *lice* nicht in ein Schulbuch (vgl. auch S. 5, wo zwischen *lies* und *lice* unterschieden wird). — S. 81. „Die einsilbigen Adjective werden deutsch, die drei- und mehrsilbigen französisch gesteigert. Die zweisilbigen haben deutsche und französische Steigerung; die auf -y und -le und diejenigen, welche den Ton auf der letzten Silbe haben, ziehen die erstere vor." Diese Regel ist unvollständig, daher unrichtig. — S. 82. „Einige Schriftsteller wie Carlyle steigern heute schon mehrsilbige Adjective deutsch, z. B. beautiful, beautifuller." Die Stilisierung dieses Satzes kann in einem unbefangenen Leser den Glauben erwecken, dass Carlyle noch lebt! — In dem Verzeichnis der starken und unregelmäßigen Verben (S. 126—130) sind folgende Präteritalformen zu ergänzen: *dared* neben *durst*, *drunk* neben *drank*, *shrank* neben *shrunk*.

In den „Wörterverzeichnissen" weicht der Verf. von seinem Vorbilde insoferne ab, als er nicht neben die einzelnen Wörter eine volle phonetische Umschrift setzt, sondern die Aussprache in den Wörtern selbst durch die Webster'schen Zeichen andeutet. Die von ihm gewählten Zeichen reichen aber nicht aus, um alle Aussprachenuancen der Vocale auszudrücken, so dass noch besondere Angaben in Klammern folgen müssen; vgl. S. 2 *above* (o = ŭ), *one* (= wŭn), S. 4 *many* (a = é). Diese Angaben fehlen bei *ány* (S. 3), *ŏne* (S. 6), *còme* (S. 7), *glŏve* (S. 8), *mŏnth* (S. 9), *grăndmŏther* (S. 15). Lobend sei erwähnt, dass der Verf. manche

der irrigen Aussprachеangaben seines Vorbildes verbessert hat; so z. B. hăs, ăs, hĕavy, récognize, pòet, stōre (noch besser wäre stôre!), blóssom, cómmon, bōot, rĕcŏgnition, ĕxcept, Eūrōpe, chócŏlāte[1]) (die Angabe „ch = sh" ist unrichtig!), fūrnace, issue, visit, resemble, represént, ĕxāmĭnātion.

Die Ausstattung beider Bände macht der Verlagsbuchhandlung alle Ehre.

W. Gesenius, Kurzgefasste englische Sprachlehre. Für Gymnasien, Mittel- und Fortbildungsschulen, militärische Vorbereitungsanstalten usw. völlig neubearbeitet von Prof. Dr. Ernst Regel, Oberlehrer an den Francke'schen Stiftungen. Halle, Hermann Gesenius 1898. VIII u. 250 SS.

Auch dieses Buch beginnt mit einem „Lautiercurs" (S. 1—14), in dem aber der Schüler nicht nur mit den Lauten, sondern auch mit dem Präsens und Imperfect von *to be, to have* und *to do*, mit der Präsens- und Imperfectbildung der regelmäßigen Verba, mit den Zahlen von 1—100 und mit einigen zur Anknüpfung einer leichten Conversation unumgänglich nothwendigen Vocabeln vertraut gemacht wird. Hierauf folgt der Kern des ganzen Buches, nämlich die Darbietung der Formenlehre aller Redetheile im Anschlusse an einen ansprechenden Lesestoff (S. 15—162). Dieser Abschnitt ist ein fast unveränderter Abdruck der von Regel im Jahre 1894 bearbeiteten „Englischen Sprachlehre" von Gesenius. Änderungen, beziehungsweise Verbesserungen sind nur S. 36 (Bildung des Plurals der Substantiva auf f und fe), S. 80 (*such* mit und ohne *a*), S. 116 (Aussprache von *sovereign* sóvrən statt des früheren sávren) und S. 118 (Verbindung der Zehner mit Einern) vorgenommen worden. An die „Formenlehre" schließt sich ein Abriss der Syntax mit kurzen Beispielen, aber ohne Lesestoff (S. 163—204). Auch hier sind einige Verbesserungen gegen das ältere Buch wahrzunehmen; so z. B. S. 165 (Anwendung der Hilfsverba *will* und *shall*), S. 181 (Wiederholung des Artikels), S. 188 (Dativ nach Adjectiven). Ein Abschnitt „Das Nöthigste aus der Synonymik" (S. 204—228) und ein „Wörterbuch" beschließen die „Kurzgefasste englische Sprachlehre".

Im Folgenden wollen wir einige kleine Mängel, die dem trefflichen Buche noch anhaften, zusammenstellen. S. 30. „Beim substantivischen Subject kann *not* vor- und nachstehen: *Was not his mother pleased = was his mother not pleased.*" Beim pronominalen Subjecte nicht? — S. 94. Unter den zweisilbigen Adjectiven, die auf die „deutsche Weise" gesteigert werden, fehlen diejenigen auf -er, z. B. *bitter, bitterer, bitterest.* — S. 103. Die Aussprache von *recognise* ist nicht rikognáiz, sondern rékognaiz. —

[1]) Hier ist nur die irrige Längung der mittleren Silbe beseitigt, dagegen die der letzten belassen worden.

S. 127. Die Pronomina *no one, some one, any one* können auch adjectivisch gebraucht werden. — S. 166. „*to dare,* dürfen, wagen“; die Bedeutung „dürfen“ ist veraltet! — Nach *to bid* kann auch der Infinitiv mit *to* stehen. — S. 169. Der Unterschied zwischen dem artikellosen und dem mit dem Artikel versehenen Gerundium wird von den besten englischen Schriftstellern nicht beachtet; s. Mätzner, Grammatik, III 84 und meine „Bemerkungen zu dem syntaktischen Theile der englischen Grammatik von Gesenius“ (Zeitschr. f. d. Realschulw. XIX, S. 18). — S. 171. „*I insist upon his brother's* (= *brother*) *paying the money*“; hiezu ist zu bemerken, dass die Setzung von *brother* statt *brother's* die ganze Construction ändert und *paying* aus einem Gerundium zu einem Particip macht. — S. 175. „*lest* verlangt *should*“; doch kann nach *lest* auch reiner Conjunctiv oder *may, might* stehen (vgl. Englische Studien, XX, S. 402). — S. 177. Zu den Ausnahmen von der Regel, dass der Gattungsbegriff durch den Artikel hervorgehoben wird, zählt der Verf. auch „einzelne Wörter im abstracten Sinne: '*change, church, college, court, prison, school*“. Das Fehlen des Artikels zwischen den Präpositionen *in, at, to* und den genannten Substantiven, zu denen auch das getrennt angeführte *Town* und viele andere gehören, erklärt sich nicht daraus, dass sie einen „abstracten Sinn“ annehmen, sondern einfach aus der seit den ältesten Zeiten im Englischen herrschenden Gewohnheit, nach Präpositionen den Artikel fallen zu lassen. — S. 178. „Bei Titeln fehlt der Artikel“; nach „fehlt“ lies „in der Regel“ oder „meist“. — S. 180. Die Namen der Tage kommen zuweilen auch mit dem Artikel vor! — S. 185 f. Die Verba *to approach, to near, to trust* nehmen auch die Präposition *to* nach sich. — S. 204. *ancient* heißt nicht „vormalig“, sondern „alt von weit zurückreichendem Ursprung“; das deutsche „vormalig“ und das franz. *ancien* sind mit *former* zu übersetzen. — S. 229. „*agony,* Todeskampf“; diese Bedeutung ist veraltet; „Todeskampf“ heißt jetzt „*agony of death*“.

Das Buch ist Gymnasien und allen Mittelschulen, die dem Englischen nur eine beschränkte Stundenanzahl widmen können, auf das wärmste zu empfehlen.

Einführung in die englische Sprache von Dr. Edmund Wilke, Oberlehrer am Realgymnasium zu Leipzig. Elementarbuch für höhere Schulen. 4. umg. u. verm. Aufl. Leipzig u. Wien, Raimund Gerhard 1898. X u. 254 SS.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, deren Lehrstoff für die ersten zwei Jahre des englischen Sprachunterrichtes bestimmt ist. Der erste Theil (S. 1—86) bringt zuerst eine „Einführung in die englischen Laute“ (Auffinden der Laute in Sätzen und kleinen Gedichten, Lauttafeln, Einübung der bekannten Laute in Wortgruppen, Sätzen und kleinen Lesestücken; Wiederholungsübungen),

sodann eine „Einführung in die englische Grammatik" (Sprechen, Lesen, Schreiben). Der zweite Theil bietet zunächst eine große Anzahl englischer Lesestücke (Gedichte, Erzählungen, Beschreibungen), deren jedem englische Fragen beigegeben sind (S. 93 —162), dann eine Erweiterung des Grammatischen (S. 164—176), endlich deutsche Übungen und Themata zu kleinen freien Arbeiten (S. 177—190). Ein Wörterverzeichnis, in welchem jedes englische Wort lautlich umschrieben ist, beschließt das Buch.

An diesem Buche ist besonders zu rühmen, dass der Verf. die Laute nach den neuesten Forschungen der Phonetik darbietet und dass er in echt wissenschaftlicher Weise auch bei der Behandlung der Formenlehre nie vom Buchstaben, sondern stets vom Laute ausgeht, wodurch das Ohr des Schülers unaufhörlich geübt wird. Zu bemängeln haben wir nur, dass unter den Namen der Thiere sich auch *louse* und *flea* (S. 25) befinden, ferner dass zu dem Satze (S. 31) *I dare not ask your pardon* die deutsche Übersetzung fehlt; es hätte ausdrücklich gesagt werden sollen, dass *I dare* „Ich wage" und nicht „ich darf" heißt, wie man nach der Angabe im Wörterbuche „*dare*, dürfen, wagen" glauben könnte. Die Ausspracheangaben sind durchwegs sorgfältig und correct; nur statt æ′dvekeᶦt (advocate) und tšå′keleᶦt (chocolate) würden wir æ′dveket und tšå′kelet erwarten.

Dr. Edmund **Wilke**, Einführung in das geschäftliche Englisch. Anhang zu „Einführung in die englische Sprache" für höhere Bürgerschulen, Fortbildungsschulen, Gewerbeschulen usw. 2. Aufl. Leipzig u. Wien, Raimund Gerhard 1897. 59 SS.

Dieses praktische Büchlein enthält 1. Zahlen und Tafeln zur Einübung, 2. Tabellen über Münzen, Maße und Gewichte (Aufgaben hiezu), 3. Rechnungen, Aufgaben, Quittungen, 4. Geschäftsbriefe, Wechsel, Anzeigen, 5. Übersetzungsübungen, 6. Erklärung geschäftlicher Ausdrücke, 7. Handelsartikel, 8. Abkürzungen, 9. Verzeichnis der bisher noch nicht gelernten Wörter mit Bezeichnung der Aussprache.

Auf die Aussprachebezeichnung ist nicht die gehörige Sorgfalt verwendet worden; folgende irrige Angaben müssen in einer neuen Auflage verbessert werden: *altogether* [åltəge′thər], *auctioneer* [åktšnī′ər], *certificate* [sərti′fikeᶦt], *damage* [dæ′medž], *delicate* [de′likit], *depreciation* [dəprišeᶦ′šən], *deserve* [desŏr′v], *Edinburgh* [e′dinbŏrg], *exhibition* [igzhibi′šen], *articles* [ā′rtiklez], *occasion* [åkeᶦšen], *pasture* [pæstšər], *plasterer* [plæ′sterer], *produce* [proᵘ-dᶦū′s], *propose* [proᵘpoᵘ′z], *proprietor* [proᵘprai′eter], *recommend* [re′kemend], *situation* [sitjūeᶦ′šən], *sponge* [spåndž], *stimulate* [sti′mᶦūleᶦt], *stirrup* [stŏ′rep].

Anleitung zur Abfassung von englischen Briefen mit zahlreichen englischen Mustern und deutschen Übungen von Prof. Dr. Otto Ritter, Director der Luisenschule zu Berlin. 4. verb. Aufl. Berlin, Leonhard Simion 1898. VIII u. 187 SS.

Auf eine Einleitung, in welcher der Lernende die nöthigen Aufschlüsse über die Einrichtung englischer Briefe (Anrede, Schlussformeln, Aufschriften) erhält, folgen nicht weniger als 250 längere und kürzere englische Briefe verschiedensten Inhalts. Die meisten derselben tragen unverkennbar den Charakter wirklich geschriebener concreter Briefe an sich und unterscheiden sich dadurch vortheilhaft von den künstlich ad hoc hergestellten Briefen mancher „Briefsteller". Von literarischen Briefen bringt der Verf. nicht nur allgemein bekannte Briefe von Lord Chesterfield, Lady Montague, Byron usw., die sich in allen englischen Lesebüchern und Chrestomathien vorfinden, sondern Briefe der liebenswürdigen Romanschriftstellerin Charlotte Brontë u. a., die den meisten Lesern neu sein dürften. Zu wünschen wäre nur, dass sich der Verf. in der nächsten Auflage entschließen könnte, die Briefe nach ihrem Inhalte in verschiedene Gruppen, wie Glückwunsch-, Bitt-, Dank-, Beileids-, Einladungs-, Empfehlungsbriefe usw. zu ordnen. Hiedurch würde dieser Theil des Buches an Übersichtlichkeit und Brauchbarkeit nur gewinnen.

Zahlreiche deutsche Briefe, die zum Übersetzen ins Englische bestimmt sind, Vocabeln dazu und ein Inhaltsverzeichnis aller Briefe beschließen das nützliche Buch, das sowohl zum Schul- als besonders zum Privatgebrauch bestens zu empfehlen ist.

Wien. Dr. J. Ellinger.

Dr. Wilh. Bruckner, Charakteristik der germanischen Elemente im Italienischen. Wissenschaftliche Beilage zum Berichte über das Gymnasium in Basel. Schuljahr 1898/9.

Die Beeinflussung des Italienischen durch die Sprache der Germanen zeigt sich erstlich in den zum Theile noch zur Zeit des römischen Kaiserreiches entlehnten gemeinromanischen Wörtern, zweitens in zahlreichen gotischen und langobardischen Elementen; außerdem mischte sich das Fränkische in das Italienische, aber meist in einer bereits durch die altfranzösischen Lautgesetze bedingten Form; das Alemannische ist namentlich in der Lombardei vertreten, während das Bairische in den rätoromanischen Mundarten Südtirols und in den angrenzenden norditalienischen Dialecten zur Geltung gelangt. Die Feststellung der ursprünglichen Form der germanischen Lehnwörter sowie die Bestimmung, welchem der verschiedenen germanischen Dialecte ein Wort angehört, ist die Aufgabe vorliegender Arbeit. Da das Gotische und Langobardische am meisten zur Bereicherung des italienischen Wortschatzes beigetragen haben, wird sich die dialectische Herkunft

am leichtesten bei jenen Wörtern bestimmen lassen, die dem Italienischen speciell eigen sind, während bei gemeinromanischen Wörtern sich die Sache schon deshalb schwieriger gestaltet, weil die verschiedenen germanischen Elemente bis in das 5. oder 6. Jahrhundert in vielen Punkten sich nicht unterscheiden und gemeinromanische Wörter im Italienischen nicht direct aus einem germanischen Dialecte entnommen sein müssen. Letzteres gilt namentlich von vielen Ausdrücken des Kriegswesens, die germanische Söldner in das Vulgärlatein einführten. Wir haben demnach zu unterscheiden *a*) zwischen germanischen Elementen, die in vorgotischer Zeit in das Vulgärlatein eindrangen und theils bei den alten Autoren des 1.—5. Jahrhunderts belegt sind, wie borgo (burgus), bevero (biber), tasso (taxus), theils auf Grund lautlicher Erscheinungen dieser ältesten Schicht zuzuweisen sind, wie uosa (hosa). feltro (feltrum und filtrum), guisa (ahd. wîsa), griso (ahd. grîs), grigio (mlat. griseus, ahd. grîsi); *b*) gotischen Elementen, für die wir schon bestimmte vocalische und consonantische Kriterien haben; denn ital. ẹ = got. i gegenüber westgerm. ë, ital. ọ = got. u gegenüber westgerm. o, eventuell ital. ie, ę und uo, ǫ; ital. e = got. ê gegenüber westgerm. ae, â: elmo — got. hilms, com. und apiem. *folco* (Menge) — got. *fulk, bega — got. *bêga, ahd. pâgan; ital. gu — got. gw: tregua — got. triggwa. Weitere Kriterien für das Gotische gegenüber dem späteren Langobardischen sind die Erhaltung der germ. Tenues: tattera (Plunder) — got. tatura, recare — got. rikan, aber spaccare, ricco, d. h. lgbd. k wurde nach Vocalen zum harten Spiranten verschoben, flor. tappare — got. *tappa; der Ausgang der schwachen Masculina auf -a (lgbd. -o, ital. -one): guardia — got. vardja. Das dritte Element ist das langobardische, dessen Kriterien sind: ital. ę, ie — lgbd. ahd. ë, got. i, manchmal ital. ẹ — lgbd. ahd. i, got. ai vor r oder h (+ i oder j): schiena — ahd. scena, schermo — ahd. scirm; ital. ǫ, uo — lgbd. ahd. o, got. u, manchmal ital. ọ — lgbd. ahd. u, got. aú: truogo, truogolo — ahd. trog, stormo — ahd. sturm; ital. a — lgbd. ahd. â, got. ê: bara — ahd. bâra; die hochdeutsche Lautverschiebung, die namentlich die Tenues betroffen hat im Gegensatze zum Gotischen. In jenen Fällen, in denen sich die gotischen und die in späterer Zeit aus dem Langobardischen entnommenen Lehnwörter nicht durch die erwähnten charakteristischen Eigenthümlichkeiten unterscheiden, ist in der Regel ihr Verbreitungsgebiet in den germanischen und romanischen Sprachen bestimmend. Ferner kommen die altfr. oder provenz. Lehnwörter germanischer Abstammung in Betracht, die sich namentlich durch die Palatalisierung des deutschen k und g vor a und das Verstummen des u nach g in der aus anlautendem w entstandenen Verbindung gu kenntlich machen: (s)ciarpa — afrz. escharpe — ahd. scharpe, ghindare — franz. guinder — germ. windan, und die Entlehnungen aus dem Deutschen in nachlangobardischer Zeit,

namentlich in den Kriegszeiten des 16. Jahrhunderts, die jedoch zu wenig Bemerkungen Anlass geben. Auch für den Laien erkennbar und weniger wichtig sind die Entlehnungen aus neuerer Zeit. Das ist in kurzen Worten der Inhalt der fleißigen, belehrenden und schönen Arbeit Bruckners; derselbe ist mit den Quellen und der einschlägigen Literatur vollkommen vertraut — bis auf das Rätoromanische; wenigstens hätte die Abhandlung: Deutsche Worte im Ladinischen von Prof. Jos. Mischi, Brixen 1882, aus natürlichen Gründen Berücksichtigung verdient; des Verf.s schöne Arbeit hätte dadurch auch in ihrem letzten Theile, der von den oberitalienischen Dialecten handelt, nur gewinnen können. Die Ausstattung und der Druck sind correct und tadellos; zu lesen ist S. 28, Z. 4 v. u. Vielleicht st. Vielieicht, S. 32, Z. 14 v. u. Diphthongierung st. Diphthongiernng. Die musterhafte Abhandlung schließt ein Verzeichnis der besprochenen italienischen Wörter.

Wien. Joh. Alton.

Harvard studies in classical philology, edited by a committee of the classical instructors of Harvard University. Vol. VIII. Boston U. S. A., Ginn & Comp. 1897. 8°, 190 SS.

Der vorliegende achte Band der von der Harvard-Universität in Boston herausgegebenen Zeitschrift enthält vier Aufsätze interessanten Inhalts: 1. G. W. Botsford, The trial of the Alcmeonidae and the Cleisthenean constitutional reforms. Bis vor kurzem hatte man nach Aristoteles und Plutarch angenommen, dass eine Vertreibung der Alkmaeoniden vor Solons Archontat stattgefunden hat. Nun aber suchte Beloch nach dem Vorgange von Cauer durch mehrere Gründe zu erhärten, dass die erste Verbannung jenes athenischen Adelsgeschlechtes erst nach des Kleisthenes Verfassungsreform, also etwa 100 Jahre später anzusetzen sei. B. gibt einen kurzen Überblick über die athenische Verfassungsgeschichte von Solon bis zur Vertreibung der Tyrannen und bekämpft sodann Belochs Ansicht gegen dessen Gründe er Beachtenswertes vorbringt. Er beharrt bei der alten Annahme, dass die Vertreibung der Alkmaeoniden vo[illegible] Solon als historisches Factum zu betrachten sei. 2. F. W. Nicolson The saliva superstition in classical literature ist eine fleißige Sammlung der Stellen in der antiken Literatur, die sich mit abergläu[illegible] bischer Verwendung des menschlichen Speichels befassen. Der Ver[illegible]f. unterscheidet physikalische und symbolische Eigenschaften des[illegible]selben. Zu den ersteren gehört es, wenn der Speichel sich einer[illegible]seits als tödtlich erweist wie das Gift der Schlange und daher a[illegible]ls Waffe gegen schädliches Gethier gebraucht werden kann, ande[illegible]rseits wenn man durch dessen Verwendung die verschiedensten G[illegible]iebrechen heilen zu können glaubte. Aber auch als symbolisc[illegible]he Handlung konnte das Ausspucken gewisse Wirkungen üben. [illegible] Es heilte körperliche und geistige Krankheiten, namentlich z. B [illegible]die

Epilepsie, und wirkte gegen Übel aller Art apotropäisch. Der Effect von Zauberformeln wurde durch dreimaliges Anspeien erhöht. 3. R. Norton, Greek grave-reliefs, gibt einen reich mit Beispielen ausgestatteten Überblick über die Verwendung der Grabstelen bei den Griechen von der mykenischen und homerischen Periode angefangen. Eintheilungsmomente liefern nebst der Chronologie die Fundstellen in den verschiedenen Theilen Griechenlands sowie besonders die Darstellungen selbst. Die bekannten spartanischen Reliefs mit thronendem Mann und Frau werden entgegen der nun herrschenden Ansicht, die darin heroisierte Verstorbene sieht, wiederum als Hades und Persephone gedeutet. Die große Zahl der attischen Reliefs des V. Jahrhunderts stellt der Verf., je nachdem eine Einzelfigur, männlich oder weiblich, oder ganze Gruppen dargestellt sind, in Kategorien zusammen. Da viele Exemplare genauer besprochen werden, macht sich der Mangel jeglicher Abbildung unangenehm bemerkbar. In der Streitfrage, ob auf den griechischen Grabsteinen Scenen des irdischen oder des jenseitigen Lebens gemeint sind, stellt sich der Verf. auf Seite Brückners gegen Furtwängler, denn die große Mehrzahl der Fälle zeige den Todten im Leben. Doch wird nicht verschwiegen, dass es Beispiele gibt, wo der Vorgang auch in das Jenseits versetzt gedacht werden kann. 4. G. D. Chase, The origin of roman praenomina. Bevor der Verf. zu seinem eigentlichen Thema gelangt, bespricht er nach kurzer Einleitung über indogermanische Namen überhaupt die Entstehung und Beschaffenheit der lateinischen Cognomina und Nomina gentilicia mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bildungselemente. Von den männlichen Praenomina, die zuerst behandelt werden, sind einige etruskischen Ursprungs, wie Aruns, andere stammen aus dem Oskischen, wie Numerius, Novius, Marius u. a. Etwa ein Dutzend Namen, wie Iulus, Ancus, Numa, Opiter werden nur von Historikern überliefert und kommen im übrigen nicht vor. Die gebräuchlichsten Vornamen waren: Lucius, Gaius, Marcus, Publius. Dazu kommen noch Gnaeus und Aulus, die jedoch mit Tiberius und Spurius als uneigentliche Praenomina zu gelten haben, da sie von ursprünglichen Cognomina abgeleitet sind. Der Abschnitt über die weiblichen Vornamen kommt zu dem Schlusse, dass es solche in der ältesten Zeit nach Analogie der männlichen gegeben hat, dass sie jedoch in Vergessenheit geriethen und in classischer Zeit nur beim Volke und in den Provinzen fortlebten, um in der Kaiserzeit wieder an der Oberfläche zu erscheinen.

Wolfgang Helbig, Führer durch die öffentlichen Sammlungen classischer Alterthümer in Rom. I. Band. Die Vaticanische Sculpturensammlung, die Capitolinischen und das Lateranische Museum, das Magazzino archeologico comunale auf dem Caelius. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1899. 8°, 506 SS.

Wohl kaum ein zweites archäologisches Handbuch kann sich einer solchen Verbreitung in weiteren Kreisen des Publicums rühmen

wie Helbigs Führer. Nicht allein der Alterthumsforscher, sondern jeder Gebildete, der das Bedürfnis fühlt, die Kunstschätze der Antikensammlungen Roms über die mageren Andeutungen der landläufigen Reisebücher hinaus verstehen und genießen zu lernen, vertraut sich seiner bewährten Führung an und findet in den knappen, aber das Wesentliche erschöpfenden und über den Stand der Forschung bezüglich eines jeden wichtigeren Stückes genau orientierenden Darlegungen gründliche Belehrung und Anregung zu eigener Betrachtung. So hat sich das Buch schon in der ersten Auflage vom Jahre 1891 als überaus brauchbares, ja unentbehrliches Hilfsmittel erwiesen. Nun liegt der I. Band der zweiten Auflage vor, die Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich gewidmet ist. Sie ist, wenn wir die englische Ausgabe vom Jahre 1896 mit berücksichtigen, die dritte Bearbeitung desselben Stoffes. Schon in der englischen Ausgabe war eine kurze Erläuterung der auf dem Capitolsplatze aufgestellten Antiken hinzugefügt worden, die nun, erweitert und umgearbeitet, auch in der deutschen Ausgabe vorliegt. Durchaus neu ist die Besprechung der wichtigsten Stücke im Magazzino comunale auf dem Caelius, das in den letzten Jahren erstanden und dazu bestimmt ist, die auf communalem Gebiete, z. B. bei den Ausgrabungen auf dem Esquilin und beim Colosseum, gemachten Funde aufzunehmen. Während ferner im II. Bande des Führers dem inzwischen ausgestalteten Thermenmuseum eine ausführlichere Behandlung zutheil wurde als in der 1. Auflage, sind die Sammlungen der Villa di Papa Giulio, welche das im Lande der Falisker Ausgegrabene beherbergen, auch in der 2. Auflage ausgeschlossen worden, und zwar diesmal mit der Aufsehen erregenden Begründung, dass, wie gerüchtweise verlaute, bei der Bergung, Aufstellung und Veröffentlichung der Fundstücke Unregelmäßigkeiten, ja Fälschungen vorgekommen seien, welche die Sammlung insolang für die Wissenschaft entwerten, als der Verdacht nicht durch eine scharfe Untersuchung beseitigt wird. Diese Untersuchung hat die italienische Regierung inzwischen durch eine Commission vornehmen lassen. Sie kommt in dem veröffentlichten ausführlichen Bericht zu dem Schlusse, dass zwar Unregelmäßigkeiten vorgekommen seien, dass sie sich jedoch nur auf Kleinigkeiten bezögen, und wenn auch die Verwaltung des Museums somit nicht immer regulär vorgegangen sei, die von Prof. Helbig erhobenen Vorwürfe im allgemeinen doch als unbegründet bezeichnet werden müssten. Es scheint indes, dass weder Helbig noch die öffentliche Meinung die Sache damit als endgiltig erledigt betrachtet. Die Villa Albani und das Museo Boncampagni, die jetzt für das Publicum geschlossen sind, wurden in der Hoffnung auf baldige Behebung dieses abnormen Zustandes aufgenommen. Gar manche Fachgenossen werden sich erinnern, dass sie die Kenntnis dieser Sammlungen nur der freundlichen Vermittlung Helbigs zu danken haben. Da von den für die 1. Auflage

ausgewählten Museumsstücken in der Neubearbeitung so gut wie nichts gestrichen, dagegen eine ganze Reihe von Nummern, die durch neuere Untersuchungen an Bedeutung gewonnen hatten, hinzugefügt wurde, erscheint der Inhalt beträchtlich vermehrt (748 gegen 699 Nummern; desgleichen ist der Text jetzt reicher mit Abbildungen illustriert (38 gegen 29 Figuren). Trotzdem präsentiert sich das Bändchen mit bedeutend verminderter Seitenzahl, was einerseits durch Vergrößerung des Formats, anderseits durch kleineren Druck erreicht wurde. Ich fürchte, dass beides die bequeme Benützung an Ort und Stelle etwas beeinträchtigen wird. Abgesehen von der Vermehrung der besprochenen Stücke hat der Text auch sonst dem Fortschritte der Wissenschaft entsprechend manche Veränderung und Besserung erfahren, und man kann sagen, dass sich in Helbigs Ausführungen die gesammte archäologische Literatur der letzten Jahre wiederspiegelt. Mit größter Genauigkeit, aber auch mit vorsichtiger, selbständiger Kritik ist alles irgendwie Belangreiche berücksichtigt und im Literaturnachweise citiert, namentlich macht sich der Einfluss der größeren Erscheinungen auf dem Gebiete der antiken Sculptur, so von Furtwänglers Meisterwerken, Kleins Praxiteles, Roberts antiken Sarkophagreliefs u. a. auf Schritt und Tritt bemerkbar. Daneben werden uns gelegentlich eigene Neubeobachtungen vorgeführt; vgl. Nr. 536. Die während des Druckes hinzugekommenen Literaturnachweise sind in den Nachträgen am Schlusse angefügt, wo unter anderem die Äußerung Kieseritzkys über die Echtheit des Apollo Stroganoff (S. 501) zu beachten ist. Ohne Zweifel wird sich dieses praktische Handbuch auch in seiner neuen Gestalt die alten Freunde bewahren und zahlreiche neue hinzugewinnen. Den Fachgelehrten wird es willkommen sein, dass es auch in einer eigenen, mit Schreibpapier durchschossenen Ausgabe bezogen werden kann.

Freiburg (Schweiz). Julius Jüthner.

Rudolf von Scala, Die Staatsverträge des Alterthums. I. Theil. Leipzig, Teubner 1898. XVI u. 226 SS. Preis 8 Mk.

Der Verf. sagt im Vorworte ganz richtig, dass eine Sammlung der sowohl monumental als literarisch überlieferten Staatsverträge des Alterthums längst eine Nothwendigkeit sei, und wir werden ihm Dank wissen, dass er sich dieser mühsamen und nicht immer erfreulichen Aufgabe mit so viel Hingebung unterzog. Ihre Durchführung ist im allgemeinen gut gelungen, auch die Anlage des Buches in der richtigen Weise durchgeführt: S. hat zunächst darnach gestrebt, den Text der Verträge möglichst sicher zu stellen, in den knapp gehaltenen Erläuterungen sich auf das Wesentlichste beschränkt und zum Schlusse jedes Artikels eine ausführliche Zusammenstellung der Literatur gegeben. Allerdings kann man

zweifeln, ob solche Erklärungen sprachlicher Natur nöthig sind, wie sie z. B. zu n. 33 gebracht werden; man wird doch bei jedem Benützer des Buches voraussetzen dürfen, dass er den Urkundenstil und die griechischen Dialecte soweit kennt, um sie zu entbehren. Dabei konnte sich S. der Unterstützung von Krall und Wilhelm erfreuen, speciell letzterem verdankt er neue Lesungen und Ergänzungen zu den attischen Verträgen (so besonders wichtig zu n. 182, dem Bündnisse Athens mit den Thrakerfürsten aus dem J. 357).

Im großen und ganzen findet man, was die Einzelheiten anlangt, nicht viel Neues; es liegt dies in der Natur einer die bisherigen Ergebnisse zusammenfassenden und abschließenden Arbeit, wie die in Rede stehende ist, und soll durchaus kein Vorwurf gegen den Verf. sein, der sich übrigens bemühte, selbst neue Ergänzungen zu den Inschriften beizusteuern. Der vorliegende Band umfasst die Verträge bis 338 v. Chr., der zweite Theil wird die Verträge bis 476 n. Chr. enthalten; in den ersten Abschnitt wurden die chronologisch sichergestellten Staatsverträge eingereiht, in den zweiten noch nicht erschienenen Abschnitt eine Anzahl von Verträgen, deren 'Einreihung [in den ersten Abschnitt] den Überblick stören und bei aller Vorsicht der Benützung doch zu irrigen Eindrücken führen könnte', in den dritten Abschnitt die zweifelhaften Verträge — zweifelhaft nach dem Gesichtspunkte des thatsächlichen und förmlichen Abschlusses oder nach staatsrechtlichen Merkmalen —, in den vierten Abschnitt die Bruchstücke von Verträgen. Ein ausführliches Nachwort soll in sachlicher und förmlicher Beziehung die Staatsverträge behandeln; es leuchtet ein, wie wichtig diese zusammenfassende Erörterung bei den mannigfachen Fragen staatsrechtlicher Natur sein wird, die sich an die Verträge knüpfen und die durchaus noch nicht alle klargestellt sind. Gegen die eben dargelegte Gliederung des Werkes habe ich einige Bedenken, die sich zunächst auf den zweiten Abschnitt beziehen. Es scheint, dass S. die in diesen Abschnitt eingereihten Verträge — er zählt sie im Vorworte auf — nach dem Gesichtspunkte zusammenstellte, dass die meisten unter ihnen nur auf einen annähernden Zeitpunkt zu fixieren sind; wenigstens ist es mir nicht gelungen, einen anderen Grund für sein Vorgehen ausfindig zu machen. Nun würde aber ganz die gleiche Ursache dazu führen, die altorientalischen und die ältesten griechischen Verträge und dazu eine Anzahl von anderen Acten, die auch nur annähernd bestimmt werden können, in denselben Abschnitt zu verweisen, was nicht geschehen ist. Ich finde, dass dadurch der Überblick über das gesammte Material dem Historiker, für welchen ja dieses Buch in erster Linie bestimmt ist, erschwert wird, zumal sich unter den Verträgen des zweiten Abschnitts manche finden, die gerade für den Zusammenhang der geschichtlichen Betrachtung von Wichtigkeit sind. Auch mit dem, was S. im dritten Abschnitt bringen wird, bin ich nicht

in allem einverstanden; er subsumiert unter die 'zweifelhaften' Verträge auch solche Urkunden, welche förmlich eigentlich nur einen Erlass darstellen: 'Verträge' Athens mit Erythrai 470, Kolophon 467, Milet 450/49, Samos 405/4, Thasos 389. Es ist klar, dass solche Staatsacte in ein Buch über Verträge nicht gehören, weder nach antiker noch nach moderner Auffassung, da sie einen einseitigen Willensact des einen der beiden angeblichen Contrahenten, des souveränen Demos von Athen, darstellen und staatsrechtlich aller Merkmale entbehren, welche einem Vertrage zukommen. Ich hebe dies hervor, weil nach meiner Ansicht ein Werk, wie das vorliegende, gerade dem Zwecke dienen soll, mit allen Unklarheiten energisch aufzuräumen, welche auf seinem Gebiete vorhanden sind.

Ich füge einige Einzelbemerkungen an, wie sie sich mir bei der Lectüre des Werkes zunächst ergeben haben.

Zu n. 18, S. 15 (Vertrag zwischen Athen und Eleusis um 650) bemerkt S. nach Wilamowitz, dass bei Abschluss dieses Vertrages die Schrift nicht wohl entbehrt werden konnte, und fährt dann fort: 'So hängt die Datierung des Vertrages mit der Geschichte des griechischen Alphabets auf das innigste zusammen. Die Erwägung, dass der Gang stets von officiellen amtlichen Urkunden zu privatem Schriftgebrauche führt, nicht umgekehrt [nebenbei bemerkt, eine Behauptung, die in dieser allgemeinen Fassung nicht richtig ist, der griechische Process kannte zu einer Zeit, da der Gebrauch der Schrift bereits in voller Übung war, noch keinen Urkundenbeweis], lässt mit Rücksicht auf die Inschrift der Dipylonvase (CIA IV 1, n. 492 *a* usw.) den obigen Vertrag mit einiger Wahrscheinlichkeit in die Mitte des 7. Jahrhunderts setzen.' Mit der Frage nach der Datierung dieses Vertrages will ich mich hier nicht weiter beschäftigen, da dabei noch andere Momente in Betracht kommen; das dafür aus der ältesten attischen Inschrift gezogene Argument ist deswegen nicht beweiskräftig, da letztere durchaus nicht von der Wichtigkeit für die Geschichte des griechischen Alphabets ist, welche S. ihr beimisst. Es scheint, dass S., wohl unter dem Einfluss der Anschauungen Belochs, das Alter der Schrift bei den Griechen viel zu jung ansetzt; dass die Übernahme der phönikischen Schrift ungefähr in das 10. Jahrhundert v. Chr. fällt, machen die von Ed. Meyer (G. d. A. II §. 251) angeführten Thatsachen unzweifelhaft.

Zu n. 46 (S. 35) bemerke ich, dass die Aufstellung, die Schlangensäule von Konstantinopel enthalte die Mitglieder der hellenischen Eidgenossenschaft im J. 479, nach dem, was ich (Archäol.-Epigraph. Mittheilungen aus Österreich-Ungarn XX 130 ff.) ausführte, angemessen zu modificieren ist.

N. 57 (S. 42) erscheint die Lesung S.s *'Εγεσταί[ων* in der Überschrift statt Köhlers *τοῖς παρ'*] *'Εγεσταί[ων πρέσβεσι* oder Kirchhoffs *πρέσβεις*] *'Εγεσταί[ων* deswegen nicht als überzeugend, weil, wie Z. 2 zeigt, eine Reihe von Namen folgte, welche nur die Namen der Gesandten von Egesta gewesen sein können.

Die bestimmte Datierung des Vertrages zwischen Thurioi und Tarent (n. 65, S. 49) auf das J. 443 stützt sich wahrscheinlich nur auf Diodor XII 23 (eine nicht aus der Chronik stammende Nachricht, die übrigens bloß des Krieges, nicht des Friedensschlusses zwischen den beiden Städten gedenkt), ist somit durchaus unsicher.

Die Ergänzungen zu n. 81 *b* (S. 64), Z. 1 ff. scheinen recht unsicher zu sein, dagegen ist die Herstellung des durch Arrian bezeugten Namens *Ἄγεῤῥος* (so zu betonen, nicht *Ἀγέῤῥος*) fgm. *c*, Z. 11 sehr glücklich.

Zu n. 107 (S. 101 ff.), dem in Wien befindlichen Vertrage zwischen Amyntas II. von Makedonien und Olynth, welchen ich zum erstenmale in wissenschaftlichen Ansprüchen genügender Weise herausgab (Archäol.-Epigr. Mitth. VII, 1 ff.), hätte S. auf die Verbesserungen, welche nach mir Dittenberger (Syll.[1] Add. S. 659) und Bechtel (Inschriften des ionischen Dialects n. 8) für die Lesung im einzelnen beisteuerten, Rücksicht nehmen sollen; die Ausgabe von Otto Hoffmann (Griechische Dialecte III 8 ff., n. 13) stand ihm wohl noch nicht zugebote.

Ebenso waren zu der chronologischen Erörterung auf S. 107 (zu n. 113) über Thrasybuls Wirken im J. 389 die wichtigen Ausführungen Wilhelms (im Eranos Vindobonensis 249) heranzuziehen.

S. 114 ff. (zu n. 121) macht S. den lobenswerten Versuch, den Erlass des Großkönigs, welcher die Grundlage des Antalkidischen Friedens bildete, in seinem Wortlaut zu restituieren. Doch halte ich die Einschaltung *καὶ χρῆσθαι τοῦθ' ὅ τι ἂν αὐτὸς βούληται* aus Isokrates Panath. 106 wenigstens in dieser Fassung für eine rhetorische Übertreibung; wenn ein ähnlicher Passus in der Urkunde enthalten war, so wird er im Ausdruck ganz mit der Bestimmung in dem dritten Soldvertrage von 411 (Scala n. 92 *γ*) zusammengefallen sein.

Zu n. 133 (S. 125) schließt sich S. ganz der von E. Fabricius bezüglich der Befreiung Thebens aufgestellten Chronologie an, welche ich nicht für hinreichend begründet ansehen kann (vgl. dagegen auch Beloch, Gr. Gesch. II 233 ff.).

Zu n. 138 (Gründungsacte des zweiten attischen Seebundes) und den damit zusammenhängenden Urkunden sind jetzt die in vieler Hinsicht fördernden Bemerkungen von I. H. Lipsius in den Berichten der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften (phil.-hist. Cl.) Bd. L 1898, 145 ff. zu vergleichen.

Die Bezeichnung von n. 148, S. 144 (Xen. Hell. VI 5, 1 ff.) mit 'Allgemeiner Frieden zu Athen' halte ich nicht für zutreffend; wie die Erzählung Xenophons zu verstehen ist und dass sie viel mehr bedeutet als die Früheren annahmen, ist von mir im Rhein. Mus. 49, 321 ff. dargelegt.

Zu der Bezeichnung *Χαλκιδεῖς οἱ ἑσπέριοι* n. 200 (S. 198 ff.) und zu der Inschrift CIA II 105 überhaupt sind die Ausführungen

von Eduard Schwartz (Demosthenes' Erste Philippika. Marburg 1894, S. 4) nicht zu übersehen. Dass die Beziehung der Urkunde auf das Bündnis Athens mit Olynth im J. 349 sehr zweifelhaft ist, hätte S. nach Dittenberger (Syll.[1] 96) kräftiger hervorheben sollen.

Der Nachweis S.s n. 209 (S. 213), dass die Inschrift CIA IV 2, n. 114 *c* auf ein Bündnis Athens mit Messenien im J. 342 zu beziehen sei (schon früher Verhandlungen der 43. Philologenversammlung S. 174 ff.), bedeutet einen wichtigen Fortschritt für die Beurtheilung der Politik des Demosthenes. Dass es sich nicht um einen allgemeinen Kriegsbund, sondern um Bündnisse einzelner Staaten mit Athen handle, betont S. selbst; dafür kommt noch eine von ihm nicht herangezogene Stelle in Demosthenes' dritter Philippika §. 28 in Betracht: *καὶ ταῦθ' ὁρῶντες οἱ Ἕλληνες ἅπαντες καὶ ἀκούοντες οὐ πέμπομεν πρέσβεις περὶ τούτων πρὸς ἀλλήλους καὶ ἀγανακτοῦμεν, οὕτω δὲ κακῶς διακείμεθα καὶ διορωρύγμεθα κατὰ πόλεις ὥστ' ἄχρι τῆς τήμερον ἡμέρας οὐδὲν οὔτε τῶν συμφερόντων οὔτε τῶν δεόντων πρᾶξαι δυνάμεθα, οὐδὲ συστῆναι, οὐδὲ κοινωνίαν βοηθείας καὶ φιλίας οὐδεμίαν ποιήσασθαι, ἀλλὰ μείζω γιγνόμενον τὸν ἄνθρωπον περιορῶμεν.*

Prag. H. Swoboda.

Veröffentlichungen der „Historischen Landes-Commission für Steiermark“.

Der steiermärkische Landtag hat in der Frühjahrs-Session von 1892 dem Landesausschusse die Ermächtigung zur Einsetzung einer Historischen Landes-Commission gegeben, deren Aufgabe es sein soll, die Geschichte des Landtages und der Stände, die Entstehung und Entwicklung der landesfürstlichen Regierung, der Gesetzgebung und des Verordnungswesens, die Geschichte der Verwaltung durch städtische und grundherrliche, weltliche und geistliche Obrigkeiten, der kirchlichen und confessionellen Verhältnisse, der Colonisation, der Production, des Handels und Verkehrs zu behandeln. Das Endergebnis der Arbeiten der Landes-Commission soll eine Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Steiermark sein, die nicht bloß das Interesse der historischen Fachkreise, sondern ein allgemeines Interesse befriedigen soll. Die Mitglieder der Landes-Commission und andere von ihr gewonnene Gelehrte beschäftigen sich seitdem mit Vorstudien, archivalischen Forschungen und Untersuchungen von Einzelfragen; diese Arbeiten werden theils in den mit den Beiträgen des historischen Vereins für Steiermark verbundenen „Veröffentlichungen“, theils in den „Forschungen zur Geschichte der Verfassung und Verwaltung in Steiermark“ niedergelegt. Einige dieser Publicationen liegen uns vor; auf sie soll mit wenigen Worten aufmerksam gemacht werden.

Franz von Krones gibt in seinem „Bericht über die Ergebnisse einer archivalischen Reise im Herbste 1896 mit einem Anhange von Urkundenregesten und Auszügen sammt Erläuterungen“ (Graz 1897) Nachricht von den für die Zwecke der historischen Landes-Commission wichtigen Materialien in den Fürst Schwarzenbergischen Archiven in Wittingau, Krumau, im Landes- und im Musealarchiv zu Linz und im Archiv der Stadt Steyr. 52 Regesten und Auszüge sind angeschlossen; ein Schreiben Ulrichs von Cilli an die Pragerstädte vom Jahre 1445 ist vollständig mitgetheilt. — Prof. Hans v. Zwiedineck berichtet ausführlich (in zwei Theilen, Graz 1897 u. 1898) über das gräflich Lamberg'sche Familienarchiv zu Schloss Feistritz bei Ilz, das sich jetzt noch als eine große, ungeordnete Masse darstellt. — Der Berichterstatter gibt Regesten und Auszüge von Urkunden, Acten und Briefen, welche die freiherrliche und gräfliche Familie Breuner und ihren steierischen Besitz, dann solche, welche die Adelsfamilien Eibeswald, Mindorf, Schrottenbach, Wildenstein, Zingl zu Rieden u. a. betreffen. Von der Familie Lamberg befinden sich in diesem Archiv sehr verwendbare Correspondenzen aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die nicht nur das sociale Leben in Steiermark, sondern auch die Verhältnisse am Wiener Hofe und im Reiche beleuchten. Vollständig abgedruckt sind das Archiv-Inventar des Hans v. Eibeswald vom 15. Januar 1516 und das Inventar der muthmaßlich gräflich Wildenstein'schen Gemäldegallerie, das 347 Nummern ausweist.

J. Loserth gibt „Urkundliche Beiträge zur Geschichte Erzherzog Karls II. in den beiden ersten Regierungsjahren (die Errichtung der Regierung und Kammer in Graz)“, die meist aus Wiener Archiven stammen (Graz 1898); ferner bietet er „Archivalische Studien in Wiener Archiven zur Geschichte der Steiermark im XVI. Jahrhundert“ (Graz 1898). Von Prof. Dr. Arnold Luschin von Ebengreuth stammen „Materialien zur Geschichte des Behördenwesens und der Verwaltung in Steiermark“ (Graz 1898). Luschin gibt zuerst die Reihe der Landschreiber, hierauf 109 Urkundenstellen mit den Namen der Landschreiber und charakteristischen Nachrichten über sie. Daran reihen sich ein Überblick über den Entwicklungsgang des landesfürstlichen Beamtenthums in Österreich während des Mittelalters und eine Darlegung der Bedeutung des Landschreiberamtes in Steiermark, das zuerst Geistlichen, dann capitalkräftigen Bürgern und einfachen Rittermäßigen, niemals aber Mitgliedern des Herrenstandes anvertraut wurde. Der Landschreiber stand an der Spitze der landesfürstlichen Landesverwaltung. Er hatte die landesfürstlichen Gülten und Renten von Städten, Pflegern und Amtleuten abzunehmen und Rechnung darüber zu legen. An ihn giengen die Rechnungen der übrigen Finanzbeamten des Landes. Das Landschreiberamt war demnach ein wichtiges Amt, das im Range gleich nach der Landeshauptmannschaft kam.

Von den „Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark“ sind bisher erschienen: I. Band: Verfassung und Verwaltung der Mark und des Herzogthums Steier von ihren Anfängen bis zur Herrschaft der Habsburger. Von Prof. Dr. Franz v. Krones. XXII u. 638 SS. II. Band, 1. Heft: Die Grafen von Attems, Freiherren von Heiligenkreuz in ihrem Wirken in und für Steiermark. Von Franz Ilwolf. Mit 2 Porträts und 3 genealogischen Tabellen. 216 SS. — II. Band, 2. Heft: Der Huldigungsstreit nach dem Tode Erzherzog Karls II. 1590—1592. Von Dr. Joh. Loserth, Professor der Geschichte an der k. k. Universität in Graz. (Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria“ 1898. 236 SS.) Dieses uns vorliegende, eben erschienene Heft soll in Kürze besprochen werden. Loserth beschäftigt sich in dieser Schrift mit den „zerstoßenen“ Landtagen von 1591 und dem Huldigungslandtage von 1592. Der Verf. berichtet zuerst in Kürze über Erzherzog Karls Kirchenpolitik seit 1578, worüber er in seinem Werke „Geschichte der Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im 16. Jahrhundert“ ausführlich und fast durchwegs nach neuen Quellen gehandelt hat, und dann über die Maßnahmen zur Einsetzung einer Regentschaft sowie über die Spannung zwischen der Erzherzogin und der Landschaft. Hierauf folgt die ausführliche Darlegung der Verhandlungen auf den Landtagen zu Graz, Klagenfurt und Laibach. Die steierische Landschaft sollte dem Erzherzog Ernst, dem der Kaiser die Vollmacht übertragen hatte, bis zur Vogtbarkeit des jungen Erbherrn Ferdinand die Lande zu regieren, nach altem Gebrauche die Huldigung leisten. Aber bis zu dieser war noch ein weiter Weg. Die Stände waren unzufrieden damit, dass unter den Gerhaben des jungen Erbherrn sich ein Ausländer, der Herzog Wilhelm von Bayern, befand; sie verlangten zuerst die Besetzung der Stelle des Landeshauptmanns, die Vorlage des Originals der Vollmacht und die Mittheilung des Testaments des verstorbenen Landesfürsten. Weitaus wichtiger aber war, dass die Stände übereinkamen, die Religionspacification unter die Landesfreiheiten einzureihen, so dass auch sie von dem Erzherzog Ernst als Administrator beschworen werden müsste. Die Stände legten diesem die Eidesformel vor: er solle namens der Gerhaben und für sich selbst einen körperlichen Eid schwören, die Landschaft bei den altherkömmlichen Freiheiten zu erhalten, demnach auch bei der vom Erzherzog Karl mit ihr abgeschlossenen Religionspacification; den Eidschwur werde der Erzherzog mit aufgereckten Fingern thun und mit den Worten schließen: „als uns Gott helf und das heilige Evangelium“. An dieser Forderung „zerstieß“ sich der Landtag. Es wurden noch eine Menge Schriften gewechselt, aber schließlich giengen die Landleute auseinander, ohne die Huldigung geleistet zu haben. Damit entfiel auch die Bewilligung und Einzahlung der Steuern und erfolgte die Sperrung der Justiz. Der Erzherzog berichtete an den Kaiser:

„Die Stände berühmen sich dieser Pacification, nennen sie ihr höchstes Privilegium, ihr edelstes Kleinod; sollte sie jetzt aufs neue bestätigt werden, so hätte dies ein Großes auf sich.“ Auch auf den Landtagen von Klagenfurt und Laibach wurde nichts erreicht; sie leisteten die Huldigung nicht, weil sie in Graz nicht geleistet worden war. Die strittige Angelegenheit gelangte nun an den Kaiser, an den sich sowohl der Erzherzog als auch die Stände der drei Länder wandten. Mit großem Interesse liest man die Erlebnisse der ständischen Gesandtschaft in Prag, wo sie nach langem Warten vom Kaiser einen Bescheid erhielten, mit dem sie zufrieden sein konnten. Trotzdem schien sich auch der Landtag, der auf den 17. Februar 1592 nach Graz ausgeschrieben wurde, wieder zu „zerstoßen“, weil man sich in der Frage, ob die Städte und Märkte in die Pacification einbezogen werden sollten, nicht einigen konnte. Abermals musste der Kaiser einschreiten; er trug dem Erzherzog auf, er möge sich der Städte und Märkte halber in keine „Specialtractation“ einlassen, sondern den Ständen anzeigen, dass sie bis zu des Erzherzog Ferdinands Vogtbarkeit bei dem verbleiben sollen, „was unser Vetter (Erzherzog Karl II.) ihnen in Religions- und Profansachen bewilligt“. Nach Beseitigung weiterer Schwierigkeiten wurde endlich am 19. März die Huldigung geleistet.

Auch diese Schrift Loserths, die mit 17 Beilagen (Actenstücken) versehen ist und als ein wichtiger Beitrag zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der innerösterreichischen Länder bezeichnet werden muss, beruht durchwegs auf neuem Materiale: auf den Verfügungen der Regierungsbehörden, den Berichten des Nuntius am Grazer Hofe und anderer sowie auf den Landtagsverhandlungen.

Die Beziehungen der steiermärkischen Landschaft zu den Universitäten Wittenberg, Rostock, Heidelberg, Tübingen, Straßburg u. a. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Festschrift der Universität Graz aus Anlass der Jahresfeier am 15. November 1898, von Dr. Johann Loserth, o. ö. Professor der allgemeinen Geschichte. Graz, Leuschner u. Lubenskys Universitäts-Buchhandlung 1898. 124 SS.

Diese Festschrift schließt sich enge an Loserths Werk: „Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im 16. Jahrhundert“ an, das auch in unserer Zeitschrift angezeigt wurde. Sie besteht aus zwei Theilen: im zweiten werden 142 Schriftstücke, zumeist Briefe, ganz oder im Auszuge mitgetheilt, die sich auf den Verkehr der Landschaft mit den genannten Universitäten oder deren Angehörigen beziehen; im ersten Theile der Arbeit gibt Loserth auf Grund dieser Briefe eine kurze Geschichte der Beziehungen der Landschaft zu den erwähnten Hochschulen. Davon hatte man allerdings schon Kenntnis, aber L.s Mittheilungen ergänzen diese in sehr erfreulicher Weise. Die Land-

schaft trat im Jahre 1565 in Verkehr mit der Universität Wittenberg, um gute Geistliche zu erhalten, dann auch mit anderen Hochschulen, als der Bedarf an Geistlichen und Lehrern größer wurde. Von Rostock wurde 1573 David Chyträus berufen, der in Graz jene Kirchenordnung ausarbeitete, die von den Ständen auf dem Generallandtage von Bruck 1578 für die Länder Steiermark, Kärnten und Krain vorgeschrieben wurde. Mit Heidelberg herrschte lange ein reger Verkehr: von dort kam der Prädicant Dionys Wiedemann, der im Ennsthal wirkte; der Universität überließen die Stände ihren Schulrector Philipp Marbach, der ihnen nachmals mehrere seiner Schriften übersandte. Von Tübingen wünschte man den Nicodemus Frischlin zu erhalten, aber der Herzog Ludwig von Württemberg erklärte, dieses berühmten Mannes nicht entrathen zu können. Andere Tübinger jedoch gewannen die Stände für ihre Landschaftsschule. Eine bedeutende Correspondenz führten die Stände mit dem Tübinger Kanzler Andreä, der ihnen seinen Rath auch zur Zeit der Verfolgung der Protestanten nicht vorenthielt. Er ermahnte sie immer zur Geduld und belehrte sie, dass man sich mit Gewalt nicht gegen die Obrigkeit auflehnen dürfe; denn „ob man wohl Gott mehr gehorchen müsse als dem Menschen, so sei man doch verpflichtet, in allen politischen Dingen der Obrigkeit zu gehorchen". Dazu macht Loserth die Bemerkung: „Diese Rathschläge wurden im Steierlande getreulich befolgt und alle Versuche eines gewaltsamen Widerstandes, wie er sich namentlich unter den Bauernschaften im steierischen Oberlande kund gab, von den Predigern der eigenen Confession und nicht weniger vom Herren- und Ritterstande niedergehalten. Im Jahre 1587 hätte es nur der Mitwirkung dieser beiden Kräfte bedurft, und die Frage um die kirchliche Gestaltung im Lande in der nächsten Zeit wäre mit Blut und Eisen gelöst worden". Auch über Kepler und die steierischen Stipendiaten sowie über andere Studierende bietet L. einige Mittheilungen, wobei er auch die Stammbücher herbeizieht, welche die Lehrer, Geistlichen und Adeligen von den Universitäten, die sie besucht hatten, nach Hause brachten. Der rege Verkehr der steierischen Landschaft mit den deutschen Universitäten hörte mit dem Jahre 1598 auf, da damals das protestantische Schul- und Kirchenministerium durch Ferdinand II. aufgehoben wurde.

Graz. F. M. Mayer.

Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter von Karl Limprecht. Im Selbstverlage des Verfassers, Elberfeld (Hofkamp 16). 41 SS. Preis 1 Mk.

Der Verf. dieses Büchleins nimmt die Gothik trotz ihres Ursprunges und ihrer ersten Ausbildung in Frankreich für den deutschen Volksgeist in Anspruch. Die gothische Baukunst ist

ihm ein Erzeugnis des altgermanischen Kunstcharakters, den er in Kürze schildert. Die Spitzbogenconstruction, die sich auch schon im Orient findet, ist nur die technisch-nothwendige Vorbedingung, nicht der Kern der originalen Kunsterscheinung der Gothik, in der sich die innerste deutsche Religiosität mit Drang nach Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit der Formgebung bis ins Überladene und Chaotische kundgibt. L. unterscheidet drei Kunstzeitalter, nämlich ein architektonisches, plastisches und malerisches. Das architektonische Zeitalter umfasst die gesammte altorientalische Kunst und wird gekennzeichnet durch das Herrschen der Masse über die Form. Das plastische Zeitalter, welches die griechische, römische und ältere romanische Kunst nach L. umfasst, wird charakterisiert durch die Einheit zwischen Form und Masse und trägt die Erscheinung des Edlen, Maßvollen und Vornehmen an sich. Im malerischen Zeitalter, das bei den Germanen auftritt, herrscht die Form über die Masse. L. dehnt dieses Malerische, das er besonders im Kölnerdom und in den deutsch-mittelalterlichen Christusdarstellungen bewundert, auch auf Shakespeares Dichtungen und auf Richard Wagners Musik aus, in welcher der germanische Kunstcharakter ebenso in vollste und gigantische Erscheinung tritt wie im Mittelalter in der deutschen Gothik. L. verlangt in unserer modernen Literatur das urdeutsche volksthümliche Wesen, welches er vor allen in Kleists, Grabbes, Frd. Hebbels und in Bleibtreus mit Unrecht verkannten Dichtungen preist. Goethes Faust, Schillers Tell und Siegfried sind ihm die ureigensten unvergänglichen Gestalten deutschen Heldenthums. Mit einer für den Titel der Schrift befremdenden Ausführlichkeit wird über Gerhard Hauptmann, vor allem über dessen „Einsame Menschen“ und über die Hauptperson in dieser Dichtung, Joh. Vockerath, gesprochen. L. vermisst bei Gerh. Hauptmann volksthümliche Tiefe und nationale Kraft. Hauptmann ist ihm ein Repräsentant des haltlosen, modernen, internationalen Naturalismus, der nur eine äußere Technik ohne fruchtbaren Kern besitzt. Nur in der „Versunkenen Glocke“ hat Hauptmann nach L. einen Weg betreten, der ihn zur nationalen und geistigen Vertiefung führen kann.

Man sieht aus dem Gesagten, dass L.s Büchlein recht viel „Kunstphilosophie und Vernunfturtheile“ enthält, welchen freilich die sachliche Begründung des „Theoretikers, Technikers und Kritikers“ völlig fehlt. Wir wollen und können die Sonde des Kritikers hier nicht anlegen, müssen aber hervorheben, dass uns die Polemik L.s gegen den französischen Kunstcharakter der Gothik nicht unbeachtenswert erscheint. Aus der Entstehung und Ausbildung der Gothik in Isle de France, dem alten Königsboden Frankreichs, folgt keineswegs, dass die Gothik nach Viollet le Duc und Woltmann ein Erzeugnis des französischen Volksthums oder gar eine französische, zur Herrschaft gelangte Mode sei. Die Gothik, welche nach Gonses eingehenden Darstellungen sich an

einer Reihe von kleinen Bauten noch vor Sugers Vollendung der Basilika von St. Denis im Domaine Royal in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entfaltete, scheint in ihren Formen vollendet gewesen zu sein, bevor das französische Wesen in diesen Gegenden im Volkscharakter zur vollen Durchbildung gekommen war. Man vergleiche darüber „Kraus, Geschichte der christlichen Kunst" 1897, II 1, S. 161 f. Wenn das fränkische Element damals wirklich in Francien, der Heimat der Gothik, in den gebildeten Kreisen das Herrschende war, so kann man die Gothik mit Recht einen fränkisch-germanischen Stil nennen, der in Deutschland durch die vollendete Ausbildung des gothischen Thurmes den Höhepunkt der Entwicklung erreichte. L. weist mit Recht S. 19 auf das nordische Gepräge des gothischen Thurmes hin, den er mit der nordischen Tanne vergleicht. Auch darin, dass die Gothik in Spanien und Italien nur dort wahrhaft auftrete, wo germanische Völkermischung vorhanden war, liegt etwas Wahres, obgleich die neuesten Forschungen Enlarts gezeigt haben, dass in Italien nicht die Franciskaner von Assisi aus, sondern die Cistercienser zuerst in Fossanuova von Burgund her die Gothik einführten. Diese Mönche und die volksthümlichen Orden der Franciskaner und Dominikaner waren überhaupt die Pionniere der Gothik in fremden Ländern. In England und Deutschland hat sich auch die Gothik am längsten behauptet und die tiefsten Wurzeln gefasst, während sie in Frankreich schon nach Philipp dem Kühnen 1270 von ihrer Höhe herabsteigt.

Das Gesagte möge genügen, um zu zeigen, dass L.s Annahme vom germanischen Kunstcharakter der Gothik Beachtung verdient. Neu oder originell ist übrigens diese Anschauung nicht. Darüber sei auf „Kraus, Geschichte der christlichen Kunst" II 1, 149 f. verwiesen. Hingegen ist L.s Schrift eigenartig, dass der Verf. in der germanischen Kunst drei Erscheinungsformen unterscheidet, von denen die erste als religiös-innerliche in der Gothik, die zweite als volksthümlich-bürgerliche in der niederländischen Malerei auftritt, während die dritte, rein menschliche auf nationaler Grundlage mit dem englischen Volkstheater beginnt und in Shakespeares Dichtungen die höchsten Triumphe feiert. Und nun zum Schlusse. L.s Büchlein wendet sich an das deutsche Volk und ist nicht als wissenschaftliche Broschüre, sondern als anregende, ästhetische populäre Lectüre zu bezeichnen. Frisch und lebendig geschrieben, erfüllt es in dieser Hinsicht seinen Zweck.

Klagenfurt. Dr. Franz G. Hann.

Meyers Hand-Atlas. 2., neubearb. u. verm. Aufl. mit 112 Kartenblättern, 9 Textbeilagen und Register aller auf den Karten verzeichneten Namen. Leipzig u. Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts 1899. gr. 8°, in 38 Lieferungen zu je 30 Pf. (Gesammtpreis 11 Mk. 40 Pf.)

Meyers Hand-Atlas, der schon in der 1. Auflage infolge seines reichen Inhaltes und seines handlichen Formates sich recht brauchbar erwiesen hat, erscheint nunmehr in gänzlich umgearbeiteter neuer Auflage. Von dem ganzen, auf 38 Lieferungen veranschlagten Kartenwerke liegen bis jetzt acht Lieferungen vor, die sich als eine durchaus umsichtige und gründliche Neubearbeitung darstellen und ein prächtiges Werk versprechen. Die neue Auflage soll um 12 Karten und ein vollständiges Register aller darin verzeichneten Namen bereichert werden. Größere Sachrichtigkeit, größere Sauberkeit in Terrainzeichnung und Schrift, bestimmter hervortretende politische Grenzen sind im allgemeinen ihre Vorzüge. Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich werden dem Umfange nach in hervorragender Weise berücksichtigt, da ihnen allein 45 Blätter gewidmet sein sollen. 7 Karten sind in diesen acht Lieferungen ganz neu eingefügt, und zwar: Bayern (nördlicher Theil), die Nord- und Südpolarländer, die Nordost-Staaten der Union, Kaukasien, Kamerun und das mittlere Russland. 5 Karten sind vollständig neu bearbeitet, während die übrigen nur größere oder geringere Verbesserungen aufweisen.

Die erste Auflage brachte Bayern nur auf einem einzigen, noch dazu wenig ansprechenden Blatte; nun ist das Land in zwei Theile zerlegt, von denen der nördliche die 1. Lieferung als Nr. 26 einleitet und als ganz vortrefflich bezeichnet werden muss. — Die geologische Karte von Deutschland (Nr. 8) hat eine gründliche Umgestaltung erfahren. In den Alpen erscheint vielfach die Trias an Stelle der Juraformation; während auf der früheren Karte in den österreichischen Alpen vom grauen und grünen Schiefer überhaupt nichts zu finden war, werden ihm in der neuen Auflage am Inn, an der Salzach, an der Enns usw. bedeutende Gebiete eingeräumt. Desgleichen sind die jungvulcanischen Gebilde in größerer Vollständigkeit aufgeführt, wie z. B. die Basaltmassen bei Troppau; dagegen fehlt noch immer das große Steinkohlengebiet von Mähr.-Ostrau. — Auf der vielfach verbesserten Weltverkehrskarte (Nr. 2) ersieht man die starke Zunahme der deutschen Schiffahrtslinien; auffallenderweise aber wurde die Linie nach Samoa nicht mehr eingezeichnet. — Wenn wir uns auch an ein New-York u. dgl. bereits vollständig gewöhnt haben, so sind wir hoffentlich doch noch weit entfernt, die Schreibung North- und South-Carolina in einem deutschen Atlas für nothwendig zu finden, wie wir es auf der sonst prächtigen Karte der Nordost-Staaten der Union (Nr. 10) lesen. — Auf Karte Nr. 46 (Böhmen, Mähren, Österr.-Schlesien) sind bezüglich der angrenzenden Länder mehrfache Ver-

sehen stehen geblieben. Statt Eggenberg (in Niederösterreich) sollte es Eggenburg, statt Leisserberge — Leiserberge, statt Kramau (am Kamp) — Krumau heißen; die Bezeichnung „Machland" für die Zwettlergegend ist dem Ref., obwohl er ein geborner Waldviertler ist, doch neu. — In der reich mit Gipfelnamen und Zahlen versehenen Höhenschichtenkarte der Alpen (Nr. 6) erscheinen unter anderen neu der Cevedale, der Monte Cristallo, die Mendel usw., dagegen irrthümlich: Hohewar st. Hochnarr, während der vielgenannte Sonnblick weder hier noch auf der Karte Tirols (Nr. 45) eingetragen ist. Etwas verfrüht ist wohl auch die Einzeichnung der Bahn auf den Jungfraugipfel. — Auf der Karte von Schleswig-Holstein (Nr. 20) wurde das dänische und das gemischtsprachige Gebiet durch die Farbe kenntlich gemacht, auf der politischen Karte Europas (Nr. 5) die Scheidung Bulgariens von Ostrumelien durch die Farbe fallen gelassen, die Fär Öer aber irrthümlich in der Farbe Englands aufgeführt. — Przemysl hätte auf Karte Nr. 47 gleich Krakau als moderne Lagerfestung mit den umgebenden Forts bezeichnet werden sollen. — Vollständig neu bearbeitet und gründlich verbessert sind die Karten China und Japan (Nr. 87), Bosnien und Montenegro (Nr. 49) und Griechenland (Nr. 72). Auf der der letztgenannten beigegebenen Nebenkarte: „Nördlicher Theil von Böotien und Attica" ist die Überschrift jedenfalls schlecht gewählt; richtiger hieße es allenfalls: Böotien und der nördliche Theil Atticas. Während die Schreibweise der Namen auf der Karte Bosniens und Montenegros früher deutsch war, sind jetzt die slavischen Zeichen verwendet. Nicht dieselbe Folgerichtigkeit beobachtet man auf der Karte von Krain und Küstenland (Nr. 44). Hier wurde z. B. aus dem Flüsschen Reczina ein Retschina, aus Csaule ein Tschaule, aus Tschitscherboden zwar ein Tschitschenboden, aber mit Beibehaltung der deutschen Schreibart. Auf derselben Karte sind neu eingetragen eine ganze Reihe von Alpenschutzhütten, wie die Deschmann-, Baumbach-, Maria Theresienhütte des Triglavgebietes, während sie auf der freilich in etwas kleinerem Maßstabe vorgeführten Karte Tirols gänzlich fehlen.

Durch diese nicht gerade belangreichen Ausstellungen soll das Verdienst der fachmännischen Bearbeitung und der Verlagshandlung nicht geschmälert werden; beide verdienen vielmehr für die Ausgestaltung des schönen Werkes uneingeschränkt Dank und Anerkennung.

Nussdorf am Attersee. L. Weingartner.

Theoretische Physik von Dr. Gustav Jäger, Professor der Physik an der Universität in Wien. Sammlung Göschen. 3 Bändchen à 48 kr. 1898—1899.

Das schwer zugängliche Gebiet der theoretischen Physik hat in jüngster Zeit manche zusammenfassende Behandlung zu dem Zwecke erfahren, um die Einführung in diese Wissenschaft zu erleichtern und „auf beschränktem Raume", wie Wiedemann in der Einleitung zu Christiansens Elementen der theoretischen Physik sagt, „die wichtigsten Lehren dieses Gebietes soweit zu entwickeln, dass es nach Durcharbeiten derselben möglich ist, Originalarbeiten, die nicht gerade allzu specielle Probleme betreffen, zu verstehen." Diesem Zwecke dient auch das vorliegende Werk, dessen Standpunkt am besten wohl dadurch charakterisiert ist, dass der Verf. zur Weiterbildung unter anderem auch auf Christiansens Elemente verweist und den Studierenden zur „Vorbereitung und Erleichterung des Studiums der oft nur zu schwer verständlichen Vorlesungen" behilflich sein will.

Aus der Anlage und Durchführung der einzelnen Capitel ist ersichtlich, dass das Werk aus dem Bedürfnisse des Unterrichtes hervorgegangen ist und diesem in meisterhafter Form gerecht wird. Als Schüler des unvergesslichen Stefan hat der Verf. den „Ton" dieses Altmeisters des Vortrages in frappierender Weise zum Ausdruck gebracht und ist, seinem Vorbilde getreu, auch an minder wichtig scheinenden Punkten nicht achtlos vorübergegangen, wohl wissend, dass gerade diese dem Anfänger große Schwierigkeiten bereiten und, einmal dunkel geblieben, Unsicherheit im ganzen Gebiete erzeugen.

Das erste Bändchen behandelt auf 155 Halboctavseiten die Mechanik und Akustik, das zweite auf 156 Seiten Licht und Wärme, das dritte auf 146 Seiten Elektricität und Magnetismus.

Trotz des knappen Raumes und der durchsichtigen Anordnung und Darstellung des Stoffes wird man nichts Grundlegendes vermissen, vielmehr manches behandelt finden, was in den Lehrbüchern gewöhnlich übergangen wird, wie z. B. die Anwendung der Gleichungen für die relative Bewegung zur Bestimmung des Einflusses der Erddrehung auf den Fall, den Wurf, die Horizontalbewegung und den Foucault'schen Pendelversuch.

Während Christiansen die Optik auf Grund der elektromagnetischen Lichttheorie behandelt, hat der Verf. dieses Gebiet ausgeschieden und vorgezogen, „alle jene Begriffe, welche in concreten Fällen immer wieder auftauchen, so wiederzugeben, dass sich der Studierende deren Handhabung leicht aneignen kann". An die Wärmeleitung und die mechanische Wärmetheorie reiht sich die kinetische Theorie der Gase an, die mit der Bestimmung der Größe der Molecüle nach Loschmidt endet.

Als eine vorzügliche Einführung in die moderne Anschauungsweise über Elektricität präsentiert sich das dritte Bändchen, das

nach der Darstellung der elektrischen und magnetischen Wellen durch die Maxwell'schen Grundgleichungen mit der Angabe derjenigen zwei Umstände abschließt, die Maxwell zur Aufstellung seiner epochemachenden elektromagnetischen Lichttheorie geführt haben.

In formaler Hinsicht stellt sich das Werk in musterhaftem Gewande dar. Definitionen, Worte, auf denen der Nachdruck liegt, und die in Worte gefassten Resultate sind in gesperrten Lettern gedruckt, so dass man die Empfindung hat, den Vortragenden sprechen zu hören. Es wäre sehr wünschenswert, wenn die Lehrbücher der Physik für Mittelschulen an diesen scheinbar äußeren Formen nicht achtlos vorübergiengen. Die gesammte Anordnung ist klar, die Figuren sind sehr sauber ausgeführt, die Formeln treten deutlich hervor, so dass die äußere Form die Klarheit und Fasslichkeit der Diction zu einem harmonischen Ganzen vervollständigt und dadurch einen erquickenden Eindruck hervorbringt.

Reichenberg. L. Schöngut.

Lehrbuch der Chemie und Mineralogie für den Unterricht an Mittelschulen von Dr. A. Lipp, Professor an der kgl. technischen Hochschule in München. Mit 127 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Spectraltafel. München u. Leipzig, Wolff 1898.

Von den 348 Seiten des durchaus schön ausgestatteten Buches entfallen 261 auf anorganische Chemie, 23 auf Mineralogie, 55 auf organische Chemie, die übrigen auf das alphabetische Sachregister. Das Buch ist der neuen, vom kgl. bayr. Staatsministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten erlassenen Schulordnung für Realschulen angepasst, „dürfte sich aber auch für den Unterricht an anderen Mittelschulen eignen“.

Im allgemeinen Theile werden nur die allernöthigsten theoretischen Vorstellungen und Begriffe erläutert. Diese gut geschriebene Einleitung umfasst circa 20 Seiten.

Die abgehandelte Stoffmenge entspricht, wenigstens im anorganischen Theile, etwa dem für die 5. Classe unserer Realschulen vorgeschriebenen Pensum, geht stellenweise auch etwas darüber hinaus. Die behandelten chemischen Processe werden durchwegs sehr gut erklärt; die zu ihrer schriftlichen Darstellung verwendeten chemischen Gleichungen werden sehr oft in der Weise aufgeschrieben, dass rechts vom Gleichheitszeichen nicht sofort die Endproducte, sondern, soweit sie bekannt sind, die ersten Zerfallproducte und erst zum Schlusse die Endresultate der Einwirkung angegeben werden. Es ist dies ein Verfahren, das vom pädagogischen Standpunkte keineswegs zu unterschätzen ist! Für stöchiometrische Aufgaben werden Übungsbeispiele in genügender Menge geboten. Fremde Namen werden an Ort und Stelle recht

gut erklärt; die der griechischen Sprache entlehnten Worte sind mit lateinischen Lettern geschrieben. Die Erkennung der Körper wird zwar kurz, aber doch ganz ausreichend behandelt; bei den Metallen sind die Erkennungsarten im Kleindruck gegeben. Dass bei den Vorkommnissen der Minerale (Erze) zuerst die Heimat und dann erst die ferner liegenden Fundstätten Berücksichtigung finden, kann nur gebilligt und als nachahmenswert bezeichnet werden.

Die Ausführung der Versuche wird nicht besonders hervorgehoben, sondern recht geschickt in den laufenden Text eingeschaltet. Ab und zu finden sich auch Skizzen von Apparaten, die zu ihrer Ausführung Verwendung finden, und Angaben von Vorsichtsmaßregeln, die hierbei nicht außeracht gelassen werden dürfen.

Die circa sechs Seiten umfassende Einleitung in die organische Chemie beschäftigt sich allzusehr mit Schematisierung, concrete Beispiele wären viel wichtiger. In der organischen Chemie geht überhaupt jedem Abschnitte eine schematische Darstellung des Inhaltes voraus, d a n n erst folgt die Betrachtung einzelner Vertreter der betreffenden Verbindungen. Auf der in Frage kommenden Unterrichtsstufe ist diese Methode gewiss nicht empfehlenswert. In der organischen Chemie ist der Kleindruck in recht ausgiebigem Maße in Anwendung gebracht. Die organischen Verbindungen werden nach h o m o l o g e n Reihen durchgenommen. Von aromatischen Körpern sind im allgemeinen nur die allerwichtigsten herausgegriffen und dieselben kurz, aber sachgemäß besprochen.

Im besonderen ist zu erwähnen: Die innige Anlehnung an die Physik bei Ableitung der Grundbegriffe. Die öftere Wiederholung bereits beobachteter Thatsachen von dem jeweiligen Standpunkte der Erkenntnis. Die eigenthümliche Art der Ausführung der Tabelle der Elemente, in der trotz alphabetischer Anordnung mit einem Schlage Nichtmetalle und Metalle geschieden und von letzteren wieder die wichtigsten besonders hervorgehoben werden. Der nur in den knappsten Zügen und mit den unumgänglich nothwendigen Strichen skizzierte Process der Schwefelsäuredarstellung; hierbei sind alle Nebenprocesse, mögen sie im Großbetriebe noch so wichtig sein, weggelassen. Ref. steht nicht an, dieses Capitel in Ansehung aller Bücher, die ihm bisher vorgelegen haben, als am besten und für die Schule am brauchbarsten geschildert zu bezeichnen.

Recht gut sind die Abschnitte über Wertigkeit, über empirische und Constitutionsformeln, über gesättigte und ungesättigte Verbindungen sowie über Säuren, Basen und Salze, und zwar hauptsächlich auch deshalb, weil hierbei im bisherigen Unterrichtsgange wirklich gemachte Erfahrungen als Grundlage für die Feststellung der Begriffe benützt werden. Die Unzulänglichkeit der Unterscheidung von Metalloiden und Metallen wird mit einigen treffenden Bemerkungen charakterisiert. Der Abschnitt über „allgemeine Eigenschaften der Metalle“ ist über alles Lob

erhaben. Die Frage bleibt nur, ob nicht doch manches darin Gesagte lieber in den speciellen Theil zu verweisen wäre. Das Verhalten des von Kalium aus Wasser abgeschiedenen Wasserstoffes an der Luft sowie der Antheil, den das Kalium bei der Färbung der Wasserstoffflamme wirklich hat, wird völlig richtig angegeben, was in vielen Büchern leider nicht der Fall ist. Die wenigen, mehr technischen Dinge, die zur Besprechung gelangen, werden sehr sachgemäß, aber ohne jedes Eingehen in Einzelheiten behandelt. Als ein etwas gewagtes Beginnen erscheint es, die Darstellung von Nickel so ausführlich zu behandeln. In mancher Richtung gilt dieses auch von der Darstellung des Eisens. Das periodische System der Elemente ist am Schlusse der anorganischen Chemie besprochen.

Die Namengebung ist durchwegs modern. Wenn ab und zu bei wichtigen Körpern neben den modern wissenschaftlichen auf ältere Bezeichnungen zurückgegriffen wird, so werden dieselben recht gut erklärt.

Das mit „Mineralogie" überschriebene Hauptstück füllt, wie schon erwähnt, nur 23 Seiten. Darin wird bloß die sogenannte „allgemeine" Mineralogie (Form der Minerale, Spaltbarkeit und Bruch, Härte, specifisches Gewicht, optische Eigenschaften usw.) besprochen; das über „specielle" Mineralogie hier Gebotene beschränkt sich auf eine classen- und ordnungsweise Aufzählung der wichtigsten Mineralkörper, deren besondere Behandlung, wenn auch nicht ausnahmslos, im chemischen Lehrpensum in kurzer, aber guter Charakteristik untergebracht worden ist. Recht wünschenswert wäre hierbei die ausgiebigere Verwendung guter Abbildungen. In der Krystallographie könnte man mit den Weiß'schen Flächenzeichen wohl das Auslangen finden; von der Naumann'schen Bezeichnungsweise sollte füglich abgesehen werden. S. 17 werden Sprudelstein und Erbsenstein dem „krystallinischen Calcit" zugezählt und ebenda wird der lithographische Stein von Solenhofen dichter Calcit genannt. S. 133 wird beim Bergkrystall angegeben: „Abgerundet in den Flüssen als Geröll, heißt er Rheinkiesel". S. 264 heißt es: „Ihrer Form nach treten die Mineralien entweder krystallisiert oder in Krystallen und amorph oder gestaltlos auf." Hierbei ist des „krystallinischen" Vorkommens ganz vergessen worden, gleichzeitig aber in Anwendung der Conjunctionen ein kleines Versehen unterlaufen.

Die aufgenommenen Abbildungen sind meist klar gehalten und recht gut beschrieben; nur die wenig gefällige Art ihrer Ausführung berührt etwas eigenthümlich. Fig. 4 sollte am Steigrohre einen Abflusshahn bringen. Fig. 56, einen „continuierlichen" Kalkofen darstellend, ist nicht sehr belehrend. In Fig. 91 wäre eine bessere Wiedergabe des zum Octaeder in Parallele gestellten Tetraeders wünschenswert. Fig. 115, welche die Combination eines Brachydomas und eines makrodiagonalen Flächenpaares versinn-

lichen soll, ist ganz missrathen. In Fig. 124 verlangt das mikroskopische Bild der Kartoffelstärke entschieden eine etwas bessere Ausführung.

In sachlicher Hinsicht fordern folgende Stellen eine Verbesserung: S. 26, A. 5: „Es wird (in den Lungen!) der Kohlenstoff zu Kohlensäureanhydrid oxydiert und dieses ausgeathmet." S. 40, A. 2: „Außerdem kommt das Wasser auch in einigen(!) Körpern gebunden vor". S. 41, A. 1: „Man nennt eine solche Lösung eine gesättigte oder auch eine concentrierte." S. 43, A. 5: „Die neben den Krystallen noch vorhandene Lösung nennt man Mutterlauge." S. 51, A. 3: „Stickstoffoxydul ist ein Gas von schwachem Geruch." S. 57, A. 2: „Staub lässt sich leicht beobachten, wenn Sonnenstrahlen in ein Zimmer fallen." Das S. 91, A. 6 über die Wertigkeit des Schwefels Gesagte ist mit den daneben niedergeschriebenen Constitutionsformeln nicht durchaus in Einklang zu bringen. S. 96, A. 2: „Die schwedischen .... Zündhölzchen gründen sich auf die Thatsache, dass rother Phosphor beim Zusammenreiben mit etwas Kaliumchlorat sich entzündet." S. 102, A. 3: „Arsentrisulfid wird verwendet zur Erkennung von Arsenverbindungen." S. 141, A. 4: „Werden Schwefelblumen mit Quecksilber zusammengerieben, so entsteht schwarzes Schwefelquecksilber." S. 180, A. 1: $BaSO_4$ „dient zur Erkennung von Baryumverbindungen, andererseits von Schwefelsäure und Sulfaten." S. 182, A. 3: $(NH_4)MgPO_4 + 6aq$ ... „benützt man zum Nachweis des Magnesiums", ähnliches S. 183, A. 5: „Magnesium kann mittelst des Ammoniummagnesiumphosphates nachgewiesen werden." S. 233, A. 4: „PbS dient einerseits zum Nachweis von Blei, andererseits von Schwefelwasserstoff." S. 233, A. 5: $PbSO_4$ „kann ebenfalls zum Nachweis des Bleies benützt werden." S. 150, A. 2: „Der schwache Kohlensäurerest kann gleichsam die stark basischen Eigenschaften des Kaliumhydroxyds nicht ganz neutralisieren." S. 173, A. 4: „Im dichten und erdigen Zustande heißt er Phosphorit." NB.: Viele Phosphorite sind weder dicht noch erdig. S. 174, A. 4: „Nach Plinius soll das Glas von den Phöniziern zufällig entdeckt worden sein, es war aber schon vor jener Zeit (vor welcher Zeit? Ref.) den Ägyptern bekannt." S. 175, A. 5: „Bei Herstellung von Bleigläsern geht man von Bleioxyd oder Mennige aus." S. 177, A. 3: So wird das Glas „durch Eisenoxydsilicate gelbgrün gefärbt". S. 195, A. 4: Bimsstein ... „der grau von Farbe ist und sich scharf anfühlt". S. 197, A. 2: „Gemeiner Granat (Grossular)." S. 198, A. 5: „Brauneisenstein ist licht gelbbraun bis ockergelb." NB. Es kommen doch auch schwarze Stücke vor! S. 212, A. 6: „Ferrocarbonat, $FeCO_3$, kommt auch in manchen kohlensäurehältigen Mineralwässern vor." NB. $FeCO_3$ kommt darin wohl nicht vor! S. 213, A. 2: „Das Eisenoxyd bildet ein roth-

braunes Pulver." S. 266, A. 1 wird behauptet, dass bei der „Bestimmung" des Achsenkreuzes letzteres immer, auch bei vier Achsen, so aufgestellt wird, dass die dritte Achse von vorn nach rückwärts geht." S. 276, A. 12: „Die geneigte Achse *a* fällt auf den Beschauer zu." S. 280, A. 7: „Die Farbe des Schwefelkieses ist immer messinggelb." S. 804, A. 5: „Reine Essigsäure erstarrt bei 16·5° C zu einer eisähnlichen Masse." S. 837, A. 1: „Oxydation des Luftsauerstoffes" (statt „Oxydation mit Luftsauerstoff").

Von Definitionen sollten folgende abgeändert werden: S. 25, A. 2: „Die Vereinigung eines Elementes oder überhaupt eines Körpers mit Sauerstoff nennt man eine Oxydation, die entstandene Verbindung ein Oxyd." (Nennt man Na_2SO_4 auch Oxyd des Na_2S? Ref.) S. 5, A. 4: „Elemente sind Körper, aus denen man bis jetzt keine verschiedenartigen anderen Substanzen mehr darstellen kann." S. 263, A. 2: „Die Lehren von den Gesteinen heißt Gesteinslehre oder auch Geognosie." S. 280, A. 2: Die für das specifische Gewicht gegebene Definition ist diejenige für Dichte. S. 279, A. 1: „Treten beim Zerbrechen ... Flächen auf, die Krystallflächen parallel oder damit identisch sind, so nennt man diese Eigenschaft Spaltbarkeit." S. 278 sollte bei den Begriffen „krystallinisch" und „dicht" nicht von Krystallflächen gesprochen werden. Dass man als „derb" (S. 278, A. 6) „krystallinische, dichte oder amorphe Mineralien etwa in Stücken von Nussgröße" bezeichnet, ist neu.

Der Vortrag ist fast durchwegs klar, ohne jeden Schwulst; die deutliche Sprache thut besonders wohl bei Darlegung theoretischer Dinge. Stilistische Härten finden sich nur an folgenden Stellen: S. 15, A. 1: „Jene Zahl, welche uns ausdrückt, wievielmal schwerer ein Molecül als 1 Atom Wasserstoff ist." S. 16, A. 2: „... so muss es mit ... 28·86 vermehrt werden." S. 26, A. 1: „Glühende Kohlen auf einer Metallplatte erlöschen alsbald." S. 29, A. 2: „... es entsteht ein Säureanhydrid, da man überhaupt Verbindungen, die unter Wasserabspaltung aus anderen gebildet werden, als Anhydride bezeichnet." S. 30, A. 4: „Man benützt das Ozon zum Bleichen und stellt es dann durch elektrische Entladung her." S. 80, A. 1: „im zweitleichtflüssigen Zustande befindlicher Schwefel." S. 156, A. 2: „... ferner als unentbehrliches Gewürz für Menschen und Thiere. Für letzteren Fall wendet man das steuerfreie Viehsalz an." S. 174, A. 6: „Natronglas ... ist ... leichter angreifbar und schmelzbar als die vorige Glassorte." S. 175, A. 3: „Bleiglas ... ist leichter angreifbar und schmelzbar als die anderen Glassorten." S. 175, A. 5: „Meistens setzt man dem Glassatz auch noch Glasabfälle, Glasscherben hinzu. Es wirkt dann das Kieselsäureanhydrid auf die Carbonate ein." S. 180, A. 5: „Magnesium ist dehnbar und lässt sich zu Draht ausziehen, oder man kann letzteren zu Magne-

sinmband auswalzen.“ S. 196, A. 4: „Hornblende **ist vorzugsweise** kieselsaures Calcium, Magnesium und Eisen, **häufig auch Aluminium**.“ S. 215, A. 1: „Häufig begleitet es in geringen Mengen das Eisen in seinen Erzen, wie den Eisenspat.“ S. 232, A. 5: „Das Bleioxyd wird durch Erhitzen von Blei unter Luftzutritt oder von Bleicarbonat erhalten.“ S. 246, A. 2: „indem man es durch Leinwand filtriert oder Leder presst.“ S. 282, A. 6: „wie die natürlichen Edelsteine im Gegensatze zu denen aus Glas hergestellten.“ S. 295, A. 1 ist davon die Rede, dass die in Steinöl gelösten gasförmigen oder leicht vergasbaren Kohlenwasserstoffe mit Luft explosible Gemische geben würden; dann heißt es: „Daher muss es von diesen sowie auch von den hochsiedenden Kohlenwasserstoffen befreit werden.“ S. 299, A. 2: „Diese Säuren sind ausgezeichnet durch die Gruppe COOH, die man Carboxyl bezeichnet und daher die Säuren als Carbonsäuren.“ Ähnlich S. 303, A. 3.

An Druckfehlern finden sich nur circa 10 vor.

Das alphabetische Sachregister ist sehr ausführlich gearbeitet; bei den vielen vorgenommenen Stichproben wurden nur die im Buche berührten Gegenstände „Hartblei“ und „Japancampher“ im Register nicht aufgefunden.

Bei einer Neuauflage des Buches erscheinen dem Ref. noch folgende Änderungen als wünschenswert: S. 32, A. 1 sollte der Satz: „Kalium kann hiezu nicht verwendet werden“ wegbleiben, wenn nicht vorgezogen wird, einen Grund für diese Angabe geltend zu machen. S. 80, A. 1 wäre die Farbe des „plastischen“ Schwefels zu bezeichnen. S. 76 und anderwärts wäre die Bezeichnung „neutrale“ Salze, sofern sie für „normale“ Salze gesetzt ist, zu streichen. S. 57 könnte eine Angabe über Druck und Temperatur, bei denen Luft verflüssigt werden kann, umsomehr gemacht werden, weil dies bei anderen viel weniger wichtigen Stoffen geschieht. Anlässlich der Erkennung von Chlorwasserstoff (S. 65, A. 3) erwartet man eine Angabe über die leichte Löslichkeit von AgCl in Ammoniak, beim Scherbenkobalt (S. 99) eine solche über sein Auftreten in concentrisch übereinanderliegenden Schalen. Die Notiz über das Aräometer von Beaumé (S. 88, A. 1) würde gewiss nicht vermisst werden. S. 89 wären die sieben oberen Zeilen des 2. Absatzes umzugestalten. S. 123 sollte im rechten Theile der Gleichung lieber 2 FeS geschrieben und S. 146 gesagt werden, wo bei der Darstellung von Kalium das sich bildende Kohlenoxyd entweichen kann; aus Text und Abbildung ist dies nämlich nicht zu erkennen. S. 150, A. 3 wären an Stelle des Satzes: „Salpetersaures Kalium kommt an einigen Orten ... vor, so besonders in Ostindien, Ungarn und Ägypten“ genauere Angaben über das Vorkommen von Salpeter zu machen. S. 161, A. 3 und S. 163, A. 3 wäre „zum Löthen“ durch „beim Löthen“ zu ersetzen. S. 178 ff. sollte die Schreibung

„Baryum" anstatt „Barium" angewendet, ferner S. 194 die Fig. 66 mit Fig. 64 und Fig. 65, desgleichen S. 272 die Fig. 102 mit Fig. 99 und Fig. 101 in paralleler Stellung abgebildet werden. S. 225 könnte die wenig lehrreiche Fig. 75 und ebenso Abs. 5 (über den belgischen Ofen) ganz wegbleiben. Auch die Streichung der letzten Zeile des Abs. 1 auf S. 251 wäre erwünscht. S. 279, A. 1 sollten nicht nur für „vollkommen spaltbar" und „unvollkommen spaltbar", sondern auch für „spaltbar" schlechtweg Beispiele von Mineralen angeführt werden. S. 334, A. 3 wäre das Wort „einmal" zu streichen. Als letzten der Wünsche möchte Ref. den anbringen, bei den meisten der im Contexte behandelten Mineralen eine kleine Skizze eines häufig vorkommenden Krystalles des betreffenden Körpers einzuschalten; das würde zum Verständnisse der berührten Formverhältnisse der Körper wesentlich beitragen.

Nach des Ref. Meinung werden die Vorzüge des Buches nach Correctur der angegebenen kleinen Mängel und Erfüllung der angedeuteten Wünsche noch um vieles mehr hervortreten und seine Verwendbarkeit an Mittelschulen, an denen Chemie in Verbindung mit Mineralogie gelehrt wird, gewiss noch steigern.

Wien. Joh. A. Kail.

Der Unterricht der Naturgeschichte an der Volks- und Bürgerschule. Eine Methodik dieses Unterrichtes auf moderner Grundlage. Von Dr. Emanuel Witlaczil, Bürgerschullehrer in Wien. Wien, Alfred Hölder 1897.

Zunächst bringt der Verf. einen interessanten historischen Excurs über die Entwicklung des naturgeschichtlichen Unterrichtes in den modernen Schulen überhaupt und erörtert sodann die Aufgabe des Naturgeschichtsunterrichtes. Sehr richtig ist die Betonung der biologischen Verhältnisse, des Zusammenhanges zwischen Bau und Lebensweise der Thiere und der Abhängigkeit des Thier- und Pflanzenlebens von den äußeren Lebensbedingungen; auch die Bedeutung der Naturkörper für den Menschen wird beim Unterrichte wohl zu berücksichtigen sein; die Naturgeschichte bietet ferner ein sehr wichtiges Hilfsmittel für die formale Geistesbildung durch Übung der Sinne, des Unterscheidungsvermögens und der Urtheilskraft, wobei die für die Entwicklung der menschlichen Erkenntnis so bedeutungsvolle Induction stets zu berücksichtigen ist. Der naturgeschichtliche Unterricht enthält auch sehr schätzbare gemüthbildende Elemente, die zur Entwicklung der Naturliebe benützt werden sollen. Das nächste Capitel behandelt in sehr verständiger Weise die Auswahl und Vertheilung des Lehrstoffes in den einzelnen Jahrgängen und bietet auch eine diesbezügliche, sorgfältig zusammengestellte Mustertabelle. In dem

Capitel Lehrverfahren wird von dem heute wohl allgemein anerkannten und einzig richtigen Grundsatze ausgegangen, dass der naturgeschichtliche Unterricht stets an die Betrachtung der natürlichen Objecte zu knüpfen ist und nur in Ausnahmsfällen Abbildungen zulässig sind, die aber sehr correct, groß genug und farbig sein sollen. Es ist auch zu wünschen, dass das Prüfen an den Objecten oder mindestens an Abbildungen erfolge. Sehr richtig ist die Bemerkung, dass der Unterricht nie zu sehr in ermüdende Details sich einlassen soll. Gelegentlich sind auch sprachliche und culturelle Beziehungen zu erwähnen. Die Schüler sind mit allen Mitteln zur möglichsten Theilnahme an dem Unterrichte heranzuziehen, was am besten durch Anwendung der sokratischen Methode erzielt werden kann. Der Lehrer sehe darauf, dass in der zustande gebrachten Beschreibung durch die Schüler auch die nöthige Ordnung und Übersicht nicht fehle. In der Lehrbücherfrage würde sich der Ref. lieber auf den Dittes'schen Standpunkt stellen, wonach in der Volks- und Bürgerschule Lehrbücher der Naturgeschichte überhaupt ganz entbehrlich, ja vielfach sogar schädlich sind; der Lehrer kommt, abgesehen von allen übrigen hier nicht näher zu erörternden Misständen, bei Gebrauch eines Leitfadens oft in die unangenehme Lage, den Text und die häusliche Verwendung des Buches den Schülern erst noch erklären zu müssen. Es folgen sodann recht instructive Bemerkungen über die Auswahl und die Beschaffung der nothwendigen Lehrmittel. Hinsichtlich der sonstigen Hilfsmittel für den naturgeschichtlichen Unterricht scheint mir der Verf. den Wert der Schülerausflüge und „Lehrspaziergänge" ein wenig zu überschätzen, ganz abgesehen von den bedeutenden Schwierigkeiten, mit denen die rationelle Veranstaltung vieler und mannigfaltiger derartiger Spaziergänge in großen Städten verbunden ist. Solche didaktisch wirklich verwertbare Schülerausflüge sind wohl eine Lieblingsidee der theoretischen Pädagogik, aber in der Praxis, geradeso wie der Unterricht im Freien überhaupt, mit Erfolg kaum durchführbar. Dagegen halte ich die Aufstellung von Schaukästen in den Classenzimmern für äußerst wichtig, und die Anlage von „Schulgärten" für Unterrichtszwecke bei jeder Schule kann nicht dringend genug allen Schulmännern empfohlen werden.

Einige beachtenswerte Winke über die Fortbildung des Lehrers in den einzelnen Zweigen der Naturgeschichte sowie eine gute Zusammenstellung von Hilfsbüchern zu diesem Zwecke bilden den Schluss des von durchaus modernen wissenschaftlichen Anschauungen erfüllten, in jeder Hinsicht sehr empfehlenswerten Buches.

Wien. Dr. Franz Noë.

Franz Schleichert, Anleitung zu botanischen Beobachtungen und pflanzenphysiologischen Experimenten. Ein Hilfsbuch für den Lehrer beim botanischen Schulunterricht. Unter Zugrundelegung von Detmers »Pflanzenphysiologischem Praktikum« bearbeitet. 3., veränd. u. vielfach verm. Aufl. Langensalza, H. Beyer u. Söhne 1897. 8°, 177 SS. 64 Abbildungen im Texte. Preis 2 Mk. 25 Pf., geb. 3 Mk. 25 Pf.

Obwohl in unseren Mittelschulen auf die Vorführung pflanzenphysiologischer Experimente kaum gedacht werden kann, sei doch auf Schleicherts vortreffliches Buch hingewiesen. Weiß doch jeder Lehrer, welch außerordentlichen Nutzen wirklich gute Bücher zur Anstellung geeigneter, stets gelingender und leicht ausführbarer Experimente darbieten! Schleicherts Anleitung ist nun, wie auch die Wiederauflage beweist, eine vortreffliche Anleitung zur Anstellung botanischer Beobachtungen und insbesondere pflanzenphysiologischer Experimente und kann jenen Lehrern, welche die Mühe nicht sparen, die vorzutragenden Grundlehren der Ernährungs- und Wachsthumsvorgänge in der Pflanze mit einem packenden Experimente auszustatten, nur wärmstens empfohlen werden.

Dr. Emanuel Witlaczil, Praterbuch. Ein Führer zur Beobachtung des Naturlebens. Wien, A. Hölder 1897. 8°, 147 SS. Mit 35 Holzschnitten.

Wir haben in jüngster Zeit an dieser Stelle einiger Werke lobend gedacht, die für die Naturbeobachtung eine Lanze brechen, um den naturgeschichtlichen Unterricht zu beleben. Mit Freuden constatieren wir nunmehr, dass auch in Österreich gediegene Kräfte sich einsetzen, um diese einzig richtige Belebung der Naturgeschichte sofort durch inhaltsreiche Veröffentlichungen zu verkörpern. Eine derartige Publication ist Witlaczils Praterbuch, welches, von der gesunden Idee ausgehend, dass das Pflanzen- und Thierleben stets gemeinsam in der Natur zu beobachten ist, zwar nur an einer den Wienern wohlbekannten Stätte der Erholung zu eingehenden Naturbeobachtungen ansporat, nichtsdestoweniger aber auch für andere Örtlichkeiten dem Naturfreunde Belehrung und Aufklärung spendet. Nach den zwei ersten Capiteln über „die Gliederung und Bildungsgeschichte des Praters“ und der „Kennzeichnung der Flora und Fauna des Praters“ schildert der Verf. in lebendiger Weise das Wiedererwachen der Natur, den Frühlingsschmuck, die Entwicklungshöhe, die Sommerruhe, das Herbstkleid und den Winterschlaf der Natur und belebt seine ob ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit und Trefflichkeit gleich lesenswerten Ausführungen mit vortrefflichen Textfiguren.

Wir können somit diese bemerkenswerte Erscheinung unserer heimischen Literatur zugleich mit vollster Anerkennung für die Bestrebungen des Verf.s nur auf das wärmste allen Naturfreunden unserer Heimat empfehlen.

Julius Römer, Aus der Pflanzenwelt der Burzenländer Berge in Siebenbürgen. Herausgegeben von der Section »Kronstadt« des Siebenbürgischen Karpathen-Vereines. Wien, C. Graeser 1898. 8°, 119 SS. Mit 30 chromolithographischen Tafeln nach Aquarellen von Gottlieb Lehmann. Preis 2 fl. 50 kr.

Aus unseren Alpenländern kennt man mehrere Werke, welche uns die herrlichen Blumenschätze der Hochgebirgsregion schildern und den Text mit guten und auch schlechten Abbildungen begleiten. Anders steht es aber in den Karpathenländern. Wir entsinnen uns keines Werkes, das den Blumenschätzen dieses ausgedehnten Gebirges gewidmet ist und müssen sogar gestehen, dass die Mehrzahl der auf diesem Hochgebirge sich vorfindenden, oft herrlichen Kinder Floras nicht einmal in den wissenschaftlichen Werken eine Abbildung gefunden haben.

Umso erfreulicher erschien daher der Beschluss der Section „Kronstadt“ des Siebenbürgischen Karpathenvereines, der im August 1898 in Kronstadt tagenden Versammlung ein Werkchen vorzulegen, in welchem in Wort und Bild eine Anzahl und zwar 30 der interessantesten Kinder der siebenbürgischen Flora vorgeführt werden sollten. Prof. Römer entledigte sich dieser Aufgabe in mustergiltigster Weise, indem er für jede Pflanze gleich eine kleine, leicht verständliche Monographie lieferte, die dem Botaniker wie dem Gebirgsfreunde nach jeder Hinsicht Auskünfte über die abgebildeten Pflanzen darbietet. Der besondere Wert des Buches liegt aber auch in den meisterhaft ausgeführten Farbentafeln, die nach Naturtreue, künstlerischer Auffassung und Reproduction zu den besten gehören, die uns bekannt sind. Das elegant ausgestattete, dabei billige Büchlein führt sich somit in anerkennenswerter Weise in die botanische Literatur ein, bietet aber auch allen Gebirgsfreunden über die schönsten Gewächse der Burzenländer Aufklärung und wahren Genuss bei der Betrachtung der lebenswahren Abbildungen.

Prag. Dr. G. von Beck.

Die Kunst des psychologischen Beobachtens. Praktische Fragen der pädagogischen Psychologie von Dr. Oskar Altenburg. (II. Bd., 3. Heft der Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie von H. Schiller und Th. Ziethen. Berlin, Richter u. Reichhardt.)

Ein prächtiges Schriftchen aus der Feder eines gewiegten Schulmannes, der Herz und Kopf am rechten Flecke hat. Dasselbe ist so eigener Art, dass der im Unterrichte nur halbwegs erfahrene Lehrer sich beim Lesen desselben herzlich freut, wenn auch ein großer Theil dieser Schrift nicht gerade von den Lichtseiten unseres hehren Berufes spricht. Es ist eben die Freude des Wiedererkennens alter, vertrauter Gedanken, die wohl jedem denken-

den Lehrer immer und immer wieder sich aufdrängen und die hier der Leser in herzgewinnender Weise zum Ausdruck gebracht findet.

Wenn Ref. mit wenigen Worten den Tenor des Heftchens charakterisieren soll, so sucht der Verf. die inneren Feinde sozusagen vorzuführen, welche sich jener Cardinalforderung jeglichen geordneten Unterrichtes, bei Behandlung der Schüler möglichst individualisierend vorzugehen, entgegenstellen, indem er zu dieser Darlegung nicht etwa gewisser starrer Formen eines pädagogisch-philosophischen Systems sich bedient, sondern indem er, ich möchte beinahe sagen, ohne irgendwie gegen den Verf. dadurch einen Tadel aussprechen zu wollen, vielfach geradezu populärpsychologische Erwägungen, die vom gesunden Menschenverstand zeugen, zurathe zieht.

So spricht der Verf. im I. Abschnitte „Fleiß und Aufmerksamkeit nach der Wertung der Praktiker“ vom Verhältnisse der Fleiß- und Sittencensur und kann den Zweifel nicht unterdrücken, „ob die dienstlich vorgeschriebenen Urtheile über den Fleiß der Schüler geeignet sind, ein richtiges Bild vom Schüler zu geben“. Als junger Lehrer habe er einmal diesem Zweifel Ausdruck gegeben, indem er für einen schläfrigen Schüler die Betragenscensur „leider gut“ vorschlug. Die sogenannten „Musterschüler“, bei denen die späteren Prüfungen und die weitere Lebensentwicklung „die glänzende Zukunft“, die ihnen oft vorausgesagt wird, nicht bestätigen, werden den Schülern entgegengestellt, „welche der Schule Noth gemacht haben“. Wie groß die Mannigfaltigkeit der Individualitäten auf dem Gebiete der „Begabung“ ist, so dass jeder Fall gründlich geprüft werden müsste, zeigt der Verf. an einer Reihe von Beispielen und erinnert daran, wie oft die Wertungen der verschiedenen Fachmänner ganz auseinandergehen. Der Mangel an Gedächtnis habe oft seinen Grund in dem wenig gesteigerten Interesse, also einer methodischen Unzulänglichkeit, der scheinbare Mangel an „Urtheil“, der oft manchem Schüler das Attribut „dumm“ von Seiten des Lehrers verschafft, aber darin, dass noch Lücken in den Schlussreihen der Schüler sich vorfinden, die der Lehrer nicht mehr voraussetzen zu sollen glaubt. Was die Aufmerksamkeit betrifft, so hebt der Verf. ganz besonders die „akustischen Fehler, die auf halben oder ganz unsicheren Gehörseindrücken beruhen“, als die besten Verräther des Mangels an Aufmerksamkeit hervor und regt eine Sammlung derselben von Seite der Lehrer an, um ein „tieferes Eindringen in das Wesen der Aufmerksamkeit“ zu ermöglichen. Wie bei Erwachsenen, so gebe es auch für die Seele des Schülers Zeiten der Unfruchtbarkeit der Arbeit, bis wieder die „Schuppen von den Augen fallen“ oft durch ein Wort zur rechten Zeit, durch eine überraschende Parallele oder dergleichen. Auch damit habe das Werturtheil zu rechnen. Sehr richtig und beherzigenswert sind die Worte des Verf.s über das Examen. „Der „Examenkopf“ ist im Leben“, sagt er, „in seinem Berufe

nicht immer der gediegene, aus sich selbst mit schöpferischer Initiative wirkende Mann, und der anscheinend dürftige Prüfling entwickelt sich zu einer tüchtigen, selbständig wirkenden Kraft, welche ebenso wissenschaftlich wie beruflich Zeugnis ablegt von eigener Gedankenarbeit, von eigenem Ein- und Durchdringen der Sache und von sicherem, selbständigem Urtheil." Auf Grund dieser psychologischen Probleme schlägt der Verf. als Ersatz der officiellen Fleißcensur eine kurze, „den thatsächlichen individuellen Verhältnissen Rechnung tragende" Charakteristik vor.

Im Folgenden unterscheidet der Verf. zwischen den psychologischen Bestimmtheiten, welche der Schüler schon in die Schule mitbringt, und den Einflüssen des Schullebens auf das geistigleibliche Dasein des Schülers. Dem ersteren Gegenstande sind zwei Abschnitte (II. Psychologische Bestimmtheiten als Mitgift von Landschaft, Groß- und Kleinstadt, Haus und Gesellschaft. — III. Psychologische Bestimmtheiten als Folge vorübergehender oder dauernder körperlicher Gebrechen), dem letzteren der IV. Abschnitt (Psychologische Bestimmtheiten unter der Entwicklung des Unterrichtes und der Lehrordnung) gewidmet. Wie „das Temperament der Landschaft", aus der der Schüler stammt, von großem Einflusse auf diesen sein kann, zeichnet treffend der Verf. mit den Worten: „Wo die Bewohner einer Landschaft ohne eigene Initiative sind, wo sie auf den Befehl von oben und höheren Anstoß warten, wo selbst der Zaun nicht von selbst wieder fest genagelt, der Obstbaum nicht ohne obrigkeitliche Anordnung von selbst gepflegt wird, da erwarte man wenig von Selbständigkeitsgefühl und Selbstthätigkeitstrieb". Da es nicht bloß auf die Anschauungsgebiete, sondern noch vielmehr auf den Grad der Klarheit der Anschauung beim Unterrichte ankomme, so wirke die Großstadt mit der erdrückenden Fülle der Eindrücke oft abstumpfend, während die Kleinstadt mit ihrem beschränkteren Anschauungsmaterial eher eine vertiefte Betrachtung des Einzelnen zulasse. Der Haus- und Familiengeist mit seiner die Arbeit geringschätzenden „Herrenmoral" sei ein Quell „unangenehmer Differenzen zwischen Schule und Haus", nicht weniger die Gesammtanlage des „gesellschaftlichen Tones", der die anmuthige Causerie jeder Vertiefung in einen Gegenstand vorziehe, so dass es dem Kinde sehr schwer fällt, bei dem oft nothwendigen intensiven Verweilen bei einem Gegenstande in der Schule mitzuthun.

Ein an nützlichen Beobachtungen ungemein reiches Capitel spricht über die Hemmungserscheinungen, welche durch körperliche, in gewissen Fällen auch körperlich-geistige Gebrechen bedingt sind. Dazu gehören Schwächen des Gesichts und Gehörs, Wucherungen in Nase und Hals, psychologische Wirkungen langer und häufiger Kinderkrankheiten, Skrophulose, Blutarmut und Nervosität, Abnormitäten, die theils angeboren, theils aber auch durch verkehrte Erziehung geschaffen sind, vorübergehende Anomalien

der geistigen Entwicklung, die vielleicht ungesunde Begleit- oder Folgeerscheinungen des Wachsthumprocesses sind. Um solchen Hindernissen beizukommen, seien die Eltern zu gewöhnen, mit möglichster Offenheit dem Director vertrauliche Mittheilungen über die Gebrechen zu machen, der die Lehrer dann ebenso vertraulich davon verständigen könne.

Der folgende Abschnitt (IV), der von dem Einflusse des Unterrichtes und der Lehrordnung handelt, zeigt den scharfen Gegensatz, der zwischen der Pflicht der Schule, ein Verständnis des Wertes der Arbeit und Freude an derselben zu erzielen, und dem der Arbeit abholden Geiste unserer Zeit, von der auch die Schüler angekränkelt sind, die ja gut wissen, „wie scharfe Augen darüber wachen, dass ihnen nicht zuviel zugemuthet, dass sie nicht überlastet, überbürdet werden", besteht. Es folgt dann die Beschreibung der psychologischen Erscheinungen objectiver und subjectiver Unzulänglichkeit, die oft die Freude über die Aufnahme in eine zu hohe Classe bei manchem Schüler nicht über die ersten Tage des Schuljahres anhalten lässt, der hochgradigen Hemmungen des Selbstvertrauens und des Einflusses derselben auf das geistige und sittliche Leben, die oft zu einem „verbockten Zustande" als einer Form innerer Reaction wider Unterricht und Erziehung führen, andererseits oft auch zu einem Lachen, bei dem oft „dem Lachenden gar nicht lächerlich zumuthe ist, sondern welches oft nur eine Schutzvorrichtung ist, dem Lehrer den eigentlichen inneren Zustand der Verlegenheit zu verbergen. Da gelte es nicht, Frechheit zu rügen, sondern dem inneren Missbehagen zu begegnen.

Aus der Mannigfaltigkeit der psychologischen Erscheinungen, wie sie der verkehrte Unterricht hervorbringt, bespricht der Verf. die verschiedenen Erscheinungen und Wirkungen eines reizlosen, abwechslungslosen Unterrichtes, des Mangels einer organischen und immanenten Repetition, von Halbheiten des Unterrichtes, die viel zu wenig neben dem Hören das Sehen berücksichtigen, aber auch zu wenig Aufmerksamkeit dem geübten Hören zuwenden. Die Prüfung soll nicht „den Charakter eines Abladegeschäftes für aufgestapelten Gedächtnisballast, sondern eines Einblickes in das nach allgemein giltigen Gesetzen sich entwickelnde geistige Leben des Zöglings bilden. Zu solcher Art der Prüfung kann aber nur das Ganze seiner Schulung hinführen, wie es der Verf. in näherer Ausführung darzulegen sucht.

Ethik von Dr. Thomas Achelis. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1898.

Die durch eine Anzahl von höchst anerkennenden Urtheilen der Presse rühmlichst bekannte „Sammlung Göschen" ist durch die Ethik von Th. Achelis, welche den 90. Band bildet, im wahren Sinne bereichert und gefördert worden. Die Klarheit und Übersichtlichkeit der Darstellung, die das Büchlein auszeichnet, war

nur dadurch möglich, dass der Verf. mit weiser Mäßigung die richtige Mitte zwischen einer einseitigen speculativen Methode und einer rein empirischen Untersuchung einhält und, ohne sich in allzu weitgehende Details oder in eine weitläufige Kritik einzulassen, doch der wissenschaftlichen Akribie insoferne genügeleistet, als er der eigentlichen Behandlung der ethischen Fragen eine kurze geschichtliche Orientierung und einen Überblick über die verschiedenen Systeme vorausschickt. Wenn dies der Inhalt des ersten Abschnittes ist, so behandelt der zweite „die Erscheinungen der Sittlichkeit: Sprache, Mythologie und Religion, sociales Leben, das Recht, die Kunst", der dritte „die Principien der Sittlichkeit: der Wille, die sittlichen Motive, die sittlichen Normen und Ideale". Eine „Schlussbetrachtung" gibt ein Resumé der gesammten Darstellung und versucht zu zeigen, wie die Ethik nur dadurch, dass sie die individuelle Persönlichkeit und den Charakter in gleicher Weise wie die großen socialpsychischen Erscheinungen, die über das Individuum hinausgehen, berücksichtigt, „die Entfaltung zugleich und die stufenweise Erfüllung der Humanität, der idealsten humanen Normen" sein kann.

Wenn nun Ref. einige wenige Punkte hervorhebt, die nicht so ganz klar hervortreten wie andere, so weiß er ganz gut, dass es eine nicht leichte Aufgabe zu lösen heißt, sollen viel discutierte schwierige Probleme der Ethik und der Psychologie in knapper und doch klarer, ja populärer Weise zur Darstellung gebracht werden. So wäre wohl nach der Meinung des Ref. die in dem §. 22 „Entwicklung und Causalität des Willens" besprochene Controverse des Determinismus und Indeterminismus anschaulicher geworden, wenn der Verf. scharf geschieden hätte zwischen der Freiheit des Wollens, durch welche der Mensch auf rein psychologische Erfahrung hin sich seines Wollen- und Thunkönnens bewusst ist, ferner der Freiheit, die dem von vorübergehenden Neigungen, Launen, von störenden krankhaften Dispositionen unabhängigen, nur aus einem vollentwickelten Charakter hervorgehenden Handlung zukommt (sittliche Freiheit) und endlich der Freiheit, welche der Indeterminist im Gegensatze zum Determinist meint, wenn er den menschlichen Willen frei von Ursachen nennt (metaphysische Freiheit).[1] Im Anschlusse daran hätte das „rückhaltslose Festhalten an dem psychologischen Determinismus", zu welchem sich der Verf. bekennt, eine nach dem Dafürhalten des Ref. klarere Begründung erfahren können.

Auch in dem Capitel *c)* des §. 23 „Der Charakter" wäre die dem Ref. etwas vage scheinende Auffassung des Charakters, wie sie die S. 88 bietet, viel schärfer gegeben worden, wenn der Verf. das Merkmal der Willensdisposition mehr in den Vordergrund bei der Beschreibung des Charakters gestellt hätte.

---

[1]) Vgl. Höfler, Psychologie, §. 80 Ursachen des Wollens.

Doch diese Bemerkungen, die nur beweisen sollen, mit welchem Interesse Ref. der Darstellung des Verf.s gefolgt ist, sollen nicht im geringsten das dem Büchlein oben gespendete Lob beeinträchtigen. Nimmt man zu allen Vorzügen noch hinzu, dass das Bändchen, was Ausstattung, Druck (anstatt „verschieben" auf S. 84 sollte es „verschoben" heißen) und Papier anbelangt, sich ganz würdig den anderen der „Sammlung Göschen" anreiht, so muss gesagt werden, dass der Verf. gewiss seinem Versprechen gemäß „allen denen einen großen Dienst geleistet hat, welche sich ohne vorherige eingehende Studien schnell über die Geschichte der Ethik und die gerade in unserer Gegenwart so brennenden ethischen Probleme nach allen Seiten hin sachgemäß orientieren wollen".

Wien. Gustav Spengler.

Übungsgruppen für das Riegenturnen von Alfred Maul. 1. Bändchen: Recktübungen (XIV u. 84 SS.). 2. Bändchen: Barrenübungen (VII u. 92 SS.). 3. Bändchen: Pferdübungen (VI u. 70 SS.). Karlsruhe, G. Braun 1898. Preis je 1 Mk.

Das sind drei nette Büchlein, mit welchen der in Turnkreisen rühmlichst bekannte Director A. Maul unsere Fachliteratur um eine hübsche Beigabe vermehrt hat. Jeder Turnlehrer kennt desselben Verf.s in drei Theilen erschienene „Anleitung für den Turnunterricht an Knabenschulen" und „Die Turnübungen der Mädchen" (ebenfalls drei Theile), welche Bücher sich durch lichtvolle Darstellung, gute Auswahl und methodische Gruppierung des Stoffes auszeichnen. Diese Bücher sind besonders für die ersten Stufen des Turnunterrichtes wertvoll; für die oberen Stufen, auf denen die Geräthübungen vorwiegen, gab der Verf. als Ergänzung des 3. Theiles der „Anleitung für den Turnunterricht an Knabenschulen" noch besondere „Turnübungen an Reck, Barren, Pferd und Schaukelringen" heraus (Karlsruhe 1888). Für die Schule war hiemit ein vollständiger Lehrgang geschaffen. Der rührige Verf. wollte aber auch für den zweiten, neben der Schule parallel laufenden und dieselbe theilweise ergänzenden Theil des Turnbetriebes, für das Vereinsturnen, sorgen.

Diesem Zwecke sind obige drei Bändchen gewidmet. Aus der Einleitung zum ersten (S. V) erfahren wir auch, dass sie an Stelle einer Neuauflage des Ergänzungsbandes „Turnübungen am Reck ..." erscheinen. Dass letzterer nicht mehr zur Ausgabe gelangen soll, muss man vom Standpunkte der Schule bedauern, da infolgedessen den für die Schule bestimmten Werken die Abrundung fehlen wird. Es wäre nämlich unrichtig, aus der Einleitung zu obigem ersten Bändchen zu schließen, die drei Büchlein seien nur eine Überarbeitung der „Turnübungen", an deren Stelle sie für den Turnbetrieb in der Schule treten könnten, sondern, wie

schon ein oberflächlicher Einblick zeigt, enthalten sie die Reck-, bezw. Barren- und Pferdübungen auch aus dem III. Theile der „Anleitung für den Turnunterricht an Knabenschulen“, und zwar schon von der ersten (untersten) Stufe angefangen alle — aber auch nur diese — besonders charakteristischen Übungen. Das neue Werk ist indes keine mechanische Arbeit, sondern ist nach einem wohldurchdachten Plane selbständig durchgeführt, freilich mit Benützung früheren Materials.

Mit dem besonderen Zwecke der Büchlein hängt ihre von den für die Schule bestimmten Büchern verschiedene Einrichtung zusammen. „Die Übungsgruppen sind eben für das Riegenturnen an den gewöhnlichen Turnabenden bestimmt“ (S. X ob. Einl.); daher wurden unter Festhaltung einer gemeinsamen turnerischen Thätigkeit Gruppen von Übungen zusammengestellt, wie sie sich an einem solchen Abend durchnehmen lassen. Durch diese praktische Eintheilung soll dem Vorturner seine geistige Arbeit erleichtert, wenn nicht ersetzt werden. Ferner konnten die zahlreichen, für den Anfänger wertvollen Angaben über die Art der Ausführung, didaktische Zusätze und Excurse entfallen. Nur einzelne dem Verf. besonders eigenthümliche sind stehen geblieben, so im 2. Bändchen S. 2 die Beschreibung des „Außenquersitzes“ und S. 4 die des „Reitsitzes“.

Wenn nun auch die „Übungsgruppen“ den ausgesprochenen Zweck verfolgen, den Vorturnern der Turnvereine an die Hand zu gehen, so wird doch auch der Turnlehrer an Mittelschulen dieselben für die Oberclassen mit Nutzen zurathe ziehen können, da er darin passend zusammengesetzte Übungen findet. Die Benützung wird für ihn eine umso leichtere sein, da der Stoff nach (vier) Schwierigkeitsstufen vertheilt erscheint.

Von allgemeinem Werte scheint mir das S. IX ob. Einl. über die „Vorübungen“ Gesagte zu sein. Maul will Vorübungen im engeren Sinne sehr sparsam angewendet sehen und bemerkt richtig, dass deren Erlernung häufig soviel Zeit und Mühe erfordere als die Übung selbst und obendrein die Turner langweile. Statt dessen möge die Übung, auf die es ankomme, bei einzelnen Nummern öfters wiederkehren. „Nur wo die Vorübung den Charakter einer in sich abgeschlossenen Übung in ansprechender Form haben“ könne, dort sei ihre Vornahme am Platze. Sehr richtig! Damit soll aber nicht gesagt sein, dass die Vorübungen überhaupt abzulehnen seien. Aber statt der eigentlichen „Vorübungen“ sollen eben schon bekannte Übungen in einer Form gebracht werden, welche die Übung, auf die man hinsteuert, schon im Kerne enthält, so dass die Turner gewissermaßen unbewusst zur neuen Übung gelangen. Allerdings ist das Ausspüren von derartigen Verbindungen nicht immer leicht und stellt gelegentlich an die Erfindungsgabe des Lehrers, bezw. Vorturners große Anforderungen.

Krainburg. Dr. Jos. Tominšek.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zu unseren Schulausgaben deutscher Classiker.

Die seit einer Reihe von Jahren bei Graeser, Hölder und Freytag um einen verhältnismäßig niedrigen Preis erscheinenden Schulausgaben classischer Werke der neuhochdeutschen Literatur sind zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für den deutschen Unterricht an unseren Mittelschulen geworden. Durch sie ward einem allgemeinen Bedürfnisse abgeholfen. Erst seit ihrer Einführung konnte den bezüglich der deutschen Lectüre an Gymnasien so weitgehenden Forderungen der Instructionen in gebürenderem Maße Rechnung getragen, konnten in der Schule selbst und namentlich im Wege der Privatlectüre mehr und auch größere Literaturwerke als bisher dem Verständnisse der Schüler zugänglich gemacht werden, indem man in letzterer Beziehung einfach manches von dem Überlieferten opferte, änderte oder endlich durch eine bloße kurze Inhaltsangabe ersetzte. Freilich sollte dies nicht auf Kosten des Zusammenhanges geschehen.

Gegen manche Stellen des einen oder anderen Literaturwerkes mussten für die Behandlung in der Schule vom Standpunkte des erziehenden Unterrichtes Bedenken laut werden. Die Schulausgaben konnten in gleicher Weise auch dieser Rücksicht Rechnung tragen. Aber gerade die »Verbesserung« überlieferter Texte vom erziehlichen Standpunkte ist eine Aufgabe, die nicht jedem Herausgeber gelingen will. Allzufreie Anschauung einerseits, zu übertriebene Ängstlichkeit und ein bisschen Prüderie andererseits können, wie überall, so auch hier nachtheilig wirken und den getrübten Blick nicht selten die richtige Grenze verfehlen lassen. Unsere Schulausgaben selbst liefern den Beweis hiefür. Ein Beispiel soll dies bezeugen.

Als ich im vergangenen Schuljahre wieder einmal den Laokoon las, nahm ich neben der ausgezeichneten Laokoonausgabe von Dr. W. Cosack, die mir sonst vollauf genügte, ab und zu auch die Schulausgaben von Jauker-Graeser, Pölzl-Hölder und Manlik-Freytag zur Hand. Abgesehen davon, dass in diesen drei letzteren Schulausgaben schon bezüglich

der Auswahl der einzelnen Stücke und ihrer Theile der subjective Standpunkt der Herausgeber ganz und gar zum Ausdrucke kommt, was in dem Falle, wo gleichzeitig verschiedene Ausgaben in den Händen der Schüler wären, einen einheitlichen und erfolgreichen Unterricht in der Schule geradezu ausschlösse, machte ich speciell bei der Bearbeitung des XXII. Stückes Beobachtungen, welche die oben gemachten Bemerkungen grell beleuchten.

Im vorausgegangenen Stücke hat Lessing gezeigt, wie Homer die Schönheit aus ihrer Wirkung erkennen lässt. Er erinnert da an die Stelle, wo Helena in die Versammlung der Ältesten des trojanischen Volkes tritt und Homer die ehrwürdigen Greise bei ihrem Anblicke in die Worte ausbrechen lässt:

Niemand tadle die Troer und hellumschienten Achäer,
Dass um ein solches Weib sie so lang ausharren im Elend!
Einer unsterblichen Göttin fürwahr gleicht jene von Ansehn![1])

„Was kann", fügt Lessing hinzu, „eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter sie des Krieges wohl wert erkennen lassen, der so viel Blut und so viele Thränen kostet?"

Im XXII. Stücke bespricht nun Lessing den Einfluss, welchen Homer auf die alten Künstler genommen. Es besteht im großen Ganzen aus zwei Theilen. Im ersten Theile, welcher bis zu dem Satze: „Homer ward vor alters unstreitig fleißiger gelesen als jetzt" reicht, erfahren wir, wie Zeuxis, „mit dem Gefühle des Dichters genährt", seine Helena malte, wie dagegen Graf Caylus, welcher in seinem Werke: „Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homére et de l'Enéide de Virgile, avec des observations générales sur le costume" die Maler auf die Dichtungen Homers als den geeignetsten Stoff für ihre Gemälde hinweist, Helena von Seite der neuen Künstler dargestellt zu sehen wünschte. Wir lassen Lessing selbst das Wort: „Zeuxis malte eine Helena und hatte das Herz, jene berühmten Zeilen des Homer, in welchen die entzückten Greise ihre Empfindung bekennen, darunter zu setzen. Nie sind Malerei und Poesie in einen gleicheren Wettstreit gezogen worden. Der Sieg blieb unentschieden, und beide verdienten gekrönt zu werden. Denn, so wie der weise Dichter uns die Schönheit, die er nach seinen Bestandtheilen nicht schildern zu können fühlte, bloß in ihrer Wirkung zeigte: so zeigte der nicht minder weise Maler uns die Schönheit nach nichts als ihren Bestandtheilen und hielt es seiner Kunst für unanständig, zu irgendeinem anderen Hilfsmittel Zuflucht zu nehmen. Sein Gemälde bestand aus der einzigen Figur der Helena, die nackend dastand..... Man vergleiche hiermit, Wunders halber, das Gemälde, welches Caylus dem neueren Künstler aus jenen Zeilen des Homer verzeichnet: „Helena, mit einem weißen Schleier bedeckt, erscheint mitten unter verschiedenen alten Männern, in deren Zahl sich auch Priamus befindet, der an den Zeichen seiner königlichen Würde zu erkennen ist. Der Artist muss sich besonders angelegen sein lassen, uns den Triumph

[1]) Ilias III, 156 – 158.

der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Äußerungen einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern dieser kalten Greise empfinden zu lassen .....«

Zwischen dem empfohlenen Bilde des Grafen Caylus und dem ausgeführten Bilde des griechischen Meisters besteht demnach ein bedeutungsvoller Unterschied, erstens bezüglich der Zahl der Figuren, indem auf dem Bilde des Zeuxis Helena »allein«, d. i. ohne die homerischen Greise erscheint, und zweitens bezüglich der Art der Darstellung der Helena, welch letzterer Unterschied durch den Relativsatz »die nackend dastand« ausgedrückt ist.

Lessings Absicht ist es, vor allem auf den letzteren Unterschied hinzuweisen und mit aller Kraft für die Auffassung des alten Künstlers, die er für die allein richtige erkennt, gegenüber der des Grafen Caylus einzutreten, der die Helena inmitten der Versammlung mit einem weißen Schleier dargestellt wissen will. Denn was für einen Sinn hätten sonst seine späteren Worte: »Worauf richten sie (die Greise) denn da ihre gierigen Blicke? Auf eine vermummte, verschleierte Figur. Das ist Helena? Es ist mir unbegreiflich, wie ihr Caylus hier den Schleier lassen könne..... Wenn ich hier entzückte Alte sehe, so will ich auch zugleich sehen, was sie in Entzückung setzt; und ich werde äußerst betroffen, wenn ich weiter nichts als, wie gesagt, eine vermummte, verschleierte Figur wahrnehme, die sie brünstig angaffen. Was hat dieses Ding von der Helena? Ihren weißen Schleier und etwas von ihrem proportionierten Umrisse, soweit Umriss unter Gewändern sichtbar werden kann.«

Wie verfahren nun aber die Herausgeber unserer Schulausgaben mit diesem Theile des XXII. Stückes? Pölzl gibt ihn, wie überhaupt das ganze Stück, unverändert und wortgetreu wieder. Nicht so die anderen. Jauker nimmt gleich Manlik vor allem an dem Relativsatze »die nackend dastand« Anstoß und lässt ihn weg, ohne aber zugleich auch die späteren, oben citierten Bemerkungen Lessings wegzulassen, welche doch einen unverkennbaren Hinweis auf das enthalten, was der Relativsatz aussagt, und daher den Schüler selbst darauf führen müssen, was ihm der Herausgeber in bestgemeinter Absicht aus vermeintlich erziehlichen Gründen vorenthalten zu müssen geglaubt hat. Hätte er den Relativsatz stehen lassen, wie dies Pölzl ohne Bedenken thut, wäre der Lehrer, wie es seine Pflicht heischt, ruhig und unauffällig darüber hinweggegangen, und der Schüler wäre nicht erst aufmerksam gemacht und in die Lage versetzt worden, über das Warum der Weglassung in seiner Weise nachzudenken. — Jauker lässt auch in dem von Lessing aus Caylus' Werke citierten Satze: »Der Artist muss sich besonders angelegen sein lassen, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Äußerungen einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern dieser kalten Greise empfinden zu lassen« das Epitheton »gierig« weg, dagegen behält er es ohneweiters in dem Lessing'schen Satze bei: »ein gieriger Blick macht das ehrwürdigste Gesicht lächerlich, und ein Greis, der jugendliche Be-

gierden verräth, ist sogar ein ekler Gegenstand.« Möglich, dass Jauker diesen Satz als einen solchen von allgemeiner Bedeutung auffasste — wofür ja auch die Form spräche — und dadurch wieder moralisch zu wirken glaubte. Aber lässt sich dieser Satz von dem speciellen Falle auch nur einen Augenblick loslösen, und spielt er in seiner Wirkung auf den Schüler nicht dieselbe Rolle wie die schon früher besprochenen Äußerungen Lessings, die Jauker beizubehalten kein Bedenken getragen hat? Und wieder in einem folgenden Satze Lessings, in welchem das Wort »Blicke« mit dem Epitheton »gierig« erscheint, muss dieses wieder der gestrengen Censur zum Opfer fallen.

Es ist klar, dass, abgesehen von der Inconsequenz einer solchen Textbehandlung, Kürzungen und Weglassungen dieser Art den Zweck, welchen unsere für die Schule bestimmten Classikerausgaben verfolgen sollen, nicht nur nicht fördern, sondern demselben geradezu entgegenstreben.

Ist man aber einmal infolge übergroßer Ängstlichkeit von der Ansicht nicht abzubringen, dass derartige Literaturstellen wie der auf die Darstellung der Helena bezügliche 1. Theil des XXII. Stückes des Laokoon für die Augen und Ohren unserer 18—20jährigen Octavaner, mit welchen nach den Instructionen Laokoon zu lesen ist, verfänglich seien, dann gibt es nur ein Zweifaches, um um diese Klippe herumzukommen. Man lasse entweder alles, was verfänglich erscheint, weg oder man ändere, wenn man sich zu einer solchen radicalen Behandlung nicht entschließen kann oder will, den Relativsatz, ohne ihn zu unterdrücken, bloß in der Weise, dass an ihm das Triviale der überlieferten Form weniger zum Ausdrucke komme, oder man beseitige den Relativsatz als solchen, füge aber seinen Inhalt in Form eines unverfänglicheren Attributs dem Beziehungsworte des übergeordneten Satzes bei.

Zum ersteren Mittel griff Manlik, indem er in seiner Ausgabe thatsächlich nur die zwei ersten Absätze ohne den Relativsatz bringt und sich bezüglich des ganzen übrigen Stückes auf eine bloße Inhaltsangabe beschränkt. Aber eben diese Inhaltsangabe ist es wieder, die mir nicht gefällt. Sie ist sehr kurz gehalten und besteht im ganzen aus drei Sätzen. 1. und 2. Satz: »Im Folgenden vergleicht Lessing das Gemälde, welches Zeuxis von der Helena entworfen hatte, mit jenem, das Caylus dem neueren Künstler nach Homer vorzeichnet. Dieses Gemälde würde sich gegen das des Zeuxis wie Pantomime zur erhabensten Poesie verhalten.« Jetzt frage ich: Was fängt der Schüler mit diesen beiden Sätzen an? Ist ihm wirklich damit etwas von dem Inhalte der weggelassenen Theile vermittelt worden? Mit keinem Sterbenswörtchen wurde in dem ausgewählten Theile des Stückes oder anderswo des Gemäldes gedacht, welches Caylus empfahl, und auch von dem Bilde des Zeuxis hat er nur erfahren, dass es aus der einzigen Figur der Helena besteht. Wie soll er nun den zweiten, wörtlich aus dem Stücke entnommenen, aber aus seinem Zusammenhange gerissenen Satz begreifen, wie kann er verstehen, dass das Gemälde des Caylus — das er gar nicht kennt! — gegen das des Zeuxis — von dem er nur eine

unzulängliche Vorstellung besitzt! — sich wie Pantomime zur erhabensten Poesie verhält? Tritt in diesem Falle an den Lehrer nicht zwingend die Nothwendigkeit einer Erklärung der Inhaltsangabe heran? Und thut er es in gewissenhafter Weise, was wird die Folge sein? 8. und letzter Satz: »Die alten Künstler (Zeuxis, Apelles, Phidias u. a.) haben den Homer benützt, wussten aber wohl, auf welchen Gebieten sie mit ihm wetteifern konnten: körperliche Schönheit haben sie nach dem Fingerzeige des Dichters fleißig dargestellt, aber nicht Handlungen aus dem Homer gemalt.«

Ich überlasse es den Fachcollegen wie jedem anderen Kenner des Laokoon, sich selbst ein Urtheil über den Wert dieser Inhaltsangabe zu bilden. Warum sich Manlik nicht lieber dem Vorgange Pölzls und Jaukers angeschlossen hat, welche den etwa 80 Zeilen zählenden 2. Theil des XXII. Stückes unverändert und unverkürzt in ihren Ausgaben abgedruckt haben, vermag ich nicht einzusehen. Stellen, wie diejenigen, in welchen Lessing in geradezu begeisterten Worten von dem erhebenden Einflusse spricht, welchen Homer bezüglich der Darstellung besonderer körperlicher Schönheit auf die alten Künstler genommen; das Bekenntnis des Phidias, dass ihm bei seinem olympischen Jupiter jene berühmten Zeilen Homers (Ilias I, 528 ff.: »Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion usw.«) zum Vorbilde gedient, und dass ihm nur durch ihre Hilfe ein göttliches Antlitz, »fast vom Himmel selbst geholt«, gelungen sei; der Nachweis Lessings, dass Phidias mit diesem olympischen Zeus bezüglich des Sprechenden und Bedeutenden der Mienen und besonders des bis dahin von den griechischen Künstlern sehr vernachlässigten Haares Schule gemacht und für die anderen Künstler vorbildlich wurde — derartige Dinge sollten dem Schüler nicht vorenthalten werden, und in welcher Sprache könnten sie ihm besser und deutlicher vorgeführt werden als in der eigenen Sprache Lessings?

Was nun den zweiten Weg anlangt, der in unserer Frage zum Ziele führt, sollen die Vorschläge, die ich mache, durchaus nicht auf wörtliche Befolgung Anspruch erheben; sie mögen lediglich nur als Anregung, als ein Fingerzeig angesehen werden. Der Satz: »Sein Gemälde bestand aus der einzigen Figur der Helena, die nackend dastand« laute z. B. entweder; »Sein Gemälde bestand aus der einzigen Figur der Helena, deren Reize er in ihrer nackten Schönheit bietet«, oder wenn auch diese Form noch bedenklich erscheint: »Sein Gemälde bestand aus der einzigen hüllenlosen Figur der Helena.« Gegen die letztere Form dürfte doch wohl auch der strengste Sittenrichter keine Einwendung erheben.

Die Frage nun, ob nunmehr auch das Attribut »gierig« ausnahmslos, also auch dort, wo es Jauker getilgt, beizubehalten sei, ist ohneweiters zu bejahen; hat ja Jauker in seiner castrierten Ausgabe auch gegen das synonyme »brünstig« in der Verbindung »brünstig angaffen« kein Bedenken getragen und es anstandslos passieren lassen.

Eine Behandlung des Textes im Sinne der gemachten Vorschläge wird es möglich machen, das ganze XXII. Stück, das ich für zu wichtig halte, um stellenweise unterdrückt zu werden, ungekürzt wiederzugeben.

Ich möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne noch einige Bemerkungen anzubringen, welche wohl nicht weiter die eben besprochene Frage zum Gegenstande haben, in Bezug auf unsere Classikerausgaben im allgemeinen aber doch nicht ganz unpassend angebracht sein dürften. Sie betreffen die oft weitspurigen, vielfach auch überflüssigen Worterklärungen in den Anmerkungen, einen Umstand, der, wenn ich mich recht erinnere, gleich nach dem Erscheinen der ersten Hefte von der Kritik getadelt wurde, dem aber bis heute noch nicht völlig abgeholfen wurde. Man dürfte einwenden, dass man von Seite unserer Schüler niemals etwas voraussetzen solle! Niemals? Im aufsteigenden Unterrichte, der nur Neues bringt, gewiss nicht! Was ihm aber einmal gelehrt wurde, kann er wissen, und weiß er es — was vorkommen mag und vorkommt — nicht, dann wird es Sache des Lehrers sein, ihm das Vergessene über die Schwelle seiner Erinnerung zu rufen, denn der will ja auch noch etwas zu thun haben. Aber bedeutet es nicht geradezu eine Degradation unserer Gymnasien, wenn man — ich wähle meine Beispiele, da ich nun einmal bei Laokoon bin, lediglich aus den Ausgaben Laokoons — Octavanern erklären zu müssen glaubt, wer Penelope — dass sie die Gemahlin des Odysseus gewesen sei?[1]) Sollte es nothwendig sein, dem Octavaner, nachdem er im Laufe seiner Studienjahre zweimal griechische Geschichte inclusive des sogenannten culturhistorischen Theiles gehört hat und gewiss auch noch in anderen Disciplinen vielmals davon die Rede war, auseinanderzusetzen, dass Zeuxis ein berühmter Maler, dass Phidias der größte Bildhauer der Griechen war, der die Pallas Athene und die Zeusstatue aus Gold und Elfenbein verfertigt hat?[2]) Hat der Octavaner niemals von der Stadt Croton[3]) gehört, und dass sie in Unteritalien gelegen ist? Er sollte nicht wissen, wo die Stadt Cnossus gelegen ist, zumal in dem Zusammenhange: Wie vorzeiten in Knossos, der Stadt mit den geräumigen Gassen. Dädalos' Kunst ihn erschuf für die lockige Tochter des Minos?[4]) Von Äsop muss dem Octavaner gesagt werden, dass er ein griechischer Fabeldichter war,[5]) nachdem erst in der Sexta Lessings Abhandlung über die Fabel gelesen oder wenigstens besprochen wurde? Von Milton, dass er ein hervorragender englischer Dichter, der Verfasser des verlorenen Paradieses war, der namentlich Klopstock begeisterte usw.?[6]) Von Cornelius Nepos, dass er ein römischer Geschichtschreiber aus dem 1. Jahrhundert war?[7]) Zu Medea lese ich bei Jauker-Graeser folgende Anmerkung:[8]) Medea, Tochter des Aeetes, Königs von Kolchis, Gemahlin des Jason. Als dieser Kreusa, die Tochter des Königs Kreon von Korinth.

---

[1]) Pölzl: L. XXII, S. 82. [2]) Pölzl: L. XXII, S. 83. [3]) Jauker u. Manlik: L. XXII, S. 76 u. 83. [4]) Jauker: S. 106, Anm. 2. [5]) Pölzl: L. XXIII, S. 87. [6]) Pölzl: L. XIV, S. 59. [7]) Pölzl: L. XXVII, S. 99. [8]) S. 95, Anm. 88.

heiraten wollte, verstieß er Medea, welche sich nun dadurch rächte, dass sie ihre Nebenbuhlerin durch zauberisches Feuer vernichtete und dann ihre und Jasons Kinder tödtete.« Was diese Anmerkung dem Octavaner bietet, hat dieser schon in der Sagengeschichte zweimal, auf der Unter- und Oberstufe, erfahren und vielleicht noch ein drittesmal in besonders nachhaltiger Weise gelegentlich der Ovidlectüre in der Quinta kennen gelernt. Bombast[1]), Disproportion[2]), Gradation[3]), Abstracta[4]), Medium[5]), Heraldik[6]), Epitheton[7]), Opposita[8]) sollten einem Octavaner noch fremde, unerklärbare Begriffe sein? Ist es nothwendig, in dem Satze:[9]) wenn die dunkle Wolke von Sols Strahlen erglüht und weithin funkelt am Himmel« Sol als Personification der Sonne zu erklären? Auch Salier[10]), Mulciber[11]) (Schillers Spaziergang in der Septima!) usw. dürfen für einen Octavaner nichts Unbekanntes beinhalten.

Diese vielen Beispiele aus drei verschiedenen Ausgaben eines einzigen Literaturwerkes zeigen wohl zur Genüge, wie nothwendig es — ich möchte sagen: schon im Interesse des guten Rufes unserer Obergymnasien — ist, mit den Anmerkungen mehr hauszuhalten, als es bisher zu geschehen pflegte.

Wien. Anton Rebhann.

Eine Schülerfahrt nach Wien.

Es ist am Kremser Gymnasium ein löblicher Brauch, jährlich mit den Schülern des Obergymnasiums einen Ausflug zu unternehmen, der in erster Linie ihrer Belehrung und Bildung dient; so wurde vor zwei Jahren Carnuntum, im vorigen Jahre Wetzdorf mit seinem Heldenhügel besucht. Für dieses Jahr wurde eine Fahrt nach Wien vorgeschlagen: die Schüler des Obergymnasiums sollten die Residenzstadt mit ihren schönsten Neubauten und die Kunstsammlungen sehen, die ihre Entstehung der Fürsorge Sr. Majestät unseres geliebten Kaisers verdanken. Der Vorschlag fand allgemeine Billigung, obwohl sich niemand verhehlte, dass eine solche Fahrt etwas Gewagtes sei; stellte sie doch große Anforderungen an Körper und Geist, dann war der Kostenpunkt zu berücksichtigen und endlich ein sorgfältig erwogenes Programm festzustellen, welches ermöglichte, in kurzer Zeit möglichst viel und nutzbringend zu sehen.

Als Programm wurde festgestellt: Besichtigung der Bauten an der Ringstraße bis zu den Hofmuseen, Besuch dieser und des Parkes in Schönbrunn. Von der Leitung der Hofmuseen wurde die Erlaubnis zum Besuche erbeten und freundlichst gewährt. Es wurde dann mit einem Wirte in Hietzing in der Nähe des Schönbrunner Parkes Verabredung getroffen für die Herstellung eines Mittagessens um den billigen Preis

---

[1]) Pölzl: S. 29. [2]) P.: S. 29. [3]) P.: S. 38. [4]) P.: S. 44. [5]) P.: S. 48. [6]) P. u. Manlik: S. 64 u. 62. [7]) P.: S. 74. [8]) P.: S. 87. [9]) Jauker: S. 107, Anm. 1. [10]) J.: S. 108. [11]) J.: S. 108.

von 26 kr. Da die Bahnverwaltung eine 50%ige Ermäßigung des Fahrpreises gewährte, stellten sich die Kosten für einen Schüler auf höchstens 2 fl. 50 kr.; dank den Spenden wohlhabenderer Eltern und aus dem vorhandenen Ausflugsfond konnten die Kosten für 20 ärmere Schüler von Seite der Anstalt bestritten werden.

Am 7. Juni fand die Fahrt statt, es wurde der erste Zug nach Wien, der um 5^h 34^m abgeht, benützt; pünktlich fanden sich die 68 Schüler, die sich zur Theilnahme gemeldet hatten, ein, obwohl mancher eine weite Strecke hatte zurücklegen müssen. Alles war in froher Stimmung; der Director und die fünf Lehrer, welche die Fahrt leiteten, waren in begreiflicher Spannung, wie denn dieser Manövertag enden werde. Als ein Manöver betrachtet der Schreiber dieser Zeilen einen solchen Ausflug, wo es gilt, mit den Schülern in der Öffentlichkeit aufzutreten und den Beweis für die Zucht und den guten Geist einer Anstalt, für die Schulung in körperlicher und geistiger Beziehung zu erbringen. Da soll auch jeder Lehrer am Platze sein, keiner darf sich seiner Pflicht entziehen aus Bequemlichkeit, oder weil er es unter seiner Würde hält, als Führer der Jugend öffentlich und besonders in der Großstadt aufzutreten.

In fröhlicher Stimmung nahmen die Schüler die ihnen angewiesenen Plätze ein; als sich der Zug in Bewegung setzte, stimmten die Sänger frohe Weisen an und sangen fleißig während der Fahrt. Es entwickelte sich eine anregende Unterhaltung mit Bezug auf die in Aussicht stehenden Sehenswürdigkeiten. Schreiber dieser Zeilen musste den gespannt zuhörenden Schülern erzählen von den Kunstschätzen Italiens und Griechenlands; als er meinte, es wäre doch schön, einmal dorthin eine Fahrt mit Gymnasialschülern zu unternehmen, zumal die Kosten nicht unerschwinglich wären, erklärten sich mehrere bereit, sogleich mit dem Sparen zu beginnen. In der That möchte Schreiber dieser Zeilen den Versuch machen, falls sich eine entsprechende Anzahl Theilnehmer findet.

Um nicht durch Fußwanderung Zeit zu versäumen, war mit der österreichischen Omnibusgesellschaft die Vereinbarung getroffen, dass sie vier Wagen zur Fahrt vom Franz Josefs-Bahnhofe zur Votivkirche, dann von den Hofmuseen nach Hietzing beistellte. Diese erwarteten uns am Bahnhofe und führten uns rasch zur Votivkirche, diesem Kleinode neuerer Gothik. Eine kurze Geschichte des Baues gieng der Besichtigung voran: zunächst wurde der figurenreiche Schmuck der Hauptfaçade betrachtet, im Inneren dann die Glasmalereien erklärt, ferner die sonstigen Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen. Nachdem das Tagewerk in dieser Weise weihe- und stimmungsvoll begonnen war, wandten wir uns gegen die Universität und hatten auf dem Wege einen hübschen Blick auf die Arkaden und das Rathhaus. Wir betraten das Universitätsgebäude durch den Eingang bei der Bibliothek und machten einen Rundgang durch den Arkadenhof, wobei die Schüler auf die daselbst befindlichen Denkmäler, besonders auf Thun, Bonitz und Exner, aufmerksam gemacht wurden. Hierauf wurde das Gebäude von der Ringstraße aus betrachtet, dann das Liebenbergdenkmal. Nach halbstündiger Ruhe wurde der Weg

langsam fortgesetzt über die Ringstraße bis zum Parlamentsgebäude, dessen Giebelgruppe erklärt wurde. Hierauf wandten wir uns in den Volksgarten, wo der Theseustempel und eingehender das Grillparzerdenkmal mit seinen Reliefs, die Prof. Wichner erklärte, betrachtet wurden. Der weitere Weg führte auf den äußeren Burgplatz; dort erregten die beiden Reiterdenkmäler, des Erzherzogs Karl und Prinzen Eugen, die Bewunderung aller. Die ehrwürdige alte Burg und der prächtige Neubau wurden mit besonderem Interesse betrachtet als Wohnung unseres allgeliebten Monarchen. Gerne hätten wir noch den inneren Burgplatz besichtigt, doch die Zeit drängte, unser harrten noch die Schätze der Hofmuseen. So wandten wir uns denn durch das äußere Burgthor, dessen Aufschrift: Iustitia regnorum fundamentum allen bekannt war, der Ringstraße zu, genossen den herrlichen Blick, der sich da nach vorne, rechts und links öffnet, und begaben uns zum Maria Theresiendenkmal, das so recht geschaffen ist, die große Kaiserin und die bedeutenden Männer der Wissenschaft, des Staatslebens und der Kriegskunst jener Zeit ins Gedächtnis zu rufen, zugleich ein Zeugnis der Pietät unseres Kaisers für die Stammutter des habsburg-lothringischen Herrscherhauses. Nicht unbeachtet blieben die beiden Rossebändiger, wie denn überhaupt der ganze herrliche Platz mit den beiden Museumsgebäuden bedeutenden Eindruck machte. Zunächst gieng es zum kunsthistorischen Hofmuseum: nach einer kurzen Geschichte des Baues und Betrachtung des Äußeren betraten wir das Gebäude und wandten uns in die ägyptische Sammlung, wo Herr Dr. Dell in liebenswürdiger Weise den Schmuck der Säle erklärte, auf die bemerkenswertesten Gegenstände hinwies und durch seine eingehenden Erörterungen das Interesse aller fesselte. Reiche Belehrung fanden wir weiter unter der Führung des Herrn Prof. Dr. Kubitschek in der Antikensammlung: die griechischen Vasen, die Terracotten, Mosaiks, Büsten römischer Kaiser, die Bronzen, darunter besonders das Senatus consultum de Bacchanalibus und die Militärdiplome, die Münzen und geschnittenen Steine interessierten uns alle ganz besonders. Besonderer Dank gebürt Herrn Prof. Dr. Kubitschek, dass er uns auch zu den Reliefs von Gjölbaschi und in das Lapidarium geleitete. Ein Theil besichtigte inzwischen unter der Führung des Herrn Dr. Wartenigg die Bildergallerie. Im Fluge verstrich die Zeit: immerhin war manches gesehen und gelernt, die Schüler wurden aufmerksam gemacht auf die reichen Kunstschätze und angespornt zu fleißigem Besuche des Museums zur Zeit ihres Hochschulstudiums. Ungerne schieden wir: es sollte auch das naturhistorische Museum besucht werden. Wir giengen daher dorthin und machten zunächst einen Gang durch die Säle des ersten Stockwerkes, dann wurde eingehender die prähistorische und Mineralien sammlung besichtigt, und zuletzt führte uns Herr Dr. Hein durch die ethnographische Sammlung, wo er besonders auf einige sehr interessante Stücke aufmerksam machte und durch seine humoristische Erklärung das Interesse aller zu fesseln verstand. So war es denn 1 Uhr: Vier Wagen beförderten uns in rascher Fahrt nach Hietzing, wo um $^1/_2$2 Uhr das gemeinsame Mittagessen stattfand. Dass Appetit vorhanden war, ist

selbstverständlich; dass alle so rasch und gut ihre Begierde nach Speise und Trank stillen konnten, dafür verdient der Wirt zum »weißen Engel« alle Anerkennung. Das Essen gestaltete sich aber auch zu einer Collegenzusammenkunft und verlief daher desto animierter: Herr Prof. Dr. Bormann, der bekannte Freund der studierenden Jugend, hatte den weiten Weg nicht gescheut, um im Kreise von Bekannten einige Zeit zuzubringen; mehrere Wiener Collegen, die früher am Kremser Gymnasium gedient hatten, fanden sich ein zur Freude der Lehrer und Schüler. Als das Essen beendet war, erhob sich Prof. Wichner und fasste in kernigen, warm empfundenen und daher auch zu Herzen gehenden Worten die Bedeutung des Ausfluges in eine patriotische Rede zusammen. Ein Schüler der VIII. Classe dankte im Namen der Schüler dem Director und allen Lehrern dafür, dass ihnen Gelegenheit geboten werde, so vieles zu sehen und zu lernen, und versprach, sie wollten jederzeit auch festhalten an den Lehren und Grundsätzen, die sie an der Anstalt empfangen. Nach einigen Liedern wurde der Gang in den Park angetreten: es bildeten sich Gruppen, die, von einzelnen Lehrern geführt, das Palmenhaus und den Thiergarten, wo der ὄνος ἄγριος Gegenstand der Neugierde war, besuchten und weiter durch den wohlgepflegten Park bis zum Schlosse und zur Gloriette wanderten. Während dieses Spazierganges gaben sich die jungen Leute ungezwungen, wandten sich vertrauensvoll an den Lehrer, der Auskünfte ertheilen und Winke fürs Leben geben konnte. Um ³/₄5 Uhr nöthigte uns der Regen zur Rückkehr ins Gasthaus; dort wurde eine frugale Jause eingenommen, und um ³/₄6 Uhr gieng es zur Haltestelle Hietzing der Stadtbahn und von dort mit dem nächsten Zuge nach Heiligenstadt. So konnten die Schüler auch diese neue Schöpfung der Regierungszeit unseres Kaisers sowie die gewaltigen Bauveränderungen am Gürtel sehen. Um 6ʰ 50ᵐ wurde die Rückfahrt nach Krems angetreten: wieder wurde fleißig gesungen, es fand ein reger Gedankenaustausch über das Gesehene statt. Der allgemeine Eindruck war: »Es war ein schöner, denkwürdiger Tag in Wien.« Als der Zug um 9ʰ 13ᵐ in Krems einfuhr, ließen die Sänger ein frohes »Grüß Gott« erschallen, und jeder wanderte seinem Heim zu, um den nächsten Tag wieder seine Pflicht zu erfüllen. Wir hatten am folgenden Tage keine Absenten weder unter den Lehrern noch unter den Schülern trotz der überstandenen körperlichen und geistigen Mühen.

So konnte die Wienfahrt als vollkommen gelungen gelten: wir Lehrer konnten zufrieden sein mit der guten Haltung, welche die Schüler den ganzen Tag gezeigt; wir fanden uns belohnt durch das rege Interesse, mit dem die Schüler allen Erklärungen folgten und wissbegierig Fragen stellten, die nach Kräften beantwortet wurden. Das Gelingen des Versuches ladet zur Wiederholung ein: es könnte dies jedes zweite Jahr geschehen, wobei abwechselnd das kunsthistorische und naturhistorische Museum eingehender besichtigt würde. Dann könnte die Wanderung durch die innere Stadt gelenkt werden zum österreichischen Museum und nach dem Prater. Voraussetzung ist dann, dass die Lehrer selbst sich als Führer für die Museen heranbilden, da man nicht immer verlangen

kann, dass die Herren vom Museum die Führung übernehmen. Die Schüler gewinnen nebst einer Erweiterung ihrer Kenntnisse auch eine gewisse Sicherheit im öffentlichen Auftreten, was ihnen später von Nutzen ist. Der ungezwungene Verkehr mit der Jugend gibt den Lehrern Gelegenheit, manch gutes Samenkorn in die empfänglichen Herzen der heranwachsenden Jugend zu streuen, das einst reichliche Frucht tragen wird zum Heile und zur Ehre des Vaterlandes und zur Festigung der Treue und Anhänglichkeit an das angestammte Kaiserhaus.

Krems. Dr. J. Oehler.

Dr. Ludwig Wagner, Unterricht und Ermüdung. Berlin, Reuther u. Reichard 1898. (1. Bd., 4. Heft der von Schiller u. Ziehen herausgegebenen Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Physiologie und Psychologie.)

Dr. Ferdinand Kemsies, Arbeitshygiene der Schule auf Grund von Ermüdungsmessungen. Berlin, Reuther u. Reichard 1898. (Der obigen Sammlung 2. Band, 1. Heft.)

Auf der 7. Jahresversammlung des Gymnasialvereins in Stuttgart hielt Oberlehrer Dr. Schrader einen Vortrag „Über die Grenzen der Anwendung der naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden auf allgemeine Fragen der Erziehung und des Unterrichtes“. Merkwürdigerweise gieng die Discussion, die diesem Vortrage folgte, gar nicht auf die in demselben aufgeworfenen Fragen über psychologische Fundierung der Pädagogik, Kritik der Herbart'schen Psychologie usw. ein, sondern warf sich fast unvermittelt auf die ästhesiometrischen Untersuchungen über Ermüdung der Schüler. Das ist ein Zeichen der Zeit: wir leben eben im Sterne der Ermüdung, und Uhlig dürfte nicht ganz unrecht haben, wenn er meint, dass es ihm vorkomme, als ob die Schüler ermüden, seitdem man so sorgfältig untersucht, ob sie nicht übermüdet sind. Freilich das darf uns nicht abschrecken, derlei Messungen doch hie und da anzustellen, selbst auf die Gefahr hin, ein paar solche Experimentierkaninchen nehmen infolgedessen die Vorstellung auf, dass ihnen zuviel zugemuthet werde. Bei geschickter Handhabung brauchen übrigens die Schüler gar nicht zu erfahren, um was es sich bei den Messungen mit dem Tastzirkel oder mit vorgelegten Rechenaufgaben usw. eigentlich handelt, ja es ist sogar eine Mittheilung des eigentlichen Zweckes für die Erreichung desselben in diesem Falle schädlich, wie Kemsies bei seinen Untersuchungen zur Genüge klarstellt. Wagner bedient sich ausschließlich des Griesbach'schen Verfahrens mit dem sogenannten Tastzirkel. Als Hauptergebnis aller Messungen, die er an Schülern des Neuen Gymnasiums in Darmstadt vorgenommen hat, bezeichnet er, dass die ästhesiometrische Methode Griesbachs ein brauchbares Mittel sei, Ermüdungsgrade festzustellen und qualitativ zu vergleichen. Durch die Discussion seiner Tabellen will er nicht bloß einen Einblick in die Ursachen und Kennzeichen der Überbürdung gefunden haben, sondern er schlägt auch Mittel gegen Über-

bürdung vor, wie sie falsche Unterrichtsmethoden, verkürzte Schlafzeit, Musikstunden, Alkoholgenuss, zu früher Schulbeginn, zu kurze Unterrichtspausen usw. hervorrufen. Interessant ist, dass auch Wagner das zwischen die literarischen Stunden eingeschobene Turnen, das man doch gerade als eine Panacee gegen die Überbürdung ausgibt, als unhygienisch bezeichnet. Er verlangt Verlegung aller körperlichen Übungen auf den Nachmittag, der dafür von allem wissenschaftlichen Unterrichte frei zu machen sei. Auch der wissenschaftliche Nachmittagsunterricht erscheint ihm als eine durchaus unhygienische Einrichtung. Nach Maßgabe des durchschnittlichen Ermüdungsgrades, den das betreffende Fach nach seinen Messungen hervorgebracht hat, ergibt sich ihm folgende Tabelle für die Stoffwirkung, wobei man Mathematik = 100 setzt: Mathematik (100), Latein (91), Griechisch (90), Geschichte (85), Geographie (85), Rechnen (82), Französisch (82), Deutsch (82), Naturkunde (80), Zeichnen (77), Religion (77).

Kemsies erhielt aus seinen Messungen folgende Fächerreihe, wobei die mehr ermüdenden Gegenstände voran stehen: Turnen, Mathematik, Fremdsprachen, Religion, Deutsch, Naturwissenschaften und Geographie, Geschichte, Singen und Zeichnen. Man sieht, dass in beiden Reihen die Mathematik und das Turnen hoch bewertet erscheinen; in der von Kemsies aufgestellten geht das Turnen sogar der Mathematik voran, dann folgen so ziemlich an derselben Stelle die Fremdsprachen; während jedoch der Religionsunterricht bei Kemsies einen hohen Ermüdungswert hat, steht er bei Wagner unten an. Desgleichen ist auffällig, wie verschieden der Geschichtsunterricht nach seinem Ermüdungswerte beurtheilt wird.

Kemsies Arbeit kann in mancher Beziehung als eine wertvolle Ergänzung von Wagners Untersuchungen angesehen werden, namentlich in der Hinsicht, dass die ästhesiometrischen Messungen hier durch die Messungen mittelst des Mosso'schen Ergographen nachgeprüft werden. Es ist dies meines Wissens der erste Versuch, ergographische Messungen in größerem Maßstabe mit Schülern anzustellen. Übrigens hat Kemsies nach dem Vorgange Burgersteins auch durch Rechenleistungen der Schüler qualitativ und quantitativ Proben auf deren Ermüdungen angestellt und ist durch beide Messungsarten zu folgenden, hier nur ganz allgemein verzeichneten Ergebnissen gelangt: 1. Die besten Arbeitstage der Woche sind der Montag und Dienstag sowie jeder 1. und 2. Tag nach einem Ruhetage; 2. die beste Arbeitszeit des Schultages sind die beiden ersten Schulstunden; 3. Pausen von längerer Dauer sind nach zweistündigem Unterrichte sowie nach jeder folgenden Stunde einzuschieben; 4. Ferien üben eine kräftigende Wirkung aus, deren Folgen jedoch kaum länger als vier Wochen nachweisbar sind; 5. der Lectionsplan hat die einzelnen Lectionen nach ihrem Ermüdungswerte zu gruppieren (vgl. die obige Tabelle!); 6. die Stundenzahl des Schultages soll ohne Noth für Kinder von 10—12 Jahren vier Stunden nicht überschreiten; für 12—14jährige dürften fünf Stunden das Maximum sein; 7. auf leicht ermüdbare Kinder kann im Unterrichte weitgehende Rücksicht genommen werden; 8. als weitere geeignete Arbeitsbedingungen erscheinen nach den Messungen: kräftige Ernährung, hinreichender Schlaf, Bäder und Spaziergänge.

Fast alle der hier angeführten Thesen wird jeder von uns gerne unterschreiben, sie standen auch vor allen Ermüdungsmessungen fest. Die Thesen 4 und 5 würde ich jetzt nur mit Vorbehalt unterschreiben, wie denn überhaupt, was ich schon früher einmal in dieser Zeitschrift ausgesprochen habe, noch lange nicht genug statistisches Material vorhanden ist, um jetzt schon zwingende Schlüsse zu ziehen. Ich halte neben den erwähnten Messungsmethoden gerade die von Ebbinghaus mit den lückenhaften Texten für besonders wertvoll, weil mit der Ausfüllung der Textlücken doch eigentlich am durchgreifendsten die Schülerseele in Bewegung gesetzt und damit ein zuverlässigerer Gradmesser für Ermüdung gefunden ist.

Dr. Joseph Müller, Pädagogik und Didaktik auf modern-wissenschaftlicher Grundlage. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim 1898. gr. 8°, VIII u. 192 SS. Preis 3 Mk.

Wir können uns heutzutage nicht gerade über Mangel an Büchern aus der Werkstätte der Erziehung und des Unterrichtes beklagen, auch für die Bedürfnisse der höheren Schulen ist in dieser Beziehung vieles geleistet worden; ich brauche nur an die Handbücher von Schiller, Baumeister und Rein zu erinnern. Die drei letztgenannten Sammelwerke sind reiche Fundstätten für den Lehrer und Erzieher geworden, so dass man auf lange Zeit hinaus damit sein Auskommen finden wird. Und doch kann man nicht sagen, dass Bücher wie Oskar Jägers »Lehrkunst und Lehrhandwerk«, Ernst Lindes »Persönlichkeitspädagogik« oder die vorliegende »Pädagogik und Didaktik« durch jene groß angelegten Werke überflüssig geworden seien. Über Jäger und Linde habe ich mich in dieser Zeitschrift schon früher ausgesprochen. Müllers Pädagogik bringe ich absichtlich zu ihnen in eine Reihe, um ihr so von vornherein gebürendes Lob zu spenden. Es ist ein frischgeschriebenes Buch mit reifem Inhalte, berücksichtigt niedere und höhere Schulen, steht namentlich in biologischer Beziehung auf modern-wissenschaftlicher Grundlage und zeugt von einer staunenswerten Belesenheit des Verf.s. Manchem Lehrer wird es willkommen sein, in dem Buche auch eine eingehende Darstellung der physischen Erziehung vom Standpunkte des Vegetarismus zu finden, zu dessen begeisterten Lobrednern der Verf. gehört. Die einzelnen Capitel über Anschauung, Interesse, Gedächtnis usw. sind nicht systematisch aus ihrem psychologischen und ethischen Grunde heraus entwickelt; der Verf. hat darauf verzichtet, da er in dieser Beziehung auf sein »System der Philosophie« verweisen konnte, mit dem das vorliegende Buch eine organische Einheit bildet. Aber gerade dadurch hat das Buch gewonnen. Der Reiz der Ursprünglichkeit und Wirklichkeit geht dort verloren, wo man fortwährend an das System gemahnt wird: man möchte die Dinge auch einmal mit Muße ansehen, wie sie im Unterrichte und in der Erziehung wirklich verlaufen, ohne die beständige Sorge darum, was denn das »System« dazu sagt. Der Kenner wird ohnehin bald merken, dass Müllers Aufstellungen überall auf gutem Grunde stehen. Aber es ist, wie gesagt, ein Vorzug des Buches, dass es uns die Fragen,

welche an uns als Lehrer und Erzieher gestellt werden, einmal mehr im hygienischen Gewande zeigt. Willmanns Didaktik, welche der Verf. als das hervorragendste Werk der neueren katholischen Pädagogik [warum nicht der neueren Pädagogik überhaupt?] bezeichnet hat, ist in dem Buche recht zur Geltung gekommen, an vielen Stellen citatenweise, an anderen als Frucht des Studiums seitens des gelehrten Verf.s. So stehen namentlich die Capitel »Fremde Sprachen« und »Die classischen Sprachen« fast ganz auf Willmann'schem Boden. Und dafür können wir dem Verf. herzlich dankbar sein; er hätte sich uns indessen vielleicht auch ohne Willmanns Führung als einen aufrichtigen Freund humanistischer Studien auf der Grundlage des classischen Sprachunterrichts gezeigt. Desgleichen berührt seine Stellungnahme zur Herbart'schen Pädagogik wohlthuend. Der Verf. schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus. Er unterscheidet genau zwischen dem, was an der Herbart'schen Grundlage mangelhaft und an seinen pädagogischen Behauptungen haltbar ist. Ich hoffe, dass auch aus dieser kurzen Anzeige des Buches seine Bedeutung für die Fortbildung unserer Wissenschaft klar geworden ist, und wünsche ihm namentlich aus unseren Kreisen recht viele Leser.

Gustav Voigt, Psychologie. Des »Lehrbuches der Pädagogik« von Dr. J. Chr. Gottlob Schumann II. Theil. 10. umgearb. Aufl. Hannover, C. Meyer 1898. 8°, 261 SS.

Der erste Theil des vorliegenden Werkes enthielt die »Einleitung und Geschichte der Pädagogik mit Musterstücken aus den pädagogischen Meisterwerken der verschiedenen Zeiten«; der dritte Theil wird die specielle Methodik, Schulkunde und die allgemeine Unterrichts- und Erziehungslehre enthalten. Der 1. und 2. Band ist bereits in 10. Auflage erschienen, was an und für sich von der Brauchbarkeit der bisher erschienenen Bücher zeugt. Ich will daher nur einige Bemerkungen über die äußere Einrichtung des mir vorliegenden psychologischen Bandes machen. Man erkennt die Hand des Methodikers schon aus der äußeren Anlage des Buches. Der Dreischritt geistiger Arbeit: Aufnehmen, Verarbeiten und Verwenden geht durch das ganze Buch. Zunächst werden die psychischen Phänomene, wie sie die Erfahrung bietet, vorgelegt und erörtert, dann in einem »Systematische Darstellung« überschriebenen Paragraphen zusammengeordnet und in zwei Paragraphen »Praktische Folgerungen« (und Aufgaben) zur Verwendung bereit gestellt. Ich hebe hiefür aus dem Buche das Capitel V »Von der Gestaltung der Vorstellungen« heraus. Zuerst wird im §. 58 der Thatbestand der Gestaltung der Vorstellungen festgestellt. Es wird an zwei erhebenden Beispielen, an Sokrates und Jesus, gezeigt, wie es sich mit der Apperception der neuen Lehren durch deren Schüler und Volksgenossen verhielt. Daraus wird der Begriff der Apperception, also inductiv, gewonnen und in einer Definition festgelegt. Dasselbe geschieht im §. 59 bezüglich des Verlaufes der Apperception. Die gewonnenen Resultate werden hierauf im §. 61 systematisch zusammengestellt und im §. 62 praktisch verwertet.

In dieses Schema hat nun der Verf. den ganzen psychologischen Stoff und den logischen, soweit er hieher gehört, zusammengeordnet. Besonders hoch möchte ich aber die Beispiele bewerten, welche er jedesmal zum Ausgangspunkte nimmt; sie sind aus den verschiedensten Wissensgebieten ausgewählt und so zurecht gemacht, dass sich die psychologischen Folgerungen nicht schwer ergeben. Ich möchte unsere Psychologielehrer auf diese Beispiele aufmerksam machen. Wir sind nicht eben reich an derartigen Beispielsammlungen und kommen daher nur zu leicht in Gefahr, dem Schüler den Stoff dogmatisch zu bieten. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch daran erinnern, welchen Nutzen Sammlungen, wie Höflers »Zehn Lesestücke aus philosophischen Classikern« bringen können, wenn aus ihnen Stücke an rechter Stelle im Logikcursus mit den Schülern gelesen und discutiert werden. Um aber zu unserem Buche zurückzukehren, will ich hier nur noch erwähnen, dass mir bei der Lectüre öfters der Gedanke gekommen ist, dass es trotz seiner Vorzüge doch eigentlich für Candidaten des niederen Schulamtes zu schwer gehalten ist. Ich weiß es nicht, ob die Verff. daran gedacht haben, es der Unterweisung der Volksschullehrer zugrunde zu legen, oder ob das Buch etwa gar wie Schumanns „Leitfaden der Pädagogik“ (III. Band dieser Sammlung) in Deutschland an Lehrerbildungsanstalten eingeführt ist. Das würde ich umso weniger begreifen, als man es dort nicht wagt, in den obersten Classen der Gymnasien mit einer etwas kräftigeren philosophischen Kost in systematischer Form an die Schüler heranzutreten, wo doch die Bedingungen für eine verständnisvolle Auffassung gegeben sind. Wie dem aber auch sei, das Buch wird in allen Kreisen, in denen man für eine psychologische Fundierung der Unterrichtsarbeit Interesse hat, Nutzen stiften, was vor allem auf Rechnung der Methode zu setzen ist, mit welcher der gelehrte Verf. die Erscheinungen des Seelenlebens sammelt, beleuchtet und für die Pädagogik verwertet.

Linz. J. Loos.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

L. Maccari, Bacchilide e Orazio. Urbino 1899. 8°, 19 SS.

Dass sich Horaz zu Bakchylides menschlich hingezogen fühlte und ihn daher zu seinem Lieblingsdichter auserkor (S. 8), ist immerhin möglich: die Gründe hiefür habe ich in der Einleitung meines Bakchylides S. XII kurz dargelegt. Dennoch wird wahr sein, was Wilamowitz, Bakchylides S. 10 sagt, dem Verf. beistimmt: »Es findet sich schwerlich etwas, was er direct herübergenommen hätte, aber denken muss man oft an Horaz.« Ein echter Dichter nimmt eben nur in ganz besonderen Fällen etwas herüber, und was man sonst gern Nachahmung nennt, ist nichts anderes als (oft unbewusste) Reminiscenz aus der Lectüre. Nun haben insbesondere Pascoli, *Tribuna* vom 25. December 1897 und vom 3. Januar 1898, und N. Festa in seiner Ausgabe sich bemüht, die 'Nachahmung' des Horaz zu belegen, und der Verf. sammelt in der vorliegenden Schrift ihr Material, vermehrt es auch und kritisiert es mit gesundem Urtheil. In den meisten Fällen ist man leicht geneigt, ihm Recht zu geben; bisweilen schießt er gleichwohl übers Ziel: Hor. *carm.* II 2, 1 ∾ Bakch. 3, 13 Bl. (3, 9 meiner Ausg.); I 35, 16–20 ∾ 3, 25 (17; IV 10, 2 ∾ 3, 29 (19); I 1, 6 ∾ 8, 82 (9, 48); II 10, 21 ∾ 16, 87 (17, 43). Wenn er ferner genauere Kenntnis des Pindar besäße, so hätte es ihm nicht entgehen können, dass Bakch. 3, 84 ff. (61 ff.) ein Gemeinplatz des Epinikion ist. Der Vergleich endlich 8, 27 ff. (9, 16 ff.) kommt auch sonst häufig in der griechischen Lyrik vor (s. meine Ausgabe zu diesen Stellen).

Wien. Hugo Jurenka.

Über die Anlage und den Inhalt der transcendentalen Ästhetik in Kants Kritik der reinen Vernunft. Von Dr. Georg Dazler. Hamburg u. Leipzig 1897. 8°, 96 SS.

Der Verf. zergliedert in seiner lesenswerten, fasslich geschriebenen Monographie die transcendentale Ästhetik in Kants Kritik der reinen Vernunft und untersucht insbesondere deren Anlage. Das Ergebnis stellt er in einer Schlussbemerkung kurz zusammen. Nach ihm besteht der Inhalt der transcendentalen Ästhetik Kants in der Darlegung des Kriticismus auf dem Gebiete der sinnlichen Erkenntnis. Die metaphy-

sische und zum Theil auch die transcendentale Erörterung haben den Apriorismus zum Inhalt; aber der Schwerpunkt der transcendentalen Erörterung fällt auf den Rationalismus. Die 'Schlüsse' begründen den 'Subjectivismus', der sich im weiteren Verlaufe der 'Schlüsse' mit Rücksicht auf die Erkenntnis der Gegenstände der Erfahrung zum Phänomenalismus und im Hinblick auf die Erkenntnis der 'Dinge an sich' zum Idealismus entfaltet.

Hinsichtlich der Anlage tritt nach des Verf.s Darstellung der Gesichtspunkt der 'Entwicklung' der Gedanken ganz erkennbar in den Vordergrund. Damit verbindet sich aber der andere Gesichtspunkt der 'systematischen Entfaltung', der innerhalb der Darlegung der einzelnen Momente des Kriticismus eine herrschende Stellung einnimmt. Soweit aber eine Symmetrie der Anlage in der transcendentalen Ästhetik von Kant geplant erscheint, ist sie nur unvollständig verwirklicht. Denn obwohl sie in den Einzelheiten an künstlerischen systematischen Gesichtspunkten in der Anlage fast überreich ist, fehlt es ihr, in ihrem Ganzen betrachtet, an Einheitlichkeit. So kommt es — schließt die Arbeit — dass in der Anlage der transcendentalen Ästhetik sich große künstlerische Conceptionen mit mangelhafter Verwirklichung, meisterhafte, bis in die Einzelheiten gehende Verzweigung und künstlerische Architektonik der Anlage im einzelnen mit einer nicht einheitlichen, sich selbst wiederholenden und zerrissenen Darstellung im ganzen paaren.

Originalstellen griechischer und römischer Classiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts. Für pädagogische und philologische Seminarien und als Beilage zum geschichtlichen Theil seiner Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts herausgegeben von D. Aug. Herm. Niemeyer. 2. Auflage, besorgt von Dr. Rudolf Menge. Halle a. S. 1898. 8°, XXX u. 311 SS.

Es hat lange gedauert, bis die im Jahre 1813 erschienenen und schon längst vergriffenen 'Originalstellen' Niemeyers in 2. Auflage erschienen. Diese war ein wahres Bedürfnis und wird von vielen jüngeren Pädagogen und Freunden der Pädagogik freudigst begrüßt werden. In der 1. Auflage bezeichnete es der Herausgeber für wünschenswert, bei der Ertheilung des theoretischen Unterrichts in der Pädagogik die Ansichten der Alten und Neueren zu vergleichen und in Parallele zu stellen, und durch die Sammlung, die aus diesen Gründen veröffentlicht wurde, einen Beitrag zur allgemeinen Geschichte des Erziehungswesens bei den Alten zu liefern. Auch heute wird die Sammlung, die allerdings einige Änderungen erfahren hat, in pädagogischen und Gymnasialseminarien, aber auch in weiteren Kreisen mit Nutzen verwendet werden. Die Änderungen beziehen sich auf Erweiterungen und Einschübe, sowie Weglassung einiger Stellen, auf die Textgestaltung und äußere Anordnung. Der Text ist sorgfältig, besonders ist die Anordnung zu loben, nach welcher in der neuen Ausgabe am Rande der Seiten kurze Inhaltsangaben angebracht sind und überhaupt die Benützung des Buches möglichst bequem gemacht ist. Dazu gehört auch ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis, aus dem sich rasch erkennen lässt, worüber man sich Auskunft in dem Buche holen kann, welche Schriftsteller sich über einzelne Punkte der Pädagogik und Didaktik ausgesprochen haben, und wo ihre Ansichten abgedruckt sind. Schon ein Blick in dieses Verzeichnis belehrt uns, dass die meisten Forderungen der modernen Pädagogik den Alten nicht unbekannt waren, und dass auch ihnen der Jugend körperliches und geistiges Wohl und Wehe am Herzen lag. Ich hebe einige Punkte aus dem Inhaltsverzeichnisse heraus. Da finden sich die Schlagworte: Abwechselung von Arbeit und Erholung; Anschaulichkeit des Unterrichts ist wichtig; Einschüchtern darf man die Jugend nicht; Ferien (Hitzferien) während des

Sommers; Individualität der Schüler; Laut lernen; Linke Hand, die ist früh wie die rechte zu gebrauchen; Milch, Bedeutung für die Erziehung; Nachsicht ist bei der Erziehung nöthig; Privatunterricht oder Schulunterricht? Prügelstrafe ist zu verwerfen; Überanstrengung der Kinder muss vermieden werden usw.

Die Sammlung selbst führt zunächst die Originalstellen griechischer Classiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts an, u. zw. sind vertreten: Plato, Xenophon, Aristoteles, Strabo, Plutarch, Lucian und Sextus Empiricus. Ein Anhang gibt eine Probe einer pädagogisch-moralischen Schrift (Isokrates) und ein charakteristisches Gemälde aus der Erziehungsweise alter und neuer Zeit (Aristophanes). Auf S. 157 beginnen die Originalstellen römischer Classiker, u. zw. aus Varro, Cicero, Seneca, Quintilian, Tacitus und Plinius. Ein Anhang enthält eine pädagogische Anthologie aus Terenz, Horaz, Ovid, Juvenal und Martial. Die Originalstellen berühren die körperliche und geistige Erziehung der Kinder (Knaben und Mädchen), die Pflichten der Eltern und Lehrer, die sociale Stellung der letzteren, den Wert der grammatischen Studien, kurz fast alle pädagogischen Fragen, die auch heute die Öffentlichkeit in Athem hält. Neben den allgemeinen erziehlichen Fragen fehlen auch specielle nicht, z. B. über die spartanische Knabenerziehung und über den Bildungsgang der jungen Athener.

Es wird nicht leicht eine den Lehrer und Erzieher betreffende Frage geben, wofür sich nicht eine Parallelstelle in dem besprochenen Werke fände. Der mit seinem Berufe unzufriedene Lehrer kann sich auf die Worte des Dichters berufen: Paenituit multos vanae sterilisque cathedrae. Und der die Lehrer um die schönen Ferien Beneidende mag sich trösten mit der Forderung der Alten: Aestate pueri si valent, satis discunt.

Wien. Joh. Schmidt.

H. Griesbach, Hygienische Schulreform. Ein Wort an die Gebildeten aller Stände. Hamburg u. Leipzig, Leop. Voss 1899.

Eine moderne Streitschrift gegen das humanistische Gymnasium! Das Einzige, dem zugestimmt werden kann, sind die hier neuerdings vorgebrachten Klagen über Überbürdung der Schüler durch zu viel Unterrichtsstunden (10 Lateinstunden wöchentlich an dem kgl. Karlsgymnasium in Heilbronn) und durch übertriebenes Prüfungs und Examenwesen, über Schädigung der Gesundheit der Lehrer durch die ungeheuere Correcturenlast und deprimierende Affecte (Gram und Kummer, Ärger und Sorge, Zurücksetzung, Verbitterung und gekränktes Ehrgefühl). Seine Forderungen stilisiert der Verf. S. 26: „Umwandlung der Gymnasien in Realgymnasien, bezw. lateinlose höhere Schulen; denn diesen beiden, möglicherweise auch nur den letzteren, gehört ohne Zweifel die Zukunft.“ Mit gleicher bewunderswerter Überzeugung wird behauptet, dass die Schülerselbstmorde in innigem Zusammenhange stehen mit dem Unterrichte in Latein und Griechisch, 2—3 Turnlehrern der Unterricht einer Abtheilung von 200 Schülern keine Schwierigkeiten bereite und durch den Gesangsunterricht in den Schulen gegen Physiologie und Hygiene gesündigt werde. Du siehst, lieber Leser, überall die gleiche Bescheidenheit, Sachkenntnis und — Logik.

Aussig. Dr. G. Hergel.

Programmenschau.

94. Subak, Dr. Julius, Die Conjugation im Neapolitanischen. Beilage zum Progr. der I. Staats-Realschule im II. Bezirke in Wien 1897, 8°, 22 SS.

Die Studie gibt eine Darstellung der Conjugation in der in der Stadt Neapel gesprochenen Mundart, und zwar mit Beschränkung auf die moderne Zeit; auf frühere Perioden nimmt der Verf. nur hie und da Rücksicht, wie es scheint ohne festes Princip. In dem Umstande, dass das Material in der Stadt selbst und unter Beihilfe d'Ovidios gesammelt worden ist, liegt genügende Gewähr für dessen Zuverlässigkeit. Auch die Art, wie es verwertet wurde, muss — wenn man von dem Mangel durchgängiger historischer Betrachtung absieht — als vollkommen entsprechend bezeichnet werden. Den Erklärungen des Verf.s wird man im allgemeinen beistimmen, doch finden sich auch einzelne Aufstellungen, bei denen man ihm nicht ohneweiters folgen kann, oder wo man mindestens größere Genauigkeit in der Darstellung wünschte.

Sind *t'uəwə* *plovis (S. 6) und *t'uwarrağğə* *plovere habeo wirkliche Formen oder bloß grammatische Constructionen? — S. 8 findet der Verf. die Zurückziehung des Accents in der 1. und 2. Pl. Impf. auffällig und erklärt sie durch den Einfluss des Perfects; aber näher liegt es doch, Ausdehnung der Betonung des Charaktervocals auf alle Personen anzunehmen wie im Span. — Höchst merkwürdig ist die 2. Pl. Impf. der II.—IV. Conj., die als *-íwənə* angegeben wird; liegt hier nicht doch ein Versehen vor? — S. 11. Das Pf. auf *-éttə* wird aus steti erklärt, das in der 1. Pl. allein lautgesetzliche *tt* wäre aber dann für die anderen Personen nur ungenügend gerechtfertigt; einfacher legt man das vulg.-lat. stetui zugrunde. Das geschlossene *ẹ* erklärt S. aus restiti mit Stammbetonung, aber auch dann würde man vielleicht eher restéti erwarten, so dass S.s Deutung schon aus diesem Grunde nicht befriedigt; freilich wüsste ich keine andere dafür. — Sehr schwierig ist auch der Abfall des *-re* in den Infinitiven der *e-*, *i-* und *ĕ*-Verba. S. glaubt (S. 11), dass man von einer falschen Trennung des Fut. ausgehen könne: in *punirağğə* habe man das *r* des hiatustilgenden Cons. empfunden und daher einen Inf. *punì* erschlossen. Das ist ganz unwahrscheinlich, schon darum, weil die *ĕ*-Conj. die volle Endung behält. S. erklärt (S. 11) das zwar damit, dass „im Neap. Proparoxytona durchaus der Sprache nicht widerstreben"; aber das ist doch kein hinreichender Grund, denn da Paroxytona der Sprache ebensowenig widerstreben, so hätten auch die anderen Inf. bleiben müssen. Diese Frage kann wohl nicht von einer Mundart allein aus gelöst werden. — S. 15 wird für die 2. Sg. von esse lat. ĕs zugrunde gelegt; dies wäre auffällig, da sonst das Ital. *ĕs fordert; man wird sich also doch wohl nach einer anderen Erklärung umsehen müssen.

Vielleicht kann der Verf. bei historischer Darlegung der Verhältnisse manche der hier angedeuteten Punkte besser beleuchten und seine Erklärungen begründen oder neue vorschlagen. Da die vorliegende Arbeit seine Eignung für die Untersuchung sprachlicher Probleme vollkommen beweist, so darf man von der in Aussicht gestellten historischen Betrachtung manche Förderung erwarten.

Prag-Weinberge. Adolf Zauner.

---

95. Klaschka, Dr. Franz, Die Ideen Platos und die praktischen Ideen Herbarts. (Eine Parallele.) Progr. des Staatsgymn. in Mies 1897, 8° 26 SS.

Die fleißige Arbeit behandelt zunächst den Begriff der »Idee« bei Plato, sodann den der »praktischen Idee« bei Herbart, woran sich eine Vergleichung beider reiht. Den Schluss des vorliegenden Aufsatzes bildet eine Vergleichung der platonischen Ideen als System mit den praktischen Ideen Herbarts als solchem. Die Unterschiede und Ähnlichkeiten der platonischen Auffassung und der Darstellung Herbarts werden übersichtlich und erschöpfend behandelt, sowie die Mängel bei beiden Philosophen hervorgehoben. Die Arbeit des Verf.s, der überall auf den Schultern Willmanns steht, soll in einem späteren Aufsatze ihren Abschluss finden.

96. Traunwieser, Dr. Joh., Die Psychologie als Grundlage der Grammatik vom wissenschaftlichen und pädagogischen Standpunkte aus kurz betrachtet. Progr. des Staatsgymn. in Mähr.-Trübau 1897, 8°, 30 SS.

Auch dieser Aufsatz berücksichtigt eine Seite des philologischen Unterrichts, den grammatischen Unterricht, vom psychologischen Standpunkte. Dass die wissenschaftliche Grammatik auf psychologischer Grundlage ruhen soll, ist eine längst anerkannte Thatsache; auch wird allgemein zugegeben werden, dass die psychologische Erklärung in den oberen Classen das richtige Verständnis für manche Spracherscheinung erschließen und Lust und Liebe für die classische Lectüre bei der Jugend wecken und fördern wird. Dass diese Zwecke beim Unterricht stets im Auge zu behalten sind, dass sich Grammatik und Sinnerklärung gegenseitig unterstützen sollen, dass Langweile aus dem Unterrichte zu verbannen ist: diese und andere Gedanken, welche in der im allgemeinen fleißigen Arbeit zum Ausdrucke kommen, sind für jeden Pädagogen heute selbstverständlich. Von diesem Gesichtspunkte aus ist der Aufsatz oder das 'Schriftchen', wie ihn der Verf. nennt, lesenswert. Aber in welches Gewand ist die Arbeit gekleidet! Die Form ist geradezu haarsträubend, und die Schüler der Anstalt, welche den Programmaufsatz gelesen haben, dürften sich an der Lectüre nicht wenig ergötzt und für die Verbreitung des Jahresberichtes Sorge getragen haben. Gerade solche Aufsätze, die in die Hände der Schüler gelangen, sollten mit besonderer Sorgfalt verfasst sein.

97. Egger, Dr. Ludwig, Das Problem der Urtheilsfunction. II. Progr. des Staatsgymn. in Oberhollabrunn 1897, 8°, 26 SS.

Das Problem der Urtheilsfunction ist seit dem Erscheinen der 'Psychologie vom empirischen Standpunkt von Brentano' wiederholt zum Gegenstande der Untersuchung gemacht worden. Der Auffassung Brentanos ist in Jerusalem ein starker Gegner erstanden, dessen Arbeit in diesen Blättern (1896, 1. Heft) gewürdigt wurde. Mit dem genannten Probleme beschäftigt sich auch L. Egger, von dem in den Jahresberichten des Gymnasiums von Oberhollabrunn 1896 und 1897 eine ausführliche Recension des Jerusalem'schen Werkes erschienen ist. Egger will untersuchen, ob es Jerusalem gelungen ist, das Wesen des Urtheilsactes zu erfassen, und seiner und der Brentano'schen Lehrmeinung gegenüber eine eigene Auffassung des Problems vorführen. Er folgt im ersten Theile (1896) der Darstellung Jerusalems Schritt für Schritt und sucht sie, wo er mit ihr nicht einverstanden ist, zu widerlegen, wobei er die einschlägige Literatur verwertet.

Der zweite Theil (1897) gibt Erläuterungen zu den Behauptungen des ersten Theils, u. zw. sollen sich diese Erläuterungen so ziemlich auf alle Differenzpunkte beziehen und des Verf.s Standpunkt genauer als bisher feststellen. Auch zieht er in dem zweiten Theile die Lehrmeinung Uphues' heran und stellt sie mit der Lehre Jerusalems und Brentanos zusammen. Diese Thatsache hat die Übersichtlichkeit wenig gefördert und es nöthig gemacht, die Arbeit, welche zwei Aufsätze umfassen sollte, erst später zum Abschlusse zu bringen. Hoffentlich wird der letzte Aufsatz eine Übersicht gewährende Zusammenfassung des Ganzen bringen.

98. Chevalier, Dr. Ludwig, Das Entstehen und Werden des Selbstbewusstseins. (Eine psychologische Abhandlung.) Progr. des Staatsgymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) 1897, 8°, 43 SS.

Die groß angelegte Arbeit enthält eine Kritik der Auffassung des Selbstbewusstseins, wie sie sich bei den griechischen Philosophen, den Scholastikern und den deutschen Philosophen bis auf Herbart, sowie bei den französischen und englischen Philosophen des 18. Jahrhunderts findet. Überall bewundern wir des Verf.s Detailkenntnis und deren Verwertung bei der Besprechung der einzelnen philosophischen Systeme. Die Forschungen Wundts und die Resultate des physiologischen und anatomischen Gehirnstudiums, ferner die Forschungen der neueren englischen Philosophie sollen in einer Fortsetzung dieser Abhandlung eingehend gewürdigt werden. Man darf nach dem in dem obigen Aufsatze Gebotenen auf die Fortsetzung mit Recht gespannt sein.

99. Woynar, Dr. Karl, Das Verhältnis der praktischen Philosophie Herbarts zu den englischen Moralphilosophen Shaftesbury, Hutcheson und Hume, mit besonderer Berücksichtigung der ethischen Idee des Wohlwollens. Progr. der mährischen Landes-Oberrealschule in Neutitschein 1897, 8°, 33 SS.

An die englische Philosophie des vorigen Jahrhunderts knüpfte vielfach die deutsche; wer den Gang der letzteren verstehen will, wird auf die englische Philosophie Rücksicht nehmen müssen. Besonders dem Studium der englischen Moralphilosophen wendeten sich die Deutschen zu, und auch heute noch bildet die englische Philosophie eine unerschöpfliche Fundgrube für das Studium der Ethik. An die englische Philosophie knüpfte auch Herbart, der Bahnbrecher der praktischen Philosophie bei den Deutschen, an. Im obigen Aufsatze wird gezeigt, wie Herbart die Theorie der englischen Moralphilosophen Shaftesbury, Hutcheson und Hume weiter entwickelt hat. Die quellengemäße Behandlung des Gegenstandes ist keine erschöpfende, aber die Darstellung gibt ein genügendes Bild von dem Fortschritte und der Weiterentwicklung der Ethik der genannten englischen Philosophen, wie im besonderen der Idee des Wohlwollens durch Herbart.

100. Fišer, P. Raimund, Versuch einer Darstellung der Lehre vom Ursprunge des Begriffes der Ursache und von der Natur des Causalgesetzes. Progr. des öffentl. Stiftsgymn. der Benedictiner zu Braunau in Böhmen 1897, 8°, 50 SS.

Die causa efficiens, als welche der Verf. den Causalitätsbegriff fasst, führt auf die letzte Substanz, auf Gott, welcher von Ewigkeit ohne jede Ursache existiert.

Die erste Abtheilung des Aufsatzes, welche den Ursprung des Begriffes der Ursache behandelt, führt uns die Ansichten Humes, Kants

und Stuart Mills vor, die sodann vom Verf., zumeist auf Grund von Martys Vorlesungen, widerlegt werden. Der zweite Theil sucht den Charakter des Causalgesetzes zu erweisen. Vor allem wird nachzuweisen gesucht, dass das Causalgesetz ein analytisches Urtheil ist, welches lautet: Jede Wirkung hat eine Ursache, d. h. unverkürzt: Wenn ein Real entsteht, so muss es ein anderes Real geben, aus welchem jenes Real entsteht. Den Beweis für den Charakter des Causalgesetzes liefert der Verf. mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung, von der eine kurze Theorie fasslich dargestellt wird. Das Beweisverfahren aber ist ungefähr folgendes: Wenn es eine Realität gibt — und eine solche muss angenommen werden, weil es keinen Zufall geben kann — so muss es auch eine andere Realität geben, von welcher jene Realität abhängig ist. Dieses Real hat wieder ein Real zu seiner Ursache, und diese hat wieder eine Ursache. Aber die Reihe, die sich daraus ergibt, muss einmal aufhören; es muss endlich ein Real geben, das keine Ursache hat, und dieses muss schon von Ewigkeit ohne jede Ursache existieren.

101. Gollob Eduard, Zum Unterricht in der Logik. Progr. des deutschen Staatsgymn. in Olmütz 1897, 8°, 15 SS.

Zwei Stundenbilder von Wiederholungsstunden werden in dem angeführten Aufsatze geboten, u. zw. handelt es sich um die Wiederholung der §§. 1—18 der Höfler'schen Logik. Das Verfahren ist durchwegs synthetisch. Dadurch entsteht der Nachtheil, dass der Schüler durch ein einfaches 'Ja' oder 'Nein' die Frage des Lehrers beantwortet, statt dass er durch eine übersichtliche, zusammenhängende Darstellung sein Wissen bekundet. Die Fragen: »Worin besteht der Unterschied zwischen physischen und psychischen Erscheinungen?« »Wie werden wir die Vorstellungen eintheilen?« u. ä. soll der Schüler, nachdem inductiv bei der Erklärung in den früheren Unterrichtsstunden vorgegangen worden, analytisch durch Anführung möglichst zahlreicher Beispiele erschöpfend behandeln und den Beweis liefern, dass er das Durchgenommene zuhause gründlich wiederholt hat und beherrscht. Die Frage über das logische Verhältnis der Logik und Psychologie S. 7 ist verfrüht. Den Schülern wird das Verhältnis dieser Unterrichtsgegenstände evidenter werden, wenn statt von Unterordnung von Theil und Ganzem gesprochen und auf das Verhältnis von Chemie und Physik verwiesen wird. Fragen: »Die Logik ist demnach welche Lehre?« u. ä. sind als undeutsch zu meiden. S. 5, Z. 6 soll es als statt wie heißen. Wenn ich schließlich noch erwähne, dass die Beispiele einen zu engen Anschluss an das Lehrbuch bekunden, so dürfte alles gesagt sein, was sich über diesen kurzen methodischen Aufsatz sagen lässt.

102. Vogrinz Gottfried, Kritische Bemerkungen zum Lehrstoff der philosophischen Propädeutik. Progr. des Staatsgymn. in Villach 1897, 8°, 36 SS.

Der angeführte Aufsatz des für sein Fach begeisterten Verf.s bietet nach einer Vorbemerkung über die Bedeutung des philosophisch-propädeutischen Unterrichts eine Fülle kritischer Bemerkungen zu den Lehrbüchern der Logik von Höfler und Lindner-Leclair und weiter zur Psychologie von Lindner-Lukas. Diese Bemerkungen sind sehr anregend und werden von den Lehrern der philosophischen Propädeutik mit Nutzen gelesen werden. Bei einzelnen Behauptungen wird man dem Verf. gerne beistimmen und in diesem Falle bei einer neuen Auflage der erwähnten Lehrbücher Änderungen, bezw. Erweiterungen oder eine kürzere Darstellung wünschen. Beachtenswert ist z. B., was über die Kategorien und die kategoriale Verschiebung und über den Gang der Lehre vom

Schluss gesagt wird; Beachtung verdienen ferner die Bemerkungen über die Lehre vom Schlusse, von der Phantasie, der Zeitvorstellung, vom Urtheil usw. Zustimmung wird auch die beiläufig hingeworfene Bemerkung über das Lehrverfahren beim philosophisch-propädeutischen Unterrichte im allgemeinen bei vielen Lehrern finden. Aber auch an Widerspruch wird es nicht fehlen: so bezüglich der Leugnung der Individualbegriffe und des Lehrgangs beim Logikunterrichte, demzufolge nach der Einleitung vor der 'psychologischen Einleitung' in der Logik noch einmal auf das Verhältnis von Begriff und Sprache oder Name und auf das von Begriff und Ding eingegangen werden müsste. Die Arbeit ist mit vielen classischen Citaten gewürzt und bekundet auch sonst des Verf.s umfassende Literaturkenntnis und sein tiefes philologisches Wissen. — Einzelne Druckfehler sind mir bei der Lectüre aufgefallen, z. B. Bewuſtsein, liess, Thukidydes u. a.

Wien. Joh. Schmidt.

VII. deutsch-österreichischer Mittelschultag.

Wien, Ostern 1900.

Ein Decennium ist seit dem Geburtstage der deutsch-österreichischen Mittelschultage verflossen. Sechsmal haben wir in diesem Zeitraume getagt, und nun soll der siebente deutsch-österreichische Mittelschultag in der Charwoche 1900 folgen, an dessen würdigem Zustandekommen und an dessen Erfolg verbürgendem Verlaufe mitzuwirken alle mit dieser Einrichtung sympathisierenden Collegen hiemit geziemend eingeladen werden.

Der gefertigte Ausschuss, mit dem Vertrauen der Vollversammlung des letzten deutsch-österreichischen Mittelschultages vom Jahre 1897 beehrt, darf sich wohl der Verpflichtung für enthoben erachten, die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit eines Verbandes zu erweisen, dessen moralisches Gewicht in der Vereinigung von Berufsgenossen aus allen Theilen unseres Vaterlandes wurzelt und dessen Programm über locale, wenn auch noch so berechtigte Schulfragen hinaus zu solchen Berathungsgegenständen vorzudringen sich bemüht, die der Verbesserung und Ausgestaltung des gesammten Mittelschulwesens und der Festigung und Würdigung des Mittelschullehrstandes zu dienen berufen sind.

Wenn auch die bisherigen Mittelschultage in dem angegebenen Sinne weder unfruchtbar noch wirkungslos waren, ja ihren sachgemäßen und eindringlichen Kundgebungen so manche Errungenschaft der letzten Jahre mit zu danken ist, so scheint doch die Stunde des Feierns nicht gekommen. Denn wie die Zeit unaufhaltsam vorschreitet und dem Leben stets neue Formen, andere Bedingungen zu verleihen sucht, ebenso gibt es auch auf dem Gebiete der Schule, die ja fürs Leben vorzubereiten und auszurüsten verpflichtet ist, stets neue Probleme, deren glückliche Lösung das Schulwesen und dessen Vertreter vor verhängnisvoller Rückständigkeit zu bewahren vermag.

Von der Überzeugung durchdrungen, dass eine so gemeinsame und so wichtige Aufgabe durch persönlichen, freigewollten Verkehr einer möglichst großen Zahl von Berufsgenossen aus allen Gauen Österreichs am wirksamsten geleistet werden könne, erneuert der gefertigte Ausschuss an die Lehrkörper sämmtlicher deutsch-österreichischen Mittelschulen die Aufforderung, durch rechtzeitige Anmeldung von Vorträgen oder Übernahme von Referaten sowie durch eine die Gemeinsamkeit aller Standesgenossen neuerdings bezeugende Theilnahme an den Verhandlungen den VII. deutsch österreichischen Mittelschultag zu ermöglichen, dem Schulwesen zum Heile, unserem Stande zur Ehre!

Wie bisher sollen die Berathungsgegenstände in Vollversammlungen und Sectionssitzungen erledigt werden. Als Berathungsgegenstand ist alles erwünscht, was unser Schulwesen in wissenschaftlicher, methodischer und pädagogischer Hinsicht oder dessen Organisation betrifft. Wenn überdies auch der kommende Mittelschultag zur Wahrung und Förderung der Standesinteressen streng sachlich und rückhaltslos das Wort führen wird, wie zu erwarten ist, so bleibt er hiemit nur einer durch die bisher erprobte Übung selbstverständlichen Tradition getreu.

Es ergeht demnach an die Collegen die ergebene Bitte, Vortrags- oder Discussionsthemen mit einer möglichst knappen Skizzierung des Ergebnisses oder, wenn nothwendig, mit Angabe von Thesen dem Geschäftsführer Prof. Feodor Hoppe (Wien, III., Münzgasse 3) bis längstens Mitte Januar 1900 schriftlich bekannt zu geben sowie auf eine später zu versendende Aufforderung ihre Theilnahme an dem geplanten Mittelschultage bei dem Stellvertreter des Geschäftsführers Prof. Dr. Eduard Maiß (Wien, II., Taborstraße 79) anzukündigen. Der Umstand, dass bereits jetzt mehrere Themen angemeldet vorliegen, berechtigt wohl zu der Erwartung, dass der VII. deutsch-österreichische Mittelschultag auch an Mannigfaltigkeit der Berathungsgegenstände hinter seinen Vorgängern nicht zurückbleiben, sondern mindestens ebenso reich an Anregungen und thatsächlichem Ertrage sich erweisen werde.

Die Erfüllung dieser Hoffnung, um derentwillen sich der gefertigte Ausschuss bereitwilligst nunmehr zur Vorarbeit anschickt, ist vor allem von der werkthätigen Unterstützung und der lebhaften Theilnahme aller gleichgesinnten Berufsgenossen abhängig, die unsere herzlich angebotene Gastfreundschaft möglichst zahlreich in der Charwoche 1900 annehmen mögen. 400 Theilnehmer zählte der VI. deutsch-österreichische Mittelschultag, möge der VII., der letzte an der Wende des Jahrhunderts, durch eine noch stattlichere Theilnehmerzahl bezeugen, dass wir unter freiwilligem Verzicht auf Tage der Muße entschlossen sind, zu erhalten und auszugestalten, was wir vor einem Decennium begründet haben.

Wien, im November 1899.

Im Namen des vorbereitenden Ausschusses:

Feodor Hoppe,
Geschäftsführer des Mittelschultages,
III., Münzgasse 3.

Berichtigungen.

In meinem Aufsatze über Plutarchs Leben Cäsars sind durch meine Schuld zwei Stellen in einer ungenauen Fassung gegeben. S. 704, Z. 8 v. o. soll es nämlich heißen: »mit der Plutarch verfahren oder mit der seine directe Quelle Cäsar benützt hat«, ferner S. 705, Z. 16 v. u. »der ersten Art vielleicht lediglich«.

Belgrad. N. Vulić.

S. 892, Z. 22 soll es »Saturnier« statt »Saturnin« heißen.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Kleine Beiträge zu Ariost und Tasso.

I.

Die kämpfenden Rosse im 20. Gesange von Tassos „Gerusalemme liberata“.

Im 20. Gesange von Tassos „Gerusalemme liberata“, welcher den Entscheidungskampf zwischen den Kreuzfahrern und den Heiden schildert, finden sich einige Stellen, in denen der Antheil der Schlachtrosse am Kampfe hervorgehoben wird. So schildert die Strophe 29 die Vorbereitungen zur Schlacht in nachstehender Weise:

Ogni cavallo in guerra anco s'appresta;
Gli odii e'l furor del suo signor seconda:
Raspa, batte, nitrisce e si raggira,
Gonfia le nari, e fumo e foco spira.

Des Reiters Wuth zeigt schon sich auch am Rosse;
Es rüstet sich zur Schlacht, dreht sich umher,
Stampft, wiehert, bäumt sich, wie von Kampfgier trunken,
Sprüht aus geschwoll'nen Nüstern Dampf und Funken.

(Nach der Übersetzung von Gries.)

Im Kampfe selbst (Str. 38) werden die Perser von Altamor, dem Fürsten von Samarkand, bedrängt. Letzterer streckt Menschen und Pferde in den Sand und wüthet schrecklich in der Schlacht.

Felice è qui colui che prima mòre,
Né geme poi sotto al destrier pesante;
Perché il destrier, se da la spada resta
Alcun mal vivo avanzo, il morde e pesta.

Und glücklich, wem er gleich den Tod verhängte,
Wer ächzend nicht sich unterm Rosse wand;
Denn die das Schwert halb lebend noch gelassen,
Die weiß das Ross mit Biss und Tritt zu fassen.

Nicht zu zählen sind diejenigen (Str. 40), welche sein Ross auf blutigem Grunde zerstampft, und niemand kennt die verschiedenen Todesarten der Unglücklichen.

In diesen Darstellungen besteht, wie eingangs erwähnt wurde, das Eigenthümliche und von dem bei Schlachtschilderungen Her-

kömmlichen völlig Abweichende darin, dass sich die Rosse wuthentbrannt dazu rüsten, am Kampfe der Ritter theilzunehmen und die Verwundeten mit Biss und Tritt zu verletzen. Nun macht mich Herr Dr. A. Weixelgärtner bezüglich der Theilnahme von Rossen an dem Kampfe darauf aufmerksam, dass Leonardo da Vinci im Jahre 1505 den Plan zu einem Frescogemälde in Florenz ausgestellt hatte. Auf diesem erblickte man unter den Streitenden auch Rosse, welche am Kampfe theilnahmen. Leonardo wollte nämlich die Schlacht bei Anghiari darstellen. Der verlorene Carton zu diesem Gemälde enthielt, wie wir uns noch gegenwärtig überzeugen können, als Mittelstück eine Scene, in welcher im wilden Gemetzel des Kampfes ein Pferd das andere in die Brust beißt. In der „Geschichte der Malerei“ von Woltmann-Woermann, Leipzig 1882, kann man hierüber II, 558 Folgendes nachlesen: „Noch größeres Aufsehen .... erregte bei seiner Vollendung im Jahre 1505 Leonardos Carton der Schlacht bei Anghiari, jener Schlacht, welche die Florentiner im Jahre 1440 über die Mailänder gewonnen hatten. Benvenuto Cellini sagt, er sei wie der berühmte, gleichzeitig von Michelangelo gezeichnete und gleichzeitig in Florenz ausgestellte Carton der badenden Soldaten eine Schule der Welt gewesen. Es war der Carton zu dem Wandgemälde, welches Leonardo im Auftrage des Rathes von Florenz für den Rathsaal im Palazzo vecchio zu malen hatte. Leonardo begann auch die Ausführung, doch abermals experimentierte er mit dem Bindemittel, dieses mal mit so geringem Erfolge, dass er selbst die angefangene Arbeit bald unwillig imstiche ließ. Der Carton ist verloren gegangen. Wir kennen nur seine Mittelgruppe durch den Stich Edelinks nach einer (Rubens zugeschriebenen) Zeichnung im Louvre. Diese Mittelgruppe stellt einen äußerst heftigen Reiterkampf um eine Standarte dar. Über zu Boden gesunkenen Fußsoldaten, die noch grimmig weiterstreiten, tobt der Kampf zwischen vier Reitern, ein Kampf, der an wilder Leidenschaft in der Bewegung und im Ausdruck kaum seinesgleichen hat. Das Ganze war die gewaltigste und lebendigste Composition, die Leonardo geschaffen. Dass wir uns nur eine so unvollständige Vorstellung von ihr machen können, empfinden wir als schmerzliche Lücke in unserer Kenntnis des Meisters.“

Abbildungen von dem Stiche Edelinks, eines französischen Künstlers, welcher gegen das Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts lebte, findet man bei Anton Springer, Handbuch der Kunstgeschichte, Leipzig, E. A. Seemann 1896, III. Bd., S. 218, und bei Adolf Rosenberg, Leonardo da Vinci, Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1898, in Knackfuß' Künstler-Monographien, XXXIII. Bd., S. 90. Leonardos Carton hatte in der Künstlerwelt solches Aufsehen erregt, dass man wohl annehmen kann, es sei auch noch zur Zeit Tassos bewundert worden, und dieser wird ihn höchst wahrscheinlich in Florenz selbst gesehen oder zum mindesten

eine Nachbildung gekannt haben. Zweifellos hat er also durch Leonardos Werk die Anregung empfangen, in den oben angeführten Stellen die Rosse als Mitkämpfer in der Schlacht darzustellen.

Zur weiteren Bestätigung dieser Annahme dient überdies der Umstand, dass zwischen den Schilderungen der älteren italienischen Dichter und den Schöpfungen der bildenden Kunst auch sonst ein inniger Zusammenhang besteht. Zahlreiche Stellen Dantes gehen bekanntlich auf berühmte Gemälde zurück, und den Anfang der italienischen Kunstgeschichte bildet ein Commentar dieses Dichters aus dem 14. Jahrhundert, welcher nachweist, dass dem Dichter bei vielen Stellen seiner „Divina Commedia" vorhandene Bildwerke vorschwebten. Nicht minder werden die vielen Beschreibungen von Gemälden und Bildsäulen in Ariostos und zum Theile auch in Tassos Epos eine Beziehung auf Vorhandenes gehabt haben, und kunstgeschichtliche Untersuchungen dürften hier noch manches zutage fördern. Bei einem Volke, welches eine so alte und hochentwickelte Kunst besitzt wie die Italiener, bei dem ferner künstlerischer Sinn durch das Anschauen großer Werke selbst in der Menge des ungebildeten Volkes Wurzel geschlagen hat, ist es auch gar nicht befremdlich, wenn sich die verschiedenen Kunstgattungen gegenseitig befruchten. Auch in der neuesten italienischen Literatur kann man eine ähnliche Wahrnehmung machen. Gabriele d'Annunzio liebt es beispielsweise gleichfalls, sich bei Schilderungen und Beschreibungen auf bekannte Werke der Kunst zu beziehen. Beschreibt er etwa die Schönheit einer Frau, so vergleicht er, um anschaulicher zu sein, die Farbe ihrer Haut mit dem Incarnat auf dem Bilde eines alten Meisters. So hat im „Trionfo della Morte" die Heldin Ippolita die bräunliche Farbe, welche man an dem berühmten Bilde der Königin Caterina Cornaro von Cypern wahrnimmt. Auch sonst liebt er es, in seinen Romanen Kunstwerke zu schildern, die künstlerische Ausschmückung eines Raumes zu beschreiben u. dgl. Eine Versteigerung von Kunstwerken bietet ihm in dem Romane „Il Piacere" die reichste Gelegenheit zu solchen Darlegungen.

Steht es nun überhaupt fest, dass in alter und neuerer Zeit die italienischen Dichter von den Malern ihrer Nation vielfach Anregungen erhielten, so kann bezüglich des Verhältnisses, welches zwischen Leonardo und Tasso stattgefunden hat, überdies noch Folgendes angemerkt werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Tasso von Leonardos „Trattato della pittura" Kenntnis gehabt hat. Unter dem genannten Titel versteht man einen Theil des großen literarischen Nachlasses Leonardos; er enthält eine Fülle von Notizen, die kaum nach Hauptmaterien geordnet sind. Obschon das Original verloren gieng, besitzt man doch aus früher Zeit mehrere Abschriften des Trattato. In diesem findet sich unter anderem eine äußerst anschauliche Schlachtschilderung, in welcher die Maler der damals ungemein beliebten Schlachtenbilder ausführ-

liche Anleitungen empfiengen, in welcher Weise Kampfesscenen darzustellen seien. Man vergleiche diese Schilderung in der Ausgabe von Leonardos „Trattato della pittura" von Heinrich Ludwig in v. Eitelbergers Quellenschriften für Kunstgeschichte XV, S. 188 ff. und 284 ff. Leonardos packende, äußerst lehrreiche Darstellung musste in gleicher Weise die Aufmerksamkeit von Malern und Dichtern erregen. Darum ist es nicht unwahrscheinlich, dass Tasso und andere Dichter seiner Zeit für ihre Kampfesschilderungen aus Leonardos Aufsatze ebensoviel lernten wie aus seinen Bildern. Gibt man aber zu, der Dichter des „Gerusalemme liberata" habe von Leonardos Schlachtschilderung Kenntnis gehabt, so ist es noch umso wahrscheinlicher, dass er sich auch für den Carton jenes oben erwähnten großartigen Kampfgemäldes interessierte, welches die Bewunderung der Zeitgenossen in so hohem Grade hervorgerufen hatte. Durch dieses wurde er somit dazu geführt, im letzten Gesange seines Epos den blutigen Kampf von Rossen zu schildern, welche durch das Schlachtgemetzel in Raserei gerathen sind.

II.

Die Robinsonaden im 41. Gesange von Ariostos „Orlando furioso" und im 7. und 8. Gesange von Wielands Oberon.

Die Robinsonade im 7. Gesange von Wielands Oberon ist offenbar durch die Vorliebe des 18. Jahrhunderts für derartige Erzählungen veranlasst. Bekanntlich findet sich ja schon am Schlusse des Simplicissimus von Grimmelshausen eine kleine Robinsonade. Sosehr nun die Ausführung der genannten Episode in Wielands Epos durch den Roman des 18. Jahrhunderts beeinflusst sein mag, so hat dieser doch von seinem Vorbilde und Lieblingsdichter Ariost die nächste Anregung empfangen. Betrachten wir etwas genauer eine Episode im 41. Gesange des „Orlando furioso" und vergleichen wir sie mit dem 7. und 8. Gesange des deutschen Epos. Bei Wieland werden Hüon und Amanda an die Küste einer steilen Klippeninsel gespült, nachdem sie durch den Zauberring den Wogen entkommen sind. Hüon wird bekanntlich von den Schiffern ins Meer geworfen, weil man ihn für einen Verbrecher hält, durch dessen Opferung die Wellen besänftigt werden sollen; Amanda aber stürzt sich ihm nach. Für beide ist dieses Schicksal eine Strafe, weil sie ein Versprechen brachen, das sie ihrem Beschützer, Oberon, gegeben hatten.

Bei Ariost geräth Rüdiger auch in die Gefahr zu ertrinken. Ein Sturm verfolgt das Schiff, welches ihn nach Afrika bringen soll, und da sich alle in das Rettungsboot stürzen, sinkt dieses unter. Er allein treibt gegen die Klippen einer kleinen Insel. In der Gefahr zu ertrinken, erkennt er in seinem Schicksale die Strafe dafür, dass er sein Bradamante gegebenes Versprechen, Christ zu

werden, noch immer nicht erfüllt und auch den kurz zuvor geleisteten Schwur gebrochen hat, den Heidenkönig Agramant zu verlassen und sich Kaiser Karl anzuschließen. Sobald der Ritter Reue empfindet und den Vorsatz fasst, nun endlich Christ zu werden, wachsen auch seine Kräfte, und er entkommt der Gefahr. Aber der Ort, wohin er gelangt ist, flößt ihm Grauen ein.

> Poi che fu sopra il monte inculto e fiero
> Sicur dal mar, nuovo timor gli nacque
> D'avere esilio in sì strette confine,
> E di morirvi di disagio al fine.
>
> Orlando furioso 41, 51.

> Kaum fand er sich, der wilden Flut entgangen,
> Auf nacktem Fels, als Grauen ihn befiel,
> Sich auf so engen Raum verbannt zu sehen
> Und endlich hier vor Hunger zu vergehen.
>
> (Nach der Übersetzung von Gries.)

Im 7. Gesange von Wielands Oberon ist der Ort, an den die Liebenden gelangten, ähnlich geschildert, nur ist dort die Situation eingehender dargestellt.

> Die ganze Insel scheint vulcanischer Ruin,
> Und nirgends ruht das Aug' auf Laub und frischem Grün.

Und dann weiter:

> Unwirtbar, unbewohnt ist dieser dürre Strand,
> Nichts, das den Hunger täuscht, wird um und um gefunden ....
> Mit unermüdetem Fuß besteigt der junge Mann
> Die Klippen ringsumher und schaut, soweit er kann;
> Ein spärliches Gemisch von Felsen und von Klüften
> Begegnet seinem Blick, wohin er thränend blickt.
> Da lockt kein saftig Grün aus blumenvollen Triften,
> Da ist kein Baum, der ihm mit gold'nen Früchten winkt;
> Kaum dass noch Heidekraut und dünne Brombeerhecken
> Und Disteln hier und da den kühlen Grund verstecken.

Und nun werden bei Wieland, dem dabei die Erinnerung an Gerstenbergs „Ugolino“ nahelag, die Qualen des Hungers und Durstes ausführlich geschildert, und der Dichter erzählt, wie es den Liebenden gelingt, ihnen eine Zeitlang zu entfliehen, bis das Gespenst des Hungers sie neuerdings und noch schrecklicher bedrängt. Hüon fasst daher den Entschluss, die unübersteiglich scheinenden Felsen zu erklimmen, um zu sehen, ob sich ein Ausweg findet. Mit schier übermenschlicher Anstrengung erklimmt er den Gipfel des Gebirges und gelangt auf die andere Seite der Insel.

Auch hiefür ist bei Ariost der grundlegende Gedanke zu finden, nur wird die Situation weniger ausgeführt, und die Prüfung ist kürzer; denn in Strophe 52 heißt es von dem eben geretteten Rüdiger:

> Ma pur col core indomito, e constante
> Di patir quanto è in ciel di lui prescritto,
> Pei duri sassi l'intrepide piante
> Mosse, poggiando in ver la cima al dritto.
> Non era cento passi andato inante,
> Che vide d'anni e d'astinenzie afflitto

Uom ch'avea d'Eremita abito e segno,
Di molta riverenzia e d'onor degno;

Doch bald beschließt er, standhaft auszuhalten,
Was ihm vom Himmel mag beschieden sein,
Und klimmt beherzt empor an Felsenspalten
Und schlägt den graden Weg zum Gipfel ein.
Kaum hundert Schritte, da sieht er einen Alten,
Gebeugt vom Druck der Jahr' und vom Kastei'n,
Mit Tracht und Anseh'n eines Eremiten,
Der Achtung scheint und Ehrfurcht zu gebieten.

Rüdiger ist die Sache also viel leichter gemacht; denn kaum nach hundert Schritten trifft er den Einsiedler, während Hüon mit den fürchterlichsten Gefahren ringen muss, bis er den steilen Gipfel ersteigt, um auf der anderen Seite den Weg zum Thale einzuschlagen. Durch ein Felsenlabyrinth gelangt er unvermuthet in eine paradiesische Gegend. Da steht plötzlich vor ihm ein weißbärtiger Mann in der Tracht eines Einsiedlers. Die Situation erinnert also an Ariosto. Doch Rüdiger wurde von dem Eremiten erwartet; denn ein Gesicht hatte ihn von der Ankunft des Ritters benachrichtigt und ihm mitgetheilt, weshalb dieser hieher gesendet wurde.

Im Oberon ist die Begegnung der beiden Männer völlig unvermuthet, und dieses Motiv hat Wieland Veranlassung zu einem Scherze geboten. Der von Müdigkeit und Hunger erschöpfte Hüon erblickt nämlich den Alten, und da heißt es von ihm im 8. Gesange:

Er
Glaubet wirklich, ein Gesicht zu sehen,
Und sinkt zur Erde hin vor seiner Gegenwart.

Der Greis seinerseits hält aber den bleichen, abgezehrten Ritter zuerst ebenfalls für ein Gespenst.

Sehen wir uns ferner des Vergleiches halber auch nach den Wohnstätten der beiden Eremiten um! Der Einsiedler in Ariosts Gedicht bewohnt eine Klause, die in der Mitte des Felsens ausgehöhlt ist. Vgl. Strophe 57 und 58:

Di sopra siede alla devota cella
Una piccola chiesa che risponde
All' Orïente, assai commoda e bella:
Di sotto un bosco scende sin all'onde,
Di lauri e di ginepri e di mortella,
E di palme fruttifere e feconde;
Che riga sempre una liquida fonte,
Che mormorando cade giù dal monte.

Eran degli anni ormai presso a quaranta
Che su lo scoglio il fraticel si messe;
Ch'a menar vita solitaria e santa
Luogo oportuno il Salvator gli elesse.
Di frutte colte or d'una or d'altra pianta,
E d'acqua pura la sua vita resse,
Che valida e robusta e senza affanno
Era venuta all'ottantesimo anno.

Ein Kirchlein liegt gleich oberhalb der Zelle,
Dem Morgen zugewendet, zwar nur klein;
Doch angenehm durch Zierlichkeit und Helle,
Ein Lorbeer-, Myrten- und Wacholderhain
Erstreckt sich bis hinab zur Meereswelle;
Fruchtbare Palmen mischen sich darein.
Ein Bach bewässert ihn und stürzt sich munter
Mit frohem Murmeln von der Höh' hinunter.

Fast 40 Jahre sah der Greis entschweben,
Seit er zu diesem Felsen sich gekehrt,
Den für ein heilig abgeschied'nes Leben
Der Heiland ihm zum Aufenthalt gewährt.
Mit mancher Frucht, so ihm die Bäume geben,
Und klarem Wasser hatt' er sich ernährt,
Und war, gesund und allem Harm entnommen,
Bis an sein 80. Lebensjahr gekommen.

Auch in Wielands Oberon, wo der fruchtbare Theil der Insel sehr ausführlich geschildert ist, wird der frischen Quelle im Paradies des Einsiedlers, der schon 30 Jahre in der Einsamkeit lebt, Erwähnung gethan. In beiden Gedichten folgt nun der Bericht, dass der ermattete Fremdling durch die Früchte, die der Ort hervorbringt, von dem gastfreien Greise erquickt wird. Auch andere Ähnlichkeiten sind noch hervorzuheben, so der Gegensatz zwischen den beiden Theilen der Insel. Denn jenseits der wüsten Felsen erblickt man, wie schon erwähnt wurde, hier und dort ein kleines Paradies. Dem Greise in Ariosts rasendem Roland hat sein Heiland diesen Ort für ein heiliges, abgeschiedenes Leben gewährt, und der Einsiedler Alfonso im Oberon verdankt es der Gunst Titanias, dass ihm hier der Boden die herrlichsten Früchte hervorbringt. Ariosts Insel im Norden Afrikas trägt selbstverständlich Palmen, und in Alfonsos Hain gedeihen, da die Felsen vor rauhen Winden Schutz gewähren, Feigen und Orangen. Der Einsiedler Ariosts wohnt in einer Höhle, hat sich aber in deren Nähe ein schmuckes Kirchlein erbaut. Auch Alfonso hauste erst in einer Felshöhle. Allmählich hat er sich eine einfache, aber bequeme Hütte errichtet.

Neben diesen äußeren Übereinstimmungen ist aber noch ein anderes wichtiges Motiv hervorzuheben, welches auf das Innenleben der beiden in diese Gegend verschlagenen Helden Bezug hat. Rüdiger wurde nämlich vom Herrn zum Einsiedler gesandt, damit er von seinen Irrthümern gereinigt werde und die Taufe empfange, um dadurch seiner künftigen, höheren Bestimmung zugeführt zu werden. Er soll sich nun mit seiner christlichen Braut Bradamante vermählen, um der Stammvater eines mächtigen Fürstengeschlechtes zu werden, des Hauses Este, welches bis in eine späte Zeit ruhmreich wirken soll.

Aber auch Hüon und Amanda kommen zu dem Einsiedler, um von ihm Belehrung zu empfangen, in der Einsamkeit ihre Schuld zu büßen, sich zu läutern und so wieder der Huld Oberons würdig zu werden. Dieser empfängt sie nach ihrer Entsühnung

in seinem Palaste, in dem sie ungeahnte Wonnen kennen lernen, und den sie verlassen, um wieder in die Welt zu treten, wo sie am Hofe Kaiser Karls gnädige Aufnahme finden.

Die beiden Robinsonaden zeigen somit folgende Übereinstimmungen:

1. Äußere. Durch Sturm werden die Helden an eine steile Küste verschlagen, wo sie der Gefahr des Hungertodes ausgesetzt sind. Sie übersteigen die Klippen und finden bei einem Einsiedler, der hier mehrere Decennien weilt, Erquickung und Trost.

2. Innere. Bei Ariost und seinem Schüler finden sich als innere Motive der Handlung Schuld, Prüfung, Läuterung und Sühne.

Weidenau. Dr. Franz Prosch.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Hugo Jurenka, Die neugefundenen Lieder des Bakchylides. Text, Übersetzung und Commentar. Wien, Alfred Hölder 1898. 8°, XX u. 162 SS. Preis 7 Mk. = 8 K.

Wilhelm v. Hartel hielt bei der Übernahme des Rectorats der Wiener Universität am 13. October 1890 einen weitblickenden Vortrag über Aufgaben und Ziele der classischen Philologie, in dem folgende Worte vorkamen: „Auch die classische Philologie ist noch lange nicht am Ende ihres Sammelns angelangt. Wer suchet, der findet auch heute noch kostbare Reste des Alterthums. Ich meine hier nicht bloß Handschriften bekannter Autoren, welche die Grundlage ihrer Überlieferung neu gestalten, denn solche fördert jeder Tag ans Licht. Ungehobene Schätze lagern noch in den Rollen von Herculaneum. Die ägyptischen Papyri haben uns ein für spartanische Sitte und Sprache ergiebiges Gedicht Alkmans, Scenen aus den Tragödien des Euripides, die Reden des Hypereides, des gewandten Gegners des Demosthenes, Theile jenes bedeutenden Aristotelischen Werkes über den Staat der Athener und anderes der Art geliefert.“ Wer hätte damals ahnen können, dass dieser hoffnungsfreudige Ruf am Vorabende literarischer Funde erklinge, wie sie so glänzend und in so rascher Aufeinanderfolge seit dem Zeitalter der Renaissance nicht mehr vorgekommen waren: des Aristoteles *Ἀθηναίων πολιτεία* und der medicinische Menon-Papyrus, Herondas und Bakchylides folgten einander Schlag auf Schlag. Hatte sich ein Wiener Philologe, Siegfried Mekler, um die Mimiamben des Herondas durch eine auf weite Kreise berechnete Übersetzung verdient gemacht, so fand nun auch Bakchylides einen Wiener Bearbeiter in Hugo Jurenka.

Nachdem der Entdecker Kenyon in seiner commentierten editio princeps, einer bewundernswerten Leistung, den verschollenen Dichter hatte wieder erstehen lassen, und nachdem Blass mit seiner kritischen Ausgabe, in deren ausführlichen Prolegomena er mit gewohnter Gründlichkeit über alle einschlägigen Fragen belehrt und

aufklärt, den Grund zu weiteren Forschungen gelegt hatte, ergoss sich eine Sturmflut von kleineren und größeren Beiträgen zur kritischen Behandlung und Erklärung des Dichters. Noch ist sie nicht ganz verlaufen, aber sie ebbt bereits merklich; und eine jetzt erscheinende Ausgabe ist in der glücklichen Lage, alles zusammenfassen und nutzen zu können, was internationale Gelehrsamkeit zur Reconstruction und zum tieferen Verständnis der Bakchylideischen Gedichte beigesteuert hat. Jurenkas Ausgabe fiel noch mitten in die Zeit der ersten Aufregung und konnte noch nicht einmal die Blass'sche Ausgabe im vollen Umfange verwerten. Doch verschlägt dies nicht so sehr viel; denn er erklärt selbst, dass seine Ausgabe nicht eine eigentlich kritische sei, und dass sie auch an erklärenden Bemerkungen lediglich das zum unmittelbaren Verständnis Unentbehrliche biete. Dementsprechend enthält die Einleitung nichts über den Papyrus, dem wir die neuen Gedichte verdanken, und ihren Dialect und nur wenig über die metrischen Probleme, die sie aufrollen; der kritische Apparat enthält eine Auswahl des Wichtigeren aus den Abweichungen des Papyrus und den Besserungsvorschlägen der Gelehrten; in den Text sind nicht bloß evidente, sondern auch solche Änderungen und Ergänzungen aufgenommen, welche dem Herausgeber selbst ganz unsicher erschienen; auch sind, wie schon der Titel besagt, die bisher bekannten Fragmente des Bakchylides ausgeschlossen. Jurenka wollte eben offenbar nur ein handliches, nicht mit Gelehrsamkeit überladenes Büchlein zur ersten Einführung in die neugefundenen Gedichte liefern und darin zugleich, wie es bei seiner langjährigen Beschäftigung mit Pindar natürlich ist, seine Stellung zu ihnen im Streite der Meinungen fixieren. Jenen Zweck hat er, glaube ich, erreicht: jeder, der sich bequem und mühelos mit dem neuen Kunstschatze bekannt machen will, ohne tiefer eindringende Fragen zu stellen, wird gerne zu Jurenkas Ausgabe greifen.

In der Einleitung wird zuerst ausführlich (S. V—XIV) der ästhetische Wert der Bakchylides-Dichtungen, besonders im Vergleiche mit Pindar, begründet, wobei Jurenka in dem berechtigten Streben, den Dichter gegen unverdiente Angriffe zu vertheidigen, wohl zu weit geht; kürzer werden die verschiedenen Beziehungen der eingeflochtenen Mythen und die Kolometrie behandelt. Die Ausgabe selbst umfasst 20 Gedichte und 38 Fragmente. Jedem Gedicht ist eine metrische Analyse nebst sachkundigen Bemerkungen über das Metrum, womöglich auch über die Abfassungszeit (S. 11 vor Gedicht III Zeittafel der Hieron-Oden) und die Bestimmung des Gedichtes vorangeschickt. Der Text ist auf der linken Seite, eine möglichst wortgetreue Übersetzung in freien Rhythmen auf der rechten Seite des aufgeschlagenen Buches gegeben. Am Fuß der Seite stehen in einem oberen Absatze die kritischen, in einem unteren die exegetischen Bemerkungen, beide knapp gehalten und auf das Nothwendigste beschränkt. Im Texte sind die Icten durch Punkte

unter den betonten Vocalen, die Ergänzungen der durch Versehen des Schreibers ausgefallenen Buchstaben durch runde, die anderen Ergänzungen durch rechteckige Klammern, die des Herausgebers selbst durch spitzwinkelige, die Unsicherheit von Ergänzungen durch kleinere Buchstaben bezeichnet. Die Übersetzung, eine wie immer sehr erwünschte Beigabe, welche zugleich den erklärenden Commentar entlastet, unterscheidet gleichfalls im Druck die sicheren Bestandtheile von den unsicheren. So vortheilhaft es nun ist, dass der Text selbst schon, soweit möglich, auch kritische Aufschlüsse gibt, so wird doch gerade in diesem Falle durch die große Häufigkeit und Mannigfaltigkeit der hiefür verwendeten Ausdrucksmittel der Druck nach meinem Empfinden zu unruhig. Möge der Herausgeber bald in die Lage kommen, diesem Bedenken in einer zweiten Auflage Rechnung zu tragen, in welcher auch die doppelte Zählung der Verse nach den Zeilen des Papyrus und überdies nach den von Jurenka construierten metrischen Einheiten vielleicht besser vermieden würde. Anerkannt muss werden, dass der Text manche wohlgelungene Conjectur Jurenkas, der exegetische Commentar manche feinsinnige Beobachtung aufweist. Von der Übersetzung möge als Probe das sechste Gedicht folgen: „Lachon erlangte des höchsten Zeus herrlichsten Ruhm mit den Beinen an des Alpheios heiliger Strömung: ob solcher Verdienste vordem besangen die rebenzeugende Keos einstmals in Olympia, da mit der Faust und im Lauf sie gesiegt, Jünglinge, von Kränzen die Locken umwuchert. Doch dich erhebt jetzt der Sangesfürstin Urania Lied ob deines Sieges, o windschnell Aristomenes-Kind, vor des Hauses Schwelle mit preisendem Lied, weil im Laufe du siegend Keos verherrlicht."

Die Fragmente sind eingetheilt in solche, die bereits ganz oder halbwegs sicher untergebracht sind (ihre Aufführung konnte, so weit sie schon im Texte stehen, an dieser Stelle unterbleiben), und in solche, für die eine wahrscheinliche Einfügung bisher nicht geglückt ist. Sie sind mit wenigen Ausnahmen in den Majuskeln des Papyrus gedruckt. An die Fragmente schließen sich noch Nachträge zum kritischen und exegetischen Commentar an. Den Beschluss bilden Berichtigungen.

Rühmend sei noch die ungemein gefällige Ausstattung des Bändchens und die Sorgfalt in der Correctur des Druckes hervorgehoben.

Konrad Zacher, Aristophanesstudien. 1. Heft: Anmerkungen zu Aristophanes' Rittern. Leipzig, B. G. Teubner 1898. 8°, IV u. 147 SS.

Georgius Schwandke, De Aristophanis nubibus prioribus. Dissertationes philologae Halenses XIV 2. Halle, Max Niemeyer 1898. 8°, 72 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Bald nachdem Zacher A. v. Velsens kritische Ausgabe der Ritter des Aristophanes neu bearbeitet hatte, ließ er ihr nun in

Form eines eigenen Heftes einen ausführlichen Commentar folgen. Dieser Commentar ist eigenste Arbeit Zachers; und er beschränkt sich nicht darauf, seine Abweichungen von seinem Vorgänger darin zu begründen, sondern bringt auch an Stellen, deren Lesung feststeht, sachliche und sprachliche Erläuterungen. „So können", sagt er selbst in der Vorrede, „diese Anmerkungen in ihrer Gesammtheit als eine Ergänzung gelten sowohl zu den Commentaren von Ribbeck, Kock und Blaydes, als zu der Adnotatio critica meiner Ausgabe, deren magere Andeutungen hier Körper und Leben gewinnen." Sehr willkommen ist die Zugabe eines eingehenden Sachregisters.

Diese Anmerkungen zu den Rittern sind als erstes Heft von Aristophanesstudien bezeichnet, die vermuthlich ihre Fortsetzung in ähnlichen Commentarheften zu den folgenden Neuauflagen der anderen Einzelausgaben v. Velsens finden sollen. Vorläufig hat allerdings Zacher weitere Aristophanesstudien unter dem Titel „Kritisch-grammatische Parerga zu Aristophanes" im siebenten Supplementbande des Philologus veröffentlicht (1899, S. 437—530). Sie zerfallen in folgende Abschnitte: „I. Über meine Ausgabe der Equites; Erwiderung auf Kaibels Recension. II. Das Ny ephelkystikon bei Aristophanes. III. Die Endung der 2. Pers. Sing. Indic. Med. IV. Zur Worterklärung (*ἐπίπαστα, κλαστάζω, κόλαξ, κολόκυμα, ἀπεπυδάρισα* und *περιεκόκκασα*). V. Rutherfords Scholia Aristophanica."

Ein ganz specielles Capitel der Aristophanesforschung behandelt Schwandke, indem er die erste Form der Aristophanischen Wolken, die bei der Aufführung im Jahre 423 durchgefallen waren, zu reconstruieren versucht. Ausgehend von der durch ihn auf Aristophanes von Byzanz zurückgeführten sechsten Hypothesis dieses Stückes, welche die Abweichungen der zweiten Auflage nach Gruppen sondert und theilweise auch einzeln namhaft macht, leimt er die Nubes priores aus folgenden membra disiecta zusammen: 1—105, 834—838 (?), 106—109, 121—131, Lücke, 143—181, 183 bis 194, Lücke, 195—199, 218—238, Lücke, 239—243, Lücke; 275—290, 298—313, 329—340, 359—363, 380 f., 412 bis 475, Fragment *ἐς τὴν Πάρνηθ'* usw., Fragment *μηδὲ στέφω κοτυλίσκον*; 478—491, Lücke, 775—782, 492—496; 636—693, Lücke, 500—509; Parabase (510 f.? Ode Antode Antepirrhema); 627—635, 694—730, 805—813, 731—745; 746—774, Lücke, 816—838, Lücke, 843—853, Lücke, 856—859, Lücke, 1115 bis 1142, 1214—1302; 1303—1310, Lücke, 1345—1348 (?), größere Lücke, 1452—1464, Lücke, 1473 f., Lücke, 1475—1482, größere Lücke (davon erhalten 1496, 1503). Damit entwirft Schwandke ein in der Hauptsache wohl mögliches, aber durchaus hypothetisches Bild von der ursprünglichen Gestalt der Nubes. Festen Boden haben wir in dieser Frage unter den Füßen, so lange wir dabei stehen bleiben, dass die uns vorliegende Redaction der Nubes

die neue ist, dass diese sich beträchtlich von der durchgefallenen Komödie unterschied, dass aber gleichwohl umfangreiche Stücke aus der ersten Auflage in die zweite herübergenommen sind. Was darüber hinaus bis jetzt vorgebracht wurde, ist nichts als mehr oder minder glückliche Combination; und sowie Schwandke gegen Heidhues constant polemisiert, so vermochte wieder dieser in einer Duplik (Neue philolog. Rundschau 1899, S. 1—7, 25—31) manche Schwäche in der Beweisführung Schwandkes aufzudecken. Wenn aber auch die Frage selbst durch die zwischen beiden geführte Discussion nicht wesentlich gefördert wurde, so fiel durch sie doch auf Einzelheiten helleres Licht.

Wien. Ernst Kalinka.

Euripidis fabulae. Ediderunt R. Prinz et N. Wecklein. Vol. I. Pars IV—VII. Vol. II. Pars I—VI. Leipzig, B. G. Teubner 1898 bis 1899. gr. 8°.

Erst nach langen und gründlichen Vorbereitungen hatte sich Rudolf Prinz an die kritische Ausgabe der euripideischen Tragödien gemacht. In den Teubner'schen Mittheilungen aus dem Jahre 1872, Nr. 4 findet sich die Ankündigung der „Medea", und erst sechs Jahre später (1878) erschien das Stück selbst in neuer Edition, die eine sorgfältige Vergleichung der wichtigeren Handschriften, ein Verzeichnis der Citate und Benutzungen euripideischer Verse bei späteren Schriftstellern und die neueren Conjecturen enthielt. Bald darauf (1879) folgte als zweites Stück die Alcestis, und nach weiteren vier Jahren (1883) die Hecuba, die das letzte Bändchen in Prinzens Bearbeitung bleiben sollte, der 1890 dreiundvierzigjährig aus dem Leben schied.

Lange Zeit war von der Fortführung des verwaisten Unternehmens nichts zu hören. Mit aufrichtiger Freude durfte man daher die Mittheilung begrüßen, dass Wecklein, dem der vom Verleger erworbene Nachlass Prinzens zur Verfügung gestellt wurde, die Fortsetzung der Ausgabe übernommen habe. An diese Ankündigung in Teubners Mittheilungen (1896, Nr. 3) schloss sich nach kurzem Zeitraume (1898) die Edition der Electra, und ihr folgten rasch nacheinander die anderen Stücke, die nur in den jüngeren Handschriften, dem Laurentianus 32, 2 saec. XIV (L), dem Vaticano-Palatinus 287 saec. XIV (P) und dem Laurentianus 172 saec. XIV (G), überliefert sind: Ion, Helena, Cyclops (Vol. I. Pars IV—VII), Iphigenia Taurica, Supplices, Bacchae, Heraclidae, Hercules, Iphigenia Aulidensis (Vol. II. Pars I—VI).

So hat denn Wecklein mit unermüdlichem Fleiße das steckengebliebene Schifflein flott gemacht und wird es wohl auch, da mehr als die Hälfte der Fahrt bereits glücklich zurückgelegt ist, cum Deo et die ohne Fährlichkeiten in den sicheren Hafen einführen.

Die von Prinz selbst und für diesen von Hugo Hinck gefertigten Collationen haben sich, nach Weckleins Versicherung, bei der Nachvergleichung irgendwie zweifelhafter Stellen „als durchaus zuverlässig und abschließend erwiesen, so dass, wenn nicht ganz neues handschriftliches Material entdeckt wird, von dieser Seite keine weitere Hilfe für die Textkritik zu erwarten ist."

Dies gewissermaßen das „unpersönliche" Verdienst der Ausgabe, die zum erstenmale die Textestradition zuverlässig feststellt. Wie steht es nun mit dem persönlichen Verdienste des Herausgebers? Wohl gerüstet für seine Aufgabe ist Wecklein auf den Plan getreten. Als unmittelbare Vorarbeit hiezu lieferte er „Beiträge zur Kritik des Euripides" (Sitzungsber. d. philos.-philol. u. d. hist. Cl. d. k. b. Akademie d. Wiss. zu München 1895, S. 479—543; 1896, S. 449—538; 1897, S. 445—496), die darauf absehen, durch Zusammenstellung und Vergleichung methodische Grundsätze und allgemeine Regeln zu finden und so den Text *κατὰ τέχνην*, nicht *κατὰ τύχην* zu constituieren. Hiebei wird neben der von den Buchstaben der Überlieferung ausgehenden „diplomatischen" Kritik auch die „psychologische" Textkritik geübt, so genannt, „weil der Textkritiker sich in einen fremden Gedankenkreis, durch welchen die Verderbnis der Überlieferung veranlasst wurde, versetzen und aus dem Anlass der irrigen Vorstellung die ursprüngliche Lesart entwickeln muss". Dass Wecklein gerade an solchen Stellen, wo er sich keineswegs ängstlich an den Buchstaben der Überlieferung klammert, bei conservativer gestimmten Beurtheilern Widerspruch finden wird, ist naturgemäß. Glücklicherweise sind derlei kühne Umdichtungen, vor denen Wecklein, dem subtilen Kenner der stilgemäßen Ausdrucksweise unseres Dichters, keineswegs bange wird, nicht in den Text selbst aufgenommen.

Dieser erscheint nach den gleichen Grundsätzen bearbeitet, die sich in Weckleins Äschylusausgabe bewährt haben. Darnach werden die Vermuthungen der Gelehrten nach drei Rangstufen bewertet. Der Ehre, im Texte als Dichterworte zu stehen, werden die emendationes palmares gewürdigt, die coniecturae probabiles sind in die adnotatio critica unter dem Strich verwiesen, und im rückwärtigen Anzeigetheile, für den die Redaction sozusagen keine Verantwortung übernimmt, figurieren in einer Appendix die coniecturae minus probabiles „ut in Orco omnia recondente". Darüber, ob der Herausgeber in der Auswahl der Besserungen den richtigen Takt bewährt hat, ob nicht öfters größere Zurückhaltung sich empfohlen hätte, werden verschiedene Benutzer verschieden urtheilen. Unbestritten aber bleibt Weckleins Verdienst, der mit wahrem Bienenfleiße die Ergebnisse der Euripideskritik gebucht, dem Leitsatze des Suum cuique folgend, die Angaben über die ersten Finder von Verbesserungen berichtigt und treffliche Emendationen der älteren Gelehrten aus dem Dunkel der Vergessenheit ans Licht gezogen hat. Sicher ist damit den Studien anderer ein brauchbares

Hilfsmittel geboten, wenn es auch bedauerlich erscheinen mag, dass Wecklein jetzt ebensowenig wie in seinem Äschylus die Fundorte der in Sonderausgaben, in selbständigen Studien, Adversarien, Beiträgen u. dgl., endlich in Zeitschriften verstreuten Conjecturen verzeichnet hat. Durch zweckentsprechende Abkürzungen öfter vorkommender Buch- und Zeitschriftentitel hätte sich die Gefahr übermäßigen Anschwellens der Ausgabe wohl meiden lassen.

Der Unterzeichnete hat sich an zahlreichen Stellen, die er in jedem der vorliegenden Stücke geprüft, wie insbesondere in der taurischen Iphigenie, die er Wort für Wort nach Weckleins Texte durchgearbeitet, von der Zuverlässigkeit und Genauigkeit der Ausgabe überzeugt. Nur geringe Versehen sind ihm hiebei aufgefallen. El. 711 steht infolge Druckfehlers im Texte *ψάσματα* für *φάσματα.* Iph. T. 15 wird die Lesung *δεινῆς δ' ἀπλοίας πνευμάτων τε τυγχάνων* (mit Tilgung des überlieferten *οὐ* nach *τ'*), die auch mir durchaus einleuchtend erscheint, zuerst Witzschel, wenige Zeilen später dem Kritiker England zugeschrieben. Die Erklärung: „Da sich für ihn die Unmöglichkeit ergab, bei den widrigen Winden auszulaufen“ (vgl. Wilamowitz, Hermes XVIII 220), macht so weitgehende Änderungen wie Weckleins *δαρὸν δ' ἀπλοίας πνευμάτων τυχὼν κακῶν* überflüssig. Zu Iph. T. 241 steht in der adnotatio *Συμληγάδας* für *Συμπληγάδας.* 521 hätte Bruhns treffliche Besserung *λῦμα Μενέλεῳ* für überliefertes *δῶμα Μενέλεω* eher eine Erwähnung in der adnotatio verdient als Weils *λέκτρα* für *δῶμα.* Indessen ist Bruhns Conjectur von Wecklein, dem sonst, wie ich mich überzeugt habe, selbst die an entlegenen Orten vorgebrachten Vermuthungen nicht entgangen sind, ausnahmsweise übersehen worden. 626 ist der Apostroph nach *πῦρ* zu tilgen, 1239 in der adnotatio *ἶνιν* für *ἶνεν* zu schreiben.

In den Chorgesängen hat Wecklein, um rein äußerlich Silbe für Silbe Responsion in Strophe und Gegenstrophe herzustellen, öfters überflüssigen Änderungen Raum gegeben, so wenn er, um nur e i n Beispiel anzuführen, Iph. T. 1109 nach Erfurdt und Elmsley *ὀλλυμένων ἐπὶ ναυσὶν ἔβαν* statt der tadellos überlieferten Worte *ὀλομένων ἐν ναυσὶν ἔβαν* (◡́ ◡ ◡ – – –́ ◡ ◡ –) ediert, damit ja nur in der Gegenstrophe das ganz gleiche Silbenschema wiederkehre wie in der Strophe 1092 *εὐξύνετον ξυνετοῖς* (so LP; das auch von Wecklein angenommene *ξυνετοῖσι* ist eine metrische „Besserung“ der jüngeren Hand in L) *βοάν* –́ ◡ ◡ – ◡ ◡ –́ ◡ –. Ebensowenig überzeugt mich die Gestaltung des jonischen Chorliedes Bacch. 64—67 = 68—71, wie sie Wecklein nach Hermanns und Naucks Änderungen vorschlägt. Ich habe meine abweichende Ansicht über diese und zahlreiche andere Stellen in meinen ‘Drei- und vierzeitigen Längen bei Euripides’ (Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wiss. in Wien. Phil.-hist. Cl. Bd. 129) dargelegt und halte auch heute noch an der dort verfochtenen These einer freieren Responsion in den Chorgesängen der griechischen Tragiker fest.

Indessen alle jene Stellen anzuführen, an denen der Ref. zu anderer Ansicht gekommen ist als der Herausgeber, überschritte den Rahmen dieser Anzeige. Freuen wir uns vielmehr, dass durch Weckleins unverdrossene Arbeitskraft eine Ausgabe zustande gekommen ist, die ein zuverlässiges Bild der Überlieferung gibt und eine sichere Textesgrundlage für Euripides geschaffen hat. Wurde ja doch erst jüngst im Hinblick auf die einem künftigen umfassenden griechischen Wörterbuch zugrunde zu legenden kritischen Ausgaben mit vollem Fuge auf die tief beschämende Thatsache hingewiesen (vgl. Paul Wendland, Preuß. Jahrb. October 1899, Heft I. S. 131), „dass zu einer Zeit, wo eine größere Anzahl späterer Autoren uns in guten Ausgaben vorliegt, für die griechischen Classiker so wenig gethan ist, dass man mit den Fingern einer Hand auskommt, wenn man die vollständigen Classikerausgaben aufzählen wollte, die durch methodische Ausnutzung des handschriftlichen Materials eine sichere Grundlage für den künftigen Thesaurus geben."

Prag-Kgl. Weinberge. Siegfried Reiter.

Q. Horati Flacci opera. Recensuerunt O. Keller et A. Holder. Vol. I. Carminum libri IIII, epodon liber, carmen saeculare. Iterum rec. O. Keller. Lipsiae, in aedibus Teubneri 1899. CVII u. 454 SS. Preis 12 Mk.

Seit dem Erscheinen der 1. Auflage dieser großen kritischen Horazausgabe sind über 30 Jahre verflossen. Während dieser Zeit waren die Herausgeber rastlos bemüht, an dem weiteren Ausbau ihres epochemachenden Werkes fortzuarbeiten und den von ihnen aufgestellten, von mancher Seite erschütterten kritischen Grundsätzen neue kräftigere Stützen zu geben. Die Früchte dieser fortgesetzten Studien sind hauptsächlich in zwei Werken niedergelegt: in der Editio minor 1878 und in Kellers Epilegomena 1879—80. Letzteres Buch sollte einen fortlaufenden Commentar bieten zu allen kritisch irgendwie interessanten Stellen des Horaz. Die Schlussbetrachtungen daselbst S. 777 ff. enthalten eine eingehendere Beleuchtung der Handschriftenfrage und der für die Textgestaltung maßgebenden kritischen Principien. Eine eigentliche Handschriftenbeschreibung, von Holder zu liefern, wurde für spätere Zeiten in Aussicht gestellt (S. 795 Anm.). Inzwischen hatte sich das Handschriftenmaterial wieder etwas vermehrt, durch wiederholte genauere Einsicht in dieselben waren manche Versehen und Ungenauigkeiten bemerkt worden, unter dem Einflusse der neueren Horazforschung hatten die Herausgeber ihre Ansichten an manchen strittigen Stellen geändert, zudem war die 1. Auflage bereits seit langer Zeit vergriffen: Gründe genug, welche das Erscheinen einer neuen Auflage vollauf rechtfertigen. Da der kritische Standpunkt

des Herausgebers derselbe geblieben und bereits von verschiedenen Seiten beleuchtet worden ist, so dürfte es genügen, hier die wichtigsten Veränderungen, bezw. Fortschritte gegenüber der 1. Auflage zu verzeichnen.

Vor allem fällt die umfangreiche Praefatio in die Augen. Sie bringt die schon lange erwartete vollständige Beschreibung der Handschriften. Was die Herausgeber früher an verschiedenen Orten darüber mitgetheilt haben, entsprach nicht ganz den heutigen Anforderungen der Wissenschaft; nun haben sich beide Gelehrte zu gemeinsamer Arbeit vereinigt und alles über die Handschriften Wissenswerte auf das genaueste verzeichnet. In klarer und übersichtlicher Anordnung werden die einzelnen Manuscripte, im ganzen übereinstimmend mit der von Keller Epileg. 793 aufgestellten Classificierung, nach ihren äußeren Merkmalen gezeichnet, auf ihren diplomatischen Wert geprüft und ihr verwandschaftliches Verhältnis klargelegt. In der Beurtheilung der Blandinii, speciell des Bland. vetustiss. verharren die Herausgeber auf ihrem bekannten Standpunkte und führen alles, was Zeug hat, ins Feld, um deren Wertlosigkeit zu erhärten. Demzufolge wurden alle Lesarten der Bland. aus dem kritischen Apparate verbannt, utpote quae in errorem inducere possint lectorem (p. XXXV), und alle darauf bezüglichen Notizen, von Holder sorgfältig zusammengestellt, in einem besonderen Abschnitte des Buches, in den Excerpta Cruquiana p. 348 sq. untergebracht. Auf sie wird dann jedesmal im Apparate durch das Zeichen ( ) verwiesen. Dieser Vorgang dürfte wohl nicht allseitigen Beifall finden. Denn abgesehen davon, dass er manche Unbequemlichkeit mit sich führt, lässt sich die Thatsache nicht leugnen, dass die in der vorliegenden Ausgabe von Keller bevorzugten Lesarten zum größten Theile auch durch den Bland. vet. ihre Bestätigung finden. Am Schlusse der Praefatio werden die auf die Classeneintheilung der Manuscripte gegründeten kritischen Grundsätze kurz besprochen und durch die beigefügte, aus den Epilegomena herübergenommene Discriptio classium (p. LXXXIII sq.) zur klaren Anschauung gebracht.

Die Veränderungen des Textes sind im allgemeinen nicht gar bedeutend und solcher Art, dass sich ein entschiedener Widerspruch gegen sie nicht leicht erheben wird. Auf Grund besserer handschriftlicher Bezeugung wird jetzt gelesen: I 3, 19 turbidum statt des dem Sinne nach ziemlich gleichbedeutenden turgidum, 3, 37 ardui est st. arduum est, 7, 15 deterget st. des nachclassischen detergit, 8, 2 te deos oro st. der unpoetischen Variante hoc, 8, 6 f. equitet, temperet st. der Indicative, 13, 5 tunc st. tum und so auch III 29, 62, 13, 6 manent, das von Bentley mit Unrecht als grammatisch falsch verworfen wird, st. manet, 16, 8 sic st. si, das 'durch Dictiertschreiben' aus jenem entstanden sei, 18, 7 ac st. at, 'der falschen Variante der III. Classe', 22, 2 Mauris st. Mauri, das bloße Conjectur des Urhebers der u-Familie

sei wie V. 11 expeditus eine Sonderlesart derselben Familie für das richtige expeditis, II 2, 18 dissidens plebi st. des der Construction nach unmöglichen Genetivs, 3, 11 das 'einzig richtige' quid st. quo, 6, 19 amicus Aulon fertili Baccho st. fertilis, III 3, 7 inlabatur st. des Futurums, 3, 55 debacchentur st. debacchantur, 4, 43 turbam st. turmam, dagegen 47 turmas st. turbas, 7, 15 Bellerophontae, vom Nominativ Bellerophontes, st. der 'Verbesserung' Bellerophonti, 27, 5 rumpat st. rumpit, IV 9, 19 non st. nec, Epod. 2, 18 agris st. arvis, 12, 3 firmo iuveni st. der umgekehrten Stellung. Nach den 'Corrigenda' p 454 zieht K. auch IV 2, 7 die Form fervet dem bloß in A'B erhaltenen fervit vor.

Trotz der besseren Bezeugung werden einige minder bezeugte Lesarten in Schutz genommen, wobei theils der allgemeine oder speciell horatianische Sprachgebrauch, theils der bessere Sinn maßgebend war. Darauf sind folgende Textveränderungen zurückzuführen: I 1, 13 demoveas st. dimoveas und ebenso III 8, 10 demovebit und IV 5, 14 demovet, 6, 3 qua rem cumque als lectio difficilior und elegantior st. quam r. c., 7, 27 Teucro st. des früher wiederholt vertheidigten Teucri, da ductu auspicioque alicuius eine stehende Phrase sei, 19, 12 attinet st. attinent, 28, 3 litus st. latum, III 4, 38 addidit, 'ein passender term. techn. vom Anlegen von Veteranencolonien', st. des gesuchten abdidit, 5, 54 disiudicata als lectio difficilior st. diiudicata, IV 2, 49 tuque 'allein richtig, da in der ganzen Ode doch nur Antonius angeredet werden könne', st. teque, Ep. 16, 15 quod expediat st. quid, 17, 42 das vom Sprachgebrauche verlangte vicem st. vice, wogegen III 28, 9 das sonst von Horaz gebrauchte invicem gegenüber dem 'gewählteren und poetischen' in vices aufgegeben wird.

Bei gleich guter Beglaubigung erhält in Rücksicht auf den Sprachgebrauch und die Klarheit des Ausdruckes I 7, 17 perpetuos den Vorzug vor perpetuo, 12, 57 das von Bentley vertheidigte latum vor laetum, hauptsächlich auf Grund der Parallelstelle II 2, 9 latius regnes, III 2, 27 volgarit vor volgavit, 12, 11 arto vor alto, IV 15, 18 exiget vor eximet, zu welchem ein Dativ erwartet werde. III 5, 10 wird et zwischen anciliorum und nominis für unentbehrlich erklärt.

Gegen die Aufnahme von Conjecturen verhält sich Keller weniger spröde als in der 1. Auflage. Die meisten derselben begegnen uns bereits in der Editio minor. I 12, 19 wird mit R. Stephanus occupabit für passender gefunden als das überlieferte Perfectum, 25, 20 Hebro für eine alte Verschreibung aus Euro erklärt und dieses mit den meisten Herausgebern in den Text gesetzt, 31, 18 zwar at gedruckt, in den Corrigenda p. 454 aber Lambins Verbesserung et das Wort geredet. II 11, 4 wird die Möglichkeit der Construction trepidare (= metuere) in usum, wie ich glaube mit Unrecht, bestritten und die Verbesserung von Wiss:

in usu als classisch lateinisch aufgenommen. In der schwierigen Stelle II 11, 23 schließt sich Keller Bentleys Verbesserungsvorschlag an und liest incomptam — comam — nodo. Auch II 20, 6 wird desselben Gelehrten Besserung quem vocant angenommen. Das in den Epileg. 237 vertheidigte iam virum expertae (= nuptae) III 14, 11 wird zu Gunsten der Conjectur Gows: iam virum expectate aufgegeben, in den Corrigenda aber wieder zurückgenommen und durch Lucan X 134 exsecta virum (sc. iuventas) zu stützen gesucht. In der Aufnahme von Peerlkamps Conjectur maior an illa st. illi III 20, 8 ist K. den meisten neueren Herausgebern gefolgt. Für weniger nothwendig dürfte man das Verlassen der Überlieferung III 26, 1 halten, wo jetzt mit Franke und Meineke duellis st. puellis gelesen wird. Gegen die Aufnahme der alten Conjectur numquam statt des in allen Manuscripten stehenden umquam lässt sich nichts einwenden. Unter den vielen Verbesserungsvorschlägen zu Ep. 9, 17 entscheidet sich K. für Cuninghams: at hinc; damit erhalte man ebenso einen trefflichen Sinn wie eine klare, echt horazische Ausdrucksweise. Ep. 15, 15 wird mit Gogav und Bentley offensi für eleganter befunden als offensae. Endlich ist K. geneigt, Ep. 15, 7 mit Lehrs einen Ausfall von zwei Versen nach lupus anzunehmen.

Von eigenen Conjecturen sind vier zu verzeichnen. I 20, 10 wird statt des unklaren bibes der Conjunctiv bibas empfohlen mit Hinweis auf die Parallelstelle I 31, 9 ff. Ohne zwingende Noth wird I 23, 6 ad ventos gebessert. III 4, 9 finden wir das schon im Rhein. Mus. 1837 vorgeschlagene Volture in a v i o. Damit im Zusammenhange steht die weitere Änderung im folgenden Verse, wo limina Pulliae der Nebenlesart limen Apuliae gewichen ist. Die Ep. 5, 88 in humana invicem geänderte Überlieferung humanam vicem wird zwar in den Epileg. 372 ff. energisch vertheidigt, doch hat sie bis jetzt nur ganz vereinzelten Beifall gefunden.

Einige früher gebilligte Conjecturen anderer wurden wieder aufgegeben und die Überlieferung festgehalten. So sehen wir I 7, 8 die in den Epileg. 31 so warm empfohlene und in die Ed. minor aufgenommene Verbesserung Oudendorps: plurimus in Iunonis honore wieder durch die Vulgata honorem verdrängt. Vgl. übrigens die Corrigenda der 1. Auflage p. 801, wo auch die Conjectur von Hemsterhuys: adyti I 16, 5 zurückgenommen wird. II 17, 14 und III 4, 69 wird Lambins Conjectur Gyas verworfen und zur einstimmigen Überlieferung Gigas zurückgekehrt, desgleichen III 24, 4 Lachmanns Änderung terrenum abgewiesen und Tyrrhenum eingesetzt, zugleich das 'gesuchte' mare publicum mit der einfacheren Nebenlesart Apulicum vertauscht. IV 4, 17 weisen alle Manuscripte auf Raeti hin; N. Heinsius', von Bentley vertheidigte Conjectur erscheine unnöthig, da man vom Dichter nicht annehmen könne, er habe die Rätier und Vindelicier wirklich auseinandergehalten. IV 10, 5 wird zwar Ligurine nicht mehr in den Text

gesetzt, aber im kritischen Apparate als vielleicht richtig bezeichnet. Exsucta Ep. 5, 37 gilt jetzt als mittelalterliche Conjectur gegenüber dem exsecta des Archetypus. — Die alte Verbesserung Pergameas domos statt des überlieferten Iliacas domus I 15, 36 wird dagegen beibehalten und dieses Epileg. 65 f. als eine zweifellose Verderbnis hingestellt. Auch von Marklands Verbesserung frondesque st. fontesque Ep. 2, 27 kann sich Keller nicht trennen, 'um nicht dem Dichter vielleicht mit Unrecht eine tautologische und mattpleonastische Wendung zuzuschreiben' (Epileg. 362). Von den eigenen Conjecturen verzichtet K. auf das von keiner Seite gebilligte ascias III 26, 7 und setzt das überlieferte arcus mit dem Zeichen der Verderbnis in den Text.

Von sonstigen Änderungen im Texte sind noch folgende bemerkenswert. Die Zerlegung des Gedichtes I 7 in zwei Theile (V. 1—14, 15—32) wurde, als in der Überlieferung nicht begründet, aufgegeben, dagegen die früher zusammenhängend gedruckten Oden III 2 und 3 durch Zwischenräume getrennt. III 12 wird der Text nicht mehr in vierzeiligen Strophen gegeben, sondern das Gedicht nach Christs Metrik 526 in dreizeilige Strophen gegliedert. Conjecturen und orthographische Abweichungen vom Archetypus werden wie in der Ed. minor durch cursiven Druck bemerklich gemacht.

Sehr große Sorgfalt hat K. auf die Orthographie verwendet und zahlreiche neue, durch die Manuscripte mehr oder minder gerechtfertigte Schreibungen aufgenommen. In der Annahme, dass 'der Schreiber des Archetypus und wohl schon sein unmittelbarer Vorgänger außerordentlich häufig die Wortformen seiner eigenen Zeit an Stelle der veralteten augusteischen Formen gesetzt hat' (Epileg. 779), geht das Hauptbestreben des Herausgebers dahin, diese alten Formen auf Grund der Überlieferung wieder zur Geltung zu bringen. In dieser Hinsicht wird vor allem dem cod. Suecovaticanus (R) ein hoher Wert beigelegt; an vielen Stellen ist nur er allein für die Aufnahme einer Form entscheidend gewesen. So lesen wir jetzt nach ihm apsumet II 14, 25, opstaret IV 8, 24, opstrepit IV 14, 48, dagegen abstineto III 27, 69. Die Formen dium, ecum, inicum, oblicum werden jetzt, wie schon in der Ed. m., in besserem Einklang mit dem sonst bei dem Zusammentreffen zweier u-Laute eingehaltenen Vorgang divom usw. geschrieben. Die Schreibung relinqunt (im Index: relincunt) scheint nicht gerechtfertigt zu sein. Durchwegs erscheint jetzt die von den Schulgrammatikern empfohlene Form hiems, während haud als schwach bezeugte Nebenform dem haut gewichen ist. Die Schreibung crocodillus erhält den Vorzug vor crocodilus, Cotytia vor Cotyttia, Bosphorus vor Bosporus. Cnidius, Cnosius verdrängen die später allgemeinen Formen mit G, so auch cycnus das minder gute cygnus. Aufgegeben wurde als schlecht beglaubigt fenerator, monimentum (I 2, 15), nausia, desgleichen das alterthümliche forvus durch furvus

ersetzt, dagegen die alterthümlichen Formen perierati, dissupare, sowie perpremat in den Text aufgenommen. Bevorzugt wird nequicquam als ältere Form vor dem secundären nequiquam. Unter den Eigennamen finden wir noch folgende veränderte Formen: Iulle st. Iule (IV 2, 2), Lacon, als in der feineren Poesie übliche Form, f. Laco, Larisa nach den Münzen und den besseren Manuscripten, Megyllae entsprechend dem gr. *Μέγυλλος* f. Megillae, Prahates als besser bezeugt f. Phrahates, Porsina (nach R), Quincti (nach A R). — In Bezug auf die Assimilation in Zusammensetzungen findet die Überlieferung ebenfalls eine sehr weitgehende Berücksichtigung. So bietet der Text jetzt adfatus, adfer, adlapsus, admisisset, adplorans, adrogantem, adsidens (Ep. 1, 19) usw. Auch die Präposition in erscheint viel häufiger in der nichtassimilierten Form. Novendialis gilt jetzt als die richtige Form. — Die Änderungen auf dem Gebiete der Flexion erstrecken sich fast ausschließlich auf den Accusativ der 3. Declination. Die spätlateinische Form navim wird aufgegeben gegenüber dem besser bezeugten navem. Die Zahl der acc. plur. auf is ist erheblich gewachsen. In den allermeisten Fällen ist hier wieder R allein ausschlaggebend gewesen. Die einzige Stelle, an der gegen die Überlieferung geneuert wird, ist I 36, 7, wo zufolge der bei Horaz allgemein giltigen Regel über den Accusativ auf is putris statt des allgemein überlieferten putres geschrieben wird. Der umgekehrte Fall, dass nämlich die Endung is zu Gunsten der auf es aufgegeben wird, ist verhältnismäßig selten. Mir sind bloß vier Stellen aufgefallen: rates I 1, 17, mit Rücksicht auf IV 8, 32, wo nur rates bezeugt ist, laudes I 6, 11, stirpes III 29, 37, aequales I 8, 6. Ohne genügende handschriftliche Unterstützung, wie ich glaube, erscheint die Copula est mit dem vorhergehenden Worte zusammengeschrieben an folgenden Stellen: II 16, 25 ultrast, 18, 10 venast, III 16, 43 benest, 25, 18 periculumst, 29, 5 mest, 29, 46 retrost, Ep. 3, 10 miratast, 7, 4 fusumst, CS 26 dictumst. Dagegen wird Lachmanns Conjectur tuist, tuumst IV 3, 21 u. 24, da sie handschriftlich ohne jede Gewähr ist, fallen gelassen. Regelmäßig zusammengeschrieben finden wir das Pronomen mit ne, num, si, ferner iamiam und postgenitis III 24, 30, dagegen III 14, 10 male von ominatis getrennt. Als orthographische Kleinigkeit mag noch erwähnt werden, dass die metonymisch gebrauchten Namen der Götter mit kleinen Anfangsbuchstaben gedruckt werden.

Auch die Interpunction erfuhr an nicht wenigen Stellen Änderungen, die fast ausnahmslos Anerkennung verdienen. So wurden namentlich in zusammengezogenen Sätzen manche überflüssige Beistriche vor et, aut, nec, ve beseitigt, andererseits hie und da durch Setzung eines Kommas leichtere Übersichtlichkeit gewonnen, wie I 2, 36 f., III 8, 22, III 7, 24, 28, 6 u. ö. Wohl entbehrlich ist eine Interpunction in Sätzen wie dubius, unde

rumperet Ep. 5, 85, quid velint, miraris III 8, 3, merces, unde potest, tibi defluat I 28, 27 f. u. ä. Im einzelnen möge Folgendes bemerkt werden: I 9, 4 und 29, 4 wird der Punkt mit dem Fragezeichen, 12, 14 das Fragezeichen mit dem Beistrich vertauscht, I 35, 34 und Ep. 11, 8 nach heu das Rufzeichen für passender befunden. I 12, 20 f. wird proeliis audax 'im Interesse der Klarheit und Concinnität' auf Pallas bezogen. III 11, 30 wird gelesen: impiae nam — quid potuere maius? — impiae .. Natürlicher und wirksamer erscheint mir die Interpunction nach impiae, der die meisten Herausgeber folgen. Ähnlich wird III 13, 10 f. zur Erzielung eines rhetorischen Effectes mit Mavortius so abgetheilt: refugit te, quia luridi dentes, te quia rugae turpant. III 28, 15 interpungiert K. mit Porphyrio vor dicetur, wodurch die Construction einfacher wird. IV 1 wird der erste Satz weniger passend als Ausruf oder Wehklage statt als verwundernde Frage gefasst, dagegen Ep. 9, 15 das Rufzeichen nach turpe, entsprechend den Parallelstellen II 7, 12 und I 14, 13 entfernt. Ep. 16, 41 entscheidet sich K. für die Interpunction nach circumvagus, da dieses Wort mit dem Accusativ construiert sich nicht belegen lasse. Richtiger wird jetzt IV 12, 22 nach veni ein Doppelpunkt statt des Strichpunktes und Ep. 8, 18 das Fragezeichen gesetzt, dagegen V. 20 weggelassen.

Der kritische Apparat entspricht in seiner durchwegs verbesserten Gestalt den weitestgehenden Anforderungen. Weggelassen sind, wie schon früher erwähnt, sämmtliche Lesarten der Blandinii sowie des Gemblacensis (G, jetzt Sigel für den cod. Leidensis Gronovii F 15), ferner die ungezählten Athetesen Peerlkamps, Linkers u. a. Von den zahlreichen Conjecturen Bentleys und anderer sind nur verschwindend wenige stehen geblieben, wohl aus dem Grunde, weil sie in den Epilegomena, auf welche wiederholt verwiesen wird, entsprechende Würdigung finden. Vermehrt erscheint der Apparat durch Aufnahme der cod. Monacensis 14685, Argentoratensis, Sueco-Vaticanus 1703, Parisinus 9345, Ambrosianus, Harleianus 2688 und Leidensis Latin. 28. Die Abweichungen der einzelnen Manuscripte von dem zugrunde gelegten Texte werden mit peinlichster Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit verzeichnet und erstrecken sich wohl etwas überflüssig selbst auf die sinnlosesten Verschreibungen wie Uatteritis für aut teretis Ep. 11, 28, Momodo Ep. 2, 24, quaem IV 5, 9 u. dgl. Wie schon in der Ed. m. werden auf jeder Seite die Manuscripte namhaft gemacht, welche die betreffenden Gedichtabschnitte enthalten. Die Überschriften der einzelnen Gedichte werden viel vollständiger mitgetheilt. Durch die Anwendung des Fettdruckes bei der Bezeichnung der Verse wird die Übersicht wesentlich erleichtert.

Die Rubrik der Testimonia ist zwar durch Hinzufügung der loci similes quantitativ sehr gewachsen, aber die Qualität dieser von allen Seiten mit großer Belesenheit zusammengetragenen

Parallelstellen ist doch eine sehr verschiedene. Es werden in der weitesten Ausdehnung des Begriffes simile neben wirklich nachweisbaren Nachahmungen auch alltägliche, ganz unauffällige Wendungen, Sprichwörter, allgemeine Sentenzen, Worterklärungen, namentlich des Pseudophiloxenus, u. ä. in geradezu verwirrender Fülle aufgespeichert, so dass man wiederholt den Wunsch nicht unterdrücken kann, der Herausgeber hätte sich auf die Mittheilung der für die Textkritik wirklich fruchtbringenden Stellen beschränken sollen. Nicht selten haben wir reine Wortsammlungen vor uns. Es kommt auch vor, dass eigentlich nicht die Lesart des Textes, sondern eine Nebenvariante belegt wird. So passt die Stelle aus Seneca zu III 12, 11 nur für die La. alto, nicht arto, wie im Texte steht. Vgl. auch III 14, 11. Die Absicht des Herausgebers leuchtet auch sonst nicht immer ein. So wird die Parallelstelle zu altas populos Ep. 2, 10 erst verständlich, wenn man weiß, dass z. St. auch albas p. vorgeschlagen wurde. Dass III 10, 18 die Statiusstelle mitis vultum eine Stütze sein soll für die La. animum mitior gegenüber animo m., erfährt man erst, wenn man die Epilegomena zur Hand nimmt. Übrigens ist vultum bei Statius nur eine Verbesserung von Baehrens. In dem Citate aus Martial zu III 19, 9 fehlt der gerade wichtige Ablativ artibus. Dass die Stellen nach den neuesten Textausgaben angegeben sind, versteht sich von selbst. Auch die Citierung ist einfacher, bezw. richtiger durchgeführt. Die p. 445—453 noch nachgetragenen Addenda ad locos similes bringen vorherrschend Stellen aus Ovid, Statius, aus dem neuerstandenen Bacchylides und dem C. I. L. Befremdend ist, dass III 5, 8 die 'entschiedene Stütze' für die La. in armis, nämlich Hor. III 8, 19, fehlt; auch II 16, 29 konnte auf Hor. s. I 1, 8 verwiesen werden.

Der Index verborum erscheint dem veränderten Texte gemäß umgearbeitet und auch sonst vielfach verbessert. So werden früher übersehene Stellen nachgetragen, unter tu allein 9, unter ut 5, unrichtig eingereihte Wortformen auf den richtigen Platz gestellt (caedes III 2, 12 richtig unter accus. plur., nicht nom. sing.; tenerae I 21, 1 richtig nom. plur., nicht gen. sing., post und super Ep. 5, 99, 80 Adverbien, nicht Präpositionen usw.), hie und da wird auch eine strengere alphabetische Abfolge der Stichwörter hergestellt, wie bei Argivi, Argonautas, Argoo, Argos oder bei votivum, votum. Einzelne Artikel, wie z. B. et, sind besser gesichtet, Zusammengehöriges ist unter éinem Stichwort vereinigt (Africis procellis unter Africus), anderes wieder genauer geschieden, so caerulea von caerula, cautus, cautius von caveo (aber maestus unter maeret), nuptialis von nuptiae u. dgl. Dass einzelne Unebenheiten und Ungleichmäßigkeiten hervortreten, findet in dem Umstande, dass der Druck des Bandes sich mehrere Jahre hingezogen hat (Keller in Teubners Mittheilungen 1899, Nr. 1), theilweise eine Entschuldigung. So stimmen Text und Index nicht

immer genau überein. Dort liest man veraces (CS. 25), artes (IV 15, 12), relinqunt (II 8, 19), exsomnis (III 25, 9), Triumphe (Ep. 9, 21 u. 23), hier veracis, artis, relincunt, exomnis, triumphe. Consequenz vermisst man besonders bei der Anführung der mit Präpositionen zusammengesetzten Verba, auch bei den zugleich als Appellativa gebrauchten Götternamen, so dass oft nicht ersichtlich wird, ob diese oder jene Form im Texte geboten wird. Wünschen möchte man auch, dass die wichtigeren Varianten noch mehr Berücksichtigung gefunden hätten.

Dem Index verborum schließt sich der entsprechend vermehrte Index compendiorum an, es folgen dann noch Addenda et corrigenda ex codice B(ernensi), ferner die schon erwähnten Addenda ad locos similes; den Schluss bildet das Capitel Corrigenda, in das noch folgende Versehen aufzunehmen wären: p. 162, V. 67 l. odere st. odore, p. CVII 369 st. 469, p. 10 Mart. VIII 90, 1 ff. st. 90 sq. In den Corrigenda selbst muss es statt carm. IIII 2, 27 heißen IIII 2, 7. Sonst ist der Druck auf das sorgfältigste überwacht. Die Ausstattung macht der Verlagshandlung alle Ehre und zeigt, wie sie in ihrer bekannten Liberalität auch ihrerseits alles zur Förderung der classischen Studien thut.

Auch wer nicht auf dem kritischen Standpunkte Kellers steht, muss das Erscheinen der 2. Auflage dieses höchst verdienstvollen Werkes mit Freuden begrüßen, da sie zum erstenmale eine vollständige und systematische Beschreibung der horazischen Handschriften bringt, und das kritische Material in keiner anderen Ausgabe in solchem Umfange und mit solcher Gewissenhaftigkeit und Verlässlichkeit verzeichnet ist.

Wien. F. Hanna.

Iustiniani Institutiones recensuit Paulus Krueger. Editio altera. Berolini apud Weidmannos 1899. 8°, VI u. 175 SS.

Die neue Ausgabe ist auf Grund derselben kritischen Behelfe hergestellt, deren sich Krüger in seiner ersten Ausgabe vor 30 Jahren bediente. *Quibus meliora,* so sagt er selbst, *intra hos triginta annos nulla inuenta sunt.* Der Text stimmt mit der großen Institutionenausgabe, die Krüger über Mommsens Aufforderung als Seitenstück zu dessen kritischer Digestenausgabe verfasste, fast vollständig überein. Neben den eigentlichen Handschriften der Institutionen sind noch herangezogen die griechische Paraphrase der Institutionen von Theophilus, dem hervorragendsten Mitarbeiter an dem Werke Justinians, die Institutionen des Gaius und die Reste von einschlägigen Werken anderer römischer Juristen, die auf uns gekommen sind.

Der Text ist genau revidiert, ebenso die Adnotatio. Den Schluss bildet das übliche Verzeichnis der Capitelüberschriften in

alphabetischer Ordnung. Bei jedem Titel ist die Parallelstelle aus den Institutionen des Gaius citiert. Darnach ist diese handliche Ausgabe allen, die sich mit dem Studium des römischen Rechtes befassen, Juristen, wie Philologen und Historikern bestens zu empfehlen.

Wien. Dr. R. v. Mayr.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum editum consilio et impensis Academiae Litterarum Caesareae Vindobonensis. Vol. XXXVIIII. Itinera Hierosolymitana saeculi IIII—VIII. Ex recensione Pauli Geyer.

Itinera Hierosolymitana saeculi IIII—VIII. Recensuit et commentario critico instruxit Paulus Geyer. Vindobonae, Pragae, Lipsiae apud F. Tempsky et G. Freytag 1898. XLVIII et 480 pp.

Die ältesten Beschreibungen der Palästinafahrten abendländischer Pilger mussten in dem Corpus der lateinischen Kirchenschriftsteller Aufnahme finden, wie dies auch mit den chronologischen Schriften und Kalendarien der Fall sein wird. Diese Reiseberichte aus dem 4. bis 8. Jahrhunderte geben manchen Aufschluss über die Topographie der wichtigsten Orte und über die damaligen Verhältnisse im heiligen Lande. Sie zeigen uns aber auch die lateinische Sprache in deren Übergang zum Romanischen, wie sie von Autoren gehandhabt wird, die sich unter unbewusster Zulassung kühner Vulgarismen noch ein wenig um künstlerische Gestaltung bemühen. Die früheren Specialausgaben, wie auch die größere Sammlung von Tobler und Molinier werden durch die vorliegende sorgfältige und gewissenhafte Arbeit weit übertroffen. Der Band enthält 9 Schriften von verschiedener Ausdehnung auf 324 Seiten, denen 156 Seiten Indices beigegeben sind. — Das *Itinerarium Burdigalense*, die Übersicht über eine 333 unternommene Reise von Bordeaux nach Jerusalem und zurück über Rom nach Mailand, ist auf Grund neuer Collationen aus den drei Handschriften, vorzugsweise nach dem Parisinus, hergestellt. — Die 1887 erst durch Gamurrini nach dem einzigen Codex Arretinus des 11. Jahrhunderts herausgegebene, von weiblicher Hand verfasste *Peregrinatio ad loca sancta*, deren Verfasserin man nicht kennt, da am Anfang wie am Ende größere Stücke der Handschrift fehlen, während sich aus dem Inhalte nur ergibt, dass sie eine gelehrte, des Griechischen kundige Klosterfrau aus Südgallien (61, 10 *Eufrates — ita enim decurrit habens impetum sicut habet fluuius Rodanus, nisi quod adhuc maior est Eufrates*) war, die um 385 ihren Bericht in Constantinopel für ihre Klosterschwestern in der Heimat (*dominae uenerabiles sorores; domnae, lumen meum; dominae, animae meae*) schrieb, ist von besonderer Wichtigkeit. Ob die Verfasserin *Silvia*, die Schwester des Mini-

sters Rufinus, war, wird von Gamurrini vermuthet, von Geyer bezweifelt. Sie beschreibt die Besteigung des Sinai, die Bereisung Ägyptens, Palästinas und Mesopotamiens, und hat die Absicht, noch Ephesus zu besuchen. Ihre Schilderung des Gottesdienstes in der Charwoche und zu Ostern in Jerusalem ist für die Liturgik ungemein wertvoll. Da die Frau nahezu so schrieb, wie sie gesprochen haben wird, sind die Aufzeichnungen auch für die Geschichte der Sprache wichtig, wie bereits Wölfflin im Archiv 4, 259. 6, 568 dargethan und der Herausgeber im Index zeigt. Der Codex ist von G. selbst neu verglichen und genau ediert. — *Petri diaconi liber de locis sanctis*, das Werk des Bibliothekars von Montecassino, das im Autograph noch zu Montecassino und in einer Abschrift des 15. Jahrhunderts zu Neapel erhalten ist, vom Verfasser dem 1139 durch Kaiser Lothar eingesetzten Abte Guibaldus gewidmet, hat kritisches Interesse, indem es aus Silviae Peregrinatio theilweise abgeschrieben ist; es wurde nach den Texten von Migne, De Riant (1877) und Gamurrini (1887) gestaltet. — Für die sprachlich wichtige Schrift *Eucherii quae fertur de situ Hierusolymitanae urbis atque ipsius Iudaeae Epist. ad Faustum presb.* hat G. außer den bisher bekannten Codices Paris. und Vatic. zum erstenmal den weit besseren Escorialensis des 8. Jahrh. zuhilfe genommen. — Zu *Theodosius de situ terrae sanctae*, einer um 520—530 wohl in Nordafrika abgefassten Beschreibung des h. Landes, standen nebst der Ausgabe von Gildemeister (1882) der Codex Haganus des 8. Jahrh. und vier Handschriften aus dem 9. Jahrh., darunter ein Pithoeanus, nebst einigen jüngeren zugebote. — In dem *Breviarius de Hierosolyma* folgt G. dem Ambrosianus des 11. (12.) Jahrh. und theilt die Varianten des Sangallensis des 9. Jahrh. mit, den Gildemeister mit jenem contaminiert hatte. — Unter den Handschriften des *Itinerarium Antonini Placentini*, dessen Pilgerfahrt von 570 ein unbekannter Reisegefährte beschrieb, erschienen nur der Sangallensis des 11. und der Renaugiensis des 9. Jahrh. als brauchbar, während die vielen anderen infolge starker Interpolation weit zurückstehen und in der Adnotatio critica berücksichtigt werden. Die genauen Collationen ergaben hier einen reichen Arbeitserfolg. — Das Werk des Abtes *Adamnanus*, eine Beschreibung der Pilgerfahrt des Arculfus, der um 670 das h. Land besuchte, wurde nach Durchmusterung von 18 Handschriften aus den vier besten Codices des 9. und 10. Jahrhunderts ediert. Die vier Grundrisse der h. Grabkirche, der Basilika auf Sion, der auf dem Ölberge und der zu Sichem (p. 231. 244. 250. 271) sind nach dem Parisinus facsimiliert. — Während die Briefe des h. Hieronymus, die sich mit dem gelobten Lande befassen, von diesem Volumen ausgeschlossen blieben, wurde doch *Baedae liber de locis sanctis* aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts, eine Schrift, die aus Adamnanus, Eucherius und Hegesippus excerpiert ist und

für die Textkritik dieser Quellen zurathe gezogen werden muss, in dankenswerter Bearbeitung aufgenommen.

Die Testimonia unter dem Texte belegen in der Regel die Citate und die sachliche Ausbeutung früherer Autoren. Doch dürfte es sich empfehlen, auch auf rein sprachliche, phraseologische Anklänge aufmerksam zu machen. Bei Eucherius kommen Wendungen vor, die eine gewisse Belesenheit in den Classikern verrathen, wie der 125, 6 auf den Gruß *Vale in Christo* folgende, freilich im Escorialensis fehlende Zusatz *decus et praesidium meum*, der an das bekannte *o et praesidium et dulce decus meum* Hor. Od. 1, 1, 2 erinnert, ferner die Cicero (pro Planc. 9, 22) und Caesar (bell. ciu. 1, 66. 3, 42) geläufige Verbindung *aspera et montuosa* 127, 13.

Das beigegebene Stellenverzeichnis und der Index nominum et rerum erstrecken sich gemeinsam auf alle Schriften, während die sprachlichen Indices für jeden einzelnen Autor besonders abgefasst sind. Eine Fülle auffallender Erscheinungen bietet die Sprache in der Wortbedeutung wie *homo* „man" (franz. *on*), *testimonium* „Zeuge" (*témoin*), *uadent se* „sie gehen weg", *habet* (*il y a*), dann in Conjugation und Declination, wie die Präsensformen *dicet*, *mittet*, *ducent*, *ponent*, ferner *cum radices*, *de statuas*, *ipsa est maris mortuus*, im Wechsel des Accusativs und Ablativs zum Ausdruck der localen Beziehungen wo und wohin, so dass die Endungen *-o* und *-um*, *-e* oder *-i* und *-em* in reizender Willkür gebraucht sind, wie denn auch *ibi* immer für *eo*, *ubi* für *quo* steht. Selbst das accusativische Supinum erscheint auf *-o* in *reponent se dormito*. Ein merkwürdiger Fall der Tmesis ist *prode illis est* 49, 2. Mannigfaltig entwickelt sich der Gebrauch der Conjunctionen und Präpositionen.

Unter diesen Umständen war ein möglichst conservatives Verfahren geboten. Indem sich der Herausgeber, so gut es gieng, an die Überlieferung hielt, hat er sich um diese interessanten Texte, denen er schon eine Reihe von Programmarbeiten gewidmet hatte, ein wirkliches Verdienst erworben.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. Volumen XXV. Pars II. Ex recensione Ottonis Guenther. Vindobonae, Pragae, Lipsiae 1898.

Epistulae Imperatorum, Pontificum, aliorum inde ab anno 367 usque ad annum 553 datae, Auellana quae dicitur collectio. Recensuit Otto Guenther. Pars II. Epistulae CV —CCXXXXIIII. Appendices. Indices. Vindobonae, Pragae, Lipsiae apud F. Tempsky et G. Freytag 1898. pag. I—VI. 495—976.

Die neue Ausgabe der unter der Bezeichnung Auellana collectio bekannten, für das kanonische Recht wie für die Kirchengeschichte so wichtigen Sammlung von päpstlichen und kaiser-

lichen Entscheidungen ist in Günthers vortrefflicher Bearbeitung vollendet. Der vorliegende zweite Theil, mit welchem die rühmliche Leistung ihren Abschluss fand, enthält die Briefe 105 bis 244 nebst vier Appendices. An zahlreichen Stellen ist der Text durch den Herausgeber in ebenso gefälliger wie überzeugender Weise hergestellt worden. In einzelnen wenigen Fällen brauchte vielleicht die Lesart des V nicht geändert zu werden. So dürfte *illi* — *illi* 543, 36 in dem Briefe des Papstes Hormisdas vom 3. April 517 nicht zu beanstanden sein, da es anderwärts vorkommt. Die im Index 833 ausgesprochenen Bedenken wegen der aufgenommenen Form *Iordanen* 762, 13 sind überflüssig, wenngleich 762, 5 und 16 *Iordanem* steht. *Iordanen* ist die regelmäßige Überlieferung der besten Handschriften der Vulgata Matth. 3, 5. 13. 4, 15. 25. 19, 1. Joh. 1, 28. 3, 26. 10, 40, und so ist nach den ältesten Handschriften auch bei Augustinus zu lesen.

Die vier Indices: I. scriptorum, II. personarum et locorum, III. rerum et uerborum, IV. initiorum, sind mit großer Genauigkeit angefertigt, und II. und III. enthalten eine Menge interessanten Stoffes. Der vorliegende Band verdient das Lob, das der Arbeit bei der Anzeige des ersten Theiles gespendet wurde, in erhöhtem Maße.

Wien. Franz Weihrich.

A Latin Grammar for Schools and Colleges by George M. Lane, Ph. Dr, LL. D. Professor Emeritus in Latin in Harvard University. London and New York. Harper et Brothers, 45 Albemarle Street, W. 1899. 8°, XVI u. 572 SS. Preis 6 sh.

Was wir Schulgrammatik nennen, ist wesentlich anderer Natur, als was uns hier geboten wird: wir haben es mit einer allerdings compendiösen Darstellung des Lateinischen von Ennius bis ins 2. nachchristliche Jahrhundert, also mit einer historischen Grammatik zu thun. Interesse erregt sofort die Disposition. Der Verf. belässt der Lautlehre nicht ihre herkömmliche, wenig berechtigte Stellung neben den anderen Haupttheilen der Grammatik, sondern theilt den grammatischen Stoff zunächst nur in die Lehre vom Wort und in die vom Satze. Die Unterabtheilungen des ersten Theiles sind die Lautlehre, die Wortbildungslehre und die Flexion. Äußerlich macht sich in der Formenlehre zunächst die häufige Anwendung von Tabellen bemerkbar, ein Umstand, der auf den nächsten Zweck des Buches als Unterrichtsmittel hinweist. Wie in dieser Beziehung, so zeigt sich noch in manchen Einzelheiten Anlehnung an deutsche Muster, so vor allem in der Aufnahme des Participium perf. pass. unter die Grundformen des Verbs an Stelle des 2. Supinum. Allein dass dieses Particip von Verben, die kein persönliches Passiv bilden, in der Masculinform, die Lane

regelmäßig wählt, nicht angesetzt werden darf, ist schon mehrfach bemerkt worden, und so wird man wohl ein -casus von cadere (§. 930) oder -vasus von vadere (§. 958) durch die Formen casurus und vasurus oder durch die entsprechenden Neutra ersetzen müssen, wie denn thatsächlich in erfreulicher Inconsequenz von curro ein cursum (§. 932), von maneo ein mansum (§. 1000) und von venio ein ventum (§. 1013) vorgeführt wird. Andere incorrecte Angaben innerhalb der Verbalflexion sind folgende: falsus (§. 932) und argutus (§. 947), welche Formen als Participia, nicht als Adjectiva angeführt sind; -rutus (§. 947), an dessen Stelle ruiturus zu geben ist; fructus (§. 977), was als Particip nicht existiert; §. 791 Verkennung der Thatsache, dass adoriri ganz regelmäßig nach der 4. Conjugation flectiert wird. Ähnliche Mängel ließen sich noch weiter nachweisen: es ist dringend zu rathen, bei nächster Gelegenheit den formellen Theil des Buches einer gründlichen Revision zu unterziehen.

Die Syntax wird eingetheilt in die Lehre vom einfachen und vom zusammengesetzten Satze. Erstere umfasst einerseits den Gebrauch des Nomens, d. i. die Behandlung einiger stilistisch wichtiger Gebrauchsweisen von Numerus und Genus, die Casus, das Adverb und die Comparationsgrade, andererseits den Gebrauch des Verbs. Ob sich auch auf diese Disposition die Bemerkung der Vorrede bezieht, dass die Eintheilung im ganzen und im einzelnen denjenigen nicht befremden werde, der die jüngst in Deutschland erschienenen lateinischen Grammatiken kennt, weiß Ref. nicht. Er vermag jedoch an dem angeführten syntaktischen Theile nicht anzuerkenen, was die Vorrede bezüglich der Anordnung des Buches überhaupt äußert, dass damit ebensowohl die Forderungen der Wissenschaft wie der Praxis befriedigt würden. Jedenfalls hat die Lehre vom Genus und vom Numerus mit der Syntax nichts zu thun, wie man aus J. Ries, Was ist Syntax? Marburg i. H. (1894), S. 96 ff. ersieht, und höchstens praktische Rücksichten können für ihre Behandlung innerhalb der Syntax maßgebend sein. In der That hat von den deutschen Grammatikern, soviel Ref. weiß, nur G. Billroth in seiner latein. Syntax, Leipzig 1832, ungefähr an der Stelle, wo Lane, über Genus und Numerus gehandelt, nachdem bereits Bröder (seit 1787) in der Einleitung zu dem syntaktischen Theile seines Buches sich eingehend mit dem Genus befasst hatte. Dass Genus und Numerus der Bedeutungslehre[1]) zuzuweisen sind, ergibt sich aus Madvig, Bemerkungen

---

[1]) Man pflegt seit jeher Reisig als denjenigen zu nennen, der die Bedeutungslehre als integrierenden Theil in die Grammatik einzuführen suchte. Demgegenüber weist Ref. darauf hin, dass bereits R. G. Rath in sein Werk De grammaticis et rhetoricis elocutionis Romanae praeceptis l. III., P. I. Grammatica praecepta continens. Hal. et Lips. 1798 auch eine ‘altera etymologiae pars *Ἐξηγητική* seu *Λεξική*, quae in ver-

über verschiedene Punkte des Systems der lat. Sprachlehre usw., Braunschweig 1844, S. 58 f., und F. Haase, Vorlesungen über lat. Sprachwiss. Herausg. von F. A. Eckstein, I. (Leipzig 1874), S. 81 ff. Ähnliche Bedenken ließen sich gegen die anderen Eintheilungsglieder der Nominalsyntax erheben; Ref. aber wendet sich sofort gegen die Appendix zur Syntax, enthaltend einige Besonderheiten der Verbalsyntax, die Oratio obliqua, den Gebrauch der Pronomina und den der Numeralia. (Mit der Prosodie und Verslehre wird abgeschlossen.) So ein in Form eines Anhanges erscheinender Rest, der in der Ordnung des Ganzen nicht aufgehen will, hat insofern etwas Missliches, als man dadurch das gewählte grammatische System oder die eigene Fähigkeit, die grammatischen Gesetze an richtiger Stelle einzuordnen, verdächtigt. Denn dass mit einer derartigen Absonderung gewisser Partien ein den Schüler irgendwie förderndes Moment geschaffen sein sollte, ist schwer einzusehen. Ref. weiß gar wohl, dass auch hierin ältere Grammatiker vorangegangen sind; allein heute dürfte man sich in solchen Fällen kaum mehr mit der Autorität eines Madvig decken wollen.

Ref. hatte bisher nur zu rügen. Das Buch hat indes auch seine guten Seiten. Es ist gar keine Frage, dass es aus gründlichen Sprachstudien hervorgegangen ist, die in manchen beachtenswerten Neuerungen ihren Ausdruck finden. Beispielsweise unterscheidet L. nicht ohne guten Grund zwischen dem Präsens der lebhaften Darstellung und dem annalistischen Präsens §. 1590 f. Die Casuslehre zeigt eine Geschlossenheit und Übersichtlichkeit, die man unseren Grammatiken nicht immer nachrühmen kann. So ist der Ablativ unter die wissenschaftlich allein berechtigten Rubriken: I. Eigentlicher Ablativ, II. Localis, III. Instrumentalis untergebracht, eine Einrichtung, von der unsere Schulgrammatiken unbegreiflicherweise in der Regel nichts wissen, als ob dadurch nicht auch die Einsicht in das Wesen des Casus und die Fertigkeit, seine mannigfachen Gebrauchsweisen festzuhalten, gefördert würde. Ein ganz hervorstechender Vorzug aber, allerdings äußerlicher Natur ist die Druckeinrichtung des Buches. Mit verhältnismäßig geringen typographischen Mitteln wird eine Schärfe in der Unterscheidung von Hauptregeln und Nebenbemerkungen, von Beispieltext und Übersetzung erreicht, wie sie unsere Lehrbücher offenbar gleichfalls anstreben, nimmer aber erreichen. Man wird unsere Verfasser und Verleger von Lehrbüchern nicht dringend genug auf diese musterhafte, den höchsten hygienischen Anforderungen entsprechende Ausstattung hinweisen können. Schließlich

---

borum significationibus investigandis versatur' aufnimmt. Er behandelt in dieser Partie. homonyma (Bedeutungsänderungen innerhalb ein und desselben Wortes) und synonyma. Dass Reisig auch in anderen grammatischen Grundanschauungen mit Rath übereinstimmt, verdient bemerkt zu werden.

liegt aber die wesensliche Bedeutung von Lanes Werk doch in seiner Gänze. Lateinische Grammatiken von der Art der vorliegenden erscheinen gegenwärtig in Deutschland nicht mehr: und doch entsprächen Werke mäßigen Umfanges mit historischen Ausblicken sicherlich noch immer einem Bedürfnisse. Dass daher Lanes Grammatik in dieser Beziehung anregend wirke, ist lebhaft zu wünschen.

Wien. J. Golling.

Notes de grammaire latine pour servir à la traduction du français en latin. Par l'Abbé L. Bayard, Agrégé des Lettres, Professeur aux Facultés libres de Lille. Paris, Librairie C. Klincksieck 1898. 8°, XX u. 108 SS.

Der Titel des kleinen Buches entspricht seinem bescheidenen Inhalte: aus der Praxis des Unterrichtes hervorgegangen, will es die Schüler der Lycées vor jenen typischen Fehlern wider die lateinische Formen- und Satzlehre warnen, die sich in den Übersetzungsaufgaben aus dem Französischen ins Lateinische zur Qual der Lehrer alljährlich von neuem einstellen. Da nämlich diese regelmäßige Wiederkehr ganz bestimmter grammatischer Verstöße auf zwei Hauptursachen, den trotz desselben Ursprunges verschiedenen Charakter der beiden Sprachen und die didaktische Unzulänglichkeit der bis vor kurzem in Frankreich verwendeten lateinischen Schulgrammatiken, zurückgeführt werden müsse, glaubt der Verf. die beiden Gesichtspunkte gefunden zu haben, aus denen dem hartnäckigen Übel mit Hoffnung auf Erfolg entgegengetreten werden könne: in sechs Capiteln (*Orthographe, Noms et Pronoms, Verbes, Discours indirect, Réfléchi, Attraction*) unternimmt er es, an der Hand lateinischer Mustersätze die Verschiedenheiten der lateinischen und französischen Grammatik nicht bloß vergleichend gegenüberzustellen, sondern auch die „logischen" Gründe jener Unterschiede dem Fassungsvermögen des Schülers nahezubringen. Das Verdienst der Arbeit, die mittelbar wohl durch Antoines *Observations sur les exercices de traduction du français en latin* (Paris, Klincksieck 1880) veranlasst wurde, und ihre Verwendbarkeit in den Händen der *Lycéens* dürfte daher, abgesehen von einzelnen Missgriffen in der Erklärung (vgl. §§. 1, 2, 33 Anm., 44, 92), eine Schmälerung nur in der großen Menge von Druckfehlern finden, die durch das S. XVII vorangeschickte Verzeichnis der *Errata* keineswegs erschöpft sind.[1]) Der Beachtung

---

[1]) S. 24, Z. 4 v. u. *inaniens* st. *insaniens*; S. 26, Z. 10 v. o. *floruerent* st. *floruerunt*; S. 28, Z. 3 v. u. *proposcisset* st. *poposcisset*; S. 30, Z. 3 v. u. *monloquar* st. *non loquar*; S. 37, Z. 4 v. o. C. Gat. M. 10 st. Cic. C. M. 10, C; S. 48, Z. 3 v. o. *salis* st. *satis*; S. 52, Z. 1 v. u. *suaedeo* st. *suadeo* und *res tua agatur* st. *res agatur*; S. 74,

des Gymnasiallehrers aber empfiehlt sich das Buch durch seine klare Vergleichung der lateinischen mit der französischen Ausdrucksweise und durch die Geschicklichkeit, mit welcher manche gemeinsame Erscheinung beider Sprachen, besonders aber das jeder von ihnen Eigenthümliche an classischen Beispielen aus dem Latein, die dem Lernenden zugleich in französischem Gewande dargeboten werden, augenfällig gemacht und erklärt wird. Hier einige Proben:

Da sich einerseits *je suis divisé* bald mit *dividor,* bald mit *divisus sum* deckt, andererseits *divisus sum* sowohl den gegenwärtigen Zustand als auch die Handlung in der Vergangenheit bezeichnen kann, so ergibt sich für den Satz Cäsars: *Gallia est divisa in partes tres* die Nothwendigkeit, zwischen folgenden Übersetzungen die Wahl zu treffen (S. 14 f.): *La Gaule est divisée (se trouve divisée) en trois régions [on divise la Gaule en trois régions],* aber auch: *On divisa (on a divisé) la Gaule en trois régions [la Gaule a été divisée en trois régions].* — Die dreifache Rolle des lateinischen Coniunctivs als Optativus, Condicionalis und Subiunctivus lässt sich durch folgende Tabelle (S. 18 f., vgl. S. 28 f.) veranschaulichen:

lĕgam	*que je lise*	O.	*lĕgerem*	*que je lusse*	O.
	je lirais	C.		*je lirais (ou j'aurais lu)*	C.
	... que je lis	S.		*... que je lusse*	S.
lĕgerim	*que j'aie lu*	O.	*lĕgissem*	*que j'eusse eu lu*	O.
	je lirais (j'aurais vite fait de lire)	C.		*j'aurais eu (ou j'eusse eu) lu*	C.
	.. que j'ai lu	S.		*... que j'eusse eu lu*	S.

z. B.: *abeat,* qu'il s'en aille; *ne despexeris,* ne méprisez pas; *ne sit malum dolor* (Cic. Tusc. V 14), mettons que la souffrance ne soit pas un mal; *si liceat, dicam,* si ce m'était permis, je dirais (qu'il soit permis ainsi, et je dirai); *si adesset, laetarer* s'il était ici, je serais heureux; *dicas (dicat aliquis),* on pourrait dire; *videres,* on eût pu voir; *velim,* je voudrais bien; *vellem,* j'aurais voulu; *confirmaverim,* j'affirmerais volontiers; *eloquar an sileam?* faut-il que je parle ou que je garde le silence? *quid faciam (facerem)?* que faire? *nos poetarum voce non moveamur!* et nous ne serions pas sensibles à la voix des poètes! *curro, ut sudem,* je cours afin de (pour) suer u. dgl. m. — Der Satz Ciceros de off. III 25, 95: *si gladium quis apud te deposuerit, repetat insaniens, reddere peccatum sit* lautet analog dem deutschen Gebrauche der Tempora: *si l'on vous remettait en dépôt (si quelqu'un vous confiait) une épée, et qu'on vous (qu'il) la ré-*

Z. 9 v. u. *se, sibi, se* st. *sui, sibi, se*; S. 79, Z. 6 v. u. *proefectus* st *profectus*; S. 83, Z. 12 v. u. *Mitylenaos* st. *Mitylenaeos*; S. 96, Z. 1 u. 3 v. u. *millibus* st. *milibus* u. s. f.

clamât dans un accès de folie, ce serait une faute de la rendre (S. 24, vgl. S. 46). — S. 31: „D'après le rôle propre de l'indicatif et de celui du subjonctif la phrase: *qu'avez-vous à rire?* se traduira par: *quid est quod ridetis?* (Plaute, Aul. 709), si l'on veut dire: *qu'y a t-il que vous riez?* et par *quid est quod rideatis,* qu'y a-t-il *à rire?* si l'on veut dire qu'il n'y a pas de raison de rire (cf. Cic. Verr. II 4, 20. 43). Dans le premier cas on affirme un fait, d'où l'indicatif; dans le second, sans rien affirmer, on exprime une pensée en dépendance d'une autre qui la motive, d'où le subjonctif." — Die vom Lateinischen abweichende Verwendung des Imparfait de l'Indicatif in der potentialen hypothetischen Periode findet durch folgende Beispiele ihre Beleuchtung: *Tu si hic sis, aliter sentias* (Ter. Andr. 310), *si vous étiez à ma place, vous penseriez autrement* (S. 45); *haec si tecum patria loquatur, nonne impetrare debeat?* (Cic. in Cat. I 8, 19), *si la patrie te tenait ce langage, ne devrait-elle pas être entendue de toi* (S. 48)? *ei qui nunc accuset, possim respondere* (Cic. p. R. A. 20, 55), *si quelqu'un accusait mon client, je pourrais lui répondre* (S. 51) — aber ebenso im irrealen Falle der Gegenwart: *la Sicile, si elle parlait d'une commune voix, dirait ceci = Sicilia tota si una voce loqueretur, hoc diceret* (Cic. in Caecil. 5; S. 48) und *vous ne devriez pas me pardonner, si je taisais ces choses = mihi ignoscere non deberetis, si haec tacerem* (Cic. p. Cluent. 6, 18; S. 45). — Congruenz des attributiven Adjectivs mit seinem Substantiv (S. 88 f.): *Caesaris omni et gratia et opibus sic fruor, ut meis* (Cic. Fam. I 9) = *je jouis de toute la faveur et de toutes les ressources de César, comme si elles m'appartenaient; natus obscuro patre et matre = né d'un père et d'une mère obscurs* u. s. f.

Die herausgegriffenen Beispiele mögen genügen, um auf das Büchlein, dessen reiches Material manchen Beitrag für die parallele Behandlung des Französischen und Lateinischen in der Schule zu liefern imstande ist, die Aufmerksamkeit des französischen Sprachlehrers am Gymnasium zu lenken. Denn wenn sich das jeweilige Lehrbuch aus mehrfachen Gründen nur ein sehr bescheidenes Maß paralleler Erläuterungen gestatten darf, so wird sich vom Lehrer im lebendigen Classenunterrichte umso öfter und ungezwungener die Brücke benützen lassen, die aus dem Lateinischen ins Französische führt. Gerade die Beschränkung des französischen Gymnasialunterrichtes auf eine sehr geringe Stundenzahl mahnt ja, wie Ref. an anderer Stelle[1]) zu betonen Gelegenheit fand, mit Eindringlichkeit an die Forderung, dass dem Schüler neue Vorstellungen stets nur im Anschlusse an bereits vorhandene

[1]) S. Begleitwort zu Boerner-Kukula, »Französisches Lehr- und Lesebuch für die österreichischen Gymnasien« und »Hauptregeln der französischen Grammatik«, Wien, Graeser 1899.

und zum vollen Verständnis gebrachte alte zu vermitteln sind. Ebendeshalb wird auch für den in der Entwicklung begriffenen relativ-obligaten Unterricht des Französischen auf unseren Obergymnasien an dem Grundsatze festzuhalten sein, dass nicht bloß das beiden Sprachen Gemeinsame durch häufige Hinweise auf das Latein zu befestigen, sondern gegebenenfalls, weil der Contrast nicht selten zweckdienlicher wirkt als die Ähnlichkeit, selbst das Besondere, nur dem Französischen Eigenthümliche durch gelegentliche Parallelen mit dem Latein dem Verständnisse des Schülers zu nähern und seinem Gedächtnisse einzuprägen sei.

Wien. R. C. Kukula.

Übungsbuch im Anschluss an Cicero, Sallust, Livius, Tacitus zum mündlichen und schriftlichen Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Nach den Anforderungen der neuen Lehrpläne von Prof. Dr. E. Zimmermann. 5. Theil: Übungsstücke im Anschluss an Tacitus' Agricola und Germania. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung 1898. 8°, 58 SS.

Das Büchlein enthält 25 Stücke nach dem Agricola, 34 nach der Germania. Ein Haupterfordernis bei solchen Unternehmungen ist Sorgfalt und eine gewisse Gewandtheit in der sprachlichen Gestaltung; sonst ist zu befürchten, dass selbst der Hauptsache, der Lectüre der Alten, ein recht zweifelhafter Dienst geleistet wird. Secundaner und Primaner sind denn sozusagen auch Menschen und haben das Recht, sich zu langweilen, wenn sie den Inhalt einer Stelle, der sie bei der Lectüre des Schriftstellers vielleicht Interesse entgegengebracht, in nicht immer geistvollen Veränderungen, ja Verwässerungen wiederholt aufgetischt bekommen. Das wird schließlich jedermann fade, namentlich wenn die sprachliche Form manches zu wünschen übrig lässt, wie z. B. S. 29 'gegenseitige Furcht bildete die Grenzen', S. 41 'eine Anzahl Groß- und Kleinvieh', S. 48 'zuweilen verbrachten die Deutschen einen Tag und eine Nacht mit Trinken', S. 55 '(die Germanen) nahmen im Jahre 9 n. Chr. im Teutoburger Walde den Quintilius Varus und mit ihm drei Legionen dem Kaiser Augustus ab'. Im allgemeinen sind die Stücke nach dem Agricola besser gelungen als die nach der Germania, was sich aus der Natur der lateinischen Texte erklärt. Nicht selten hat man es mehr oder weniger mit Übersetzungen des lateinischen Textes zu thun, wie G. 14 (S. 41), 18 (S. 46), 24 (S. 49). Störend wirkt es, wenn der Lehrer bestrebt ist, den Text nach Kräften richtig zu erklären und sich dann in einem solchen Buche Stellen finden, die mit seiner Erklärung oder mit den Worten des Schriftstellers oder unter sich im Widerspruche stehen. So begegnet bei G. 7 (*animadvertere*) die Auffassung 'tadeln', 'rügen'. S. 47 (vgl. G. 26) heißt es, 'das Ackerland wurde zwar an die einzelnen vertheilt, aber unter ihnen jährlich

ausgetauscht'. Dass bei denjenigen Stämmen, welche von Königen regiert wurden, die Freigelassenen den Freigeborenen gleichstanden (50), davon weiß die Germania nichts. Man vergleiche ferner mit dem Texte der Germania S. 43 'wenn die alten Deutschen nicht Krieg zu führen hatten, waren sie dem Schlafe sehr ergeben und dehnten ihn meistentheils bis in den Tag hinein aus' oder gar S. 53 'ihre (der Tenkterer) Knaben beschäftigten sich mit den Pferden, ihre Jünglinge veranstalteten, auf ihnen sitzend, Wettkämpfe, und ihre Greise, die sie nicht mehr besteigen konnten, sorgten für sie (*perseverant senes*)'. Auf Missverständnisse deuten auch S. 52 'nur für die Frauen galt es als ehrenvoll, lange Zeit auch äußerlich zu trauern...' und 'doch hatten sie (die Chatten) auch Reiter, deren Eigenthümlichkeit es war, schnell den Sieg zu erringen oder, wenn dieses nicht gelang, schnell zurückzuweichen': Tacitus spricht doch im allgemeinen. Schlecht stimmt S. 34 'die Fußtruppen, die meistens entweder im Untergewande kämpften oder mit einem leichten Überwurfe bedeckt waren' mit S. 47 'ihr Gewand war meistens nur ein Fell oder ein Mantel'. In solchen Dingen hat der Verf., wie man nach dem Vorworte erwarten könnte, die Ergebnisse der Wissenschaft wohl kaum benützt. Letzteres war endlich gar nicht nöthig, um Flüchtigkeiten zu vermeiden, wie S. 51 'er sagt darüber ungefähr Folgendes: die Leichenbegängnisse waren' oder S. 58 'sie trugen Eberamulette und glaubten sich dadurch gegen alles sicherer zu stellen, als wenn sie Waffen getragen hätten.'

Wien. Franz Zöchbauer.

Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt von Oskar Erdmann, † o. ö. Professor an der Universität Kiel. II. Abth.: Die Formationen des Nomens (Genus, Numerus, Casus) von Otto Mensing, Dr. phil. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 8°, XVI u. 276 SS. Preis 6 Mk. 50 Pf.

Wie wir aus der Einleitung erfahren, hat Erdmann im letzten Jahre seines Lebens auf die Vollendung seiner Grundzüge verzichtet und Mensing die Fortführung des Werkes übertragen. Der neue Bearbeiter konnte zwar Vorarbeiten Erdmanns benutzen, aber diese waren weit davon entfernt, die Grundlage für den Text des Buches abgeben zu können. M. erklärt, er müsse für Inhalt und Form, für die Anordnung des Ganzen und die Ausführung des Einzelnen auf sich allein die Verantwortung nehmen.

Die erste Abtheilung der 'Grundzüge' hatte die Erwartung enttäuscht. Was die Kritik vor allem auszusetzen hatte, war die Dürftigkeit des Materials. Mensing, der sich schon vor einigen Jahren durch eine tüchtige Arbeit über die Concessivsätze als

Syntaktiker bewährt hat, suchte diesem Mangel nach Kräften abzuhelfen. Die Beispiele sind weit reichlicher, der Kreis der behandelten Sprachen ist durch Heranziehung des Altsächsischen erweitert. Was Fülle des Stoffes betrifft, hat das Werk sicherlich gewonnen.

Aber auch gegen Erdmanns Anordnung wurden schwerwiegende Bedenken geäußert, und diesen ist M. nicht gerecht geworden. Bereits Scherer, der doch auf dem Boden des Miklosich'schen Systems stand, hat erkannt, dass mit der Behandlung der Bedeutung von Wortclassen und Wortformen die Aufgaben der Syntax nicht erschöpft sind. Er forderte gesonderte Behandlung von Congruenz, Satzaccent und Wortstellung. Diese Capitel vermissen wir in dem vorliegenden Werke. Freilich wird die Congruenz behandelt, aber in den Abschnitten über die Genera, die Numeri — und den Nominativ. Es klingt doch gar zu seltsam, wenn wir in diesem letzteren Abschnitte zu Beginn des §. 96 lesen: 'Die Apposition muss mit ihrem Nomen im Casus übereinstimmen', d. h. sie muss auch dann im Casus übereinstimmen, wenn das Nomen gar nicht im Nominativ steht. Die Lehre von der Apposition und dem Attribut hat eben nichts mit der Lehre vom Nominativ zu schaffen.

Aber die Congruenz wird doch wenigstens, und zwar ziemlich eingehend, behandelt, wenn auch nicht im Zusammenhange und an richtiger Stelle. Über den Satzaccent finden wir nichts, und die Lehre von der Wortstellung wird nur hier und da gestreift. Allerdings hat schon Erdmann die Stellung des Verbums behandelt, für die Lehre von der Stellung der Theile der Wortgruppen blieb so gut wie alles zu thun übrig. Oder gehören diese Abschnitte zu den 'etwa noch ausstehenden Capiteln', die nach der Vorrede S. VII im dritten Theile zu behandeln wären? 'Etwa noch ausstehend' — der Verf. musste sich doch über den Plan seiner Arbeit im voraus klar sein.

Dass der Verf. Wortstellung und Satzaccent nicht untersucht hat, hat nicht nur der Vollständigkeit des Werkes, sondern auch der richtigen Auffassung der Erscheinungen Eintrag gethan. Ich will dafür zunächst ein classisches Beispiel geben. S. 88 finden wir unmittelbar hintereinander als Belege für Apposition Iph. 1, 3 *ich bin es selbst, bin Iphigenie, des Atreus Enkel, Agamemnons Tochter* und Schiller 4, 65 *unter den Liebhabern Hannchens war Robert, ein Jägerbursche des Försters.* Ich bitte die beiden Beispiele laut zu lesen. Man wird dann erkennen, dass sie total verschieden sind. Im zweiten Beispiel sinkt die Stimme nach *Robert,* im ersten werden die Tonwörter der Satztakte gleich hoch (und wohl auch gleich stark) gesprochen. Damit geht ein Unterschied der Bedeutung Hand in Hand. Im zweiten Beispiel dient *ein Jägerbursche des Försters* zur näheren Bestimmung von *Robert,* im ersten soll *Iphigenie* nicht etwa von anderen Iphigenien unterschieden werden; die Aussage, dass sie die Tochter und Enkelin

der Männer ist, von deren Geschick sie eben erzählt hat, ist ebenso wichtig wie die, dass sie die vom Tode errettete Iphigenie ist. [1])

Auch für die Erörterung des Unterschiedes von Apposition und Attribut ist der Satzaccent heranzuziehen. M. thut dies nicht, seine Unterscheidung ist eine logische: das Attribut macht mit seinem Nomen einen Begriff aus, die Apposition nicht. Wenn er weiter sagt, dass das Attribut nicht durch andere Satzglieder von seinem Nomen getrennt werden dürfe, so wird er den Thatsachen nicht gerecht. Hier zeigen sich deutlich die nachtheiligen Folgen davon, dass M. die Wortstellung nicht im Zusammenhang untersucht hat. Notker schreibt (Piper I 5, 11. 12) *pi des chéiseres zîten zenonis*, wir dürfen diese Construction absolut nicht nachahmen — vielleicht deshalb, weil die beiden getrennten Wörter für uns zu éinem Begriffe verschmelzen müssen? Nein, sondern für die ältere Sprache galten eben andere Regeln der Wortstellung. Um diese festzustellen, wird man sich freilich nicht mit der Constatierung begnügen dürfen, dass im Ahd. und Mhd. zusammengehörige Nomina getrennt werden können, vielmehr wird man die näheren Bedingungen und die Ursachen festzustellen haben. Die letzteren liegen wiederum in Eigenthümlichkeiten des Satzrhythmus.[2])

Im einzelnen möchte ich Folgendes nachtragen. S. 2, Anm. 1 wird richtig bemerkt, dass die Verschiedenheit des Geschlechts von *Sonne* und *Mond* im Deutschen und in anderen Sprachen bei Übertragungen oft Schwierigkeiten hervorrufen könne. Im selben Zusammenhang wird auf die biblische Auffassung der Sonne als eines Bräutigams und eines Helden hingewiesen. Melissus hat die Schwierigkeit in der Weise umgangen, dass er Ps. 19 II 12 *Sonnestærn* schreibt.

---

[1]) Man pflegt mitleidig auf die ältere Grammatik hinabzublicken die mit der Annahme von Ellipsen so schnell bei der Hand war. Doch lag jener Annahme die instinctive Erkenntnis zugrunde, dass, wenn man *a* aus *A* verkürzt erklärte, nicht aber *b*, damit eben die Ungleichartigkeit von *a* und *b* ausgesprochen war. Die Stelle aus der Iphigenie könnte auch ausgedrückt werden .. *bin Iphigenie, bin des A. Enkel, bin des A. Tochter*, dagegen könnte man ohne Änderung des Sinnes nicht sagen: *unter den Liebhabern Hannchens war Robert, war ein Jägerbursche des Försters.*

[2]) Fälle, wie das Beispiel aus Notker, sind in der älteren Sprache sehr zahlreich. Unter demselben Gesichtspunkte ist z. B. auch die Trennung der präpositionalen Bestimmung von ihrem Nomen zu betrachten, sei dieses ein Substantiv, z. B. *des landes reht ze Oesterreich*, oder ein Adjectiv, z. B. *dhese chisalbodo got fona gote* (Is. V 1), *meins an erstarbens eribs von vater vnd von mueter* (Fontes rer. Austr. Dipl. II 43), *einem verborgen Schatz im acker* (Luther, Mt. 13, 44), *ein abgefärtigter schähffer von meinem Hern, dem Markhold* (Zesen, Adr. Ros. S. 114), *kein erzwungner Trieb von deiner Thränen Kraft* (Gellert II 3). — Vgl. jetzt auch Grimm, Gr. IV, S. 1284 ff. des neuen Abdrucks. Die Beispiele lassen sich leicht vermehren.

S. 5. Incongruenz im Genus bei attributiver Verbindung finde ich bei Gellert (Ausg. von 1769) III 64: *zwo Weiber.* — III 161 schreibt Gellert: *eine von unsern Hühnern.* Eigenthümlich ist der Fall IV 368: *doch ich will ihn gern verlieren, wenn er das Werkzeug ist, durch den ... ich von euch eine Nachricht erhalte.* Masc. Pronomen bezogen auf *Person* oder *Partei* ist häufig in der österr. Amtssprache des 16. Jahrhunderts.

S. 11. Eine interessante Verwendung des Neutrums bei Beziehung auf zwei Wörter verschiedenen Geschlechts finde ich bei Zesen, Adriatische Rosemund S. 215: *den Auslauf der Etsch und Po, deren jenes aus Deutschland, dises aus Italien in das Adriatische Mehr läufft.*

S. 19 scheinen mir verschiedenartige Dinge vermischt, wenn einerseits *Mund,* anderseits *Kopf, Leib, Herz* u. ä. als Substantiva bezeichnet werden, die der Pluralbildung widerstreben. *Mund* kann überhaupt keinen Plural bilden, während es sich bei den andern Wörtern nur um distributive Verwendung des Singulars handelt. Wo die distributive Verwendung ausgeschlossen ist, erscheint der Plural. Man kann z. B. sagen: *wie viel Herzen hast du gebrochen,* aber nicht *wie viele Münde hast du geküsst.*

S. 20. Plurale wie *Tuche, Biere* usw. sind doch wohl nicht gar so jungen Ursprungs. Ein Beispiel für den Plural von *tuoch* in der Bedeutung von 'Tucharten' gibt das mhd. Wörterbuch 3, 131. Bei Frisch, Teutsch-lat. Wörterbuch II 434 lese ich '*Die unterschiedene Namen der Weine*', Gottsched, Sprachkunst^5 S. 242 merkt an, dass die Kaufleute von *Tuch* den Plural *Tuche* bilden. Ausführlich handelt über derartige Plurale Adelung, Umst. Lehrg. I 384 f.

S. 31. Zum Gebrauche des Pluralis maiestaticus möchte ich bemerken, dass er in Österreich nur üblich ist, wo Name und Titel des Monarchen zu Beginn des Schriftstückes genannt werden, z. B. in Patenten; dagegen wird in Gesetzen, Verordnungen und Handschreiben der Singular gebraucht. Zur Geschichte der Anrede möchte ich einige Äußerungen von Theoretikern anführen.[1]) Laurentius Albertus spricht darüber ed. Müller p. 140, II. Interessant ist namentlich Folgendes: 'Sic dicimus ad vnicam tantum horum (sc. clericorum) personam, Ewere Ehrwürden, ... postea adiungimus verbum vel plurale vel singulare. Principibus autem plurale verbum semper tribuitur, als: ewer Fürstliche gnaden wöllen vns in gnaden bedencken.' Perger bemerkt in seiner Grammaire allemande (1681), p. 75 ff., die Deutschen hätten fünf Arten der Anrede: 'Premierement, ils parlent d'ordinaire à leurs moindres domestiques par la seconde personne du singulier, et les nomment toûjours par leurs noms propres ... En second lieu, ils parlent à tous les autres

---

[1]) Einige der von M. citierten Abhandlungen über diesen Gegenstand sind mir unzugänglich.

domestiques plus relevez et à leurs amis familiers à la seconde personne du plurier ... Troisièment, ils parlent par la troisième personne du singulier avec le nom *der herr*, le sieur; et pour le mieux *Mein herr*, Monsieur, aux personnes inférieures, égales ou superieures qu'ils veulent honorer, avec lesquelles ils n'ont pas une familiarité bien grande ... Quatrièment, quand ils veulent traiter la personne à qui ils parlent avec plus de respect, ils se servent aussi de la troisième du singulier comme ci-devant, mais avec le pronom personnel *er*, il, de la troisième personne, au lieu du nom *Herr*, ou *Mein herr* ... Finalement ils parlent aux personnes de grande qualité et de grandes charges par la troisième personne du plurier, avec le plurier *sie* ... quoique le titre d'honneur qui precede .. soit au singulier ... Il faut remarquer deux choses dans cette maniere de parler aux grands Seigneurs ... La seconde est, que les titres d'honneur qui sont au commencement, ne se repetent que fort peu, le verbe mis à la troisième personne du plurier avec son nominatif *sie*, ayant la même force.' Joh. Georg Neukirch schreibt in seinen Fundamenta zu Teutschen Briefen (1730) den Plural des Pronomens vor, wenn auch das Ehrenwort im Singular steht, S. 20 und 87, 'schreibest du aber an deine Clienten oder die vielweniger sind als du, müssen die Verba und Pronomina in Singulari stehen; massen man wieder die Billigkeit gegen sich selbst handelte, wenn man seine eigene gebührende Ehre vergeben wolte.' Antesperg erklärt in seiner Grammatik (1749), *wann mir der Herr erlaubt*, sei eine grobe Redensart, man müsse sagen, *wann Sie mir erlauben*. Gottscheds Angaben sind bekannt. Ein frühes Beispiel für die Anwendung des *Sie* finde ich im 17. Sendeschreiben der Deutschgesinneten Genossenschaft (1647): 'Sie müssen ja selbst gestehen, daß keine in ihrer ganzen Geselschaft weder in der ahrt zu reden noch zu schreiben übereinkommen', sonst wird der Adressat in diesem Briefe mit *Mein Her* angesprochen und darauf das Pron. im Sing. bezogen.

S. 39 ff. Zahlreiche Belege für Inconsequenz im Numerus gewährt die ältere Amtssprache. Ein Beispiel für Singular des Verbs bei mehreren Subjecten, von denen die späteren im Plural stehen: *so sein lieb oder derselbñ nachgesetzten Obrigkhaiten Officialñ vnd Dechant .. Execution thůn lassen wolt*, General Mandat, die Geystlich Jurisdiction Passawer Bistumbs betreffend (1528) A 2ᵇ. Singular nach zwei Subjectswörtern im Plural: *wann die abraidt vnnd betzallungen in bestimbtem Termin nicht beschäch*, Ainer Ersamen Landschafft des Ertzhertzogthumbs Osterreich vnter der Enns Execution Ordnung (1572), A 4ᵃ. Plural des Verbs bezogen auf *jeder, niemand* u. ä.: *So mag ain yegklicher*, so *dergleichen schuldbrieff haben, für den herrñ Lanndßhaubtman .. khomen*, Des Fürstenthum Steyr bestättung der Newen Reformation des Lanndsrechtens (1533) II, *das ain yeder seinen Scheinpoten vnd eehafft .. stellen vnd anpieten sollten*, ib. III, *das jme dise Lanndt-*

gerichts Ordnung .. Niemandt nachdrucken, oder .. dieselben kains wegs in ... vnnser Niderösterreichischen Lande bringen, füeren, noch darjnnen verkauffen sollen vnd mögen, Reformation der Lanndtgerichtsordnung im Ertzhertzogthumb Osterreich vnnder der Enns (1540) 1[b], *das ainer jeden Parthey auf Ir anlanngen vnd das sy .. schrifftlich oder mündlich einbracht haben*, Ordnung des Lanndsrechtens des Ertzhertzogtumb Osterreich ob der Enns (1535) A 4[b], *ausser aller seiner belonung, die in solhen vberschlag gezogen werden*, Ordnung Mall vnd Peckhenwerchs im Ertzhertzogthumb Osterreich ob der Enns 4[a]. Die Ursache der Incongruenz liegt natürlich darin, dass der generelle Singular und der Plural gleichbedeutend sind. So erklärt sich auch folgende Stelle aus der eben citierten Mahlordnung (4[a]): .. *süll in ainer yeden Stat albey ainer zů dem Richter gesetzt vñ verordent werden, die auf sollich Ordnung jr .. vleissig aufsehen haben*, und Schwanken zwischen Sing. und Plural: *ob vnnser vnnderthanen* ***ainer*** *von der Lanndtleüt* ***Pawrn*** *oder* ***Hinndersassen*** *... beschediget* ***wurden***, *oder* ***Er*** *sonnst sprüch zů jme* ***hete***, Des Hertzogthumbs Crain Lanndtgerichtß-Ordnung (1535) A 3[b]. Ein seltsames Beispiel für Plural des Verbs bei impersonellem Subject und pluralischem Object ist: *souil wolgedachts vnsers Bruedern vnd Fürsten Eisen vnnd Saltzperckwerch anlangen*, Ordnung die Traidfuer zu den Eisen vnd Saltz Perckwerchen betreffend (1571) A 2[b]. Incongruenz liegt auch vor, wenn das Verbum im Plural auf zwei Subjecte zu beziehen ist, die nicht copulativ verbunden sind, wie in folgendem Satz bei Zesen, Adr. Ros. S. 20: *da aus däm einen ein Rosenstok, aus däm andern ein Palm-baum mit der frucht härführ wuchssen.*

S. 55. *die Herren* als Ansprache ist auch in Wien gebräuchlich. S. 62 das Beispiel Tat. 5, 11 gehört nicht hieher, *iz* ist Präposition = got. *at*, nicht Pronomen S. 77 das Beispiel Ruland 220, 32 passt nicht.

S. 95. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie im 17. Jahrhundert das Gefühl aufkommt, dass wohl das neutrale, nicht aber das masculine Adjectiv unflectiert vor dem Substantiv stehen könne. Tscherning, Unvorgreiffliches Bedencken (1659), S. 26 citiert folgende Bemerkung A. Buchners: ***Ein gut tranck*** *plebejum est, et ita quodammodo sordidum. Sed* ***gut geträncke*** *nihil vererer dicere.*[1]) Tscherning selbst verwirft übrigens in beiden Fällen die kurze Form, obwohl sie bei Opitz zu finden sei. Hier oder beim Vocativ war zu erwähnen, dass in der Anrede die Nachstellung des Possessivs in der älteren Sprache Regel ist, vgl. Lachmann zu Nib. 812, 3, Grimm, Gr. IV 474, 481*, doch kommt

---

[1]) Buchners Begründung ist freilich bizarr: *τὸ es in voce* ***gutes*** *facilius et sine aliqua violentia abjici potest: τὸ er in* ***guter*** *non item Nam s fluidior litera est: τὸ r moratur.*

auch Voranstellung vor, s. Seemüllers Glossar zum Williram s. v. *min*. Diese Eigenthümlichkeit scheint sich zum Theil bis ins Nhd. hinein erhalten zu haben, vgl. Albertus ed. Müller p. 137, I, und Tscherning a. a. O. 106 f., wo die Nachstellung des Adjectivs verworfen und über zweimal von Opitz gebrauchtes *Bruder mein* gesagt wird: *apud Silesios est vulgaris sermonis formula, non elegantis*. Dialectisch ist hie und da die Nachstellung in der Anrede heute noch erhalten, Schuchardts Zweifel an der Deutschheit dieser Fügung (Slawo-deutsches und Slawo-italienisches S. 93) scheinen mir unbegründet. Nachstellung des Possessivs nach Verwandtschaftsnamen (*t mueter min*) kommt in der Mundart des Zornthals vor, vgl. Lienhart, Alsat. Studien I 62.

S. 96. Die st. Declination der Adj. im N. A. Pl. nach *die* ist im 18. Jahrhundert ein charakteristisches Merkmal der süddeutschen Schriftsprachen. Nast stellt im Teutschen Sprachforscher (1777) I 43 *die gute* als schwäbische Form der sächsischen Form *die guten* gegenüber und sucht sie zu rechtfertigen, vgl. auch Abh. z. germ. Phil., Festgabe für Heinzel, S. 32, Anm. 1. St. Decl. nach *der* (N. Sg.) kommt im 17. Jahrhundert bei Niedersachsen vor.

S. 99. Zu den Beispielen *Herr Justen, Herr Wernern* möchte ich bemerken, dass die Flexionslosigkeit von *Herr* (mit folgendem flectierten Namen) im 18. Jahrhundert, wie es scheint, in Ostmitteldeutschland herrschte, während der Gebrauch, *Herr* zu flectieren, norddeutsch war. Deust, Beilage zu Heynatzens Briefen S. 66 f. bemerkt: '*Von Hrn. Popowitsch* ist nicht Sprache der Deutschen Welt, sondern einiger Bücher. Will man nicht so, wie man spricht, *von Herr Popowitschen* schreiben, ... so kann man ja mit vollkommener Sprachrichtigkeit sagen *vom Herrn Popowitsch*.' In dem Göttinger Exemplar von Heinzes Anmerkungen über Gottscheds Sprachlehre ist einigemale von einer Hand des vorigen Jahrhunderts mit Tinte *Herrn Gottsched* in *Herr Gottscheden* verändert. Adelung dagegen fordert ausdrücklich Flexion von *Herr* in Übereinstimmung mit dem heutigen Gebrauch, Umst. Lehrg. I 538.

S. 101. Verbindungen wie *Fall Harnack* sind doch sicher dem Frz. nachgebildet, und im Frz. erklären sie sich so, dass dort früher der Obliquus in der Bedeutung des lat. Genitiv stehen konnte.

Wien. M. H. Jellinek.

Österreichisches Kaiserjubiläums-Dichterbuch. Herausgegeben von Eduard Hassenberger. Redigiert von Dr. Hans M. Truxa. Wien (IV./1, Phorusplatz 6) 1899. 4°, 333 SS. Mit 96 Porträts. Preis geb. 20 Mk.

Der Herausgeber hat sich mit dem vorliegenden Buche, das nur mit Aufwand vieler Opfer an Geld und Zeit zustandekommen konnte, um die österreichische Literatur sehr verdient gemacht,

und es ist daher nur billig, dass es von den Lehrern der Mittelschule vollauf gewürdigt und für seine Verbreitung in den Gymnasial-Bibliotheken gesorgt werde. Gern komme ich daher dem Wunsche des Herausgebers und des in literarischen Kreisen längst bekannten Redacteurs nach, auf dasselbe in dieser Zeitschrift aufmerksam zu machen. Der vornehm ausgestattete Quartband bringt die biographischen Notizen von 171 Dichtern und Schriftstellern Österreichs, die in der Zeit von 1848—1898 in Poesie oder Prosa Werke veröffentlichten, und bietet zugleich auch Originalbeiträge derselben in hochdeutscher Sprache und in den deutschösterreichischen Mundarten. So bildet das Buch eine wertvolle Ergänzung zu jeder Literaturgeschichte und gewährt eine Übersicht über das rege literarische Schaffen während der Regierungszeit unseres allergnädigsten Kaisers. Wie uns der Herausgeber mittheilte, ist auch ein zweiter Band geplant, in welchem alle jene Literaten Aufnahme finden sollen, die für den ersten noch keine Beiträge geliefert haben. Das schöne, echt patriotische Unternehmen verdient es, dass sich die Dichter und Schriftsteller Österreichs dafür interessieren und durch Einsendung von Biographien und Originalbeiträgen an den Herausgeber das Erscheinen des zweiten Bandes bald möglich machen. Dem vorliegenden Bande aber wünschen wir eine freundliche Aufnahme in den Bibliotheken der Lehrer und der Schüler der oberen Classen unserer Gymnasien und Realschulen. Das Buch wird ja gewiss die Liebe zur heimischen Literatur fördern, zu selbständigem Schaffen anregen und durch die Fülle der hier vertretenen, oft zum erstenmale erwähnten Namen jeden Leser überzeugen, dass unser Vaterland in den letzten fünfzig Jahren wie auf anderen Gebieten, so auch auf dem der Literatur eine rege Thätigkeit entfaltet hat. Dem Herausgeber wurde für seine mühevolle Arbeit die seltene Auszeichnung zutheil, dass Se. Majestät Kaiser Franz Joseph die specielle Widmung annahm und gestattete, dass sie dem Buche vorgesetzt werde.

Seitenstetten. Prof. Dr. P. Anselm Salzer.

E. Hardy, Indische Religionsgeschichte. (Sammlung Göschen Nr. 83.) Leipzig, G. J. Göschen 1898. 12°, 152 SS. Preis 80 Pf.

Die vorliegende Bearbeitung der indischen Religionsgeschichte erinnert in Form und Inhalt am meisten an das bekannte Werk Barths 'Les religions de l'Inde', ist aber eine ganz selbständige Arbeit, insoferne der Verf. zum erstenmale den Versuch unternimmt, seiner Darstellung nicht ausschließlich die von den Brahmanen, d. h. den Priestern verfassten Quellenwerke zugrunde zu legen, sondern auch zu den unter dem niederen Volke herrschenden Ideen und Anschauungen hinabzusteigen. Seiner Arbeit kommt

daher ein viel größerer Wert zu, als der einer populären Darstellung der unter den Fachgelehrten geläufigen Anschauungen, und Ref. ist der Ansicht, dass der Wert des Buches noch erhöht worden wäre, wenn der Verf. seinen Standpunkt etwas schärfer, als er es gethan, zur Geltung gebracht hätte. Gerade in Indien liegt die Gefahr nahe, dass wir, wenn wir uns an die eigentlichen Quellenschriften der einheimischen Gelehrten halten, nur ein Zerrbild bekommen, das mit den in der großen Masse des Volkes herrschenden Sitten nur allzu oft in crassem Widerspruche steht. So haben auf die sociale und religiöse Entwicklung Indiens die Secten der Vishnuiten und Sivaïten einen viel größeren Einfluss gehabt, als die im Grunde genommen nur aus philosophischen Speculationen hervorgegangenen religiösen Systeme Jinas und Buddhas, und es wäre deshalb meines Erachtens empfehlenswert gewesen, die Lehren der genannten beiden Secten nicht in dem Capitel, welches 'Das Zeitalter der Reformbewegungen' betitelt ist, auseinanderzusetzen, sondern an das Ende der vedischen Epoche anzuschließen. Zudem ist die Verehrung Vishnus gewiss älter als das Auftreten Buddhas, wozu ich mir auf die uralte Verehrung, welche die Sonne bei den Völkern des Penjab genoss, aufmerksam zu machen erlaube.

Als ein besonderes Verdienst des Buches möchte ich es bezeichnen, dass auch die allerneuesten Reformbestrebungen einiger hervorragender Inder, die sich, allerdings mit wenig Erfolg, bemüht haben und noch bemühen, das sittliche und religiöse Niveau ihrer Landsleute zu heben, mit wenigen, aber kräftigen Strichen gekennzeichnet sind.

Warum in dem Capitel über die vedischen Gottheiten gerade Varuṇa eine ausführlichere Besprechung erfährt, ist mir nicht klar geworden, denn die Bemerkung, dass er sich „über die Gesammtheit der übrigen Götter erhebe" (S. 49), steht mit der, wie ich glaube, allgemein anerkannten Thatsache in Widerspruch, dass jeder Gott je nach dem Willen des Beters die oberste Stelle einnehmen konnte; dass wir es mit einem Worte nur mit einem Pantheon, aber nicht, wie der Verf. selbst treffend bemerkt (S. 55), mit einem organisierten „Götterstaat nach Art des homerischen" zu thun haben. Bei der ungeheuren Masse des darzustellenden Stoffes fallen solche kleine Unebenheiten natürlich nicht ins Gewicht, und man muss vielmehr das Geschick bewundern, mit dem der Verf. es verstanden hat, auf einem verhältnismäßig so beschränkten Raume und in leicht lesbarer Form ein hinlänglich deutliches Bild einer mehrtausendjährigen religiösen Entwicklung zu geben.

Graz. J. Kirste.

La Grammaire appliquée ou Série synoptique de Thèmes grecs et latin etc. Par Chevaldin. Paris, Klincksieck 1897. kl. 8°. 220 SS.

Dieses Werk enthält 1. eine Einleitung über das Übersetzen (aus dem Französischen) ins Lateinische und Griechische, 2. ausgewählte Stücke aus Montesquieus Considérations, parallel ins Griechische und Lateinische übersetzt, nebst erklärenden Noten, 3. Besprechung einer Übersetzung eines Stückes von Bossuets Reden ins Griechische, 4. Besprechung einer Übersetzung eines Stückes aus Montesquieus Considérations ins Lateinische, 5. Rathschläge für das Übersetzen aus dem Lateinischen und Probe einer Übersetzung aus dem Itinerarium des spätlateinischen Dichters Claudius Rutilius Namatianus, 6. Rathschläge für das Übersetzen aus dem Griechischen und als Probe Übersetzungen kleiner Stücke aus Thukydides und aus Theophrasts Charakteren.

Einen deutschen Philologen muthet dieses Buch in mehrfacher Hinsicht sonderbar an. Es ist wohl bekannt, dass die altclassischen Philologen in Frankreich den Kreis der in der Schule behandelten Schriftsteller viel weiter ausdehnen als wir. Einem Berichte über die Prüfungen für das, was wir Mittelschul-Lehramt nennen, entnehmen wir z. B. vorgelegte Stellen aus Catull, Lukian, Lucrez, Plautus, Euripides und Theokrit. Die Seichtheit, welche jeder Fachmann sofort als Folge dieser Vielseitigkeit argwöhnen wird, zeigt sich denn auch häufig. Man hat durchaus den Eindruck, dass große Aufgaben mit unzulänglichen Mitteln angegangen werden.

Im besonderen haben wir in diesem Buche folgende Bemerkungen gemacht.

Aus der Einleitung entnehmen wir, dass der Grundstock der altclassischen Lehrbücher in Frankreich ausländischen, vorzugsweise deutschen Ursprungs ist und dass die orthographischen Errungenschaften der Neuzeit, die wir dem Studium der Inscriptionen und der Grammatiker verdanken, in Frankreich noch nicht eingedrungen sind; so ist überall die Letter j beibehalten.

Im zweiten und den folgenden Abschnitten bemerken wir, dass die Nachfolger eines Muretus beim Übersetzen ins Latein sehr wenig Cicero, dagegen häufig Livius und Nepos, ja sogar Ovid und Vergil als Muster benützen. Von der Beschaffenheit dieser Latinität einige Beispiele:

Französ.: Il ne faut pas prendre de la ville de Rome dans ses commencements l'idée etc. = lat.: De urbe Roma *ineunte* non eadem informanda est notio etc. (p. 30). Französ.: Rome accrut beaucoup ses forces par son union avec les Sabins = lat.: Viribus Romani multum aucti sunt, ubi cum Sabinis *in unum convenerunt* (p. 39). Französ.: On pensait alors = lat.: Haec *obtinebat* tunc opinio (p. 42). Französ.: Le peuple prend une

résolution extrême = lat.: Populus extrema *consulere* solet (p. 48). Französ.: L'occasion de la révolution = lat.: Occasio rerum publicarum *conversionis*.

Ähnlich steht es mit dem Griechischen.

Einen sonderbaren Eindruck machen die Notizen sowohl zum Griechischen als zum Lateinischen. Bedenkt man, dass dieses Buch für Gymnasiasten der obersten Stufe und für Universitätshörer bestimmt ist, so staunt man, wenn man Dinge liest, wie folgt (ich übersetze dabei das Französische): Loca, nicht loci (p. 32); *τόδε* regelmäßiger (!) als *τοῦτο* (p. 41) an einer Stelle, wo es „das Folgende" heißt; *προςμαχεσάμενοι*, man schreibt lieber (!) *χε* als *χη* (p. 41); Bemerkung über die prädicative Stellung von *αὐτοῦ* (p. 48); zu *βιαζόμενος* die Bedeutung des part. praes. erklärt (p. 49); dass cum causale den Conj. hat (p. 50); über *an* nach *nescio* (p. 50); *ὅταν* mit Conj. = allemal wenn (p. 51); dass das part. auf *-urus* dem griechischen *μέλλω* entspricht (p. 53); bei *νεωτέρων* ist auf das erste *ω* aufmerksam gemacht (p. 54); Bedeutung von *ὡς ἀποκτενῶν* (p. 56); Polysyndeton oder Asyndeton im Latein (p. 89).

Man denkt also dabei, dass es besser wäre, die Kräfte zu concentrieren, erst nach sorgfältiger grammatischer Vorbildung ans Übersetzen der Schriftsteller zu gehen und selbst dann keine solchen Seiltänzerstücke zu unternehmen wie die Übersetzung Bossuets ins Griechische.

Dass im Griechischen die Prüfungsarbeiten regelmäßig schlecht ausfallen, entnehmen wir einem Berichte der Commission an den Minister in der „Revue universitaire" vom Jahre 1893.

Zum Verständnis der Verhältnisse, unter denen Bücher wie das obige entstehen, kommt gerade recht das sehr interessante Werk Hartmann, Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und Frankreich, Leipzig 1897. Dort wird uns S. 119 ff. dargelegt, mit welch unglaublichen Misständen der Unterricht in den classischen Sprachen an den Gymnasien Frankreichs zu kämpfen hat, wie z. B. die Classification äußerlich beeinflusst wird, in wie oberflächlicher und handwerksmäßiger Weise dem Schüler die Übersetzung gewisser altclassischer Schriftsteller eingepaukt wird, damit sie vor den dazu delegierten Universitätsprofessoren die Aufnahmsprüfung für die Universität bestehen und damit das Baccalaureat erwerben. Von Begeisterung und Verständnis für die Antike, von geistiger Turnerei kann da nicht die Rede sein.

Wien. E. Feichtinger.

Repertorium zur 50jährigen Geschichtschreibung Krains 1848 bis 1898. Zur Feier des Kaiser-Jubiläums. Von Dr. Oskar Gratzy, k. k. Gymnasialprofessor, Schriftleiter der »Mittheilungen des Musealvereines für Krain«. Laibach, im Selbstverlage, Buchdruckerei von Ig. v. Kleinmayr u. Ferd. Bamberg 1898. 76 SS.

Die verschiedenen wissenschaftlichen Vereins-Publicationen Krains enthalten eine Menge wertvoller Aufsätze zur Heimatkunde in historischer, geographischer und naturhistorischer Richtung, aber sie waren dem Gelehrten schwer zugänglich, da man die Veröffentlichungen der Krainer Vereine selten vollständig in einer Bibliothek beisammen findet und das Vorhandensein vieler dieser Abhandlungen nicht bekannt war. Um so freudiger darf das im Jahre 1898 erschienene Repertorium begrüßt werden, das ein alphabetisches Autorenverzeichnis, sowie ein Namens-, Orts- und Sachregister zu den Publicationen der Krainer Vereine enthält; diese Publicationen sind: die „Mittheilungen des historischen Vereins für Krain“ (1846 bis 1868); die „Mittheilungen des Musealvereins für Krain“ (1866, 1889 bis 1898); die „Jahreshefte des Vereins des krainischen Landesmuseums“ (1856, 1858 u. 1862); „Argo“, Zeitschrift für krainische Landeskunde (1892 bis 1898), ferner die „Blätter aus Krain“ (1857 bis 1865) und die „Carniolia“ (1838 bis 1844). Das Repertorium ist mit großem Fleiße zusammengestellt; der Verf., Prof. Gratzy, verdient den Dank aller Geschichtsfreunde.

Publicationen aus dem steiermärkischen Landesarchive. Kataloge. I. Joanneumsarchiv. 1. Handschriften. (Katalog der Handschriften. Für das Archiv bearbeitet von J. v. Zahn, für die Herausgabe von Anton Mell.) 2. Allgemeine Actenreihe. (Katalog der Lehenbücher und Acten. Für das Archiv bearbeitet von M. v. Felicetti und Th. Unger, für die Herausgabe von A. Kapper; ferner: Katalog der Proclamationen, Maueranschläge und anderer Stimmen für Graz und einzelne Orte auf dem Lande, bearbeitet von J. v. Zahn.) Graz u. Leipzig, Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff) 1898.

Der steiermärkische Landesausschuss erlaubte im September 1897 auf Ansuchen der Landesarchiv-Direction die Drucklegung von Katalogen und wies für mehrere Jahre den hiezu nöthigen Fond an. Das steiermärkische Landesarchiv besteht aus zwei Hauptbeständen: 1. aus dem Joanneumsarchiv, das nur private Archivalien enthält, die zur Aufbewahrung übertragen, geschenkt oder auch gekauft wurden, ferner Archivalien, von Staatsbehörden übertragen, deren Stoffe nicht localer, sondern allgemeiner Natur sind; 2. aus dem landschaftlichen Archive, das die Archivalien der Landschaft, bezw. der ehemaligen Stände bis zum Jahre 1800 enthält. Die drei oben angegebenen Kataloge betreffen das Joanneumarchiv, dessen Benutzung nunmehr sehr erleichtert wird. Der erste der genannten Kataloge beschreibt 1460 Handschriften, von denen fünf aus dem 13., eilf aus dem 14., dreißig aus dem 15. und die übrigen aus den folgenden Jahrhunderten stammen. Selbst-

verständlich sind dem Kataloge Register beigegeben: ein Sach-, ein Autoren- und ein Orts- und Personenregister sowie ein Verzeichnis der Handschriften nach ihrem Alter. — Der zweite Katalog enthält 1024 Nummern, die in 109 neuhergestellten Bänden verwahrt sind; der dritte Katalog umfasst vorwiegend Drucksachen, die das Archiv meist als Geschenke erworben hat, weshalb ihnen die Vollständigkeit fehlt. Der Herausgeber hat daher Stücke, die im Landesarchive fehlten, aus anderen Sammlungen herangezogen. Auch sind von den wenigen Caricaturen, die sich aus dem Sturmjahre 1848 erhalten haben, zwei beigegeben. Der Forscher ist dem Hrn. Landesarchivdirector Jos. v. Zahn, der die Anregung zur Herausgabe der Kataloge gegeben, sowie dem Landesausschusse, der die Mittel hiezu gewährt hat, zu großem Danke verpflichtet. Steiermark ist mit diesen Veröffentlichungen allen anderen Kronländern vorangegangen.

Steirische Miscellen. Zur Orts- und Culturgeschichte der Steiermark. Herausgegeben von J. v. Zahn. Verlag von Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff) 1899. 447 SS.

Dieses Buch bringt culturhistorische Mittheilungen, die zum größten Theile aus dem wohlgeordneten steirischen Landesarchiv zu Graz stammen; sie sind unter alphabetisch geordneten Schlagworten zusammengestellt und beziehen sich auf die Zeiten vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. Wir haben also, wie der Verf. selbst sagt, ein „culturhistorisches Mosaikwerk“ vor uns, „in welchem sich annähernd das Gesammtleben der früheren Jahrhunderte“ der Steiermark widerspiegelt. Mit Recht sagt der Verf. weiter: „Eben unsere Tage sind es, welche jene stillen, unbeachtet sich entwickelnden und dann in Darstellungen selten betonten Seiten des, sagen wir. ämtlichen und gesellschaftlichen Lebens, wie des inneren Verkehrs wesentlich als kenntniswert hervorkehren“. In der That will der Geschichtsfreund heute aus der Geschichte mehr lernen als den Verlauf der Kriege und den Inhalt der Friedensschlüsse. Zahns Miscellen werden der Geschichte der Verwaltung, des Rechtes, der Polizei, der Preise und des Geldwesens, der Kunst gute Dienste leisten; sie werden die Kenntnis der Entwicklung der Sprache fördern; sie gewähren vor allem mannigfache Einblicke in das private Leben unserer Vorfahren.

Um an einem Beispiele zu zeigen, wie das Buch eingerichtet ist und welche Belehrung es gewährt, wählen wir das Schlagwort Ärzte. Da erfahren wir, dass es 1328 bei Arnfels einen Rossarzt und um 1464 in Graz einen „lerer in der Erczney“ gab. Der „Maister Cristan“, der um dieselbe Zeit den Scheuflingern weismachte, dass er ihnen mit seiner Kunst gestohlene Kelche zurückverschaffen könne, wird nur als „arcz pfuczer“ (Pfuscher?) bezeichnet. Im Jahre 1468 gestattet Kaiser Friedrich III. seinem langjährigen Wundarzte, Hans Wolf, sich in Judenburg niederzu-

lassen, dort die „wunderczney, auch sein gewerb und handl“ zu treiben, und befreit ihn von mehreren bürgerlichen Lasten; dem Lehrer der Arzneikunde in Graz, Hans Hesse, streckt derselbe Kaiser 100 Pfund Pfennige vor und nimmt dafür das Haus des Schuldners als Pfand. Um 1488 hat die Bruderschaft der Wundärzte in Radkersburg eine Ordnung. 1595 muss sich der Doctor Oberndorfer in Graz wegen der Behandlung eines kranken Kindes rechtfertigen, dessen Vater ihn „nicht allein calumniose traducirt, sonder auch den Todt droet in dem, als solt ich Ursacher seines jüngst abgeleibten Söhnleins sein“.

Unter manchen Schlagworten stehen sehr reichhaltige Mittheilungen, so beispielsweise unter „Bibliotheken“, „Bildergallerien“, „Graz“, „Hausrath“, „Kleidung“, „Maler“, „Sprüche“ u. a. Nicht unerwähnt darf der Umschlag des Werkes bleiben: die Rückseite zeigt oben Kopf und Anfang des Vorlesungskataloges an der Universität zu Graz im Jahre 1579 und unten das wunderlich ausgedachte und mühevoll gesetzte Lobgedicht eines evangelischen Heerescaplans der steirischen Stände an diese von 1605. Auch der Umschlag sollte dem Titel „Miscellen“ entsprechen.

Graz. F. M. Mayer.

Dr. Arnold Zehme, Die Culturverhältnisse des deutschen Mittelalters. Im Anschlusse an die Lectüre zur Einführung in die deutschen Alterthümer im deutschen Unterricht. Mit 77 Abbildungen. Wien, Leipzig, Prag, F. Tempsky u. G. Freytag 1898. 215 SS. Preis geb. 2 Mk.

Während dem Schüler zahlreiche, mehr oder weniger gelungene Leitfäden zur Erläuterung des antiken Lebens zur Verfügung stehen, fehlte es bisher an einem ähnlichen Hilfsbuche für das deutsche Mittelalter. Das in der Überschrift genannte Buch, auf dessen Erscheinen im V.-Bl. 1898, S. 402 aufmerksam gemacht wird, ist wohl geeignet, das Verständnis der deutschen Dichtungen des Mittelalters zu fördern und dem Schüler Leben und Treiben unserer Vorfahren anschaulich zu machen. Es ist daher zweckmäßig, dass es in mehreren Exemplaren in der Schülerbibliothek vorhanden sei.

Seinem in der Vorrede angegebenen Versprechen, „die Beziehung zur deutschen Literatur im Auge zu behalten, an den Gewinn der Lectüre anzuknüpfen, ihn zu erweitern und zu vertiefen“, ist der Verf. durchaus gerecht geworden; immer und immer wieder wird der Schüler auf das Nibelungenlied, die Gudrun, Parzival und die Lieder Walthers verwiesen.

Der Stoff ist in vier Hauptabschnitte gegliedert; diese sind: 1. Die Familie und Gemeinde als Schutz- und Friedensgenossenschaften; 2. Die staatlichen Verhältnisse; 3. Die Wohnungs-

verhältnisse; 4. Bilder aus dem ritterlichen Leben. Mit Recht ist der letzte Abschnitt besonders ausführlich behandelt (S. 129—215), weil er ja für die Blütezeit der mittelalterlichen Dichtung, die allein für den Schüler im wesentlichen in Betracht kommt, der wichtigste ist.

Am wenigsten befriedigt die Darstellung der Verfassungs- und Rechtsverhältnisse; es rächt sich, dass der Verf., der Übersicht der literarischen Hilfsmittel nach zu urtheilen, Schröders Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte nicht benützt hat. Als Irrthümer erwähne ich: S. 15: Der Thunginus kommt in der germanischen Urzeit noch nicht vor, und der Villicus ist mit ihm nicht gleichbedeutend. S. 16: Stammesfürsten kennt die Urzeit so wenig wie Stammesversammlungen; hier, wie auf S. 67, liegt eine Verwechslung mit den Völkerschaftsversammlungen vor. S. 29: Es ist zuviel behauptet, wenn es heißt, Chlodwig schuf ein absolutes Regiment. S. 30: Die Reichsstandschaft der Reichsstädte wird erst am Ende des 15. Jahrhunderts anerkannt. S. 31: Ganz falsch ist es, dass seit Friedrich III. die Großen und der Kaiser nicht mehr persönlich auf dem Reichstage erschienen. S. 33: Der Dingfriede gehört schon der Urzeit an. S. 38: Zu den geistlichen Fürsten gehörten nicht alle Äbte, sondern nur die Reichsäbte. S. 41: Der König von Böhmen übte beim Krönungsmahle Rudolfs von Habsburg nicht das Schenkenamt aus. S. 45: Für die Regierung Karls des Großen ist der Niedergang des freien Bauernstandes bezeichnender als die Unterstützung der kleinen Bauern seitens des Kaisers gegenüber dem Großgrundbesitze. S. 47: Bei der Aufzählung der weltlichen Reichsfürsten sind der Graf von Anhalt und der Pfalzgraf von Sachsen übersehen, und die geistlichen Fürsten sollten vor den weltlichen angeführt werden. S. 54: Statt von Allod und Lehen bei Chlodwig zu sprechen, wäre es besser gewesen, den kirchlichen Ursprung des Beneficialwesens zu betonen. S. 55: Die Verschmelzung des Vasallitäts- mit dem Beneficialwesen ist schon unter Karl Martell angebahnt und in der Mitte des 9. Jahrhunderts vollzogen. S. 55: Auch hier sollten die Kirchen- den Laienfürsten vorangestellt sein. S. 128: Der rechtskundige Syndicus kommt erst seit dem 15. Jahrhundert vor. Zu beanständen ist auch, dass an mehreren Stellen von dieser oder jener Einrichtung gesagt wird, dass sie „später“ (ohne nähere Zeitangabe) vorkommt. Maßangaben nach Fuß (S. 90, 118, 172, 177) sollten vermieden sein. Die richtige Schreibweise ist Bonifatius (S. 103), der Gottesfriede wurde in Burgund um 1040 festgestellt (S. 190). Sehr wünschenswert wäre es, dass die Naturalwirtschaft des Mittelalters kurz gekennzeichnet und einiges über das Münzwesen jener Zeit gebracht würde.

Hinsichtlich der Anordnung ist zu rügen, dass an mehreren Stellen Einrichtungen angeführt werden, die erst später ihre Besprechung finden. So ist S. 26 ff. wiederholt von Vasallen die

Rede, während das Lehenswesen erst S. 52 behandelt wird; ähnlich S. 41 von den Ministerialen, während die Erklärung des Wortes erst S. 48 bringt.

Bei den Illustrationen sollte durchaus angegeben sein, welcher Quelle sie entnommen sind; denn Abbildungen, wie die auf S. 22, 56 u. a., finden nur dann ihre Rechtfertigung, wenn sie als Proben der Illustrationskunst einer bestimmten Zeit vorgeführt werden.

Die Beigabe eines Index und ein Verzeichnis der besprochenen Textesstellen wären erwünscht.

Dr. A. Köcher, Zwei neuere Probleme des Geschichtsunterrichtes auf den höheren Schulen. Hannover u. Leipzig, Hahn 1896. 28 SS. Preis 40 Pf.

Die beiden „Probleme" sind: 1. Die Stellung der alten Geschichte im Lehrplane der Gymnasien und 2. Die Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen im Geschichtsunterrichte der höheren Schulen. Der größere Theil der Schrift ist der Erörterung der zweiten Frage gewidmet.

Im ersten Theile führt der Verf. aus, dass zwar die alte Geschichte die Grundlage aller geschichtlichen Bildung sei, dass ihr aber dessenungeachtet nicht so viel Zeit wie der ganzen späteren Geschichte eingeräumt werden dürfe. Er verlangt vielmehr die Fortführung der Geschichte in O.-II. bis um 600, damit in I. die Neuzeit möglichst ausführlich behandelt werde. Da Verfassung, Literatur und Kunst besonders berücksichtigt werden sollen und die Sage auf der Unterstufe zu pflegen ist, so müssen die Lehrbücher der alten Geschichte auf die Hälfte ihres Umfanges herabgesetzt werden.

Hinsichtlich der zweiten Frage warnt der Verf. mit vollem Rechte vor jedem Übermaße. Nach seiner Meinung müssen die Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen durchaus an die beim Unterrichte vorkommenden bestimmten Erscheinungen des Wirtschaftslebens angeknüpft und muss jede systematische Behandlung dieses Stoffes vermieden werden. Mit dieser Einschränkung wird man vom Standpunkte des Geschichtsunterrichtes aus, den man in den letzteren Jahren übermäßig belastet hat, einverstanden sein können.

Dr. Friedrich Neubauer, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten. II. Theil: Deutsche Geschichte bis zum westphälischen Frieden. Halle, Waisenhaus 1898. 170 SS. Text und 18 SS. geschichtliche Tabellen.

Das vorliegende Lehrbuch führt praktisch diejenigen Grundsätze durch, welche der Verf. in seiner Schrift: „Der Geschichtsunterricht auf höheren Schulen" theoretisch aufgestellt und begründet hat; ich kann daher im allgemeinen auf meine Besprechung dieser Schrift in dieser Zeitschrift 1897, S. 111 ff. verweisen.

Der Stoff ist in vier Hauptabschnitte zerlegt, deren Grenzen die Jahre 919, 1250, 1519 und 1648 bilden. Die Bezeichnung „Deutsche Geschichte“ ist nicht in zu engem Sinne zu verstehen, da der Verf. am Ausgange des Mittelalters einen Überblick über die Geschichte der nichtdeutschen Staaten gibt und auch die Reformation und Gegenreformation in den verschiedenen Staaten behandelt. Im einzelnen bemerke ich:

Die Entdeckungen und Erfindungen am Ausgange des Mittelalters sowie das Wichtigste über Humanismus und Renaissance führt der Verf. im Zusammenhange unter der Überschrift: „Der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit“ vor, ähnlich wie ich es im 3. Theile meines Lehrbuches gethan habe; nur werden die einzelnen Punkte, wie z. B. die Entdeckungen, sehr kurz behandelt. Sehr dürftig, auf $2^1/_2$ Seiten, wird der Islam abgethan. Während die verfassungsgeschichtlichen und volkswirtschaftlichen Zustände ausführlich dargestellt werden, sind der Kunst nur wenige Zeilen gewidmet, mit denen der Schüler wohl nichts anzufangen weiß; so heißt es z. B. bei Karl dem Großen: „Nach italienisch-byzantinischem Muster ... entstand das Münster zu Aachen“, über die byzantinische Kunst überhaupt aber findet sich nur auf S. 18 die Bemerkung: „Ein Denkmal dieser absoluten Monarchie ... wurde die gewaltige Kuppelkirche der h. Weisheit.“ Noch weniger sagt die Bemerkung auf S. 49: „Es entstanden die ersten romanischen Basiliken.“ Dagegen wären mehrere Jahreszahlen bei der Erzählung der Sachsenkriege unter Karl dem Großen sowie die Namen der einzelnen Stammesherzoge unter Ludwig dem Kinde entbehrlich, während die Bedeutung des h. Benedict oder die Wichtigkeit der Schlacht auf dem Lechfelde mehr gewürdigt, die Erfolge Ottos des Großen in Italien sowie der Ausgang des Krieges seines Sohnes mit Frankreich angegeben sein könnten.

Die Anordnung und Gliederung des Stoffes ist sehr gelungen; gleichwohl möchte ich ein paar Dinge beanständen. So wird z. B. Ariovist auf S. 2 ein suevischer Heerkönig genannt, die Sueven selbst aber erst drei Seiten später angeführt. Da die staatlichen Einrichtungen der Germanen erst nach deren frühesten Zusammenstößen mit den Römern behandelt werden, so kommt es, dass S. 3 Marbod Herzog und Heerkönig der Markomannen genannt wird, während der Begriff des Herzogs erst drei Seiten später Erörterung findet. Es ist wohl nicht zweckmäßig, dass in die Sachsenkriege die übrigen Kriege Karls des Großen eingeschaltet werden. Der Geist der Individualität, der die Neuzeit kennzeichnet, hätte nicht schon auf S. 115, sondern erst nach der Behandlung der Entdeckungen, des Humanismus usw. als eine wenigstens theilweise Folge dieser Ereignisse und Richtungen erwähnt werden sollen. S. 119 heißt es, dass das Söldnerwesen durch die Ausbildung der Geldwirtschaft ermöglicht wurde, während der Verf. erst S. 126 von der Geldwirtschaft spricht. „Die religiöse Bewegung und die

Anfänge Luthers" könnten ebenso gut wie „Bauernstand und Ritterschaft in Deutschland" unter „Geschichte Karls V. und der deutschen Reformation" besprochen werden.

Als Unrichtigkeiten führe ich an: S. 5: Es ist ungenau, dass die Herminonen ungefähr mit den Sueven zusammenfielen. S. 17: Thatsächlich zog Theodorich der Große aus Mösien nach Italien. S. 20: Nur das Land am unteren Main kam nach dem Jahre 496 an Chlodwig. S. 41: Wohl nicht königliche Dienstmannen, sondern heerbannpflichtige Bauern wurden von Heinrich I. verhalten, in den Burgen Aufenthalt zu nehmen. S. 46: Den ersten Schritt zur Zertrümmerung der Herzogthümer machte Otto I. durch die Theilung Lothringens. S. 123: Ferdinand I. erwarb 1526 nur einen Theil von Ungarn. S. 157: Das Vorgehen gegen die Protestanten in Klostergrab und Braunau konnte nicht als Verletzung des Majestätsbriefes, sondern nur des „Vergleiches" betrachtet werden.

Hinsichtlich des Ausdruckes ist zu beanständen: S. 6: Der staatliche Zusammenhang wurde zunächst durch die Hundertschaft hergestellt (unklar). S. 22: Der Ausdruck: „Die Westgothen wurden auf die nördlichen Gebiete beschränkt" könnte auch auf die Pyrenäen bezogen werden. S. 32: Die richtige Schreibweise ist Roncesvalles. S. 122 steht die befremdende Wendung: „eine friedliche Reform in die Wege leiten". S. 124: „Luther war nach Eisleben verzogen." Eine besondere Vorliebe hat der Verf. für das Plusquamperfect, mitunter wird ein Wort mehrmals rasch nacheinander wiederholt; so S. 136 „besonders", S. 141 „damals". S. 143 wird Margareta Statthalter genannt, S. 150 steht der wenig passende Ausdruck: „Der zweite Gemahl Marias, Graf Darnley, wurde ihr bald zuwider". Endlich könnten nicht wenige Fremdwörter, wie centralisierte Organisation, commerciell, Decentralisation, Cultus der schönen Form, combiniert u. a. vermieden sein.

Trotz dieser Bemängelungen nimmt das Neubauer'sche Buch nach Auswahl, Anordnung und Gliederung des Stoffes in der Flut der auf diesem Gebiete in Deutschland erscheinenden eine der ersten Stellen ein.

Dr. H. K. Stein, Lehrbuch der Geschichte für die mittleren Classen höherer Lehranstalten. 3. Theil: Die deutsche Geschichte in der Neuzeit bis 1740. Paderborn, F. Schöningh 1897. 70 SS.

Der Verf. beschränkt sich strenge auf die deutsche Geschichte, so dass z. B. die Reformation in den nichtdeutschen Ländern gar nicht erzählt, Richelieu und Mazarin nicht einmal erwähnt werden. Vom Schlusse des 30jährigen Krieges an enthält das Buch fast nur brandenburgisch-preußische Geschichte, so dass z. B. die Befreiung Wiens von den Türken im Jahre 1683, bei der Karl von Lothringen gar nicht genannt wird, nur nebenbei Erwähnung findet; dagegen wird die mittelalterliche Geschichte Brandenburgs

und Preußens ziemlich ausführlich nachgeholt. Hinsichtlich der Darbietung des Stoffes enthält das Buch keine nennenswerten Eigenthümlichkeiten; ich beschränke mich daher darauf, einige Unrichtigkeiten, die sich namentlich auf österreichische Geschichte beziehen, anzuführen. S. 2 lässt der Verf. Columbus auf einer der Bermuda-Inseln landen. S. 18: Von einer bedeutenden Niederlage Suleimans II. bei Graz ist der Geschichte nichts bekannt. S. 16: Den Passauer Vertrag hat nicht Karl V. abgeschlossen. S. 19: Der Majestätsbrief beschränkte die Religionsfreiheit nicht auf die Stände. S. 21: Schon Matthias setzte zehn Statthalter in Böhmen ein. S. 22: Es ist übertrieben, dass Ferdinand I. bei seinem Regierungsantritte nur mit Mühe dem Tode entgieng. S. 28: Der Kurfürst von Sachsen wurde nicht 1628 mit den beiden Lausitzen belehnt. S. 47: Im Frieden von Karlowitz wurden nicht Siebenbürgen und ein Landstrich zwischen Donau und Theiß an Österreich abgetreten. S. 68: Karl VI. hat durch die pragmatische Sanction keineswegs eine ältere Anordnung seines Bruders Josef umgestoßen.

Villach. A. Zeehe.

Methodik des Unterrichts in der Geographie. Von A. E. Seibert. 2. Aufl. mit 30 Illustrationen. Wien, Hölder 1899. 8°, 63 SS.

Das vorliegende Büchlein bildet einen Theil des unter der Leitung des Dr. W. Zenz herausgegebenen Lehrbuches der speciellen Methodik für österreichische Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Die darin für den Unterricht in der Geographie an Volksschulen niedergelegten Grundsätze — der Hauptsache nach dieselben, wie sie an den untersten Classen der Mittelschulen gelten — lassen Schritt für Schritt den erfahrenen Schulmann wiedererkennen, als welcher der Verf. bei seinen Fachgenossen bekannt ist. Nach einigen einleitenden Worten über den formalen und materiellen Bildungswert des Geographieunterrichts beginnt er bei dem Nächstgelegenen, dem Schulzimmer, geht sodann mit den Kindern ins Freie und sucht an den Erscheinungen der nächsten Umgebung die größeren geographischen Begriffe zu entwickeln. Sodann geht er über auf die Erzielung des Kartenverständnisses und die Verwendung des Globus. Bei diesen Punkten muss Ref. allerdings gestehen, dass er wiederholt den Eindruck gewonnen, als ob der Auffassungskraft der Schüler zuviel zugemuthet würde. Hieher gehört z. B. die Erklärung der Mondphasen, die Bestimmung der Auf- und Untergangsstunde der Sonne mittels des Globus usw. Ein oder der andere Schüler mag es ja begreifen, aber für die Mehrzahl bleiben solche Dinge doch ein Geheimnis. Jeder Geographielehrer an Mittelschulen weiß ja, was für Schwierigkeiten es macht, den Schülern der untersten Classen auch nur die aller-

einfachsten Begriffe aus der mathematischen Geographie beizubringen, und doch ist es die Auslese unserer Jugend, die hier sitzt. „Eingehende Terrainstudien auf der Karte liegen ja nicht in der Aufgabe der Volksschule", heißt es auf S. 17 ganz richtig; aber dass man dies erst sagen muss! Hält man dem gegenüber eine andere Forderung, nämlich „die Schraffen auf weißem Papier mit Kohlenstift zu entwerfen, weil sie mit Kreide auf der schwarzen Tafel den Schülern nicht so klar werden" (S. 16), so steht dieses Zugeständnis mit den früher erwähnten Forderungen doch wahrhaftig in keinem Verhältnis. Das Myriameter, für das der Verf. eine Lanze bricht, neben dem Kilometer ist unhaltbar; denn zwei Maße, und das sind sie infolge ihres geringen Unterschiedes, sind unter allen Umständen schlechter als ein einziges. Die Größe mancher Zahlen fällt gar nicht ins Gewicht, wenn man sie nur genügend abrundet. Aber so lange man beispielsweise den Percentsatz der Slaven in Österreich-Ungarn (S. 44) noch mit 46·7%, den der Magyaren mit 18·3% den Schülern vorführen zu müssen glaubt, ist in dieser Richtung eben noch nicht genug gethan. „Dass Britisch-Nordamerika nicht viel kleiner ist als Europa, aber nicht viel mehr Einwohner zählt als London", genügt nicht nur für die Volksschule (S. 42), sondern es genügt dieser Vergleich statt der Zahlen auch vollständig für die Mittelschule. Den „unbestreitbaren" Wert der schematischen Zeichnungen für Zahlen (S. 42) kann Ref. auch nicht so unbedingt anerkennen. Statt der Quadrate für die einzelnen Erdtheile hält Ref. z. B. die Verhältniszahlen $1 : 3 : 4 : 4^1/_2$ für entschieden einfacher und zweckmäßiger. Die Quadrate bringen allerdings das Verhältnis auch zur Anschauung, aber nur so lange man sie vor Augen hat; jene Zahlen kann aber auch der schwächstbegabte Junge im Gedächtnisse behalten. Oder, die Bevölkerungszahl von Buda-Pest sitzt doch entschieden besser im Gedächtnisse, wenn der Schüler lernt: ein Drittel der Bevölkerung Wiens, als wenn man ihm für beide und eine Reihe anderer Städte Striche hinmacht, deren Verhältnis er doch erst abschätzen muss. Die Abneigung des Verf.s gegen Wandkarten, auf denen die Orte bloß durch den Anfangsbuchstaben bezeichnet sind, ist durch den Satz: „weil diese zum gedankenlosen Errathen verleiten" wohl nicht genügend begründet. — Das sind aber doch eigentlich nur Meinungsverschiedenheiten, die dem wirklich verdienstvollen Büchlein keinen Abbruch thun sollen. Den Schluss desselben bilden recht gelungene und brauchbare Kartenskizzen der einzelnen Kronländer Österreich-Ungarns.

Sammel-Atlas Photocol. Album I. Ober- und Niederösterreich. Kunst- und Verlagsanstalt Photocol A. G., München. Redaction für Österreich: Dr. Egid Filek v. Wittinghausen.

Ein Unternehmen, das darauf ausgeht, zu unterhalten und zu belehren, also Spiel und Ernst vereinigt. Die sogenannten

Photocol, die serienweise zu 15 Stück erscheinen, sind nach der Natur aufgenommene und in denselben Farben gehaltene, auf Carton befindliche Farbenphotographien 5 × 8 cm, welche die hervorragendsten Sehenswürdigkeiten aus den verschiedensten Ländern in recht hübscher Ausführung zur Darstellung bringen.

Vorerst, heißt es in der Ankündigung, seien 12.000 verschiedene Photocol in Aussicht genommen. Von den bereits vorliegenden beziehen sich 25 auf Wien (Rathhaus, Sühnhaus, Votivkirche usw.), 10 auf das übrige Niederösterreich (Krems, Melk, St. Pölten usw.) und ebensoviel auf Oberösterreich (Linz, Wels, Steyr, Ischl usw.). Diese Bilder werden in einem dazu gehörigen Album an ihrem bestimmten Platze aufgeklebt, derart, dass nun bei jedem Bilde eine kurze Geschichte oder Beschreibung des vorgestellten Gegenstandes erscheint. Dass die Wiener Universität bei der Gelegenheit unter den deutschen Anstalten dieser Art als die drittälteste bezeichnet wird, ist wohl ein Versehen. Mit dem Aufkleben selbst wird ein bischen Versteckspiel getrieben und dadurch der ernstere Theil der Arbeit veranlasst. Auf den Bildern ist nämlich zwar das Land und der Name des Gegenstandes gedruckt, nicht aber die entsprechende Platznummer des Albums verzeichnet, an der betreffenden Stelle des Albums hinwieder fehlt in der Beschreibung der Name des Gegenstandes. Den Vermittler spielt eine beigegebene Karte, auf der sich neben dem Namen auch die dazu gehörige Nummer des Albums findet. Der Sammler hat also zunächst auf der Karte den Namen zu suchen; dann schlägt er die danebenstehende Nummer im Album auf und befestigt dort das Bild. Der angestrebte Nutzen liegt somit in dem Zwange, immer erst die Karte zurathe ziehen und den Namen dort suchen zu müssen. Übrigens sind die Nummern nicht willkürlich angeordnet, sondern so aneinandergereiht, dass man eine Art Rundreise auf der Karte macht. Eine zweite, stumme Karte hat den Zweck, die Namen der bereits eingeklebten Bilder auf ihr zu verzeichnen, wodurch eine weitere, tiefere Einprägung des Kartenbildes erzielt werden soll. — Aus dem Gesagten ist ersichtlich, dass das Unternehmen in die Reihe jener gutgemeinten Versuche gehört, der Jugend spielend gewisse Kenntnisse beizubringen. Vernünftiger als das Briefmarkensammeln und nützlicher als das Ansichtskartensammeln ist die Anlegung eines solchen „Photocol"-Albums jedenfalls und noch dazu billiger, da das Bild nur auf 2 kr. zu stehen kommen soll.

Wien. L. Weingartner.

Vorlesungen über Differential- und Integralrechnung. Von Eman. Czuber, o. ö. Professor an der techn. Hochschule in Wien. 2. Band. Mit 78 Figuren im Text. Leipzig. B. G. Teubner 1898.

Der vorliegende zweite Theil der Vorlesungen über Differential- und Integralrechnung ist dem letzteren Calcül

zugewendet worden. Es werden die Grundlagen der Integralrechnung, die Theorie der unbestimmten, der einfachen und mehrfachen bestimmten Integrale in genauester Weise zur Darstellung gebracht; daran schließen sich die vielfachen Anwendungen der Integralrechnung bei der Quadratur ebener Curven, bei deren Rectification, bei der Cubatur krummer Flächen und schließlich bei dem wichtigen Probleme der mathematischen Physik, das auf die Massenanziehung und die Potentiallehre bezugnimmt.

Im weiteren finden wir die Theorie der gewöhnlichen und der partiellen Differentialgleichungen dargestellt und im Anschlusse an die ersteren eine sehr lichtvoll gehaltene Theorie der Variationsrechnung und der einschlägigen Probleme gegeben. Bezüglich der partiellen Differentialgleichungen sei bemerkt, dass der Verf. vorzugsweise diese Gleichungen in Erwägung zieht, insoferne sie erster Ordnung sind, den speciellen partiellen Differentialgleichungen zweiter Ordnung, welche in der mathematischen Physik eine bedeutende Rolle spielen, jedoch keinen Raum widmet. Es ist dies begreiflich, da die partiellen Differentialgleichungen zweiter Ordnung vielfach in der theoretischen Physik Gegenstand eingehender Untersuchungen geworden sind.

Die Klarheit und Präcision der Darstellung, die strengwissenschaftliche Behandlung der einzelnen Partien, die stete Rücksichtnahme auf die Anwendungen, namentlich auf die Geometrie, welche wir gelegentlich der Besprechung des ersten Bandes mit Anerkennung hervorheben mussten, zeichnet auch diesen Band aus. Es ist das vorliegende Buch nicht nur im Sinne des Technikers, sondern auch des Fachmannes, der Mathematik um ihrer selbst willen betreibt, verfasst; der ausgezeichnete Autor hat in allen Theilen seiner Entwicklungen gestrebt, jeder Theorie mehrere Seiten abzugewinnen, so z. B. hat er in der Lehre von den Differentialgleichungen die geometrische Bedeutung derselben stets im Auge gehabt.

Im einzelnen sei Folgendes bemerkt: Sehr ausführlich wird die Integration rationaler Functionen behandelt, wobei die Zerlegung in Partialbrüche an vielen Beispielen vorgenommen wird. Als ein wichtiges Beispiel der Ausführung von unbestimmten Integrationen mittels des Mittelswertes der Functionen betrachtet der Verf. die Bestimmung der mittleren Krümmung und des mittleren Krümmungsradius der Normalschnitte für einen Punkt einer krummen Fläche. Nach der Erörterung des erweiterten Integralbegriffes wendet sich der Verf. zur Integration durch Reihen, zur Differentiation durch Integrale definierter Functionen. Mit großer Genauigkeit wird dargethan, dass das bestimmte Doppelintegral die Bedeutung des Grenzwertes einer Doppelsumme, gebildet mit Werten von Functionen zweier Variablen hat. Diese Auffassung wird verallgemeinert, und es werden einige Bemerkungen gemacht, die für das Verständnis des Vorganges der

Transformation in einem Doppelintegrale belangreich sind. Zum Schlusse dieses Abschnittes behandelt der Verf. noch die drei- und mehrfachen Integrale.

In den Anwendungen der Integralrechnung wird unter anderen auch die Aufgabe gelöst, die Fläche zwischen einem Curvenbogen, den Krümmungsradien seiner Endpunkte und dem zugehörigen Bogen der Evolute zu bestimmen. Für den Praktiker sehr belangreich ist die mechanische Quadratur, welche der Verf. in ausgezeichneter Weise zur Sprache bringt. In ausführlicherer Weise als sonst wird auch die Cubatur krummer Flächen und deren Quadratur behandelt.

Die mathematische Theorie der Potentialfunction erörtert der Verf. in sehr ansprechender Weise.

Wie schon früher gesagt wurde, gibt der Verf. die geometrische Grundlage der Differentialgleichungen an. So zeigt er, dass das Auflösen der Differentialgleichungen erster Ordnung dahin zu deuten ist, die durch die Gleichung definierten Linienelemente auf alle möglichen Arten in einfach unendliche Scharen derart zu ordnen, dass die Punkte eine Curve und die Geraden die Tangenten dieser Curve in den zugeordneten Punkten bilden.

Sehr eingehend werden die Integrationsmethoden für Differentialgleichungen erster Ordnung erörtert und namentlich auf geometrische Probleme angewendet. — In ansprechender Weise bespricht der Verf. die Clairaut'sche Gleichung, welche den analytischen Ausdruck für eine Tangenteneigenschaft einer ebenen Curve bildet, die sich nur auf die Richtung der Tangente und nicht auf die Lage des Berührungspunktes in ihr bezieht. Diese Clairaut'sche Gleichung nimmt der Autor auch zum Ausgangspunkte der Untersuchungen über singuläre Lösungen der Differentialgleichungen. Es wird allgemein dargethan, dass, wenn das System der Integralcurven einer Differentialgleichung erster Ordnung eine Einhüllende hat, diese auch eine Lösung der Gleichung ist.

Im Anschlusse an die Differentialgleichungen erster Ordnung behandelt der Verf. das Problem der Trajectorien und der Evolventen. Was die Integration nicht homogener, linearer Differentialgleichungen betrifft, zeigt der Verf. in klarer Weise, dass diese Aufgabe auf Quadraturen zurückführbar ist, wenn man das allgemeine Integral oder ein Fundamentalsystem von partikulären Integralen der zugehörigen homogenen Gleichung kennt. Dies wird nach der Lagrange'schen Methode der Variation der Constanten erwiesen.

Sehr kurz und übersichtlich ist die Theorie der Variationsrechnung behandelt; die Fundamente dieses Calcüls sind in äußerst klarer Weise dargelegt worden. Durch mehrere Beispiele wird der theoretische Vorgang erläutert.

In der Theorie der partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung wird vom Verf. auch das geometrische Moment besonders hervorgehoben. Die Anwendung der Theorie auf die Cylinderflächen, die Kegelflächen, die geraden Conoide, die Rotationsflächen ist ungemein lehrreich und fruchtbar. Bevor sich der Verf. mit der Entwicklung einer allgemeinen Methode zur Integration nichtlinearer Differentialgleichung erster Ordnung beschäftigt, werden einige einfache besondere Formen behandelt, in denen das geometrische Raisonnement allein erhebliche Dienste leistet. In dieser Beziehung wird auch die allgemeine Clairaut'sche Gleichung in den Kreis der Untersuchungen einbezogen, welche der analytische Ausdruck für ein Problem ist, das eine Fläche zu bestimmen verlangt aus einer Eigenschaft ihrer Tangentialebene, die von der Lage des Berührungspunktes in der Ebene unabhängig und daher von allen ihren Punkten gleichmäßig erfüllt ist. In diesem Abschnitte wird auch noch der allgemeinen Lösung, welche auf die Integration einer nichtlinearen Gleichung bezugnimmt und von Lagrange und Charpit gegeben wurde, gedacht.

Was die partiellen Differentialgleichungen zweiter Ordnung betrifft, hat der Verf. einige typische Beispiele hervorgehoben, in denen einmal nur Differentialquotienten in Bezug auf eine unabhängige Variable vorkommen, und dann solche, in denen lineare Differentialgleichungen mit constanten Coëfficienten auftreten. Gelegentlich dieser Untersuchungen wird die bekannte Euler'sche partielle Differentialgleichung zweiter Ordnung betrachtet, die in den üblichen Bezeichnungen $r + 2as + bt = 0$ lautet.

Als specieller Fall dieser Gleichung ergibt sich jene, durch welche das Problem der schwingenden Saiten charakterisiert ist.

So scheiden wir von einem Werke, das uns schöne Stunden geistigen Genusses bereitet hat, und dies nicht nur wegen des reichen und gut gewählten Inhaltes, sondern wegen der überall lichtvollen Darstellung, die dem Buche sein besonderes Gepräge verleiht. Der Verf. zeigt sich gerade darin als ausgezeichneter akademischer Lehrer, der auch mancher spröden Materie Leben zu geben vermag. Das Buch ist für die Hochschule geschrieben; es soll den in die Tiefen der Mathematik Eindringenden, dem Techniker auch ein verlässlicher Rathgeber bei späteren Detailforschungen sein, die es anbahnt. Dass es dem Autor gelungen ist, sein Buch in jeder Beziehung nützlich zu gestalten, wird ihm wohl jeder zugeben, der sich mit demselben beschäftigt hat. Möge der Verbreitungskreis der Vorlesungen über Differential- und Integralrechnung von Prof. Czuber ein recht großer sein.

Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik und Meteorologie. 9. umgearb. u. verm. Aufl. von Dr. Leopold Pfaundler, Professor der Physik an der Univ. Graz, unter Mitwirkung von Dr. Otto Lummer, k. Professor an der physik.-techn. Reichsanstalt zu Charlottenburg. II. Band, 2. Abth. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1898. Preis 10 Mk.

Mit dem vorliegenden Bande wurde das Lehrbuch der Physik und Meteorologie von Müller-Pouillet in seiner Neubearbeitung abgeschlossen, und wir können sicher behaupten, dass demselben kein Werk in der fremdländischen Literatur, welches sich über diesen Gegenstand verbreitet, an die Seite gestellt werden kann. Was die Neubearbeitung betrifft, kann nur anerkannt werden, dass dieselbe mit der größten Sorgfalt und Umsicht stattgefunden hat, dass aus den vielen Forschungen der letzten Zeit nur jene herangezogen wurden, welche für die Gesammtwissenschaft der Physik belangreich und grundlegend sind. Es war keine leichte Aufgabe, dieser Forderung, die man mit vollem Rechte an ein Lehrbuch stellen kann, gerecht zu werden.

In dem vorliegenden Bande, der von der Wärmelehre und deren Anwendungen handelt, finden wir in den einzelnen Abschnitten die Lehre von der Wärmehöhe (Thermometrie), die Anwendung der Wärmelehre auf die Aggregatzustände, die Calorimetrie, den Zusammenhang zwischen thermischen und chemischen Erscheinungen und jenen zwischen Wärme und Arbeit in erster Linie behandelt. Weitere Erörterungen beziehen sich auf das Wesen der Wärme, auf die Erscheinungen der Wärmeleitung und Wärmestrahlung und auf die meteorologischen Phänomene und deren Deutung und Erklärung. Im einzelnen sei hervorgehoben, dass die Thermometrie im allgemeinen mit besonderer Berücksichtigung der einzelnen im Gebrauche stehenden Thermometer berücksichtigt wurde und mehrfache Erweiterungen und Ergänzungen gegen die früheren Auflagen aufzuweisen hat. Was den Einfluss der Wärme auf Gase betrifft, wurde die Gastheorie von van der Waals auseinandergesetzt und die Darstellung des Mariotte-Gay-Lussac'schen Gesetzes durch ein System isothermischer Curven oder eine Temperaturfläche gelehrt. Besonderes Augenmerk wurde den Gasthermometern gewidmet, und unter diesen ist das Gasthermometer von Chappuis besonders berücksichtigt worden. Die Construction des Wasserstoffthermometers, die Vergleichung verschiedener Gas- und Quecksilberthermometer mit dem erstgenannten ist ebenfalls in entsprechender, ausführlicher Weise auseinandergesetzt worden. Im weiteren sind hervorzuheben die Berücksichtigung der Arbeiten über die Beziehungen zwischen Gefrierpunktserniedrigungen und Moleculargewicht nach den Gesetzen, welche von Raoul und van t'Hoff entdeckt wurden, und des darauf gegründeten Apparates von Beckmann, ferner die Versuche, welche zur Verflüssigung der Gase von Cailletet, Pictet, v. Wroblewski, Olszewski und Linde unternommen wurden. Theoretischem Interesse be-

gegnet die Darlegung der Methode von Ritter, um den Zustand einer Substanz in ihren drei Aggregatzuständen mittelst einer Temperaturfläche darzustellen, ferner die Erörterung der von dem amerikanischen Physiker Gibbs gegebenen Phasenregel, dass dann immer vollständiges Gleichgewicht herrscht, wenn die Anzahl der Phasen um eine größer ist, als die Anzahl der Stoffe, wobei man unter Phasen jeden mechanisch entfernbaren Bestandtheil eines Complexes, also die in verschiedenen Aggregatzuständen befindlichen Theile versteht. Diese Theorie von Gibbs hat sich äußerst fruchtbar erwiesen; in dem vorliegenden Buche werden von derselben auch mehrfache Anwendungen gemacht. In der Calorimetrie wurde unter anderen auf die Dampfcalorimeter von Rosenthal, Neesen, Bunsen und Joly verwiesen und auf die verschiedenen Correctionsmethoden des näheren eingegangen. Die Thermochemie wurde nach den Arbeiten von Thomsen und Ostwald bearbeitet und am Ende des betreffenden Abschnittes die Zusammenstellung der Wärmeentwicklungen bei der Bildung der wichtigsten chemischen Verbindungen gegeben. Die Grundlehren der mechanischen Wärmetheorie wurden in lichtvoller Weise vorgeführt und eine Zusammenstellung der genauesten Werte des mechanischen Wärmeäquivalentes nach Graetz gegeben. Die in dem Buche ausgeführte Deduction des Poisson'schen oder — wie der Verf. es bezeichnet — potenzierten Mariotte'schen Gesetzes ist bemerkenswert und verdient im elementaren Unterrichte volle Berücksichtigung. Die technischen Anwendungen der mechanischen Wärmetheorie sind in dem Buche nur in kurzer Weise dargestellt worden. In dem Abschnitte über das Wesen der Wärme finden wir eine sehr gelungene elementare kinetische Theorie der Gase mit Einbeziehung des Wesentlichsten über diesen Gegenstand. Die Methoden zum Studium der Erscheinungen der Wärmestrahlung sind angegeben, und es wurde auf die Construction der verschiedenen Bolometer in diesem Abschnitte eingegangen sowie die Abhängigkeit der Strahlungsintensität von der Temperatur und der Wellenlänge dargelegt. Auch der Abschnitt über Meteorologie hat eine vollständige Neubearbeitung erfahren; die eingestreuten Tabellen wurden revidiert und die Zahlenwerte, wenn es erforderlich erschien, durch neuere genaue ersetzt. In diesem Abschnitte treffen wir auch eine Reihe von neuen Illustrationen an, wie denn überhaupt in dieser Beziehung wohl das Beste in dem vorliegenden Buche geboten erscheint. Es muss außer den Verff., welche durch dieses Buch ein standard work geschaffen haben, namentlich der Verlagsbuchhandlung dafür Dank gezollt werden, dass sie dasselbe in der munificentesten Weise ausgestattet hat, und dass das vornehme Werk auch in der schönsten äußeren Hülle uns entgegentritt. Das Buch wird — davon sind wir überzeugt — wohl in keiner Lehrerbibliothek fehlen dürfen und wird dem Fachlehrer ein treuer Rathgeber sein.

Himmelskunde. Versuch einer methodischen Einführung in die Hauptlehren der Astronomie. Von Josef Plassmann. Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 216 Illustrationen und 8 Karten. Freiburg i. B., Herder 1898.

Das vorliegende Buch muss als eine treffliche Einführung in die Astronomie bezeichnet werden. Dasselbe zeichnet sich dadurch vor anderen Schriften derselben Art aus, dass der Leser unvermerkt von den elementarsten Begriffen und Anschauungen der Himmelskunde in das Gebiet theoretisch schwierigerer Partien hinübergeleitet und ihm die Überzeugung von der Richtigkeit der modernen Weltanschauung beigebracht wird. Wir kennen Prof. Plassmann schon lange als einen vorzüglichen Didaktiker und müssen gestehen, dass es ihm durch die Herausgabe dieses Buches sicher gelungen sein wird, für die Himmelskunde neue Freunde zu gewinnen. In dem Buche wird auch der elementaren Rechnung die gebürende Beachtung geschenkt, und in einigen schwierigeren theoretischen Fällen, die der elementaren Behandlung nicht zugänglich sind, werden wenigstens die Wege angegeben, welche eingeschlagen werden müssen, um zum Ziele zu gelangen. Der Verf. hat die unabhängig von jeder Theorie bestehende unermessliche Entfernung der Fixsterne in den Vordergrund seiner Betrachtungen gestellt, damit die Beweiskraft für die Kugelgestalt und die Bewegungen der Erde vollauf zur Geltung kommen kann. In analoger Weise hat er zuerst die Studien über Lichtgeschwindigkeit dem Leser vorgeführt, bevor er in ausführlicher Weise den Jahreslauf der Erde darlegt. Immer hat der Verf. erst an die gemachten Beobachtungen und Messungen angeknüpft, um eine Theorie zu entwickeln. In sehr anschaulicher Weise wurde der scheinbare Lauf der Planeten dargestellt und auf die Eigenarten des ptolemäischen, tychonischen und copernicanischen Systems eingegangen. Auf die optischen Beweise für die Richtigkeit des letzteren hat der Verf. mit vollem Rechte besonderen Nachdruck gelegt. Gewisse elementarmathematische Erörterungen, welche Gegenstand der Mittelschule sind, hätte der Verf. immerhin übergehen können, zumal er — wie aus der ganzen Darstellung ersichtlich ist — einen mathematisch gebildeten Leser voraussetzt. An die Betrachtungen über das Newton'sche Gesetz der allgemeinen Schwere werden die wichtigen und schwierigen Erörterungen über Präcession und Nutation angeschlossen, wobei der Verf. auf das Attractionsproblem bezugnimmt. Damit stehen auch die Erläuterungen über Größe, Gestalt, Achsendrehung, Masse, Dichte, Schwerkraft der Sonne, der Planeten und ihrer Monde im Zusammenhange. Elementar einfach dargestellt finden wir auch die Theorie der Constellationen, Bedeckungen und Finsternisse. Die Chronologie wurde ohne die Grundlage des copernicanischen Systems aufgebaut. Der beschreibende Theil der Himmelskunde ist im allgemeinen kurz gehalten, immerhin dürfte das in diesem Buche darüber Gesagte, als

in einem Buche populärer Art enthalten, als genügend erachtet werden. Die Erläuterungen über das Fernrohr, die Messwerkzeuge der Astronomie, die Uhr und die Einrichtung einer Sternwarte sind ebenfalls kurz gehalten, nichtsdestoweniger wird der Leser aus diesem Abschnitte sowie aus dem folgenden, der mit „Geschichtliche Bemerkungen" überschrieben ist, manches lernen können.

Das vorliegende Buch ist meisterhaft ausgestattet, und die vaticanische Sternwarte hat zum erstenmale für ein descriptives Werk ihre Photographien zur Verfügung gestellt; bemerkenswert ist auch die Finsternisphotographie (nach der Aufnahme der Sternwarte zu Pulkowa), ferner die das Kreuz des Südens und den Orion-Nebel darstellende Figur.

Der Verf. hat auf Grund der besten Quellen und hervorragendsten Werke gewissenhaft gearbeitet und ein treffliches Lehrbuch der elementaren Astronomie geschaffen. Die Zahlendaten sind aufs genaueste revidiert worden und dürfen immerhin den Anspruch auf Verbürgtheit machen.

Wir empfehlen das frisch und leicht geschriebene Buch allen Freunden der Himmelskunde zur Lectüre aufs wärmste.

Wien. J. G. Wallentin.

Peucker Karl, Schattenplastik und Farbenplastik. Beiträge zur Geschichte und Theorie der Geländedarstellung. Wien, Artaria 1898. 8°. 126 SS.

In erster Linie dazu bestimmt, den Kartenwerken der Firma Artaria in der Wiener Jubiläums-Ausstellung 1898 als Erläuterung zu dienen, gieng die vorliegende Arbeit schon dadurch über diesen engeren Rahmen hinaus, dass sie sich gleichzeitig auch die Aufgabe stellte, anlässlich der 100. Wiederkehr von Fr. v. Hauslabs Geburtstag dessen Verdienste um die Entwicklung der Kartographie zu würdigen Wurde sie dadurch zu einem trefflichen Abrisse der Geschichte der kartographischen Darstellungsarten, so bildet sie andererseits durch die entwickelte Theorie der Geländedarstellung eine bedeutsame Grundlage für die wissenschaftliche und technische Lösung der Frage, in welcher Weise die Höhen des Landes in der Karte plastisch veranschaulicht werden können. Der Verf. erläutert die Berechtigung des Hauslab'schen Principes „je höher, desto dunkler", zeigt, wie die Beziehungen zwischen Hauslab und Steinhauser schon im Jahre 1862 die Einführung von Höhenschichtenkarten in den Schulunterricht zur Folge hatten, und beleuchtet Sydows Ansichten in ihrem Verhältnisse zu Hauslabs Gedanken einer Höhenplastik in Farben. Auf die Schattenplastik und ihre historische Entwicklung übergehend, erkennt er den großen Wert der Lehmann'schen Schraffenmanier darin, dass sie „mathematische Bestimmtheit und veranschaulichende Kraft" miteinander verbinde,

hebt jedoch auch einige begründete Mängel derselben hervor. Auf Grund seiner Erörterungen stellt der Verf. die gewiss berechtigte Forderung, dass bei allen Methoden der Kartographie die wissenschaftliche Basis die allein maßgebende sein müsse und jede Art Willkür strenge zu verbannen sei. Auch die Technik der Kartographie bedürfe einer Vervollkommnung und Ausbildung auf wissenschaftlicher Grundlage, soll die Kartographie den Anspruch erheben können, eine technische Wissenschaft zu sein. In scharfen Worten, die im Interesse der Schulkartographie die vollste Beachtung verdienen, zieht er gegen die kartographische „Production" und die sogenannten Kartentechniker zu Felde und erhebt gegen sie ebenso wie gegen die Kritik kartographischer Werke den Vorwurf der Unterschätzung des wissenschaftlichen Wertes der Kartographie. Bei Besprechung der Formenplastik und ihrer Willkürlichkeiten verweist der Verf. auf den großen Gegensatz zwischen der Plastik der Kartographie und der des Zeichnens. Er kommt zu dem Ergebnisse, dass ein System der Farbenplastik nur den Farbengesetzen der Natur entnommen werden dürfe. Er legt daher seiner Theorie „die Farbenreihe des Spectrums von (F) Blaugrün bis (C) Orangeroth" zugrunde und verlangt die Wiedergabe derselben „in durchwegs gebrochenen Farben (Naturfarben) unter Anwendung des Principes „je höher, desto intensiver". Um auch hier jeder Willkürlichkeit zu begegnen, werden Qualität und Quantität der Farbe durch feste Zahlenwerte gesichert. Mit der Angabe einiger Regeln, welche außerdem behufs Erzielung einer Farbenperspective beobachtet werden müssen, schließt die inhaltsreiche, gediegene Arbeit. Der Verf. hat die in derselben ausgesprochenen Ideen bis zu einem gewissen Grade in seinem Atlas für Handelsschulen mit schönem Erfolge bereits zu verwirklichen getrachtet. Die volle Lösung des Problems und seiner technischen Schwierigkeiten kann nur eine Frage der Zeit sein.

Wien. Dr. J. Müllner.

Franz von Hemmelmayr, Lehrbuch der organischen Chemie für die sechste Classe der Oberrealschulen. Mit 9 Abbildungen und einer Farbendrucktafel. Wien u. Prag, Tempsky 1899.

Das 148 Textseiten bietende Buch erscheint in einer den schulhygienischen Anforderungen völlig entsprechenden Ausstattung. Der Kleindruck ist auf ein Minimum beschränkt. Dies lehrt schon eine ganz flüchtige Besichtigung des Werkchens. Die 9 Abbildungen stellen dar: Vorrichtungen zur Ausführung der quantitativen Elementaranalyse (1—6), den Apparat zur Bestimmung der Dampfdichte nach V. Meyer (7), einen „Pistorius"-Apparat (8), endlich eine Florentiner Vorlage (9). Sie sind alle sachlich richtig, aber auch hübsch ausgeführt. Die Farbendrucktafel betrifft den „Nährwert der Nahrungsmittel".

Ein großer Vorzug des Buches liegt in der logischen Anordnung des Stoffes; die befolgte Systematik muss als eine dem Ref. äußerst ansprechende bezeichnet werden; sie wird dem Schüler die Übersicht über den Stoff beträchtlich erleichtern. Die Behandlung der theoretischen Partien ist recht gelungen. Bei der Darstellung von Körpern sind recht einfache Vorschriften gegeben; meistens werden auch sofort die für sie sprechenden Gründe angeführt. Auf Schritt und Tritt wird auf das Verständnis der Ableitung eines Körpers aus einem anderen, somit auf die richtige Auffassung der diese Ableitung zum Ausdruck bringenden Structurformeln hingearbeitet: die chemischen Umsetzungen werden nämlich gut erklärt und aus den studierten Reactionen richtige und zweckmäßige Schlüsse gezogen. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit wird auf bereits studierte, analog verlaufende Processe hingewiesen und hiedurch zum Vergleiche angeregt und die Wiederholung des Stoffes gefördert. In technischen Dingen wird weise maßgehalten; wo solche überhaupt zur Sprache kommen, werden Kürze, aber auch Übersichtlichkeit und Klarheit der Darstellung nicht aus den Augen verloren. Bei Angabe der physikalischen Constanten sind die besten Quellen benützt worden.

Im besonderen seien noch folgende Punkte lobend erwähnt: Beiseitelassen von überflüssigen Synthesen der Cyanide (in manchen Büchern ein wahrer Ballast für das Gedächtnis), dafür Aufnahme einer recht hübschen Beschreibung der Darstellung des gelben Blutlaugensalzes. Hervorhebung jener Additionsproducte des Acetons, welche dieser Körper ganz analog dem Aldehyde bildet, sowie Betonung des Umstandes, dass sich dieselben von vornherein erschließen lassen aus der Auffassung des Acetons als eines substituierten Aldehyds, endlich die Angabe des Unterschiedes der beiden genannten Verbindungen. Erwähnung der Thatsache, dass bei allen Hydroxylverbindungen Ersatz des Wasserstoffes durch Radicale die Löslichkeit in Wasser herabsetzt. Sehr gute Behandlung des Monoameisensäureglycerinesters (des Monoformins), besonders in Beziehung zu Ameisensäure und Allylalkohol. Zeit- und fachgemäße Ausführung des Capitels über die Kohlehydrate. Feststellung der durch Vergleich mit den entsprechenden Methanderivaten sich ergebenden Unterschiede in den Eigenschaften der aromatischen Körper gegenüber jenen der Fettkörper und klare Charakteristik des die aromatischen Verbindungen selbst bezeichnenden Verhaltens (S. 111 ff.). Die in den Formeln recht ausführlich zum Ausdruck gebrachten Isomerieverhältnisse der Benzolabkömmlinge (S. 119 ff.). Kurze, aber ganz zweckentsprechende Behandlung der Verbindungen, deren Constitution noch nicht aufgeklärt ist (S. 135 ff.). Maßhalten bei der Gruppe der Alkaloide. Gute Erklärung der gebrauchten Fremdnamen. Mangel an Druckfehlern.

Betreffs des Stils, der sich durch Bündigkeit und Klarheit auszeichnet, lässt sich nur Lobenswertes sagen. Nur S. 5, letzte

Zeile wäre vor „Sauerstoff" einzuschieben: „von ebensolchem" und S. 9, A. 5 die Fassung „Die Summe der Valenzen der Atome der Elemente ..." umzugestalten. Ein sachlicher Lapsus ist S. 16, A. 3 stehen geblieben, wo es heißt: „Behandelt man Methylschwefelsäure mit Wasser, so zerfällt sie in Schwefelsäure und Methylalkohol, ein Vorgang, den man Verseifung nennt, da die Gewinnung der Seife auf demselben Processe beruht."

Das Buch, das den Anforderungen des für österreichische Realschulen nunmehr geltenden Lehrplanes angepasst ist und das Ref. mit stetig wachsendem Interesse durchgearbeitet hat, scheint dem Ref. von weitgehenden Speculationen und populärer Effecthascherei gleich weit entfernt und ganz darauf angelegt zu sein, dass „allgemeine Bildung" und „wissenschaftliche Vorbildung für ein Fachstudium" in gleicher Weise daraus Nutzen ziehen können und müssen.

Hans Haselbach, Leitfaden für die analytisch-chemischen Übungen an Realschulen. Mit 6 Figuren. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke. 8°, 53 SS.

Das vorliegende Büchlein ist der erste dem Ref. bekannt gewordene, im Buchhandel erschienene Versuch, der Verordnung des Min. für C. und U. vom 19. Juli 1894, betreffend die Regelung der chemisch-praktischen Arbeiten im Laboratorium an Realschulen, gerecht zu werden. Es könnte daher von einigem Interesse sein, darüber etwas Ausführlicheres zu vernehmen.

Im I. Theile werden Lösung, Ausscheidung, Synthese, Reduction besprochen, sodann Reactionen zur Erkennung der anorganischen Säuren, Reactionen der Basen, ein systematischer Gang der einfachen Analyse und eine kurze Anleitung zur Analyse auf trockenem Wege gegeben. Der II. Theil beschäftigt sich mit der Maßanalyse, der III. Theil mit den Cyanverbindungen und ihrem Nachweis sowie mit der Zusammensetzung organischer Körper. Daran reiht sich ein Abschnitt über den qualitativen Nachweis organischer Körper in dem in der Verordnung angedeuteten Ausmaße. Einige Färbeversuche schließen das Arbeitspensum ab.

In den einleitenden Capiteln kommen oftmals Erörterungen vor, die etwas zu allgemein gehalten sind und mehr in das Lehrbuch gehören als in einen Leitfaden für Übungen, ja sich stellenweise geradezu als ein Auszug eines solchen Lehrbuches für die 4. Classe bezeichnen lassen. Man kann diesen Partien gewiss manches Verwendbare entnehmen, immerhin aber werden sie mehr cursorisch zu behandeln sein, um zu dem ersten wichtigen Abschnitte, der die Reactionen der anorganischen Säuren behandelt, zu gelangen.

Mit Freuden muss es begrüßt werden, dass diese Reactionen jenen der Basen vorausgehen, sowie auch, dass die Basen in bei-

läufig jener Anordnung behandelt werden wie im Classenunterrichte (5. Classe) selbst, wodurch ein weitaus größerer Parallelismus im Unterrichtsgange erzielt wird als durch den Beginn mit den durch H_2S erzeugten Fällungen. Von großem Vortheil ist es, dass solche Reactionen überhaupt vor der Angabe eines „systematischen Ganges" angegeben werden. Die Reactionen-Tabellen, welche dem Texte eingefügt wurden, zeigen die Einrichtung, dass die jeweilig wichtigste Erkennungsart eines Körpers durch fetten Druck leicht kenntlich gemacht wird. In der 4. Columne dieser Tabellen wird, bei den Säuren wenigstens, die Reactionsgleichung gegeben; dies ist gewiss nur lobenswert.

Die Maßanalyse beansprucht fast acht Seiten und ist in ganz zweckentsprechender Weise leichtfasslich vorgetragen. Die aus der organischen Chemie gebotenen Reactionen sind mit Sachkenntnis ausgewählt worden; es wird gewiss auch dieser Theil beitragen, das interessante Wissensgebiet etwas mehr zum Eigenthum des Schülers zu machen als es durch den Classenunterricht allein und bei der so karg bemessenen Zeit insbesondere möglich ist.

Bei Durchsicht des Werkchens empfieng Ref. den Eindruck, dass darin eine Fülle von recht interessanten Versuchen angedeutet ist, dass aber manche davon nicht ungefährlich oder wenigstens für die Gesundheit der im Arbeiten noch unerfahrenen Anfänger nicht unschädlich sind: Absorption von Ammoniak in Kohle und in Wasser; Lösung von Phosphor in Benzol und Schwefelkohlenstoff; Lösung von Natrium in Salzsäure; Absorption von Chlorwasserstoff in Wasser; Destillation von Äther; Verbrennung von Magnesium und Natrium sowie von Schwefel in Sauerstoff; Arbeiten mit Chlorgas; Reduction von erhitztem Kupferoxyd mit Wasserstoff. Diese Versuche fallen alle in die ersten Übungsstunden. Nicht ganz praktisch kommt es Ref. vor, Anfängern die Reaction auf Ammoniak durch Einwirkung von Lauge „zwischen zwei Uhrgläsern" ausführen zu lassen; es dürfte kaum zu vermeiden sein, dass Lauge auf das am oberen Uhrglase haftende Reagenspapier gelangt. Aus finanziellen Gründen wird es sich wenig empfehlen, die Schüler allzuviel mit Kugelröhren manipulieren zu lassen, umsoweniger, als sich dies ganz gut (so bei Hg und J) umgehen lässt.

Die äußere Ausstattung des Büchleins ist lobenswert. In gleicher Weise ist über den Stil, in dem es abgefasst ist, fast nur Gutes zu sagen; an einigen Stellen freilich hat allzuknappe Ausdrucksweise platzgegriffen. So z. B. S. 6: „Zinkstaub auf Jodtinctur, ebenso Eisenpulver." So z. B. S. 44 und an anderen Orten: „Wasser löslich ..." Besser könnte gegeben werden: „indem man der Lösung ein Lösungsmittel zusetzt, in welchem die Substanz unlöslich ist" (S. 3, A. 5).

In sachlicher Hinsicht erheischen besseren Ausdruck die Stellen: „Wird das Lösungsmittel zum Theil chemisch aufge-

nommen, etwa als Krystallwasser, so entsteht Wärme, aber nicht Temperaturerhöhung" (S. 2, *i*); „Synthese mit Sauerstoff" (S. 4); „Synthesen mit Schwefel" (S. 5); „4 g Schwefel und 7 g Eisen werden gut gemischt und entzündet" (S. 4, *c*). Der Satz: „Das Eisenoxydulsalz wird hier durch die Übermangansäure oxydiert zu einem Eisenoxydsalze, welche selbst zu Manganoxydul reduciert wird ($MnSO_4$)" bedarf der sachlichen und stilistischen Feile zugleich.

S. 25 wäre zur Anfertigung eines Grübchens in der Löthrohrkohle an Stelle des Messers ein Schlüssel anzuempfehlen, S. 28 die Farbe der „Oxydationsperlen" von Fe und Ni nicht kurzweg als roth zu kennzeichnen, S. 44 der Ausdruck: „es scheidet sich die Seife aus" fachgemäß abzuändern.

Von Druckfehlern ist das Büchlein so gut wie rein. S. 39 muss es Phosphorsalzperlen heißen, und S. 50 ist in der oberen Gleichung links die Formel der Benzoesäure einzusetzen an Stelle jener des Benzaldehydes.

Als wünschenswert erlaubt sich Ref. zu bezeichnen: 1. dass die in den einleitenden Abschnitten angedeuteten Übungsbeispiele nicht erst am Ende eines größeren Abschnittes, sondern immer an den passenden Stellen sofort namhaft gemacht werden; die Verwendbarkeit des Ganzen könnte dadurch nur gewinnen; 2. dass S. 8, A. 1 lauten würde: „Freie Salpetersäure oxydiert bei Gegenwart von conc. Schwefelsäure $FeSO_4$, indem sie dabei zu NO reduciert wird, das sich in der noch $FeSO_4$-hältigen Flüssigkeit mit brauner Farbe löst"; 3. dass S. 8, A. 3 das Wort „Jodide" durch „Jodwasserstoff" ersetzt würde; 4. dass S. 8 zwischen Arsentrioxyd und Arsenpentoxyd einerseits und arseniger Säure, respectiver Arsensäure andererseits, desgleichen zwischen Kohlendioxyd, Schwefeldioxyd, Bortrioxyd und Phosphorpentoxyd (S. 23) einerseits und den entsprechenden Säuren andererseits besser unterschieden werde; 5. dass S. 11 bei den Sulfaten die Rolle der Soda beim Schmelzen auf Kohle durch eine Gleichung erläutert werde; 6. dass die Tabellen, welche die Reactionen der Basen behandeln, analog angelegt werden wie die der anorganischen Säuren; 7. dass S. 21 ff. die durch Zusatz eines Reagens bewirkte Fällung durch die letzterer zukommende Formel bezeichnet und also z. B. geschrieben werde: Hg_2Cl_2, AgCl, $PbCl_2$; dass endlich 8. auch bei organischen Substanzen, wie z. B. bei Anilin, die Löslichkeit in Wasser etwas genauer angegeben werde.

Die beigegebenen Figuren betreffen das Löthrohr und die Löthrohrflamme, die maßanalytische Bestimmung von Ammoniak und die Schmelzpunktbestimmung der Salicylsäure.

Wien. Joh. A. Kail.

Philosophische Propädeutik auf naturwissenschaftlicher Grundlage für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht von August Schulte-Tigges. I. Theil: Methodenlehre. Berlin, G. Reiner 1898.

Wenn Ref. nicht alles täuscht, so soll vorliegende „Philosophische Propädeutik" außer dem Selbstunterrichte so zu sagen als Materialiensammlung dienen für jenen oft besprochenen facultativen Unterricht in dieser Disciplin, der sich an die naturwissenschaftlichen Fächer oder an das Deutsche gelegentlich angliedert, wie er an den höheren Lehranstalten in Deutschland üblich ist.

Ob aber dieser facultative Unterricht, dem wir österreichische Propädeutiklehrer überhaupt etwas skeptisch gegenüberstehen, all das reiche und klar gesichtete Material dieses Werkes wirklich so zum Eigenthume der älteren Schüler machen kann, dass der Unterricht jene schönen Ziele, welche die Vorrede (IV f.) erwähnt, erreicht, das möchte Ref. bezweifeln. Schon der Umfang des Werkes, dessen I. Theil, die „Methodenlehre", uns vorliegt, während ein II. Theil, der bald folgen soll, sich in vier Abschnitten mit „der mechanischen Weltauffassung und den Grenzen des Naturerkennens" beschäftigen wird, spricht dagegen. Wohl aber möchte Ref. das Buch, wenigstens soweit er es nach dem ersten Theile beurtheilen kann, besonders denjenigen Mittelschullehrern bestens empfehlen, welche an der Universität, wenn sie auch der philosophischen Facultät angehörten, nicht Gelegenheit hatten, eigentliche philosophische Studien zu treiben, und in diesem Buche reiche Anregung und Anleitung zu einer philosophischen Durchdringung des gymnasialen Unterrichtes finden. — Eine solche Anregung und Anleitung ist besonders dadurch gefördert, dass „die aus dem Unterrichte, wie aus der Geschichte der Wissenschaften gewählten Beispiele die formalen Erörterungen in die engste Beziehung zu den Dingen selbst setzen".

Die Einleitung bespricht die beiden Hauptaufgaben, welche die Naturwissenschaft zu erfüllen hat: Beschreibung und Erklärung, also einerseits nach der descriptiven, andererseits nach der ätiologischen und genetischen Seite hin, und warnt richtig vor der Übereilung, mit Systematik und Ordnung beginnen zu wollen, ohne dass früher diesen heuristischen Formen genügt wäre.

In Erwägung der Erklärungsversuche des Aristoteles und des Mittelalters und der Gründe, aus welchen die von diesen gewonnenen Ideen den Thatsachen nicht angemessen waren, kommt der Verf. zur Besprechung der Beobachtung und des Experimentes.

In dem Abschnitte I., der das „Ziel der Beobachtung und ihre objectiven Schwierigkeiten" behandelt, wäre vielleicht deutlicher hervorzuheben gewesen, wenn es sich auch zwischen den Zeilen lesen lässt, dass die Beobachtung nicht rein coordiniert dem Experimente ist, sondern, wie z. B. bei der dort angeführten Entstehung der Mondkrater, der Abplattung der Erde, oder sonstigen

astronomischen Erscheinungen des Experimentes entbehren muss, während bei Erscheinungen, wie die S. 66 erwähnten u. ä., die Beobachtung nur durch experimentelles Eingreifen in den Naturlauf möglich ist.

In einem weiteren Abschnitte werden die Vortheile des Experimentes an einer Reihe von treffenden Beispielen demonstriert. — Während sich aus dem I. Abschnitte die Schwierigkeiten, welche sich aus der Natur des beobachteten Gegenstandes erklären, also die objectiven Schwierigkeiten ergaben, bespricht der III. Abschnitt die subjectiven Hindernisse, welche die Beschränktheit der menschlichen Sinne, aber auch die mangelhafte Erziehung des Willens zur Aufmerksamkeit einer genauen wissenschaftlichen Beobachtung entgegenstellen. Dies aber führt den Verf. unmittelbar zu der Erörterung der Hilfsmittel der Beobachtung.

Im Abschnitte II., der das „Naturgesetz (empirisches Gesetz); Induction" zum Gegenstande hat, hat Ref. zunächst einen eigentlichen Übergang in der Darstellung von dem Gebiete der Beschreibung (Beob. Experiment) zur Darlegung des „Gesetzes" vermisst. Es hätte vielleicht der Hinweis darauf, dass das Ergebnis der einzelnen Beobachtung zunächst die Feststellung einer Thatsache ist, und erst eine Summe von so gewonnenen Einzelthatsachen die Grundlage für ein solches Beziehungsverhältnis, wie es in einem „Gesetze" ausgesprochen liegt, abgibt, zu einer präciseren Charakteristik des Gesetzes geführt, wie sie etwa Höfler (Phil. Propäd. S. 217) gibt. Klar sind die verschiedenen Stufen der Erkenntnis, die sich an den verschiedenen Arten der empirischen Gesetze unterscheiden lassen, veranschaulicht.

Die Fehlerquellen der Beobachtung lassen sich nicht so ganz vermeiden, dass nicht das im „Naturgesetze" niedergelegte Resultat von der Erfahrung abwiche, welche Wirkung aber auch dadurch hervorgerufen wird, dass das Experiment die Bedingungen in künstlicher Weise vereinfacht.

Wenn dies der Gegenstand des 2. Capitels ist, so bestimmt das folgende die Rolle, welche der Induction bei dem Zustandekommen der Gesetze zufällt, und leitet die Berechtigung der durch sie vollzogenen Verallgemeinerung von dem sie begleitenden Gedanken der „Nothwendigkeit" ab, welchen es schließlich als Postulat des Verstandes hinstellt. Aber auch der Schluss aus dem Zeichen (indicium) (Cap. 4), der zum Unterschiede von der Induction ein viel unsicherer Schluss von der Wirkung auf die Ursache ist und daher immer durch die qualitative und quantitativ genaue Prüfung verificiert werden muss, und der Analogieschluss, dessen Wesen das 5. Capitel bespricht, tragen ihr Scherflein zur Bildung der Gesetze bei.

So ist der Übergang zu dem III. Abschnitte „Causalgesetz und Hypothese" gegeben. Von dem Satze ausgehend, dass das, was über das empirische Gesetz hinausgehe, hypothetisch und kein

sicheres Wissen sei, kommt der Verf. auf die Begriffe „Ursache und Wirkung" und ihre verschiedenen Auffassungen von Seiten der Forscher zu sprechen. Dabei hätte kurz das Fehlerhafte dieser Auffassungen hervorgehoben werden können, das entweder in einer ungenauen Angabe der einzelnen Theilursachen anstatt der Gesammtursache, oder in der nicht präcisen Bezeichnung der Wirkung, die nicht ein Zustand, sondern ein Verändern des Zustandes ist, oder in dem einseitigen Hervorheben der Regelmäßigkeit liegt. Das überall sich geltend machende Bestreben, „die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf möglichst wenige Ursachen zurückzuführen", führe zu einem Vergleichsverfahren, das zur Annahme von Kräften hinleite. — Das Causalgesetz ist ihm demgemäß „eine solche Angabe über die constante Wirkungsweise einer Kraft, dass sich hieraus das Gesetz der Erfahrung mit voller Strenge ergibt". In diesem 2. Capitel des III. Abschnittes ist noch die Annahme der Kräfte als noch nicht befriedigende Hilfsvorstellung erkannt, welche aber wegen der durch sie ermöglichten Zusammenfassung von Wert ist.

Ist also damit schon ein Theil der Hypothese berührt, so behandeln die übrigen Capitel dieses Abschnittes (3 — 6) das sonstige Auftreten der Hypothesen, wie sie erst Bedeutung durch die nothwendige Verification erlangen, und ihrem Charakter als Phantasiegebilde entsprechend Umformung und Wechsel in der Geschichte der Wissenschaft erfahren, was an dem fast typischen Beispiele der Lehre von den Planetenbewegungen in sehr anschaulicher Weise gezeigt wird, und beschließen den Abschnitt mit einer durch Beispiele belegten instructiven Beantwortung der Frage, welchen Wert die Hypothesen für unsere Kenntnis haben.

Welchen Antheil die Deduction neben der Induction an dem Entdecken der Gesetze, aber auch für die systematische Darstellung hat, zeigt der IV. Abschnitt (Deduction). Das Wesen der Deduction illustriert der Verf. an dem typischen Beispiele der Euklidischen „Elemente der Geometrie". Diese in der Euklidischen Geometrie hervortretende Deduction wird als synthetische bezeichnet, „da sie durch beständiges Zusammenfügen der gewonnenen Ergebnisse mit anderen ... oder mit als wahr erkannten Sätzen zu ihren Endurtheilen gelangt".

Die Art der Deduction aber, wie sie z. B. Lagranges „Mécanique analytique" anwendet, indem er die gesammten Gesetze des Gleichgewichtes und der Bewegung von dem Principe der virtuellen Geschwindigkeit abzuleiten sucht, nennt der Verf. eine analytische, weil hier keine Zusammenfügung von Sätzen zur Gewinnung neuer Urtheile, sondern eine Beschränkung eines allgemeinen Satzes auf bestimmte Fälle zur Gewinnung besonderer Gesetze stattfindet.

In dem Abschnitte „Die Natur der obersten Prämissen in der Mathematik und der Naturwissenschaft" ist gezeigt, wie bei

den im Deductionsverfahren verwendeten Schlüssen ein besonderes Augenmerk auf des Prämissen zu richten sei und wie gerade in den unmittelbar anschaulichen und gewissen Prämissen der Grund der stetigen Entwicklung der Mathematik zu suchen ist, während die weniger sichere und schnelle Entwicklung der Naturwissenschaften sich daraus erklärt, dass die Prämissen weniger anschaulich sind und theilweise erst durch mühsame Induction gewonnen werden müssen.

Die drei letzten Abschnitte besprechen den Wert der Deduction zunächst für die Entdeckung von Gesetzen und Erfahrungen, dann im Zusammenhange mit der Hypothese für die systematische Darstellung und geben schließlich eine endgiltige Würdigung der Hypothesen.

Durch diese allerdings nur flüchtige Inhaltsübersicht dürfte wohl das an der Spitze des Referats gegebene Urtheil über das nützliche Unternehmen des Verf.s gerechtfertigt erscheinen. Zum Schlusse spricht Ref. noch den Wunsch aus, es möge der zweite Theil dieser Propädeutik diesem ersten sich würdig anschließen.

Wien. Gustav Spengler.

Bohatta, Dr. J., und Holzmann, Dr. M., Adressbuch der Bibliotheken der Österreichisch-ungarischen Monarchie. Wien, k. u. k. Hof Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung C. Fromme 1900. 8°, VIII u. 573 SS.

Das Werk ist ein erster Versuch, die Bibliotheksverhältnisse Österreich-Ungarns klarzustellen, ein Beitrag zur Geschichte des Büchereiwesens, und soll ein, wenn auch nicht vollkommenes Bild des geistigen Lebens unserer Monarchie bieten. Mit diesen Schlussworten der Vorrede haben die Herausgeber selbst die Bedeutung ihres Werkes für den Büchermarkt bündig erklärt, und es soll gleich hier hervorgehoben werden, dass die rührige Verlagsbuchhandlung Fromme, die früher nur durch ihre reiche Kalenderliteratur in weiteren Kreisen bekannt gewesen, seit Jahren durch die Herausgabe der Zeitschriften: „Euphorion“ von Dr. A. Sauer, wie „Deutsche Mundarten“ von Dr. J. W. Nagl und der reich ausgestatteten „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte“ von Nagl und Zeidler den infolge der Zeitverhältnisse im Rückgange begriffenen wissenschaftlichen Verlag Deutschösterreichs zu heben versucht und nun durch das vorliegende Adressbuch abermals einen Beweis ihrer anerkennenswerten Unternehmungslust und Opferwilligkeit gegeben hat. Erfreulicherweise hat das hohe Ministerium für C. und U. das Unternehmen durch eine Subvention unterstützt.

Schon in den Jahren 1873—1874 hat J. Pizzala in den „Mittheilungen auf dem Gebiete der Statistik“, herausgegeben von der k. k. statistischen Centralcommission, den Stand der Biblio-

theken in Cisleithanien aufgenommen und an diese Zahlenreihen interessante geschichtliche Notizen gefügt; fast gleichzeitig hat J. Petzholdt in seinem „Adressbuch der Bibliotheken Deutschlands" auch Österreich berücksichtigt. Aber keines dieser Werke erreichte die Vollständigkeit, die uns hier geboten wird, Dank der werkthätigen Unterstützung, welche die Herausgeber von Seite des „Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen", sowie der jeweiligen Bibliotheksvorstände fanden, freilich mit Ausnahmen, deren noch gedacht werden soll.

Überraschend groß im Vergleich zu den Ergebnissen aus Österreich (1014 Bibliotheken) ist die Zahl der Bibliotheken Ungarns (656 Bibliotheken), da sich dieses Reich eines „Generalinspectorates der Bibliotheken und Museen" erfreut, welches die bezüglichen Angaben in größter Vollständigkeit selbst zur Verfügung stellte. In unerfreulichem Gegensatze zu der Bereitwilligkeit, mit der Ungarn über seine Bibliotheken Auskunft ertheilte, stehen in Agram die südslavische Akademie der Wissenschaften und die k. Universitätsbibliothek, die zwar Auskünfte zusicherten, aber nicht ertheilten, so dass die nöthigsten Daten anderweitig beschafft werden mussten. Auch vom Occupationsgebiete erhielten die Herausgeber amtliche Daten, aber mit solcher Verspätung, dass die Bibliotheken Bosniens nachträglich in einem Bogen dem Werke angefügt werden mussten. Leider ist gerade in Österreich den Herausgebern, ungeachtet wiederholter Anfragen, von Seite der Mittel- und Fachschulen das nöthige Material (trotz des Min.-Erl. v. 30. December 1896 über bessere Ausnützung der Lehrerbibliotheken an österreichischen Mittelschulen) nicht überall zugegangen, so dass dadurch bedauerliche Lücken entstanden, welche bei den Mittelschulen durch die Herausgeber aus den Angaben in deren letzten Jahresberichten ergänzt werden mussten, während andere Schulanstalten, die keine oder nur selten Jahresberichte herausgeben, unberücksichtigt bleiben mussten. So ist z. B. die k. k. Lehrerbildunganstalt in Linz, welche als Aufbau auf eine Theresianische k. Normalschule eine reichhaltige Sammlung älterer Schulschriften besitzt und 1873 eine ziemlich große landwirtschaftliche Bibliothek von der aufgelassenen Lehrkanzel für Landwirtschaft in Linz aufgenommen hat, im Adressbuche gar nicht erwähnt; ein ähnlicher Fall besteht bezüglich der Bibliothek der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Salzburg, welche ebenfalls als Normalschulbibliothek seit Ende des 18. Jahrhunderts besteht und nicht erst 1870 gegründet wurde; auch diese Bibliothek besitzt zahlreiche Schulschriften und pädagogische Werke aus der Zeit des bekannten Schulmannes Vierthaler, die Erwähnung verdient hätten. Auch andere Lücken, die gleichfalls nicht den Herausgebern zur Last fallen, berühren seltsam: so berichtete Pizzala, dass es 1847 in den deutsch-slavischen Ländern 2735 Pfarr- und Decanats-Bibliotheken gegeben habe und unser Buch berichtet von 6 Pfarrbiblio-

theken. Ebenso auffällig gering ist die Zahl der Volksschulbibliotheken (4) und der Bezirkslehrerbibliotheken (7), über welche berichtet werden konnte. Von Leihbibliotheken Österreichs ist nur e i n e, die von L. u. A. Last in Wien, anzuführen gewesen. Von Privatbibliotheken, die Pizzala anführt, konnten manche gar nicht genannt werden, obwohl sie bei ihren Eigenthümern noch vorhanden sind.

Nach dieser unerquicklichen Erörterung der Lässigkeit, die auf geistigem Gebiete so vielfach bei uns herrscht, wenden wir uns zu dem literarischen Gewinne, den die Lectüre des Adressbuches dem Geschichtsfreunde bietet: Aus den dankenswerten Angaben vieler Bibliotheksvorstände, die durch Quellennachweise die Geschichte des Bibliothekswesens in Österreich bereichern, erfahren wir da: von dem Schicksale der Bibliotheken, die der Klosteraufhebung unter Josef II. zum Opfer fielen, von der Einrichtung der „Pflichtexemplare" seit 1807, von den reichen Büchersammlungen, die einst von Liebhabern angelegt, jetzt die Zierde größerer öffentlicher Bibliotheken bilden, z. B. die Sammlung Franz Haydingers in der Wiener Stadtbibliothek, die Piccolomini-Sammlung Rosettis in der Triester Stadtbibliothek, die Sammlung des Nikolaus von Jankovich im Pester Nationalmuseum mit den deutschen Meisterliederhandschriften aus der Bibliothek des Nürnberger Patriziers Wilhelm Ebner v. Eschenbach, von denen A. Hartmann in München zum Hans Sachs-Jubiläum höchst wertvolle Nachrichten gab, die Goethe-Sammlung des Pester Advocaten Dr. B. Ellischer in der Pester Akademie der Wissenschaften; wir finden da den Bestand eigener Fachbibliotheken, z. B. für „Hebräica" bei den israelitischen Cultusgemeinden in Prag und Wien, für Freimaurerliteratur in Pressburg, für die Geschichte des Jahres 1848 in der Sammlung des Freiherrn v. Helfert in Klosterneuburg, den literarischen Nachlass des Abenteurers Casanova in der gräflich Waldstein'schen Bibliothek in Dux. Der Bibliotheksbestand der reformierten Akademie in Sarospatak weist zurück auf die von Comenius eingerichtete Scola Patakina des Fürsten Sigmund von Rakoczy. Von geschichtlichem Werte sind auch die Angaben über die Klosterbibliotheken, wie Admont, Schottenstift, Melk, Klosterneuburg, und über Landes-, Museal- und Vereinsbibliotheken.

Dankenswert ist es, dass die Herausgeber den nichtdeutschen Ortsnamen die übliche deutsche Benennung vorausgesetzt haben, nur bei der uralten Benedictinerabtei Martinsberg in Ungarn ist dies durch ein Versehen unterblieben. Ein sorgfältig gearbeitetes Sach- und Namensregister schließt das schön ausgestattete Werk. Bei einer Neuauflage, in der es hoffentlich den Herausgebern ermöglicht wird, die Lücken des Werkes zu ergänzen, sollte ein Register der in dem Texte genannten Gründer und Sammler der Bibliotheken nicht fehlen.

Wien. H. F. Wagner.

Bewegungsspiele in Einzelbeschreibungen für Schüler und Studierende, für Turner und Ausflügler, wie für Familien und gesellige Kreise. Herausgegeben von Karl Schwalm. Wien u. Leipzig, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1898. 1.—4. Heft.

Der Verf. der vorliegenden vier Spielhefte ist eine auf dem Gebiete unseres Unterrichts- und Spielwesens gutbekannte und bewährte Persönlichkeit und hat sich bereits durch sein im k. k. Schulbücherverlage herausgegebenes Taschenbuch der Jugendspiele in die Jugendspielliteratur auf das vortheilhafteste eingeführt. Mit der Veröffentlichung der vorliegenden vier Bewegungsspiele in Einzelbeschreibungen (1. Fußball ohne Aufnehmen, 2. Deutscher Schlagball mit Einschenker, 3. Schleuderball, 4. Lawn Tennis) will der Verf. zur Erweckung des Strebens nach gründlicher körperlicher Erziehung im allgemeinen und nach entsprechender Pflege des Bewegungsspieles im besonderen einiges beigetragen haben. Für die Auswahl waren ihm zwei Rücksichten maßgebend; zunächst eine mehr gesundheitliche, dann aber auch die praktische Rücksicht auf leichte Erlernung und Ausführung, wie auch auf möglichst geringe Kosten, womit ich mich vollständig einverstanden erkläre. Ebenso muss lobend hervorgehoben werden, dass sämmtliche vier Spiele klar und anschaulich, wenn auch hie und da etwas breit und umständlich beschrieben sind. Dazu kommen die vielen trefflichen Abbildungen, welche zur Deutlichkeit und zu richtigem Verständnisse des Spieles wesentlich beitragen. Anerkennenswert ist auch das Bestreben des Verf.s, die noch in manchen Spielbüchern üblichen fremdsprachlichen Ausdrücke durch deutsche Bezeichnungen zu ersetzen. Hinsichtlich der an sich gerechtfertigten sprachlichen Forderungen würde ich dem Verf. eine wohl noch schärfere Feile empfehlen. Er vergleiche nur II. S. 8, 21; III. S. 3, 6, 25, 29, 39, 41, 44; IV. S. 4, 6, 7, 8, 12, 17, 24, 27. Im einzelnen wäre auch zugute der Spieleinheitlichkeit eine Anlehnung an die vom 'Centralausschusse für Volks- und Jugendspiele' in Deutschland herausgegebenen Spielregeln insbesondere für uns Österreicher recht erwünscht gewesen.

Im großen und ganzen kann die vorliegende Sammlung ihrer mannigfachen Vorzüge wegen allen Freunden des Spielwesens, Lehrern und Schülern, Vereinen und Schulen auf das angelegentlichste empfohlen werden. Auch die sehr schmucke und praktische Ausstattung, welche dem Büchlein von Seite des bekannten rührigen Verlegers von Turnschriften zutheil wurde, verdient nur Lob und Anerkennung.

Wien. J. Pawel.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Paul Natorp, Herbart, Pestalozzi und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre. Acht Vorträge, gehalten in Marburger Feriencursen 1897 und 1898. Stuttgart 1899. 8°, 151 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Von den acht Vorträgen gibt der erste einen allgemeinen Überblick und die Hauptgedanken des Ganzen. Auf Herbarts Bedeutung wird zunächst hingewiesen. Der Einfluss keines anderen Theoretikers der Pädagogik, vielleicht der aller zusammen reiche nicht heran an die Wirkung, die dieser einzige theils direct durch seine Schriften, theils durch seine ausgebreitete und tüchtige Nachfolgerschaft fort und fort übe. Seine Anziehungskraft wirke in Deutschland in unverminderter Stärke, im Ausland gegenwärtig mehr als je. Deshalb sei es fast selbstverständlich, dass die Erörterung ihren Ausgangspunkt von einer kritischen Darstellung der Pädagogik Herbarts nehme. Aber da hören wir auch sofort, dass die Bahnen Herbarts verlassen werden müssen; »der Glaube, dass man diesem eine theoretische Grundlegung der Pädagogik verdanke, die des Namens wert ist, muss aufgegeben werden« (S. 9), die theoretische Pädagogik muss zurückgreifen auf Kant und Pestalozzi: beide zugleich, denn »Pestalozzis Bemühen um die Grundlegung der Pädagogik, obgleich zu keinem abgerundeten Ergebnis gelangt«, liegt »ganz in der durch Kant gewiesenen Richtung« (S. 12). »Die Ausführung dessen, was seit Kant und Pestalozzi in Hinsicht der theoretischen Grundlegung der Pädagogik gefordert ist und wozu bedeutende Ansätze bei diesen beiden schon vorliegen, hat Herbart nicht geliefert; sondern, sofern er diese Aufgabe überhaupt angreift (nämlich in seiner Ethik), hat er sie ganz verfehlt; sofern er aber etwas anderes beabsichtigt (nämlich in seiner Psychologie) bleibt er gewiss in vielem Einzelnen im Recht; allein das betrifft nicht mehr die centrale Aufgabe der pädagogischen Theorie, sondern bleibt an ihrer Peripherie« (S. 15). Diese »wesentlichen Thesen« sucht dann N. im einzelnen zu beweisen. Die Entscheidung liege aber »weit weniger in der Psychologie, in der es am auf-

fallendsten ist, dass die neuere Wissenschaft über Herbart hinweggeschritten ist, als in Logik, Ethik und Ästhetik«. Diese bezeichnet N. als »die wesentlichen Grundlagen« der Pädagogik; Psychologie nur soweit, als sie in diesen steckt, vielleicht nur der zusammenfassende Name für diese drei ist, oder sonst erst nach ihnen« (S. 10).

So beginnt die eingehende Kritik Herbarts (im zweiten Vortrag) mit seiner Ethik. Herbart hat sich da von Kant ab, ja gegen Kant gewendet, seine Aufstellungen sind nur aus diesem Gegensatze recht verständlich, und so ist der Anlass gegeben, die Hauptlehren der Kant'schen Ethik darzulegen, in der N. »die erste Basis zu einer berichtigten Ethik, also auch zu einer richtigen ethischen Begründung der Pädagogik« sieht. Herbart hat »mit vollem Unrecht« »die von Kant gewonnenen Fundamente« wieder preisgegeben (S. 36). Im dritten Vortrag folgt die Prüfung der psychologischen Hauptlehren Herbarts, aber auch schon seiner eigentlichen pädagogischen Lehren. Da steht vόran die Eintheilung in Regierung, Unterricht und Zucht. Die Trennung der Regierung von der Zucht zeigt sich als ungerechtfertigt; die »Lehre von der Regierung in keinem einzigen Stücke haltbar« (S. 53). So bleibt für den vierten Vortrag das Verhältnis von Unterricht und Zucht zu betrachten übrig, was sofort auf den Begriff des »erziehenden Unterrichtes« führt. Auch in diesem Punkte besteht Herbart die Prüfung sehr schlecht.

So ist das Urtheil über Herbart wirklich sehr »schneidend« ausgefallen. Es bleiben allenfalls Einzelnheiten brauchbar, und der »angehende Lehrer und Erzieher« mag die Herbart'sche Pädagogik weiter nützen. Es wird nirgends gefragt, was kann die Theorie der Pädagogik von dem, was Herbart gelehrt hat und was sich in der Praxis so fruchtbar erwiesen hat, beibehalten — man sollte meinen, eine richtige Theorie hätte alle Ursache, dergleichen festzuhalten — es wird nur versichert, der Herbart'schen Schule soll, was ihre praktischen Leistungen betrifft, nichts von ihrem wohlverdienten Ansehen entzogen werden. Kann dieses Ansehen noch bestehen, wenn die Theorie, aus der jene Praxis erwachsen ist, ganz nichtsnutzig ist? So ein Praktiker, der ohne Theorie das Rechte übt, war Herbart denn doch nicht und sind seine Schüler nicht. Wer bloß die Vorträge N.s liest, kann freilich leicht zur Meinung kommen, dass Herbart nur als praktischer Pädagoge Bedeutung hatte; er verstand »die große Kunst zu imponieren« und muss »als praktischer Erzieher das Talent der Autorität in ungewöhnlichem Grade besessen haben«.

Dafür erscheint Pestalozzi als der große Theoretiker! Ihm wenden sich die Vorträge 5—8 zu. In Pestalozzi haben die pädagogischen Bestrebungen des ganzen Zeitalters Schillers und Kants Ausdruck gefunden. Die Benennung des Zeitalters ist da schon auffällig. Schiller ist mitgenannt — die Hauptperson war doch (nach der ganzen Darstellung) Kant. Ein gutmüthiger Leser muss glauben, Pestalozzi selber verdanke das Beste nur Kant, wenigstens wird versichert, es zeige sich bei ihm Kant gegenüber »eine tiefe Übereinstimmung der ganzen Denkweise ohne eigentliche Abhängigkeit von Kant, oder vorsichtiger gesprochen, ohne das Bewusstsein einer solchen Abhängigkeit« (S. 90).

Pestalozzi als den großen Theoretiker der Pädagogik zu feiern, steht gegenüber, dass dieser selbst es ablehnt, eigentliche Theorie zu treiben. Er will nur »rein aus der Erfahrung seiner eigenen Arbeit an der Volkserziehung« seine Ideen geschöpft haben. Aber da wird uns versichert, dass diese Ideen »in ihrer abgründlichen Innerlichkeit« zu verstehen, nicht so leicht sei; sie scheinen, »trotz allem, was über Pestalozzi geredet und geschrieben worden ist, doch in ihrer eigentlichen Bedeutung nur wenigen bekannt zu sein«, und doch seien es genau die, »deren die Wissenschaft der Erziehung gegenwärtig angesichts der gewaltigen neuen Aufgaben, vor die sie sich gestellt sieht, bedarf. Deshalb muss Pestalozzi unser Führer werden«. — Ist er's denn nicht schon seit 100 Jahren? Ertönt nicht auf so vielen Lehrerversammlungen fort und fort der Ruf: Pestalozzi für immer? Nun ja, aber davon ist nicht die Rede. N. hat es nur mit der reinen Theorie zu thun, und da ist eben Herbart Führer geworden, der (wie alle anderen) Pestalozzi nicht zu verstehen vermochte. Haben doch manche gezweifelt, ob sie Pestalozzi nach seinen Lehren (als Theoretiker) zu den Socialpädagogen oder doch zu den Individualpädagogen rechnen sollen. Da wird scharf entschieden: »Pestalozzis g a n z e Pädagogik ist Socialpädagogik; wer sie nicht s o begriffen hat, der hat sie gar nicht begriffen« (S. 110). »Ja, Pestalozzi verdanken wir eigentlich die erneuerte und vertiefte Einsicht in die s o c i a l e B e d i n g t h e i t d e r E r z i e h u n g, besonders nach der Willensseite. Plato hatte zuerst daran gerührt; seitdem war sie so ziemlich in Vergessenheit gerathen« (S. 105). Sollten nicht z. B. die Pythagoräer vor Plato schon eine Ahnung von dieser »socialen Bedingtheit der Erziehung« gehabt haben? Oder was ist es mit der Erziehung des Mittelalters bei den christlichen Orden? Fehlt da die ausgeführte (philosophische) Theorie, so fehlt sie auch Pestalozzi, von dem ja selbst N. zugeben muss, »der Grundsatz, dass die Gemeinschaft es ist, welche erzieht«, ist ihm »vielleicht weniger in ausdrücklicher Formulierung, aber desto mehr in lebendiger Anschauung gegenwärtig«.

Schon dass unter den Schriften Pestalozzis die »Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts« in den Vordergrund gestellt sind, mag die neuartige Beurtheilung des vielgelesenen und vielerklärten Pädagogen zeigen. Ob es dabei nicht N. passiert ist, was er Herbart vorwirft: »Er schätzt ihn (Pestalozzi), er stellt ihn auf seine Weise sogar recht hoch, — er zeigt sich in seiner Weise bemüht, ihn aufs beste zu deuten. Allein er weiß sich seiner Gedanken nur so zu bemächtigen, dass sie sich seinen eigenen strickt unterordnen müssen. So aber sind es, genau besehen, nicht mehr Pestalozzis Gedanken ....« (S. 5). Man muss fest an Kant glauben, um den Erörterungen willig zu folgen; nur bei Kant meint N. die feste Grundlage zum Aufbau seiner Theorie der Pädagogik zu finden. —

Ausgeführt ist diese Theorie in dem Buche: »Socialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft« (Stuttgart 1899). Mit diesem Werke hat sich die Kritik weiter auseinanderzusetzen; auf dieses Werk vorzubereiten ist der Zweck der Veröffentlichung

der acht Vorträge. Das meiste aus dem „aufbauenden Theil“ dieser Vorträge (5—8) hat N. auch schon früher ausgesprochen, nämlich in einem Schriftchen „Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und sociale Frage“ (Heilbronn 1894) und zwei Artikeln in Rains Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik („Pestalozzis Socialpädagogik“ und „Socialpädagogik“). In Rücksicht auf diese meinte ich über den Gang der Darstellung in der zweiten Hälfte der Vorträge nicht in gleicher Weise wie über die erste referieren zu sollen.

Prag. W. Toischer.

Dr. Otto Kämmel, Christian Weise, ein sächsischer Gymnasialdirector aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1897.

Im Auftrage der höheren Schulen Sachsens hat der Verf., Rector des Nikolaigymnasiums in Leipzig, diese Schrift der XLIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dresden gewidmet. Der Stoff, den er behandelt, lag ihm besonders nahe. Denn wie Weise ist auch Kämmel in Zittau geboren, wo sein Vater, einer der Nachfolger Weises in Rackonitz, dieselben Räume wie dieser bewohnte. Es durchzieht deshalb diese Arbeit eine Frische und Wärme der Darstellung, welche unsere Theilnahme für die so lebensvoll gezeichnete Persönlichkeit gewinnt. Wir verfolgen mit großem Interesse Weises Bildungsgang und seine Lebensschicksale. Sein Bild tritt uns so deutlich entgegen, dass wir uns unwillkürlich versetzt fühlen in die Lehrsäle, in denen er gewaltet, in das Haus und seine Umgebung, darin er mit seiner Familie in angenehmer Häuslichkeit gelebt und mit zahlreichen angesehenen Männern aus der Heimat und Fremde verkehrt hat. Das Verdienst dieser Arbeit beschränkt sich aber nicht allein auf die lebensvolle Schilderung eines verdienten Schulmannes (denn als solchen zeichnet ihn uns der Verf.), sondern es liegt in der sorgfältigen Verwertung der zuverlässigsten Quellen, um uns in Christian Weise einen Typus vorzuführen, der eine besondere Epoche in der Entwicklung der deutschen Pädagogik kennzeichnet. Während nämlich, wie der Verf. darlegt, im 16. Jahrhundert die ganze Bildung und Erziehung darauf abzielte, theologisch-humanistische Gelehrte heranzubilden, hat das 17. Jahrhundert nach dem 30jährigen Kriege ein anderes Bildungsideal — den vielseitig gebildeten, zu praktischen Zwecken erzogenen Weltmann — aufgestellt. Diese Richtung in der Pädagogik repräsentiert Christian Weise. Die Mittel, die er zur Erreichung dieses Zieles wählte, finden wir auch bei anderen Pädagogen seiner Zeit angewendet. Auch Comenius, dessen Vestibulum und Janua Weise in Zittau als Lehrbücher einführte, und Francke wollen ihre Schüler für das Leben erzogen haben und benützen die Geschichte und die Lectüre von Zeitungen als Mittel hiezu, so wie dies Weise thut. Ebenso legten Benedictiner, Jesuiten und Piaristen auf die Eloquenz ein großes Gewicht, und ihr

Streben gieng auch, wie das Weises, dahin, durch Declamationen, Disputationen und durch die Aufführung von Schuldramen[1]) die Jugend der katholischen Länder für das öffentliche Leben zu erziehen. Aber bei Weise tritt mehr als bei allen seinen Zeitgenossen die Pflege der deutschen Sprache in den Vordergrund. Zählt man ihn doch zu den hervorragenderen deutschen Dichtern seiner Zeit, der mit Leichtigkeit und Humor Lieder und Gedichte verfasste, die von den gekünstelten und schwerfälligen Poesien der damals herrschenden Dichterschule sich vortheilhaft durch ihre Frische und Lebendigkeit unterscheiden. Hatte er als Student an der Universität in Leipzig durch das Verfassen zahlreicher Gelegenheitsgedichte den Grund zu seiner Gewandtheit in Handhabung der Sprache gelegt, so wurde er durch die Beziehungen, in die er als Secretär des Grafen von Leiningen und als Professor an dem von Herzog August von Sachsen zu Weißenfels gegründeten Gymnasium zu diesem Fürsten, dem zeitweiligen Oberhaupte des »Palmenordens«, kam, mit den Bestrebungen der deutschen Sprachgesellschaften vertraut. Daraus erklärt sich der hohe Wert, den er den oratorischen Übungen in der deutschen Sprache beilegte. Indem er für sie ein System schuf, ist er der Begründer der »deutschen Oratorie«, die in einen Gegensatz zu der bisher prakticierten classischen Eloquenz trat. Seine Lehrbücher auf diesem Gebiete (Institutiones oratoriae, politischer Redner, Oratorisches System) fanden weite Verbreitung und Nachahmung. Er hat ferner dazu beigetragen, dass die Lehrtexte in der deutschen Sprache abgefasst wurden. Das von seinem Vater Elias Weise entworfene, von ihm herausgegebene Enchiridion der lateinischen Grammatik dürfte wohl zu den ältesten deutsch geschriebenen Grammatiken zählen.

Neben dem Verdienste, der Muttersprache im Lehrplane der höheren Schulen durch Begründung der deutschen Oratorie Geltung verschafft zu haben, gebürt ihm auch die Anerkennung, dass er bei der Erziehung der Jugend den Staatswissenschaften eine wichtige Stellung eingeräumt hat. Seine Anstellung als Secretär beim Grafen Leiningen machte ihn mit den Staatsgeschäften vertraut. Als er dann an das Augusteum nach Weißenfels kam, wo die jungen Leute vom Adel unmittelbar für den Staats- und Heeresdienst vorbereitet wurden, lehrte er daselbst die Politik und hielt privatim Vorträge über politische und geschichtliche Werke, unter anderen auch über das Naturrecht des Hugo Grotius. Die Schriften, die er damals verfasste, befassen sich hauptsächlich mit Geschichte und Staatswissenschaft (Der kluge Hofmeister, Curieuse Gedanken von den Novellen oder Zeitungen, Geschichtskalender der Jahre 1660 bis 1675, Der politische Redner, Der politische Näscher u. dgl.). In seiner Stellung als Rector in Zittau blieb er seiner Neigung treu und betrieb in der deutschen Oratorie hauptsächlich politische Materien, ja

[1]) Die Schuldramen sind übrigens ein Erbstück aus der Zeit der Humanisten, denen sie jedoch zur Einübung der Schüler in den classischen Sprachen dienten.

er schuf für diesen Zweck ein eigenes Lehrbuch, den »Erläuterten politischen Redner«. Das Vorbild, an das er sich anschloss, war wohl Veit Ludwig von Seckendorff, der als Geheimer Rath im Staatsdienste zu Gotha und Leipzig erfolgreich wirkte und zuletzt als Kanzler der Universität Halle sich mit dem Studienwesen und der Pädagogik befasste. Insbesondere boten seine »Teutschen Reden« Muster und Beispiele für Weises Lehrbehelfe. Auch in den Redeacten, die Weise in Zittau besonders eifrig pflegte, ja selbst in den Schuldramen wurden mit Vorliebe geschichtliche Ereignisse der Gegenwart, specielle Erlebnisse des herrschenden Fürstenhauses oder besondere öffentliche Festtage der Stadt behandelt. Mit Recht bezeichnet man daher Weise als »politischen Rector«. In unserer Zeit, die darnach strebt, wissenschaftlich gebildete und wehrhafte Staatsbürger zu erziehen, erscheint es dringend geboten, die jungen Leute in das politische Leben einzuführen. Hiefür kann Weises Wirken mancherlei wertvolle Winke geben. Aber auch durch das Detail, das Kämmel vom Unterrichte und der Erziehung Weises vorführt, erhalten wir nicht bloß einen interessanten Einblick in die Einrichtung und in das innere Leben eines Gymnasiums zur Zeit des 17. Jahrhunderts, sondern wir fühlen uns unwillkürlich angeregt, die damaligen Schulzustände mit denen zu vergleichen, die vor dem politischen Rector bestanden und nach seinem Tode folgten. Überdies drängen sich uns Parallelen und Unterschiede auf, die zwischen Weise und den ihm gleichzeitigen Pädagogen, denen ich auch den durch Prof. Lehners Forschungen bekannt gewordenen Rector von Kremsmünster, P. Simon Bettenbacher, einreihen möchte, zutagetreten. Darum wird jedermann, der Interesse für pädagogische Fragen und speciell für die historische Entwicklung des deutschen Schulwesens besitzt, diese gediegene und verdienstvolle Arbeit mit Spannung durcharbeiten und reich belehrt und vielseitig angeregt aus der Hand legen.

Max Hermann, Die Reception des Humanismus in Nürnberg. Berlin 1898.

Der Verf., der durch seine gründliche Arbeit über Albrecht von Eyb, einen der frühesten Humanisten Süddeutschlands, seine Vertrautheit mit den Erscheinungen des Humanismus im 15. Jahrhundert gezeigt hat, sucht in dem vorliegenden Werke den Irrthum zu beseitigen, als ob diese geistige Bewegung zuerst unter den deutschen Städten in Nürnberg zum Durchbruch gekommen wäre. Er zeigt, wie langsam und unter welchen Hindernissen der Humanismus und die Renaissance daselbst Eingang fanden. Das hauptsächlichste Hindernis bildeten die Patricier, welche die neue Geistesrichtung als eine Gefahr für ihr Regiment betrachteten und sogar festsetzten, dass kein Doctor in den Rath gewählt werden dürfe. Der Verf. schildert eingehend die Versuche, die gemacht wurden, den Humanismus dahin zu verpflanzen. Hierbei wird zuerst der Bestrebungen des berühmten Rechtslehrers und Staatsmannes Gregor Heimburg, welcher in der Geschichte Kaiser Friedrichs III. eine hervorragende Rolle spielt, und seiner Genossen gedacht. Mit einiger Wahr-

scheinlichkeit legt der Verf. dar, dass in den Dichtungen des Nürnberger Büchsenmeisters Hans Rosenplüt sich humanistische Einflüsse, die auf Gregor Heimburg zurückgehen dürften, nachweisen lassen. Wie zäh die Nürnberger Rathsherren der neuen Geistesrichtung widerstrebten, zeigt der Umstand, dass weder ihre eigenen Landsleute, die in Italien studiert und dort humanistische Studien getrieben hatten, noch auch hervorragende Humanisten, die wie Albrecht von Eyb in lebhaften Beziehungen zu Nürnberg standen oder wie Regiomontanus längere Zeit daselbst weilten, imstande waren, den Widerstand zu brechen. Erst als zwei Patricier, Hans Tucher und Sebald Schreyer, sich dem Humanismus anschlossen, gelang es, den Boden für ihn in der blühenden Reichsstadt zu ebnen. Zum Durchbruche gelangte er um die Mitte der Achtzigerjahre, und zwar kennzeichnen dies zwei Thatsachen: im Jahre 1484 erschien ein neues Handbuch des Civilrechtes, in welchem das römisch-canonische Recht die Grundlage bildet, und im folgenden Jahre 1485 wird die »Reformation« der vier höheren Stadtschulen im humanistischen Sinne beschlossen. Conrad Celtis, der in Nürnberg vom Kaiser zum Dichter gekrönt wurde und daselbst wiederholt sich aufhielt, befestigte die neue Bildungsrichtung, indem er daselbst eine »Poetenschule«, die sodalitas Celtica, gründete. Doch erst Wilibald Pirckheimer hat dem Humanismus zur allgemeinen Geltung verhelfen, mit dem auch die Renaissance ihren Einzug hielt und Nürnberg zum »deutschen Florenz« umgestaltete.

Neben dem Verdienste, das die gründliche Arbeit durch die Beseitigung eines in Bezug auf die geistige Entwicklung Nürnbergs vielfach bestehenden Irrthums besitzt, erregt sie auch dadurch unser besonderes Interesse, dass sie Ausblicke auf den Humanismus unserer Kaiserstadt gewährt. Bekanntlich hat der Humanismus in Wien zwei Mittelpunkte, der eine ist der Hof Friedrichs III., der andere die Universität. Nun ist es bezeichnend, dass der oberwähnte Patricier Schreyer seine Jugend am Kaiserhofe in Wien verlebte. Daselbst hat hauptsächlich Äneas Silvius zur Begründung des Humanismus beigetragen. Von ihm ist bekannt, dass er im schriftlichen Verkehre mit Albrecht von Eyb stand, und es dürfte nicht zufällig sein, dass ein Bediensteter der Stadt Nürnberg, Wilhelm von Hörnkofen, im Jahre 1478 den Kanzleischreibern eine Übersetzung der Schrift des Äneas Silvius »De miseriis curialium« widmete Auch ist es bemerkenswert, dass zu den ältesten Drucken in Nürnberg die Briefe des Äneas Silvius zählen. Fritz Creutzner druckte sie schon 1481. Dass sie bald darnach (1486) auch der Buchdrucker Koberger herausgab, dürfte damit zusammenhängen, dass nach der Reform der Schulen (1485) die »Epistolae Enee Silvii« in ihnen beim Unterrichte verwendet wurden. Und was die Wiener Universität anlangt, so sind an ihr die ersten Vertreter des Humanismus die Mathematiker und Astronomen Georg Peurbach und Johann Müller von Königsberg (Regiomontanus). Letzterer kam später nach Nürnberg und lebte daselbst durch vier Jahre. Mit Hilfe eines Nürnberger Patriciers, Bernhard Walther, erbaute er eine Sternwarte, auf der er wichtige Beobachtungen machte, und errichtete eine Druckerei, in der meist mathematische

und astronomische Werke gedruckt wurden. Wenn wir erfahren, dass er die Ausgabe einer Sammlung von Werken der griechischen und römischen Astronomen und Mathematiker plante, dass er auch populäre Vorträge über Mathematik und Astronomie hielt, Preisfragen für die Lösung mathematischer Probleme aussetzte und von der Nürnberger Bürgerschaft wegen seiner Verdienste durch einen ansehnlichen Jahresgehalt belohnt wurde, so dürfte das Urtheil Hermanns über seine Bedeutungslosigkeit für die Reception des Humanismus etwas zu weitgehend sein. So wie Regiomontanus führt uns auch Conrad Celtis nach Wien, wo er eine vielseitige Thätigkeit unter Kaiser Maximilian I. entfaltete. Auch hier gründete er ein Collegium poetarum et mathematicorum und eine sodalitas Danubiana, die freilich an Bedeutung seine Gründungen in Nürnberg weit überragte. Diese Fäden, die in der Entwicklung des Humanismus von Nürnberg nach Wien hinüberziehen, erhöhen unser Interesse für Hermanns Arbeit. Aber auch im allgemeinen gewinnen wir aus ihr manch wertvolle Kenntnisse. Namentlich bieten die ausführlichen Verzeichnisse der humanistischen Werke aus der Bibliothek des Hermann Schedel eine nicht bloß für den Bibliographen, sondern auch für den Forscher in der Culturgeschichte und Pädagogik des 15. Jahrhunderts reiche und willkommene Quelle.

Wien. † Dr. Emanuel Hannak.

Joos August, Die Mittelschulen im Großherzogthum Baden. Entwicklungsgang, Organisation, Lehrpläne, Leitung und Verwaltung derselben, aus amtlichen Quellen dargestellt. 2., neubearb. Ausgabe. Karlsruhe, J. Lang 1898. 8°, XI u. 535 SS. Preis 7 Mk.

Schon die äußere Vergleichung dieser Neubearbeitung mit der ersten, 1882 erschienenen Ausgabe zeigt, welcher Fortschritt zwischen beiden besteht: von 249 Seiten sind Text und Register auf 535 angewachsen. Noch deutlicher wird dies natürlich, wenn man den Inhalt selbst vergleicht. Es ist nicht nur eine große Anzahl von Abschnitten neu hinzugekommen, sondern auch der Text der alten Abschnitte, soweit es noththat, umgestaltet worden. Das Ganze zerfällt nunmehr in acht Abschnitte: I. Begriff und Arten der Mittelschule, II. Leitung und Beaufsichtigung der Mittelschulen, III. Die einzelnen Arten von Mittelschulen, IV. Mittelschulähnliche Unterrichtsanstalten (nämlich Bürgerschulen, d. i. erweiterte Volksschulclassen, die, obgleich sie einen dem Lehrplane der Reallehranstalten entsprechenden Unterricht besitzen, doch nicht als Mittelschulen gelten, und das Mädchengymnasium in Karlsruhe), V. Schul- und Eintrittsgelder, VI. Schulordnung für die Mittelschulen, VII. Verhältnis der Mittelschulen zu den Kirchen- und Religionsgemeinschaften, endlich VIII. Statistisches (Schuljahr 1896/97).

Im Vorwort zur ersten Ausgabe, die als erster Theil bezeichnet wurde, hatte der Verf., damals vortragender Rath im badischen Ministerium der Justiz, des Cultus und Unterrichts, zugleich mit der Leitung

des Oberschulrathes betraut, seither Präsident des Großh. Bad. Verwaltungsgerichtshofes, für den zweiten Theil in Aussicht genommen: I Das Lehramt an Mittelschulen (Prüfung, rechtliche Stellung, Besoldungs- und Gehaltsverhältnisse), II. Die Berechtigungen aus dem Besuche der Mittelschulen (Einjährigen-Freiwilligenrecht, Vorbildung und Prüfungen für die eine höhere Bildung erfordernden Zweige des öffentlichen Dienstes) und III. Aufwand für die Mittelschulen, Cassen- und Rechnungswesen derselben. Die vorliegende zweite Ausgabe bietet nun bei den einzelnen von der betreffenden Schulgattung handelnden Abschnitten die Darstellung der Aufwandsbestreitung, überhaupt der wirtschaftlichen Verwaltung der Mittelschulen, während die anderen beiden Abschnitte über das Lehramt und die Berechtigungen noch ausstehen und einem Ergänzungsbande vorbehalten bleiben. »Für eine weitere Zurückstellung der beiden Capitel sprechen«, bemerkt Joos, »auch sachliche Gründe insofern, als einerseits die Frage über die Berechtigungen — insbesondere jene der Oberrealschulen — wohl noch geraume Zeit hindurch nicht von der Tagesordnung verschwinden wird und andererseits die in Preußen neuerlich in Aussicht genommene Änderung der Prüfungsordnung für das höhere Lehramt im Hinblick auf die zwischen Preußen und Baden bestehenden Verabredungen vermuthlich auch hier Änderungen bringen wird.«

In dem durch die angeführte summarische Inhaltsangabe bezeichneten Rahmen bietet das vorliegende Werk eine treffliche Übersicht über das hochentwickelte badische Mittelschulwesen. Soweit es nöthig ist, lässt Joos die amtlichen Quellen selbst zu Wort kommen, so dass der Leser einen unmittelbaren Einblick in den gegenwärtigen Stand der Verhältnisse erhält, und da jedem Abschnitte (mit Ausnahme des VIII.) eine geschichtliche Übersicht vorangestellt ist, lernt man auch die Entwicklung der Einrichtungen kennen. Die geschichtlichen Überblicke bieten des Interessanten recht viel, zumal wird es den mit der Geschichte der österreichischen Schulzustände Vertrauten nicht selten wehmüthig stimmen, wenn er liest, wie frühzeitig im badischen Ländchen Gedanken, die sich in Österreich zur gleichen Zeit oder früher regten, aber erst viel später Geltung verschaffen konnten, die Umgestaltung namentlich der Gymnasien herbeiführten. Es hängt dies damit zusammen, dass die verfassungsmäßigen Zustände in Baden viel älter sind als bei uns. Auf alle Einzelheiten einzugehen, verbietet natürlich die Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes. Es mögen daher hier nur einige Bemerkungen allgemeinen Interesses ihre Stelle finden.

Ebensowenig wie in Preußen der Begriff »höhere Schule« ist in Baden der ihm entsprechende Begriff »Mittelschule« amtlich festgesetzt; dasselbe gilt ja auch von unserer Bezeichnung »Mittelschule«, man versteht aber darunter wie bei uns Gymnasien, Realschulen und Realgymnasien. Doch sind damit die in Baden vorhandenen Schultypen nicht erschöpft, denn man unterscheidet: *a*) Gelehrtenschulen, und zwar Gymnasien mit neunjährigem und Progymnasien mit siebenjährigem Lehrgange, *b*) Realmittelschulen, und zwar Realgymnasien und Lehranstalten mit dem Lehrplane der Realgymnasien: Realgymnasien mit

neunjährigem Lehrgange, Realprogymnasien mit sieben- oder sechsjährigem Lehrgange, höhere Bürgerschulen (1 siebenclassige und 2 sechsclassige), *c*) Lehranstalten mit dem Lehrplane der Oberreal-, bezw. Realschulen: Oberrealschulen, neunjährig, Realschulen, sieben- oder sechsjährig, und höhere Bürgerschulen, fünfclassig. Die Oberrealschulen haben denselben Lehrplan wie die Realgymnasien, nur haben diese auch Latein als Pflichtfach. Latein wird aber auch für freiwillige Theilnehmer an neun (sechsclassigen) Realschulen und an sämmtlichen höheren Bürgerschulen, welche den Lehrplan der Realschulen angenommen haben, ertheilt. Es muss hier bemerkt werden, dass in Baden in neuester Zeit »eine Umgestaltung eingetreten ist, die zwar für den »humanistischen« Zweig der höheren Schulen, der Gelehrtenschulen, trotz mancher Anfechtungen tiefgehende Änderungen bis jetzt nicht gebracht hat, umso eingreifender aber auf dem Gebiete des Realschulwesens zutage getreten ist.« 1893 erhielten nämlich die Reallehranstalten eine neue Organisation, die auch der preußischen Neuordnung von 1891 Rechnung trug, insbesondere wurde auch in Baden für die Realschulen die Abschlussprüfung nach dem 6. Jahrgang, Untersecunda, eingeführt und demnach auch »der Lehrplan derart eingerichtet, dass mit dem sechsten Jahrescurse ein gewisser Abschluss der Bildung für solche gewonnen wird, welche den bis dahin durchgemachten Lehrgang nicht weiter fortsetzen«. »Hinsichtlich der Gelehrtenschulen«, bemerkt der Verf., »ist Gleiches bis jetzt nicht geschehen« (S. 61).

Für die Beaufsichtigung und Leitung des gesammten unteren und mittleren Schulwesens besitzt Baden eine einheitliche Central-Mittelbehörde, den »Oberschulrath«. Es ist dies ein Organ, »welches die Angelegenheiten des Mittel- und Volksschulwesens zwar in Unterordnung unter das (Unterrichts-)Ministerium, aber in vollständiger Trennung von demselben hinsichtlich des Personals, der Geschäftsräume und der geschäftlichen Behandlung zu bearbeiten berufen ist .... Der Verkehr zwischen »Oberschulrath« und Ministerium ist ein schriftlicher ... Der Oberschulrath setzt sich aus Mitgliedern des Schulfaches, sodann des kameralistischen und juristischen Faches zusammen. 22 ordentliche Mitglieder werden in der Regel ausschließlich für dieses Amt vom Staatsoberhaupt ernannt, außerdem werden außerordentliche Mitglieder (auf drei Jahre) für einzelne Zweige ernannt (in der Regel zwei altclassische Philologen und ein Mathematiker). Die engere Verbindung und damit die Erleichterung und Vereinfachung des Verkehrs zwischen Ministerium und Oberschulrath wurde seit 1881 dadurch erzielt, dass als Leiter (Director) des Oberschulrathes ein Beamter bestellt ist, der zugleich dem Unterrichtsministerium als Rath angehört.« Eine derartige Einrichtung besteht in keinem anderen deutschen Staate.

Nach einer Bestimmung der landesherrlichen Verordnung hat der Oberschulrath »für die Erörterung wichtiger allgemeiner Fragen im Unterrichtswesen, insbesondere bei der Vorbereitung von Gesetzen und Verordnungen, das Gutachten von Beiräthen aus der Zahl der Lehrer des Landes« zu hören. In Anwendung dieser Bestimmung werden »bestehender Übung gemäß« (Vorschriften hierüber bestehen nicht) regel-

mäßig alle drei Jahre »Directorenconferenzen« abgehalten, an denen »neben ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern des Oberschulrathes die Directoren der Gelehrtenschulen, der Realgymnasien und Oberrealschulen theilzunehmen pflegen ... Gegenstände der Berathung sind gewöhnlich allgemeine Fragen aus der Technik des höheren Unterrichtswesens, insbesondere solche, welche auf die Art der Behandlung einzelner Unterrichtsgegenstände der Mittelschulen sich beziehen.«

Zur Mitwirkung bei der Beaufsichtigung und Leitung der einzelnen Mittelschulen besteht ein Beirath. Er wird gebildet aus zwei bis drei vom Oberschulrathe aus der Zahl der Einwohner des Sitzes der Anstalt auf die Dauer von sechs Jahren zu ernennendrn Mitgliedern, von welchen mindestens einen der Gemeinderath (Stadtrath) in Vorschlag bringt, dem Director und einem weiteren, über Vorschlag der Lehrerconferenz vom Oberschulrath auf die Dauer von drei Jahren zu bezeichnenden Lehrer der Anstalt selbst, endlich einem am Sitze der Anstalt wohnenden Arzte. Der Beirath ist berufen, mitzuwirken bei Berathung allgemeiner organisatorischer Fragen und bezüglicher Anträge an die Oberschulbehörden, Verhandlungen über Herstellung oder Änderung der Anstaltsgebäude, soweit es sich nicht um bloße Unterhaltungsarbeiten handelt, Berathung über Herstellung oder Beschaffung von Gegenständen der inneren Einrichtung, soweit nicht der Director allein berechtigt ist, Verfügungen zu treffen, bei allen Verhandlungen über Maßnahmen, welche auf die Fürsorge für die Gesundheit der Schüler sich beziehen; Aufstellung des Entwurfes des Voranschlages über Ausgaben und Einnahmen der Anstalt; Mitwirkung bei Schulgeldbefreiungen, Berathung über Handhabung der Disciplin im allgemeinen und Stellung hierauf bezüglicher Anträge an die Oberschulbehörde. Beschlüsse der Lehrerconferenz, welche die Ausweisung von Schülern aus der Anstalt aussprechen, bedürfen der Zustimmung des Beirathes usw.

Die Anregung zu dieser Einrichtung an den Gelehrtenschulen — an den Reallehranstalten bestand schon früher eine örtliche »Beaufsichtigung« — wurde 1882 vom Landtage gegeben, die 3. Directorenconferenz (1883) hatte sich dafür ausgesprochen, und nachdem versuchsweise an einzelnen Anstalten der Beirath eingerichtet worden war, wurde die Institution mit landesherrlicher Verordnung von 1886 für alle Gelehrtenschulen vorgeschrieben und 1893 die betreffenden Bestimmungen in die Neuorganisation der Realmittelschulen, für welche, wie erwähnt, der Beirath keine Neuerung war, aufgenommen. Obwohl nun die um ihre Erfahrungen mit dem neugeschaffenen Beirath befragten Anstaltsvorstände bei der 5. Directorenconferenz 1890 sich meist wenig günstig äußerten, zeigten nach der Auffassung des bei der Berathung anwesenden Directors des Oberschulrathes die mitgetheilten Ergebnisse, »dass betreffs des Beirathes das eingetroffen sei, was die Schulbehörde erwartet habe. Die übertriebenen Hoffnungen gewisser Kreise hatten sich nicht erfüllt; auch die gehegten Befürchtungen seien nicht eingetroffen. Der Beirath wirke schon durch seine Existenz vortheilhaft, auch wenn er nichts Positives schaffe.«

Es mag hier daran erinnert werden, dass wir in Österreich — freilich nur kurze Zeit (1863—67) — eine dem badischen Oberschulrathe ähnliche Einrichtung in dem »Unterrichtsrathe« hatten, sowie dass der Organisations-Entwurf (vgl. §. 117—120) für die einzelnen Gymnasien eine städtische oder Gemeinde-Deputation, analog dem badischen Beirathe, kennt, eine Einrichtung, welche die Wechselwirkung und den Einklang von Schule und Leben vermitteln sollte, die jedoch so, wie sie im Organisations-Entwurfe vorgesehen ist, niemals verwirklicht wurde. Wenn man auch nach den Erfahrungen in Baden sich vom Bestehen dieser Deputationen keine allzugroßen Vortheile für die Schule erhoffen konnte, so ist doch sehr die Frage, ob nicht auch bei uns schon das Bestehen der im Organisations-Entwurfe in Aussicht genommenen und den Zeitverhältnissen entsprechend eingerichteten Schuldeputation (natürlich nicht nur für die Gymnasien) vortheilhaft wäre, auch wenn sie nichts Positives schaffen möchte. Voraussetzung ist freilich, dass die Anstalten in ihnen kein lästiges überwachendes Organ sehen, und dass sich die Deputationen nicht — was ja im Organisations-Entwurfe ausdrücklich abgelehnt wird — als Aufsichtsbehörde der Anstalt betrachten, sondern dass beide einander ergänzend »das fruchtbare Zusammenwirken der Schule mit der häuslichen Erziehung ermöglichen«. Gerade in unserer Zeit, wo zumal das Gymnasium so mannigfachen, meist aus Unkenntnis der Verhältnisse geschöpften Vorwürfen und Anklagen ausgesetzt ist, würde sich die Verwirklichung dieses alten Gedankens des Organisations-Entwurfes empfehlen: die Mitwirkung des Laienelementes — in der Deputation müsste sich selbstredend auch ein Arzt befinden — würde die Anklagen, wenn nicht beseitigen, so doch mildern, sicher würde dadurch das der Schule so nöthige Vertrauen der Bevölkerung gewonnen und befestigt werden.

Das ganze badische Mittelschulwesen zeichnet eine gewisse Bewegungsfreiheit aus. Auch den in der deutschen Schulreformbewegung zur Geltung gekommenen Reformgedanken ist die Möglichkeit der Entfaltung geboten: in Ettenheim besteht ein Realprogymnasium nach dem Altonaer System und in Karlsruhe selbst ist der Versuch eines Reformgymnasiums nach dem Muster der in Frankfurt a. M. unter der Leitung Dr. Karl Reinhardts stehenden Anstalt (jetzt Goethe-Gymnasium) zugelassen. Erfahrungen aber dieser Versuche liegen noch nicht vor.

Auch das höhere Mädchenbildungswesen zeigt eine hohe Stufe. Mit der landesherrlichen Verordnung vom 29. Juni 1877 sind die Mittelschulen für die weibliche Jugend organisiert worden; sie haben einen siebenjährigen Lehrcurs, welcher sich in eine untere und obere Stufe, jene mit vier, diese mit drei Schuljahren, abtheilt. Lehrgegenstände sind: Religion, Deutsch, Französisch, Englisch, Geschichte, Geographie, Größenlehre, Naturkunde, Kalligraphie, Zeichnen, Gesang, Turnen und weibliche Nadelarbeiten. Sie sind Gemeinde- oder Stiftungsschulen, die nach Maßgabe der hiefür zur Verfügung stehenden Mittel jährliche Beiträge aus der Staatscasse erhalten. Es bestehen derzeit 7 solche höhere Mädchenschulen mit 2472 Schülerinnen. Mit Beginn des Schul-

jahres 1893/4 (September 1893) wurde in Karlsruhe als Privatlehranstalt des Vereines „Frauenbildungs-Reform" ein Mädchengymnasium eröffnet, dessen Einrichtung Analogien mit der Wiener gymnasialen Mädchenschule (nur dass sich der Lehrplan naturgemäß an jenen der badischen Gymnasien anlehnt) aufweist. Seit 1897/8 ist die Anstalt vorläufig in städtische Verwaltung genommen worden. Es wird beabsichtigt, sie an die höhere Mädchenschule in Karlsruhe anzugliedern. Damit würde ihre rechtliche Stellung eine andere werden und der Lehrplan umgestaltet werden müssen.

Für alle Einzelheiten, insbesondere des Lehrplanes der einzelnen Schulgattungen muss Ref. auf das aufschlussreiche Werk von Joos selbst verweisen. Nur soviel sei hier hervorgehoben, dass „das badische Schulwesen", wie Wendt (in Baumeisters Handbuch I/2, S. 187) bemerkt, „seit mehr als einem Vierteljahrhundert eine Mittelstellung eingenommen hat zwischen den Staaten, die dem altclassischen Unterricht das entschiedene Übergewicht eingeräumt, und denen, die ihn gegen die modernen Bildungsfächer zurückgedrängt hatten. Gegenwärtig hat er in Baden wenigstens im Lateinischen noch etwas breiteren Boden als in Preußen und in Bayern, nicht ganz soviel als in Württemberg und Sachsen. Die Entwicklung der Realanstalten ist in erfreulichem Fortschritt. Es ist zu hoffen, dass die Berechtigungen dieser Schulen zur Vorbildung für bestimmte Studien (z. B. auch die Medicin) noch erweitert werden."

Um das Bild des badischen Mittelschulwesens anschaulicher zu gestalten, lassen wir noch einige Zahlen folgen; dabei können wir jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, dass es zu beklagen ist, dass der Verf. im Abschnitt VIII (Statistisches) nur die Schülerverhältnisse berücksichtigt und nicht wenigstens auch den Aufwand, der zerstreut bei den einzelnen Schulgattungen behandelt wird, hier im Zusammenhange zur Darstellung gebracht hat.

Zahl der Anstalten (1896/7): Baden besitzt 14 Gymnasien, 2 Progymnasien, 2 Realgymnasien, 3 Realprogymnasien, 3 höhere Bürgerschulen, 4 Oberrealschulen, 20 Realschulen, 7 Mittelschulen für die weibliche Jugend (es sei übrigens hier bemerkt, dass an den kleineren (Knaben-) Anstalten auch den Mädchen der Zutritt gestattet wird), also 16 Gelehrtenschulen, 32 Realanstalten, 7 weibliche Mittelschulen oder insgesammt 55 Mittelschulen bei einer Gesammtzahl (nach der Volkszählung vom 1. December 1895) von 1,725.464 Einwohnern.

Schülerzahl (Beginn 1896/97): 12.431 Knaben und 2472 Mädchen, zusammen 14.903 oder 86% der Einwohner. Von den 12.431 männlichen Schülern entfallen 4520 (36·36%) auf die Gelehrtenschulen, 7911 (63 64%) auf die Realanstalten. Wie aus der Zusammenstellung bei Wendt (a. a. O.) ersichtlich, ist die Zahl der die Gymnasien, auch der Realgymnasien, besuchenden Schüler fortwährend im Sinken, jene der Realschulen im Steigen begriffen (von 9305 Schülern im Jahre 1883 besuchten 53·2% Gymnasien, 31·6% Realgymnasien, 15·2% Realschulen, von den 11.651 Schülern im Jahre 1895 besuchten 37·9% Gymnasien, 14 2% Realgymnasien und 47·9% Realschulen; der Rückgang der Realgymnasien erklärt

sich daraus, dass seit 1893 viele Realgymnasien in reine Realanstalten umgewandelt worden sind). In Österreich sind diese Verhältnisse umgekehrt, z. B. 1896/7: 61.279 Gymnasialschüler, 27.410 Realschüler, 1895/6: 59.975 Gymnasialschüler, 26.404 Realschüler usw.

Aufwand (1896/7): *a*) für die Gelehrtenschulen: Gesammtaufwand 1,192.979 Mk., davon Staatsaufwand 463.690 Mk., *b*) für die Realanstalten: Gesammtaufwand 1,206.262 Mk., davon Staatsaufwand 423.735 Mk., *c*) Anstalten für die weibliche Jugend: Gesammtaufwaod 348.253 Mk., davon staatliche Beiträge 35.000 Mk. Es beträgt somit der Gesammtaufwand Badens für die Mittelschulen 2,747.494 Mk. oder circa 1·60 Mk. per Kopf der Bevölkerung, der Staatsaufwand 922.425 Mk. oder 0·5346 Mk. per Kopf der Bevölkerung, und sieht man von den weiblichen Mittelschulen ab, 2,399.241, bezw. 887.425 Mk., daher 1·35, bezw. 0·5136 Mk. In Österreich betragen die letzteren Verhältniszahlen 0·31 und 0·21 fl., d. i. 0·5 und 0·4 Mk. Man mag daraus sehen, wieviel bei uns trotz alles unleugbaren Fortschrittes auch auf dem Gebiete des mittleren Bildungswesens noch zu thun ist.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Standesangelegenheiten.

Am Ende des Jahres erscheint es angezeigt, eine Rückschau zu halten, ob das abgelaufene Solarjahr für den Mittelschullehrstand in seiner Gesammtheit ein günstiges war. Dass es ein solches war, mag aus Folgendem hervorgehen. Das Gehaltsgesetz vom 19. September 1898 ist in Kraft getreten, die Anrechnung der Supplentenjahre im Sinne des §. 7 dieses Gesetzes erfolgte von Seite der Unterrichtsverwaltung in wahrhaft liberaler Weise, wie dies auch durch die laut gewordenen Stimmen aus der Lehrerschaft vielfach bestätigt wurde. Die neue Art der Remunerierung der Supplenten übertrifft weit an Vortheil die frühere Substitutionsbemessung, ebenso ist die Entlohnung für die Überstunden eine derartige, dass solche von den wirklichen Lehrern nunmehr nicht ungern übernommen werden. Und dies ist bei dem herrschenden Lehrermangel von großem Vortheil.

Die Beförderung von Professoren in die VIII. und VII. Rangsclasse, von Directoren in die VI. Rangsclasse nach den Bestimmungen des neuen Gehaltsgesetzes wurde im abgelaufenen Jahre zum erstenmal durchgeführt. Die Zahl der im Jahre 1899 in die VIII. Rangsclasse beförderten Professoren beträgt 578, der in die VII. Rangsclasse 230, der in die VI. Rangsclasse beförderten Directoren 57, demnach hat die Gesammtzahl der Beförderten die Höhe von 865 erreicht. Diese Zahl bedarf wohl keines Commentars, namentlich für denjenigen, der die ersten Beförderungen in die VIII. Rangsclasse verfolgt hat. Dass die Unterrichtsverwaltung gewillt ist, die begonnenen Beförderungen im kommenden Jahre in gleich wohlwollender Weise fortzusetzen, lehrt ein Blick in das dem Abgeordnetenhause vorgelegte Budget.

Was aber für den Lehrstand von größter Bedeutung und auf den Nachwuchs von bestem Einflusse sein muss, das sind die dermalen geradezu glänzenden Anstellungsverhältnisse. Mit aller Sicherheit darf behauptet werden: es gibt (wenigstens an deutschen Lehranstalten) keinen alten Supplenten mehr, keinen, der vor 1897 die volle Lehrbefähigung erlangt hat und auf Anstellung wartet. Konnten wir doch wahrnehmen, dass selbst in der Gruppe der für Mathematik und Physik approbierten Candidaten die Aussichten so günstig geworden sind, dass die Unterrichtsverwaltung eine provisorische Lehrstelle für dieses Fach dreimal erfolglos besetzte.

Unter diesen Umständen darf erwartet werden, dass der bestehende Lehrermangel in Bälde wieder zu Nutz und Frommen unserer Mittelschulen behoben sein wird; die zahlreichen Einschreibungen an den philosophischen Facultäten deuten mit Sicherheit darauf hin, ebenso die Ergebnisse der im abgelaufenen Studienjahre vorgenommenen Lehramtsprüfungen (vgl. M.-V.-Bl. 1899, S. 385).

Wir haben schon früher über den Wettkampf in lateinischen Dichtungen berichtet, der alljährlich auf Grund der Hoeufft'schen Stiftung stattfindet. Die k. niederländische Akademie der Wissenschaften in Amsterdam verleiht jährlich aus den Mitteln dieser Stiftung eine goldene Medaille im Werte von 400 holl. Gulden dem besten zur Bewerbung eingegangenen lateinischen Gedichte. Auch wird dieses Preisgedicht zugleich mit denjenigen Dichtungen, die einer Anerkennung würdig befunden wurden, veröffentlicht. Die Bewerber sind durchaus Holländer und Italiener. In diesen Ländern blüht also noch die lateinische Poesie, während sie sonst fast ganz erloschen ist. Man begegnet übrigens unter denen, welche den Preis oder eine Belobung erhalten haben, fast immer denselben Namen. Auch ist die Zahl der Bewerber eine mäßige, indem sie nie 20 übersteigt. 1897 erhielt den Preis Giov. Pascoli aus Livorno mit seinem Gedichte *Reditus Augusti*, Belobung J. J. Hartman aus Leyden (*Matris natalicia*), wiederum Pascoli (*Iugurtha*), Aless. Zappata von Ancona (*Carmen de anguillarum Comaclensium piscatione*), endlich Pietro Rosati aus Terni mit seiner Satire *In mulieres litteratas*. 1898 trug Hartman den Preis davon mit dem Gedichte *Laus Mitiae* (Lob seiner Hauskatze), belobt wurden Pascoli (Catullocalvos, ein Wettstreit zwischen Catullus und Calvus), J. van der Vliet (*Epistula P. Annii Flori rhetoris et poetae Tarracone ad amicum quendam Romam se revocantem data*), Hartman (*Christus servator*), Zappata (*Ophis et Alcon* d. i. anguilla et larus, eine Art Metamorphose nach Ovid). 1899 erscheint als Preisgekrönter wieder Hartman (*Pater ad filium*); daneben wurden lobend anerkannt Raff. Carrozari aus Ferrara (*Leo gladiator seu Pompei Vesuvii montis conflagratione obruti*, offenbar durch Bulwer angeregt), Rosati (*Myceteis*), Zappata (*Nox Novembris*), Aless. Muccioli aus Rom (*Clytie*, nach Ovid). Eleganz und Geschmack, sowie große Gewandtheit kann man diesen Dichtungen nicht absprechen, zuweilen tritt sogar eine Virtuosität hervor; aber sind sie fast durchaus zu gedehnt, und man empfindet trotz aller Anerkennung doch bei der Lectüre eine gewisse Ermüdung. Meistens ist auch der Stoff gering und die Detailmalerei geht ins Kleinliche, ohne durch wahren Humor für die Länge zu entschädigen.

Literarische Miscellen.

Demosthenes. Die Olynthischen und Philippischen Reden nebst der Rede über den Frieden. Zum Gebrauch für Schüler herausg. von Dr. Hans Windel. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing 1896. 1. Bdchn.: Text, XXVIII u. 104 SS., 2. Bdchn.: Commentar, 46 SS.

Üppig sprießt und blüht es gegenwärtig auf dem Felde der Schülerausgaben und Präparationen. In fünf Verlagsanstalten Deutschlands erscheinen Sammlungen dieser Art; in keiner fehlt natürlich Demosthenes. Ob man sich dieser Fruchtbarkeit zu freuen besonders Ursache hat, steht sehr dahin, doch will Ref., ohne sich auf eine principielle Erörterung der Frage über die Ersprießlichkeit dieser Production einzulassen, gern anerkennen, dass vorliegende Ausgabe in allen Theilen: Einleitung, Text und Commentar sorgfältig und geschickt gearbeitet ist und so einen brauchbaren Behelf für die häusliche Vorbereitung der Schüler bietet. Die Disposition der Reden ist durch Abtheilung des Textes, Überschriften und Randnoten ersichtlich gemacht. In der Knappheit des Commentars ist das löbliche Bestreben zu erkennen, der Aufgabe des Schulunterrichtes nicht vorzugreifen. Sollte es dem Programme der Sammlung widersprechen, eine Übersichtskarte Griechenlands dem Texte anzuschließen?

Wien. Franz Slameczka.

Französische Geschichte von Prof. Dr. R. Sternfeld. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1898. 203 SS.

In der bekannten Göschen'schen Sammlung ist auch eine Geschichte Frankreichs erschienen, die von Prof. Dr. Sternfeld verfasst ist. Auf 198 Seiten werden die Geschicke Frankreichs von den Zeiten der Gallier bis zur Gegenwart dargestellt. In drei Hauptabschnitten (Die Entstehung der französischen Nation; Die Entstehung des französischen Staates; Der hundertjährige Krieg mit England und die Wiedererstarkung der Monarchie) wird die Geschichte bis zum Ende des Mittelalters geführt: dann folgen die Abschnitte: Gegensatz zu Habsburg und Religionskriege; Das Zeitalter Richelieus und Mazarins; Das Zeitalter Ludwigs XIV.; Der Verfall Frankreichs, Die Revolution, Das erste Kaiserreich, Die Restauration, Das zweite Kaiserreich und die dritte Republik. Das Buch bietet eine gut geschriebene, angenehm lesbare Übersicht der Hauptereignisse; doch hätte der volkswirtschaftlichen Entwicklung mehr Raum gegönnt und beispielsweise Colberts Thätigkeit nicht wie eine Nebensache klein gedruckt werden sollen; S. 53 wären die »Generalstände«, S. 59 der Prevôt des marchands, S. 63 die Sorbonne zu erklären gewesen; die Bedeutung und die Befugnisse des »Pariser Parlaments« hätten noch deutlicher gemacht, die Ursachen des Auftretens des Socialismus und der communistischen Umsturzideen erörtert werden sollen. S. 61 steht »Karl VII.« statt »Karl VI.«

Regententabellen zur Weltgeschichte. Von S. Hirth. München u. Leipzig, G. Hirths Verlag 1898. 156 SS.

Hirths Regententabellen unterscheiden sich von Arbeiten ähnlicher Art dadurch, dass sie nicht nur die Herrscherreihen der größeren Staaten, sondern auch die von weniger bedeutenden Ländern, von Grafschaften, Mark- und Landgrafschaften, sowie geistliche Fürsten, Staatsoberhäupter von Republiken und Oberbürgermeister von Reichsstädten enthalten. Man findet also beispielsweise darin die Herrscherreihen der kleinen Staaten Italiens, die man sonst nicht gleich zur Hand hat, so auch von Benevent, Mirandola, Urbino, Camerino, Piombino, Massa; oder die der asiatischen Reiche Trapezunt, Antiochien, Armenien, Cypern, Siam, Annam u. a. Ein solches Buch ist das Ergebnis einer ungewöhnlichen Ausdauer und kann als ein nützliches Nachschlagewerk für jeden Gebildeten bezeichnet werden. Der Verf. zeigt eine Vorliebe für eigenartige Bezeichnungen, die von den bisher üblichen abweichen. So muthet es uns sonderbar an, wenn er von Fürsten von Tirol, von Fürsten von Cilli spricht; die salischen Könige nennt er Heinrichinger; er sagt statt Arpaden Arpaditen, statt Piasten Piastiden, statt Aribonen Aribiden, statt Rurik Rurikiden, endlich statt Přemysliden Pirzemisliden. Derartige Änderungen sind unnöthig, und Pirzemisliden hat es überhaupt nicht gegeben.

Graz. F. M. Mayer.

Programmenschau.

103. Schranzhofer, Dr. Leopold, Das Jubeljahr nach der Gesetzgebung des Moses und nach kirchlichem Rechte. Progr. der k. k. Theres. Akademie in Wien. 1898, 8°, 16 SS.

Mit gründlicher Kenntnis der einschlägigen Stellen im alten Testamente, das der Verf. im Urtexte zu lesen versteht, behandelt Schranzhofer das mosaische Jubeljahr (1. Theil) und daran anschließend das kirchliche (2. Theil). Der Titel der Abhandlung erweckt unwillkürlich

den Gedanken, dass es sich um einen Vergleich dieser beiden Einrichtungen handelt. Allein Schranzhofer muss selbst am Schlusse seiner Abhandlung zugeben, dass »zwischen beiden (dem kirchlichen und dem mosaischen Jubeljahre) nur sehr geringe Beziehungen bestehen.« Unserer Ansicht nach ist ein Vergleich dieser beiden Jubeljahre überhaupt unmöglich, denn es fehlt das tertium comparationis. Beide Einrichtungen haben nur den Namen gemeinsam, Entstehung und Entwicklung ist aber ganz verschieden. Darum lassen sich diese beiden Jubeljahre ebenso wenig oder ebenso viel vergleichen wie etwa die Wage mit dem Sternbilde desselben Namens. Daher ist auch die gezogene Schlussfolgerung falsch: »Beim mosaischen Jubeljahre wiegt nämlich die materielle Seite vor, es regelt den Besitz und die persönliche Freiheit.« ....
»Das Jubeljahr der Kirche aber diente vom Anfang an, wie in seiner späteren Entwicklung keinem anderen Zwecke, als das Seelenheil zu fördern, die Sünder mit Gott zu versöhnen, den Bußeifer zu wecken und die kirchlicher Gewalt Unterstehenden für den Himmel zu erziehen«. Für diesen letzteren Zweck sorgte die Gesetzgebung des Moses durch den Versöhnungstag; bei einem Vergleiche »Kirchliches Jubeljahr und mosaischer Versöhnungstag« hätte das tertium comparationis nicht gefehlt. Aber selbst abgesehen von der Unmöglichkeit des Vergleiches der bloß namensgleichen Jubeljahre ist auch die Behauptung an und für sich falsch, dass beim mosaischen Jubeljahre die materielle Seite vorwiege. Schranzhofer hat einen Punkt, den er wohl streift (S. 7), viel zu wenig ins Auge gefasst. Das mosaische Jubeljahr beruht auf theokratischer Grundlage. Gott ist auf Grund des theokratischen Principes allein Herr und Besitzer der ganzen Welt; dem Menschen kommt als dem Diener Gottes nur die Nutznießung zu; als Diener Gottes aber soll der Mensch nicht zum Menschenknechte herabsinken; deshalb sollte im 50. Jahre (Jubeljahr) derjenige, welcher aus Armut, Noth oder sonst einem Grunde seine Felder zu verkaufen gezwungen war, seinen ursprünglichen Besitz wiedererlangen. Demnach wurden auch gar nicht die Felder, sondern nur die entsprechende Anzahl der Ernten verkauft. Wir möchten Schranzhofer auf die Worte des berühmten Forschers Knobel in seinem Commentare zu Leviticus Cp. 25 aufmerksam machen: »Was man von den ökonomischen Vortheilen eines Brachjahres nach sechs Bebauungsjahren anführt, war dem Gesetzgeber sicher nur Nebensache«. ...... »Die Rückkehr des Hebräers zu seinem Besitze und Geschlechte begann am Versöhnungstage, also gerade an dem Tage, wo Israel sich jedes Jahr wegen seiner Abirrungen von Gott versöhnte und die Gemeinschaft mit ihm wiederherstellte. Dieser Tag theokratischer Wiederherstellung war für den Eintritt des Jubeljahres der passendste.« Es dürfte sich demnach, ganz abgesehen von der Unstatthaftigkeit des Vergleiches zweier nur namensgleicher Jubeljahre, auch die Behauptung Schranzhofers, beim mosaischen Jubeljahre wiege die materielle Seite vor, kaum aufrecht halten lassen.

Brüx. Dr. Biach.

---

104. Grünwald Anton Adalbert, Die Projectionen einer unebenen Curve 3. Ordnung R_3^3 und der ebenen Schnittcurven ihrer Tangentenfläche im Zusammenhange mit dem zugehörigen Nullsystem. Progr. der deutschen Staats-Realschule in Karolinenthal 1897, 37 SS. u. 1 Tafel mit 19 Figuren.

Der mit den neuen Methoden der synthetischen Geometrie sehr gut vertraute Verf. stützt seine Untersuchung auf die Plücker'schen Relationen über das Geschlecht und die Anzahlen von Singularitäten algebra-

ischer Curven und auf die Theorie der ebenen Curven 3. Ordnung und 4. Classe, bezw. 4. Ordnung und 3. Classe. Auf den Raum übertragen, liefern die Beziehungen in der Ebene vielerlei Resultate, die für den Constructeur von außerordentlicher Wichtigkeit sind und deshalb hier in erster Linie in Betracht gezogen werden sollen.

Zwei Kegelflächen 2. Ordnung, welche eine Erzeugende gemein haben, durchschneiden sich in einer Raumcurve 3. Ordnung und 4. Classe vom Geschlechte Null, welche durch die beiden Scheitel s_1 und s_2 geht. Andere Punkte x der Curve erhält man als Schnitt der beiden Erzeugenden, welche sich in irgend einer durch $s_1\,s_2$ gelegten Ebene befinden. Legt man längs $s_1\,x$ und $s_2\,x$ die Tangentialebenen an die Kegelflächen, so ergibt sich in ihrer Schnittgeraden $x\tau$ eine Tangente der Raumcurve. Die Gesammtheit dieser Tangenten bildet eine developpabele Fläche 4. Ordnung und 3. Classe, welcher die Raumcurve als Gratlinie zukommt. Die durch einen Punkt O möglichen drei Berührungsebenen der Tangentenfläche sind zugleich Schmiegungsebenen der Raumcurve, welche deshalb vom 3. Range ist.

Die in zwei Curvenpunkten x_1 und x_2 gelegten Schmiegungsebenen schneiden sich in einer Geraden, welche die Tangentenfläche in den Punkten y_1 und y_2 von $x_1\tau_1$ und $x_2\tau_2$ berührt. Je eine Bisecante $x_1\,x_2$ der Raumcurve und die zugehörige Doppeltangente $y_1\,y_2$ der abwickelbaren Fläche heißen einander conjugiert. Zieht man durch einen beliebigen Punkt O an alle Paare conjugierter Geraden die gemeinsamen Transversalen, so liegen diese merkwürdigerweise in derselben Ebene, welche die Nullebene von O genannt wird. Diese Nullebene schneidet die Curve in drei Punkten w_1, w_2 und w_3, welche ihre Schmiegungsebenen durch O senden, während die entsprechenden Curventangenten nur ihre Berührungspunkte mit der Nullebene gemein haben. Eine Ausnahme hierin findet dann statt, wenn der Nullpunkt O in der Curve selbst liegt und alle drei Schmiegungsebenen mit der Nullebene zusammenfallen.

Projiciert man die Curve aus dem außerhalb gedachten Punkte O auf eine Ebene P, so liefern die Spuren der drei Schmiegungsebenen auf P Wendepunktstangenten des Curvenbildes 3. Ordnung und 4. Classe. Da aber die Originale w_1, w_2 und w_3 der Wendepunkte w'_1, w'_2 und w'_3 in der Nullebene von O liegen, so befinden sich die Wendepunkte in der Spur der letzteren auf P. Die Wendepunktstangenten bilden dabei den Umriss des Bildes der developabelen Fläche auf P. Liegt das Centrum O auf einer Bisecante der Curve, dann werden zwei Wendepunkte imaginär, und das Bild hat einen Doppelpunkt, welcher im vorigen Falle als isolierter Punkt mit imaginären Tangenten auftrat. Die Construction gestaltet sich sehr einfach, wenn man P von Haus aus als Projectionsebene für die perspectivische Darstellung der Curve aus dem Centrum O wählt und dabei die Kegelflächen durch ihre Spurlinien in P und die Bilder ihrer Scheitel entsprechend bestimmt. Die Transversalen aus O an zwei Paare conjugierter Geraden im Nullsystem, wie $x_1\,x_2$ und $y_1\,y_2$, $x_2\,x_3$ und $y_2\,y_3$, erscheinen dann als Schnittpunkte der Bilder zusammengehöriger Geraden und die Spur der Nullebene von O geht eben durch diese Schnittpunkte. Das Paar $x_3\,x_1$ und $y_3\,y_1$ liefert auf der Hand liegende Controlen.

Die Schnittcurve der developabelen Fläche mit einer Ebene E ist 4. Ordnung und 3. Classe. Sie besitzt in den drei Durchstoßpunkten mit der Raumcurve Rückkehrpunkte, deren Tangenten sich in einem Punkte treffen. Denn die erzeugenden Kegelflächen s_1 und s_2 liefern in E zwei Kegelschnitte, die im allgemeinen vier Punkte gemein haben, von denen der in $s_1\,s_2$ liegende Punkt nicht mitzählt. Sind zwei Rückkehrpunkte imaginär, dann hat die Schnittcurve eine Doppeltangente, welche im vorigen Falle isoliert war und imaginäre Berührungspunkte besaß. Das dualistische Entsprechen zwischen der Schnittcurve und der Projection der Raumcurve beruht auf der Zuordnung von Bisecanten und Doppel-

tangenten im Nullsystem. Der Verf. führt für jede der obgenannten vier Curvenarten einen Typus an, aus dem man sie durch Collineation ableiten kann. Auch werden Discussionen für specielle Lagen des Nullpunktes O und seiner Nullebene gegeben. Ferner wird die dualistische Erzeugung der Raumcurve mittels zweier Kegelschnitte, die eine gemeinsame Tangente besitzen, erörtert. Die aus einem Punkte der letzteren an beide Kegelschnitte noch möglichen Tangenten liefern zwei Berührungspunkte, durch welche eine Tangente der Raumcurve bestimmt ist.

Schließlich wird der Zusammenhang der obigen Arbeit mit der Küpper'schen Studie über das Nullsystem erläutert. Denkt man sich längs jeder Erzeugenden einer normalen Schraubenfläche die dazu senkrechten Tangenten an die Fläche gezogen, so erhält man eine Schar von Translationsstrahlen, die dem entsprechenden Anschmiegungsparaboloide angehören. Jeder Translationsstrahl bestimmt im Schnittpunkte mit der Erzeugenden der Schraubenfläche die Schmiegungsebene an die Schraubenlinie dieses Punktes, der als Nullpunkt des Translationsstrahles gilt. Verschiebt man obige Schraubenfläche längs ihrer Centralachse C und lässt sie außerdem in jeder Lage um dieselbe rotieren, so erhält man das System sämmtlicher Translationsstrahlen. Durch jeden Punkt des Raumes gehen unzählig viele Translationsstrahlen und liegen auf einer Kegelfläche 2. Ordnung, deren eine Erzeugende C_1 parallel zu C verläuft. Die Nullpunkte aller solcher Translationsstrahlen befinden sich außerdem auf einem Kreiscylinder mit den diametralen Erzeugenden C und C_1. Mithin ist der Ort der Nullpunkte eine besondere Raumcurve 3. Ordnung. Rollt man die Cylinderfläche auf, so verwandelt sich die Raumcurve in eine ebene Curve, für welche der Verf. die Gleichung ableitet.

Abgesehen von wenigen unbedeutenden Mängeln, die der Leser sich leicht selbst corrigieren kann, ist die ganze Arbeit klar und präcis. Leider wird sie wegen der darin vorausgesetzten hohen Vorkenntnisse nur wenige Leser finden, und deshalb dürfte das Verdienst des Verf.s durch den obigen Auszug am besten gewürdigt erscheinen, wofern ihm die Freude am Schaffen nicht schon die aufgewandte Mühe reichlich gelohnt hat.

Wien. Adalbert Breuer.

---

105. Schweeger Emerich, Die Metallcarbide, Calciumcarbid, Acetylen und seine Verwendung. Progr. der Staatsrealschule in Böhmisch-Leipa 1898, 8°, 17 SS.

In der vorliegenden Programmarbeit ist alles Wissenswerte über Calciumcarbid sowie über Acetylen und seine Verwendung, einiges auch über Metallcarbide im allgemeinen in recht übersichtlicher Weise zusammengetragen. Bei der Darstellung des Gegenstandes ist die historische Entwicklung der Frage mit vielem Erfolge zugrunde gelegt worden. Im übrigen sind sowohl die technischen Methoden der Herstellung von Calciumcarbid und von Acetylen als auch die Versuche, die mit diesen Körpern in der Schule angestellt werden können, durch ausreichende Skizzen illustriert. Die Schulversuche selbst sind gut beschrieben, und zwar unter Angabe verschiedener Vorsichtsmaßregeln, welche bei Handhabung dieser interessanten Körper geboten erscheinen.

Die benützte Literatur ist gewissenhaft angegeben.

Mit einer kurzen Besprechung der thatsächlich bestehenden praktischen Verwendungen des Acetylens zu Beleuchtungszwecken verschiedener Art schließt die hübsche Arbeit ab, die sich nicht nur in Rücksicht des behandelten Materials, sondern auch in Bezug auf die Art der Vermittlung desselben vortheilhaft auszeichnet.

106. Kohn Friedrich, Die Krystalle des Paraxylenylbromids $C_6H_4\begin{cases}CHBr_2\\CHBr_2\end{cases}$. Progr. der Comm.-Unterrealschule in Dornbirn 1898, 8°, 12 SS. und 3 Tafeln.

Vorerst werden unter Angabe der betreffenden Literatur die Darstellungsarten des Terephtalaldehyds besprochen, sodann aber der Bericht Hönigs über die Darstellung des Paraxylenylbromids selbst angeführt. Die krystallographische Bearbeitung der »schön glänzenden, meist nadelförmigen« Krystalle (die größten derselben wären 3 mm lang) wurde dem Verf. überlassen. Das Krystallsystem wurde als monosymmetrisch erkannt. Beobachtet wurden an den untersuchten Körpern: das Klinoprisma, die Basis, das positive Orthohemidoma, das Orthopinakoid, das Klinopinakoid usw. Die Ergebnisse der Messungen sind in drei Tabellen zusammengestellt. Die Tafeln enthalten Darstellungen von typischen Formen untersuchter Krystalle; eine Figur gibt außerdem »eine ideale Combination sämmtlicher an den Paraxylenylkrystallen beobachteten Formen«, eine andere endlich »die dazugehörige stereographische Projection«. Zwillinge und auf Zwillingsbildungen einen Schluss gestattende Riefungen wurden nicht gefunden.

Der krystallographischen Arbeit wurden (nach Hönig) einige Worte über die physikalischen Eigenschaften der Krystalle sowie der Substanz überhaupt angegliedert.

Wien. Joh. A. Kail.

---

107. Sekera, Dr. Emil, Studie limnobiologické (Limnobiologische Studien). Progr. des k. k. Obergymn. in Pilgram 1898, 8°, 26 SS.

Seit langem hat uns keine von den in den Jahresberichten unserer böhmischen Mittelschulen veröffentlichten Arbeiten ein so aufrichtiges Vergnügen, eine so anregende Lectüre geboten, wie die hier genannte Abhandlung Sekeras. Sie gehört ohne Zweifel zu den besten Arbeiten dieser Art, die im Laufe der letzten Jahre in den Programmen der österreichischen Mittelschulen veröffentlicht worden sind. Der Verf. liefert eine hübsche Probe dessen, wie interessante und wissenschaftlich wichtige Resultate man durch eifriges Studium des organischen Lebens in einem einzigen, kleinen Wassertümpel erzielen kann; er gibt aber auch seinen Fachcollegen ein nachahmungswürdiges Beispiel, indem er ihnen ausführlich zeigt, wie anziehend eine solche Beobachtung sein und welchen Nutzen dieselbe der Biologie überhaupt bringen kann. Und wie wichtig kann eine derartige Arbeit des Lehrers werden, wenn er auch seine Schüler zu einem solchen Studium aneifert und führt, wenn er ihre Aufmerksamkeit auf einen solchen Mikrokosmos lenkt, den uns Sekera in einer so belehrenden Art und dabei mit einer echt wissenschaftlichen Methode vorführt und schildert.

In der Einleitung bespricht der Verf. den Zweck und die verschiedenen Arten sowohl der biologischen, als auch der limnobiologischen Studien. Der Gegenstand seiner Forschungen war ein kleiner Tümpel mit sehr interessanter Fauna in der Umgegend von Pilgram. Nachdem er alle physikalischen Verhältnisse dieser Localität geschildert, bespricht er zuerst den Einfluss der Wärme auf eine solche Fauna, dann die chemische Beschaffenheit des Wassers, bezw. die Menge verschiedener Gase in demselben und ihre Einwirkung auf die Organismen; er zeigt sodann, wie da die Beschaffenheit des Bodens und die Flora mit dem Leben der Thierwelt zusammenhängen (hier liest man einige interessante Angaben über die Symbiose), wie sich das Verhältnis zwischen der Thier- und

Pflanzenwelt, insbesondere mit Rücksicht auf die Nahrung der ersteren und der Concurrenz der Organismen gestaltet. Darauf wird auf den Unterschied zwischen der temporären und stabilen Fauna solcher Localitäten hingewiesen und das latente Leben darin, die Fauna des Ufers, der Oberfläche und der Tiefe besprochen. Weiter zeigt uns Sekera, was für einen Einfluss das Licht auf die Thiere ausübt, wie man die Süßwasserthiere in Bezug auf die Bewegung eintheilen kann, in welchem Verhältnisse die Energie bei der Bewegung zu der Körpergröße des Thieres steht; es folgen noch interessante Capitel über den Parasitismus, Commensualismus und Thiercolonien, schließlich über den Kreislauf organischer und anorganischer Stoffe in solchen Localitäten.

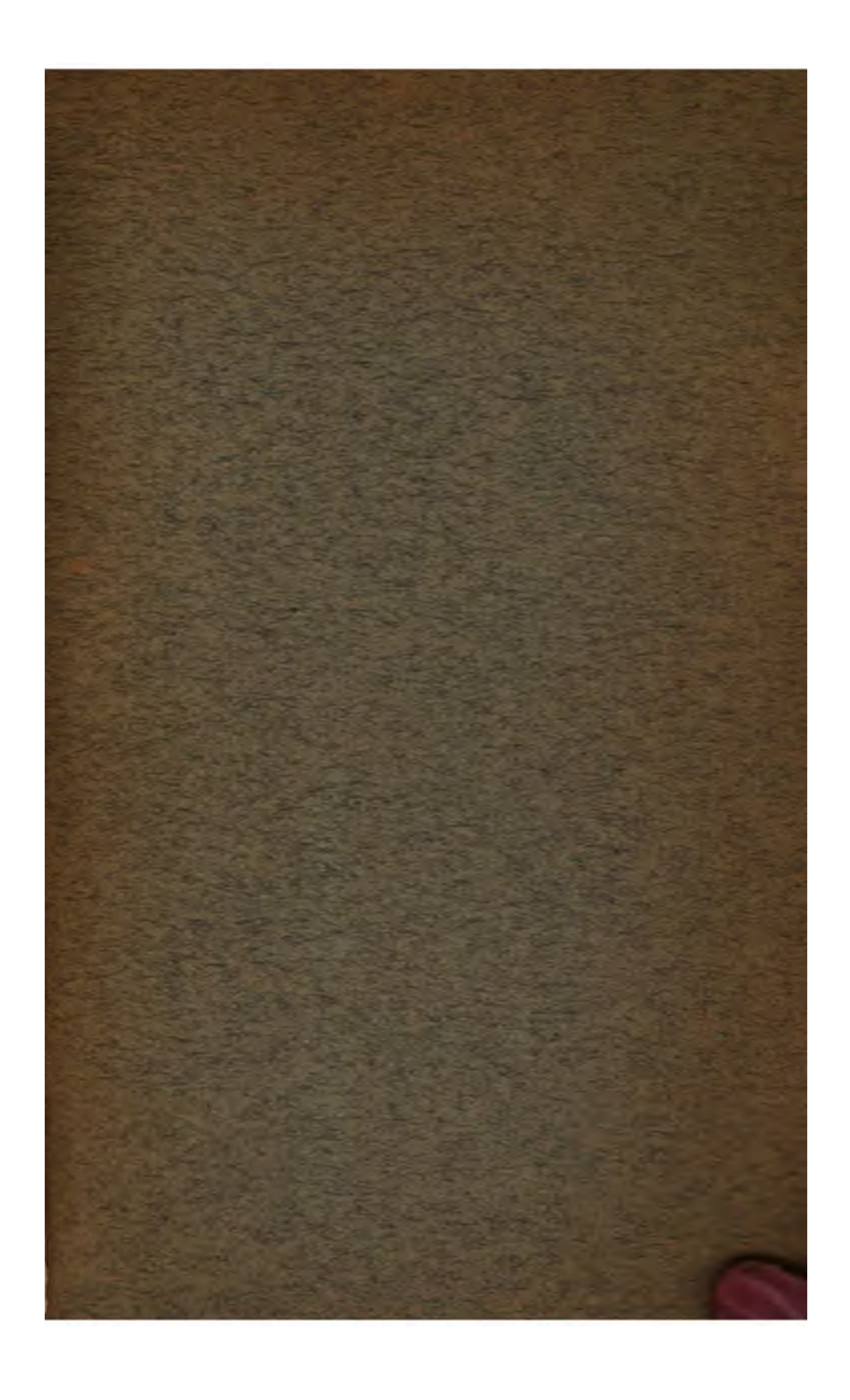
Das gesammte Leben in einem solchen Tümpel ist hier von allen genannten Gesichtspunkten sehr ausführlich und dabei anziehend geschildert. Man sieht auch, wie gut der Verf. die Mikrofauna des Wassers kennt — das ist allerdings unumgänglich nothwendig, wenn eine solche Arbeit gleich vortreffliche Resultate erzielen und eben solche für die Biologie wertvolle Angaben enthalten soll, wie es hier der Fall ist.

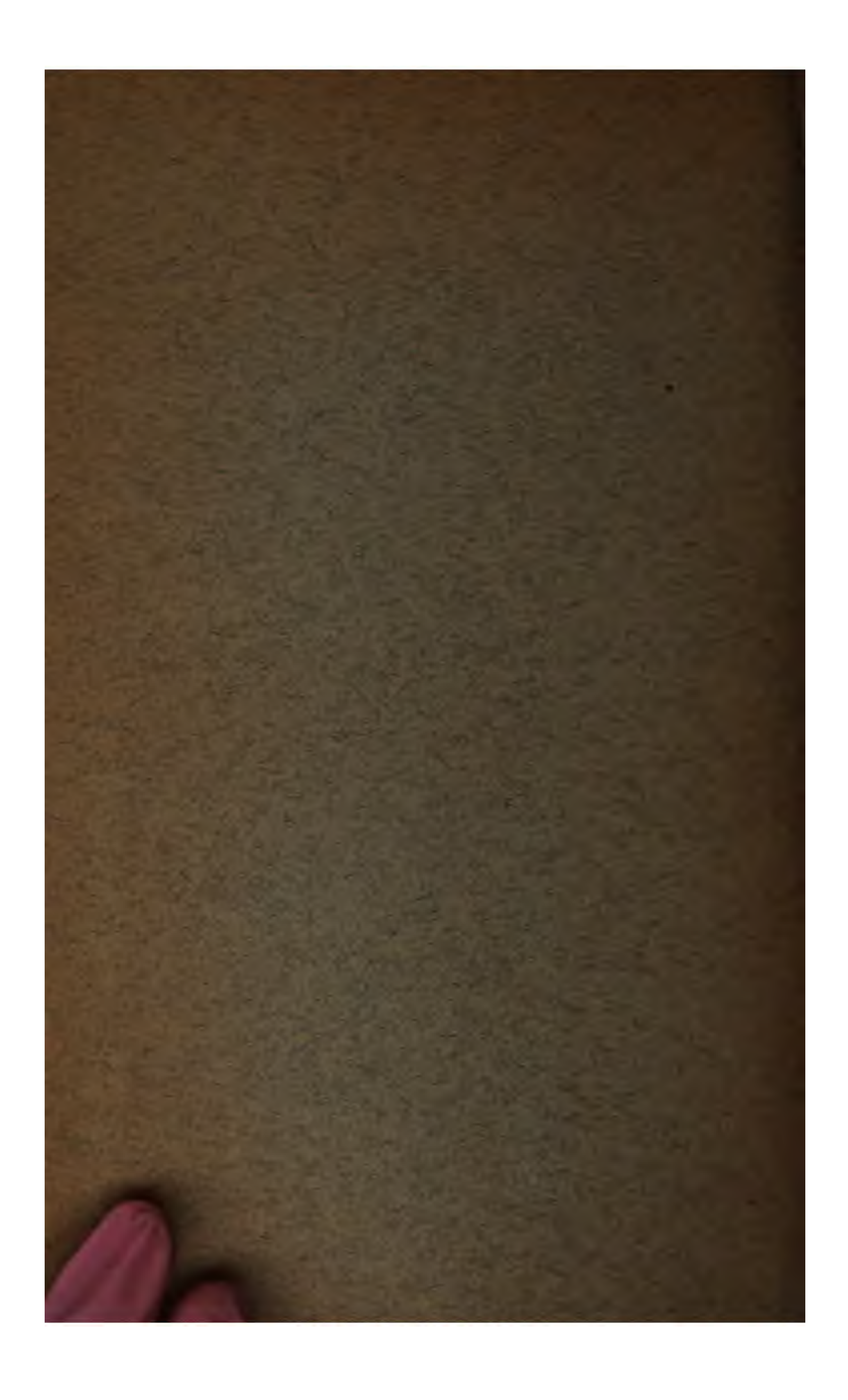
108. Janda Jiří, Poznámky ornithologické z okolí Val. Meziříčí v letech 1895—98 (Ornithologische Bemerkungen aus der Umgegend von Wall.-Meseritsch in den Jahren 1895—98). Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Wall.-Meseritsch 1898, 8°, 41 SS.

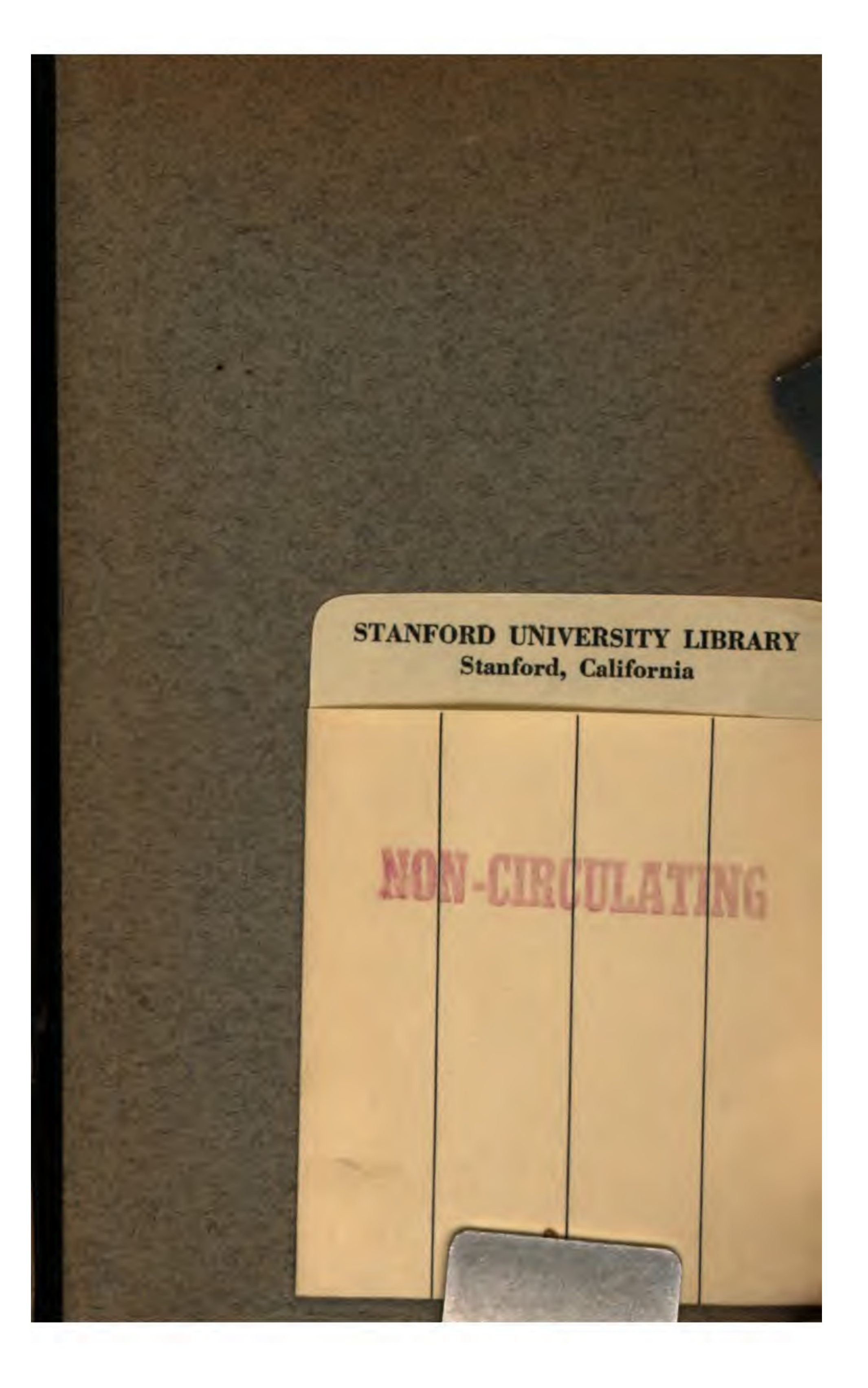
Der Verf. veröffentlicht die Ergebnisse seiner fleißigen ornithologischen Beobachtungen in der Umgegend der genannten Stadt. Er führt 160 vorgefundene Arten der Vögel an, unter denen die Formen der Niederung vorherrschen; es ist eine ansehnliche Anzahl, wenn man bedenkt, dass die gesammte Avifauna Mitteleuropas nicht einmal 400 Species zählt. Bei einzelnen Arten gibt Janda an, wo sie beobachtet wurden, wo sie nisten, wie und wo sie ziehen, wann sie zum erstenmale im Frühling ankommen u. a. Bei manchen Arten finden wir interessante Angaben über ihren Charakter und andere treffliche, insbesondere biologische Bemerkungen. Die anziehendsten Bilder solcher Art sind die Absätze über das Rothkehlchen, den Krammetsvogel, den Kreuzschnabel, den Staar und den gemeinen Würger. Das System ist dasselbe, wie es in den Schriften der österreichischen Ornithologen landesüblich ist; die Nomenclatur ist nach Reichenow gehalten. Die Dohle heißt also Colaeus monedula, die Schwalben sind in drei Gattungen (Chelidonaria, Hirundo, Clivicola) eingetheilt, die Ohreule heißt Asio usw. Man kann gegen solche neue systematische Begriffe vom wissenschaftlichen Standpunkte vieles einwenden: zum Glücke finden wir in der Arbeit Jandas noch kein so widerwärtiges Umtaufen von Arten und kein so unsinniges Zerreißen alter, guter Gattungen, wie es in den Schriften mancher unseren »Ornithologen« (Gadow nennt sie »Puristen«) in die Mode gekommen ist.

Die Abhandlung Jandas ist gewiss ein gediegener Beitrag zur Ornithologie Mährens.

Prag. Dr. Franz Bayer.






STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California
NON-CIRCULATING

